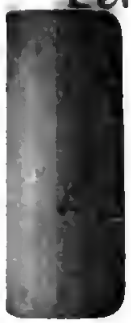
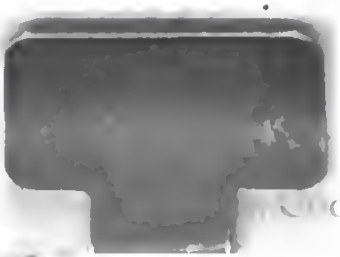
Per. 7 Uh
4°
Erheiterungen.
1866,2





Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 154 Montag, 2. Juli 1866.

Bayerische Staatsbibliothek München

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Auf der Wildenseealp.

Der Abend dämmert herauf, die letzten Strahlen der Sonne verglühen an der schroffen Felsenwand des Kogelberges da drüben, die letzten Töne der Ludlerinnen verklingen in den widerhallenden Bergen. Am Wildensee haben sie zusammen gesungen und getanzt, bis die Schatten der Dämmerung sich über die dunkeln Wasser gelegt haben, dann sind sie heimgekehrt nach der Alp. Jetzt am Rande des Waldes, der zum See führt, da bleiben die Sennerinnen stehen, denn da scheiden sich die Wege zu den verschiedenen Sennhütten, da müssen sie Abschied nehmen.

Gut' Nacht! Behüt' Di Gott, und gute Träum', töni's herüber und hinüber. Dann sieht man die raschen hübschen Dirnen hierhin und dahin wandern mit rüstigem Schritt den Sennhütten zu, die einzeln und zerstreut, jede auf einer kleinen Wiesenmatte da liegen, die Hinterseite entweder an eine Felsenwand gelehnt, od.. nahe an den Rand des Waldes heantretend.

Zwei der Sennerinnen nur bleiben bei einander, Arm in Arm wandeln sie dahin, bald über Felsgerölle klimmend, bald in kleine Thalgründe hinab steigend, bis sie die Sennhütte erreicht haben, die ganz oben auf der Alp in reizender, malerischer Umgebung liegt. Die Sonne, welche aus den Thälern und den tiefen Bergkesseln schon ganz und gar verschwunden ist, küßt den Berggipfel noch mit einem letzten Purpurstrahl und vergoldet die zwei kleinen Fenster der Sennhütte. Hart am Abhang einer moosbewachsenen Felsenplatte liegt die Hütte, und vor ihr stehend hat man eine weite herrliche Aussicht hinab in das schöne zerklüftete Thal und auf den Wildensee, dessen Rand drüben von weißen zackigen Felsspitzen umgeben ist, an denen die Tannen wie Gemsen zierlich und behend hinaufklettern und der hier auf der Seite der Sennhütte von einer blumigen Wiese eingefaßt ist. Hinter den Felsen drüben steigt das Todtengebirge mit seinen dunklen Waldhöhen empor und schließt ringsum hier oben hinter der Felsenplatte den Horizont ein. Dahinter aber heben sich wie riesenhafte Nebelgestalten die weißen Gletscherspitzen mit ihren malerischen Formen vom dunkelblauen Himmel ab. Zur einen Seite der Sennhütte liegt ein kleines eingezäuntes Gärtchen mit Rosen und Geisblatt und allerlei Alpenpflanzen geschmückt, die Rückenwand schützt ein schroffer Felsenkegel, und hier an der andern Seite der Sennhütte zwischen zwei weit vorspringenden Felsenblöcken ist der Stall für das Vieh angebracht.

Es ist keine gewöhnliche Sennhütte, sie zeichnet sich aus durch ihre Zierlichkeit und Sauberkeit und durch das Gärtchen mit dem niedlichen Zaun von geflochtenen Weidenruthen. Auch der Stall für das Vieh ist ein besonderer Luxus dieser Sennhütte, die inmitten ihrer kleinern dürftigern Schwestern ein gar vornehmes und feines Ansehen hat.

Aber es wohnen auch keine gewöhnlichen Sennerinnen in dieser Sennhütte und sie gehört auch keinem gewöhnlichen Bauersmann. Der Apotheker Menzel hat diese Sennhütte mit dem Land umher gekauft und hat sie so hübsch herrichten und hat auch den Stall daneben hauen lassen, damit nicht, wie in den andern Sennhütten, das Vieh mit der Sennerin unter einem Dache wohnt.

Denn in dieser Sennhütte, da wohnt des Apothekers einzig Kind, die schöne Broni, die von ihrer verstorbenen Mutter die Anlage zur Schwindsucht geerbt hat, und weil er die Broni gar so innig liebt, so möchte er Alles thun, um sie zu behüten vor der entsetzlichen Krankheit, und darum soll sie, wie es der Arzt befohlen, bis zu ihrem zwanzigsten Jahr jeden Sommer in der Sennhütte ganz oben auf der Wildenseealp leben und die Brust und die Lungen stärken an der Luft, den Kräutern und der Milch.

Seit vier Tagen ist die Broni nicht mehr allein mit der Sennerin droben in der Hütte, die Anna Blochl ist bei ihr, die liebe herzige Freundin der Broni, und jetzt eben kommen Beide Arm in Arm heim vom Wildensee.

Die Magd der Broni, die gute Raffle, steht vor der Sennhütte und begrüßt ihre beiden lieben Mädels mit einem fröhlichen Jauchzen, nickt ihnen freundlich den Abendgruß und bringt ihnen geschäftig den Krug mit der warmen Milch herbei, die sie eben ganz

Digitized by Google

frisch von der großen Braunen gemolken hat. Die beiden Mädels trinken; die Broni, weil's ihr wohlbehagt, die Annerle, weil's der Arzt so verordnet und weil sie dem Vater versprochen hat, pünktlich Alles zu thun, was der liebe alte Doktar befiehlt.

Jetzt reicht Broni lachend ihren geleerten Krug der Magd dar. Schau nur, Raffle, wie langsam das Annerle trinkt, ich bin schon fertig und sie trinkt noch immerfort. Nun sag, was gibt's Neues, Raffle? Mußt was Neues wissen, Raffle, sonst wird unserer kleinen Stadtdame die Zeit hier oben lang. Sie ist die Einsamkeit noch nit gewöhnt hier oben. Geschwind also, Raffle, erzähl was Neues!

Weiß auch was Neues, lacht Raffle. Es war etwas hier, was sehr selten kommt. Ein Besuch!

Ein Besuch? ruft Broni erstaunt. Ein Besuch, und Du hast uns nit gerufen, Du böses Ding? Aber ich kann mir schon denken, was für ein Besuch das war. Die Kräuterliesel ist's gewesen, die alle Monat beim Vollmond hier oben ihre Kräuter sammelt, um ihre Zaubertränk' daraus zu brauen. Heute ist Vollmond, und also ist die Kräuterliesel hier gewesen, um sich ein Butterbrod geben zu lassen, ehe der Mond aufsteigt.

Ja, die Kräuterliesel ist auch hier gewesen, sagt Raffle lächelnd, aber die Kräuterliesel ist kein Besuch und gar nit ein hübscher Mann.

Was? Ein hübscher Mann war hier?

Ein bildhübscher Mann, Jungfer Broni. Augen hat er gehabt wie Sterne so groß und so prächtig, und so mild und sanft hat er ausgeschaut und dabei so traurig, als wär's ihm gar nit recht, daß er auf der Welt ist. Und so sauber und fein war sein Jagdanzug, so prächtig gestickt seine Ledergurt und die Jagdtasch', und so schön und schlank seine Gestalt. Eine Lust war's, den schönen Jägersmann anzusehen.

Ein schöner Jägersmann! ruft Broni lachend. Nein, ist das Raffle boshaft! Zwei Sommer wohn' ich schon hier oben, und außer dem Vater und den Brüdern ist noch kein anderer Besuch als die Kräuterliesel hier aben gewesen. Und jetzt kommt ein Jägersmann, und nach dazu ein schöner, und die Raffle ruft mich nit mit einem Jauchzen heim, läßt mich ruhig am Wildensee mit den Ludlerinnen. Aber sag' Alte, was wollt' er denn, der schöne Jägersmann? Fragt' er nach mir? War er sehr traurig, daß er mich nit fand! Denn um meinetwillen ist er doch natürlich gekommen, nit wahr?

Denkt gar nit, lacht das Raffle. Wußt gar nit, daß ein Jungfer Broni auf der Welt ist! Bloß um meinetwillen ist er kommen, blaß damit ich ihm soll ein Glas Milch geben, und ein Butterbrad, und das hab' ich denn auch gethan, und hier außen auf der Bank, da hat er die Milch getrunken, das Butterbrod aber hat er in die Jagdtasche gesteckt.

Und hast ihn nit gefragt, Alte, wie er heißt, und warum er hier hinaufkammt? Und hast nit gemerkt, daß er um meinetwillen, oder um das Annerle kommt?

Gar nichts davan hab' ich gemerkt. Ist ein Gemsjäger, wollt heut' noch hinüber zur Breunigalp, um da zu nachten, und margen nach dem Salzburger Gletscher weiter zu wandern. Wie er heißt, hab' ich ihn nit gefragt, denn das würd' sich nit geschickt haben. Aber daß er nit um Euretwillen aber um die Jungfer Anna kammen ist, das hab ich gemerkt, denn er dacht gar nit, daß hier noch Andere wohnen außer mir, und fragt mich, ob's nit sehr einsam wär hier droben so ganz allein? Und da sagt' ich denn, daß ich nit allein hier oben wär, sondern mit zwei gar hübschen Stadtmamsells, die nur eben mit den Sennerinnen hinunter gegangen wären an den Wildensee. Was thun denn die Stadtmamsells hier oben auf der Alp? fragt er lachend. Hier draben gibt's dach kein Plaisir für sie. Es müßt denn sein, daß der Berggeist ihr Liebster ist. Da sagt ich: Plaisir gibt's hier nit, aber Gesundheit, und der Berggeist ist nit der Schatz, um den sie herkammen sind, sondern unsere große braune Kuh. Die Mamsells sind hier droben, um gesund zu werden und Milch zu trinken und Luft zu schnappen. Da sah er auf einmal ganz ernsthaft aus, und mit einer gar herzigen und lieben Stimme sagte er: Der liebe Gatt da droben lasse es den beiden Mädels zum Segen gereichen und schenke ihnen bald ihre Gesundheit wieder. Und dann stand er auf, wünscht' mir einen herztichen Behüt' Euch Gatt! und ging drüben um die Waldeck'. — So, nun wißt Ihr die ganze Geschicht', und jetzt geh ich schlafen. Die Sann' ist längst unter, und da ist's auch für die Raffle Zeit, denn ich muß noch vor der Sonn' wieder auf sein. Gut' Nacht allerseits und gute Ruh!

Gut' Nacht, Raffle, und träum' von Deinem Liebsten, dem Berggeist! ruft Broni lachend der Raffle nach, dann wendet sie sich ihrer Freundin zu, die in sich versunken, still und sinnend neben ihr auf der Bank sitzt, die Hand an den Krug gelegt, der vor ihr auf dem kleinen Brettertisch steht, das Köpfchen zurückgelehnt an der Hütte und mit großen träumerischen Augen hinaufstarrend zum Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sachsen in Mainz.

Ein historisch-politischer Exkurs.

(Aus der „Mainz. Ztg.")

Also Sachsen sind in Mainz. Es ist nicht zum ersten Male, daß sächsische Truppen in die alte Rheinfestung einzogen. Als das vor mehr als zweiundfünfzig Jahren geschah, war allerdings ein erfreulicher, ein ganz Deutschland erhebender Anlaß.

Digitized by Google

Als nach der Schlacht bei Leipzig die gegen den Unterdrücker Deutschlands Verbündeten allmälig auch gegen Westen vorrückten, mußte man natürlich auch an eine Blokirung der wichtigen Festung Mainz denken, um die Stadt, welche seit 1797 unter gallischem Joche geschmachtet, zu befreien. Das Langeron'sche Russen-Korps, welches zu dem Heere gehörte, dessen Oberbefehlshaber Feldmarschall Blücher war, wurde, bis die eigentliche Blokade-Armee formirt sein würde, zur Blokade von Mainz dirigirt und hielt seit dem 5. Januar 1814 die umliegenden Dörfer Laubenheim, Hechtsheim, Marienborn, Bretzenheim, Finthen, Gonsenheim und Budenheim besetzt, so daß es die Stadt einschloß.

Erst Anfangs Februar wurde Langeron durch das Blokade-Korps unter Herzog Ernst von Sachsen-Koburg*) (Vater des jetzigen Herzogs von Koburg-Gotha) abgelöst, dem bereits zu Ende des Jahres 1813 das Kommando über das 5. Armee-Korps der Verbündeten (die Kontingente von Berg, Nassau, Waldeck, Lippe, Koburg, Meiningen, Hildburghausen und Mecklenburg, im Ganzen 9000 Mann) zugewiesen worden. Dem Herzoge waren außerdem russische Truppen zugegeben, welche während der Belagerung die Kommunikation der großen Armee mit ihren Depots und mit den verschiedenen Festungen sicherstellen und das Verpflegungswesen der Armee überwachen sollten.

Die Stadt, welche nebst Kastei schon am 3. Januar in Belagerungszustand erklärt worden und in der das Bertrand'sche Franzosen-Corps unter dem Kommando des Divisionsgenerals Morand zurückgeblieben war, wurde vier Monate lang blokirt. Was während dieser Belagerung in Mainz geschehen, wie die Franzosen in der seit fast siebzehn Jahren französischen Stadt gehaust haben, das zu erzählen, ist nicht unsere Aufgabe, auch ist das von anderer Seite längst in vortrefflicher Weise geschehen.

Während nach den erfolgreichen und für Napoleon verhängnißvollen Fortschritten der Alliirten die Unterhandlungen derselben mit dem Bruder des zurückgerufenen Ludwigs XVIII., dem Grafen Karl Philipp von Artois, wegen der Gränzen Frankreichs im vollen Gange waren, befanden sich die Mainzer in der größten Ungewißheit über ihre künftige Bestimmung. Endlich kam zwischen den Unterhandelnden am 23. April eine Konvention zu Stande, nach deren drittem Artikel die Festungen am Rhein, welche nicht innerhalb der französischen Gränzen vom 1. Januar 1792 lagen, und die zwischen dem Rhein und eben diesen Gränzen gelegenen innerhalb zehn Tagen, von Unterzeichnung der Konvention an, den Verbündeten übergeben werden sollten.

So rückte denn Mittwoch den 4. Mai 1814 Vormittags 10 Uhr die französische Besatzung, welche durch die während der Belagerung herrschende schreckliche Epidemie bedeutend reduzirt war, zum Neuthor hinaus.

Darauf marschirte das Blokade-Korps unter Herzog Ernst von Koburg in ununterbrochenem Zuge von 11½ bis 3 Uhr Nachmittags in die Stadt ein. Eine Anzahl weißgekleideter Jungfrauen empfing den einrückenden Herzog und die schönste derselben überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, welche auf einem kostbaren seidenen Kissen lagen.

Mit freudiger Ueberraschung staunten die Bewohner von Mainz, welche in Masse der Einzugsfeierlichkeit beiwohnten, den deutschen Fürsten an, den (wie ein rheinisches Blatt sich damals ausdrückte) seine ausgezeichneten Vorzüge mehr noch als sein hohes Geschlecht adelten.

Den festlichen Tag beschloß eine allgemeine Illumination der Stadt.

Zugleich mit dem Herzoge von Koburg zog in die Stadt ein der zum General-Gouvernements-Kommissär bestimmte Freiherr von Ottersted, welcher sofort seine Funktionen begann. Es waren nämlich sowohl Mainz, als auch die schon vorher occupirten Theile der seitherigen Departements Rhin et Moselle, Saar et Mon-Tonnerre, von der Seitens der Alliirten eingesetzten Centralverwaltung für den Mittelrhein dem russischen Staatsrathe Justus Gruner als General-Gouverneur untergeordnet worden, welcher aber erst am 23. Mai selbst nach Mainz kommen und die Oberleitung der Verwaltung persönlich übernehmen konnte.

Herzog Ernst von Koburg zog darauf wieder ab und nahm zur bleibenden Erinnerung an die Einnahme und die damit verknüpfte Befreiung von Mainz zwei französische Geschütze mit („le Sauvage" und „le Sanspareil"), welche noch heutigen Tages auf der Veste Kobnrg in der sogenannten Bärenbastei, dem nordwestlichen Theile der kleinen Festung, aufgestellt sind.

Wie die Mainzer die endliche Befreiung von der Fremdherrschaft begrüßten, davon gibt ein Artikel der damaligen „Mainzer Zeitung" ein rühmliches Zeugniß. Das Blatt, für welches mit dem Einzuge der Deutschen eine neue Aera begann, schreibt in Nr. 1 vom 5. Mai 1814:

„So ward wirklich, was vor wenigen Monaten die kühnsten Hoffnungen, die verwegensten Wünsche zu übersteigen schien, verwirklicht durch den Heldenmuth der verbündeten Mächte. Gebrochen ist das schmähliche Joch, unter dem das mißhandelte Europa seufzte. Deutschland ist frei und wir sind wieder

*) Herzog Ernst III (Anton Karl Ludwig), geb. 2. Januar 1784, Herzog von Sachsen-Saalfeld-Koburg seit Dezember 1806, auch von Sachsen-Koburg-Gotha durch einen Erbvertrag seit November 1826, gestorben 29. Januar 1844.

Digitized by Google

Deutsche. Ja, wir dürfen nun scheinen, was die Besseren von uns nie zu sein aufgehört haben, Deutsche durch Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe, Biedersinn und alle jene Tugenden, welche das Erdtheil unserer Väter waren, und die — wir dürfen es ohne Anmaßung sagen, auch auf ihre Söhne übergingen. Nur unglücklich waren wir, nie verächtlich; unterworfen, aber nicht erniedrigt. Als ebenbürtige Kinder schließen wir uns, nach einer langen, schmerzlichen Trennung, wieder an die große Familie des deutschen Volkes an. Mit Freudenthränen kehren wir in das theure väterliche Haus zurück, dem man uns gewaltsam entführt hatte. Eine Waise sind wir, die mit Entzücken den lange verloren geglaubten Vater und die lieben Geschwister wiederfindet. Mit dem bleiernen Scepter des Despotismus, unter dessen schweren Schlägen Europa ächzte, ist die Scheidewand gebrochen, die Deutsche von Deutschen trennte. Wir werden uns nicht mehr schämen, unsere Sprache zu sprechen, die, wie unsere Sitten und Lebensweise, ein Gegenstand des frechen Spottes fremder übermüthiger Gewaltthätigkeit war. Glückliche Tage werden dem Tage der Befreiung folgen, und eine heitere Zukunft die düstere Vergangenheit voll Schmach und Elend ablösen."

Wenn wir nun heute, nach zweiundfünfzig Jahren, diese Worte lesen, so muß uns fast das Herz brechen vor Schmerz und Wehmuth über das Unglück, das dem deutschen Vaterlande droht. Mehr als eine Million Deutsche stehen gerüstet einander gegenüber; in Waffen die Einen wider ihren Willen, um einer landesverrätherischen Kabinetspolitik willen!

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 23. Juni. Die Erfindung des Chemiker Gale, um Schießpulver nicht explodirend zu machen, wurde von Seite des Feldzeugamtes vergangenen Mittwoch einer letzten, sorgfältigsten Prüfung unterworfen, worin sie sich durchaus bewährte. Um die Experimente in größter Ausdehnung anstellen zu können, wurde einer der Marsellsthürme auf der Küste unweit Hastings dazu benutzt und nicht weniger als fünf Tonnen Schießpulver verwendet, die mit 20 Tonnen von Hrn. Gale's Erfindung vermischt worden waren. Es wurden die verschiedenartigsten Versuche angestellt, um die Mischung zum Explodiren zu bringen; alle fielen gleich vergeblich aus. Nachdem man die Masse in 338 Fäßchen verpackt und deren 100 in dem Magazin des Thurmes und die übrigen in dem oberen hölzernen Stockwerke untergebracht, versucht man zuerst dieselbe vermittels Elektrizität zu entzünden, und als dieses fehlschlug, wurde das Holzwerk desselben in Brand gesteckt. Bald drangen dichte Rauchmassen aus Thür und Fenstern hervor, und aus der Farbe des Rauches war ersichtlich, daß das Pulver langsam verzehrt wurde; nichts sah man, was im Entferntesten einer Explosion ähnlich gewesen wäre. Um das zuschauende Publikum in sicherer Entfernung von dem Thurme zu halten, war zuerst eine starke Abtheilung Polizei um denselben aufgestellt, — eine Vorsicht, die sich bald als überflüssig erwies, so daß der die Experimente leitende General Jedem nach Belieben sich dem brennenden Thurme zu nähern gestattete. Schließlich wurden noch zwei Fäßchen auf einen Haufen Reisig gelegt und dieser angesteckt. Bald stieg eine starke Flamme empor, die Fäßchen gingen auseinander und ergossen ihren Inhalt in das Feuer, aber auch hier keine Spur von Explosion, vielmehr wurde die Flamme dadurch gedämpft — kurz überall derselbe Erfolg, der die Behauptung des Erfinders glänzend rechtfertigt, es könne vermittels seiner Mischung das stärkste Pulver nicht nur explodirend, sondern sogar unverbrennlich gemacht werden.

Die Ostsee-Ztg. schreibt: „Der Tischlermeister August Kaseburg zu Stettin hat sich heute schriftlich verpflichtet, demjenigen, der bei Eroberung der ersten österreichischen Kanone von dem betreffenden Vorgesetzten als der Tapferste anerkannt wird, eine Bau-Parzelle von 4000 Quadratfuß Grund und Boden, in Grünhof bei Stettin belegen, als Ehrengeschenk und schuldenfreies Eigenthum sofort zu übergeben. Das betreffende Dokument ist heute dem Stadtverordneten-Vorsteher Herrn Saunter zur Assevation übergeben worden."

Charade.

Unentbehrlich ist die Erste
Denen, die in kältern Zonen
Unter rauhem Himmel wohnen.
Unentbehrlich ist die Zweite
Jedem Herzen voll Gefühl;
Selbst dem kältern ist sie viel
Sehr entbehrlich ist das Ganze
Jedem noch nicht liebematten
Zärtlich treuen Ehegatten.

Auflösung der Charade in Nr. 151:
Goldfisch.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 155 Dienstag, 3. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit.“

(Fortsetzung.)

Nun, Annerle? sagt Broni sanft. Sagst kein Wort? Hast wohl gar nit einmal gehört, was die Rassle erzählt hat?

Ja, Broni, ich hab's gehört, sagt Annerle leise.

Und bist so gleichgültig dabei? ruft Broni eifrig. Und ich möcht doch wetten, daß der schöne Jäger um Deinetwillen kommen ist, Annerle. Es hat ihn sicherlich 'nauf getrieben, zu sehen, wie's Dir geht. Das gefällt mir von ihm, Annerle, und ein gar zärtlicher Liebhaber muß as sein!

Ich hab' keinen Liebhaber, Broni, seufzt Anna mit leiser zitternder Stimme. Der Tod, das ist mein Liebhaber, und der wird mich bald heimholen. Und es ist auch am besten so, ich beklag' mich gar nit.

Aber das ist nit natürlich und geht nit mit rechten Dingen zu, ruft Broni kopfschüttelnd. Ein Mädel von sechszehn Jahren denkt nit an den Tod und sehnt sich nit nach ihm. Da muß was dahinter stecken, Annerle, und Du sollst es mir sagen. Schau', ich hab's nimmer glauben können, daß Du blos von einer Erkältung soll'st so mager und so blaß worden sein. Der Dokter und Dein Vater, die glauben das, aber ich kenn' Dich besser, weiß, daß Du ein kerngesund Mädel bist, und Dir kann eine Erkältung nichts anhaben. Die hustet sie raus, und dann ist's halt wieder gut. Aber wenn meine prächtige, frische Alpenrös', mein Annerle, auf einmal blaß wird und mager, wenn sie nit mehr singt und lacht und fröhlich ist, sondern traurig umher schleicht und so grausam hustet, so hat das ganz einen andern Grund.

Was für einen andern Grund könnt's denn haben? fragt Anna schüchtern und beklommen.

Den Grund, daß die Annerle einen heimlichen Gram hat! Ihr Husten kommt nit aus der Brust, sondern aus dem Herzen, und in ihrem Herzen da liegt auch ihre ganze Krankheit. Hab' Dich beobachtet diese Tag her, hab' gesehen, wie Du hinstarrst und seufzest, und auf einmal Dich dann zusammen nimmst und fröhlich thust, wie Du heimlich weinst, wenn Du glaubst, daß Du allein bist, und wie Du oft im Schlaf auffährst und jammerst und klagst?

Jesus Maria, hab ich was gesagt im Schlaf?

Nein, Annerle, Du hast nichts Bestimmtes gesagt im Schlaf, aber jetzt im Wachen sollst Du's thun! Mir, Deiner Broni, sollst Du sagen, was Dir fehlt, und was Dir's liebe Herz bedrückt. Mir sollst Du Alles bekennen, denn ich hab' ein Recht auf Dich, ich bin Deine beste Freundin, bin Deine Schwester, so lang wir leben, kennen wir uns und lieben wir uns. Und weißt noch Annerle, wie oft Deine liebe Mutter gesagt hat: Die Broni, die ist auch mein Kind, denn sie ist das Kind von meiner besten Freundin, und ich dank' Gott, daß ihr beide Mädels euch auch so lieb habt, wie eure Mütter sich lieb gehabt haben. Und der liebe Gott geb' seinen Segen dazu. Und weißt noch Annerle, den Tag, wie Deine Mutter starb, wie sie da hat unsere Händ' ineinander gelegt und hat gesagt: bleibt Freundinnen und liebt euch euer Lebenlang. Habt nimmer ein Geheimniß vor einander, sondern sagt euch Alles, was ihr denkt, denn was zwei unschuldige Herzen zu einander sprechen, das dürfen auch die lieben Engelein und der liebe Gott wissen. Und wenn ihr euch vornehmt, euch Alles zu sagen, so werdet ihr auch nimmer thun mögen, was ihr einander nit sagen könnt! Weißt noch, Annerle, wie das Deine selige Mutter gesagt hat, und wie wir, unsere Händ' in ihre Hand gelegt, geschworen haben, wir wollten nimmer ein Geheimniß vor einander haben?

Ja, ich weiß es, ach, ich weiß, klagt Anna, leise weinend und schluchzend. Hab's nimmer vergessen, Broni, und 's hat mich gequält all diese Zeit her.

Es hat Dich gequält Annerle, weil Du Dein Wort nit erfüllt und nit gethan hast, was Du Deiner herzlieben Mutter selig versprochen. Hast Heimlichkeiten gehabt vor Deiner Freundin, hast mir Dein Herz nit zeigen wollen. O, Annerle, Annerle, das ist nit gut von Dir und ich muß denken, daß Du nit den Muth hast, ehrlich zu sagen, was Dir ist, und daß die lieben Engelein und der Herr Gott es auch nit hören dürfen!

Broni! schrie Annerle, die Hände ringend, Broni, sei barmherzig! Red' nit so streng mit mir, es bricht mir das Herz!

Sollst mir sagen, was Dich grämt, sagt Broni ernst und feierlich, sollst mir sagen, wovon Du so blaß

und so traurig bist. Sollst mir Alles bekennen, Deine Mutter selig befiehlt es Dir!

Ich will auch gehorchen, ich will's auch thun, klagt Annerle, die Hände ringend, während die Thränen ihr in hellen Strömen über die Wangen rollen. Ich hab's auch immer gedacht, daß ich's thun wollt, aber es ging nur nit, es kam nit über meine Lippen. Ach, Broni, wie kann ich denn zu Dir aussprechen und bekennen, was ich dem lieben Gott selber nit zu sagen wag. Hilf mir, Broni, steh mir bei, es kommt sonst nit heraus aus dem armen Herzen!

Broni rückt ganz dicht zu ihr heran auf die Bank und legt den Arm um Anna's Schultern, und zieht sie dichter zu sich, und Anna legt das Köpfchen auf Broni's Busen, und weint bitterlich.

Broni drückt die weinende Freundin fester an ihre Brust, und küßt inbrünstig ihre Stirn. Nun sprich, mein Annerle, nun sag' mir Alles! Nit wahr, Du hast einen Liebsten, und magst dem Vater nichts sagen? O, ich denk's mir schon? Ist nur ein armer Bursch, und Du denkst, Dein Vater wird Dich ihm ult geben wollen. Nit wahr, ich hab' recht gedacht? Der schmucke Jägersmann, der heut hier gewesen, der ist's, den Du lieb hast?

Ach Broni, ich wollt, Du hätt'st Recht, und 's wär' ein armer Bursch, den ich lieb hab, ich wollt' es wär' ein Gemsjäger. Würd' dreist vor meinen Vater hintreten, und ihm sagen: den lieb ich, und den sollst mir zum Mann geben. Aber das ist eben mein Gram und mein Herzeleid, daß das nimmer sein kann, und daß ich keinem Menschen sagen darf, was für eine Lieb' ich im Herzen trag, und daß ich kaum dem lieben Gott es bekennen mag.

Jesus Maria, es ist also eine Sünd? ruft Broni traurig. Es ist also ein verheiratheter Mann?

O, Broni, wie kannst so 'was Schreckliches denken. Nein, das ist's nit, der liebe Herr Gott würd' mich bewahren vor so einem Verbrechen!

Nun, lieb' Annerle, so sag' mir's, wer ist's, den Du liebst?

Ich kann nit, kann's nit sagen, stöhnt Anna, und wenn ich's sagt', so würd'st über mich lachen, und würd'st mich verspotten, oder denken, ich hätt' den Verstand verloren, und wär' vor Hochmuth krank worden in meinem armen Kopf.

Von Wem sprichst denn? Wen liebst Du denn?

Den Erzherzog Johann, schreit sie wie überlaut, wie in einem Krampf des Schmerzes.

Jesus Maria! ruft Broni aufspringend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stabat Mater und Pergolese.

(Eine Geschichte von W. O. von Horn.)

Es war im Jahre 1736, als eines Abends ein junger Mann in einen leichten Mantel gehüllt, in einer von Toledo weit entlegenen, engen Gasse Neapels langsam einherging.

Wie hell auch die Sternennacht unter diesem wunderreichen Himmel war, so wurde es ihm doch schwer, die Bezeichnungen und Schilder der Wohnungen zu erkennen. Man sah, er war noch nicht lange einheimisch; denn er suchte seine Wohnung, und wußte sie nicht zu finden. Die Straße war leer und still. In den weichen Armen des Schlafes lagen Frohe und Trauernde, und für den Jubel, wie für die Wehklage war die Lippe stumm geworden. Er konnte also Niemand fragen, wo seine Wohnung läge.

Endlich blieb er vor einem Häuschen stehen, dessen Dürftigkeit auf den Geldbeutel des Miethers keinen erfreulichen Schluß zuließ. Die Zufriedenheit seiner Miene, welche einer wenige Augenblicke vorher noch herrschenden Spannung gefolgt war, ließ erwarten, daß er gefunden, was er suchte. Kein Riegel hemmte den Eintritt, denn der Bewohner mochte entweder auf die späte Rückkehr seines Miethers gerechnet haben, oder von dem Bewußtsein geleitet worden sein, es sei ihm wenig zu nehmen.

Eben als der junge Mann auf die Klinke drücken wollte, hemmte indessen etwas sein Vorschreiten. Er blieb stehen und horchte, denn von dem Hause gegenüber klang ein Gesang an sein Ohr, der ihn an der Stelle festbannte, wo er stand.

Wer war aber der, dessen Ohr hier mit solcher Andacht lauschte, und welcher Art war der Gesang, der ihn so fesselte?

Der Fremde hieß Giovanni Pergolese. Er war nach Neapel gekommen mit seiner Violine, seiner Begeisterung für die Tonkunst, seinem festen Willen, sich hier weiter auszubilden, wo bei San Carlo die berühmtesten Meister ihren Wirkungskreis fanden, und mit so geringen Mitteln, daß wohl ein Anderer würde verzagt sein, nur er nicht, dessen Bedürfnisse so gering waren, als seine Ansprüche. Die Natur hatte ihm früher den Beruf gegeben, der Kunst zu leben und mancherlei Umstände den Entschluß zur Reife gebracht, diesem Berufe zu folgen.

So war er nach Neapel gewandert auf gutes Glück und mit heiterem Herzen, als ächter Sohn Italiens. Bei einem Schuster hatte er ein Kämmerlein gemiethet, wo ein dürftiges Bett, ein Stuhl und ein wackeliger Tisch das ganze Geräthe ausmachte. Er bedurfte nicht mehr.

Digitized by Google

Wär' es früher am Tag gewesen, so hätte das Finden seiner Wohnung keine Schwierigkeit gehabt, denn sein Hausherr, der Schuster, arbeitete, wie alle Neapolitaner, auf der Straße; allein der Abend auf dem Molo war so herrlich gewesen, die Luft so weich und balsamisch, der Himmel so tiefblau und die Sterne so glänzend, die Wellen des Meeres murmelten so eigenthümlich, indem sie den Damm des Molo berührten; Alles war so stille und droben stieg die Flammengarbe des Vesuv so wunderbar in die Nacht. Aus der Ferne hallten die melodischen Barkarolen der Fischer so wunderbar ergreifend herüber, getragen von den Wellen des Meeres. Wer konnte es da dem Fremdlinge verargen, daß er träumerisch dasaß, lauschte und schaute? Wer könnte an diesen Ufern unter solchen Umständen an den Schlaf denken?

Besonders war es ein Gesang, der immerfort in seiner Seele nachklang. Es waren Schiffer und Fischer, die gegen Capri steuerten, welche ihn angestimmt. Nie hatte Pergolese's gebildetes Ohr eine Melodie vernommen, wie diese; nie waren Töne so tief in seine empfängliche Seele gedrungen. Er saß noch lange da, als sie verklungen waren.

Die eintretende Kühle, die ein sich erhebender Seewind brachte, bestimmte dennoch den Jüngling, endlich seine Wohnung zu suchen, und in diesem, freilich wohl schwierigen Unternehmen haben wir ihn gefunden.

Was ihn aber jetzt abermals fesselte, war dasselbe Lied, das er auf dem Molo gehört. Und doch war es ein ganz anderes. Dort hatten es Männerstimmen gesungen, hier aber sang es ein — Engel!

In dem Hause gegenüber ertönte plötzlich eine Stimme, wie sie Giovanni kaum jemals so frisch, so rein, so voll, so biegsam, so klangreich und zart gehört. Sie sang dieselbe elegische Barkorale, wie dort die Fischer, aber hier waltete ein Zauber, eine Macht, die ihm den Athem stocken machte.

Giovanni's Stimmung, die stille, reizende Nacht, die Melodie des Liedes, die Engelstimme, die es sang, das Alles wirkte zusammen, um einen Eindruck hervorzubringen, wie ihn der junge Maestro niemals empfunden.

Er stand da wie eine Bildsäule und wich nicht, selbst da, als Alles wieder in die frühere Grabesstille versunken war. Er meinte immer, die Stimme müsse noch einmal singen; als er aber die Erfolglosigkeit seines Harrens endlich erkannte, eilte er auf sein Kämmerlein, aber selbst in seinen Träumen hörte er noch den herrlichen Gesang.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Karl von Bayern,

Oberbefehlshaber der Bundestruppen.

Prinz Karl Theodor Maximilian August von Bayern ist den 7. Juli 1795 zu Mannheim geboren. Er ist der zweitgeborne Sohn des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern, nachherigen Kurfürsten von Pfalz-Bayern, spätern Königs von Bayern. Seine Mutter war Wilhelmine Auguste, Tochter des regierenden Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Der junge Prinz erhielt eine tüchtige militärische Ausbildung, und ward, nachdem er die dienstlichen Obliegenheiten aller Grade durchgemacht hatte, am 25. Juni 1813 zum Generalmajor und Brigadier der Infanterie ernannt. Sein Vater übergab ihn dem General Wrede, an dessen Seite der Prinz als Kommandant der ersten Brigade der Division Rechberg die Befreiungskriege durchfocht. Obgleich den 9. November 1813 zum Divisionsgeneral ernannt, blieb er doch an der Spitze seiner Brigade, die unter seiner Leitung eine Reihe glänzender Gefechte bestand. Die hauptsächlichsten derselben, denen der Prinz seinen Ruhm verdankt, sind folgende. Nach dem Rieder-Vertrag rückte die Division Rechberg vom Inn nach Würzburg, bei dessen Beschießung und Einnahme den 24. Oktober der jugendliche Führer zum Erstenmale ins Kugelfeuer kam. An der Schlacht von Hanau, welche den altbewährten Ruf der Tapferkeit der Bayern wieder erneuerte, nahm er keinen Antheil, da seine Division zur Besetzung von Frankfurt entsendet war. Hier kam es am 31. Oktober beim Rückzuge der Franzosen zu einem lebhaften Brückengefechte, in dem der Prinz seinen Truppen durch Tapferkeit vorleuchtete. Nach dem Rheinübergange den 22. Dezember 1813 erhielt die Division Rechberg den Befehl, Befort einzuschließen, ward aber bald darauf wieder zum Wrede'schen Korps herangezogen, welches bekanntlich einen Hauptantheil an dem nun folgenden wechselvollen und höchst beschwerlichen Feldzug in der Champagne nahm. Während der Schlacht von Brienne, an welcher sich Wrede aus eigenem Entschlusse betheiligte und den Sieg herbeiführte, befand sich Prinz Karl stets in den vordersten Reihen der Kämpfenden, obgleich seine Division in Reserve stand, ebenso in dem blutigen Kampfe um Rosnay den 2. Februar. Seine Hauptwaffenthat bleibt aber die Schlacht von Arcis, den 20. März 1814, in welcher die Bayern in einer halbkreisförmigen Stellung vor dieser Stadt den Uebergang Napoleons auf das linke Ufer der Marne gegen dessen ganzes Heer zwölf Stunden lang verhinderten. Die Brigade des Prinzen Karl war hierbei auf den Höhen von Chaudray aufgestellt, und avancirte bis in die Höhe des Dorfes Torcy le grand, welches die österreichische Brigade Volkmann besetzte. Um diesen Punkt entwickelte sich das Hauptgefecht.

Die tapferen Oesterreicher wurden hier mehrmals von den feindlichen Massen angegriffen und mußten

nach hartnäckigstem Widerstande das Dorf endlich räumen. Prinz Karl, dessen Brigade unthätig fortwährend im feindlichen Artilleriefeuer ausharren mußte, griff mit Einsicht in das Gefecht ein und ließ, ohne Befehl abzuwarten, das Dorf von den Bayern wieder nehmen. Erst am Abend ward der Rückzug angetreten. Die tapfere Brigade wurde dabei von feindlichen Reitermassen förmlich eingehüllt. Aber dieß vermochte den schachbrettförmig angetretenen Rückzug der festgeschlossenen Carre's nicht zu hindern, und diese entschlossene Haltung bewog den Feind endlich, von seinen Angriffen abzustehen. Auch bei Fere la Champenoise betheiligte sich der Prinz an Wrede's Seite bei den Angriffen, die derselbe mit russischer Reiterei auf die feindlichen Divisionen unternahm, und legte dabei glänzende Tapferkeit an den Tag. Nach dem ersten Pariser Frieden eilte Prinz Karl in die Heimath und begleitete hierauf seinen Vater zu dem Wiener Kongreß. Nach Napoleons Rückkehr von Elba 1815 wurde eine bayerische Armee von 60,000 Mann bei Mannheim zusammen gezogen, und Prinz Karl übernahm bei derselben das Kommando der ersten leichten Kavallerie-Division (24 Schwadronen). Doch ehe die Bayern die französische Gränze überschritten, ward Napoleon bereits bei Waterloo geschlagen. Die Bayern rückten nun in Eilmärschen auf Paris, um die Engländer und Preußen zu unterstützen. Die Abdankung Napoleons beendigte den Krieg. Nach der Rückkehr des Heeres nach Bayern übernahm der Prinz Karl das Generalkommando in München, legte aber diese Stelle 1822 nieder, da mehrere seiner Verbesserungsvorschläge, die er mit Wrede und Raglovich gemeinschaftlich gethan, wie es hieß aus administrativen Rücksichten, abgelehnt worden waren. Der Prinz Karl ward in Gnaden mit dem Range eines Generals der Kavallerie entlassen und lebte von da an nur seinen Studien, bis ihn der Tod Wrede's an die Spitze der bayerischen Armee rief. Unter dem 16. Januar 1841 zum Feldmarschall und Generalinspecteur der Armee ernannt, hat der alte Held seitdem im Geiste seines Vorgängers fortgefahren, die militärische Tüchtigkeit seiner Truppen in einer Weise zu erhöhen, welche die bayerische Armee gegenwärtig als eines der trefflichsten deutschen Bundeskorps erscheinen läßt.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Bayer. Ztg." meldet, daß König Ludwig I., kurz vor seiner Abreise nach Aschaffenburg, den Langerschen Fresken (beim sogenannten „Sonnenwirth") in Haidhausen einen Besuch abgestattet und sich lebhaft für Konservirung derselben ausgesprochen hat. Der frühere kgl. Zentralgallerie-Direktor Robert v. Langer besaß nämlich in Haidhausen ein reizendes Privathaus, in dessen Hauptsaal er mit Hülfe seines Schülers, August Riedel in Rom, in den Jahren 1826—28 mit Fresken ausschmückte. Nach dessen Tode ging das Anwesen in fremde Hände über; eine Bierwirthschaft etablirte sich in demselben, ein Anbau kam hinzu, unter den riesigen Bäumen des ähnlichen Gartens wurden Tische und Bänke aufgeschlagen, und der ländlichstille Musensitz verwandelte sich in eine geräuschvolle Schenke. Der Saal aber mit den Fresken wurde geschont, eine gedruckte Beschreibung der Bilder erklärte dem kunstsinnigen Publikum Bedeutung und Inhalt der meist der Allegorie und Mythe angehörenden Gemälde, das Rauchen war nicht gestattet, und so kam es, daß, obwohl das Anwesen schon in die Hände des drittten Besitzers überging, dennoch die Konservirung der Gemälde nichts zu wünschen übrig läßt.

Man schreibt dem „Berner Intelligenzblatt" unterm 29. Juni von Murten: Gestern Abend gab der amerikanische Zirkus eine Vorstellung. Derselbe besitzt zwei kolossale Elephanten, die ganz frei in der Stadt umhergingen, bloß bekleidet von ihrem Führer, einem bildschönen Mann. Heute Morgens 2 Uhr wollte die Truppe aufbrechen. Der Führer dieser beiden Thiere wollte diese für die Reise aneinander ketten, als ihn das Männchen ergreift und zweimal in die Luft schleudert, mit Füßen tritt und ihn so zu sagen in Stücke zerreißt. Das Thier, einmal wild, konnte nicht mehr gebändigt werden; Alles, was sich in dessen Weg befand, Fuhrwerke ꝛc., wurden über den Haufen geworfen, und so dauerte es beinahe 2½ Stunden. Alle Scharfschützen, Landjäger, Militärs, Feuerspritzen, Alles mußte Posto fassen. Die Straße wurde mit 11 großen Fudern Heu gesperrt; doch der Oberamtmann gab nicht zu, daß die Schützen die Jagd unternahmen. Sofort wurde eine 6-Pfünder-Kanone von Freiburg reklamirt, die diesen Mittag anlangte und aufgestellt wurde. Aus allen Fenstern sah man Karabiner. Doch beim ersten Schuß der 6-Pfünder-Kanone sank das Thier zusammen. Die Kugel ging demselben durch die Brust und zerschlug noch die Adlertreppe. Das Weibchen wurde dann gleichwohl ganz frei abgeführt. Das todte Männchen war bedeutend größer als das Weibchen, viel schöner und hatte 3½ Schuh lange Stoßzähne.

Auflösung der Charade in Nr. 152.

Bandwurm.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 156 Mittwoch, 4. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Aber wie ist's möglich, Annerle, wie ist das Unglück über Dich kommen? Einen kaiserlichen Erzherzog zu lieben!

Ich sag' Dir's ja, Broni, als ich ihn zum ersten Mal sah, da wußt' ich ja nit, wer er wär. Es war im vorigen Jahr, just wie Du so sehr krank warst und konntest deßhalb gar nit Theil nehmen an dem Fest, und durft'st gar nit herunter kommen von der Alp zum Fest, das die Stadt dem Herrn Erzherzog gab. Da war's, da sah ich ihn zum ersten Mal. Drunten am Grundlsee war's. Ich stand droben auf der Felsplatt' und der Thomas Voregger war mir nachgangen und quält' mich mit seinen Heirathsanträgen, und so ward ich zuletzt rabiat und lief auf der steilen Seit' 'nunter in meinem dummen Zorn, und wär sicherlich den Abgrund hinuntergestürzt und hätt' mir's Genick gebrochen. Aber Gott schickt' ihn mir, daß er mich erretten sollt'. Ich hatt' die Besinnung verloren, wie ich 'nunter stürzt' in den Abgrund, und als ich die Augen wieder aufthat, da meint' ich, ich wär gestorben. Er aber sprach zu mir, und mild und sanft wie Musik war seine Stimme. Da kam der Thomas und weckt' mich aus dem Traum und schalt mich aus und meint', das wär ein Liebster, mit dem ich ein Stelldichein hätt'! O, wie er da gesprochen hat, so anders wie ich's jemals gehört, und doch so schlicht und einfach, als könnt' man gar nit anders sprechen.

Und wußtest nit, wer er war, Annerle? Erkannt'st ihn nit?

Hatt' ihn gar nimmer gesehen! Glaubt', was er sagt', er wär ein Gemsjäger, und so war er angekleidet, sprach freilich anders, viel schöner und viel besser, als wie wir. Hatt' auch ein gar stolz und vornehmes Wesen, trotzdem er nur ein Jäger schien. Aber ich glaubt' ihm ja, daß er's wär', und das macht mich zutraulich, und mein Herz that sich auf vor ihm, und weil er Alles gehört hat, was ich mit dem Thomas gesprochen, so hatt' ich ihm nichts zu verschweigen, und er hatt's gehört, wie ich dem Thomas sagt: der Mann, den ich einst lieben würd', den müßt' Gott selber mir schicken und aus einer goldenen Wolke müßt' er mir entgegentreten. Er sprach zu mir so schön und gut, und ich ladete ihn ein, beim Fest morgen unser Gast zu sein. Er nahm es an und forderte mich auf zum ersten Tanz, und dann ging er fort.

Armes, armes Kind, murmelte Broni.

Ein glückselig Kind war ich, Broni, sagt sie lebhaft. Die ganze Nacht dacht' ich an ihn und konnt' nit schlafen und freut' mich nur, ihn morgen wieder zu sehen. Und der Morgen kam und ich sah ihn wieder und wußt' immer noch nit, wer er war, denn er hat sein Jägerkleid nit abgelegt und ich war so froh, ihn zu sehen und ich sühlt' nur immerfort: den liebst und den wirst ewig lieben! Und Alles jubilirt' und sang und jauchzt', da traf's mein Herz, da sagt' er mir selber, er wär' der Erzherzog Johann, und er möcht', er wär's nit. Und bat mich, daß ich ihm nit bös sein sollt'. Ach Gott, man ist nit bös und grollt nit, wenn Einer einem 's Herz zerbricht. Man stirbt nur eben daran.

Armes, armes Kind, sagt Broni wieder und drückt den Kopf der Freundin, die vor ihr liegt, mit sanfter Zärtlichkeit an sich. Armes Kind. Ach, Annerle, es wär' halt besser gewesen, Du hätt'st das Bild nit gehabt.

Nein, Broni, wenn ich das nit gehabt hält', wär' ich schon lange todt. Das Bild war mein einziger Trost, und wenn ich's lange angeschaut, war mir's, als wenn's mich anlächelt, und ich meint zuweilen, ich hörl' ihn flüstern: lieb' Annerle, ich vergeb' Dir. Ich weiß, was Du leidest! — Aber er hat's nit gewußt und hat sich beschwert zum Vater, daß ich so unfreundlich gegen ihn wär'. Und der Vater befiehlt mir, ich sollt' freundlich sein und das nächste Mal, wenn der Erzherzog käm', da sollt' ich ihn willkommen heißen und gar nit aus dem Zimmer gehen und bei ihm bleiben und mit ihm sprechen. Und weil's der Vater so streng befahl, so mußt' ich ihm wohl versprechen, daß ich gehorchen wollt'.

Und, Annerle, armes Kindle, er kam?

Er kam, Broni, und Gott wollt's so, daß ich allein war. Nur die Buben waren im Zimmer und liefen bald hinaus, und nun waren wir Zwei allein mit einander.

Digitized by Google

O, heilige Jungfrau, wie mir 's Herz klopft, seufzt Broni.

Mein Herz, Broni, das stand ganz still, und dann klopft's wieder so mächtig laut und ich hatt' Angst, als sollt' ich sterben und war doch heimlich glücklich, daß ich ihn endlich sehen und sprechen konnt'. Ich dacht' aber an meine Mutter selig und an den Vater und an die Kinder, und schwur mir zu, daß ich mit keiner Mien' mein Herz verrathen wollt' und müßt ich auf der Stelle sterben. So nahm ich denn mein Herz in beide Händ' und war hart und fest, und je mehr er gut war, desto schlechter ward ich, und fühlt' doch, daß es mein Tod wär'. Ach, hätt' er mich nur damals gehen lassen, so wär's besser gewesen. Aber er wollt' Alles wissen, und fragt' mich, ob es nur Zufall gewesen, daß er mich niemals wieder gesprochen hätt', oder ob ich's absichtlich so eingerichtet hätt'. Ich hatt' kein Mitleid mit mir selber und sagt': Ja, absichtlich hätt' ich es gethan. Dann fragt' er weiter: ob ich heute aus freiem Willen bei ihm blieb', oder ob's der Vater mir befohlen hätt'.

Du sagt'st es doch nit? So grausam konnt'st Du nit sein.

Ich konnt' es Broni, konnt' so grausam sein und sagt', der Vater hätt's befohlen, und darum blieb' ich bei ihm und sprach' mit ihm.

O, Annerle, wie war's nur möglich, daß Du's thatest? Und er nahm's ruhig hin?

Ich schaut' nit auf, hatte nit die Kraft, ihn anzusehen, konnte nur die Händ' falten und dacht', ich würd' jetzt hingerichtet, und bat Gott nur, daß ich recht schnell sterben möcht'. Ach, hätt' ich ihn angesehen, da wär's vorbei gewesen mit meinem guten Willen und ich wär' ihm um den Hals gesunken und hätt's verrathen, was doch Niemand wissen durft', als Gott allein.

Und Er? Was that Er, Annerle?

Was Er that? fragt sie träumerisch, und ein selig Lächeln fliegt über ihr bleiches Angesicht. Was er that? Er sagt mir, was ich nimmer hätt' hören sollen und was doch wie himmlische Musik in meinen Ohren klang, und was in allem Herzeleid und Unglück mich doch so glücklich machte. Er sagt' mir, daß er mich liebte. Aber er wollt' mir nit im Weg sein, und weil ich ihn nit leiden könnt', so wollt' er gehen und nimmer wiederkehren. Und sagt' mir Lebewohl und wünscht' mir zum Abschied Glück und Segen.

Und Du, Anna, und Du? Du ließest ihn doch nit gehen?

Ich ließ ihn gehen, Broni, ich betet' zu meiner Mutter, daß sie mir Kraft geben sollt', und sie that's. Ich ließ ihn gehen. Aber, Broni, mein Leben ging mit ihm und ich fühlt', wie's hinschwand seitdem, fühlt's jeden Tag und dankte Gott dafür.

Was kann denn gut werden? fragt sie mit einem traurigen Lächeln. Er ist der Erzherzog und bleibt's, und ich kann die Lieb' nit ausreißen, das Herz reißt mit entzwei. Und ich klag' nit d'rüber. Nun geh, liebe Broni, geh' ins Haus. Ich komm' bald nach.

Nein, Annerle, Du mußt mit mir gehen.

Dir thut die Nachtluft weh' Broni, sagte sie ernst, Du mußt hineingehen und schlafen. Mir thut sie wohl, ich bleib noch hier, muß erst allein sein, um zur Ruh zu kommen.

Sie küßt sie innig auf die Stirn und geht dann langsam in die Hütte.

So still ist's, daß man hier außen hören kann, wie Broni d'rin im kleinen Zimmer auf und ab geht, so still, daß man's ganz deutlich hört, wie sie jetzt nochmals ruft: Gut Nacht! Ich bin schon d'rin im Bett! Komm auch bald!

Das Annerle hört nicht darauf. Sie sitzt auf der Bank vor der Hütte, hat die Arme aufgestützt auf den kleinen Tisch und mit ihren beiden Händen ihr Angesicht bedeckt. Hört nichts weiter. Auch nicht den leisen vorsichtigen Schritt, der jetzt heranschleicht. Sieht nichts weiter. Auch nicht die männliche Gestalt, die da jetzt hinter dem Felsenbiecke hervortritt.

Der Mond sieht sie und wirft vorsichtig, als wollte er's der Anna künden, daß Jemand naht, über die helle Lichtfläche den Schatten des fremden Mannes, daß er gerade mit dem spitzen Federhut auf Anna's Schulter fällt.

Die Gestalt schleicht näher heran, und der Mond versucht's noch einmal, die Anna aufmerksam zu machen. Er scheint ihm gerade gerade ins Gesicht, beleuchtet seine ganze Gestalt, daß man sehen kann, es ist ein Gemsjäger, daß Raffle, wenn sie hier wäre, sicherlich den Jägersmann erkennen würde, der diesen Abend bei ihr war, und dem sie erzählte, daß hier droben zwei „Stadtmamsells" wohnten, um die Alpenluft und die Milch zu trinken.

Aber Raffle ist nicht hier. Die schläft droben auf dem Heuboden, und auch Broni ist nicht hier, die schläft drinnen in der kleinen Kammer und hat die Vorhänge um ihr Bett fest zugezogen, damit die kühle Nachtluft nicht zu ihr dringt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ankunft der ersten österreichischen Verwundeten in Wien.

Wien, 30. Juni.

Gestern und heute sind Diejenigen unserer braven Krieger, welche in den jüngsten Kämpfen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz verwundet wurden, hier eingetroffen, und es bot sich hier zum Erstenmale die Gelegenheit, den regen Eifer zu würdigen, mit welchem

Digitized by Google

sowohl von Seiten des patriotischen Hülfsvereins die Vorbereitungen zum Empfange derselben getroffen waren, wie die Opferwilligkeit, durch welche sich das aus dem Doktorenkollegium gebildete Hülfskomite der Wiener Aerzte auszeichnet. Schon früh Morgens und Nachmittags um 4 Uhr waren gestern kleinere Transporte Verwundeter angekommen, darunter 18 Offiziere, von welchen 16 in den hervorragenden Hotels der Leopoldstadt untergebracht wurden, bis die für Spitalzwecke ausersehenen Räumlichkeiten im Augartenpalais vollständig in Stand gesetzt werden. Die übrigen zwei Offiziere brachte der patriotische Hülfsverein selbst unter, da ihre Verwundungen sich als leichte erwiesen. Eine Anzahl von ohngefähr 60 Verwundeten wurden im Heizhaus im Zollamtsgebäude untergebracht. Der Generaladjutant des Kaisers, Graf Crenneville, hatte dem Hülfskomite des Doktorenkollegiums alle Verwundeten, welche von gestern bis heute hier erwartet wurden, mit der Bitte angekündigt, daß ärztliche Hülfe in ausreichender Stärke gegenwärtig sei. Um 12 Uhr Mittags hatten sich bereits 50 Aerzte, darunter die Spitzen der Fakultät, auf dem Nordbahnhofe eingefunden, so daß schon die ersten um 4 Uhr ankommenden Verwundeten mit außerordentlicher Schnelligkeit verbunden und weiter vertheilt werden konnten. Für 1 Uhr 30 Minuten Nachts war das Eintreffen des ersten größern Transportes angemeldet. Mit Liebe und Ausdauer gab sich Alles der Arbeit hin. So stand u. A. der greise Landgraf Fürstenberg mit dem Wein- oder Bierkruge in der Hand, den Soldaten einschenkend. Keinem war eine Arbeit zu fremd, und wo sich keine mehr fand, da stellte man sich den ankommenden Verwundeten direkt zur Verfügung, um ihnen die Wünsche bis auf den kleinsten abzulauschen und zu erfüllen. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo wir Nachmittags um 4 Uhr einen Offizier, dem sich Herr Friedrich Boschan zur Verfügung gestellt, die Antwort geben hörten: „Ich danke Ihnen, ich bin an Doktor Dittl empfohlen, ich möchte mich noch heute amputiren lassen", wobei der Wackere auf seinen Arm wies, der in der Binde ruhte. Noch um die Mitternachtsstunde herrschte allseitige Thätigkeit auf dem Bahnhofe, denn es mußten die 64 Betten, welche die Nordbahndirektion hergegeben hatte, aufgestellt und dazu die nöthigen Hülfsmittel für die Aerzte in Bereitschaft gestellt werden. Die Aerzte theilten sich in Gruppen ab, so daß je zwei sich mit einem Verwundeten beschäftigen sollten. Eine Viertelstunde nach Mitternacht war Alles in Ordnung und standen viele Schalen Suppe, Kaffee, so wie für die Leichtverwundeten Bier und Wein auf langen Tischen bereit. Um halb 1 Uhr langte der erste größere Transport an; die langsam in den Bahnhof einfahrende Lokomotive schleppte eine lange Wagenreihe hinter sich, in welcher sich 300 Verwundete befanden, worunter 100 Schwerverwundete. Die Waggons wurden der Reihe nach ausgeladen, die Schwerverwundeten auf die am Perron bereitstehenden Betten gelegt, woselbst ihnen die Verbände erneuert wurden, während die Leichtverwundeten warten mußten, bis die Reihe an sie kam. Sobald den Verwundeten die nöthige ärztliche Hülfe geleistet war und sie einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, wurden sie zu den am äußeren Bahnhofe stehenden Omnibussen gebracht und in die Spitäler transportirt. 50 Omnibusse waren zu diesem Zwecke vom Magistrate unentgeltlich beigestellt worden. Als um halb 2 Uhr ein zweiter Zug mit 500 Verwundeten eintraf, waren die mit dem ersten Zug gekommenen bereits expedirt, und es konnte den Neuangekommenen wieder die ganze Sorgfalt gewidmet werden. Dasselbe wiederholte sich um 3 Uhr 23 Minuten, um welche Zeit 258 Verwundete ankamen. Heute Früh waren 2 Züge mit je 500 Verwundeten signalisirt, welche zwischen 6 und 7 Uhr eintrafen und mit derselben Schnelligkeit expedirt wurden.

Nach der Schlacht von Custozza.

Ein Korrespondent des „Kamerad" schreibt: „Am Tage nach der Schlacht besuchte ich das Schlachtfeld, ich befand mich in der angenehmen Lage, dasselbe mit der Kommission, einem Hauptmann-Auditor und einem Rittmeister von Trani-Uhlanen, die in dieser Schlacht die Feuertaufe erhielten, recht genau besehen zu können. Die Herren hatten den Auftrag, die noch liegenden Leichen zu visitiren, die ausfindig zu machenden Namen zu notiren und sogleich die Bestattung vornehmen zu lassen. Da lagen sie, die Heldensöhne Oesterreichs und die nicht minder todesmuthigen feindlichen Kämpfer neben und übereinander, der und jener im Tode noch ringend. Da liegt ein Piemontese, ein Mann vom 43. Regiment mit einem Schusse mitten durch die Stirne, wie abgezirkelt, vielleicht war es ein Jäger, der den Armen mit seiner „Lisl" so getroffen. Vor den Jägern herrscht in der feindlichen Armee die größte Furcht, sie nennen sie alle Tyroler. Dort liegt wieder eine Gruppe, lauter Leute vom Regimente Erzherzog Ernst, das große Verluste erlitten, der Eine mitten durch die Brust geschossen, der Andere ohne Kopf, ein Dritter nur mehr mit dem Obertheile des Hauptes, das Geschoß hat ihm Nase und Kiefer weggerissen, aus den mächtig hervorgetriebenen Muskeln, aus den verrenkten Fingern sieht man den langen schweren Todeskampf, den der tapfere Krieger durchgemacht; dort wieder einer mit gespaltenem Kopfe, da in nächster Nähe zwei Streiter, der eine, der Oesterreicher von Kronprinz Rudolph, das Gewehr mit gebrochenem Kolben noch in der kräftigen Faust, die dem Feinde den Todesschlag geführt, circa 10 Schritte aufwärts fanden wir den fehlenden Theil des Kolbens; da liegt ein Lancier, neben ihm sein Helm tüchtig zerhauen, aber der Schutzstreifen aus Seehund, der gleich einer Binde um den untern Theil des Helmes gelegt ist, hat

Digitized by Google

alle die Hiebe aufgefangen, und wäre nicht ein Schuß, ein tödtlich treffender gekommen, der Mann hätte seine Rettung seinem Helm danken müssen. Wir könnten ein ganzes Buch anfüllen, wenn wir die Resultate eines Rittes über das Schlachtfeld und durch die knapp daran bezogenen Lager niederschreiben wollten."

Mannigfaltigkeiten.

Der preußische Militärgouverneur des Königreichs Sachsen, Generallieutenant v. d. Müll'e, hat in Bezug auf die Verpflegung der im Königreich Sachsen stehenden preuß. Truppen Nachstehendes b stimmt: 1) Die Offiziere, im Offizierrange stehenden Beamten, Portepee-Fähnriche, Feldwebel und Offizierdienst leistenden Unteroffiziere werden von den Quartiergebern verpflegt und haben Anspruch auf Kaffee mit Zuthat des Morgens, Mittagsbrod, bestehend in Suppe, Fleisch und Gemüse, Braten und 1 Flasche Wein, Kaffee des Nachmittags, Abendbrod mit einer Flasche guten Bieres. 2) Den übrigen Unteroffizieren und Mannschaften, so wie den Unterbeamten kompetirentäglich: 3/4 Pfd. Fleisch (nach dem preußischen Verpflegungsreglement erhalten sie 10 Loth), oder 3/8 Pfd. Speck, 1/4 Pfund Reis oder 1/8 Pfd. Graupen oder 2/3 Pfd. Hülsenfrüchte oder 4 Pfd. Kartoffeln, 1 Loth Kaffee (in gebrannten Bohnen) 1 1/8 Loth Salz, 1 1/12 Quart Branntwein, 1 Quart Bier, 2 Pfd. Brod und 3 Loth Rauchtabak oder 6 Stück Cigarren. Bis dahin, wo die Mannschaften aus den von der Feld-Intendantur angelegten Magazinen verpflegt werden können, müssen die Quartiergeber ihnen volle Verpflegung gewähren. Auch beim Eintritt der Magazinverpflegung müssen die Quartiergeber den Leuten die Nahrungsmittel zubereiten und die dazu noch erforderlichen Zuthaten an Gewürz ꝛc. gewähren. 3) Die Rationen müssen nach dem Satze von 11 1/4 Pfd. Hafer, 6 Pfd. Heu und 6 Pfd. Stroh pro Pferd und Tag verabfolgt werden.

Der Kommerzienrath Richard Hartmann in Chemnitz hielt am 23. Juni an seine Arbeiter folgende, auch in den Arbeitslokalen ausgehängte Ansprache: Die unglücklichen Kriegsverhältnisse zwingen auch mich, eine verkürzte Arbeitszeit eintreten zu lassen, die ich den Ablohnungen vorziehe. Vom 25. Juni an kann ich deßhalb nur von 1 Uhr Mittags bis Abends 7 Uhr arbeiten lassen. Für gewisse Abtheilungen werde ich jedoch im Laufe derselben Woche, vielleicht am Dienstag schon, wie ich von Herzen hoffe, die Arbeitsstunden auf 3/4 Tag verlängern können. Möge Gott uns bald Frieden schenken, damit wir wieder unser volles Tagewerk arbeiten können! Ihr wißt, meine Arbeiter, daß Euer Wohl meine Sorge bei Tag und Nacht ist. Seid versichert, daß ich Alles aufbieten werde, die große Noth der Zeit, die auf mir und Euch gleich schwer lastet, Euch so erträglich zu machen, als möglich, und fügt Euch mit Besonnenheit und Ergebung in das unvermeidliche Geschick, das Gott uns auferlegt hat, wir haben so manches Ungemach und Mißgeschick schon mit einander getragen, und werden auch jetzt das Schwerste überwinden, wenn wir den Muth nicht verlieren. Gott hat so oft geholfen und wird uns auch weiter helfen.

[Straßenlokomotive.] In Paris wird man nächstens Fiaker ohne Pferde im Gange sehen. Ein Erfinder aus Borveaux hat sich dort eingefunden, um den Polizeipräfekten um die Ermächtigung zu ersuchen, ein sehr sinnreiches System von Wagen, welche durch die Kraft der Elektrizität bewegt werden, zu probiren. Vermittelst eines Mechanismus, der sich in einer Kiste befindet, die ihre Stelle da hat, wo gewöhnlich der Kutscher sitzt, wird der Wagen in Bewegung gesetzt. Der Apparat soll stark genug sein, um vier Personen befördern zu können. Die ersten Versuche sollen auf der Militärstraße, welche um die Festungswerke herumführt, vorgenommen werden, aus denen sich herausstellen wird, ob die Ermächtigung, solche Wagen in Straßen in Dienst zu setzen, ertheilt werden darf.

Um den Maßstab für eine „Entscheidungsschlacht" ins Gedächtniß zurückzurufen, erinnern wir an die Verluste in der Schlacht von Solferino: die Oesterreicher verloren 630 Offiziere und 19,311 Mann; die Italiener 216 Offiziere und 5305 Mann; die Franzosen 926 Offiziere und 17,305 Mann. Also 1782 Offiziere und 41,911 Mann kostete der 24. Juni 1859.

Räthsel.

Im fernen Osten liegt das Land,
Das wir hier meinen wollen;
Seine Bewohner sind verwandt
Mit Hindu und Mongolen.

Kehrt man es um, ist's eine Frucht,
Die man hier selten schauet.
Im Süden ist sie mehr gesucht,
Wird dort auch mehr gebauet.

P. H . . .

Auflösung des Anagramms in Nr. 153.
Roma — Amor.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 158 Freitag, 6. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Anna sieht ihn nicht, den fremden Jägersmann, und doch steht er schon nahe vor ihr und schaut sie an, wie sie da sitzt in ihren Schmerzen, und er lächelt doch, hört, wie sie ganz leise ächzt und stöhnt, und lächelt doch.

Jetzt neigt er sich zu ihr und flüstert leise: Lieb Annerle!

Sie fährt empor und hebt das Aug' und starrt ihn an, und ihre Lippen öffnen sich zu einem Schrei des Entsetzens und der Angst. Er aber legte rasch seine Hand auf ihren Mund.

Sei still! Wecke die Leoni nicht! Ich muß Dich sprechen, und was ich Dir zu sagen habe, darf nur der liebe Herrgott hören.

Sie starrt ihn an und weiß nicht, ist's nur ein Traumbild, das sie neckt, oder ist Er's wirklich?

Er setzt sich zu ihr auf die Bank. Gesegnet seist Du, meine Anna, sagt er laut, gesegnet für die Liebe, die Du mir geschenkt, und die fortan meines Lebens heiligstes und höchstes Gut sein soll. O, still, mein Engel, streite nicht, verläugne nicht mehr vor mir Dein Herz, denn Gott hat gewollt, daß ich zweimal auf seinen tiefsten Grund hinabschauen durfte. Zuerst dort unten am Grundlsee und heut hier oben auf der Alp.

O heilige Jungfrau, er hat Alles gehört, murmelt sie entsetzt und will aufspringen, will entfliehen, wie ein arm verschüchtert Reh.

Er aber hält sie fest. Bleib, Anna, bleib! Mußt mir erst Antwort geben, ich habe Dich was zu fragen.

So fragt denn, Herr! flüstert sie beklommen.

Er nimmt ihre beiden Hände in die seinen und neigt sich zu ihr, so nah, daß sie auf ihrer Wange seinen Athem fühlt, daß ihre Augen in einander flammen, zu einem einzigen langen Blick.

Herzliebe Anna, willst Du mich zum Mann, willst Du mein Weib sein?

Jesus Maria, was sprecht Ihr nur!

Die Wahrheit, liebes Kind, und wahr und ehrlich sollst Du Antwort geben. Sprich also, willst Du mich zum Mann? Ich schwöre Dir, daß ich Dich lieben will und ehren, wie es dem Manne ziemt, daß er die Ehefrau halte, die er aus Liebe gewählt, aus Liebe zu seiner Hausfrau erkoren. Nun, Anna, gib mir Antwort, denn ich frage Dich zum Drittenmale; willst Du mich zum Mann und willst mein Weib sein, mein Weib vor Gott und aller Welt?

Ja, sagt sie laut und feierlich, denn dieser heilige Moment trägt sie empor über jede Schüchternheit und jede Scheu. Ja, ich will Dein Weib sein und Du, sollst mein Herr sein!

Frierst auch nicht, mein Annerle? Sei vorsichtig, holdes Kind, denn schau, von jetzt an gehörst nicht mehr Dir seibst. Mußt gar Bedacht nehmen auf Deine Gesundheit, denn Du bist jetzt mein und darfst mir keinen Kummer machen durch Deine betrübende Kränklichkeit.

O, sagt sie mit einem stolzen triumphirenden Lächeln, jetzt werd ich nit mehr kränklich sein, jetzt will ich auch nit sterben, und will er mich, der garst'ge Tod, da auf ich ihm entgegen: Hast nichts mit mir zu schaffen.

Aber Andere werden auch erschrecken, wenn sie es hören, meine Anna. Darum laß es vor der Hand ein Geheimniß sein. Wie ein ehelicher Mann habe ich Dich gefragt, ob Du mich willst, und wie ein ehrlich Weib hast Du ja gesagt. Nun gehe ich fort, um Dich, mein süßes Kind, der ganzen Welt zum Trotz, mir zu erringen.

Ah, wenn Ihr fortgeht, dann seh ich Euch nimmer wieder, seufzt Anna traurig. Sie werden's in Wien nit leiden, daß Ihr wieder kommt. Der Kaiser — Gott, wie konnt ich nur vergessen, daß mein Johann, mein Liebling, des Kaisers Bruder ist!

Vergiß es, Kind, denn bei Dir bin ich es nicht, bin nur Dein Johann, jetzt ganz heimlich Dein Bräutigam, doch will's Gott, recht bald vor aller Welt Dein Mann!

Aber wie kann's sein, wie ist's nur möglich? fragt sie staunend. Ach, es ist doch nur ein schöner Traum, und wenn ich aufwach', seid Ihr fort und ich seh Euch nimmermehr.

Und wenn Du aufwachst, meine süße Braut, so schau auf diesen Ring, den ich jetzt auf Deinen Finger schiebe. Es ist Dein Verlobungsring, geliebte Anna, schau auf ihn und bete dann für Deinen Bräutigam, der nach Wien geht, um vom Kaiser die Erlaubniß zu seiner Verheirathung zu erbitten.

Digitized by Google

Und wenn der Kaiſer die Erlaubniß nit gibt?

Er wird ſie geben, Anna, denn ich werde nichts unverſucht laſſen, ſie zu erringen. Und was ein Mann mit feſtem Muthe und entſchloſſener Kraft ehrlich erſtrebt, das erreicht er auch. Du aber, lieb' Annerle, Du bleib' mir treu und bau' auf mich, und ſollt ein Jahr vergehen und mehr noch als ein Jahr, bevor ich zurückkehre, verzage nicht, ich komme ganz gewiß und hole Dich heim in mein Haus als meine Gattin, als meine Hausfrau. Verzage nicht, ſondern ſei guten Muthes und höre auf nichts, als das, was ich Dir ſage. Ich ſchwöre es Dir, Du wirſt mein Weib, dem Kaiſer und der ganzen Welt zum Trotz. Nun glaube es und ſei frohen Herzens, wenn Du mich wahrhaft liebſt.

Ich liebe Euch wahrhaft, Herr, und darum glaube ich es!

Und wenn Du das glaubſt und auf die Zukunft hoffſt, ſo ſei auch fröhlich, meine Anna, recht fröhlich.

O, ruft ſie ſtrahlend, der Kummer war's allein, der mich krank gemacht, die Freude wird mich ſchnell wieder geſund werden laſſen.

So gebe Gott! Denke daran mein Annerle, daß Deine Geſundheit meines Lebens Hoffnung iſt! Pflege Dich alſo und ſchone Dich und thue genau und pünktlich, was Dir der gute Doktor ſagt. Willſt Du mir das verſprechen?

Ich verſprech es Euch! Ich will geſund werden, und wie mir ſcheint, bin ich's ſchon jetzt. Die Freude iſt die beſte Medizin. Aber, Herr, werdet Ihr die arme Annerle nit vergeſſen, wenn Ihr drin ſeid in dem großen ſtolzen Wien? Wenn Ihr nit mehr der ſteyermärk'ſche Jäger, ſondern wieder der Erzherzog ſein?

Ich müßte meines Lebens Hoffnung vergeſſen, wenn ich Dich vergäße, Anna! Schau holdes Kind, ich bin viel gläubiger. Ich fürchte nicht, daß Du mich vergeſſen könnteſt. Ich fordere keine Schwüre und keine Eide! Ich traue auf Dich und Dein Herz! Und das mußt Du auch thun, Anna, darfſt niemals mein Herz anzweifeln, und niemals irre werden an meiner Treue. Ich ſchwör's noch einmal, ich komme zu Dir zurück, aber ich komme nicht eher und Du ſiehſt mich nicht eher wieder, als bis ich Dich zum Traualter führen darf. Jahre mögen vergehen bis dahin, aber wir werden ſie überdauern in Hoffnung und Geduld, denn Du biſt jung an Jahren, und mich hat die Liebe zu Dir auch wieder jung und hoffnungsreich gemacht.

Und nun, mein herziges Annerle, nun geht es zum Scheiden. Ich kam hierher mit ſchwerem Herzen, denn meine ganze Zukunft und mein ganzes Lebensglück ſtand ja auf dem Spiel. Wollt zu Dir kommen und bei Dir noch einmal betteln wie ein armer Mann um Glück und Liebe. Wäre als armer Bettler troſtlos fortgeſchlichen, wenn Du mich von Dir gewieſen, und arm und elend wäre dann mein ganzes Leben geweſen. Jetzt aber, meine Anna, jetzt gehe ich fort als ein überaus reicher und glücklicher Menſch, und wie ein goldener Sonntag ſo hell, liegt meine Zukunft vor mir da. Und jetzt zum Abſchied!

Lebe wohl, meine Anna, meine ſüße, geliebte Braut. Hoff' auf die Zukunft und vertraue mir!

(Fortſetzung folgt.)

Das Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni

war nach den Berichten von Augenzeugen furchtbar. Wie faſt immer, war der von Spionen ausgezeichnet bediente Feind in der Uebermacht. Am heftigſten wüthete der Kampf auf der Höhe bei Kloſter. Von zwei Seiten ſtürmte der Feind heran und überfluthete raſch die Anhöhen, wo die Oeſterreicher in den Getreidefeldern eine Batterie errichtet hatten. Sie zogen ſich zurück und zündeten die Iſerbrücke an. Von dem anderen Ufer eröffneten ſie nun ein furchtbares Feuer auf den verfolgenden Feind, ſo daß die Höhe bald von Todten und Verwundeten bedeckt war. Da die Preußen vor dem Feuer der öſterreichiſchen Batterie nicht Stand zu halten vermochten, eilten ſie auf die Höhen zurück und ſuchten von da aus die öſterreichiſche Batterie zu erreichen. Münchengrätz, das hinter den Oeſterreichern lag, wurde dabei bombardirt. Gleichzeitig wurde auch wieder bei Podol und Brezina gekämpft. Da geſtern preußiſche Vorpoſten vor Jungbunzlau erſchienen und die Telegraphenapparate auf Befehl von dort ſchleunigſt hierher gerettet wurden, die Beamten und faſt alle Bewohner ſich aus der Stadt flüchteten, zum großen Theile nach Prag, ſo ſcheint der Feind einen Erfolg im vorgeſtrigen Kampfe gehabt zu haben. Was man über dieſen Kampf hört, hat ſich beſonders das Regiment Gyulai und die Artillerie ausgezeichnet. Die preußiſche Infanterie entwickelte ein mörderiſches Kleingewehrfeuer, ſo daß die Oeſterreicher buchſtäblich in einem Kugelregen ſtanden. Wenn eines der preußiſchen Regimenter von dem Feuer der öſterreichiſchen Artillerie zu ſehr geſchwächt worden war, wurde es ſofort von einem friſchen abgelöſt. Ihre Verluſte ſollen nach Tauſenden zählen. Das Städtchen Backofen, ſüdlich von Münchengrätz, ſoll eingeäſchert ſein. Bei Gitſchin kam es am 28. gleichfalls zu einem Gefecht, das bis geſtern fortdauerte. Die Preußen gingen zurück. In Niemes, Dauba, B.-Leipa und anderen Orten requirirten die Preußen Lebensmittel, Fourage, Cigarren ꝛc. Zwiſchen Reichſtadt und Niemes haben ſie ſehr befeſtigte Stellungen inne, die ſich bis Dobern und B.-Leipa hinziehen und aus denen ſie fortwährend hervorbrechen und Verſtärkungen nach den Angriffspunkten Münchengrätz ꝛc. ſchicken. An vielen Orten wie Niemes, Gabeln ꝛc. benehmen ſie ſich wie Vandalen, beſonders die Pommern. Was ſie nicht ver-

Digitized by Google

zehren und für sich verwenden können, machen sie unbrauchbar. Oestlich von diesen Gegenden, von Jaromir, Königinhof, Opocno, selbst Josephstadt flüchtet Alles nach Süden, meistens gegen Pardubitz und Prag. Diese Flüchtlinge bieten nicht weniger Mitleid erregende Scenen, als die eingebrachten Verwundeten. Von Ermüdung, Angst, Besorgniß erschöpft, sanken viele bei ihrer Ankunft ohnmächtig nieder. Es geschieht Alles, um das Loos dieser Leute zu erleichtern. Die Privatwohlthätigkeit ist bedeutend in Anspruch genommen, und es ist großartig, was z. B. in Prag für die Verwundeten gegeben und geleistet wird. Die Aufregung in Prag ist in Folge der beunruhigenden Gerüchte und der Zeitungsnachrichten von dem Vordringen der Preußen in die nächste Nähe von Prag die letzten Tage und besonders heute ungeheuer groß, Schrecken und Angst auf allen Gesichtern; Viele packen ein, um sich zu flüchten. (N. Korr.)

Das österreichische, bayerische und württembergische Infanterie-Gewehr und das preußische Zündnadel-Gewehr.

Der gegenwärtige Kampf in Deutschland wird vom militär-technischen Standpunkt auch die Frage zur praktischen Lösung bringen, welchen von den oben genannten Gewehren der Vorzug zur Bewaffnung von Armeen zu ertheilen sei. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, hier eine technische Beschreibung dieser Waffen zu geben, wir registriren hier nur die denselben zugeschriebenen Vor- und Nachtheile und versuchen die Folgen ihrer Anwendung im Felde anzudeuten.

Die erstgenannten drei Gewehrgattungen sind sämmtlich gezogene Gewehre und schießen Spitzgeschosse von gleichem Kaliber. Als Vortheile werden von ihnen gerühmt die große Treffsähigkeit innerhalb Entfernungen von 600 Schritten, eine Tragweite bis zu 1400 Schritten und eine flache Flugbahn der Geschosse. Unter diesen drei Gewehrgattungen wird dem bayerischen sogenannten Podewils-Gewehr die größte Treffsähigkeit und flacheste Flugbahn zugeschrieben. Als Nachtheil wird den drei Gewehrgattungen vorgeworfen: die langsame Ladweise (zwei Schüsse per Minute) und so starkes Beschmutzen des Laufes, daß bei sehr trockener Witterung oft schon nach dem zwanzigsten Schuß die Gewehre nicht mehr geladen werden können, ohne vorausgegangene Reinigung mit Wasser.

Von dem preußischen Zündnadelgewehr wird gerühmt die große Treffsähigkeit innerhalb 400 Schritten und die bekannte große Geschwindigkeit der Ladweise in allen Gefechtsstellungen (8 Schüsse per Minute). Als ihr Nachtheil wird hervorgehoben die Schwere des Gewehres, das Versagen einzelner Schüsse durch Feuchtwerden der Munition bei nasser Witterung, die Abnützung der Zündnadel nach circa 100 Schüssen geringere Tragweite und stark gekrümmte Flugbahn. Noch weitere von Manchen angegebene Nachtheile beruhen einfach auf Unwahrheit.

Eine theoretische Vergleichung der Vor- und Nachtheile der genannten Gewehrgattungen gegeneinander läßt die Vorzüge der österreichischen, bayerischen und württembergischen gegen das Zündelnadelgewehr größer erscheinen, wenn die Geschwindigkeit des Feuers nicht in Betracht gezogen wird, nachdem diese aber beim Zündnadelgewehr viermal größer ist, und die Entscheidung der Schlachten nur durch nahe Gefechte und Massen entschieden werden, so fällt obiger Vorzug großer Tragweite ꝛc. von selbst weg und es entscheidet nur die überwiegende Feuermasse, mithin werden die Vortheile des Zündnadelgewehres jene der anderen bei weitem überwiegen müssen. Es wird der nächsten Zeit vorbehalten sein, über die Richtigkeit dieser Ansicht praktische Aufschlüsse zu geben.

Die alles niederwerfende Feuermasse des Zündnadelgewehres läßt im höchsten Grade geboten erscheinen, keine Infanterie- oder Kavallerie-Massenangriffe zu wagen, so lange man nicht die Gewißheit hat, daß die Besitzer des Zündnadelgewehres ihre Munition verfeuert haben. Ohne diese Vorsicht wird jeder Massenangriff nur ein zweckloses opfern der Mannschaft nach sich ziehen.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Frage zu erörtern, warum das Zündnadelgewehr in Bayern nicht eingeführt wurde, nachdem seine Vorzüge doch so leicht zu erkennen, auch wollen wir nicht die Art der Versuche und die Mittel zeigen, welche vor 14 Jahren schon angewendet wurden, um dieses vorzügliche Gewehr nicht zur Annahme zu bringen, — wir wollen nur andeuten, was jetzt zu geschehen habe, wenn während dieses unheilvollen Krieges die Vorzüge des Zündnadelgewehres von praktischen Folgen begleitet sein werden.

In dem verflossenen amerikanischen Kriege haben wir ein Beispiel gesehen, daß während des Krieges die Infanterie der Nordstaaten mit neuen Gewehren versehen wurde, nachdem sie vorher mit in Europa angekauften Gewehren bewaffnet gewesen. Es ist auch bekannt, daß die Nordstaaten erst von jener Zeit an, wo ihre Infanterie mit schnellschießenden Gewehren versehen wurde, siegreich über die Südstaaten waren.

Welches auch die Kosten und wie groß auch die Schwierigkeiten sein mögen, wir glauben, daß ein Gleiches auch bei uns in Bayern, auch noch während des Krieges geschehen könnte und sollte.

In erster Reihe sollte auf Einbringung von Zündnadelgewehren eine dem Anschaffungspreis entsprechende Prämie gesetzt werden, und sie Jedermann ausbezahlt erhalten, wer sie abliefert. Zur Empfangnahme wäre jedes Truppenkommando zu ermächtigen. Zur Instand-

Digitized by Google

setzung dieser abgelieferten Gewehre wäre entfernt vom Kriegsschauplatz eine Fabrik einzurichten, und die Anfertigung abgängiger Theile und ganz neuer Gewehre sogleich zu bethätigen. Das Hauptlaboratorium wäre sofort mit der Anfertigung von Munition für Zündnadelgewehre zu beauftragen. Die Bewaffnung der Infanterie wäre Bataillonsweise in der Art zu bethätigen, daß je ein Bataillon damit bewaffnet würde, sobald die nöthige Anzahl Zündnadelgewehre zusammengebracht und hergerichtet sind.

Die Schwierigkeiten der Ausführung einer neuen Bewaffnung der Infanterie während des Krieges würden, wären sie auch noch so groß, durch die damit erreichten Vortheile mehr als aufgewogen werden.

Neuigkeiten.

[Vom Regen in die Traufe.] Ein biederer Landmann, welcher bei der jetzigen kritischen Situation das klingende Metall dem Papiergelde glaubte vorziehen zu müssen, kam neulich nach Köln, um 800 Thaler in Kassen-Anweisungen gegen harte Thaler umzusetzen. Dieser Dienst wurde ihm von einem Bankgeschäfte gegen 1 Prozent Agio geleistet. Mit der schweren Bürde beladen, kam unser Landmann in sein Wirthshaus zurück und fragte, wie er das Geld wohl am bequemsten nach Hause bringe. Man gab ihm den Rath, dasselbe bei der Post einzuzahlen, die werde es ihm für wenige Groschen schon an Ort und Stelle besorgen. Gesagt, gethan. Als dann aber der gute Mann sich nach dem Postbureau seines Wohnortes begab, um seine harten Thaler in Empfang zu nehmen, erhielt er, ungeachtet aller lebhaften Demonstration, die bewußten 800 Thaler in Kassen-Anweisungen wieder ausbezahlt.

[Listige Flucht.] Die Art, wie jüngst ein bayerischer Lokomotivführer auf der Tour von Leipzig nach Hof den Preußen ein Schnippchen schlug, ist eben so pfiffig wie originell. Derselbe sollte auf Befehl ein preußisches Truppenkommando auf obiger Strecke fahren, um die bereits gemeldete Beschlagnahme von Lokomotiven und Wagen der dortigen Staatseisenbahn ausführen zu können. Unter dem Vorwande, die Maschine mit Wasser versehen zu müssen, wurde unterwegs Halt gemacht, der Führer benutzte einen günstigen Moment, kettete seine Lokomotive von dem Wagentrain ab, und jagte mit derselben auf und davon.

Der „Great Eastern", meldet man aus London, hat das atlantische Kabel nun vollständig eingenommen und wird in einigen Tagen mit der Legung desselben beginnen. Der Theil des im vorigen Jahre gelegten Kabels ist noch vollkommen gut erhalten, und seine elektrische Kraft hat sich seit der Einsenkung noch verstärkt; es soll nun durch eine kunstreiche Vorrichtung von einem Schiffe drei englische Meilen vor seinem Ende aufgefischt, herausgezogen und mit dem Kabel an Bord des „Great Eastern" verbunden werden.

An mein Mädchen.

(Aus dem Französischen.)

Daß ich zwei Uhren stets trage, nicht mußt du eitel es nennen,
Siehe die eine geht vor — diese da aber geht nach;
Komm' ich nun Abends zu dir, zeig' ich dem Mütterchen jene,
Mahnt sie zum Fortgeh'n sei's Zeit, laß ich sie letztere seh'n.

G. K.

Logogryph.

Wenn jemals existirt mein Wort,
Zu des Hydrarchos Zeit,
War es vielleicht, doch findet man
Es sicherlich nicht heut.
In Kindermährchen spielet
Noch seine Rolle fort
Und üb't in ihnen ungeschlacht
Raub, Unzucht, Todtschlag, Mord.
Die Kleinen, wie erschrecken dann
Und wie erbeben sie
Vor solchem ungeheuren Bild
Und solcher Phantasie!

Der Mittelzeichen nunmehr zwei
Verwechsle mir sofort,
Etwas durchaus Anderes nun
Bezeichnet Dir mein Wort.
Es führet Dich vom West zum Ost,
Vom Süden hin zum Nord,
Es läßt Dir keine Ruh' und führt
Von Orte Dich zu Ort.

Auflösung des Räthsels in Nr. 155:
Siam — Mais.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 159 Samstag, 7. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Der Heirathsantrag.

Der Erzherzog in großer Marschalls-Uniform, die Brust geschmückt mit Ordenssternen, erschien jetzt in der Thür des kaiserlichen Kabinets und blieb zögernd dort stehen, als er hinter dem Kaiser die schlanke zierliche Gestalt des Fürsten Metternich bemerkte.

Kommen's nur näher, lieber Erzherzog, sagte Franz mit einem leichten Kopfnicken. Fürchten's nit uns zu stören. Wir sind mit unsern politischen Berathungen zu Ende und werden uns recht gern erholen, indem wir mit dem Herrn Bruder ein Viertelstündchen verplaudern.

Der Erzherzog schritt mit ernster ruhiger Würde durch das Kabinet zu dem Kaiser hin und verneigte sich ehrfurchtsvoll. Majestät, sagte er, ich komme, mich meinem Kaiser zu melden.

Freut mich, Sie wieder zu sehen, Herr Bruder, rief der Kaiser, und auch Fürst Metternich wird sich gewiß freuen, Sie begrüßen zu können. Haben ihn wohl noch gar nit bemerkt, den guten Fürsten?

O ja, ich habe ihn bemerkt, sagte Johann ruhig.

Aber er schien es doch nicht zu sehen, daß der Fürst ihm einige Schritte näher trat und mit einer tiefen Verbeugung ihn begrüßte. Auch nicht das kleinste Neigen seines Hauptes erwiderte diese ehrfurchtsvolle Begrüßung, auch nicht ein Blick seines Auges traf das schöne lächelnde Angesicht des Fürsten.

Ah, ich sehe, mein lieber Herr Bruder ist ganz unverändert geblieben, rief Franz, lebhaft mit dem Kopf nickend. Haben noch immer Ihre politischen Sympathien und Antipathien bewahrt, nit wahr, Herr Erzherzog?

Ich bitte Euer Majestät um Verzeihung sagte Johann ernst. Als ich Euer Majestät zum Letztenmale die Ehre hatte zu sehen, erhielt ich den strengen Befehl, niemals wieder zu Euer Majestät über politische Gegenstände zu sprechen. Ich bitte um Erlaubniß, ein gehorsamer Unterthan sein zu dürfen.

Also das haben's in Steyermark gelernt, ein gehorsamer Unterthan zu sein? Nun, dann ist Ihr Aufenthalt dort doch nit umsonst gewesen, und ich that wohl daran, Sie hinzuschicken. Wie lange waren's eigentlich dort, Herr Erzherzog?

Ich glaube, es war im Juli des vorigen Jahres, daß Euer Majestät mir die Erlaubniß ertheilten, nach Steyermark zu gehen.

Und jetzt sind wir schon im Oktober dieses Jahres. Sie waren also über ein Jahr dort. Scheint Ihnen sehr gefallen zu haben im lieben Steyermark, und ich fürcht', wenn ich nit jetzt meinen Herrn Bruder gebeten hätt', nach Wien zurückzukehren, Sie wären noch den ganzen Winter dort geblieben.

Ich glaubte, man hätte mich hier in Wien ganz und gar vergessen und ich wollte Niemand unnöthigerweise an mein Dasein erinnern.

I Gott behüt', wie konnten's nur glauben, daß man Euer Liebden vergessen hätte? Hat man Ihnen denn nit regelmäßig alle Monat Ihren Gehalt als Feldmarschall, als Generaldirektor des Ingenieurkorps und als Inhaber des Dragonerregiments ausbezahlt? Haben Sie nit regelmäßig Ihre Appanagengelder erhalten?

Zu Befehl, Euer Majestät, ich habe mich nicht zu beklagen.

Und müssen also zugeben, daß man Sie nit vergessen hat. Aber Sie haben uns vergessen, Herr Erzherzog. Das kommt davon, wenn man sich in einem Lande befindet, wo man angebetet und vergöttert wird, wo die ganze Bevölkerung Einen feiert, als wär' man eigentlich kein Mensch, sondern ein Halbgott. Sind ja förmlich vor Ihnen auf den Knien umher gerutscht, die lieben Steyermärker, und wohin Sie den Fuß setzten, da schrieen's Halleluja aus Leibeskräften. Es muß ein grauslich angenehmes Gefühl sein, sich so vergöttert zu sehen, und wären's nit mein lieber Herr Bruder, so müßt ich eigentlich eifersüchtig sein auf all' die Feierlichkeiten und die Verherrlichung, die man Ihnen dargebracht.

Euer Majestät wissen aber, daß man mir dieselben nur dargebracht, weil ich Euer Majestät Bruder bin. Man huldigte in mir Euer Majestät selber.

Nun, wir wollen halt der Sach' nit weiter nachspüren, Herr Erzherzog. Die Hauptsach' ist: Euer Liebden haben sich so wohl in Steyermark gefühlt, daß Sie gar nit mehr an die Rückkehr nach Wien gedacht haben.

Und darum hatten Euer Majestät die Gnade, mich zurückzurufen. Ich danke Euer Majestät.

Es verlangte mich halt, meinen Herrn Bruder einmal wieder zu begrüßen, sagte der Kaiser lächelnd. Hab' halt ein gar treues Herz und sehne mich zuweilen nach dem traulichen Verkehr mit meinen lieben Brüdern. Nun sagen's, Herr Erzherzog, war die Jagd gut in Steyermarck? Haben's auch recht viele Böcke geschossen?

Ich bitte Euer Majestät, zu sagen, was für Böcke Sie meinen, fragte Johann mit vollkommener Ruhe.

Nun, ich kann ja natürlich nur Gemsböcke meinen, rief der Kaiser lächelnd. Das versteht sich von selbst, daß ein kluger und gelehrter Herr, wie der Erzherzog Johann, gar keine andern Böcke schießen kann, und ich glaub' kein Wort davon, daß man Euer Liebden nachsagt, Sie hätten auf den norischen Alpen noch etwas Anderes gesucht, als eben nur Gemsböcke.

Wollen Euer Majestät die Gnade haben, mir zu sagen, was man sagt, daß ich sonst noch auf den norischen Alpen gesucht hätte.

Nun, vielleicht eine Königskrone oder eine Herzogskrone, sagte der Kaiser achselzuckend. Es klingt auch halt gar nit übel: König des norischen Reichs! Und was für eine Musterwirthschaft man da hätte etabliren können, mit welcher prächtigen Konstitution der liberale König des norischen Reiches seine Unterthanen hätte beglücken können.

Wenn das ein Scherz ist, Majestät, sagte Johann lächelnd, so ist er in der That recht gut ersonnen. Nur Schade, daß er sein ernsteres Gegenstück hat, ich meine das Königreich Illyrien, das Herr von Roschmann auch einmal für mich entdeckt hatte, und wofür damals viel edle Männer haben büßen müssen. Ich bitte Euer Majestät um die Gnade, mir zu sagen, wer diesen Scherz des norischen Königthums ersonnen hat und wem ich für die neue Krone zu danken habe.

Es thut mir leid, nit dienen zu können. Vielleicht hab ich's nur geträumt. Aber Sie wissen wohl, Gott sendet den Menschen die Träume, damit sie ihn vor bevorstehenden Uebeln warnen sollen. Lassen wir uns also Beide gewarnt sein von meinem Traume des norischen Königthums, denn Sie wissen es wohl, unsere geheime Polizei hat scharfe Augen und Ohren und es ist nit gut, ihr in die Händ' zu fallen. Ich bitt also haben wir Sie endlich wieder, Herr Erzherzog, und Sie werden hoffentlich den Winter bei uns in Wien bleiben, nit wahr?

Ich werde mich den Befehlen Euer Majestät gehorsam fügen, erwiderte Johann. Aber bevor Eure Majestät entscheiden, bitte ich, mir gnädigst eine geheime Audienz zu bewilligen.

Nun, die haben Sie ja, Herr Erzherzog, ich dächte doch, wir sind mitten in der Audienz und Sie haben nit nöthig, zu erbitten, was Sie schon haben.

Euer Majestät, ich bat um eine geheime Audienz.

Ah, Euer Liebden wollen damit andeuten, daß der Herr Fürst Metternich stört. Schauen's, und ich glaubt', Sie hätten den Fürsten gar nit bemerkt. Aber ich denk', er wird uns nit stören und geniren, und was Geheimnisse anbetrifft, so wissen's ja doch, daß ich alle Staatsgeschäfte mit meinem Minister bespreche. Reden's also immerhin, Herr Bruder.

Majestät, ich habe aber nicht von Staatsgeschäften, sondern von einer Familien-Angelegenheit sprechen wollen.

Von einer Familien-Angelegenheit? Schaurn's, man sollt' wahrhaftig meinen, der Erzherzog wollt' sich vermählen.

Euer Majestät haben's errathen. Ich komme, um von Euer Majestät die Erlaubniß zu meiner Verhrirathung zu erbitten.

Der Kaiser zuckte leicht zusammen, und sein vorher lächelndes Gesicht nahm plötzlich einen ernsten schroffen Ausdruck an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stabat Mater und Pergolese.

(Fortsetzung.)

Seit Annunciata mit Giovanni zum Erstenmal in San Carlo gewesen war, schien sie verändert. War früher ihr Lernen nur Spiel, jetzt trieb sie es mit der ganzen Leidenschaft der Neapolitanerin. Sie hatte ein Ziel. Ihr Ehrgeiz stachelte sie und stündlich wuchs ihr Eifer; aber auch ganz dem gemäß waren ihre Fortschritte. Giovanni war außer sich vor Lust.

Und immer inniger wurde das Verhältniß zwischen Beiden. Ihre Herzen schienen eins. Getrennt waren sie unglücklich, vereint — selig. Sie schwelgten im Vollgenusse der Harmonien und nicht minder im süßesten Rausche der Liebe.

Als Giovanni nach Neapel kam, hatte ihn eins jener glücklichen Ereignisse, eine jener wunderbaren Fügungen, die wir Kurzsichtige mit dem inhaltlosen Worte Zufall bezeichnen, in eine Verbindung gebracht, die von dem erfolgreichen Einfluß auf seine Zukunft zu werden verhieß.

Er war in Santa Maria bei einer musikalischen Messe. Hier spirlten nur Meister. Es war ihm gelungen, auf die Tribüne zu kommen, die dem Hochaltare gegenüber den Musikern eingeräumt war. Man führte eine der wundervollen Messen Guglel-

mi's auf, in der Giovanni einst in seiner heimathlichen Kirche die erste Violine gespielt.

Plötzlich, als eben der Priester das herrliche Credo anstimmen soll, sinkt der erste Violinist ohnmächtig zur Erde. Die Verwirrung war gränzenlos. Wo sollte man in der Schnelle einen Stellvertreter finden? Nichts konnte dem Maestro unangenehmer sein!

Da drängte sich ein dürftig gekleideter Jüngling vor, ergriff die Violine und winkte dem betroffenen Maestro, er möge beginnen.

„Verstehst Du, was Du unternehmen willst?" fragte er rasch und leise.

Giovanni, denn er war es, nickte so zuversichtlich, daß auf gutes Glück hin der Dirigent begann.

Zu dessen nicht geringem Erstaunen führte der unbekannte Jüngling seine schwere Partie mit solchem Glücke, mit solcher Meisterschaft durch, daß Niemand die Abwesenheit des Künstlers merkte.

Als die Messe vorüber war, umarmte ihn der Maestro. „Wer bist Du? — rief er aus — „Du hast mich aus einer verzweiflungsvollen Lage gerettet und zugleich eine Kunst bewiesen, die ich nimmermehr Deiner Jugend zugemessen hätte!"

Giovanni nannte seinen Namen und erzählte unbefangen seine Lebens-Geschichte mit einfachen Worten.

Das und seine Kunst gewann des Meisters Liebe. „Komme zu mir, mein Sohn," — sagte er — „ich will Deine Studien leiten!"

Und von dem Tage an war er des Meisters eifrigster und bester Schüler und die Theilnahme des für seine Kunst begeisterten Mannes wuchs für ihn mit jedem Tag. Er kannte seine Verhältnisse; denn Giovanni hatte ihm ohne Hehl seine Armuth bekannt. Wie ihn der Meister liebte und werth hielt, so sann er jetzt darauf, seiner Zukunft eine freundlichere Seite zu erringen.

Zu den Bekannten und Freunden des Meisters gehörte der Marchese Spinessa, ein Mann, der in dem Grade, wie er die Musik liebte, auch bereit war, auf's Menschenfreundlichste aufkeimende Talente der Atmosphäre des Elends zu entreißen, in der sie vergiftet und verkümmert sterben.

Ein unermeßliches Vermögen kam seinem edlen Herzen zur Hülfe. Der Marchese lernte den Jüngling kennen und gewann ihn lieb. Mit freigebiger Hand unterstützte er ihn; die kostbarsten Musikalien verschaffte er ihm. Eine der besten Geigen, welche aus Cremona's Meisterwerkstätten hervorgegangen war, schenkte er ihm, als Lohn seines trefflichen Spieles.

Der Jüngling blickte dankbar und froh in die Zukunft und warf sich mit allem Eifer auf seine Studien.

Da lernte er Annunciata kennen und es war, als habe ein Sirocco alle seine Liebe zu Kunst ausgetrocknet. Der Meister sah ihn kaum mehr, und wenn er kam, so war er so zerstreut, hatte so wenig Aufmerksamkeit und Lust, daß der Meister bedenklich den Kopf schüttelte. Gerade in dieser Zeit traf er den Marchese, der längere Zeit auf seinen Gütern in Sicilien verweilt hatte.

— „Wie steht's mit unserm Pergolese?" fragte der Marchese.

— „Uebel," — entgegnete achselzuckend der Meister — „alle Lust und Liebe zur Kunst ist weg. Wenn es nicht anders wird, so bleibt er ein gewöhnliches, verkommenes Talent und wir Beide sind genarrt."

— „Das ist hart, Signor!" sagte der Marchese — „Künstler haben ihre Launen."

— „Zugestanden," — sprach betrübt der edle Meister — „aber da ist mehr als Laune. Eine solche währt wohl heute und morgen, aber das dauert schon, seit Ihr in Sicilien weiltet, und wird alle Tage schlimmer."

Der Marchese sah ihn betroffen an.

— „Was meint Ihr denn, Signor?" fragte er.

— „Was ich meine?" — brummte der Meister — Wenn die Liebe nicht dahinter steckt, so ist es der Teufel!"

— „Halt!" — rief der Marchese — „da müssen wir forschen. Am Ende wäre der Teufel leichter zu bannen, als die Liebe. Wo wohnt der Junge?"

Der Maestro gab Alles genau an, und der Marchese eilte die Toledostraße hinauf.

Nach zwei Tagen trat er mit unmuthigem Ausdruck in seinen wohlwollenden Zügen in des Maestro's Gemach.

— „Nun hab' ich die Geschichte heraus," — sagte er — „und Eure Vermuthung ist richtig. Die Liebe ist die Kette, welche das Talent des Jungen in seinem Fluge zum glänzendsten Ziele fesselt. Einer meiner Diener kennt den Schuhmacher, bei dem Giovanni wohnt. Da hielt's nicht schwer, den Grund seiner Zerstreuung und Unlust zu finden, denn der Kerl that sich etwas zu gut darauf, den schönen Jungen mit einem schönen Mädchen zusammengekuppelt zu haben. Sie ist eines Fischers arme Tochter, soll hübsch singen und ein Paar unwiderstehlicher Augen im Kopfe haben. Nun, wir kennen diese neapolitanischen Augen und ihre Gluth! Die haben dem Jungen den Kopf verrückt. Was ist da zu thun?"

— „Seht Ihr's!" — rief der Maestro — „Er ist nicht der Erste, den mir so eine hübsche Hexe verdirbt. Das hab' ich richtig geahnet."

— „Zugestanden, Signor, aber was ist zu thun? Das ist die Hauptsache, daß wir ihn aus dem Netze herauswickeln."

Digitized by Google

Die beiden Männer beriethen reiflich.

Pergolese war eine weiche Natur. Es war weniger von einem entschiedenen Widerstande zu fürchten, als von jener stillen Haetnäckigkeit eines Gefühls, das seine ganze Seele einnahm und beherrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte heimathliche Haus.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch;
Dieselbe Luft, dieselben Lieder
Und Alles war ein Aud'res doch!

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Hell glänzten Thal und Berges Höh'.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremder Menschen feemd Gebahren:
Wie weh, wie weh mir da geschah.

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh! flieh und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Mannigfaltigkeiten.

In Nürnberg starb am 23. Juni der in Deutschlands weiten Kreisen als Pädagog wohlbekannte Volksschullehrer W. K. Schultheiß nach kurzem Unwohlsein im 81. Lebensjahe, bis in die letzten Stunden aller Geistesfeische sich erfreuend. Ein Autodidakt im vollen Sinne des Wortes, kämpfte er für Hebung des Unterrichtswesens, opferbringend dee guten Sache, in dee Schule und in vielen anerkannten Schriften (Schulehalten im 19. Jahrhundert, pädagogische Reiselagbüchee ɔc.), sich stützend auf seine reichen Erfahrungen. Meistens zu Fuß und noch als Greis durchwanderte er seit Jahren ganz Deutschland, die Schweiz und Holland, um die Schulen und ihre Lehrer anderwärts kennen zu lernen; die größte Freude machte es ihm auf seinen Streifzügen, wenn ihn irgendwo einee von seinen vielen tausend Schülern — und er zählte als solche häufig in einee Familie den Großvater, Vater und Enkel — unvermuthet in weiter Entfernung von der Heimath mit Nennung seines Namens begrüßte. Denn es bewahrten ihm, der grundsätzlich jede handgreifliche Belehrung verschmähte, Alle ihre Liebe, von der das Geleite zue letzten Ruhe zeugte.

[Zusammenkunft des Kaisers von Oestereeich und des Königs von Peeußen.] „Auszug aus „Ueber Land und Meer", Jahrgang 1864.) . . . „Als der Zug unter den Klängen der preußischen Volkshymne und dem Jubelrufe der herbeigeströmten Menge hielt, eilte der Kaiser dem ankommenden Könige entgegen; sie reichten und drückten sich die Hände, — sie nahten sich mit dem Munde zum Kusse und allgemeine Rührung folgte dem schönen Augenblicke . . ." und jetzt 1866?!

Räthsel.

Der Jäger.

Auf dem Anstand steht ein Jägersmann
Wohl viel Tage und viel Nächte,
Und sieht in die weite Gegend hinaus.
Ob sie keine Beute ihm brächte;
Viel edles Thier kömmt' ihm zu Gesicht
Dem Jägersmann ist das Rechte nicht.

Sein Wild ist an Schnelle dem Adlee gleich,
Dem gierigen Tiger an Grimme,
An Bogenbewegung dem Schlangenleib,
Dem Löwen an heulendee Stimme;
Ein Simson es nimmer erwürgen kann,
Doch harrt sein ruhig der Jägersmann.

Und bückt sich nicht und eegt sich nicht
Im langen Laufe der Stunden,
Bis das Ungeheuer ihm kömmt zu Gesicht,
Bis sein selt'nes Wild ee gefunden,
Und flattert es endlich in sein Bereich,
Erwürgt er's und gräbt's in die Erde gleich.

C. C.

Auflösung der Charade in Nr. 157:
Buschklepper.

Richtig gelöst von H. F.

Redakteur Gustav Meffeet. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Deuckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 160 Montag, 9. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Euer Liebden wollen sich vermählen, und um mir dieß zu sagen, verlangen Sie eine geheime Audienz?

So ist es, Majestät.

Majestät, sagte Fürst Metternich dringend, ich bat schon beim Eintreten des Herrn Erzherzogs um meine Entlassung. Ich wage es, Euer Majestät meine Bitte jetzt zu wiederholen.

Und zum zweiten Male schlage ich sie Ihnen ab, rief der Kaiser lebhaft. Die Vermählung eines Erzherzogs ist keine Familien-Angelegenheit, sondern eine Staatsaktion und darf nur als solche behandelt werden. Bleiben Sie, Fürst, und Sie, Herr Erzherzog, reden Sie. Euer Liebden haben mir gesagt, daß Sie kommen, um meine Einwilligung zu Ihrer Vermählung nachzusuchen. Aber um diese zu geben, muß ich erst wissen, welches die fürstliche Braut ist, die Euer Liebden sich erwählt haben. Und dann wird's auch erst nöthig sein, daß der Fürst Metternich, der Minister des Auswärtigen, auf diplomatischem Wege bei dem betreffenden Hofe anfrage, ob derselbe geneigt ist, Ihnen die Hand der Prinzessin zu bewilligen. Euer Liebden gehen in Ihrer verliebten Ungeduld etwas zu rasch zu Werke und sprechen schon von Vermählung, während erst von den Präliminarien zur Verlobung die Rede sein kann.

Ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, sagte Johann lächelnd, aber ich sprach nicht von meiner Vermählung, sondern wie ein schlichter einfacher Mann nur von meiner Verheirathung. Es wird zu derselben keiner diplomatischen Unterhandlungen und keiner Präliminarien bedürfen. Die Sache liegt viel einfacher. Ich habe mich seit langen Jahren gewöhnen müssen, es ganz und gar zu vergessen, daß ich der Bruder des Kaisers, daß ich überhaupt ein kaiserlicher Prinz bin, dem vielleicht ein Antheil gebührt an den Ehren und den Geschäften des Staates. Ich habe mich immer nur erinnert, daß ich der Unterthan des Kaisers bin, und daß ich als Solcher ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig bin. Euer Majestät werden mir das Zeugniß geben, daß ich es nimmer daran habe fehlen lassen. Auch jetzt komme ich in aller Ehrerbietigkeit als Ihr gehorsamer Unterthan, Euer Majestät um die Einwilligung zu meiner Vermählung zu bitten. Ich komme nicht als Erzherzog, sondern in meiner Eigenschaft als Militär, von meinem Kriegsherrn den Konsens zu erbitten.

Was wollen Sie damit sagen? fragte der Kaiser hastig. Ich verstehe Sie nicht, Herr Erzherzog.

Ich will damit sagen, fuhr Johann ruhig fort, daß meine Verheirathung durchaus keine Staatsangelegenheit ist, und daß die Diplomatie nichts damit zu thun hat. Das Mädchen, mit dem ich mich zu verheirathen wünsche, ist keine Prinzessin und lebt an keinem Hofe.

Ist keine Prinzessin und lebt an keinem Hofe? wiederholte der Kaiser, indem er mit seinen weit aufgerissenen hellblauen Augen den Erzherzog anstarrte. Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Sie sich mit einer Prinzessin aus einem nicht regierenden Hause vermählen wollen.

Majestät, ich will damit sagen, daß meine Braut weder eine Prinzessin, noch eine Gräfin oder eine Baronin ist.

Sie sprechen von einer morganatischen Ehe zur linken Hand, weil sie weiland der König Friedrich Wilhelm der Zweite in Preußen in die Mode gebracht? Ich muß Euer Liebden aber sagen, daß ich mich um dergleichen Dinge nit weiter kümmere, und daß Sie das allein mit Gott und Ihrem Gewissen abzumachen haben. Heirathen Sie an Ihrer linken Hand so viel Frauenzimmer, als Ihnen beliebt. Nur haben's die Delikatesse, die Sache um des Anstandes willen geheim zu halten. Meine Erlaubniß aber bedürfen's dazu nit.

Majestät, ich würde es niemals gewagt haben, meinen Kaiser so zu beleidigen, daß ich ihn mit einer unmoralischen und unbelikaten Angelegenheit belästigte. Eine solche Ehe zur linken Hand ist nichts weiter als eine moralische Lüge, ein anständiger Schleier, den man einem unanständigen Verhältnisse überwirft. Das hat gerade der König Friedrich Wilhelm von Preußen, den Euer Majestät vorhin anführten, auf schlagende Weise dokumentirt. Er war legitim vermählt und das hinderte ihn durchaus nicht, von Zeit zu Zeit nebenher auch noch illegitime Vermählungen einzugehen und sich an der linken Hand seine Geliebten antrauen zu lassen.

Digitized by Google

Das Mädchen, welches ich liebe, und welches ich meine Braut nenne, ist aber eine durchaus tugendhafte und unbescholtene Person, die ich eben so sehr hochachte als ich sie liebe. Ich würde es daher niemals wagen, ihr unehrerbietige und verletzende Anträge zu machen, und wenn ich ihr meine Hand angeboten, so war damit meine ehrliche rechte Manneshand gemeint.

O, rief der Kaiser mit einem rauhen Lachen, Sie wollen die rührende Geschichte vom Erzherzog Ferdinand und der schönen Philippine Welser zum Zweitenmal aufführen, nit wahr? Sie wollen den Dichtern Stoff zu Romanen und Gedichten geben. Ah, eine zweite Philippine Welser! Das ist halt recht romantisch, recht rührend. Und darf man fragen, welchem berühmten Patrizierhause diese zweite Philippine Welser entsprossen ist?

Majestät, sie ist eines einfachen schlichten Mannes Tochter, sie gehört nicht einmal einem Patrizergeschlecht an. Aber sie besitzt ein reines edles Herz, sie ist tugendhaft und unschuldig wie ein Kind. Ich liebe sie um ihrer Unschuld und Reinheit eben so sehr, als um ihrer Schönheit willen. Sie heißt Anna Plochl, und ist die Tochter des Posthalters Plochl.

Anna Plochl, rief der Kaiser mit einem grimmigen Lachen. Anna Plochl also heißt die Dame, die mir die Ehre anthun soll, meine Schwägerin zu werden, und der Posthalter Plochl, der wird fortan mein lieber Herr Vetter sein. Ah, Herr Bruder, wenn Sie sich die Geschichte erfunnen haben, um mich zu ärgern, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie Ihren Zweck verfehlt haben. Die Geschichte ist zu spaßhaft, als daß ich mich darüber ärgern könnt'! Eines Posthalters Tochter! Anna Plochl! Und der Herr Erzherzog Johann will aus dem Ding seine legitime Gemahlin machen? Aber was sagen's denn zu dem Spaß, Metternich? Finden's nit, daß der Erzherzog recht lustig und witzig in Steyermark geworden ist? Aha, jetzt versteh' ich's. Der liebe Erzherzog will mir beweisen, daß er doch noch andere Böcke geschossen hat, als bloß Gemsböcke. Hahaha!

Ich muß indeß Euer Majestät bitten, die Sache so lustig sie Euer Majestät erscheinen mag, doch ernsthaft zu nehmen, sagte Johann ruhig. Ich will in vollem Ernst und kraft meines guten Rechts als freier selbstständiger Mann mich verheirathen mit dem Mädchen, welches ich liebe, und das zu meinem Glück meine Liebe erwidert. Aber als ein getreuer und gehorsamer Unterthan komme ich, meinen Herrn und Kaiser um seine Einwilligung zu meiner Verheirathung zu bitten.

Der Kaiser trat rasch einige Schritte vorwärts dicht zu dem Erzherzog heran, und starrte mit grimmigen Zornesblicken ihm ins Angesicht.

Und wenn ich meine Einwilligung nit gebe? fragte er zwischen den fest aufeinander gepreßten Zähnen hervor.

Ich hoffe, Euer Majestät werden meinen Bitten, meinen bescheidenen Wünschen Ihre Einwilligung nicht versagen.

Und wenn ich's doch thue? Was dann? fragte der Kaiser, immer noch dicht zu dem Erzherzog geneigt, ihn starr anblickend. Wenn ich Ihnen meine Einwilligung nit gebe, wenn ich Ihnen verbiete, mich, mein Haus und meine Familie zu beschimpfen? Werden Sie sich dann in Gehorsam fügen? Werden Sie den wahnsinnigen Gedanken aufgeben, die Posthalterstochter zu Ihrer Gemahlin zu machen, Sie sich als rechtmäßige Frau antrauen zu lassen? Ich frage Sie, ob Sie gehorchen werden?

Eine Pause trat ein, eine lange Pause, die selbst Metternichs Herz rascher klopfen machte und ihn mit Bangigkeit erfüllte.

Majestät, sagte der Erzherzog dann mit ernstee feierlicher Stimme, Majestät, ich würde Ihnen nicht gehorchen können. Ich habe meinee Braut mein Wort gegeben, daß ich sie heimholen will in mein Haus als meine Ehegattin, und ich muß mein Wort halten als ehrlicher Mann.

Ah, Sie lassen mich also endlich Ihr wahres Antlitz sehen, rief der Kaiser bebend vor Zorn, das Antlitz eines ruchlosen Rebellen! Ja, eines Rebellen, sage ich! Denn es ist Rebellion, sich aufzulehnen gegen die Gesetze der Sitte, der Moral, der Kirche, des Staats und der Familie, und das thun Sie. Ein kaiserlicher Prinz darf und kann keine Posthalterstochter heirathen, wenn er nicht sich und sein Haus zum Spottgelächter von ganz Europa machen will. Ein kaiserlicher Prinz darf sich mit keiner Prinzessin, geschweige denn mit einem Mädchen niedriger Herkunft, verloben, ohne vorher die Einwilligung seines Kaisers erlangt zu haben. Das ist gegen die Gesetze des Kaiserhauses. Aber ich sehe schon, was es ist, und wie mein schlauer Herr Bruder da gerechnet hat. Nicht mit dem Mädel aus Steyermark will er sich verheirathen, sondern mit Steyermark selber, und wenn ich nicht meine Einwilligung gebe zu seiner Ehe mit dem Mädchen aus dem Volke, so soll das Volk mich deßhalb hassen und verwünschen, so wird das genügen, um mich unpopulär und den lieben Erzherzog desto populärer zu machen. Wenn das Volk murrt, wird's leicht sein, es zu offenem Aufstande zu bewegen und eine Revolution zu machen, bei der man vielleicht doch noch droben auf den norischen Alpen eine Königskrone finden könnte.

Majestät, rief Johann bleich vor Aufregung und Zorn, schweigen Sie, hören Sie auf mich zu beleidigen, denn meine Geduld ist zu Ende!

Ah, Ihre Geduld ist zu Ende, höhnte der Kaiser. Hören's doch, Metternich, seine Geduld ist zu Ende!

(Fortsetzung folgt.)

Das Stabat Mater und Pergolese.

(Fortsetzung.)

Es war einige Wochen nach diesem Zwiegespräch, als ein stattlicher Wagen zum Thore Neapels hinausrollte. In der rechten Ecke saß der Marchese Spinessa, ernsten gehaltenen Wesens; in der linken lehnte ein Jüngling, bleich, kummervoll aussehend. Sein Auge schwamm in Thränen. Es war Giovanni Pergolese.

Eine diplomatische Mission führte den Marchese an den Hof von Florenz; doch auch in Rom hielt ihn der Auftrag seines Hofes einige Zeit fest.

Es war ihm und dem edlen Maestro gelungen, den Jüngling aus seinem seligen Traume zu wecken. Er hatte die Wahrheit dessen vollkommen erkannt, was diese wohlwollenden Männer ihm sagten; aber es hatte ihn auch den schwersten Kampf seines Lebens gekostet, sich von der Geliebten zu trennen. Sie hatten ihm vorgestellt, wie er ja das Band nicht zu lösen brauche; hatten das süße Glück unzertrennlicher Vereinigung mit Annunciata als schönstes Ziel, als Lohn und Krone seines Strebens dargestellt, und das hatte bewirkt, daß er einwilligte, Neapel einstweilen zu verlassen und in Rom dem Studium der kirchlichen Musik sich hinzugeben, für die das Gemüth Pergolese's eine vorherrschende Neigung hegte, und dann Florenz zu besuchen, wo ihn Spinessa erwarten wollte. Die Trennung war bitter; aber die schönste Hoffnung leuchtete den Liebenden. Schwüre ewiger Treue wurden gewechselt, Thränenströme flossen. Dann riß sich Giovanni los und verließ Neapel.

In die Kissen gedrückt, gab er sich dem vollen tiefen Schmerze hin. Es war ja seine erste, heilige Liebe!

Der Marchese war ein Mann von tiefem Gefühl. Er kannte den Schmerz, der die Seele des Jünglings durchzuckte, und dachte zu edel, ihn jetzt in seinen Empfindungen zu stören. Er war aber auch ein zu sicherer Kenner des menschlichen Herzens, um nicht zu wissen, daß gerade die leidenschaftliche Heftigkeit dieses Gefühls den Grund ihrer eigenen Abspannung in sich trage.

Allmählich gelang es ihm, den Jüngling einem andern Vorstellungskreise zuzuführen. Er bemerkte, wie er ruhiger wurde, wie er in seine Bemerkungen einging, und bald hatte der Zauberkreis der Kunst seine Seele aus den Banden des Schmerzes herausgewunden. Das Kunststück war gelungen und der Marchese freute sich dessen herzlich.

Als sie Rom erreichten, war Giovanni's Seelenzustand ein anderer geworden. Wenn auch noch die früheren Stimmungen wiederkehrten, so wußte es der Marchese so einzuleiten, daß sie doch nicht mehr so ganz Herr in ihm wurden.

Der Marchese war ein Freund des Kardinals Barberini, eines begeisterten Freundes der Musik. Ihm übergab er seinen Schützling, indem er ihm die genaueste Kenntniß aller Umstände mittheilte, und ihn besonders bemerklich machte, wie es ja sehr noth thue, Pergolese ganz und von allen Seiten in Anspruch zu nehmen, damit er den Träumereien nicht wieder anheimfalle, die die edelsten Kräfte seiner geistigen Natur nur zu lähmen geeignet wären.

Das erkannte Barberini vollkommen, und die Theilnahme, welche der Marchese ihm für Giovanni einzuflößen wußte, der Beifall, welchen der Kardinal seinen Leistungen schenkte, die Hoffnung, welche des Jünglings Kunstbegabung ihm beibrachte, bewirkten, daß ihn Barberini in seinen Palast aufnahm, daß er selbst seine Studien zu leiten übernahm, daß er ihn in alle die Verbindungen mit den ersten Meistern brachte, welche den glänzendsten Erfolg zu sichern verhießen.

Barberini täuschte sich nicht. Giovanni erkannte sein Ziel und rang mit aller Kraft seines Wesens, es zu erreichen. Einzelne Kompositionen gewannen ungetheilten Beifall. Es war entschieden, daß die Kirche an diesem werdenden Künstler einen Schatz besaß, dessen tiefsinnige Fülle zu den schönsten Erwartungen vollgiltig berechtigte. Wie es in dieser Zeit um des Jünglings Herz stand? — O, er trug seine Liebe warm und innig in seiner Brust. Er schrieb Annunciaten die leidenschaftlichsten Briefe. Wenn auch das Mädchen, wie alle ihres Standes in Italien, die Kunst des Lesens und Schreibens nicht verstand, so ist in Neapel, wie überall in Italiens Städten, für diesen Fall hinlänglich gesorgt.

An allen öffentlichen Orten sitzen die Schreiber an ihren Tischchen, zu jeder Minute bereit, öffentliche und Privatvorträge zu lesen und zu schreiben, wie auch den geheimsten Regungen des menschlichen Herzens in Wort und Zeichen den rechten Ausdruck zu geben. Der südlichen Natur ist es eigenthümlich, sich leicht in jede beliebige Stimmung zu versetzen und solch ein Escribano schreibt Liebesbriefe in all' dem schwülstigen, blumenreichen Style, wie er der Empfindung zusagt, die solchen Ausdruck will und sucht. Dabei darf jedes liebeskranke Herz auf eine Verschwiegenheit zählen, die das Grab kaum sicherer gewährt. Dort ließ das Mädchen die räthselhaften Zeichen sich deuten und sog die Wonne ihres Inhaltes mit seligen Gefühlen ein; dort ließ sie antworten, wie des Escribano Feder die Gluth wiedergeben konnte, welche sie in Worten aushauchte.

So trugen diese Briefe die Versicherungen der Liebe hin und her, und die Trennung gab ihnen

einen doppelten Werth, ohne daß dadurch Giovanni's Streben gehemmt worden wäre.

Barberini's Briefe an den in Florenz lebenden Marchese waren voll des lebhaftesten Lobes des jungen Meisters, und die entschiedenen Proben seines großen Talentes gaben dem edlen Manne den reichsten Lohn für die Opfer, welche er für Giovanni brachte, ohne daß sie ihm schwer wurden.

Ein Jahr war so hingeflossen.

Da erschien plötzlich der Marchese in Rom, um seinen Schützling nach Florenz zu holen.

Was dieß bewirkte, war ein Umstand, den Barberini's scharfes Auge entdeckt.

Blieben die Briefe von Annunciata länger aus, oder wurden sie kühler, liebeleerer? — Etwas mußte geschehen sein; — denn Giovanni gab sich seit Kurzem einem stets wachsenden Trübsinne hin, und es schien wieder jene geistige Lähmung einzutreten, die in Neapel der Liebe Glück hervorgebracht, jetzt aber der Liebe Leid in höherem Grade zu bewirken drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Zwangstrauung.] In Amerika werden jetzt die emanzipirten Neger, die bisher in einem gewissen Naturzustande gelebt hatten, en masse verheirathet. So liest man in der „New-Yorker Handelszeitung": Vor einigen Tagen wurden im Freedmens Dorf auf der Arlingtoner Höhe bei Washington auf Befehl des Generals Howard alle Negerpaare kopulirt, welche zusammenlebten, ohne förmlich verheirathet zu sein. Es waren 217 Paare, dabei steinalte Leute, welche Enkel und Urenkel hatten. Solche fanden diese Verheirathung par force nicht ohne Grund für überflüssig und benahmen sich sehr gleichgültig. Andere hatten sich zu der Gelegenheit so seltsam herausgeputzt, daß die Affaire noch komischer dadurch wurde. Die sämmtlichen „Brautleute" waren im Halbkreise aufgestellt und empfingen den Segen der von dem frommen Howard geschickten Pastoren in Parthien von 15 oder 20 Paaren.

In der Mode überstürzen sich die Ereignisse nicht weniger als in der Politik. Während der letzten 14 Tage sind in Frankreich nicht weniger als 67 Erfindungspatente für verschieden geformte neue Damenhütte genommen worden.

Bei einem Gewitter bei Pondorf an der Donau (Niederbayern) wollte der Söldner und Gemeinde-Vorsteher Spitzer in der Nähe des Dorfes Nachmittags halb 3 Uhr Heu nach Hause fahren. Schon war man beim letzten Schober zum Aufladen angelangt, als ein Blitzstrahl den auf dem Wagen befindlichen Spitzer traf und ihn todt vom Wagen schleuderte; hochauflodernd, gleich einer Todtenkerze, stand der mit Heu beladene Wagen in Flammen.

Logogryph.

Ich zünde meine Fackel an der Flamme
Des Himmels an und trage sie zur Erde,
Daß Hohes aus dem Staub geboren werde,
Und Ewiges dem Irdischen entflamme.
Durch mich bist du des Daseins höchster Wonne
Des innern Gottes freudig dich bewußt,
Und wie bestrahlt von einer höhern Sonne
Ziehst du die Welt an deine reiche Brust.

Doch weh! welch' Bild wird plötzlich dir erscheinen.
Reichst du ein J mir feindlich statt des O,
Die Fackel losch, der holde Gott entfloh,
Und alle Engel fliehen nach und weinen.
Denn ihre blut'ge Geisel hoch erhoben
Faßt eine Furie dein warmes Herz.
Schon fühlst du's wild in deinen Adern toben,
Das Mitleid stirbt, die Brust wird kalt wie Erz.
In Qual ist jede Wonne untergangen,
Zur Hölle wandelt sich die heil'ge Gluth,
Und wie du innig erst die Welt umfangen,
Erliegst du nun des Hasses blinder Wuth.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 158:

's war einst ein „Riese" Goliath,
Ein gar gefährlich Mann;
Ein Menschenfresser obend'rein,
Und doch noch mäßiger als ein
Gewisser Grobian.

Dem Ersten hat gestopft das Maul,
Ein Hirte lobesan; —
Dem Letzten — wünsch' ich augenblicks:
Glückliche „Reise" über'n Styx
Mit Meister Urian.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 161 Dienstag, 10. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Ich beschwöre Euer Majestät, sagte Metternich mit leiser bittender Stimme, gehen Sie nicht weiter. Entlassen Sie den Erzherzog, Euer Majestät sind jetzt zu aufgeregt, und auch der Erzherzog ist es. Beschweigen Sie diese Angelegenheit, geben Sie dem Herrn Erzherzog Zeit zu überlegen, das Unmögliche seines Vorhabens zu erkennen. Wollen Sie gnädigst nicht auf der Stelle entscheiden über Etwas, das vielleicht durch Zeit und Umstände sich von selber den gerechten Wünschen Eurer Majestät gemäß gestalten könnte.

Wenn Euer Durchlaucht damit sagen wollen, daß ich mich fügen, oder daß ich mit der Zeit meine Braut vergessen könnte, so irren Sie sich, sagte Johann fest. Ich bin nicht jung und nicht leicht genug, um einer flatterhaften Liebe nachzuhängen. Ich habe mein Herz hingegeben für alle Zeit und alle Ewigkeit. Ich habe mich meiner Braut verlobt in aller Erkenntniß der Schwierigkeiten und Gefahren, welche sich uns entgegenstellten, aber auch in voller Erkenntniß der festen und unbezwinglichen Neigung, die mich meiner Braut verbindet, und die durch nichts auf der Welt zerrüttet und aufgelöst werden kann! Majestät, ich beschwöre Sie, seien Sie großmüthig, seien Sie barmherzig! Zwingen Sie mich nicht, ein ungehorsamer Unterthan zu werden, um ein ehrlicher Mann zu bleiben. O, lassen Sie Einmal nur Ihr Herz für mich sprechen! Schauen Sie rückwärts in die Vergangenheit! Erinnern Sie sich, daß Sie mein Bruder sind, daß mich, wie Sie, die Hand unseres sterbenden Vaters gesegnet hat, daß er Ihnen mit schon erblassender Lippe befohlen hat: Ihre Geschwister zu lieben, ihnen ein Vater zu sein. Und wenn Sie dessen eingedenk sind, mein Bruder, so blicken Sie nun zurück auf unser Beider Leben! Sehen Sie Ihr glanzvolles Leben, geschmückt mit Macht, mit Ruhm, mit Erhabenheit. Freilich haben auch Sie Jahre des Unglücks und der Demüthigung erlebt, aber Sie waren doch immer der Kaiser, Sie standen an der Spitze eines Volkes, das Sie liebte, schon um deßhalb, weil Sie unglücklich waren und mit Ihrem Volke zu dulden hatten. Und inmitten Ihres Unglücks hatten Sie doch das schönste, das herrlichste Glück, Sie besaßen eine Familie, eine schöne edle Gemahlin stand tröstend und voll erhabenen Heldenmuthes an Ihrer Seite, eine Schaar liebenswürdiger und liebender Kinder umgab Sie, und Ihre Krone, welcher der Glanz der Macht genommen war, hatte dafür den Heiligenschein einer Märtyrerkrone erhalten. Und nach den Tagen der Niederlage kamen für Sie die Jahre des Triumphes, nach den Demüthigungen kamen für Sie die Tage der geheiligten Rache an Dem, welcher Sie gedemüthigt hatte. Als Sieger kehrten Sie heim zu Ihrem Volke, das Ihnen entgegenjauchzte, und Ihre nun wieder glänzende Krone mit dem Lorbeer schmückte. Und als Kaiser, als Triumphator und Sieger haben Sie seitdem Jahre des Glückes dahin gehen sehen. Aber nun, mein Kaiser und mein Bruder, nun schauen Sie mit [illegible] mitleidsvollen Blick auf meine Vergangenheit. Sehen Sie mich da, immer einsam, immer vom Unglück verfolgt, immer umgeben von Mißtrauen, Verrath und Hinterlist. Sehen Sie mich von falschen Freunden angeklagt als Verräther, und gestraft in meinen Freunden, die, unschuldig wie ich selber, doch als Schuldige büßen müssen, bloß deßhalb, weil sie meine Freunde waren, und weil man ihnen die Liebe zu dem mißliebigen Erzherzog schon als Opposition, als Hochverrath anrechnete. Sehen Sie mich in den Tagen des Kampfes, der glorreichen Völkerhebung zur Unthätigkeit verdammt, in den Schatten zurückgedrängt, mit einem Herzen voll warmer Vaterlandsliebe, voll glühender Thatenlust, zur Resignation, zu müßiger Ruhe verurtheilt, und endlich sehen Sie mich in den Jahren Ihres Glückes als den Verdächtigten, Bemißtrauten und Gemiedenen, einsam und allein, inmitten einer großen glänzenden Familie, des Glückes entbehrend, von meinem Bruder und meinem Kaiser, wenn nicht als Bruder geliebt, so doch wenigstens als ehrlicher Mensch, als treuer Unterthan geachtet zu werden. Und nun, mein Herr und mein Kaiser, nun haben Sie Erbarmen mit mir. Lassen Sie endlich einen Strahl des Mitgefühls auf mein Leben fallen, wollen Sie nicht, daß ich mein ganzes Leben in Einsamkeit, in Resignation dahin trauern soll. Mein Herz hat ja allen seinen Träumen, seinen Wünschen entsagt, es hat keinen Ehrgeiz, keine Thatenlust, keine Energie mehr, es will und begehrt nichts,

als ein bischen persönliches Glück, als die Erlaubniß, sich selber genügen zu können. Majestät, es lag vielleicht in den Anforderungen der Politik, daß Sie dem Erzherzog Johann alle Hoffnungen, alle Wünsche zerstören mußten, aber Sie werden nicht in mir auch den Menschen strafen wollen, blos um des Fehlers seiner Geburt willen, bloß, weil Gott gewollt hat, daß ich der Bruder eines Kaisers sei. Ich beschwöre Sie, beim Andenken an unsere Eltern, üben Sie jetzt ein wenig Großmuth, ein wenig Erbarmen, erlauben Sie mir glücklich zu sein auf meine Weise! Ich begehre ja nicht, daß der Kaiser meine Braut jemals als seine Schwägerin anerkenne, ich verlange auch nicht, daß sie hier in Wien als Erzherzogin erscheine. Als stille Alpenrose ist meine Anna auferwachsen, die Berge sind ihre Heimath und da wird sie bleiben in stiller Verborgenheit, bis vielleicht eines Tages der Wille Eurer Majestät selber sie an das Licht und in Ihre Nähe ruft.

Das wird niemals geschehen! rief der Kaiser, heftig das Haupt zurückwerfend.

Nun, dann bleibt meine Anna in ihren Bergen, aber sie bleibt da als mein Weib, mir verbunden in heiliger Ehe durch die Hand eines geweihten Priesters und als die rechtmäßige Gattin, welche in ihrer Ehe und in ihrem Hause mir gleich steht, wenn sie auch der Welt gegenüber nicht meinen Titel führt. Ich beschwöre Ew. Majestät, sprechen Sie jetzt das entscheidende Wort, mein Bruder sei glücklich auf Deine Weise. Verheirathe Dich mit Anna Plocht, des Posthalters Tochter, aber entsage damit für immer den Ansprüchen auf eine glänzende Zukunft, denn niemals werde ich Dein Weib anerkennen, und wenn Du mit ihr leben willst, so mußt Du mit ihr die Verborgenheit und die Einsamkeit theilen! Sprechen Sie so, mein Herr und mein Kaiser, und ich will Sie lieben und Sie segnen, und das Glück dieser Stunde soll in meiner Seele selbst die Erinnerung an das Unglück langer, schmerzvoller Jahre ertödten. O, mein Kaiser, ich warte auf dieses Wort, sprechen Sie es!

Majestät, bat Fürst Metternich leise, Majestät, lassen Sie Sich nicht hinreißen von Ihrem gerechten Zorn. Suchen Sie Zeit zu gewinnen, ziehen Sie die Sache hin. Entscheiden Sie nichts!

(Fortsetzung folgt.)

Das Stabat Mater und Pergolese.

(Fortsetzung.)

Der Kardinal hatte das dem Freunde nach Florenz gemeldet, und dieser in nie ermüdender Liebe eilte herbei, wieder eine günstige Wendung, wenn es möglich wäre, herbeizuführen. Es gelang ihm auch, den Jüngling zur Mitreise zu bestimmen. In Florenz angelangt, zog ihn der Marchese in die Kreise, welche ihm offen standen. Er führte ihn selbst bei Hofe ein, wo die Musik geehrt, geliebt, gepflegt wurde mit seltener Kenntniß und Geschicklichkeit.

Von allen Seiten in Anspruch genommen, angeregt, getragen und gehoben, gewann der Jüngling kaum Zeit, an sich selbst und an seine Liebe zu denken. In dem Strome dieses Lebens, voll der reichsten und edelsten Genüsse, schwamm er wie ein Berauschter; allein dieser Zustand konnte auf die Dauer dennoch der Stimme des Innern kein Schweigen auferlegen. Sie wurde laut und lauter, und je weniger Kunde von der Geliebten kam, desto glühender wurde seine Sehnsucht nach ihr. Sie war es, die ja, umstrahlt von allem Glanze, den eine weiche Künstlerseele dem Wesen zu verleihen vermag, dem sie sich ganz hingibt, diese Seele erfüllte.

Er schrieb und die Briefe erhielten keine Erwiderung. „Todt!“ war das entsetzliche Wort, das dumpf durch seine Seele klang und sie in ihren feinsten Fasern erschütterte.

Sein Trübsinn nahm zu. Allen seinen Tondichtungen hauchte er das Leiden seines Innern ein. Nur elegische Klänge entströmten seinem Instrumente. Nur Texte, welche fähig waren, das Innerste der Seele zu erschüttern, konnten ihn begeistern, daß er ihre Worte mit Tönen begleitete, was sie sagten, in Tönen ausdrückte, die aus seiner wunden Seele mit erschütternder Gewalt hervorquollen.

Nur ein Text gelang ihm nicht, daß er ihn so im Tone wiedergäbe, wie er es wollte und fühlte. Er konnte den rechten Ausdruck nie finden, und doch waren diese herrlichen Worte von wahrhaft bezaubernder Wirkung auf ihn. Er konnte sie nicht aus seinen Gedanken verbannen.

Das war jenes unübertreffliche Lied des Mönchs Jacopone, welches uns nach den Anfangsworten am lebhaftesten erinnerlich ist, das „Stabat mater“. Mit wunderbarer Tiefe spricht es der Mutter Weh aus, die unter dem Kreuze des Sohnes steht. Der Benediktinermönch trug eine wunderbare Fülle der Poesie in seiner Seele, und hauchte sie in diese Worte voll Wohlklang. Daß gerade dieß Lied Pergolese's Stimmung zusagen mußte, lag so nahe. Die Weise, nach welcher man es sang, war leer. Sie paßte nicht zu der Tiefe und Herrlichkeit des Inhaltes. Da rang seine Seele nach dem rechten Ausdrucke für diese Worte, und er konnte ihn nicht finden. Je mehr er rang, desto weiter wich das Ziel zurück.

In der düsteren Stimmung ging er umher. Da wollte es sein Geschick, daß ihm Annunciata's erster Brief in die Hand kam, worin sie mit heißer Sehnsucht ihn bat, zurückzukehren an ihr Herz. Sie würde sterben, wenn er nicht komme.

Digitized by Google

Gerade jetzt war dieser Brief unwiderstehlich. Ohne nur irgend einen Menschen zu sagen, was er thun wolle, verläßt er heimlich Florenz.

Mit beflügelter Hast eilt er nach Rom, von Rom nach Neapel. Je näher er dem Ziele seiner Wünsche, der Wiege seines Glückes kommt, desto mehr zieht der Liebesfrühling wieder in seine Seele ein, aber auch desto ungeduldiger wird er. Alle die Stunden des stillen, so harmlosen Glückes stehen wieder vor seiner Seele. Alle Seligkeiten, zwischen denen nun schier zwei Jahre trennend nnd scheidend sich hineingedrängt, werden in der Erinnerung wach. Nun soll ihn nichts mehr von der Geliebten scheiden — wenn sie noch — lebt! Dieser Gedanke und alle die Sorgen der letzten Zeit werden nun wieder wach und liegen wie Maifrost auf den wiedererwachten Blüthen seines Herzens. In dieser Stimmung, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erreicht er endlich Neapel. Sein Erstes ist, an das Gäßchen zu eilen, wo die heimliche Wohnstätte seines Glückes ist — aber ach, wie verändert findet er Alles dort! — Schwarze Mauertrümmer, einzelne verbrannte Balken, die aus den Trümmern hervorstehen, sagen Alles. Er braucht nicht zu fragen. Hier hat ein verheerender Brand gewaltet und die ganze Stätte voll Gräuel und Verwüstung. Hin und wieder ist ein neues Häuschen gebaut, sonst ist kein Zeichen des Lebens als das üppige Pflanzenleben des Südens, das die Trümmer mit seinen Ranken zu verhüllen sein erfolgreiches Streben begonnen hat.

Pergolese steht wie eine Bildsäule da. Die Krallen eines namenlosen, ungeheuren Schmerzes ergreifen seine Seele, und pressen sie.

Da sieht er noch, als endlich ein armer Mann aus einem der neuen Häuschen tritt und theilnehmend fragt: „Fehlt Euch etwas, Signor?“

Da bricht die Gewalt des Innern hervor. „Alles! Alles!“ ruft er aus und mit den Händen bedeckt er das bleiche Antlitz, um dem Manne die Thränen zu verbergen, die jetzt endlich hervorbrechen.

— „Kann ich Euch dienen?“ fragte von Theilnahme bewegt der Mann.

— „Wo ist Annunciata?“ fragt hastig Giovanni.

— „Welche Annunciata?“ fragte der Mann zurück — „Ihr wisset, der Name ist hier sehr häufig!“

— „Annunciata Marini, die dort, gegen dem Schuhmacher Tibaldi über gewohnt hat, die schöne Annunciata, die so schön sang?“

— „Ich kenne sie nicht!“ — war des Mannes Antwort — „ich kenne den Schuhmacher Tibaldi nicht.“

Da legt sich eine Eisesdecke auf sein Herz. Stumm wendet er sich weg und geht zu seinem Gasthofe zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten

In Paris starb unlängst nach langem Siechthum, 68 Jahre alt, der Dichter Méry, der von Jugend auf fast ununterbrochen gemeinschaftlich mit August Marseille Barthelémy arbeitete. Beide erwarben sich bald einen literarischen Ruf als Satyriker mit mehreren, die politischen Ereignisse hervorgerufenen Poesien, wie denn überhaupt ihre Dichtungen mehr ihrer Tendenz, als ihres ästhetischen Werthes wegen geschätzt wurden. Méry war stets feuriger Bonapartist, und genoß eine Zeit lang als politischer Flüchtling die Gastfreundschaft der Königin Hortense.

[Eine barmherzige Samaeitanerin]. Unter den Opfern der letzten Schlacht von Custozza befindet sich auch ein vierzehnjähriges Mädchen aus Valeggio, welches seiner Menschenliebe und Herzensgüte zum Opfer fiel. Während der Kampf in und um Valeggio am heftigsten wüthete, trug dieses heldenmüthige Kind den kämpfenden Soldaten im ärgsten Kugelregen Wasser zu, verband die Verwundeten und labte die Kämpfenden. Plötzlich kam eine piemontesische Kanonenkugel, und riß ihr die Hälfte des Kopfes weg, so daß sie augenblicklich todt blieb. Mit lebhaftem Schmerze sahen die braven Soldaten dieses heldenmüthige Kind fallen und beeilten sich, seinen Tod am Feinde zu rächen.

[Ein sehr beklagenswerthes Unglück] hat sich am Sonntage auf der Spree ereignet. Sechs Knaben hatten sich zusammen einen Kahn gemiethet, um nach Treptow zu fahren. Zwischen Stralow und Treptow begegneten sie dem Dampfboote „Taverne“, das mit voller Kraft daher kam. Anstatt dem Dampfer rechtzeitig auszuweichen und auf dessen Warnungssignal zu achten, das er wiederholt mit der Glocke gab, wollten sie es dennoch versuchen, dessen Fahrwasser zu kreuzen und an die andere Seite des Flusses zu gelangen. Leider mißglückte ihnen der Versuch und obwohl der Führer des Dampfers, die Gefahr erkennend, in welcher die waghalsigen Knaben schwebten, sofort „stoppen“ ließ, so geriethen sie doch so nahe an das Schiff, daß der Kahn umschlug und seine Insassen ins Wasser stürzten. Trotz aller Bemühungen gelang es nur, zwei derselben zu retten, während die übrigen vier im Wasser ihren Tod fanden. Zur Feststellung, ob die Führer des Dampfschiffes hierbei eine Schuld trifft, ist die gerichtliche Untersuchung eingeleitet worden.

Im Café Lorenz in Prag erregte am Montag ein elegant gekleideter Herr, welcher mit einem eigenen,

fremdländischen Accent sprach, oft zum Fenster ging und auf die Straße schaute, die „Independance Belge" las und Notizen machte, schließlich seine Zeche mit Gold bezahlen wollte, einige Aufmerksamkeit. Namentlich der letztere Umstand, das wenig übliche Umwechseln des Goldes in einem Kaffeehause mußte den Herren verdächtig gemacht haben, um so mehr, da man eben erst irgendwo gelesen, daß die Preußen jedem Spion „einen Dukaten für die Stunde" bezahlen. Auf der Gasse angelangt, wurde der Herr alsbald verfolgt, und ein Offizier mit drei Mann näherten sich ihm unter ungeheurem Zusammenlauf von Menschen, mit den Worten: „Mein Herr, Sie sind verhaftet." „Aber entschuldigen Sie", entgegnete der Angeredete, „wissen Sie, mit wem Sie reden? Ich bin der französische Gesandte am kgl. sächsischen Hofe, hier haben Sie meine Legitimation." — „Ich kann diese Paßkarte", gab der Offizier zur Antwort, „nicht als vollen Beweis gelten lassen, daß Sie wirklich der sind, für den Sie sich ausgeben." — „Dann wollen Sie mich in mein Logis „Zum englischen Hof" begleiten, dort werden Sie sich über die Identität meiner Person überzeugen". — So begleitete denn ein Zivilwachtmann und ein ganzer Schwarm von Menschen den angeblichen Spion „Zum englischen Hof", wo sich auch wirklich herausstellte, daß der der Spionag-Verdächtige niemand Anderer war, als der kaiserlich französische Gesandte Herr Baron Forth-Rouen.

Aus Görlitz schreibt man der „Schles. Ztg.": „Ein als Gefangener hier durchgekommener Hauptmann des 8. österreichischen Jägerbataillons erzählt, daß er und etwa 60 Mann, die gleichfalls gefangen sind, der ganze Rest des Bataillons seien. In dem nächtlichen Gefecht vom 26. ist nämlich das Bataillon, nachdem es auf etwa 300 Schritt abgeschossen, mit dem Kolben im vollen Laufe auf das Füsilierbataillon des 71. Regiments losgestürmt. Der Kommandeur des letztern ließ die Jäger bis auf etwa 50 Schritt herankommen und dann eine Salve geben. Die Wirkung übertraf jede Vorstellung. Die Masse des anstürmenden Bataillons war wie in die Erde gesunken, nur noch Einzelne sah man stehen, die, verwirrt und bestürzt, durch die sich zu ihren Füßen windenden Kameraden am Vorwärtskommen gehindert, die Waffen wegwarfen und um Pardon baten."

[Tragischer Todesfall.] Ein unvermuthet schnelles Lebensende hat das dunkle Geschick dem Schlossermeister H. Fritz Harig in Mainz bereitet. Derselbe hatte an dem mit einer Dampfmaschine in Verbindung stehenden Schleifstein etwas zu richten, als durch unglücklichen, unaufgeklärten Zufall der Stein in seiner rotirenden Bewegung zersprang und ein Stück davon dem Meister das Gehirn zerschmetterte. Der Verunglückte war augenblicklich todt.

[Zu sanguinisch.] Man meldet der „Gr. Tagespost" aus Vincenza: „Am Tage vor der Schlacht von Custozza ließ ein dortiger Sparkasse-Beamter sein neugebornes Töchterchen auf den Namen Vittoria libera Italia taufen. Dem Priester, welcher die heilige Handlung vollzog, ist eine Geldbuße von 25 fl. auferlegt worden.

Man schreibt aus Ulm: Dem Aufruf zur Fertigung schwarz-roth-goldner Armbinden sind unsere Frauen und Jungfrauen mit Eifer gefolgt, in zweimal 24 Stunden sind 3000 Binden von ihnen geliefert worden. Dieselben sammeln eifrig für die Bedürfnisse des Sanitätsvereins. Ein Verein von Männern in Stadt und Land zu Sammlungen für den gleichen Zweck ist gebildet worden.

Charade.

1.

Verachtet unter meines Gleichen
Und nie den Edeln zugezählt,
Mach' ich doch manchen Mann erbleichen,
Ist gleich des Mannes Brust gestählt!

2.

Ich bin die Zuflucht edler Damen,
Oft Schule nur, oft nur Spital;
Ein Instrument mit meinem Namen
Schlüpft, zwängt und preßt, o eitle Qual!

1—2.

Ich hab' ein hölzern Röcklein an,
Und führe gute Züge,
Und mein Geschäft ist gut gethan,
Wenn ich nicht lüg' und trüge.
Grad' aus! heißt oft mein eb'ner Weg,
Den soll ich Andre lehren;
D'rauf geht manch' Kind mit Straucheln weg
Und lernt ihn spät entbehren.

Auflösung des Räthsels in Nr. 159:
Blitzableiter.

Redakteur Gustav Meissner. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 162 Mittwoch, 11. Juli 1866.

Das Stabat Mater und Pergolese.

(Fortsetzung.)

„Todt!“ — sagt er — „todt! darum schrieb sie nicht mehr.“

Wie er so dahingeht, begegnet ihm sein Weib, die ihn kennt.

— „Ach, Maestro!“ — sagte sie — „seid ihr wiedergekommen?“

Er starrt sie an. „Kennt Ihr mich?“ fragt er.

— „Wie sollt' ich nicht? Hab' ich doch so oft gelauscht, wenn die schöne Annunciata sang und ihr geigtet. Ja, der schreckliche Brand hat uns Alle elend gemacht!“

— „Wo ist Annunciata?“ fragte er mit bebender Stimme.

— „Ach, das ist eine betrübte Geschichte,“ — sagte die Frau — „ich will sie Euch erzähten, obgleich meine Kinderchen daheim hungern. Sie hatte Euch recht lieb, und der Schmerz um Euch war groß; aber gestorben ist sie doch nicht davon, wie sie meinte. Als der unglückselige Brand kam, war ihre Mutter bereits todt. Da brannte auch ihr Häuschen nieder. Bei Tibaldi wurde sie aufgenommen, der schon früher in eine andere Straße gezogen war, und dort lernte sie einen Menschen kennen, der sie ganz beherzte. Es war ein Mensch, der eines schlimmen Rufes genoß, ein Bravo; aber schön war er. Signor, so schön als einer an dem Ufer des Meerbusens. Er spielte die Laute und sie sang. Wo sie sich blicken ließen, waren gleich Hunderte um sie versammelt. Das war kein Wunder, Ihr wisset ja, wie engelgleich das Mädchen sang! Um diese Zeit findet man eines Morgens einen Nobili, einen Gentiluomo, todt in Toledo. Es mußte ein wilder Kampf zwischen ihm und dem Mörder stattgefunden haben, ehe er unter den Dolchstößen desselben fiel, denn der Mörder hatte seinen Dolch in der Brust seines Opfers stecken lassen. Und dieser Dolch wurde als der Tommaso's erkannt, und Tommaso war Annunciata's Geliebter.“

„Da waren Beide plötzlich spurlos verschwunden. Die Abruzzen wußten, wo sie ihren Schlupfwinkel gefunden — und bald erfuhren es auch die Leute; denn nie war ein Räuber kecker als Tommaso; nie war ein Mörder erbarmungsloser als er. Kein Reisender war mehr sicher; kein Schloß war ihm und seiner Bande zu fest; aber auch sein Weib, die schöne Annunciata, erwarb sich einen Ruhm. Sie saß am Wege und sang. Wenn nun die Reisenden bei der schönen Sängerin verweilten, waren sie verloren; ja, man sagte, sie selbst führe die kühnsten Wagstücke aus, kühner als ihr Mann. Ob aber das auch wahr gewesen, kann ich nicht behaupten. Ihr wißt, ein schönes Weib, eine Sängerin wie Annunciata, das Weib eines berühmten Räubers, macht ohnehin viel von sich reden.

— „Lange Zeit ging das nicht, wie Ihr Euch denken könnt. Es wurden Carabinieri gegen die Räuber ausgeschickt, und ein großer Theil derselben, auch Tommaso, gefangen.“

— „Und Annunciata?“ fragte mit angehaltenem Athem der Jüngling.

— „Von ihr weiß man nichts,“ — fuhr die Erzählerin fort — „Tommaso sitzt in Sankt Elmo und sein letzter Spaziergang wird der zum Galgen sein.“

Das Weib lachte bei diesen Worten, reckte dann ihre dürre Hand aus und bat: „Gebt mir etwas für meine hungernden Würmchen.“

Giovanni warf ihr eine Gabe zu und — wankte hinweg.

Das Weib sah ihm nach. „Armer Junge,“ — sagte sie halblaut — „Du hattest sie lieber als sie Dich!“

* * *

Schier zwei Monate waren vergangen, da wälzte sich eines Tages ein gewaltiger Menschenstrom gegen das Thor, unfern dessen Giovanni's Wohnung gelegen war. Er trat aus seiner Thür, um sich im Freien zu ergehen. Eine große Blässe lag auf dem Angesichte, das einst so frisch geblüht, und man mochte es seinem unsicheren Gang ansehen, daß er krank gewesen, und noch nicht lange ein Genesender war.

Ohne eigentliche Absicht ließ er sich von der Menschenmenge fortziehen; ohne auf ihre lebhaften Reden zu horchen, blieb er in dem Gedankenkreise, dem er vorher schon sich hingegeben. So kam er vor das Thor und sah nun erst, daß er Zeuge einer Hinrichtung sein müsse, da an eine Rückkehr bei der drängenden Menge gar nicht mehr zu denken war. Ebenso willenlos als er

Digitized by Google

diese Richtung eingeschlagen, wurde er in die vordersten Reihen geschoben.

Jetzt erst, wo er den Galgen vor sich sah, gab er auf die Aeußerungen des Volkes Acht.

„Er war einer der ärgsten Bravo's, welche je die Straße von Terracina unsicher gemacht," — sagten einige der Leute — „und ihm wird sein Recht!" „Armer Tommaso!" — riefen Andere — „Er muß sterben und weit größere Schurken dürfen leben, weil sie Gentiluomi sind", sagten Andere wieder.

Der Name Tommaso machte Giovanni innerlich erbeben. War das nicht der Name jenes Banditen, der ihm Annunciata's Liebe geraubt? Hatte nicht das arme Weib ihn genannt?

Es blieb ihm nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, denn begleitet von den gefürchteten Carabinieri's und einigen Mönchen nahte der Verbrecher.

Es war ein schöner Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren. Seine Haltung war fest, ja trotzig. Die Reden der Mönche schienen auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. Sein glänzendes Auge sah fest auf die Menge hin.

Die Hinrichtung war vorüber. Tief erschüttert von dem, was er gesehen, wollte eben Giovanni umkehren, als sich die Volkshaufen theilten.

„Ach, die Aermste!" rief das Volk von allen Seiten.

Giovanni konnte nicht sehen, wem der Ausruf galt; aber eine Ahnung sagte ihm, daß ihm der gefürchtete Augenblick nahe, Annunciata wiederzusehen. Seine Beklemmung wuchs von Minute zu Minute.

Jetzt stürzte ein junges Weib zu dem Galgen hin. Das lange, rauhe, schwarze Haar flog aufgelöst im Wind. Ihre Kleidung war höchst bizarr und auffallend reich, aber unordentlich. Und dennoch sah man darin die edelste Gestalt, die reinsten Formen.

Mit einem Mark und Bein durchschneidenden Schrei stürzte sie am Galgen nieder, und umklammerte ihn mit ihren schneeweißen Armen. Mit einem Tone, der wie ein Schwert durch Giovanni's Seele drang, rief sie: „Tommaso, mein gutes Tommaso!"

(Schluß folgt.)

Vom Kriegstheater.

Der preußische „Staatsanzeiger" bringt folgende Skizze der Ereignisse auf dem böhmischen Kriegstheater während der Zeit vom 26. Juni bis zum 4. Juli: „Am 26. Juni trafen die Spitzen der ersten Armee unter dem Oberbefehl Sr. k. Hoh. des Prinzen Friedrich Karl an der Iser ein, vertrieben nach kurzem Gefecht bei Sichrow die feindliche Arrieregarde und überschritten bei Turnau die Iser. Abends 8 Uhr entspann sich ein hartnäckiges Gefecht um den Besitz des Dorfes Podol an der Iser. Nach vierstündigem Gefecht wurden die Oesterreicher (Brigade Poschacher) geworfen, ließen über 500 Gefangene in unsern Händen und verloren mindestens gleiche Zahl Todte und Verwundete. — Am 27. bestand General Herwarth v. Bittenfeld mit seiner Avantgarde ein glückliches Gefecht bei Hühnerwasser. — Am 28. gingen die erste Armee und General Herwarth gegen Münchengrätz vor. Gegenüber stand das erste österreichische Korps (Clam-Gallas), die Brigade Kalik und die sächsische Armee. Der Feind wurde geworfen und ließ 1400 Gefangene in unsern Händen. — Am 29. rückte die Armee gegen Gitschin (Jicin) vor. In den Nachmittagsstunden gegen 5 und 6 Uhr stießen die auf verschiednen Straßen marschirenden Divisionen Tümpling und Werder auf den Feind, welcher in starken Stellungen gegenüberstand. Er wurde sofort angegriffen, war mit abrechender Nacht geschlagen und zog sich unter dem Schutze der Nacht in Unordnung durch Gitschin zurück, welches um 11 Uhr Abends unsere Truppen besetzten. An diesem Tage hatte den preußischen Truppen das ganze erste Korps, außerdem die Brigade Kalik und die sächsische Armee gegenübergestanden. Die österreichischen Verluste an Gefangenen waren sehr bedeutend, ebenso an Todten und Blessirten. Auf preußischer Seite befindet sich unter den Blessirten General v. Tümpling. Der Kampf war heiß; wiederholt schlugen Theile des Leibregiments Kavallerieattaquen ab und zwar in Linie deployirt ohne Carre zu formiren. Die Zahl der Gefangenen betrug in diesen letzten Tagen über 5000. Das Hauptquartier der ersten Armee wurde darauf über Gitschin hinaus verlegt. Die Verbindung mit der zweiten Armee wae seit dem ersten Juli vollständig hergestellt. Die zweite Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen hat während derselben Tage ebenfalls siegreiche Gefechte geliefert. — Am 27. v. M. schlug das fünfte preußische Armeekorps bei Nachod das österreichische Korps Ramming, nahm 2 Standarten, 1 Fahne, 8 Kanonen und 5000 Gefangene; am 28. Juni griff General Steinmetz mit seinem Korps wiederum an und schlug bei Skalitz das Korps Erzherzog Leopold nebst drei Brigaden des Korps Festetics völlig, wobei er 2 Fahnen, 8 Geschütze und 3000 Gefangene erbeutete. — Am 29. Juni schlug dasselbe fünfte Armeekorps auf dem Marsche nach Königinhof ein frisches ihm gegenübergestelltes österreichische Korps, welches die Vereinigung des fünften und des Gardekorps verhindern wollte. — Von den übrigen Kolonnen der zweiten Armee schlug am 28. auch das Gardekorps, gleichzeitig mit dem erwähnten Gefecht des Generals v. Steinmetz, das Korps des Generals v. Gablenz bei Trautenau nach hartem Kampfe in die Flucht, wobei 2 Fahnen und 8 Geschütze erbeutet und 5000 Gefangene gemacht wurden. Dadurch wurde dem ersten Armeekorps (Bonin), welches am Tage vorher auf seinem Vormarsch gegen Trautenau nicht ohne erhebliche Verlust durch das Gablenz'-

sche Korps aufgehalten worden war, der weitere Vormarsch ermöglicht — Am 29. wurde die feindliche Arrieregarde aus Königshof vertrieben und das Hauptquartier Sr. k. Hoh. des Kronprinzen am 1. Juli nach Prausnitz verlegt. In den Kämpfen dieser Tage fanden wiederholt glückliche Kavalleriegefechte statt, wobei sich besonders das 8. Dragoner- und 1. Uhlanenregiment auszeichneten und den Beweis der Ueberlegenheit der preußischen Kavallerie über die österreichische lieferten. (?) — Durch die Bewegungen beider Armeen war am 29. Juni die Vereinigung der gesammten preußischen Streitkräfte in Böhmen bewirkt, und war nun bei der Nähe der österreichischen Armee, die nach den für sie unglücklichen Gefechten der letzten Tage unter Heranziehung der gegen Prag hin gestandenen Theile des ersten Korps und der Sachsen sich bei Königgrätz konzentrirte, ein entscheidender Zusammenstoß der Hauptkräfte jeden Tag zu vermuthen. — Nachdem am 30. Abends noch von einer Brigade des Gardekorps (1. Garderegiment und Gardefüsiliere) eine österreichische Brigade überfallen und derselben 1 Fahne und 250 Gefangene abgenommen worden, erfolgte am 3. Juli der Zusammenstoß der beiden Armeen bei Königgrätz. Die österreichische Armee hatte eine Stellung hinter der Bistritz eingenommen, aus der sie von den Preußen nach einem Kampfe von 6 Uhr Früh bis gegen 2 Uhr hinausgeworfen wurde. Die Verfolgung dauerte bis in die Nacht und das Resultat des Tages war ein vollkommener Sieg, dessen Resultate bis heute nicht in ihrer Vollständigkeit zu übersehen sind. Für den Augenblick sind 120 Geschütze, 18.000 unverwundete Gefangene und viele Trophäen die Früchte des blutigen Sieges."

Der „Neuen fr. Presse" entnehmen wir folgende Schilderung der Schlacht von Sadova: „Die Schlacht von Josephstadt-Königgrätz — ich weiß nicht, welchen Namen sie offiziell erhalten wird, diese nach Autoritäten blutigste und erschütterndste Schlacht, die seit langer Zeit in Europa stattgefunden — begann bereits um 4 Uhr Morgens Der Schauplatz ist der Winkel, welchen am rechten Elbufer die Pardubitz-Reichenberger Eisenbahn — die Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn genannt — zwischen Königgrätz und Koalginhof an der Spitze, inmitten liegt Josephstadt, bildet. Die Schlachtlinie unserer Nordarmee stand schräg gegen die Bahn gestellt, von Nordost nach Südwest, zwischen Josephstadt und Königgrätz, der rechte Flügel oberhalb Königgrätz, der linke bis gegen Horziz in einem Kreissegmente aufgestellt. Die Preußen standen oberhalb Josephstadt von Kukus und Schurz über Königinhof hinaus, der Nordarmee gegenüber. Die Bahn liegt zwischen der Elbe und dem ausgedehnten Schlachtfelde. Der Kampf entspann sich in kleinen Gefechten längs der ganzen Linie, bis er gegen 7 Uhr in die Schlacht überging. Von da an begann das Artilleriegefecht, eine förmliche Kanonenschlacht, in fortwährendem Regen. Infanterie- und Kavalleriegefechte spielten heute nur die zweite Rolle. Es mag gegolten haben, die Truppen nicht sogleich dem furchtbaren Feuer der Zündnadelgewehre auszusetzen, gegen die der Bajonnetangriff unserer heldenmüthigen Soldaten wenig ausrichtet, da die sich stets während des Feuers zurückziehenden Preußen siebenmal schießen, während unsere Infanterie sie erreicht, und die Kugeln auf die Mannschaft schlagen, wie die Kothspritzer, wenn ein Wagen rasch über durchweichte Straßen an uns vorüberjagt. In Folge unseres überlegenen Artilleriefeuers ist es gelungen, den Feind weit zurückzuwerfen; unser rechter Flügel und das Zentrum wirkten Wunder. Die Schlacht dauerte vortheilhaft für uns bis Nachmittags. Es war ein Dechargefeuer von Geschützen so rasch, daß man selten einzelne Schüsse vernahm. Nach dem dumpfen Schall kam um 10 Uhr Geschütz schweren Kalibers ins Gefecht. In Folge des siegreichen Vordringens unserer Armee, namentlich des rechten Flügels und des Zentrums, die den linken weit überboten, lehnte unser rechter Flügel fast an Josephstadt, während der linke gegen Chlum Smidar rückte, so, als ob die ganze Linie sich um einen Mittelpunkt drehen würde. Alles ging gut, die Umgebung rief: Sieg! Da gegen 4 Uhr — es hat wohl eine Bewegung hinter der feindlichen Linie gegen unsern schwächsten Punkt stattgefunden — sah man plötzlich den überlegenen Feind gegen unsern linken Flügel, in der Nähe des Bahnhofes von Königgrätz, mit solcher Vehemenz und Raschheit vordringen, die Geschütze solche Verheerungen in demselben anrichten und die Wucht des Gegners so stoßen und drücken, daß in kurzer Zeit der Flügel, das erste Armeekorps und die Sachsen durchbrochen war. Ein Theil, man sagt zwei Brigaden, stob auseinander, der Train des Korps, der sich an dasselbe lehnte, gerieth in Unordnung und verursachte Verwirrung und Schrecken. Der Feind griff uns in der Flanke an. Zentrum und rechter Flügel der Nordarmee waren noch immer im Vortheil, und der Kampf wurde bis zum Sonnenuntergange — der Regen hatte sich gelegt, und die Sonne ging, das Schlachtfeld grell beleuchtend, unter — fortgesetzt. Bis zu diesem Momente währte der Kanonendonner. Von da ab kann ich nichts mehr berichten. Welches Resultat die Schlacht schließlich gehabt, weiß ich nicht, doch hoffen noch Viele, da gegen Abend intakte Armeekorps in's Feuer kommen sollten."

Einem Berichte der „Presse" entnehmen wir Folgendes: „Unter einem Geschütz- und Gewehrfeuer, das seinesgleichen in der Geschichte der Schlachten wohl noch nie gehabt hat, wurden die einen Hagel von Geschossen vor sich herwerfenden Preußen auf allen Punkten abgewiese und gegen Mittag war unser linkes Centrum in der Richtung auf Gro.-Burglitz in siegreichem Vordringen. Erzherzog Wilhelm, welcher seine Geschützreserve persönlich vorgeführt hatte, leitete den großartigen Artilleriekampf, welcher auf den Feind zerschmetternd wirkte und es war halb 2 Uhr, als wir auf allen Punkten siegreich schienen und die ganze Linie sich ans Vorrücken machte.

Digitized by Google

Die Preußen, welche bei dem Vorlangriff nicht reüssirten, hatten aber inzwischen eine Umgehungskolonne in unseren rechten Flügel geschickt, welcher dadurch zum Wanken gebracht wurde. Eine Detachirung, welche zur Verstärkung dieses Flügels aus dem Centrum geschah, ließ bei Chlum eine Lücke. Diese Lücke benutzend, schob sich eine preußische Brigade mit einigen Batterien in den Rücken unseres Centrums und richtete plötzlich ein mörderisches Rückenfeuer auf Chlum und die nächst dem Orte gelegene dominirende Höhe. Das Hauptquartier, welches auf dieser Höhe stand, war in das Feuer genommen; die beiden Flügeladjutanten des Feldzeugmeisters, der keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit verlor, Oberstlieutenant Müller und Major Graf Grünne, fielen an seiner Seite, einige Pferde wurden erschossen und verwundet. Eine glückliche Cavalleriecharge, wie ich glaube von Kaiser-Uhlanen (weiße Czapka) ausgeführt, degagirte den Armeekommandanten und seine Suite. Doch in die Lücke drangen immer mehr und stärkere feindliche Kolonnen nach, und der Durchbruch des Centrums war nicht mehr aufzuhalten. Die Chancen des Sieges waren mit Einem Schlage vernichtet, und der Rückzug mußte auf der ganzen Linie angetreten werden, gedeckt durch das mörderische Feuer unserer braven Artillerie und theilweise durch einige scharfe Attaquen der Kavallerie. Es versteht sich, daß unter solchen Umständen der Rückzug nicht ohne schwere Verluste an Menschen und Material und nur mit Zurücklassung vieler Geschütze, die bis zum letzten Augenblicke feuerten, bewerkstelligt werden konnte. Ueber die Elbe, welche im Rücken unserer Aufstellung lag, waren die Tage vorher an verschiedenen Orten Schiffbrücken geschlagen worden. Die Festung Königgrätz war gesperrt, konnte sonach als Rückzugspunkt und zur Uebersetzung der Elbe nicht benutzt werden. Die Nacht über ging die Armee über die Elbe, um sich hinter derselben zu sammeln. Das Hauptquartier traf in der Nacht in Holitz ein und ging am nächsten Morgen nach Hohenmauth."

Mannigfaltigkeiten.

[So ändern sich die Zeiten!] Gerade in demselben Münchengrätz, wo am 28. Juni der blutige Kampf gekämpft wurde, schlossen am 8. September 1833 der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen einen Freundschaftsbund, um ihre freundnachbarlichen Beziehungen noch inniger zu befestigen. Sie verpflichteten sich, sich nöthigenfalls gegenseitig mit 35,000 Mann zu unterstützen!!!

[Was wird mein Hauptmann Bei der Ankunft eines österreichischen Transports äußerte ein verwundeter Soldat ungarischen Infanterie-Regimente: „Was Hauptmann sagen? Ich habe mich bei fahrt bei ihm nicht gemeldet." Man hatte dem wackeren Krieger begreiflich zu machen Verwundete nicht nöthig hatte, die Meldung Abgehen zu machen.

[Der mächtigste Verbündete ßen.] Ein gefangener Offizier erzählt, zuletzt (bei Trautenau) wie ein Verzweifelt mitten in den heftigsten Kugelregen hinein habe die Seinen zum Sturme angetrieben geblich; das Alles vernichtende Zündnat der Garderegimenter schmetterte Alles zurück preußische Garderegiment glich einem flam Vulkan, und es war unmöglich, in dieses hineinzukommen.

Wie das „Schw. Tagblatt" meldet, h burger Sängerverein dem Herzog Ernst seine Kompositionen und Briefe zurückg Packet war bezeichnet „Papiere ohne We

Viersylbige Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Ich labe Dich, doch kann ich dich auch t
Oft fliehst du mich, doch hast du mich v

Dritte und vierte Sylb

Wenn's dir beliebt, kannst du mit mir d
Doch mußt Du — daß die Frau es thut

Das Ganze.

Der Schauplatz meines Wüthens ist das
Denn dort zerstör' ich Alles um mich he

Auflösung des Logogryphs in N

Eros — Eris.

Richtig gelöst von H. F.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 164 Freitag, 13. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Majestät, solche Landmädchen sind zuweilen von ier eigensinnigen Treue, besonders wenn, wie hier, ihr rgeiz und ihre Habgier angeregt sind. Es wäre deß- b vielleicht einfacher und bequemer, nicht die Post- terstochter, sondern den Herrn Erzherzog zu ver- ihlen.

O, Sie kennen meinen Herrn Bruder nicht, rief Kaiser, der ist auch von einer eigensinnigen Treue.

Nun, sagte Metternich lächelnd, die Posthalterstochter indessen doch nicht seine erste Liebe. Wenn der Herr zherzog wirklich treu ist, muß man versuchen, ihn zu ner ersten Liebe zurückzuführen.

Kennen Sie denn des Erzherzogs erste Liebe?

Ich glaube sie zu erkennen, und ich habe darauf on meinen Feldzugsplan gegründet. Nur bitte ich ier Majestät, mir zu sagen, ob Sie nichts dawider ben, wenn der Erzherzog eine nahe Verwandte Euer ajestät heirathet?

Es wird immer noch besser sein, als wenn er eine sthalterstochter heirathet. Aber wen meinen's denn? er ist denn des Erzherzogs erste Liebe?

Euer Majestät mögen mir erlauben, vor der Hand n Namen noch als ein Geheimniß zu bewahren. Es ire noch zu früh, ihn auszusprechen, es müssen sogar noch zwei Augen sich schließen, bevor ich mir er- ben darf —

Der Kaiser unterbrach ihn mit einem rauhen Lachen. e sind halt wirklich ein feiner Diplomat, rief er, chen Ihre Pläne, wollen Heirathen stiften, und dazu ß Ihnen der Tod erst als Kuppler dienen. Es int also, als ob Sie dem lieben Erzherzog eine zu- ttige Wittwe ausersehen hätten. Nun, nun, be- hren's Ihr Geheimniß, bis die Zeit gekommen ist, ß Sie mir den Namen sagen können. Es eilt ja lt nit, wir haben ja drei Jahre Zeit, und selbst die ittwe von Ephesus hat nit drei Jahre Zeit gebraucht, ihren lieben Mann zu vergessen und einen Andern heirathen.

Ich hoffe, auch der Herr Erzherzog wird nicht drei Jahre bedürfen, um seine dritte oder vierte Liebe zu vergessen und zu seiner ersten Liebe zurückzukehren, sagte Metternich lächelnd. Aber jetzt bitte ich um meine Entlassung, Majestät, um sofort die Einladungen zu dem von Euer Majestät genehmigten Kongresse in Troppau ergehen zu lassen.

Gehen's Herr Fürst, gehen's, erlassen's Ihre Einladungen, das ist freilich für den Augenblick dringender und wichtiger als die Liebesgeschichte des Erzherzogs Johann. Ah, er schreibt jetzt an seine Braut, die Posthalterstochter, einen Abschiedsbrief! Wahrhaftig, man müßt' darüber lachen, wenn's nit gar so ärgerlich wär! Aber sagen's Metternich, meinen Sie denn, daß der Kurier, den der Erzherzog abschicken will, um seiner Anna Plochl den Brief zu bringen, meinen's, daß dieser Postillon d'amour bei der Posthalterstochter ankommen muß?

Ich glaube, Majestät, es wäre besser, ihn nicht ankommen zu lassen, sagte Metternich mit einem feinen Lächeln. Es wäre ganz gut, wenn das junge Mädchen in Zweifel geriethe über die Treue und Beständigkeit des Herrn Erzherzogs. Der Zweifel ist ein ganz guter Maulwurf, um das Feenschloß der Liebe zu unterminiren.

Werd' Sedlnitzki rufen lassen, sagte der Kaiser eifrig, soll dafür Sorge tragen, daß der Kurier nit bei der Anna Plochl anlangt. Nun, das gehört in mein Fach, ins Ministerium des Innern, und Sie haben nichts weiter damit zu thun, lieber Fürst. Gehen's also in Ihr Ministerium des Auswärtigen. Adieu, Durchlaucht!

Der Fürst verneigte sich, und während er nach der Thür hinschritt, trat der Kaiser an seinen Schreibtisch, nahm die silberne Handklingel und schellte heftig.

Graf Sedlnitzki soll sogleich hierher kommen, befahl er dem eintretenden Kammerhusaren. Als dieser sich zurückgezogen, machte der Fürst Metternich, auf der Schwelle der Thür stehend, seine ehrfurchtsvolle Abschiedsverneigung.

Apropos, Metternich, rief der Kaiser. Sagen's doch, haben's auch gehört, daß der Bonapart so sehr krank sein soll? Man sagt, er leide an einem unheilbaren Uebel. Haben Sie auch davon gehört?

Zu Befehl, Majestät. Der englische Gesandte theilte

Digitized by Google

mir neulich mit, daß nach den letzten Berichten Sir Hudson Lowe's die Krankheit Bonaparte's, ein unheilbares Magenübel, reißende Fortschritte macht, und daß, wie die Aerzte erklären, der Gefangene nur noch einige Monate leben könne.

Sieh, sieh, sagte der Kaiser, sein Haupt hin und her wiegend, in einigen Monaten also, wenn der Bonaparte die Augen geschlossen, wird meine arme Tochter, die Marie Louise, Wittwe sein. Nun leben's wohl, Metternich. Da kommt ja der Sedlnitzki schon!

Während der Kaiser alsdann mit Sedlnitzki sich besprach, hatte Erzherzog Johann die Fahrt zu seinem Palais in der Wieden-Vorstadt zurückgelegt und sich sogleich in sein Kabinet begeben. Hastig nahm er an seinem Schreibtisch Platz, um mit fliegender Hand von seiner Anna Abschied zu nehmen.

Geliebte, schrieb er, der Kampf hat begonnen, das entscheidende Wort ist gesprochen, aber die entscheidende Antwort wird drei Jahre auf sich warten lassen. Drei Jahre lang also mußt auch Du auf mich warten, meine Anna. Ich sagte es Dir ja beim Abschied: es können Jahre vergehen, bevor wir uns wiedersehen. Aber Du bist jung, um diese Jahre vorübergehen zu lassen, und mich hat die Liebe wieder so jung und hoffnungsreich gemacht, daß ich diese Jahre nicht fürchte. Drei Jahre der Geduld, der Unerschütterlichkeit, der Treue, die fordere ich von Dir, meine Geliebte. Zweifle niemals an mir, wanke niemals in Deinem Vertrauen zu mir. Was sie auch versuchen mögen, uns zu trennen, bleibe standhaft, glaube an mich, und lasse in freudigem Muthe die Jahre dahin gehen. Warte drei Jahre, dann komme ich, Dich zum Traualtar zu führen. Aber wenn die drei Jahre vergangen sind, und ich komme nicht, dann bist Du frei, denn alsdann bin ich gestorben, aber gestorben in ewiger unaussprechlicher Liebe zu Dir! Doch ich glaube nicht an den Tod, sondern an das Leben, an die Liebe, an das Glück. Denn ich glaube an Dich! Dieß sind die letzten Worte, welche ich an Dich schreiben darf, denn ich habe mit meinem Ehrenwort gelobt, in diesen drei Jahren Dich weder zu sehen, noch an Dich zu schreiben oder Briefe von Dir zu empfangen, — wenn sie aber verflossen sind, diese Jahre der Prüfung, dann werde ich selber kommen, um Dich an mein Herz zu drücken und zu sagen: die Zeit der Prüfung ist vorüber. Komm, meine Geliebte, folge mir zum Traualtare!

Dein Johann.

Als Johann den Brief beendet hatte, nahm er ein zweites Blatt Papier und begann mit hastigen Zügen den Brief abzuschreiben. Nachdem er dieß beendet hatte, schob er jeden Brief einzeln in ein Couvert, versiegelte und adressirte beide und klingelte dann.

Sein Büchsenschäfter, der Tyrolers Andres Stiftmeier, trat ein.

Ist das Pferd gesattelt, der Wilm bereit, sofort aufzusetzen?

Zu Befehl, Hoheit, es ist Alles bereit.

So gib ihm den Brief, Andres, und sage ihm, daß er ohne Rast und ohne Ruh reiten soll, bis er an Ort und Stelle ist. Aber höre noch Eins!

Und indem er so sprach, trat der Erzherzog bis in die Mitte des großen Gemachs und winkte seinem getreuen langjährigen Diener, näher zu treten.

Komme hierher, Andres, sagte er leise, tritt dicht an mich heran, damit ich zu Dir sprechen kann, ohne fürchten zu müssen, daß irgend ein Lauscher da außen an der Thür mich hört. Andres, fuhr der Erzherzog fort, als der Tyroler jetzt dicht neben ihm stand, Andres, willst Du mir jetzt auf's Neue beweisen, daß Du mich liebst, daß Du verschwiegen und treu bist?

Der Tyroler blickte ihn mit seinen klugen und braunen Augen fest und zärtlich an. Herr murmelte er, damals auf dem Inselberge habe ich geschworen, nächst Gott und Andreas Hofer den Erzherzog Johann am meisten zu lieben und keinen andern Herrn jemals anzuerkennen, als diese Drei: Gott, Andreas Hofer und den Erzherzog Johann. Nun bitt' ich Euer Hoheit, zu sagen, was ich thun soll.

Andres, es kommt für mich Alles darauf an, daß dieser Brief an seine Adresse, das heißt in die Hände der Jungfer Anna Plochl in Aussee gelangt. Aber der Kaiser möchte es verhüten, daß Anna Plochl meinen Brief erhält, und er weiß, daß ich ihn um diese Stunde durch einen Kurier absende.

Dann wird der Kurier halt nimmer ankommen, sagte Andres Stiftmeier trocken, der Graf Sedlnitzki wird schon Sorge tragen, daß dem Kurier unterwegs der Brief gestohlen, oder mit Gewalt fortgenommen wird.

Das habe ich auch gedacht, Andres, und darum habe ich den Brief zwei Mal geschrieben. Nun höre! Sobald der Wilm fortgeritten ist, gehst Du zur hintern Gartenthür hinaus und begibst Dich in mein Palais in der Stadt. Du weißt, der Kastellan ist treu und verschwiegen, er wird Dir beistehen. Bei ihm wechsle Deine Kleider, nimm aus meiner Garderobe einen Tyroler-Anzug, und mit der Jagdtasche und Büchse um die Schultern geh' zu Fuß aus Wien bis zur nächsten Poststation. Dort steige auf die gewöhnliche Fahrpost und fahre nach Gratz, und bist Du erst dort, dann miethe Dir ein Pferd und jage in vollem Trabe nach Aussee. Hier hast Du Geld und hier den Brief. Vergiß nicht, Andres, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, daß er an seine Adresse gelangt.

Herr, er wird anlangen, die Jungfer Anna Plochl wird den Brief aus meiner Hand bekommen, oder der Andres Stiftmeier müßt unterwegs von den Spitzerln des Sedlnitzki in Stücke gehauen werden. Aber dazu sind die Kerle zu feig, und vor einem guten Stutzen hat so'n Spitzerl immer noch eine Höllenangst. Und weiter haben Euer Gnaden nichts zu besorgen? Soll

Digitized by Google

ich nit wenigstens ein Briefel wieder heimbringen von der lieben schönen Jungfer Anna?

Nein, Andres, keinen Brief. Aber wenn sie vielleicht, wie sie's gern thut, eine Blume oder einen Strauß im Mieder trägt, so bitte sie, daß sie ihn Dir gibt als Antwort für mich. Und nun geh' mit Gott, Du treuer Andres, und grüß' mir die lieben Berge und das liebe Mädel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Savoyarden-Knabe.

Wer ist ihnen nicht schon oft auf Straßen und Märkten begegnet, den braunen Söhnen der savoyischen Berge, welche der karge Boden nicht ernähren kann und daher hinaustreibt in die weite Welt, um mit allerhand freien Künsten ihr Brod zu verdienen und nach einer jahrelangen Wanderung den mühsam errungenen Sparpfennig heimzubringen, mit dem sie eine Hütte erbauen, ein Stück steinigen Feldes umbrechen und eine Ziege oder Kuh kaufen, um darauf ihre Zukunft zu gründen! — Ehedem sah man diese Savoyardenkinder gleich den Auvergnaten als Tintenverkäufer oder mit Aeffchen, dressirten Hunden, Leierkästen und Spieluhren, oder als Stiefelputzer und Schornsteinfeger Europa durchziehen. Neuerdings verkleiden sie sich als Pfferari aus den Abruzzen und durchziehen mit Dudelsack und schrilltönender Querpfeife musizirend und tanzend in Paaren unsere deutschen Gauen. Hie und da kommt auch ein wirklich junger Künstler unter denselben vor, welcher auf der Violine oder Klarinette etwas mehr leistet, als die Mehrzahl der Straßenmusikanten, und bedauern läßt, daß die Armuth einem derartigen Talente die sorgfältigere Schulung versagt. Es war im Frühjahr 1836, im Mai, dem **Mois de Marie**, welcher in Frankreich mit solcher Andacht gefeiert wird. Ich war auf einem hübschen kleinen Schlosse in der Nähe von Rouen zu Gast gebeten, und wir saßen beim Diner, eine große Gesellschaft Herren und Damen, darunter Chopin der berühmte Klaviervirtuos Die Kinder des Hauses waren drunten vor dem Schlosse mit Ausbau eines kleinen Altars für die heilige Jungfrau beschäftigt, und wir hatten demselben einen Besuch nach dem Diner zugesagt. Ein heiteres Geplauder würzte das Mahl und Alles war in der besten Stimmung, als mit einem Male Chopin mitten im Gespräch inne hielt und aufmerksam lauschte. Die Töne einer Violine erklangen von ferne und hatten sein feines Ohr gefesselt. „Verzeihung, Madame, wenn ich Ihnen zerstreut scheine," sagte Chopin zu seiner Nachbarin; „aber hören Sie nur; diese Melodie, dieser Strich, dieser tiefgefühlte Vortrag!...." Alle am Tische verstummten und lauschten auf die seltsamen, weichen und doch so kräftigen Töne, welche der Abendwind zu den geöffneten Fenstern des Salons hereintrug. Chopins ernste, etwas melancholische Züge verriethen eine tiefe Rührung, wie er so mit Hand und Knopfnicken leicht den Takt bezeichnete. „Es ist ein Stück aus dem Stabat mater von Astorga, aus der Erinnerung vortragen", sagte er; „nicht ganz Note für Note treu, aber mit Liebe und Geist erfaßt und wundersam ergreifend vorgetragen. Wer mag das sein?" Niemand wußte es, die Dame vom Hause sandte einen Diener hinunter, um nach dem Musiker zu forschen. Der Lakei brachte die Nachricht, es sei ein wandernder Fiedler, ein Savoyardenjunge von etwa 15 Jahren. „Ein Knabe?" fragte Chopin; „unmöglich! Das ist die Bogenführung eines Meisters. Diesen Knaben muß ich sehen!" — Fünf Minuten später stand der Junge unter der Thüre des Speisesaales, scheu, erröthend, verlegen, sich einer solchen Gesellschaft gegenüber zu sehen. Die Mutter der Dame vom Hause, eine würdige Matrone mit grauem Haare, stand auf und brachte dem Musikanten ein Glas Wein und lud ihn ein, sich hören zu lassen. — „Nur Muth, mein Junge," sagte sie milde und herzlich zu ihm: „Du spielst, trefflich, und wirst nachsichtige begeisterte, dankbare Zuhörer haben! Gib uns die besten Deiner Weisen zu hören!" — „O, Madame, das geht nicht, ich bin nicht gewöhnt, vor solch vornehmen Leuten zu spielen, ich, der ich nur auf Gassen und Plätzen in der Schenke fiedele! Ich habe den Muth nicht. Ich werde stecken bleiben, wenn alle diese Damen und Herren auf mich sehen!" — „Wohlan," sagte Frau von Caumont; „so setze Dich d'runten an das Portal und spiele, als stündest Du vor einer Zuhörerschaft von Fuhrleuten, Bonnen oder Soldaten! Spiele nur, Du sollst gut belohnt werden!"

Und der Savoyardenknabe spielte zum Entzücken schön. Es war eine Sicherheit der Bogenführung, ein seelenvoller Vortrag, ein melodischer Zauber, welche tief zur Seele sprachen. Jedes seiner Stücke erntete lauten Beifall, denn Chopin gab das Zeichen dazu. Nach Tische folgten alle Gäste dem bekannten Virtuosen hinunter unter das Portal. Da lehnte an der Säule ein schlanker, hochaufgeschossener Junge, hager und sonnverbrannt, mit großen träumerischen Augen, in dürftiger, halb zerrissener Kleidung, einen zerknitterten verblichenen Hirtenhut auf dem hellbraunen Haar, einen durchlöcherten Mantel um die Schulter, einen geflickten Geigensack von altem Leder an der Seite. Schüchtern und befangen, aber doch mit sichtlichem Wohlgefallen nahm er die wenigen kernigen Lobsprüche Chopins hin, und beantwortete dessen Fragen nach seiner Herkunft und Geschichte. Er war das Kind armer Leute aus dem Thal von Lucerna, und hatte gar keine Schule besucht, das Geigenspielen von seinem Vater gelernt. Nun war der Vater todt, die Mutter arm, die Geschwister unerzogen. Neunzehn Monate früher hatte die Mutter ihm des Vaters Mantel und Geige umgehängt und ihn

Digitized by Google

mit ihrem Segen in die Welt hinausgeschickt. Er hatte Italien, die Schweiz, Frankreich durchzogen und vor den Thüren gespielt; er hatte der Musik in den Kirchen, den Konzerten der Militärbanden, den Aufführungen in den Theatern gelauscht, und die gehörten Weisen nachzuspielen versucht, denn er kannte keine Note; er hatte einige Louisd'or verdient und sie seiner armen Mutter nach Hause geschickt, so oft er gute Leute fand, die ihm hiezu behülflich waren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten

[Tragisch.] Aus Deva berichtet man dem „Pesti Naplo" über folgenden tragischen Vorfall: Vor einigen Wochen hat sich daselbst ein Lieutenant, Namens Blumenkron, in seiner Wohnung erschossen. Am 24. Juni kam eine Dame nach Deva und suchte die Wohnung des genannten Lieutenants auf. Die Hausleute gaben ihrer Bitte nach und führten sie in das Zimmer, in welchem der Lieutenant seinem Leben ein Ende gemacht. Nachdem sie sich hier ausgeweint hatte, ließ sie sich von einem Führer auf den Friedhof geleiten, wo sie sich auf dem Grabe Blumenkron's niederwarf und nicht wieder aufstand, denn — sie hatte sich vergiftet. Die fremde Dame mag 35—37 Jahre alt gewesen sein. Wohlthätige Menschen sorgten für das Begräbniß derselben und stellten ihr einen Grabstein."

[Unterseeisches Tunnel zwischen England und Frankreich.] Der seit einer Reihe von Jahren in der Luft schwebende Gedanke an eine Landverbindung von Dover und Calais, oder deutlicher zu reden, an eine Tunnelirung des Kanals zwischen diesen Orten scheint bestimmte Gestalt anzunehmen. Wie eine Zuschrift an die Times berichtet, ist der Plan von einem der erfahrensten Ingenieure der Gegenwart, Mr. Hawkshaw, ernstlich in die Hand genommen worden und haben die vorgängigen Aufnahmen bereits begonnen. Bohrversuche werden gegenwärtig in der Umgebung von Dover und zwischen Calais und Boulogne angestellt, noch im Laufe des Sommers sollen sie auf den Kanal selber ausgedehnt werden. Solche Versuche sind unumgänglich, um über die Natur, Ausdehnung und Dichte der Bodenschichten Kenntniß zu erlangen. Der Vorschlag geht dahin, die Aushöhlung zum Tunnel gleichzeitig an beiden Enden und vermittelst Schachte im Kanale selber vorzunehmen. Mächtige Dampfmaschinen sollen an der Spitze dieser Schachte verwendet werden zum Pumpen, zur Heraufschaffung des ausgeworfenen Materials und um die Maschinen, welche die Ausgrabung bewerkstelligen, mit Dampfkraft zu versehen. Der Tunnel wird auf französischer Seite mit der Nordbahn, auf der englischen mit der South-Eastern-, so wie mit der London-Chatam- und Dover-Bahn kommuniziren, so daß durch ihn eine ununterbrochene Bahnlinie zwischen London und Paris hergestellt sein wird.

[Aus dem Reiche der Mode.] Die Pariserinnen suchen noch immer mehr den Gegenstand zu verkleinern, den sie jetzt auf dem Kopfe tragen, und den man „Hut" zu nennen übereingekommen scheint. Die neueste Erfindung besteht in zwei Strohhalmen, die auf dem Scheidel durch ein Stückchen blaues Band zusammengebunden werden und an jedem Ende einige rothe Knöpfchen tragen. Ein anderer „Hut" besteht aus einem ziemlich breiten, um den Kopf gebundenen Band, an dem man einen Schleier befestigt, und das ist Alles!!

[Karl v. Scherzer], bekannt durch seine Theilnahme an der Novara-Weltfahrt, die er dann auch beschrieben hat, ist k. k. österreichischer Ministerialrath, und als solcher Vorstand des in Wien neu errichteten statistischen Bureaus geworden. Mit letzterem wird später sowohl ein statistisches Journal als auch ein statistisches Jahrbuch verbunden werden.

In Litthauen ist es in den niederen Ständen Sitte, daß junge, ehelustige Mädchen, einen grünen Strauß vor ihr Wohnhaus hängen, um dadurch kund zu geben, daß sie sich zu verheirathen wünschen.

Logogryph.

mit s:

Siehst du den sterbenden Dichter!
Ein letztes mühsames Lied
Verbebt auf den zuckenden Lippen —
Ein Gott, der als Bettler verschied!

mit e:

Siehst du die prächtige Schönheit,
Das überirdische Weib!
Sie gab seinem Geist zwar die Weihe,
Doch ließ sie verhungern den Leib!

Auflösung der Charade in Nr. 162:
Wasserhose.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 165 Samstag, 14. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Ich geh', Ew. Gnaden, aber nehmen's mir für ungut, ich hab halt einen Verdacht auf den neuen Lakaien, der erst seit acht Tagen den Dienst angetreten hat. Glaub halt, daß es nit geheuer mit ihm ist. Mein', er ist ein Schleicher und Horcher, bin ihm gestern auf der Straß begegnet, wie er mit einem Kerl sprach, von dem ich halt weiß, daß er ein Spitzerl ist. Jetzt möcht ich zum Abschied Ew. Hoheit noch eine kleine Warnung geben. Wollen halt sehen, ob er nit gehorcht hat.

Und mit lustigem Augenzwinkern und stillem Lachen schlich der Tyroler bis dicht zu der Thür hin, dann mit einem einzigen Ruck stieß er die Thür auf. Draußen vernahm man einen gellenden Schrei, dem ein lautes Gepolter folgte.

Was gibt es? fragte Johann in die Thür tretend.

Nichts, Ew. Gnaden, sagte Andres lachend. Der Friedrich war nur gerad' dabei, das Schlüsselloch auszuputzen, und weil ich die Thür in meiner Ungeschicklichkeit so hastig aufgerissen hab, ist er gefallen.

Während Andres Stiftmeier alsdann lachend das Vorzimmer verließ, hatte der Lakai sich von seinem Schreck und seinem Fall erholt und sich wieder von der Erde aufgerichtet. Glühendroth vor Scham, mit niedergeschlagenen Augen schlich er nach der Thür hin, als er aber, ohne von dem Erzherzog zurückgerufen zu werden, die Schwelle überschritten hatte und draußen auf dem Korridor stand, erheiterte sich sein Gesicht.

Es ist gut, murmelte er leise, der Prinz scheint nichts gemerkt zu haben, und ich weiß doch, was ich wissen soll'. Der Wilm ist der Kurier, der abgeschickt wird, der soll ohne Rast und Ruh reiten, bis er an Ort und Stelle gelangt ist. Was der Erzherzog dann weiter gesagt hat, hab ich freilich nit verstanden, aber es werden wohl noch mündliche Bestellungen gewesen sein, die der Wilm machen soll. Nun, das ist egal, wenn der Kurier aufgehalten wird, werden auch seine Bestellungen aufgehalten und kommen nit an. Jetzt also schnell zum Herrn Grafen und ich denk, er wird mir die Nachricht gut bezahlen.

Der Erzherzog Johann stand am Fenster und sah, wie sein Jäger Wilm das Pferd bestieg und von dannen jagte und sah, wie gleich darauf der Lakai Friedrich an seinem Fenster vorüber hastig die Straße hinauf schritt.

Er geht zum Sedlnitzki, um zu sagen, daß Wilm den Brief nach Aussee bringt, sagte Johann mit einem sanften Lächeln. Also wieder ein Spion in meinem Hause. Aber wozu nützte es, ihn fortzujagen! Ich würde den einen fortjagen und einen andern wieder bekommen, und wer weiß, ob nicht Alle, die mich umgeben, nur meine Spione sind. Trauriges Schicksal, immer mißtrauen, immer argwöhnen zu müssen. O, gieb nur Gott, daß die Eine mir treu ist, daß sie die schwere Prüfung besteht! Gieb nur dies, und alles Andere läßt sich dann ertragen!

Das Bekenntniß.

Eine ungewöhnliche Heiterkeit, ein reges Leben herrschte, seit die Herzogin von Parma die Trauer abgelegt hatte, am Hofe zu Schönbrunn. Täglich gab es da Feste, Jagden oder Fahrten nach irgend einem andern der kaiserlichen Lustschlösser, und, was sonst niemals geschehen, zu allen diesen Festlichkeiten wurden die Brüder des Kaisers, die beiden Erzherzoge Karl und Johann, eingeladen. Der Kaiser schien jetzt seine Abneigung ganz und gar überwunden zu haben, er zeigte sich gegen Johann so freundlich und vertraulich, wie sonst nie zuvor, er ging Arm in Arm mit ihm durch die Alleen von Schönbrunn, er fragte ihn um Rath in manchen Angelegenheiten, die sich auf die Kultur des Gartens und der Treibhäuser bezogen, und ließ sich von ihm belehren über die gemeinnützigen Anstalten, welche unter dem Protektorat des Erzherzogs in Steyermark entstanden. Die Wünsche des Erzherzogs aber in Bezug auf Anna Plocht schien der Kaiser ganz und gar vergessen zu haben, und nur zuweilen hörte man ihn mit spöttischem Lachen, wenn sich das Gespräch dahin neigte, von der Lächerlichkeit und Schande sprechen, welche namentlich für eine Frau in dem tugendhaften Begriff einer sogenannten morganatischen Ehe enthalten sei.

Marie Louise, welche sich, gleich dem Erzherzoge Johann, immer in der nächsten Umgebung des Kaisers

befand, hörte solchen harten Urtheilen ihres Vaters immer mit niedergeschlagenen Augen und heimlichen Seufzern, der Erzherzog Johann mit stillem Gleichmuth und freundlicher Ruhe zu. Die Gemahlin des Kaisers aber lächelte dazu und meinte, daß die Gefahr solcher morganatischen Ehen dem Kaiserhause glücklicherweise fern lägen, daß im Gegentheile die kaiserliche Familie wohl bald die Feier einer legitimen Ehe zu begehen habe.

Und dabei blickte sie mit einem bedeutungsvollen Ausdruck auf Maria Louise hin, die an der Seite des Erzherzogs saß und verlegen ihre Augen niedersenkte.

In der That, man begann schon in den Hofkreisen zu flüstern von der großen Aufmerksamkeit, welche der Erzherzog Johann seiner Nichte, der Herzogin von Parma, erweise, von der sichtlichen Geneigtheit, mit welcher die Herzogin ihm entgegenkomme, und vor allen Dingen von dem Wohwollen, mit dem der Kaiser diese gegenseitige aufkeimende Neigung begünstige. Ueberall, bei jedem Diner, bei jeder Promenade, bei jeder Spazierfahrt, sah man den Erzherzog an der Seite der Erzherzogin, immer hatte der Oberhofmarschall, auf besondern Befehl des Kaisers, den Erzherzog Johann zum Kavalier der Herzogin bestimmt, und doch schien Franz diesen Befehl ganz vergessen zu haben, und im Beisein des ganzen Hofes scherzte er neckend über die Unzertrennlichkeit seines Bruders und seiner Tochter Marie Louise.

Johann indessen schien diesen Scherz gar nicht gehört zu haben und setzte ruhig und gelassen seine Unterhaltung mit der Herzogin fort; aber als er am Abend dieses Tages Schönbrunn verließ, bat er mit leiser Stimme die Herzogin, ihm zu erlauben, daß er ihr am andern Tage um zehn Uhr Morgens seinen Besuch machen dürfe, und daß er sie allein finde.

Die Herzogin erbleichte und mit leiser, stockender Stimme gab sie ihre Zusage. Am andern Morgen indeß waren ihre Augen verweint, und mit angstvoller Unruhe schaute sie immer wieder nach der Uhr hin und hörte kaum auf das freundliche Geplauder ihres Sohnes, der während der Anwesenheit seiner Mutter jeden Morgen zu ihr kam, um mit ihr zu dejeuniren.

Mama, sagte der Prinz endlich, da die Herzogin immer noch gedankenvoll dasaß, und die Chokolade gar nicht berührte, Mama, wollen wir ein wenig hinab gehen in den Garten?

Ich kann nicht, mein Sohn, sagte Marie Louise seufzend. Ich muß hier bleiben, denn ich erwarte Besuch.

Wen erwartest Du denn, liebe Mama? fragte der Knabe neugierig.

Deinen Onkel, den Erzherzog Johann, seufzte die Herzogin.

Ein unmerkliches Beben flog durch die Gestalt des Knaben hin und eine tiefe Purpurgluth bedeckte seine Wangen. Dann sagte er, indem er sich das Ansehen gab, als sei er ganz mit seiner Chokolade beschäftigt: Du freust Dich wohl sehr, Mama, daß der Onkel Johann Dich besucht?

Marie Louise hob ihre von Thränen umdüsterten Augen zum Himmel empor. Freuen? seufzte sie. Ich füge mich der Nothwendigkeit, das ist Alles! Aber horch, fährt da nicht ein Wagen in den Hof?

Der Knabe sprang an das Fenster und blickte hinab. Ja, rief er freudig, ja, es ist der Onkel Johann, der da vorfährt.

Er kommt, murmelte Marie Louise, ihre Hände faltend, er kommt. Die Entscheidung naht! O mein Gott, soll ich denn immer eine Sklavin fremden Willens sein? Wird es mir niemals erlaubt sein, meinem Herzen zu folgen?

Mama, darf ich hier bleiben, während der Erzherzog Dich besucht? fragte ihr Sohn.

Nein, mein Kind, seufzte sie traurig, ich will ihn allein sprechen. Ich will versuchen —

Se. kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Johann, meldete der Kammerdiener.

Leb woht, Mama, ich gehe also! Wenn der Onkel fort ist, komme ich wieder, rief der Knabe hastig, und ohne eine Antwort seiner Mutter abzuwarten, sprang er fort und verschwand unter den hohen weiten Sammetportieren, welche zu dem Schlafgemach der Herzogin führten. Marie Louise achtete nicht darauf, daß ihr Sohn, statt durch die andere Thür dort drüben zu gehen, welche in seine Gemächer führte, sich in den Alkoven begeben hatte, sie war sich nur bewußt, daß der Erzherzog komme und daß mit ihm die Entscheidung ihres Schicksals sich nahe.

Als der Erzherzog jetzt eintrat, erbleichte sie, und mit kaum hörbarer Stimme erwiderte sie den Gruß des Erzherzogs.

Johann schritt zu ihr hin mit einem heitern Lachen und reichte ihr freundlich seine Hand hin. Sie legte bebend die ihre hinein und stand da mit niedergeschlagenen Augen.

Ew. Hoheit zittern ja und Ihre Hand ist kalt, sagte Johann theilnehmend. Sind Sie leidend, Frau Herzogin?

Nein, flüsterte sie, nein, ich leide nicht.

Also bin ich schuld an Ihrem Zittern und Ihrer Bewegung? fragte er.

Die Herzogin erwiderte nichts, sondern deutete stumm auf den Fauteuil ihr gegenüber hin und ließ sich in den Divan niedergleiten.

Herzogin, wollen Sie mir eine Bitte gewähren? fragte Johann.

Bitten Sie, sagte sie kaum hörbar.

Nun wohl denn, erlauben Sie, daß ich in dieser Stunde Sie so nenne, wie ich Sie als Kind genannt habe, und nennen Sie mich so, wie Sie es damals thaten.

Nennen Sie mich so, Onkel Hannes, sagte sie mit einem traurigen Lächeln.

Digitized by Google

Nun also, meine liebe Louise, heben Sie einmal das Auge empor und sehen Sie mich an. Arme Nichte, wie blaß Sie sind und wie traurig. Und Alles das, weil ich Ihnen meinen Besuch mache! Soll ich Ihnen sagen, was Sie denken, liebe Louise? Sie denken, ich sei hierher gekommen auf Befehl und mit Einwilligung des Kaisers? Aber Sie irren sich, ich komme aus freiem Antriebe, und was ich Ihnen zu sagen habe, ist sicher nicht in der Absicht des Kaisers. Fassen Sie Muth, liebe Louise, lassen Sie uns ehrlich und offen zu einander sprechen, wie es nahen Verwandten geziemt. Ich habe zu Ihnen herzliches Vertrauen und ich bin gekommen mit dem festen Entschluß, Ihnen das zu beweisen und mir das Ihre zu verdienen. Darum seien Sie ohne Furcht, denken Sie, daß ein Freund an Ihrer Seite ist, ein Freund, der Sie einst heiß und glühend geliebt hat, und der, so sehr man ihn auch hier für einen Freigeist ausgeben möchte, doch wenigstens der Religion der Erinnerungen mit heiliger Andacht anhängt. Ja, Louise, es gab eine Zeit, wo ich Sie glühend liebte, wo ich die Hälfte meines Lebens hingegeben hätte, um das Glück, Sie meine Gemahlin nennen zu dürfen. Haben Sie das gewußt?

Ja, ich habe es gewußt, flüsterte sie leise.

Und darum haben Sie gefürchtet, daß die alten Gefühle wieder in mir lebendig werden könnten, und daß ich jetzt nach der Hand der jungen Wittwe streben würde, wie einst nach der Hand des jungen Mädchens. Darum haben Sie gedacht, ich würde, dem Willen des Kaisers gemäß, Sie zu meiner Gemahlin begehren, obwohl ich weiß, daß Sie mich nicht lieben? Nun, warum erschrecken Sie, Louise? Geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns einmal Aug' in Aug schauen. Louise, lieben Sie mich oder lieben Sie den Grafen Neipperg? Nun, haben Sie den Muth, ehrlich zu sein, antworten Sie mir. Lieben Sie ihn?

Ja, rief sie heftig, ja, Onkel, ich liebe ihn. Was auch mein Vater entscheiden, wie er meine Zukunft auch verurtheilen möge, ich will wenigstens den Muth haben, ehrlich zu sein, und Ihnen die Wahrheit zu gestehen. Ja, ich liebe den Grafen Neipperg. Er hat sich mir in all' den Jahren der Verlassenheit, der trostlosen Oede als ein treuer liebender Freund bewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Savoyarden-Knabe.

(Schluß.)

„Wie schade, daß dieser Knabe keinen tüchtigen Lehrer bekömmt!" sagte Chopin; es steckt in ihm das Zeug zu einem großen Künstler. He, mein junger Freund, möchtest Du ein bedeutender Violinspieler werden, der die schwersten Stücke spielen und viel Geld und Ehre verdienen kann?" Das Auge des Knaben leuchtete: die italienische Habgier flammte aus einem Blick; er bejahte lebhaft. Es war einer höherer Geistlicher, ein begeisterter Musikfreund unter der Gesellschaft, der griff beeifert den Vorschlag einer Dame auf, einiges Geld zusammen zu legen, um den Knaben einstweilen in Rouen unterzubringen und ihm den Unterricht eines tüchtigen Lehrers zu verschaffen, bis er genug geschult wäre, ihn auf das Conservatoire in Paris zu bringen. Im Nu waren einige hundert Franken beisammen, und mit Freudenthränen erklärte sich der Knabe bereit, sich diesem Kurs zu unterziehen, wenn man ihm die Möglichkeit gebe, seine Mutter zu unterstützen, was ihm versprochen wurde. Man hielt ihm auch gewissenhaft das Zugesagte, und brachte ihn bei einem tüchtigen Organisten unter, wo er im Lesen und Schreiben, in theoretischer Musik und methodischen Violinspiel unterrichtet wurde. Seine Gönner waren Anfangs begeistert für ihn und seine Fortschritte; aber bald war der Reiz der Neuheit verschwunden und die Gönner wurden lauer. Im Herbst 1837 berührte ich wieder Rouen und besuchte einige der Personen, welche ich damals auf dem Schlosse B. getroffen hatte, worunter auch Frau v. Caumont. Eine zufällige Aeußerung rief mir den jungen Musikanten ins Gedächtniß, und ich erkundigte mich nach ihm. „Du, lieber Himmel, wer mag wissen, wo er ist!" sagte Frau v. Caumont. „Der arme Pierro! ich will ihn nicht undankbar nennen; aber räthselhaft ist sein Betragen immerhin. Das Lernen schien ihm nicht gutgethan zu haben, die Einsperrung in eine Stadt nicht wohl bekommen zu sein. Er ward sichtlich hager und melancholisch, hatte oft Thränen in den Augen. Es fehlte ihm nichts an äußeren Bequemlichkeiten; er legte Eifer und Dankbarkeit an den Tag, er war anscheinend erkenntlich für jede Wohlthat; aber er war immer blässer und trauriger. Er freute sich nicht mehr wie Anfangs auf die Zeit, wo er nach Paris ans Conservatoire kommen und den Unterricht der ersten Meister genießen sollte. Er schlich sich oft Abends davon und sein Pflegevater erfuhr, daß er in Schenken vor den Arbeitern musizirte, was man ihm als unwürdig verwies. Vergebens drang man freundlich in ihn, den Grund seiner Traurigkeit zu nennen — er leugnete, traurig und mit seiner Lage unzufrieden zu sein, und brach nur in ein sehr heftiges Schluchzen aus. Eines Morgens, es war im vergangenen Frühling, war er verschwunden; er hatte von seinen eigenen Sachen nur die nothdürftigste Kleidung und die Geige und den Mantel seines Vaters mitgenommen. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens; selbst auf die Briefe in seine Heimath ist keine Antwort erfolgt. Können Sie mir solch' ein seltsames Betragen unseres Schützlings erklären, mein junger Freund?"

„O ja, Madame, warum nicht," erwiderte ich nach kurzem Besinnen. „Pierro war krank, krank am Heimweh! das ist eine Art Monomanie, welche den Menschen aufreibt, wenn er seiner Sehnsucht nicht nachgibt.

Digitized by Google

Und dann fühlte er, einst an unbegränzte Freiheit gewöhnt, sich in dieser Lebensweise geregelter Ordnung in der Stadt wie in spanische Stiefeln eingepreßt. Er war ein Waldvogel, ein Zugvogel im Käfig. Er sehnte sich nach dem Staub der Landstraße, nach dem harten, selbstverdienten Brod, nach dem Rauschen der Wälder, dem grünen Schmelz der Wiesen, dem Plätschern der Bäche, — nach der Freiheit des Vogels, der unbeirrt seinen Schwingen sich anvertraut, und durch die Lüfte fliegt in dem instinktmäßigen oder frommen Glauben, daß er überall ein Körnchen zur Nahrung, einen Ast, um sich darauf niederzuthun, finden werde. Ah, Madame, nicht alle Menschen passen in diese geregelten Lebensbahnen!"

Die Matrone sah mich erstaunt an und seufzte leise und sagte: „Es ist wirklich schade darum, daß dieser Hang zum Vagabundenleben ein solch bedeutendes Talent der Kunst entzog!"

Gute Frau, jeder Mensch hat seine eigenen Begriffe von Glück nnd keiner kann seiner Bestimmung entgehen! dachte ich. Pierro ist wahrscheinlich zu Hause bei seiner armen Mutter und zieht es vor, im Schweiße seines Angesichtes deren steinigen Acker zu bauen, umspielt von den Blicken der Seinigen, anstatt einem Phantom von Künstlerruhm und Reichthum nachzujagen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! —

Mannigfaltigkeiten.

[Dreimal verlobt in einem Monat.] Ein Hamburger Agent machte in diesen Tagen dort viel von sich reden dadurch, daß er sich in einem Monate dreimal verlobte. Vor wenigen Wochen mit der Tochter eines Geschäftsmannes, Fräulein P., auf einem Familienfeste bekannt geworden, bot er dieser die Hand für's Leben. Einige Wochen später lernte er deren jüngere Schwester kennen und nähert sich dieser ebenfalls als liebender Anbeter. Die ältere Schwester entsagt darauf zu Gunsten der jüngeren. Aber auch dieses neue Bündniß sollte nur wenige Tage dauern. Nachdem der unermüdliche Freier noch am vorigen Dienstag zu seinem Geburtstage von seiner zweiten Braut eine silberne Cigarrendose als Cadeau entgegengenommen, entschloß er sich Tags darauf, seine Cousine Fräulein J. zu heirathen. Er sagte seiner zweiten Braut Valet und am Mittwoch Abends fuhr das Pärchen bereits nach England.

[Da liegt der Hund begraben.] Man führt im gewöhnlichen Leben so manche Redensart im Munde, von der die Meisten gar nicht wissen, woher sie stammt. So z. B.: „Da liegt der Hund begraben!" Der Geburtsort dieses „todten Hundes" ist Nürnberg, die vielberühmte Stadt. Als „Nürnberg, den edle Fleck" noch als freie deutsche Reichsstadt durch seinen Handel und Kunstfleiß einen gewissen Weltruf besaß, wurde das dort noch zur heutigen Stunde prangende Rathhaus nach einem großen und kostspieligen Plan und Anschlag erbaut. Als der Bau bis auf einen, den letzten, Flügel fertig war, fehlte es aber dem gemeinen Stadtsäckel an den nöthigen Goldgülden, um die Kosten nach dem entworfenen Plane zu bestreiten. Nun war guter Rath theuer. Man beschloß endlich, den noch fehlenden Theil des Gebäudes nur aus Fachwerk zu vollenden. Und so geschah es. Der Baumeister führte in seinem Wappen und Betschaft einen Hund; diesen verewigte er dadurch, daß er über die letzte massive gothische Thüre, die nach dem nur leicht und wohlfeil gebauten Flügel führt, seinen Hund in Stein gemeißelt anbrachte. Daher in Folge das Sprichwort: „Da ist der Hund begraben", welches symbolisch andeuten soll: „Man kann in einer angefangenen Sache nicht weiter gehen, weil unübersteigliche Hindernisse eingetreten sind." Es kommt mit dem von Holley in seinen „Wiener in Berlin" erläuterten Sprichwort: „Es ginge wohl, aber es geht nicht!" so ziemlich auf eins heraus.

Charade.

1.

Mit Stein und Holz bringt mich die Kunst zu Stand
Bei Pflanzen, Thieren, Menschen hat Natur
Mich ausgeführt mit sinnigem Verstand,
In mich gelegt der Gottesahkunft Spur.

So reih' ich herrlich Glied an Glieder an
Und strebe himmelan so schlank und stolz;
Der Künstler sinnt mir nach und staunt mich an,
Und macht mein Bild aus Stein, Metall und Holz.

2. 3.

Hat jene Schönheit heimlich er belauscht
Und ihr Geheimniß ihr nun abgelieh'n,
Für seinen Namen meinen Namen tauscht
Er hochbeglückt, gibt ihm ein Kenner ihn.

Nur je der Beste wird mit ihm genannt:
Wer's ist in Schlachten, endet schnell den Krieg,
Wer's ist im Dichten, wird der Welt bekannt,
Und wer's im Kampfe wird, sein ist der Sieg.

1—3.

Den rohen Stoff, den mir Natur gespendet,
Ich meistre ihn mit gutem Kunstverstand;
Er wird geschnitzt, behau'n, geformt, gewendet,
Es schlingt um ihn sich reifer Schönheit Band,
Und ist das ganze Werk nun wohl vollendet,
So rühmt mein Erstes meines zweiten Hand.
Oft nimmt die Gottheit meinen Namen an,
Und un'sre Welt erscheint als Erstes dann.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 166 Montag, 16. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Er allein hat mich in jenen Tagen, als Alle hier sich von mir wandten, als Alle das Recht zu haben glaubten, die Frau ohne Namen, ohne Rang, die Frau des Geächteten zu verhöhnen oder zu ignoriren, er allein hat mich damals geehrt und geliebt, hat in mir das Unglück geachtet, das ich nicht verschuldet hatte und das man mir doch zum Verbrechen anrechnete. Und was er mir damals war, das ist er mir geblieben, ein treuer, sorgender Freund, der mich versteht, der mit liebender Nachsicht, mit aufmerksamer Freundlichkeit mich hält und trägt, meine Sorgen vermindert, indem er sie mit mir theilt, meine Freuden verdoppelt durch seinen freudigen Antheil. Ach, lieber Onkel, ich schmachtete so sehr nach einer Seele, die mich liebte, und er hat sie mir gegeben und sein schönes, edles und gutes Herz, es gehört Mein! Und nun, da ich ihm endlich angehören dürfte, nun, da Gott das letzte Hinderniß hinweg geräumt hat, das mich von ihm trennte, nun —

Warum vollenden Sie nicht? fragte Johann, als Marie Louise jetzt stockte und schwieg. Warum fahren Sie nicht fort? Nun, wollten Sie sagen, nun, da ich glücklich werden, da ich seine Gemahlin sein könnte, nun soll ich abermals meinem Traum von Glück entsagen, soll die Hand eines ungeliebten Mannes annehmen, soll zum zweiten Mal auf Befehl meines Vaters mich vermählen? Nicht wahr, Louise, das wollten Sie sagen?

Sie nickte mit dem Kopfe und hob ihre Augen mit einem halb ängstlichen, halb bittenden Blick zu ihm empor.

Fürchten Sie nichts, sagte er lächelnd, Sie haben mich nicht verletzt, denn auch ich habe Ihnen ein Bekenntniß zu machen. Auch ich habe meinen Traum von Glück und ich sehne mich, ihn zur Wahrheit zu machen. Sehen Sie hier, Louise, ich will Ihnen mein schönstes, mein heiligstes Besitzthum zeigen!

Er nahm aus seiner Brust ein kleines Packet hervor, schlug das Papier auseinander und hielt den Inhalt desselben der Herzogin hin.

Sagen Sie, fragte er, wofür halten Sie das?

Für ein verwelktes Bouquet von Alpenrosen, erwiderte sie erstaunt.

Sie irren, Louise, sagte er lächelnd, es ist ein Liebesbrief. Ja, ein Brief von dem Mädchen, das ich liebe, dem ich ewige Treue geschworen, die ich zu meiner Gemahlin machen will, wie Sie den Grafen Neipperg zu Ihrem Gemahl machen wollen. Dieses Mädchen heißt Anna Plochl und ist die Tochter eines armen Posthalters in Aussee. Sehen Sie diese verwelkten Blumen an. Es ist die Antwort auf einen Abschiedsbrief, den ich ihr fast vor einem Jahre geschrieben.

Einen Abschiedsbrief? fragte Louise traurig. Sie haben ihr also entsagt?

Nein, Louise, ich habe ihr nicht entsagt, ich habe nur Abschied von ihr genommen auf drei Jahre. Der Kaiser hat mir sein feierliches Wort gegeben, daß er mir seine Einwilligung zu meiner Verheirathung geben will, wenn ich drei Jahre lang meine Anna nicht sehen, nicht sprechen, nicht an sie schreiben wollte. Wenn wir Beide diese Prüfung überdauerten, wenn wir uns gegenseitig treu geblieben durch diese trostlosen Jahre des Schweigens, der Trennung, dann will der Kaiser mir seine Erlaubniß geben zur Verheirathung mit der Posthalterstochter Anna Plochl. Ich ging die Bedingung ein, nur erbat ich mir als eine letzte Gunst die Erlaubniß, einen Kurier an Anna Plochl senden und von ihr Abschied nehmen zu dürfen auf drei Jahre der Trennung. Der Kaiser gewährte sie mir und der Kurier mit meinem Briefe ging ab. Indeß, ich kannte Sedlnitzki und auch seine Spione, und ein vertrauter Diener mußte mit demselben Brief, von dem der Kurier eine Abschrift bekommen, auf heimlichen Wegen auch zu meiner Anna gehen. Der Kurier kehrte zu mir zurück mit traurigem beschämten Gesicht. Man hatte ihn unterwegs betrunken gemacht und den Trunkenen dann jenes Schreibens beraubt. Aber mein vertrauter Diener hatte sein Ziel glücklich erreicht und er brachte mir die Antwort heim, die ich begehrt hatte, dies Bouquet, das meine Anna am Busen getragen. Diese Blumen sagen mir an jedem Abend und an jedem Morgen: glaube an meine Liebe, rechne auf meine Treue! Sei muthig und freudig, denn Anna Plochl

Digitized by Google

liebt Dich und sie wird Dich lieben treu und ehrlich diese ganzen drei trostlosen Jahre hindurch. — Aber der Kaiser glaubt nicht an die Treue meiner Liebe, er hofft auf die Unbeständigkeit der menschlichen Natur, und jetzt — um Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen — jetzt hofft er, daß Sie, Louise, Sie, die erste Liebe meiner Jünglingsjahre, mich mit allem Zauber der Vergangenheit und Gegenwart meiner süßen lieben Anna entreißen könnten. O, es ist das ein recht hübsch ersonnenes diplomatisches Meisterstück des Fürsten Metternich, denn er ist ohne Zweifel der Erfinder desselben. Seinem absolutistischen Legitimitätsprinzip ist es natürlich ein Greuel, daß eine Erzherzogin sich mit einem Grafen, ein Erzherzog sogar mit einer Posthalterstochter verheirathen will. Seine laxe Moral und sein weites Gewissen würden nichts dawider haben, wenn wir mit den beiden Wesen, die wir lieben, in ungesetzmäßiger leichtfertiger Vereinigung lebten und Gott lieber ein Aergerniß gäben, als dem Stammbaum unseres Hauses. Man will zwei illegitime Ehen verhindern, indem man uns Beide zu einer legitimen Ehe zwingt.

Aber nicht wahr, lieber Onkel, Sie werden sich nicht zwingen lassen? fragte Marie Louise ängstlich. O, Sie sind ein Mann, der Kaiser ist nicht Ihr Vater, er hat nicht das Recht, Ihnen zu befehlen, sich ohne Liebe zu vermählen. Sie werden für uns Beide Muth haben, Sie werden ihm sagen, daß Sie mich nicht wollen, daß Sie Ihrer Anna treu bleiben, daß Sie die drei Jahre warten wollen. Ach, mein Gott, warum bin ich kein Mann, warum kann ich meine Liebe nicht vertheidigen gegen die ganze Welt? Warum bin ich geboren als die Tochter eines Kaisers, ich, die ich von meiner Geburt doch nur die Sklaverei, die Abhängigkeit, den duldenden Gehorsam als traurige Mitgift bekommen habe!

Und ich, Louise? Glauben Sie, daß ich mich glücklich preise, als der Bruder eines Kaisers geboren zu sein? Es mag wohl ein Glück sein, auf dem Thron geboren zu sein, aber es ist immer ein Mißgeschick, neben dem Thron seine Stelle zu haben. Was jedem andern Manne erlaubt, was sein Stolz, seine Ehre ist: das Ringen nach Ruhm, das Streben nach Auszeichnung, der Durst nach Thaten, dies Alles ist mir versagt, wird mir zum Verbrechen angerechnet. Ich muß meinen Ehrgeiz zum Schweigen verurtheilen, meine Thatkraft hemmen, meine Ruhmbegierde, ja sogar meinen natürlichen Drang, mich in der Welt wenigstens nützlich zu machen, sorgsam behüten, um kein Aergerniß zu geben. Weil ich ein Erzherzog, ein Bruder des Kaisers bin, werde ich dazu verurtheilt, ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein, der sich durch nichts auszeichnet, als durch den Stern auf seiner Brust und durch seine Titel. Und nun will man dem gewöhnlichen Menschen auch noch sein natürliches Menschenrecht streitig machen, man will ihm verwehren, das Mädchen zu heirathen, das er liebt, um wenigstens sich im Hause ein bischen persönliches Glück zu begründen, da er sich in der Oeffentlichkeit keine Stellung erringen darf. Aber dieses natürlichste Menschenrecht werde ich mir nicht entziehen lassen, und Anna Plochl wird mein Weib werden allen Widerreden des Kaisers, allen Chikanen Metternich's zum Trotz!

O, warum darf ich nicht sprechen, wie Sie, mein lieber guter Onkel Hannes, rief Marie Louise schmerzlich. Warum darf ich nicht ringen und trotzen gegen mein Geschick, warum muß ich mich immer unterwerfen, immer gehorchen, dulden und schweigen!

Sie sollen das eben nicht, meine liebe Louise, sagte der Erzherzog freundlich, Sie sollen gerade einmal den Versuch wagen, zu opponiren, einen eigenen Willen zu haben. Deßhalb bin ich hierher gekommen, um ein Bündniß mit Ihnen zu schließen, ein Bündniß gegen Metternich, ja sogar gegen den Kaiser.

Ach, lieber Onkel, seufzte die Herzogin, Sie vergessen, daß der Kaiser zugleich mein Vater ist! Ich möchte vielleicht in meiner Liebe den Muth finden, gegen die Befehle des Kaisers zu opponiren, aber wie dürfte ich es wagen, den Befehlen meines Vaters Trotz zu bieten! Er hat mir befohlen, mich entweder mit Ihnen zu vermählen, oder allen meinen Ansprüchen, meinen Titeln, meinem Herzogthum zu entsagen, und als Gräfin Neipperg mit meinem Gemahl in die Verbannung zu gehen.

Ach, da sehen Sie wohl, meine liebe Nichte, daß der Kaiser Ihnen gedroht hat mit Dingen, die auszuführen weder in seiner Macht, noch in seinem Willen liegt. Er kann Ihnen befehlen, die Hand eines ungeliebten Mannes anzunehmen, aber seine Macht reicht nicht so weit, daß er auch mir befehlen könnte, Sie, die mich nicht lieben, die durch eine Verbindung mit mir sich unglücklich fühlen würden, Sie wider Ihren Willen zum Traualtar zu führen. Denn der Kaiser kann mich wohl nöthigen zu einem traurigen, unbefriedigten Dasein, aber er kann mich nicht zwingen, ein ehrloser Mensch zu sein. Und dann, glauben Sie, daß er wirklich den Willen hat, Sie Ihrer Titel, Ihrer Würden zu entsetzen, daß er jemals es dulden würde, daß eine Erzherzogin von Oesterreich dem Legitimitätsprinzip so gänzlich Hohn böte, um sich auch dem Namen und Titel nach in eine bloße Gräfin zu verwandeln? Sie sehen wohl, meine theure Louise, der Kaiser hat Ihnen nur gedroht, er hat Sie nur einschüchtern wollen. Aber wir lassen uns nicht einschüchtern, wir schließen mit einander ein Schutz- und Trutzbündniß, wir geloben uns einander, allen Angriffen zu widerstehen und mit den Waffen unserer Liebe und unseres guten Rechts zu kämpfen gegen die, welche uns angreifen, zu kämpfen, bis wir für uns den Sieg errungen haben!

Aber bei dem ersten gebieterischen Wort meines Vaters werden die Waffen aus meiner Hand fallen, sagte die Herzogin seufzend. Ich bin so sehr an Ge-

horsam und Unterwürfigkeit gewöhnt, daß ich kaum noch den Muth eines eigenen Willens habe. Ich kann nur weinen, mich nur unglücklich fühlen und mein Haupt beugen in Demuth und Geduld. Ich werde daher eine schlechte Bundesgenossin sein für meinen stolzen, muthigen Orkel Hannes, und Sie müssen versuchen, sich und uns noch andere Bundeshülfe zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Nach dem Englischen des Dudley Costello.*)

Erstes Kapitel.

Der Held von Laupen.

Schon steht die Sonne hoch über dem Emmenthal, aber die Strahlen, welche auf die schneebedeckten Gipfel des fernen Oberlandes fallen, haben noch nicht ihren Weg in die enge Schlucht gefunden, durch welche die reißende Aar ihre ungestümen Gewässer ergießt, nachdem sie die Mauern Berns umkreist hat.

Jenes dichtbewaldete Thal liegt noch in tiefem Schatten, doch auf den weit ausgedehnten Wiesengründen, welche hinter den grauen Thürmen Reichenbachs emporsteigen, hütet längst der Kuhhirt seine Heerde, und längst schon wird ihr Schellengeläute von der Morgenluft getragen.

Auf den felsigen Höhen, welche die fichtenbewachsenen Hügel krönen, grasen bereits die Ziegen, und auf den Wiesen am Bergabhange hat die Sense des Mähers schon manchen Schwaden des feuchten Grases und manche aufbrechende Blume dahingerafft; nicht müßig sind die Ochsen ans schwere Fuhrwerk gespannt, und nicht ohne Zeichen seiner Anstrengung hat sich der Ackersmann über das fruchtbare Erdreich gebückt.

Wir befinden uns in einer Periode der Feudalzeit, und in allen Ländern, die sich von den Alpen bis ans Meer erstrecken — im Osten, im Westen, im Norden und im Süden — greift man häufiger nach Lanze und Streitkolben, als nach dem Pflugsterz, und die gepanzerte Hand schwingt fertiger das Schwert als die Sichel. Auch die Hand des betagten Mannes, welcher jetzt in friedlicher Kleidung die Arbeit bewacht, welche das Thal so fruchtbar gemacht hat, war einst mit Speer und Streitart vertraut, und so manche wohl durchkämpfte Feldschlacht bezeugt die Tapferkeit Rudolf's von Erlach.

Aber nach dem Siege bei Laupen, wo an den Ufern der Sense die schweizerischen Eidgenossen unter seiner Anführung die Heere Burgunds und Schwabens in die Flucht schlugen, trat Rudolf mit seinem einfachen, von Ehrgeiz freien Sinne wieder in den Lehensverband der Herren von Nidau zurück, hängte seine Siegerwaffen über den Herd, und widmete seine Tage dem Anbau des Bodens, welcher ihm den Frieden verdankte. Schon waren zwanzig Jahre verflossen seit jener ruhmvollen Schlacht, mit der sein Name unvergänglich verknüpft ist, so wie der einer zahlreichen Familie, jedoch nur zwei Söhne und eine Tochter waren noch am Leben. Erstere, schon zum Mannesalter gelangt, suchten jenen Ruhm in den Waffen, den sie nachmals in der glorreichen Schlacht bei Sempach mit ihrem Blute besiegelten; Letztere, ein schönes Mädchen von neunzehn Jahren, hatte ihren Vater noch nicht verlassen, um ihre Frauenbestimmung zu erfüllen.

Doch nicht ungesucht blieb Azaline von Erlach, denn der Ruf ihrer Schönheit hatte sich durch's ganze Land verbreitet, und nur wenige gab es unter den jüngeren unvermählten Rittern Berns, die nicht nach ihrer Gunst gestrebt, nur wenige unter den älteren Edlen, die nicht nach ihrer Mitgift Verlangen getragen, denn Rudolfs Reichthum war eben so weit und breit bekannt, wie seiner Tochter Schönheit. Noch blieb sie jedoch ungewonnen, und die Berner Ritterschaft seufzte vergeblich. Ruhig und glücklich vergingen Azalinens Tage in Erlachs Hütte, denn so groß war die Einfachheit seiner Sitten, daß er, obwohl Herr von weit ausgedehnten Besitzungen, gleichwohl den Hallen und Thürmen seines Stammes entsagt hatte, um den ländlichen Aufenthalt zu beziehen, der, wie er sagte, seinen gegenwärtigen Beschäftigungen angemessener sei. Und in den Zeiten, von denen wir reden, brachte die Ausübung dieser alterthümlichen Tugend im Schweizerlande noch keine Unehre.

Es war ein reizender Anblick, wenn nach vollendetem Tagewerk Rudolf von Erlach mit seiner Tochter unter dem Schatten des weitverzweigten Kastanienbaumes vor seiner Wohnung saß, die Linke auf seinen Stab gestützt, und die Rechte in Azalinens Hand geschlungen, während die beiden treuen Schweißhunde, Brandmark und Grimm, zu seinen Füßen lagen; und allemal, wenn er von den Thaten seines früheren Lebens mit ihr sprach, was sie so gerne hörte, unterbrach der alte Mann seine Erzählung, um den gellenden Tönen des Kuhreigens zu horchen, wie sie längs dem Thale widerhallten, oder hielt inne, um die Ziegen zu zählen, wie sie gemächlich heimwärts zogen zu ihrer nächtlichen Zuflucht unter dem gemeinsamen Dache.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Colburn's New monthly magazine and humorist. Dec. 1851.

Digitized by Google

Das Gebet.

I.

Wenn meine Brust in heißem Dank erglüht,
Und ich mein Fleh'n zum ew'gen Vater sende,
Da falten unwillkürlich sich die Hände,
Durch mein Gebein ein heil'ger Schauer zieht:
Ich fühle, wie die Gottesgluth da Innen
Sich mittheilt auch meinen äußern Sinnen.

Wenn wonneberauscht mein staunend Auge weilt
Auf Flur und Wald, auf Berg und Felsengründen,
Die meines Gottes Allmacht laut verkünden:
Mein heißer Dank alsbald gen Himmel eilt:
Ich fühl' es klar, wie's nach der Seele dränget,
Wie äuß're Luft mit inn're Gluth sich menget.

So das Gebet, wenn innig es gemeint,
Wenn es entsteigt der Brust in voller Klarheit;
Es quillt im Geiste, strömet in der Wahrheit,
Und unzertrennlich bleiben sie geeint —
Bis wir dereinst im ew'gen Dom dort oben,
Im Chor der Engel unsern Vater loben t

II.

Wohin wir auch die Blicke wenden,
Zum Himmel auf, zur Erde nieder,
Allüberall erstrahlen wieder
Des güt'gen Gottes reiche Spenden.
Der Halm, der Baum, der Lerchen Flöten,
Das ganze All — mahnt uns zu beten.

Und wenn ins eig'ne Herz sich senket
Das Seelenang' — wenn klar und helle
Sich ihm erschließt die Gnadenquelle,
Die uns mit Himmelswonne tränket:
Dann treibts mit freudigem Erröthen
Den Menschen, brünstiglich zu beten.

Ein fromm Gebet aus gläub'gem Herzen
Wird stets den Weg zum Vater finden,
Mög' es den Dank für Freuden künden,
Mag es entströmen bitt'ren Schmerzen;
D'rum laßt im Glück, d'rum laßt in Nöthen,
Im Leben, Sterben stets uns beten.

Mannigfaltigkeiten.

[Feuersbrunst.] Ueber das heftige Feuer in Drammen in Schweden, welches fast die halbe Stadt verödet hat, bringt die „Reichslidende" vom 13. d. M. folgende nähere Mittheilungen. Gestern Nachmittag während eines heftigen Sturmes brach in Drammen ein Feuer aus, welches heute Morgen 3 Uhr noch nicht gedämpft war. Das Feuer entstand in einem enggebauten Quartier und griff mit solcher Heftigkeit um sich, daß es sich mit rasender Eile über die Punkte hinaus verbreitete, welche man als das Ziel desselben gehalten hatte. Von der ersten Brandstelle direkt wurde der Kirchthurm, in einer Entfernung von 400 Ellen, angezündet, und während man einige Straßen unter Wasser gesetzt hatte, übersprang das Feuer dieselben und zündete in ganz entlegenen Straßen. Von dem ganzen Theile Drammens, welcher den Namen Bragnernes führt und der hauptsächliche Geschäftstheil der Stadt ist, waren heute Morgen 2 Uhr nur noch ein paar Häuser übrig. Unter den abgebrannten öffentlichen Gebäuden befinden sich die Kirche, die Bürgerschule, die Börse, das Theater, Krankenhaus, die Sparbank, zwei Buchdruckereien, das Posthaus, Rathhaus, Telegrahenbureau, 3 Dampfmühlen ꝛc. Menschen sollen, so viel man weiß, nicht zu Schaden gekommen sein, obgleich circa 5000 bis 6000 obdachlos geworden sind. Der Werth der abgebrannten Gebäude wird auf circa 1 Million Species taxirt und die verbrannten Waaren und Effekten sollen weit über 1 Million Species betragen.

Räthsel.

So kurz, und doch so lang;
So reich, und doch so arm;
Auf deines Lebens Gang
Macht es dir's oftmals warm.
Obgleich es stets in deiner Nähe ist,
Ist doch dein Blick zu kurz, als daß er es vermißt.
Es hat ein Doppelantlitz ohne Augen,
Und dennoch sieht es Alles hier und da;
Es gibt sich hin, läßt sich zu Allem brauchen,
Und doch ist Niemand, der es jemals sah.
Erst dient es dem Bösewicht,
Dann bringt es selbst ihn vor Gericht;
Es dient dem Redlichen, dem Frommen,
Und läßt ihn in den Himmel kommen.
Es schläft und schlummert nicht,
Und wird doch auch nicht müde;
Sein uraltes Gesicht
Prangt stets in frischer Blüthe;
Es kann wohl ohne uns besteh'n,
Doch wir bedürfen sein;
Es thut so mancherlei geschieh'n,
Schafft Freuden bald, bald Pein,
Es braucht zum Dasein nichts, und wird doch nimmer satt,
Und gibt sogar uns das, was es selbst niemals hat.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 167 Dienstag, 17. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Aber wo sollen wir die finden? fragte Johann. Wer, wenn wir uns selber aufgeben, wer wird den Muth und die Macht haben, uns beizustehen gegen Metternich und gegen den Kaiser?

Ich! sagte eine leise, schüchterne Stimme hinter ihnen, und als sie Beide erschreckt und staunend sich umschauten, sahen sie da zwischen der Sammetportière des Schlafgemachs den schönen, bleichen Kopf des Herzogs von Reichstadt hervorschauen.

Du warst dort, mein Sohn? fragte die Herzogin erglühend. Du hast gehört, was wir hier gesprochen?

Ja, Mama, sagte der Knabe, indem er zwischen den Vorhängen hervortrat und langsam zu den Beiden herankritt, ja, Mama, ich habe Alles gehört. Ich bitte Dich und den lieben Onkel Johann um Verzeihung, daß ich gehorcht habe, aber ich mußte doch Alles wissen, und ich will Dir auch sagen, warum ich das mußte. Damals, als Du abreisen wolltest nach Parma, und als der Kaiser zu Dir kam, da saß ich im andern Zimmer und spielte. Der Kaiser wußte nicht, daß ich da war, und er sprach mit Dir und er befahl Dir, Du solltest und müßtest in vier Wochen entweder den Grafen Neipperg heirathen und aufhören eine Erzherzogin zu sein, oder Du solltest Dich entschließen, Dich standesgemäß zu vermählen mit dem Erzherzog Johann. Als der Kaiser den Namen nannte, war ich so erschrocken und so erfreut, daß ich laut aufschrie. Aber dann fühlte ich gleich, daß das sehr dumm und sehr unrecht gewesen, und als der Kaiser in das Zimmer kam, um zu sehen, wer gehorcht habe, da gab ich mir das Ansehen, als wenn ich in mein Spiel vertieft wäre, und hatte ganz schnell einigen von meinen lieben Soldaten die Arme und Beine zerbrochen, um sagen zu können, ich hätte darüber geschrieen, weil ich die zerbrochen hätte. Seitdem habe ich nur immer beobachtet, und Alles gemerkt, und Alles gesehen, und wohl gesehen, daß weder der Onkel, noch auch die Mama Lust hatten zu der Heirath, und ganz in der Stille habe ich mir auch ausgedacht, wie ich vielleicht wohl dem Onkel Johann helfen und beistehen könnte. Denn Du weißt wohl, Mama, der Kaiser thut, als ob er mich lieb hätte, und zuweilen hat er mich wirklich lieb, und wenn ich ihn um Etwas bitte, so thut er es zuweilen. Aber ich mußte doch auch wissen, wie Ihr Beide denkt und was Ihr wollt, und darum versteckte ich mich da hinter dem Vorhang, als der Onkel Johann kam, und da habe ich Alles gehört und weiß Alles!

Und jetzt, fragte die Herzogin mit strengem, zürnendem Blick, jetzt wirst Du ohne Zweifel hingehen und dem Kaiser Alles wiedersagen, was Du gehört hast? O, ich weiß es wohl, mein Sohn liebt mich nicht, er kann es mir niemals vergeben, daß ich nicht mit ihm seinem Vater nach Hetena gefolgt bin, und es wird ihn freuen, sich jetzt an mir zu rächen und den Zorn des Kaisers auf mich zu ziehen.

Onkel, rief der Knabe mit blitzenden Augen und mit einem zürnenden, flammenden Blick auf seine Mutter, Onkel, glaubst Du das von mir?

Nein, mein Kind, nein, mein lieber kleiner Franz, ich glaube das nicht von Dir, sagte Johann, indem er den zürnenden Knaben zu sich heranzog und ihn umarmte. Nein, ich weiß, daß Du mein treuer Freund bist, daß wir Beide uns herzlich und zärtlich lieben und schon Manches deßhalb erduldet haben. Nein, Du verräthst uns nicht, und wenn Du es vermagst, wirst Du uns helfen!

Sie hören es Mama, sagte der Prinz ernst und kalt. Ich bin kein Verräther, ich mache es nicht, wie die Marschälle es mit meinem Vater gethan haben, ich verlasse meinen großen edlen Freund nicht im Unglück.

Aber Du verläßest mich, Deine arme Mutter? fragte die Herzogin traurig, indem sie dem Sohn ihre beiden Hände entgegenstreckte. Du liebst Deine Mutter nicht, und jetzt, da ich Dir mißtrauete, jetzt bist Du böse auf mich?

Die tiefen unergründlichen Augen des Knaben ruhten mit einem langen schwermuthsvollen Ausdruck auf dem Angesicht seiner Mutter und ein seltsamer Kontrast war es, diese Beiden zu sehen, diese Mutter mit dem noch jugendlich rosigen Ausdruck, so viel Lebensmuth, Frische und Heiterkeit in den fast kindlichen Zügen, und ihr gegenüber dieses bleiche schöne Kinderangesicht mit den großen ernsten Augen, mit dem trüben resignirten Lächeln um den zarten kleinen Mund, der niemals die stillen und traurigen Geheimnisse seiner Gedanken verrieth.

Digitized by Google

Mama, sagte der Knabe nach einer langen Pause, und seine Stimme hatte etwas Ernstes, Feierliches, Mama, gestern hat mir der Kaiser, mein Herr Großvater, eine Abschrift von dem Testament gezeigt, welches mein Vater drei Wochen vor seinem Tode auf St. Helena geschrieben hat. Ich bat den Kaiser, er sollte es mich lesen lassen, aber er sagte, wenn ich 10 Jahre älter wäre, sollte ich es lesen, jetzt würde ich es noch nicht verstehen. Aber einige Zeilen des Testaments hat er mich doch lesen lassen und ich werde sie, so lange ich lebe, in meinem Herzen aufbewahren, sie niemals vergessen.

Und wie lauten diese Zeilen, mein Sohn? fragte Maria Louise leise.

Mama, sie lauten: „Mit meiner geliebten Gemahlin Marie Louise habe ich immer Ursache gehabt zufrieden zu sein. Bis zum letzten Augenblicke meines Lebens weihe ich ihr meine zärtesten Empfindungen."

Marie Louise ächzte laut auf und bedeckte mit ihren Händen ihr Angesicht, sei's um ihre Thränen oder um die Röthe der Scham zu verbergen, welche ihre Wangen höher erglühen machte.

Du wirst also dem Beispiel Deines Vaters folgen, nicht wahr? fragte der Erzherzog tief bewegt. Du wirst Deine Mutter immer lieben und ehren?

Ja, das werde ich, sagte der Prinz ernst, ich werde diese Worte meines Vaters nie vergessen. Und ich werde auch jetzt thun, was ich kann, um meiner Mutter beizustehen, daß sie das erreicht, was sie wünscht.

Du glaubst also im Ernst, mein lieber kleiner Freund, daß Du uns hülfreich sein kannst? fragte Johann erstaunt.

Ja, ich glaube es, sagte der Prinz ruhig. Aber ich bitte meine Mutter um Zweierlei.

Nun was denn, mein Sohn? fragte die Herzogin, ihre Augen trocknend und den schönen ernsten Knaben zärtlich anblickend.

Ich bitte Dich, liebe Mama, dem Kaiser, meinem Herrn Großvater, niemals zu sagen, ich hätte gewußt, daß er Dich mit Onkel Johann verheirathen wollte, daß ich es gehört habe, wie er befahl, Du solltest ihn heirathen, und daß ich heute hier Deine Unterredung mit Onkel Johann behorcht habe.

O, was das anbetrifft, so kann ich Dir feierlich geloben, daß ich nichts von dem Allen auch nur mit einer Sylbe verrathen will, sagte Maria Louise lächelnd. Und was ist das Zweite, was Du erbitten wolltest, mein Sohn?

Mama, nur dieß, daß Du mir erlaubst, ein paar Worte mit Onkel Johann ganz allein und in der Stille sprechen zu dürfen.

Die Herzogin stand auf. Ich werde mich in mein Kabinet zurückziehen. Onkel Johann, werden Sie die Güte haben, mir nachher dorthin zu folgen? Oder haben wir einander für heute nichts mehr zu sagen?

Hören wir erst, meine liebe Nichte, was dieser unser kleiner Bundesgenosse mir zu sagen hat, und dann, wenn es die Frau Herzogin erlaubt, werde ich in Ihr Kabinet eintreten, um mich zu beurlauben.

Die Herzogin grüßte den Erzherzog mit einem freundlichen Blick, nickte ihrem Sohn lächelnd zu und schritt dann hinaus.

Die Thür hatte sich kaum hinter ihr geschlossen, als der Prinz mit einer ungestümen Bewegung seine beiden Arme um den Nacken des Erzherzogs schlang und einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückte.

Onkel, fragte er dann, ihm ernst und tief in die Augen schauend, Onkel, weißt Du, daß ich Dich liebe?

Ja, mein Napoleon, ich weiß es, sagte Johann, des Knaben Haupt in seine beiden Hände nehmend und ihn zärtlich anblickend.

Onkel, fragte der Knabe wieder, Onkel, weißt Du, daß ich sehr glücklich darüber gewesen wäre, wenn Du mein zweiter Vater geworden wärest, und mich von hier fort und mit Dir nach Parma genommen hättest, um bei Dir zu leben als Dein Sohn? Weißt Du, daß ich zu keinem Menschen auf der Welt wieder Vater sagen möchte, außer zu Dir? Sag' mir, Onkel, weißt Du das?

Ja, mein Sohn, ich weiß es, erwiderte Johann ernst, und Gott ist mein Zeuge, daß ich um Deinetwillen wünschte, es wäre Alles anders, und ich könnte Dein Stiefvater werden.

Aber Du kannst es nicht, sagte der Knabe feierlich, denn Du liebst Anna Plochl und meine Mutter — Eine dunkle Gluth überflog die Wangen des Knaben und er barg einen Moment sein Angesicht an der Schulter Johanns. Dann, als er es wieder emporrichtete, waren seine Wangen todtesbleich und seine Züge hatten einen ernsten strengen Ausdruck angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Fortsetzung.)

„Erzähle mir, lieber Vater, doch noch einmal die Geschichte der Schlacht von Laupen," — sagte Azaline eines Abends, als sie so zusammen saßen — „Meine Brüder Arnold und Friedrich haben das Waffenhandwerk erwählt; und so lange die Freiheiten der Eidgenossenschaft noch von dem Hause Habsburg bedroht sind, kann noch immer ein Tag wiederkommen, der die Wenigen zum Kampfe ruft gegen die Vielen. Die Erinnerung an Das, was die braven Berner den wilden Burgundern abgewonnen haben, soll die Siegeshoffnung zu allen Zeiten in mir aufrecht erhalten, wenn

Digitized by Google

unsere Landsleute gegen ihre Unterdrücker in's Feld rücken."

Es war eine schon oftmals erzählte Geschichte; aber wann hat das Alter es wohl lassen können, bei der Vergangenheit zu verweilen, oder wann hat die Jugend es bereut, sich von den Thaten der Freiheitshelden erzählen zu lassen?

„So war es damals, Azaline", — sagte Rudolf von Erlach — „in jenen Tagen, wo die Grafen und Freiherren von Uchtland, von Aargau und von Burgund sich gegen die Stadt Bern verbündeten, um sie zu Boden zu werfen."

„Ich war damals — was ich noch heute bin — der Lehnsmann des Hauses Nidau, und wenn ich auch mein Schwert gegen den Grafen Rudolf gezogen, so habe ich doch niemals den von mir geleisteten Lehnseid gebrochen. Mit Betrübniß hatte ich gehört, daß mein Lehnsherr in ein Bündniß eingewilligt mit Gerhard von Valengin, mit den Grafen von Gruyères, und mit Mehren unter dem stolzen Adel Schwabens, um unsere Freiheiten zu vernichten, und mein erstes Bestreben war, daß ich Rudolf von Nidau davon abzudringen suchte, mit unsern gemeinsamen Feinden gegen uns die Waffen zu ergreifen. Ich suchte ihn auf in seiner Burg Nidau, und drang in ihn, davon abzustehen, so lange es noch Zeit sei. Ich sagte ihm, daß den Starken nicht immer der Sieg begleite, und erinnerte ihn an das Treffen bei Morgarten, wo die tapferen Schwyzer den Stolz des Herzogs Leopold von Oesterreich gedemüthigt hätten; ich fügte noch hinzu, daß die Männer von Bern eben so brave Herzen hätten und eben so derbe Waffen führten, wie die Waldstätter am Egeri-See; aber er lachte mich aus, und hieß mich zu den rebellischen Bürgern zurückkehren, wie er sie nannte, und sagte in seinem Stolz, unter zweihundert Helmen, die unter seinem Banner föchten, könne er wohl einen einzelnen Mann schon missen.

„Mag sein, Herr Graf," — erwiderte ich, als alle meine Gründe nichts über ihn vermochten. — „Zwar bin ich nur ein Mann, aber ich will, denke ich, den Beweis geben, daß ich ein Mann bin!"

Und als er die Scene schilderte, glühten Erlach's bejahrte Gesichtszüge mit den Farben der Jugend, und das Feuer des männlichen Alters funkelte in seinen Augen wie am Tage der Schlacht.

„Ich kehrte nach Bern zurück", — fuhr Rudolf fort — „und kam zur Stadt hereingesprengt, während die Bürger noch versammelt waren, um zu berathen, wen sie zu ihrem Anführer gegen den Burgundischen Adel erwählen sollten. Ich war niemals um seiner selbst willen in den Krieg gezogen, aber meine Name war in den Annalen des Kriegs nicht unbekannt, und mancher kühne Bürgersmann, dem die Thaten meines heldenmüthigen Vaters noch im Gedächtniß waren, lebte des Glaubens, der Sohn werde kein unwürdiger Nachfolger sein. So beriefen sie mich denn durch allgemeinen Zuruf zum Oberbefehl, und der Schultheiß überreichte mir das Banner des Kantons, mit dem Emblem des Bären versehen, dessen tödtliche Umarmung unsere Feinde so oft gefühlt haben.

Ehrfurchtsvoll nahm ich es entgegen, und es mitten unter der vor St. Christopher's Thurm versammelten Menge aufpflanzend, begann ich zum Volke zu reden.

„Sechsmal" — sagte ich — „sei es bereits gewesen, daß ich auf der Wahlstatt gestanden, wo die Minderzahl über den weit überlegenen Feind gesiegt, aber um solche Siege zu erkämpfen, seien strenge Subordination und Mannezucht die beiden nothwendigen Erfordernisse, und ich verlange daher von allen Anwesenden unbedingten Gehorsam gegen meine Befehle. Sie schwuren darauf beim Schöpfer und seinen Heiligen, daß sie mir in allen Stücken gehorchen wollten; und ich fragte sie nun, wann ich sie in den Kampf führen solle?

„Auf der Stelle," — riefen sie aus.

„Wie sie fechten wollten," — fragte ich wieder.

„Bis zum letzten Blutstropfen," — war Jedermann's Antwort.

„Ich zählte darauf meine Streitkräfte, und beim Mondlicht in der Nacht des 20. Junius, im Jahre der Gnade 1339, standen kampfbereit viertausend Vollbürger und Schutzbürger von Bern, neunhundert Mann aus den Waldstätten, viethundert junge Burschen aus Hasli, und achtzig Reiter aus der treuen Stadt Soleure. Der ehrwürdige Priester Diepold Baselwind, der mit heiligen Waffen stritt, ermahnte das Kriegsheer, und rief den Segen Gottes und unserer Schutzheiligen St. Vincent und St. Ursus auf dasselbe herab; und in der Stille jener Nacht, während Baselwind die Hostie dem Heere vorantrug, zogen wir die Straße nach Laupen, stark durch unsere gerechte Sache, und entschlossen, nimmer wiederzukehren, es sei denn als Sieger."

„Aber die Uebermacht, Vater, war furchtbar gegen Euch!" — unterbrach ihn Azaline.

„Sie waren wie Vier gegen Einen, mein Kind," — erwiderte Erlach — „dazu die Ungleichheit unserer Angriffs- und Schutzwaffen, denn die Ritterschaft von Burgund und Schwaben war in Stahl gekleidet, und ihre Schwerter und Lanzen waren in geübten Händen. In jener Schlachtordnung sah man die Banner der Grafen von Aarberg, von Valengin, von Nidau, von Neuschatel und Gruyères, und mit ihnen zogen volle fünfzehntausend Landsknechte zu Fuß, und dreitausend Reiter, außer siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, und zweihundert Rittern in voller Rüstung. Da war Montenach mit hundert Helmen, — Fürstenberg mit nicht weniger, — und die drei stolzen Bischöfe von Basel, von Sitten und von Lausanne, mit allem Anhang, den sie anstreiben konnten. Auch er befand sich unter ihnen — jenes Unglückskind, Johann von Savoyen, den sein Vater Ludwig gesandt hatte, um die Sachen zwischen den Herren und den Kantonen beizulegen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Wunderbare Lebensrettungen.] Wie nahe oft der Flittig des Todes an dem Krieger vorbeistreift, ohne ihn zu berühren und wie seltsam oft die Zufälle sind, welche den verhängnißvollen Flügelschlag abwehren, davon zeugen folgende Begebenheiten aus der Schlacht bei Chlum, welche der „Kamerad" aus dem Munde der Betheiligten, verwundeter k. k. Offiziere, vernahm und ungeschminkt wieder gibt: Hauptmann A—d von der Artillerie erhielt während des verhängnißvollen Rückzuges nach Pardubitz von FML. Gablenz den Befehl, mit seiner Batterie in ein Kornfeld zu fahren und die nachsetzende Reiterei aus der Flanke zu beschießen, welchen Befehl er auch ausführte. Kaum waren jedoch die Geschütze abgeprotzt, und schickten sich zum Feuern an, als er sich plötzlich, wie durch eine Explosion, von seinem Pferde weg in die Luft gehoben und mehrere Schritte fortgeschleudert fühlte. Als er die Ursache seines Sturzes gewahrte, wollte er seinen Augen kaum trauen, so außergewöhnlich war sie. Eine Granate war nämlich in den Bauch seines Pferdes gedrungen und im Innern des Thieres zerplatzt, so daß dasselbe explodirte, wie ein unterminirtes Mauerwerk und der Luftdruck den Reiter, so wie den neben dem Pferde stehenden Burschen des Hauptmanns weit fortschleuderte. Hauptmann A—d hat außer einer großen Kontusion auf der Brust, welche davon herrührt, daß ihn ein Stück des Pferdes traf, keine weiteren Verletzungen. — Ein Oberlieutenant der Infanterie stürzte von ein Kugel getroffen nieder, neben ihm der Korporal seines Zuges; der Offizier war durch die Knöchel des Fußes, der Unteroffizier durch den Oberarm geschossen, beide krochen mühsam nach hinten. Da plötzlich stößt der Korporal den Angstruf aus: „Unsere Husaren kommen!" und ermahnt den Oberlieutenant sich gleich ihm platt auf den Bauch zu legen. Kaum ist dieß geschehen, als ein Detachement Husaren en plaine carrière daher gesprengt kommt und die Pferde in mächtigen Sätzen über die beiden Verwundeten hinwegspringen, ohne daß diesen die geringste weitere Verletzung zugefügt worden wäre. — Einem Dragoner-Rittmeister wird das Pferd unter dem Leibe erschossen und dieselbe Kugel streift ihm den Schenkel. Unter großem Blutverlust arbeitet er sich unter dem gestürzten Pferde hervor und schleppt sich über die Straße, um sich in einem Getreidefelde zu verbergen. Da hört er herannahende Reiterei, die er an den Signalen als österreichische erkennt. Er hält in seinem Marsche inne und ruft die vorbeisausenden Reiter an; umsonst! in ihrer raschen Flucht vor einer überlegenen feindlichen Kavallerie-Abtheilung achten sie nicht auf ihn. Da nahen die preußischen Uhlanen; schon will er sie anrufen und sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben, da macht er einen Fehltritt, strauchelt und liegt im Straßengraben; im nächsten Augenblicke sind auch schon die Uhlanen vorbei, ohne ihn bemerkt zu haben und — er ist gerettet.

[Die chinesische Gesandtschaft], welche vor einigen Tagen in Stockholm angekommen ist, machte am 12. Juli mit einem Dampfschiffe eine Lusttour nach Drottningholm, wo sie von der Königin-Wittwe empfangen wurde, die sich mit den einzelnen Mitgliedern vermittelst eines Dolmetschers längere Zeit unterhielt. Nach der Audienz und nachdem die Fremdlinge das Schloß besehen hatten, fuhren dieselben in einer königlichen Equipage, von einem Kammerherrn begleitet, nach dem chinesischen Palaste, welcher seine Entstehung dem Könige Oskar I. verdankt. Mit größtem Interesse wurden die hier vorhandenen reichen Sammlungen von chinesischen Kuriositäten in Augenschein genommen und gaben die Gäste in vielen Fällen ihre Befriedigung und Ueberraschung zu erkennen, so viele ihnen wohlbekannte Gegenstände aus ihrer Heimath hier anzutreffen. Wie das in diesem Schlosse üblich, schrieben die Besucher ihre Namen in ein dazu ausgelegtes Album und hatte der Chef der Gesandtschaft die Artigkeit, seinem Namen noch einige Verse hinzuzufügen, in welchen er, wie die dabeistehende Uebersetzung zeigt, mit orientalischer Beredtsamkeit die Naturschönheit der Umgegend und die prächtige Einrichtung des Schlosses pries. Am 12. Juli Abends wohnte die Gesellschaft einem Konzerte in de la Croix' Salon bei und setzte am folgenden Tage mit einem Dampfschiffe ihre Reise nach Petersburg fort.

[Mittel gegen Schnarchen.] Gegen das Schnarchen hat man in Leipzig ein vortreffliches Instrument erfunden. Es ist nach Art der Sprachrohre eingerichtet, so daß es den Schall verstärkt. Dem Schnarchsüchtigen wird es beim Schlafengehen unvermerkt vor den Mund gebunden, das Endstück mündet in das Ohr. So wie nun das Schnarchsolo beginnt, dringt es zehnfach verstärkt an das Trommelfell des Schläfers, dermaßen, daß dieser erschreckt aufwacht und seine Musik einstellt.

Ein eigenthümlicher Streit hat sich kürzlich zwischen dem Bürgermeister von Bussum in Holland und den Gemeinderäthen erhoben. Ersterer behauptete, daß die Gewohnheit, in den Sitzungen zu rauchen, mit der Würde der Versammlung unverträglich sei; die Räthe behaupteten das Gegentheil und stützten sich auf das Alter dieser Sitte. Der Bürgermeister wandte sich an die Stände und diese an den Minister des Innern, welcher antwortete, der Beschluß der Gemeinderäthe sei weder dem Gesetz, noch dem öffentlichen Interesse zuwiderlaufend. So wie diese Antwort verlesen worden, zogen sämmtliche Räthe ihre Pfeifen hervor und feierten ihren Sieg, indem sie mit gewaltigen, zur Decke gesandten Wolken dem Minister ein Dankesopfer brachten.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bassandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 168 Mittwoch, 18. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Onkel, sagte er feierlich, nicht wahr, Du begreifst es und Du findest es natürlich, daß ich den Herrn Grafen Neipperg niemals lieben kann, daß ich ihn beinahe hasse?

Ich begreife, daß Du ihn nicht liebst, Napoleon, aber ich begreife nicht, weßhalb Du ihn hassen könntest?

Und ich hasse ihn doch, seit ich ihn kenne, flüsterte der Knabe. Meine liebe Marchand ist daran Schuld. So lange die noch bei mir war, hat sie an jedem Abend, wenn sie vor meinem Bette kniete, zu mir gesagt: Beten Sie für Ihren Vater und für Ihre Mutter, Majestät. Beten Sie für alle Ihre Freunde, aber beten Sie niemals für den Grafen Neipperg, betrachten Sie den niemals als Ihren Freund, denn der Graf Neipperg ist daran Schuld, daß Ihre Frau Mutter nicht dem Kaiser nach Elba gefolgt ist. Wäre der Graf Neipperg nicht hier gewesen, so wären Sie jetzt mit Ihrer Frau Mutter bei dem Kaiser, Ihrem erhabenen Vater. Beten Sie also niemals für den Grafen Neipperg, denn er ist Ihr Feind. Siehst Du, lieber Onkel, das hat meine liebe Marchand jeden Abend zu mir gesagt, und obwohl ich damals noch sehr klein war, so hat es sich doch so fest in mein Gedächtniß eingeprägt, daß ich es niemals vergessen kann. Und nun, mein lieber Onkel, nicht wahr, nun begreifst Du, daß ich den Grafen Neipperg hasse?

Ja, ich begreife es, mein armes Kind.

Und wenn ich mich nun überwinde, lieber Onkel, wenn ich den Grafen Neipperg nicht mehr hasse, wenn ich ihm helfe, meine Mutter zu heirathen, damit sie Dich nicht heirathen kann, nicht wahr, dann weißt Du auch, daß ich das nur thue, weil ich Dich liebe? Weil ich Dir niemals genug dafür danken kann, daß Du immer so liebevoll und gut gegen mich gewesen bist! Weil ich Dir niemals genug vergelten kann, daß Du um meinetwillen so viel hast leiden müssen, damals als Du dem Kaiser den Brief fortnahmst und ihn in Stücke zerrissest, den Brief, den ich an meinen lieben Vater geschrieben hatte, damals als der Kaiser Dich nach Steyermark auf ein ganzes Jahr verbannte. O, lieber Onkel, wie sehr habe ich mich in dem langen, langen Jahr nach Dir gesehnt! Wie glücklich war ich, als Du endlich wieder kamst, und wie sehnte ich mich, Dir das zu sagen und Dich einmal so recht herzlich zu küssen. Aber Du weißt ja, der Kaiser hat damals gleich befohlen, daß ich niemals mit irgend Jemanden allein sein dürfte, daß selbst, wenn einer von den Erzherzogen mich besuchte, immer der Graf Dietrichstein, der Herr von Foresti dabei sein sollte; der Kaiser hat das blos gethan, damit ich nicht mit Dir allein sein sollte, das merkte ich wohl, und darum war ich so kalt und gleichgültig, als wir uns wiedersahen, denn ich dachte, der Kaiser würde dann besser gegen Dich sein und würde Dir nicht mehr böse sein, wenn er glaubte, daß ich Dich nicht mehr liebte. O, darum allein bin ich jetzt immer so still und ernst, wenn ich Dich sehe, und laufe Dir niemals mehr entgegen und freue mich nicht, Dich zu sehen. Der Kaiser soll glauben, daß ich Dich nicht mehr liebe.

O Du armes, liebes Kind, rief Johann, den Knaben mit Thränen in den Augen an sich drückend. Muß Dein armes, zärtliches Herz zur Verstellung seine Zuflucht nehmen, um sich selber genug zu thun? Mußt Du so frühzeitig schon lernen, mit dem Bösen zu kapituliren und Dein Herz zu verhüllen?

Lieber Onkel, sagte der Knabe ernst, indem er mit einem wunderbar feierlichen Ausdruck seine kleine Hand auf die Stirn des Erzherzogs legte und ihm tief in die Augen sah, lieber Onkel, ich muß Alles sehr früh lernen, weil ich sehr früh sterben werde. Still, still, sage kein Wort, Onkel, ich weiß das! Ich habe es erst gestern wieder geträumt. Mein lieber Vater stand vor meinem Bett, und mit seiner weichen schönen Stimme und mit seinen großen Sternenaugen sagte er zu mir: „Du wirst bald wieder bei mir sein, mein kleiner König von Rom. Wir haben uns nicht auf lange Zeit getrennt, gehe schnell über die Erde, damit Du bald zu mir kommst in den Himmel." Du siehst also, lieber Onkel, ich muß schnell gehen, und ich muß Alles schnell erlernen und thun, denn ich habe nicht viel Zeit!

Aber, mein Kind, das sind Träume, sagte der Erzherzog, und man darf nicht an sie glauben. Du wirst lange leben, uns Allen zur Freude.

Euch Allen zur Freude? wiederholte das Kind mit bebenden Lippen. Ihr Alle geht Euren Freuden nach,

und ich, ich bin immer allein. Schwöre mir nur, Onkel, schwöre mir, daß Du mich noch ein bischen lieb behalten willst, wenn Du auch viel glücklicher bist, wie jetzt, wenn Anna Piochl Deine Frau ist!

Ich schwöre Dir das, Napoleon, wenn meine liebe gute Anna meine Frau ist, so wirst Du dann zwei treue Herzen haben, die Dich lieben!

Ich danke Dir, lieber Onkel, und ich danke dem lieben Gott, daß ich Dich endlich wieder einmal allein gesehen habe, und daß ich wieder einmal Dir Alles sagen durfte, was mir auf dem Herzen lag. Und nun, Onkel, nun bitte ich Dich nur um dies Eine: Komm morgen um dieselbe Zeit wieder zu meiner Mutter her, und heute Abend auf dem Hofffeste da sei recht freundlich und recht zuvorkommend gegen meine Mutter.

Aber willst Du mir nicht sagen, Napoleon, was für einen Plan Du hast, was Du beabsichtigst?

Ich kann es nicht, Onkel, es läßt sich auch nicht in Worte fassen, sagte der Prinz ernst. Wenn es mir mißglückt, dann denke, daß ich nur ein armer, ungeschickter Knabe bin, der keine Macht hatte, aber den guten Willen, Dir zu helfen. Frage mich nichts weiter, lieber Onkel, und sei morgen um diese Stunde hier!

Die Ueberlistung.

Am Morgen nach der Unterredung des Erzherzogs und des kleinen Herzogs von Reichstadt fand in dem Kabinet des Kaisers Franz eine ernste Feierlichkeit statt. Auf dem Divan saß das kaiserliche Ehepaar, und neben ihnen, vor dem großen Schreibtisch, befanden sich die drei Erzieher des Herzogs, der Graf Dietrichstein, der Herr von Collin und der Hauptmann von Foresti. Außerdem aber noch drei höhere Stabsoffiziere, der Professor der Mathematik, Herr Weiß, der Hofrath Sommaruga und der Hofprälat Wagenee.

Vor ihnen auf dem Tisch lagen einige aufgeschlagene Bücher und Schreibhefte, in denen die Herren eifrig lasen, indem sie dann und wann die Feder in die Schale mit rother Dinte eintauchten, um einige Bemerkungen an den Rand der Schreibhefte zu schreiben.

An der andern Seite des Tisches neben einem für ihn bereit gestellten Fauteuil stand der Herzog von Reichstadt, angethan mit seiner Unteroffiziers-Uniform, die Brust geschmückt mit dem Stern des Stephans-Ordens. Sein Gesicht war heute von einem frischen Rosenschimmer angehaucht, seine großen blauen Augen strahlten von einem höhern Feuer und ein wunderbarer Ausdruck von freudiger Energie belebte und durchleuchtete seine Züge und gab seinem schönen lieblichen Angesicht fast einen männlichen energischen Charakter.

Es war heute das erste große Examen des Herzogs von Reichstadt, und der Kaiser, um dem Ehrgeiz und der Lernbegierde des Knaben zu genügen, hatte diesem Examen einen besonders feierlichen Anstrich gegeben. Auf besondern Wunsch des Knaben wohnte auch die Kaiserin diesem Examen bei, aber den Vorschlag des Kaisers, auch Marie Louise daran Theil nehmen zu lassen, hatte der Herzog mit Entschiedenheit abgelehnt.

Ich würde mich dann ängstigen, hatte er gesagt, ich würde immer fürchten, meine Mutter zu beschämen, indem ich falsche und unrichtige Antworten gäbe und Etwas nicht wüßte, was man mich fragte, und das würde mich so befangen machen, daß ich gar nichts wüßte.

Und vor mir und der Kaiserin hast hall keine Furcht? fragte ihn der Kaiser. Meinst hatt nit, daß wir uns grämen, wenn Du unrichtige Antworten gibst?

Nein, sagte der Knabe ernst, nein, vor Ew. Majestät und vor der Frau Kaiserin fürchte ich mich nicht, aber ich denke immerfort daran, daß ich Euch Beiden Ehre machen will, und das spornt mich an und macht, daß ich mich recht freudig zusammennehme.

Nun, sollst Deinen Willen haben, mein kleiner Kamerad, rief der Kaiser lächelnd. Nur die Kaiserin und ich wollen der Prüfung beiwohnen.

Demzufolge bildeten also an diesem Morgen des ersten feierlichen Examens der Kaiser und die Kaiserin allein das Auditorium des Herzogs von Reichstadt.

Man begann zuerst das Examen über die klassischen Studien des Prinzen, denen drei Tage der Woche gewidmet waren, während die andern drei Tage den militärischen Studien aufbehalten wurden, denn der arme kleine Herzog, welcher niemals das Glück genossen, Kind zu sein, trieb seit seinem achten Jahr schon die ernsteren und höheren Studien, welche sonst nur dem reiferen Jünglingsalter pflegten vorbehalten zu sein.

Und er trieb diese Studien mit tiefem Ernst und unerschütterlichem Eifer. Die Herren von der Prüfungs-Kommission hatten so eben die Durchsicht der Hefte des Prinzen vollendet und ihr Urtheil unter dieselben geschrieben. Jetzt erhob sich der Hofrath Sommaruga, und auf das Heft deutend, welches er in der Hand hielt, sagte er: Euren Majestäten habe ich die Ehre mitzutheilen, daß in der mir zur Durchsicht vorgelegten Uebersetzung, welche der Herzog von Reichstadt von dem Deutschen in's Lateinische gemacht hat, und welcher ein Kapitel aus Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges zum Grunde liegt, sich auch nicht ein einziger Fehler von Bedeutung findet. Der Sinn ist überall richtig aufgefaßt und richtig wieder gegeben, und wenn auch hier und da einige grammatikalische Irrungen sich eingeschlichen haben, so zeugt die ganze Arbeit doch von einem großen Ernst und bewunderungswürdigen Fleiß, weßhalb ich gern meine volle Anerkennung demselben ausspreche.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Schickſal des Jobſt von Rudenz.

(Fortſetzung.)

„Und zog er mit Euch zu Felde?“ fragte Azaline

„Das heiße Blut der Jugend,“ — ſagte Erlach — „fließt ſtets allzu raſch, um ſich durch die Stimme der Klugheit zurückhalten zu laſſen. Ich hätte all' meinen weltlichen Beſitz darum gegeben, hätte ich das Leben Johanns von Savoyen oder Rudolf's von Ribau retten können; aber das Schickſal hatte einmal das Loos über ſie geworfen. Es iſt mir wenigſtens ein Troſt, wenn ich daran denke, daß mir nachmals die Vormundſchaft über die Kinder meines Lehnsherrn von ſeinen Verwandten übertragen wurde, als ein Unterpfand ihres Glaubens an meine Rechtſchaffenheit, obgleich ich gegen den Vater gefochten hatte!“

Azaline küßte ihren Vater, und trocknete die Thräne, die ſich die Furchen ſeiner Wange hinabſtahl, als er ſich erinnerte, wie Rudolf von Ribau erſchlagen wurde.

„Es war ſchon hoher Mittag,“ — fuhr Erlach nach einer Pauſe fort — „als ich auf der Ebene von Laupen meine Reihen in Schlachtordnung ſtellte. Dem faſt zahlloſen Fußvolke der Schwaben ſtellte ich die tapfere Jugend Berns gegenüber. Freilich waren es nur Lohgerber und Fleiſcher, nicht geübte Soldaten, doch hatten ſie Herzen wie Männer, und trugen ſolche Waffen, wie ſie wohl zu handhaben wußten.“

„Wo ſeid Ihr denn jetzt, ihr muntern Kämpen,“ — rief ich ihnen zu — „die, mit Blumen und Federn geſchmückt, allezeit beim Tanze voran ſind? Bern's Schickſal liegt zu dieſer Stunde in Euren Händen. Seht hier iſt Erlach — hier iſt das Banner Eures Kantons!

„Ihre Geſichter erglühten hochroth, als ſie in den lauten Gegenruf ausbrachen: „„Führt uns nur weiter — wir folgen““, und ſie ſchaarten ſich rings um das Banner.“

„Den erſten Angriff machte ich mit einem Korps von Schleuderern, welche, vor die Fronte tretend, dreimal die Waffe David's in Wirbel ſchwangen, und bei jeder vollen Lage ſah man, wie dreihundert Steine unter die geharniſchten Männer Tod und Verderben brachten. Es zogen ſich darauf, meinen vorangegangenen Befehlen gehorchend, die Schleuderer zurück, aber ihr Rückzug wurde von einer Abtheilung noch kriegsungewohnter Waldſtätter, die ich vorangeſtellt hatte, für eine Flucht angeſehen, und dieſe, von paniſchem Schrecken ergriffen, begannen, das Feld zu räumen. Es überkam mich jedoch keine Furcht, als ich ſie laufen ſah; und die Worte, die ich ausſprach, erfüllten die Berner nur mit noch wilderem Muthe.“

Jetzt, rief ich aus, ſind wir ſicher, zu ſiegen, da die Memmen das Heer verlaſſen haben!“

„Und ſie entſprachen dieſen Worten auf die edelſte Weiſe. Sie verharrten nun nicht länger in der Defenſive, und während die Ritter und Anführer des Feindes ihre Leute anrücken ließen, jedoch zum Gefechte noch nicht vorbereitet, ſtürzten die Berner mit gefällten Spießen und todtbringenden Morgenſternen auf ſie los und trieben ſie mit furchtbarem Blutvergießen zurück, wie Schafheerden vor meinen wackeren Metzgern. Die Unzahl der Söldner war nun ihr Verderben; ſie flohen in Unordnung, diejenigen niederrennend, die ihnen zu Hülfe kamen, und Reiter und Fußvolk drängten ſich in größter Verwirrung durch einander. Vergebens ſprengten die Ritter auf ihren feurigen Streithengſten durch das Schlachtgetümmel; immer raſcher fielen die Steine der Schleuderer, und bei jeder Lage wurden an hundert Sattel leer; unſere Senſenmänner mähten die Roſſe nieder, und die Spitzen unſerer Partiſanen wurden gefärbt mit dem edelſten Blute Burgund's. Valengin und Ribau waren die Erſten, welche fielen. Peter von Gruyères und ſeine beiden Brüder lagen bald darauf leblos mitten unter einem Haufen von Erſchlagenen, und der Freiherr von Blumenberg überlebte ſie nicht lange. Ich befand mich in ſeiner Nähe und forderte ihn auf, ſich zu ergeben, denn betrachtet, rief ich aus, die Menge von edlen Rittern, die an Eurer Seite gefallen ſind!“

„Gott behüte,“ erwiderte er darauf, „daß ich ſolche Männer und ſolche Freunde überleben ſollte! Und darauf ſein ungeheures, gewichtvolles Schwert über ſein Haupt ſchwingend, ſprengte er gerade auf mich los. Ein Schleuderer jedoch ſetzte ſeinem Laufe ein Ziel — der ſchwere Stein zerſchmetterte ihm das Geſicht unter dem Viſir. Sein Haupt fiel rückwärts und er ſtürzte mit zerbrochenem Genick zu Boden. — Doch wozu ſoll ich Dir die Wangen entfärben, meine Azaline, durch die Geſchichte jenes entſetzlichen Tages? Es genüge Dir, zu wiſſen, daß nach geendigter Schlacht die ganze Gegend meilenweit längs den Ufern der Senſe mit den Leibern der Gefallenen überſäet war; daß ganze Wagen mit den Waffen beladen wurden, welche die Feinde auf ihrer Flucht weggeworfen oder im tödtlichen Kampfe verloren hatten; daß achtzig gekrönte Helme unter der Beute waren, und daß wir die Banner von ſiebenundzwanzig Edlen und eben ſo vielen Städten mit nach Bern brachten.“

„Dieß geſchah jedoch nicht eher, als bis wir auf jenem blutigen Schlachtfelde dem Herrn der Heerſchaaren auf den Knieen gedankt hatten für jene große Rettung und jenen wunderbaren Sieg, und Jedermann ſprach Amen! zu dem Dankgebete Diepold Briſewind's.“

„Doch ſieh', meine Azaline, die Heerden ſind ſchon ſämmtlich eingetrieben, und das abnehmende Licht verkündigt uns, daß die Stunde der Ruhe gekommen. Laß uns jetzt ſchlafen gehen, und unſererſeits Gott bitten, daß die Uebel des Krieges nie mehr Bern's friedliche Thäler entſtellen mögen, oder, wenn meine Landsleute beſtimmt ſind, von Neuem dem Feinde entgegen

Digitized by Google

zu gehen, daß Gott alsdann einen tapferen und beſſeren Anführer erwecken möge, als Rudolf von Erlach."

„Sprich doch nicht ſo, mein Vater", — ſagte Azaline mit Thränen in den Augen — „der Retter ſeines Vaterlandes kann nicht übertroffen werden; der Segen aller guten Menſchen folgt ſeinen Fußtapfen, und ſein Ende iſt in Frieden."

Der alte Krieger blickte nachdenklich ſeiner Tochter in's Geſicht; unbewußt ſtieß er einen Seufzer aus; und darauf, ſich auf Azalinen's Schulter — jedoch nur ganz leicht ſtützend, denn das Gewicht ſeines Körpers ruhte auf ſeinem Stabe — trat er mit langſamen Schritten in ſeine Wohnung, die beiden Schweißhunde dicht hinter ihm her.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eiſerne Matratzen.] Einen eben ſo neuen, als, in Betreff der Verwendung des Materials zu dieſem Zwecke, höchſt intereſſanten Artikel hat der Tapezirer F. E. Schaefflein in Hamburg eingeführt, nämlich Matratzen von Eiſen, welche durch ihre Weichheit und Elaſtizität jedes Bettpolſter übertreffen. Sie beſtehen aus einer in Form einer Bettmatratze gewölbten Fläche von ſpiralförmig ineinander geflochtenem, verzinktem Eiſendraht, welcher eine ſolche Federkraft hervorbringt, daß der Körper, welcher ſich mit einiger Heftigkeit auf das Eiſenbett wirft, förmlich wieder in die Höhe geſchnellt wird. Dieſe eiſernen Matratzen, welche beſonders für das heiße Klima zweckmäßig ſein dürften, ſind ein deutſches Induſtrie Erzeugniß vom Rhein her. Es ſoll die Abſicht der Unternehmer ſein, die Fabrik nach Hamburg zu verlegen.

An dem längſt befürchteten Untergange des Auswandererſchiffs „The Monarch of the Seas" ſcheint leider kaum noch ein Zweifel beſtehen zu können, da ein Rettungsboot, worin man eins ſeiner Boote zu erkennen glaubt, und eine Anzahl Leichen an die iriſche Küſte bei Kerry geſpült worden ſind. Die Leichen befanden ſich zwar in einem Zuſtande, der es unmöglich macht, ſie zu identifiziren, doch erſcheint ſo viel gewiß, daß ſie von einem Auswandererſchiff herrühren. Der „Monarch of the Seas" iſt bereits am 19. März mit 639 Paſſagieren und einer Bemannung von 60 Mann von Liverpool nach New-York abgegangen, ohne daß ſeitdem das Geringſte von ihm bekannt geworden. Man hat daher das Schiff ſchon längſt ſo gut als für verloren gegeben, und war es, nachdem bereits vor zwei Monaten 60—75 Prozent Prämie dafür gezahlt wurde, in letzter Zeit gar nicht mehr möglich, es zu einer auch noch ſo hohen Prämie verſichert zu bekommen. Dasſelbe war vor zehn Jahren in Amerika gebaut und wiederholt in New-York und Liverpool, zuletzt noch 1865, ſtarken Reparaturen unterworfen worden. Nach der unter Sachkundigen vorherrſchenden Meinung hat das unglückliche Schiff durch Eisberge im atlantiſchen Ozean ſeinen Untergang gefunden.

Homonyme.

Ich ſchimmernder, luftiger, duftiger Kreis
Umgebe den Zaub'rer auf ſein Geheiß,
Der, wie ihr Alle vortrefflich wißt,
Ein großer Held in Verwandlungen iſt.
Bald zeigt er ein freundliches, mildes Geſicht,
Bald zieht er es ſichelkrumm, der Wicht,
Bald zieht er das Kleid der Unſichtbarkeit an,
Dann iſt es um mich, den Kreis, gethan.

Auch bin ich ein Himmel voll Sterne, jedoch
Die Sterne, ſie weilen nicht allzuhoch,
Ein Wort, ſo verſchwinden die Sterne ganz;
Die Herzen erfreut nicht der Sterne Glanz,
Ihr Himmel iſt Manchem, o ſchmählich Geſchick,
Zur Hölle geworden im Augenblick;
Doch ſtrebt man nach ihnen, ſie wecken Neid,
Viel Glanz iſt, doch ferne die Seligkeit.

Auch wandl' ich herum um ein Sternenpaar,
Ich bin die große Trabantenſchaar,
Die ſich um das Paar und die Trägerin dreht,
Und die Schrift der Sterne ſo ſo verſteht.
Oft ſcheinen ſie warm, oft äußerſt kalt,
Sie haben das Leuchten in ihrer Gewalt.
Ich ſchwärme darum, wie die Mücken ums Licht,
Die Flügel verbrennt es ſo manchem Wicht.

Wenn aber ein Glückskind aus mir ſich naht,
Ihm zeigen die Sterne den rechten Pfad,
Ihm winkt ihr Licht, und der Himmel iſt ſein,
Es ſchaut in die ſeligen Sterne hinein.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 163:

Haſt du ein ehrlich Angeſicht?
Schau' in den „Steckbrief" dreiſt!
Du ſpiegelſt dich darinnen nicht,
Obwohl er Spiegel heißt:
Ein Böſewicht nur ſieht getreu
Darinn' ſein eig'nes Konterfei.

M. M.

Redakteur Gustav Meyerrt. — Druck und Verlag der A. Wallandt'ſchen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 169 Donnerstag, 19. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Freut mich, das zu hören, sagte der Kaiser lächelnd, indem er dem Prinzen zunickte, der mit leuchtendem Antlitz ihn anschaute. Und was sagen denn Ew. Hochehrwürden? Wie schaut's aus mit dem Griechischen?

Majestät, wenn der Herzog von Reichstadt so fortfährt, wird er ein Wunder von Gelehrsamkeit werden, erwiderte der Hofprätat ernst. Es ist dieß hier eine Uebersetzung, die einige der unregelmäßigen schwierigen Verba zum Thema hat, und es ist nirgends ein Versehen eingeflossen.

Schau, schau, sagte der Kaiser lebhaft nickend, ein Wunder von Gelehrsamkeit! Willst denn das werden, mein kleiner Herzog?

Nein, Majestät, erwiderte der Prinz ernst, ich will Soldat werden, ich will Schlachten gewinnen, ich will ein zweiter Eugen von Savoyen werden.

Nun, das ist halt kein übler Gedanke, rief der Kaiser lachend. Wir können einen zweiten Prinzen Eugen schon gebrauchen, er würd' uns recht gute Dienst' thun und die Welt bald reinigen von dem Revolutionsgesindel, das jetzt ganz Europa in Aufruhr bringt. Nun, wollen halt sehen, ob Du eben so viel Anlagen zum Soldaten als zum Gelehrten hast. Herr Major von Schmidteisen, beginnen's Ihr Examen.

Verzeihung, Majestät, sagte der Prinz mit ernst verweisendem Tone, noch sind wir nicht so weit. Es ist nicht genug, daß man die alten Sprachen kennt, man muß auch die neuern wissen.

Ew. Durchlaucht haben vollkommen Recht, sagte der Kaiser, sich mit unerschütterlichem Ernst tief verneigend, die neuern Sprachen sind beinahe noch wichtiger, denn man kann halt ohne sie nit durch die Welt kommen. Lassen's uns also eine Probe haben von Ihrem Wissen in den neuern Sprachen.

Befehlen Ew. Majestät, in welcher Sprache ich deklamiren soll, sagte der Herzog ernst.

Nun, sag uns ein französisches Gedicht; das wird Dir wohl halt das Liebste sein, denn es ist ja Deine Muttersprache.

Verzeihung, Ew. Majestät, rief der Knabe hastig es ist meine Muttersprache; ich liebe sie daher sehr und es ist kein Verdienst, wenn ich sie gut spreche.

Nun, nun, mein ehrgeiziger Gelehrter, sagte der Kaiser, es ist halt auch nit ohne Verdienst, wenn man seine Muttersprach' richtig sprechen kann, und also sagen' uns mal ein recht hübsches deutsches Gedicht.

Der Knabe verneigte sich und mit seiner lieblichen melodischen Stimme, mit tiefem Verständniß und vollkommen richtiger Deklamation begann er sodann Schiller's Kraniche des Ibicus vorzutragen.

Nicht ein einziges Mal während der ganzen Deklamation stockte er, nicht ein einziges Mal verfehlte er den richtigen Ausdruck, schlug seine Stimme einen falschen Ton an, sondern immer mit bewunderungswürdigem Verständniß folgte sein Vortrag dem Inhalt des Gedichtes.

Bravo, bravo, riefen der Kaiser und die Kaiserin in die Hände klatschend, als er geendet hatte. Ein glückliches Lächeln überstrahlte sofort das Angesicht des Prinzen, und er verneigte sich tief, wie er es vielleicht von den Schauspielern gesehen, wenn das Publikum ihnen applaudirte.

Nun, mein Franzli, rief die Kaiserin, da Du ein zweiter Eugen werden willst, mußt Du auch die Muttersprache des Prinzen von Savoyen sprechen können. Laß einmal hören, kannst Du auch ein italienisches Gedicht?

Der Prinz lächelte und ohne weiter nachzusinnen, begann er in fließendem edlem Vortrag eine Stanze aus Tasso's befreitem Jerusalem zu deklamiren.

Wahrhaftig, rief der Kaiser, wenn Du kein Feldherr oder Gelehrter werden wolltest, so könnt'st Du halt zuletzt noch Dein Glück als Schauspieler machen. Weißt was, Franzli, wir könnten uns halt zusammen unser Brod verdienen. Mir hat gestern der Kapellmeister, als ich mit ihm das Cello geübt hab', ganz zufrieden gesagt: ich spielt' mein Cello so gut, daß ich Kapellmeister werden könnt'. So werd' ich Kapellmeister und spiel' die Ouverturen, und Du wirst Schauspieler und deklamirst die Tragödien.

Majestät, rief der Knabe mit edler Indignation, wenn Sie mir vorschlagen, Schauspieler zu werden, so kann ich darauf nur antworten, was Sie gestern dem Kapellmeister antworteten.

Digitized by Google

I schau? Warst dabei? Hast meine Antwort gehört; Nun, was sagt' ich denn?

Ew. Majestät, als der Kapellmeister sagte, Sie könnten Kapellmeister werden, da antworteten Sie: „danke. Ich will lieber bleiben, was ich bin, denn ich bin ja ganz zufrieden damit."

Zu antworten verstehst, rief der Kaiser lächelnd. Nun zeig uns, lieber kleiner Herzog, ob Du auch dem Herrn Major zu antworten weißt, und ob Du ebensogut bewandert bist in den Kriegswissenschaften, als in den klassischen Studien!

Das Examen nahm seinen Fortgang, und der Herzog erntete auch für diesen Theil seiner Studien das vollkommenste Lob der Prüfungskommissarien.

Jetzt, meine Herren, sagte der Kaiser feierlich, jetzt, da das Examen beendet ist, fordere ich Sie bei Ihrer Ehre und Ihrem Gewissen auf, mir zu sagen, ob Sie mit den Fortschritten und dem Wissen des Herzogs in Ansehung seines Alters zufrieden sind?

Ja, erwiderten die sechs Herren von der Prüfungskommission, ja, wir sind zufrieden.

Und wenn Sie dem Herzog von Reichsstadt im Gymnasium eine Zensur geben sollten, welche Nummer würden Sie ihm geben.

Nummer Eins, Nummer Eins mit Auszeichnung, erwiderten einer nach dem andern, die sechs Herren.

Der Prinz erbleichte, ein leises Zittern flog durch seine zarte, schlanke Gestalt, er preßte den Mund fest zusammen, um den Freudenschrei zurückzuhalten, der aus seinem Herzen emporstieg, um das Lächeln zu unterdrücken, das sich auf seine purpurne Lippen drängte. Aber seinen Augen konnte er nicht verwehren, daß sie strahlten vor Freude, seinen Wangen konnte er nicht gebieten, daß sie nicht zu Purpurrosen erblühten, und mit dem Glanz der Freude die Blässe wieder verdrängten.

Ich danke Ihnen, meine Herren, sagte der Kaiser, Sie haben der Kaiserin und mir durch Ihr Urtheil eine große Freude gemacht, und ich hoffe, wenn wir das nächste Mal wieder hier zusammen kommen, wird der Herzog schon dafür sorgen, daß wir halt wieder so 'ne Freud' haben. Nochmals, ich dank' Ihnen.

Und mit einer gnädigen Bewegung seiner Hand und einem freundlichen Kopfnicken entließ der Kaiser die Herren.

Du aber, mein kleiner Spielkamerad, Du bleibst bei mir, sagte der Kaiser, indem er dem Prinzen seine Hand darreichte. Ich lad' Dich ein, heut' den ganzen Tag mein Gesellschafter zu sein. Wir wollen halt bei einander bleiben, und was es an Plaisir gibt, das theilen wir mit einander.

Ich bitte Ew. Majestät um Erlaubniß, Ihnen für einige Stunden unsern Franzli zu entführen, sagte die Kaiserin. Ich gebe heute Nachmittag in den Glashäusern meinen Damen ein Fest. Wir wollen da ein ländliches Fest, eine Kirmeß, vorstellen, und alle Damen erscheinen im Kostüm. Ich bitte Ew. Majestät, daß Sie mir den lieben Franzli für einige Stunden abtreten, damit er Theil nehmen kann an unserm Fest.

Nun, mein Bürschle, fragte der Kaiser, willst die Frau Kaiserin Großmutter begleiten?

Ew. Majestät, sagte der Prinz, sich mit fast düsterer Miene an die Kaiserin wendend, sagten Sie nicht, daß Sie in den Glashäusern Ihren Damen ein Fest geben wollten?

Ja, mein kleiner lieber Herzog, das sagte ich.

Dann bitte ich um Verzeihung, daß ich an dem Fest nicht Theil nehmen kann, erwiderte der Prinz mit tiefem Ernst. Es würde mir nicht ziemen, an einem Fest Theil zu nehmen, bei dem nur Damen erscheinen. Mein Platz ist unter den Männern.

Da haben's halt Ihre Antwort auf die Einladung, rief der Kaiser lachend. Hast ganz Recht, Herzog, wir Männer wollen halt nix mit dem Weibervolk zu thun haben, uns würd' die Madame Omphale die Schürz' nit vorgebunden und den Spinnrocken nit in die Hand gegeben haben. Ah, Madame Kaiserin, was denken's denn halt von uns? Wie können's uns Männer zu einem Frauenfest einladen?

Es ist wahr, ich sehe mein Unrecht ein, sagte die Kaiserin lächelnd, und ich werde mich daher wohl begnügen müssen mit der Freude, den Herrn Herzog heute bei Tafel zu sehen. Aber werden Ew. Majestät nicht unserm lieben Franz eine würdige Belohnung zuerkennen für sein glänzendes Examen?

Gewiß werde ich das, und ich habe dem Franzli versprochen, daß, wenn er Numero Eins erhält, er sich von mir eine Gnad' erbitten kann, die ich ihm jedenfalls bewilligen werde. Jetzt, da er Numero Eins mit Auszeichnung bekommen hat, jetzt bewillige ich ihm zwei Bitten.

Nun, mein Franzli, nun besinne Dich, rief die Kaiserin, was für zwei Bitten willst Du thun? Laß hören, mein kleiner Freund.

Ah, liebe Kaiserin, das geht nit so rasch, sagte der Kaiser, man kann sich doch nit so schnell entscheiden. Und dann, was denken's denn? Wie können's glauben, daß wir Ihnen gleich Alles sagen? Wir Männer haben doch auch unsere Geheimnisse, von denen die Frauen nichts wissen dürfen.

Das ist wahr, und ich ziehe mich deßhalb zurück, rief die Kaiserin. Auf Wiedersehen, meine Herren.

Der Kaiser reichte seiner Gemahlin die Hand und begleitete sie bis zu der Thür des kleinen Korridors, dann kehrte er zu dem Prinzen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der Geliebte und der Ehemann.

Sechs Monate sind verflossen, und Erlach sieht seinen Lebensabend nicht mehr erheitert durch die Gegenwart seiner Tochter Azaline. Ihr Herz, welches nur für kindliche Liebe gebildet schien, hat einem Einflusse nachgegeben, dem Nichts auf dieser Welt widersteht. Sie hat lieben gelernt; und auf dieser Liebe, bewähre sie sich nun als Felsen oder als zerbrechliches Rohr, beruht alle ihre Hoffnung auf irdische Glückseligkeit.

Und die Auesichten stellen sich günstig, denn der Gegenstand ihrer Wahl ist jung, schön, und von hohem Stamme, gewandt im Turnier, voll Grazie im Tanz, und voll Kühnheit auf dem Schlachtfelde. Jobst von Rudenz — dieß ist des jungen Ritters Name — hat schon in fernen Ländern gefochten, und an fremden Höfen verweilt, als ein Muster von Talenten in sein Vaterland zurückkehrend. Dafür gilt er wenigstens bei den einfachen Schweizermädchen, welche unter allen Edelleuten von Bern oder Soleure noch keinen gesehen haben, von dem auf so schmeichelhafte oder so zärtliche Weise gesprochen wäre. Jobst von Rudenz hat das reizendste Lächeln, auf seiner Zunge finden sich die süßesten Worte, in seinen Augen strahlt die zärtlichste Treue. Er ist ein Meister in der „heiteren Kunst", und singt das Lob seiner Geliebten in Versen seiner eigenen Komposition, so reizend wie die des berühmten Minnesängers Walther von der Vogelweide. Er steht überdieß noch im Ruf des Reichthums, und genießt um dessentwillen nicht minder Bewunderung.

Seine Genossen — vielleicht gerade seine Freunde — lassen fallen, daß er zu munter sei, um beständig, zu verschwenderisch, um reich sein zu können, und fügen noch hinzu, ein Ritter von dieser Art würde an den Höfen des Schwabenlandes oder der Provence eine passendere Heimath gefunden haben, als mitten unter den Wäldern und Schneegebirgen der Schweiz. Doch was sie zu seinem Tadel anführen, bleibt völlig unbeachtet, denn es gibt einige Fehler, welche mehr anziehen, als Tugenden. Ein munteres Temperament, behaupten die Schweizermädchen, ist noch kein Beweis von veränderlichem Sinn, und Verschwendung ist oftmals nur eine Uebertreibung von Großmuth. Es ist besser, so zu sein, als mürrisch und knauserig; und wie sollte es denn minder frommen, den Tönen der Laune zu horchen, zumal wenn der Hörerin Schönheit das Thema ist, als immerwährend die rohen Weisen des Jagdhorns anzuhören.

Azaline von Erlach hatte die hochherzigeren Gesinnungen mit den jungen Damen getheilt, mit denen sie gelegentlich zusammenkam; aber der auf Jobst von Rudenz geworfene Tadel hätte noch unweit schwerer sein müssen als derjenige, von dem diese Entschuldigungen ihn freizusprechen suchten, um die Gefühle zu ändern, welche sich in ihrem Herzen gebildet hatten. Der Sinn des jungen Ritters aus Unterwalden schien so rein, wie die Anmuth seiner Person ihres Gleichen nicht hatte; und als er sie versicherte, daß er sie allein um ihrer selbst willen liebe, da glaubte ihm Azaline mit aller der Treue, die im vertrauensvollen Herzen der Frauen lebt.

Ein schärferer Beobachter als Rudolf von Erlach hätte wohl bemerken können, daß der Eifer, womit Jobst von Rudenz nach der Hand seiner Tochter strebte, aus Erwägungen hervorging, die bei ihm nicht geringeres Gewicht hatten, als die Liebe. Aber Erlach genügte es, daß Azalinens Neigungen auf einen jungen Mann gerichtet waren, den sie derselben würdig hielt; und wiewohl sein eigener mäßiger Sinn ihm den Prunk und Glanz der Großen zuwider machte, so konnte er doch diejenigen ohne Bitterkeit ermahnen und ohne Strenge verbessern, deren Lebensgewohnheiten mehr dem Luxus ergeben waren, als seine eigenen. Und da war es denn ein Punkt, der ihn in der Würdigung von Jobst von Rudenz Charakter ganz irre leitete. Als der Ritter von Unterwalden, der Neigung Azalinens bereits sicher zu Erlach kam, um dessen Einwilligung zu seiner Vermählung mit seiner Tochter zu erbitten, da verfuhr er mit so großer Schlauheit bei Allem, was zur Heirathsangelegenheit gehörte, daß der arglose alte Kriegsmann ihn eher für einen Mann hielt, der seine Mittel noch zu vermehren sinne, als einen solchen, der nur verschwenden wolle, was er schon besitze.

Zwar wußte er, daß Herrmann von Attinghausen, Jobst's Mutterbruder, mit Helm und Harnisch beerdigt war, zum Zeichen, daß er der Letzte seines Stammes sei, und daß sein Lehn an den Kaiser zurückfalle; doch erinnerte er sich, daß der Freiherr, als er starb, was erst drei Jahre her war, andere Besitzungen an Jobst vermacht und ihm außerdem einen großen Vorrath an Gold hinterlassen hatte. Aber er wußte nicht — eben so wenig wie die minder glücklichen Nebenbuhler des Unterwaldener Ritters — daß diese Besitzungen fast alle bereits veräußert und jenes Gold alles durchgebracht war bei den verschwenderischen Besuchen in den Städten jenseits des Rheins, ehe Jobst von Rudenz nach der Schweiz zurückkehrte, um seine zerrütteten Vermögensumstände durch seine Heirath mit einer reichen Erbin wieder zu verbessern. Erlach wußte nicht, daß Raffzier die Maske der Schlauheit tragen könne, und daß Verschwendung sich unter dem Gewande der weltlichen Klugheit verhüllen lasse. Rudenz wußte ihm überdieß noch gute Worte zu geben, denn er hatte die Gabe einer schmeichlerischen Zunge; und die Ausstattung, die Erlach seiner Tochter mitgab, und noch mehr, die er späterhin versprach, mochte wohl den Neid der verunglückten Bewerber um Azalinens Hand erregt haben.

Es wurden große Festlichkeiten und Lustbarkeiten auf dem Schlosse Reichenbach veranstaltet, wo bei der Gelegenheit Erlach zur Feier der Hochzeit seiner Tochter alle seine Gastfreiheit gegen das ganze Land ringsumher aufbot; aber als diese Lustbarkeiten vorüber waren, kehrte er wieder in seine Hütte zurück, und trat wieder das ihm so theuer gewordene Hirtenleben an.

Der Ritter aus Unterwalden führte seine Braut heim, nicht nach seinem Geburtskanton, sondern nach einem ihm gehörigen Schlosse in den Gebirgspässen des Jura, jenseit Soleure. Es war eine Besitzung, die er im Würfelspiel dem Freiherrn von Falkenstein abgewonnen hatte; aber, die Wahrheit zu sagen, es war nur wenig Landbesitz damit verbunden, und das Schloß war ziemlich theuer eingetauscht gegen das Gold, welches der junge Freiherr, ein ruinirter Verschwender, nicht zu bezahlen vermochte, weßhalb er Alles, was ihm von einem einst schönen Besitzthume übrig geblieben, an Jobst von Rudenz übermacht hatte. Die Burg Falkenstein, deren Ruinen noch jetzt des Wanderers Bewunderung auf sich ziehen, wenn er den steilen Paß des Ober-Hauensteins hinansteigt, war ein sehr ausgedehnter Bau; aber sie war theilweise geschleift worden, als die rachsüchtige Königin Agnes für den Mord ihres Vaters, des Kaisers Albrecht, an dem unglücklichen Rudolf von Wart so grausame Rache nahm. Und als der Unterwaldener Ritter seine übelerworbene Besitzung zum Erstenmale besuchte, da fand er, daß sein Spielgenoß ihm einen ächten Spielerstreich gespielt, indem er die nackten Mauern eines fast unbewohnten Zufluchtsortes für die schwere Goldsumme, die er ihm schuldete, untergeschoben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Atlantischer Kabel.] Die Legung des atlantischen Kabels schreitet glücklich vor. Mittwoch Mittag waren 682 Meilen desselben versenkt und hatte der „Great Eastern" — unter 52.01 nördlicher Breite und 26.37 westlicher Breite — eine Strecke von 600 Meilen zurückgelegt. So wären denn — schreibt der Spezialkorrespondent der „Times" aus Valentia am 16. d. Abends — von den vier großen Gefahren, die atlantischen Telegraphenexpeditionen immer drohen werden, drei glücklich überstanden, und zwar die dritte während der heutigen Morgendämmerung. Die größte ist indessen noch zurück, sie drohet, wo es gilt, das Kabel für eine Strecke von mehr als hundert Meilen durch eine Tiefe von 2400 Faden oder 15,000 Fuß Wasser zu legen. Diese schwerste Probe wird zwischen Freitag und Samstag beginnen und hoffentlich bis Montag glücklich bestanden werden. Wenn diese furchtbare Tiefe einmal passirt ist, so können die Aktienbesitzer und alle bei dem Unternehmen Interessirten frei aufathmen, denn die Tiefe nimmt von da an stetig ab bis zu etwa 700 Faden an der Küste von Neufundland. Bei einer Tiefe von nur tausend Faden ist eine Zerreißung des Kabels höchst unwahrscheinlich, und selbst wenn sie unglücklicherweise sich ereignen sollte, würde sie von verhältnißmäßig geringer Bedeutung sein, da der Aufenthalt von einigen Tagen jedenfalls hinreichen würde, um das Kabel-Ende aufzuheben und wieder anzuspleißen. Sobald daher einmal das tiefe Wasser passirt sein wird, mag man alle Gefahr, so weit sie von der See droht, als thatsächlich überstanden betrachten, so lange dagegen der Wendepunkt von 2400 Faden, an welchem vorigs Jahr das Kabel riß, noch nicht zurückgelegt, kann jeden Augenblick ein vielleicht nicht wieder gut zu machender Unfall vorkommen. Die erwähnten drei bereits glücklich überstandenen Gefahren sind: die glückliche und schnelle Legung des Uferendes, die Legung über den unter dem Namen der Irischen Bank bekannten, furchtbaren unterseeischen Abhang, und schließlich die Passirung eines schmalen tiefen Thales, wo das Wasser eine Tiefe wie fast mitten im Ozean erreicht. Ein Unfall an einer der beiden letzteren Stellen würde das Scheitern des ganzen Unternehmens, wenigstens für dieses Jahr, zur Folge gehabt haben.

Charade.

Gar Manchem ist ein Lebenselixir
Das erste Wort;
's ist unentbehrlich, ja, das sag' ich dir!
Bald aller Ort'.
Das Zweite ist tief unten, birgt das Ein'
Im weiten Raum;
Da liegt im Finstern es, ganz still, allein —
In tiefem Traum! —
Doch horch! welch' fröhlich Treiben merke ich
Beim Ganzen dort?
Das Erste ist befreit, ganz sicherlich!
Aus finsterm Ort:
Denn Lust und Fröhlichkeit kann nur allein
Bei hellem Ersten auf dem Ganzen sein!

Auflösung des Logogryphs in Nr. 164:
Kamöns — Kamöne.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 170 Freitag, 20. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Jetzt, mein Bubli, sagte er, jetzt sind wir allein, jetzt sag' mir Deine Wünsche.

Zwei Gnaden darf ich mir erbitten, Großpapa Kaiser? fragte der Knabe sinnend.

Ja, mein Sohn, zwei Gnaden, und ich gebe Dir mein Wort, daß ich erfüllen will, was Du bittest.

Der Knabe nahm des Kaisers Hand und führte ihn lächelnd zu seinem Schreibtisch hin. Ew. Majestät, mein lieber Großpapa, sagte er, und seine Stimme zitterte und sein Athem ging schneller, mein lieber Großpapa, ich weiß noch nicht ganz genau, was ich bitten will. Ich möchte aber gar zu gerne meiner lieben Mama eine Freude machen, dafür, weil mein Vater so gut und schön von ihr in seinem Testament gesprochen hat. Und weiß etwas, was ihr Freude machen wird.

Nun, so sage es, mein Bürschle —

Nein, unterbrach ihn der Prinz, sagen will ich es nicht, aber aufschreiben. Für meine Mama ist die erste Gnade, die ich bitten will. Und die zweite —

Nun, die zweite? Warum stockst Du denn, mein Bürschle?

Die zweite Gnade, die ich bitten will, fuhr der Prinz mit einem listigen Augenzwinkern fort, die zweite Gnade ist für den Erzherzog Johann.

Schau, wie kommst denn dazu, die Beiden zusammen zu stellen?

Wie ich dazu komme? fragte der Knabe lächelnd. Nun, die Beiden sind ja jetzt immer zusammen. — Gestern Morgen war der Herr Erzherzog den ganzen Vormittag bei meiner Mama, und als er fortging, da haben sie verabredet, daß er heute Morgen wieder kommen sollte.

Und warst denn Du immer bei Deiner Mama, so lange der Erzherzog da war? fragte der Kaiser.

I behüte, erwiderte der Prinz mit einem schalkhaften Lächeln, mich haben sie hinausgeschickt, so wie der Erzherzog kam.

So, hinausgeschickt haben's Dich? Und Du hast also nichts gehört, was sie sprachen?

Doch, Großpapa, flüsterte der Prinz, den Kaiser umarmend und die Lippen an sein Ohr lehnend, doch, Großpapa, ich hab' ein Bissel gehorcht.

So, gehorcht hast? fragte der Kaiser eifrig. Na, und was sprachen sie denn mit einander?

Das sag' ich Ew. Majestät nicht, erwiderte der Knabe mit lächelnder Gravität, das ist mein Geheimniß, aber Ew. Majestät werden es schon früh genug erfahren, vielleicht heute noch.

Heute noch? Nun, ich bin neugierig. Aber das kannst mir doch sagen, Franzli, glaubst, daß die Beiden sich gern haben?

Ich glaub's, rief der Knabe lachend.

Und ich glaub's halt auch, sagte der Kaiser sinnend. Waren ja gestern ganz unzertrennlich in der Soiree.

Ja wohl, rief der Prinz, und heute Morgen macht der Erzherzog meiner Mama schon wieder einen Besuch. Aber Ew. Majestät, fuhr er ernster fort, Ew. Majestät vergessen, daß sie meine beiden Gnaden bewilligen wollen, die eine für die Mama, die andere für den Herrn Erzherzog Johann.

Nun also, was ist's, Franzli? Trag mir Deine Bitten vor.

Behüte, Herr Großpapa. Es soll eine allerliebste Ueberraschung werden, und selbst Ew. Majestät dürfen nichts davon wissen.

Dann möchte ich nur wissen, wie ich Dir etwas bewilligen soll, wenn Du nichts forderst.

Das werden Ew. Majestät gleich sehen. Haben Ew. Majestät nur die Gnade, sich vor Ihren Schreibtisch zu setzen. So! Und jetzt nehmen Sie eine Feder und zwei weiße Bogen Papier.

Zu Befehl, Durchlaucht, sagte der Kaiser lächelnd, indem er that, wie ihm der Knabe geheißen, und was befehlen der Herr Herzog, das ich schreiben soll?

Hier, Ew. Majestät, hier unten auf die beiden Papiere, hier haben Sie die Gnade und schreiben Sie hin: „Genehmigt. Franz. Wien, den dreißigsten August 1821."

Der Kaiser nahm die Feder und schrieb lächelnd auf die beiden Papiere, was der Knabe ihm diktirt.

So, und nun weiter? fragte er, dem Prinzen die beiden Papiere darreichend.

Weiter, sagte der Knabe, nachdem er beide Papiere aufmerksam gelesen. Weiter habe ich nur noch zu bit-

ten, daß Ew. Majestät mir erlauben, jetzt Ihre Stelle vor dem Schreibtisch einzunehmen, und selber das Andere hinein zu schreiben. Meine Mama soll sehen, daß ich auch einen Antheil an der Gnade Ew. Majestät habe, und daß ich gern damit einverstanden bin, wenn — Nun, das Weitere werden Ew. Majestät ja nachher schon sehen.

Ja, das Weitere werde ich schon sehen, rief der Kaiser vergnügt. Da, mein Bürschle, setz' Dich, nimm die Feder und schreib'.

Aber Ew. Majestät haben die Gnade und setzen sich, während ich hier schreibe, dort drüben auf den Divan hin.

Gut, gut, ich will auch das thun, sagte Franz, indem er nach dem Divan hin ging.

Der Prinz nahm jetzt die Feder und schrieb auf jedes der beiden unterzeichneten Papiere einige Zeilen. Dann faltete er das Papier zusammen, nahm aus der goldenen Schale zwei Oblaten, verschloß damit die Briefe und adressirte sie.

Ich bin fertig, Ew. Majestät, sagte er dann, mit den beiden Briefen in der Hand sich dem Kaiser nähernd. Jetzt bitte ich Ew. Majestät um die zweite Gnade.

Nun, laß hören, mein kleiner Mann. Dießmal, hoffe ich, wirst Du etwas für Dich selber erbitten.

Majestät, ich bitte, daß Sie mit mir sogleich hinüber kommen zu meiner Mama, bei welcher der Erzherzog sich eben befindet, so daß Sie dort der Mama und dem Erzherzog Jedem den für sie bestimmten Brief geben und sagen wollen: ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich erfüllen will, was in dem Brief versprochen ist.

Das ist Alles? fragte der Kaiser verwundert.

Ja, das ist Alles, Ew. Majestät.

Gut denn, so komm', sagte der Kaiser, indem er dem Prinzen die Hand darreichte und rasch das Kabinet durchschritt. — Ohne ein Wort zu sprechen, hastig und stumm durchschritten sie Beide die Säle und Korridore, die zu dem andern Flügel des Schlosses und zu den Gemächern hinführten, welche Marie Louise bewohnte. Der Knabe hielt die beiden Briefe in der Hand und sah sie an mit ernsten traurigen Blicken. Des Kaisers Antlitz war ruhig und lächelnd, und da er den Inhalt dieser beiden Briefe zu kennen meinte, belustigte er sich schon im Voraus damit, den Erzherzog verspotten zu können mit seinem Treubruch gegen die Posthalterstochter.

Jetzt standen sie vor dem Kabinet Marie Louisens und mit einer raschen Handbewegung öffnete der Kaiser die Thür.

Der Herzog von Reichstadt hatte ganz richtig gemeldet, der Erzherzog Johann befand sich wirklich bei der Herzogin. Sie saßen in lebhaftem Gespräch einander gegenüber und erhoben sich bei dem Eintreten des Kaisers mit erschrockener staunender Miene.

Nun, erschrecken's halt nit so sehr, sagte Kaiser lächelnd. Es ist ja kein Verbrechen, wenn Liebesleut' bei einander sitzen. Aber ich und der Franzli, wir wollen halt auch unser Theil an Eurer Unterhaltung haben. Frau Tochter, ich kann Ihnen zu meiner Freud' berichten, daß der Franzli heut im Examen sehr gut bestanden ist und viel Lob erhalten hat.

Ich danke Ew. Majestät für die freudige Nachricht, die meinen Mutterstolz beglückt, rief Marie Louise, und ich bitte —

Hören's mich erst zu Ende, unterbrach sie der Kaiser. Ich hatt' dem kleinen Herzog versprochen, ihm, wenn er im Examen glänzend bestände, zwei Bitten zu erfüllen. Was er sich erbeten hat, das steht in diesen beiden Briefen, die er in der Hand hält, und die ich ihm versprochen hab', selber an ihre Adressen zu geben. Nehmen's also, Frau Herzogin, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich erfüllen will, was in dem Brief versprochen ist. Hier, Herr Erzherzog, nehmen's auch Ihren Brief und auch Ihnen geb' ich mein Wort, daß ich erfüllen will, was in dem Brief versprochen ist.

Er reichte Beiden die Briefe hin und schaute dann lächelnd zu, wie Beide mit verwunderten Blicken die Adresse anstaunten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Fortsetzung.)

Aber als Jobst von Rudenz fand, daß seine Werbung um Erlach's Tochter so herrliche Unterstützung fand, da verlor er keine Zeit, und ließ die Hallen und Gemächer von Falkenstein wieder in Stand setzen, und die Kaufleute von Basel und Soieure waren nur zu eifrig beflissen, ihm alles Nöthige zu liefern, als das Gerücht von der reichen Heirath des Ritters aus Unterwalden von Rudenz selbst bestätigt wurde.

Nach Falkenstein wurde denn Azaline von ihrem Gemahl geführt; und während der ersten wenigen Monate trug sich Nichts zu, was ihr häusliches Glück störte, obgleich sie wohl hätte wünschen mögen, daß das Schloß weniger Gäste beherbergt hätte, und daß Rudenz sich mit weniger kostspieligen Genüssen begnügt. Die beständig wiederkehrenden Bankette, die so oft wiederholten Falkenbeizen und Jagdpartieen, die zahllose Dienerschaft, und Alles, was ein bloßes Genußleben begleitete, dieß Alles hätte Azaline von Herzen gern vertauscht gegen eine größere Annäherung an die stillen Freuden, an die sie in ihrem Jungfrauenstande gewöhnt gewesen. Aber Jobst von Rudenz hatte jetzt Keinen mehr, der ihn in Zaum hielt, und da seine Heirathsabsichten nun ausgeführt waren, so begann seine natürliche Sinnesart sich deutlicher zu zeigen. Ursprünglich zwar hatte Azalinens Schönheit fast eben so große Anziehungskraft für ihn gehabt, wie die Kunde von ihres Vaters

Digitized by Google

Reichthum ihren Einfluß auf ihn ausübte; und wiewohl er sich äußerst geschickt zu verstellen wußte, so waren doch seine ausgesprochenen Gefühle ungeheuchelt. Aber die Leidenschaft, welche in seinem Busen glühte, verdiente den Namen der Liebe nicht, denn er suchte nur seine eigene Befriedigung, nicht das Glück derjenigen, welche den Gegenstand seines Verlangens war; und gar bald hatte ihr Besitz ihn gleichgiltig gemacht.

Die Ruhe eines häuslichen Lebens hatte keinen Reiz für Jobst von Rudenz. Seine Vergnügungen konnte er nur unter Gefährten suchen, in deren Meinung Tugend und schickliches Betragen nur leere Worte waren: unter Männern und auch unter Weibern, die nur für den Augenblick lebten, und ihre Tage und Nächte in einem ewigen Kreislaufe von ausschweifenden Genüssen und Zerstreuungen hinbrachten, deren Hände mit dem Würfelbecher vertraut, und deren Lippen stets vom Weinberge benetzt waren. Auch war Rudenz noch nicht damit zufrieden, seine zweifelhaften Freunde auf Falkenstein bei sich zu sehen. Jene Verderbtheit des Geschmacks, welche stets als natürliche Folge aus ungezügelter Genußsucht entspringt, führte ihn in Schlupfwinkel des Lasters außerhalb der Mauern seines Schlosses, und in den abscheulichsten Lasterhöhlen der Stadt Soleure wurde Jobst von Rudenz ein häufiger Besucher, wo er unter den zügellosesten Personen aus beiderlei Geschlecht das Gold verschleuderte, welches er aus Rudolfs von Erlach's freigebiger Hand empfangen hatte.

So wurde denn der Strom seiner Ausschweifungen täglich breiter und tiefer, und neben der Verschwendung in seinen Ausgaben begannen auch die Ansprüche seiner Gläubiger sich geltend zu machen. Die Kaufleute von Basel und Soleure, welche gute Wirthe waren, und ihren Gewinn nach Verhältniß der Möglichkeit des Verlustes berechneten, fingen an zu drängen um Bezahlung von Schulden, deren Frist schon längst verstrichen war, und Andere mit weniger gesetzlichen Ansprüchen waren nicht weniger laut.

Jobst von Rudenz fand anfangs wenig Schwierigkeiten, von seinem Schwiegervater Geld zu erhalten, wovon er ihm unter verschiedenen, sämmtlich gleich unwahren Vorwänden das Bedürfniß vorstellte; und so lange er mit seinen Gesuchen Glück hatte, war sein Benehmen gegen Azaline — wenn nicht frei von Tadel — doch jedenfalls nicht durch Unfreundlichkeit bezeichnet. Aber als Erlach mit seinem mäßigen Sinne bemerkte, daß die Forderungen seines Eidams alle Gränzen zu überschreiten begannen, und als überdieß ihm das Gerücht zu Ohren kam, daß die Summen, die er ihm vorgestreckt, von Rudenz in Schwelgerei und Zügellosigkeit vergeudet seien, und daß seine Tochter ihr häusliches Leben von Tag zu Tag einsamer werden und immer mehr vernachlässigen sehe — denn Azaline konnte diese Wahrheit vor ihres Vaters ängstlichen Nachfragen nicht verbergen — da erwachte wieder des alten Kriegsmannes strenger Sinn, und er weigerte sich auf's Entschiedenste, noch ferner dem ausschweifenden Leichtsinn des Unterwaldener Ritters zu Hülfe zu kommen.

Nun kam eine bittere Zeit für Rudenz's Gattin. Er machte ihr Vorwürfe über die von ihm sogenannte rohe Gemeinheit ihres Vaters; er lachte ganz höhnisch über ihren Vorschlag, das vergnügungssüchtige Leben aufzugeben, welches er so lange geführt, und mit ihr zu den ruhigen Genüssen zurückzukehren, an denen sie sich vor ihrer Verheirathung ergötzt; und als sie sich auf seine Liebe berief, und von den Banden sprach, die einen Gatten fesseln sollten — der vielleicht bald Vater sein werde — da warf er die Maske ab, und sagte ihr ohne alle Umstände ganz unverholen, daß er sie niemals geliebt, daß er sie nur als Mittel zum Gewinn betrachtet habe, und da es ihm mißlungen, so kümmere es ihn nicht, wie bald das Band, welches sie vereinigt habe, wieder aufgelöst werde!

Azaline erlag sogleich unter dem Schlage: ihr Traum von Glückseligkeit war auf immer verscheucht. Er, den sie mit so aufrichtigem Herzen geliebt, auf dessen Treue sie mit so unwandelbarem Glauben gebaut hatte, trotz mancher Umstände, welche ein minder vertrauensvolles Herz zum Zweifel gebracht hätten — er hatte sie verlassen und verstoßen; und jetzt blieb ihr nichts weiter übrig, als ihr Haupt niederzulegen und zu sterben!

Was die Wirkung der auf so rohe Weise von ihm gemachten Eröffnung sein werde, das wartete Jobst von Rudenz nicht ab, sondern er bestieg sein Pferd und eilte fort nach Soleure, um den Rest von Gewissensbissen, der vielleicht in seiner Seele noch zurückgeblieben war, unter den Ausschweifungen seiner zügellosen Gefährten zu ertränken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einer Sitzung der geographischen Gesellschaft in London kamen Auszüge aus einem Briefe von Hrn. Rassam (d. d. Korata, 22. März) zur Verlesung, welche nicht uninteressante Einzelheiten über seine Zusammenkünfte mit König Theodor enthalten. Des Königs Befehl, Hrn. Rassam kostenfrei mit Lebens- und Beförderungsmitteln zu versehen, wurde aufs Pünktlichste ausgeführt. Die tägliche Ration erreichte einigemal die Höhe von 1000 Broden, 2 Kühen, 20 Hühnern, 500 Eiern, 10 Krügen Milch und ebensoviel Honig ꝛc. Beim Aufbruche hatte Hr. Rassam mit seiner Begleitung nicht weniger als 1200 Packträger und eine Wache von 200 Mann mit 50 Offizieren. Das Land war sehr schön und der Ritt durch Büsche von wilden Rosen und Jasmin gewährte Hrn. Rassam einen angenehmen Kon-

Digitized by Google

traft zu der Oede von Aden. Als er des Königs Lager zu Damot ungefähr 50 englische Meilen südlich vom See Dambea erreichte, sandte der König 300 Offiziere, an ihrer Spitze den ersten Minister, um ihn zu empfangen. Bei der darauf erfolgten Zusammenkunft mit dem König überreichte Hr. Rassam den Brief der Königin von England und empfing am andern Morgen die Anzeige, daß der König, um zu zeigen, wie sehr er die Freundschaft der britischen Königin schätze, die Freilassung sämmtlicher Gefangenen (18 an der Zahl) verfügt habe. Se. Majestät war in den Audienzen, die er dem britischen Gesandten gab, sehr freundschaftlich und offen und beklagte nur, daß alle Engländer und Franken, die seit dem Tode von Rowden und Bell sein Land besucht, verrückt, unhöflich und übellaunig geschienen hätten. Er bestand darauf, daß Hr. Rassam 10,000 Thlr. für seine Auslagen annehme, was dieser zwar zuerst ausschlug, später aber doch anzunehmen gerathen fand.

[Ein Hund als Lebensretter.] Unter den österreichischen Verwundeten befand sich auch der am Kopfe schwer blessirte Hauptmann v. G—r, welcher zu seinen in Wien lebenden Verwandten in Pflege gebracht wurde. Mit ihm zugleich langte ein zweifacher Lebensretter, sein — treuer Hund an. In der Schlacht bei Magenta war der damalige Lieutenant v. G. sehr schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen geblieben; alle Nachforschungen blieben vergeblich, der Schwerverwundete konnte nicht aufgefunden werden, bis der Diener G.'s mit dem Hunde das Schlachtfeld nochmals durchsuchte und dieser seinen Herrn unter einem Haufen Leichen auffand. Merkwürdigerweise war das treue Thier auch in der Schlacht bei Königgrätz der Lebensretter seines Herrn, der schwerverwundet, besinnungslos niedergesunken war und gewiß rettungslos verloren gewesen wäre, wenn der Hund ihn nicht abermals aufgefunden hätte.

[Hinterladungs-Gewehr.] A propos des Hinterladungs-Gewehres, des unvermeidlich gewordenen, äußerte sich neulich der neue britische Kriegsminister, General Peel, bei einem Diner: „Ich glaube, daß für Versuche mit den verschiedenen Arten von Schießgewehren ein schweres Geld so zu sagen in's Wasser geworfen worden ist, aber ich glaube, das haben diese Versuche gezeigt, daß das schlechteste Hinterladungs-Gewehr den Vorzug verdient vor dem besten Mündungslader. Es ist wie fünf zu eins, wie sich in der österreichischen Armee gezeigt hat. Wir haben das beste Material und die besten Soldaten in der Welt und ich bin einer von Denen, die wünschen, daß unsere Soldaten mit den besten Waffen ausgerüstet werden. Diese Bemerkung nennt der „Telegraph" im gegenwärtigen Momente wichtiger für jeden Briten, als das ganze Regierungsprogramm des Earl Derby. Im Lobe des Hinterladungs-Gewehres, wenn auch nicht des preußischen Zündnadel-Gewehres, in dessen Konstruktion sie mancherlei auszusetzen finden, sind alle Blätter einig. Mehrere, wie „Times", „Post" und „Telegraph", widmen ihm besondere Leitartikel."

[Die größte Farm der Welt] besitzt ein Herr Sullivant in Champaign County, Illinois. Dieselbe ist 70,000 Acres groß, wovon 23,000 Acres unter dem Pfluge sind. Der größte Theil der Arbeit wird durch Maschinen gethan. Herr Sullivant kultivirt Mais mit Maschinen, sägt, gräbt und pflanzt mit Maschinen, so daß seine Arbeiter ihre Arbeit fahrend verrichten können. Er beschäftigt 200 Menschen und braucht zur Arbeit 200 Pferde und eine große Anzahl von Ochsen.

[Römischer Mörtel.] Es ist bekannt, daß der von den Römern verwendete Mörtel ungleich dauerhafter war, als die moderne Mörtelmasse. Das Geheimniß der Bereitung dieser Masse soll nach Dr. Artas darin bestehen, daß man dem auf gewöhnliche Weise gut zubereiteten Mörtel noch ein Viertel von dem Volumen des angewendeten Sandes mit ungelöschtem, fein zertheiltem Kalke hinzugibt. Die Masse erhitzt sich und geht miteinander eine chemische Verbindung ein, worauf sie schnell verhärtet.

Durch eine furchtbare Feuersbrunst, welche am 4. Juli in der amerikanischen Stadt Portland im Staate Maine wüthete, sollen nicht weniger als anderthalbtausend Gebäude — die halbe Stadt — zerstört worden sein. Der angerichtete Schaden wird auf zehn bis zwölf Millionen Dollars geschätzt. Den Abgebrannten kommt von allen Seiten die liebevollste Theilnahme entgegen.

Homonyme.

Ein Institut bin ich, die Andacht zu beflügeln,
Das Herz zu trösten und die Leidenschaft zu zügeln;
Mit Freuden nimmt an mir der wahre Gläub'ge Theil.
Ein Institut bin ich, wo nur der Wettgeist waltet,
Der Menschen Treiben sich gar mannigfach gestaltet,
Und wo gehäuftes Gut Gewinnlust bietet feil.

Auflösung der Charade in Nr. 165:
Baumeister.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 171 Samstag, 21. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Fortsetzung.)

Ich bitte die Herrschaften, gleich in meiner Gegenwart die Briefe zu erbrechen, und den Inhalt zu lesen, befahl der Kaiser.

Marie Louise und der Erzherzog beeilten sich, dem Befehl zu gehorchen. Dann, wie sie die Briefe gelesen, erhellten sich ihre Züge zu einem Ausdruck freudigen Staunens und ein Freudenschrei tönte von Louisens Lippen.

O, mein Kaiser und mein Herr, wie gütig und gnädig sind Sie, rief die Herzogin, sich mit dem offenen Brief in der Hand dem Kaiser nähernd.

Nun lassen's mal hören, was in dem Brief steht, sagte der Kaiser lächelnd, lesen's mal.

Lieber Großpapa Kaiser, flüsterte der Knabe, sich dicht an ihn drängend, versprich mir, daß Du nicht böse werden willst über das, was die Mama liest, daß Du mich lieb behalten und nicht schelten willst.

Ja, ich geb' Dir mein Wort, Franzli, ich will Dir nit bös sein und Dich lieb behalten. Nun lesen's, Frau Herzogin.

Marie Louise las mit zitternder Stimme: Ich gebe meine Einwilligung, daß meine Tochter, die Erzherzogin Marie Louise, nach Parma zurückkehre, um sich dort mit dem Grafen Neipperg zu vermählen. Genehmigt. Franz.

Das steht da? rief der Kaiser. Lassen's einmal sehen, Frau Herzogin.

Er nahm hastig den Brief aus den Händen der Herzogin und las ihn. Dann wandte er den düstern Blick auf den Herzog von Reichstadt hin, der mit ruhigem bleichem Gesicht neben ihm stand, und die großen Augen voll angstvoller Bitte zu ihm empor richtete.

Herr Erzherzog, fragte der Kaiser nach einer Pause, wollen's die Güte haben, mir auch den Inhalt Ihres Papiers zu lesen?

Der Erzherzog verneigte sich und las: Ich gebe meine Einwilligung, daß mein Bruder, der Erzherzog Johann, sich mit dem Mädchen, welches er liebt, verheirathe, wenn sie auch keine Prinzessin ist. Genehmigt. Franz.

O, mein Herr Bruder, an dem Papier werden's auch keine sonderliche Freude haben, rief der Kaiser mit einem boshaften Lächeln. Es wiederholt Ihnen nur, was ich schon vor einem Jahr gesagt habe.

Ew. Majestät wollen nicht Wort halten? fragte der Herzog von Reichstadt erstaunt. Sie wollen nicht erfüllen, was in den Papieren steht?

Ja, mein kleiner Betrüger, ich will Wort halten, sagte der Kaiser, will Wort halten, obwohl Du mich überlistet hast.

Großpapa, flüsterte der Prinz, die Hand des Kaisers an seine Lippen drückend, Großpapa, es steht ja in dem Testament meines Vaters, daß er meine Mama bis zu seinem Tode lieb gehabt hat, und also wollte ich ihr beweisen, daß ich sie auch lieb habe, und da ich gestern hörte, wie sie weinte und jammerte, weil Ew. Majestät nicht zugeben wollen, daß meine Mama den Grafen Neipperg heirathete, so dachte ich es wäre meine Pflicht, ihr zu helfen, daß sie glücklich wird.

Aber was hast denn gedacht, daß Du dem Erzherzog auch die Erlaubniß zur Verheirathung gegeben hast? fragte der Kaiser mißmuthig.

Ich sagte Ew. Majestät ja, daß ich gestern gehorcht habe, und da hörte ich, daß der Erzherzog der Mama erzählte, er habe auch eine Braut, die er liebe und die er nicht heirathen dürfe. Und nun dachte ich mir, wenn wir der Mama erlauben, sich zu verheirathen, dann wäre es sehr unbillig, wenn wir es dem Herrn Erzherzog nicht auch erlauben wollten. Es ist ja so schön, Menschen glücklich zu machen, dachte ich, und es ist ja das Erstemal in meinem Leben, daß ich irgend Jemanden zu seinem Glück verhelfen konnte. Und nicht wahr, Großpapa, Du wirst Dein gegebenes Wort erfüllen?

Ja, ich werde es erfüllen, rief der Kaiser laut. Frau Herzogin, ich habe genehmigt, was mein kleiner Sekretär geschrieben hat, und also bleibt es dabei. Sie dürfen noch heute abreisen, um sich in Parma in aller Stille mit dem Grafen Neipperg zu vermählen.

O, mein theurer, gütiger Vater, rief Marie Louise freudig, ich habe keine Worte, um —

Still, unterbrach sie der Kaiser. Danken Sie mir nicht, danken Sie Ihrem Sohn. Herr Erzherzog, ich werde auch Ihnen halten, was ich genehmigt habe. Ich erlaube Ihnen, sich mit dem Mädchen, welches Sie lieben, zu vermählen, wie's auf jenem Papier geschrieben steht. Aber das hebt doch die Bedingungen nicht auf, unter der ich Ihnen früher schon mündlich meine Einwilligung versprochen habe. Ja, ich gebe Ihnen meine Erlaubniß, sich zu vermählen, aber Sie haben mir vor einem Jahr Ihr Ehrenwort gegeben, drei Jahre zu warten und in diesen drei Jahren das Mädchen weder zu sehen, noch an sie zu schreiben.

Es versteht sich von selbst, daß ich mein gegebenes Wort heilig halten und die Bedingung erfüllen werde, sagte der Erzherzog ernst und kalt. Ich werde also noch zwei volle Jahre zu warten haben, ehe ich mich verheirathe.

Wir werden ja sehen, ob Sie nit bis dahin noch Vernunft annehmen. Sie aber, Frau Tochter, Sie können sich bei dem Franzli hier bedanken, denn er hat für Sie den Heirathsprokurator gespielt.

Er nickte der Herzogin lebhaft zu, grüßte den Erzherzog mit einem Wink seiner Hand und verließ das Kabinet.

Nicht sobald hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als Marie Louise zu ihrem Sohn hineilte und ihn mit leidenschaftlicher Innigkeit in ihre Arme schloß.

Ich danke Dir, mein Sohn, ich danke Dir, flüsterte sie unter zärtlichen Küssen. Du hast mir das Glück meiner Zukunft gesichert.

Aber ich habe für meinen lieben Onkel Johann doch nichts thun können, seufzte der Knabe, indem er sich der Umarmung seiner Mutter entzog und zu dem Erzherzog hintrat, der sich in die Fensternische zurückgezogen hatte und sinnend das von der Hand des Kaisers unterzeichnete Papier betrachtete.

Lieber Onkel Johann, sagte der Knabe innig und leise, Dich wollt ich glücklich machen, um Deinetwillen habe ich den Grafen Neipperg zum Stiefvater angenommen, und nun habe ich doch gar nichts für Dich erreicht.

Doch, mein theurer Knabe, Du hast viel für mich erreicht, sagte der Erzherzog, den Prinzen in seine Arme emporhebend. Du hast mir einen neuen Beweis Deiner Liebe gegeben und das ist ein köstliches Geschenk, das ich niemals vergessen werde. Du hast mir aber auch außerdem viel genützt, denn Du hast mir die schriftliche Einwilligung des Kaisers zu meiner Verheirathung verschafft. Ich werde also den Kaiser nicht mehr um dieselbe zu bitten haben. Ich werde nur noch zwei Jahre zu warten haben, bis ich meine Anna heimführe. Und was sind zwei Jahre des Harrens und der Geduld, wenn man am Ende derselben das Glück, die Liebe, eine selige Zukunft sieht. O, nur noch zwei Jahre, und mit diesem Papier, das Du, mein theurer Knabe, mir durch Deine aufopfernde Liebe verschafft hast, mit diesem Papier in der Hand werde ich zu meiner Anna hineilen und sie zum Traualtar führen! — —

(Schluß folgt.)

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Abgrund der Sünde.

Die Abendglocke hatte schon acht Uhr eingeläutet vom alten Glockenthurme auf dem Marktplatz zu Soleure — jenem Thurme, welchem die Tradition damals schon einen Ursprung aus grauem Alterthum zuschrieb; aber wenn auch beim Ertönen dieser Glocke sämmtliche öffentlichen Häuser geschlossen werden mußten, so waren doch nicht Allen die Mittel versagt, zu solchen Plätzen Zugang zu erhalten, noch erlitten die Gelage derer eine Störung, welche sich drinnen befanden, vorausgesetzt, daß irgend welche Personen aus den bevorrechteten Klassen darunter waren.

Der Gasthof „Zum guten St. Martin" war einer von diesen, wenn auch jener heilig gesprochene Mann, so sehr er immerhin die Reisenden begünstigt, ein großes Aergerniß genommen hätte, wenn es ihm möglich gewesen, die Klinke des großen Saales zu heben, wo die vornehmsten Gäste versammelt waren, und zu sehen, was dort vorging. Es war ein langes und hohes Gemach im obern Stock, zu welchem man auf einer steinernen Wendeltreppe gelangte — nicht die sicherste Art der Kommunikation mit dem untern Raume, wenn man die benebelnden Eigenschaften des oben aufgetragenen Weines in Betracht zieht. Dieser Festsaal, wie wir ihn wohl nennen dürfen, war mit gepreßtem Leder tapezirt, hie und da bepinselt mit Malereien von heller Farbe und mit Vergoldung, aber größtentheils durch Zeit und Rauch geschwärzt; und mit wenigen Zwischenräumen waren auf der einen Seite, wo die Fensterfächer bei Tage nur ein zweifelhaftes Licht gaben, Stücke von verblichenen Teppichen sorgfältig vorgezogen, so daß der Glanz der Lampen ganz und gar nicht auf der Straße zu bemerken war. Es war dieß eine fast ganz unnöthige Vorsicht, denn das schlechte Oel, womit sie unterhalten wurden, gab der ganzen Erleuchtung eben so viel Rauch, wie Licht. Auch erhielt das ganze Erhellungssystem in der That keine große Verbesserung durch gewisse braune, harzige Kerzen auf zinnernen Wandleuchtern, welche am obern Ende des Zimmers in die Wand eingelassen waren. Diese letzteren sollten die Stelle bezeichnen, wo die erhöhten Sitze oder Ehrenplätze angebracht waren, und keine Personen ließen sich dort nieder, welche dazu nicht berechtigt waren kraft

ihres Ranges oder ihrer umfangreichen Mittel — denn eine wohlgefüllte Börse galt in diesen Lokalen als Aequivalent eines Adelsbriefes. Unterhalb der Hochsitze lief eine lange Tafel von dem einen Ende des Zimmers zu dem andern, woran Gruppen von Menschen saßen, einige mit Brettspiel, andere mit Würfelspiel beschäftigt, neben ihnen Weinhumpen, denen sie herzhaft zusprachen, und an ihrer Seite aufgeputzte Weiber, deren rothe Kappen zugleich verkündigten, daß sie zur gezeichneten Klasse der Courtisanen gehörten, selbst wenn ihre Worte und Geberden, ihre freche Sprache und wollüstigen Blicke noch den geringsten Zweifel an der Sache übrig gelassen hätten.

Die Mehrzahl unter diesen Menschen bestand aus händelsüchtigen Landsknechten — aus Reitern, die unter jedem Banner fochten, roth oder schwarz, und die, wenn sie nicht für die Fehden ihrer Herren die Waffen führten, auf eigene Rechnung ihre Schwerter zogen, und auf Kosten solcher Reisenden, welchen sie einzeln auf den Landstraßen begegneten, ihre Taschen füllten. Es befanden sich jedoch darunter auch einige Städter, nicht eben von der reichsten und gewiß nicht von der achtbarsten Klasse, welche durch Flasche und Würfelbecher ihrem häuslichen Leben entführt waren zu Scenen des Lasters wie diese, bis sie völlig reif waren für den Strick des Henkers oder das Schwert des Scharfrichters. Und außer diesen sah man da, wo der Weinbecher am muntersten kreis'te, wo die Würfel am lautesten rasselten, und wo die schönsten und buntest gekleideten Courtisanen versammelt waren, eine Gruppe von jungen Männern, deren Sammetkappen und wallende Federbüsche, deren Sammetmäntel und goldene Ketten, und vor allen, deren verwegener Leichtsinn zur Genüge den Adel ihrer Herkunft verkündigte, so wie den tiefen Abgrund, in den sie versunken waren.

„Was mag wohl dem Jobst von Rudenz heute Abend zugestoßen sein, daß er seine Stunde nicht hält?" — rief Albert von Attiswyl, einer der muntersten unter dem zügellosen Haufen. — „Er pflegte nicht zurückzubleiben, wo gute Kameradschaft vorherrscht, wo es edlen Wein zu trinken, wo es Gold zu gewinnen gibt, und wo schmucke Geschöpfe aufwarten, um ihm seinen Gewinn ausgeben zu helfen."

„Vielleicht", — meinte Ulrich von Kirchberg, ein Jüngling von trübem Aussehen, mit einem unglücklichen Blick in seinem Auge — „vielleicht hat er unsere Gesellschaft abgeschworen, und sich aufgemacht zum alten Rudolf von Laupen, um ihn wegen seiner Missethaten um Verzeihung zu bitten!"

„Höchst wahrscheinlich, ihn um Geld zu bitten", sagte Peter von Diesbach, welcher in Rudenzens Geheimnisse besser eingeweiht war und demgemäß verschwiegen blieb.

„Ich kann Euch die Versicherung geben, daß er nicht zu Reichenbach ist;" bemerkte der Freiherr von Kestenholz, von seinem Spiel aufsehend — „denn als ich heute hierher kam, da traf sich's, daß ich an ihm vorbei passirte bei der Wangener Furt. Und obgleich wir nicht mit einander gesprochen — denn der Fluß lag zwischen uns, und er blickte weder rechts noch links — so sah ich doch an dem Wege, den er nachher einschlug, als ich mich umwandte, um ihm nachzusehen, daß er nach Falkenstein zureiste, wenn auch der Schritt seines Pferdes langsam genug war, um zu erkennen, daß Jobst wenig davon erbaut war, seine Nase dahin zu tragen."

„Nach Hause gegangen zu seiner Ehehälfte", — lachte Albert von Attiswyl — „was sagt Ihr dazu, Petronella la Gente? Werden ihre blauen Augen und ihr schöner Taint ihn lange fesseln?"

Die Schöne mit den dunkeln Augenbraurn, zu der er sprach, warf spöttisch den Kopf in die Höhe, als wäre ihr Rudenz ganz gleichgiltig — wie er es ihr auch wirklich in dem Augenblick war, da sie ihre eifrigen Blicke auf den Freiherrn von Kestenholz geheftet hatte, an dessen Seite das Gold sich schnell anhäufte.

„Wenn Kestenholz den Rudenz auf der Straße nach Falkenstein gesehen hat", — sagte Peter von Diesbach — „so haben wir um so mehr Grund, ihn hier zu erwarten. Seine Liebe zu der schönen Schäferin wird ihn schwerlich von dem leckeren Bissen zurückhalten, den wir unserm Schutzheiligen, dem gesegneten St. Martin, zu danken haben. Es war doch ein guter Heiliger, daß er seinen Mantel entzwei schnitt, um einen Bettler zu bekleiden; es ist ein Jammer, daß unsere Väter seinem Beispiele nicht folgen und ihre Güter mit ihren Söhnen theilen. Ich bin überzeugt, daß der größte Theil von uns eines Bettlers Ansprüche hat!"

(Fortsetzung folgt.)

Schlachtfeld bei Dermbach.

Ein Augenzeuge (dem Anscheine nach ein Mitglied der Sanitätskommission in Schmalkalden) gibt in der „Hessischen Morgenzeitung" ein schauerliches Bild von dem Schlachtfeld bei Dermbach. Er schreibt:

„Schmalkalden, den 15. Juli. Ich habe das Schlachtfeld bei Dermbach besucht; dasselbe hat einen entsetzlichen Eindruck auf mich gemacht. In einem reizenden engen Thale liegt Roßdorf, die Kirche und der Kirchhof südlich auf einem Berge. Rings um den Ort über eine Stunde war das Feld fast ganz zertreten, an manchen Stellen sah es aus wie eine Tenne; auf der Straße und im Felde waren viele Blutspuren und Blutlachen, so wie todte Pferde; ein Pferde hinkte mit drei Beinen umher; auf dem Hauptschlachtplatz lagen die Tornister haufenweis, dazwischen alles mögliche Geräth, Kugeln, Patronen, Kleidungsstücke, Mützen, Waffen. Mehrere Todte lagen noch im Felde; die

Digitized by Google

Bäume zeigten überall Kugelspuren. Da lag ein Stiefel, in dem noch Tags zuvor ein abgeschossenes Bein gesteckt hatte. 80 Todte waren schon beerdigt, darunter der General und ein Major in einem Holzkasten, die Anderen mit der Montur in die bloße Erde, allemal 15 in Ein Grab, Freund und Feind durcheinander. 16 lagen noch da, darunter 3 bayerische Lieutenants, einer mit zerschlagenem Bein, so daß der Fuß nach dem Gesicht zu lag, einer ohne Oberkopf, einer war durchschossen und dazu hatte ihm dieselbe Kugel den Daumen weggenommen; einige lagen auf dem Rücken, die Wunde im Herzen, die Kugeln sah man noch zum Theil stecken. Viele Bayern waren auf dem Rückzuge geschossen und hatten die Wunden am Rücken; einer hatte gerade laden wollen, der Lage der Hände nach. Manche sahen vergnügt aus, manche trugen die Spuren eines letzten schrecklichen Schmerzes. Einem bayerischen Lieutenant legten wir eine Rose auf's Herz. Wie freuten sich die Verwundeten im Dorfe, als wir ihnen etwas brachten! Sie lagen auf Betten oder Strohsäcken, die meisten auf Heu, die zerschmetterten Glieder mit starken Knüppeln gestützt; Einem fehlten beide Beine. Alle wollten mit nach Schmalkalden geschafft werden. Man mußte den ganz schwer Verwundeten sagen, sie sollten auch noch geholt werden, damit sie sich nur beruhigten. Drei von diesen waren schon eine Stunde darauf todt. Für Alle, welche hier ankommen, wird amtlich an die Familien geschrieben. Auf dem Schlachtfelde fielen auch viele rohe Menschen herum, welche die Leichen beraubten (!); einen preußischen Unteroffizier hatten sie ganz ausgezogen. Im weimarischen Wiesenthal hatten die Bauern bei Beerdigung der in ihrer Nähe Gefallenen die Preußen im Grabe oben hin gelegt, die Bayern unten."

(Frankf. Did.)

Mannigfaltigkeiten.

[Hauptmann Schulz †.] Ein schwerer Verlust hat die Wissenschaft durch den Tod des sächsischen Hauptmannes Schulz betroffen, der vor der Eröffnung des Feldzuges Militärlehrer im Kadettenhause war und vorher sich durch wissenschaftliche Reisen in Brasilien und Herausgabe von Karten über dieses Land rühmlich bekannt gemacht hat.

[Einen tragischen Vorfall] haben wir aus den letzten Tagen zu melden. So romantisch er auch klingen mag, so ist er doch Buchstabe für Buchstabe wahr. Einen jungen, schmucken, bayerischen Chevauxlegers-Offizier traf jüngst das angenehme Loos, in einer der altadeligen stattlichen Burgen einquartirt zu werden, deren es in Oberfranken genug gibt. Die Annehmlichkeit des Quartiers wurde durch die Liebenswürdigkeit, mit der die Familie des Barons, dem das Schloß gehörte, dem jungen Reiteroffizier entgegenkam, wesentlich gehoben und besonders faßte die 16jährige Tochter des Hauses eine rasche, aber um so entschiedenere Neigung zu dem Quartiersmann. Eines Tages erhielt der Offizier den Auftrag, eine Rekognoszirung über die Landesgränze hinaus vorzunehmen und spät Abends ritt er auch mit 20 Mann aus, diesem Auftrag nachzukommen. Erst da die Sonne schon wieder hoch am Himmel stand, kehrte er in's Schloß zurück, von dessen weitschauenden Fenstern ihm längst die Hand und das Tuch der Damen des Schlosses willkommen zuwinkten. Er ritt den Berg hinauf und sprengte in den Schloßhof. Dort angekommen, stieg er ab, begrüßte die Damen, die ebenfalls in den Hof getreten waren, und zog aus dem Pistolenhalfter seinen geladenen Revolver. Die jüngste Tochter, neugierig, eine solche Schußwaffe in der Nähe zu besehen, nahm es in die Hand und als sie den Revolver zurückgeben wollte, ging der Schuß los — wodurch, ist ein Räthsel geblieben — und traf den Geliebten in den Unterleib. Der Offizier stürzte, das Fräulein fiel in Ohnmacht. Nach achtzehn Stunden schrecklichen Leidens starb der junge Reiter; er war der einzige Sohn hochbetagter Eltern; das Fräulein liegt an einem Gehirntyphus zu Tode darnieder. Vor wenigen Tagen wurde der Offizier in Bayreuth begraben; es war ein großer, trauriger Zug, der ihm das letzte Geleite gab.

Charade.

Was ich vorne bin, das bin ich auch von hinten.
Man kann im Himmel mich und auf der Erde finden,
Bald bin ich Gott, bald Thier, bald Element,
Bald Baum, bald Kraut, bald Wein, was man nur irdisch nennt.

Ich bin von Ewigkeit, und werde auch geboren,
Ich bin sterblich — sterbe nie, vom Tod befreie ich,
Der Himmel braucht mich nicht, und doch verehrt er mich;
Es liebt mich jeder Mensch, und will mich gern entbehren.
Und käm' ich in die Höll', so würd' sie mich verehren.

J. S.

Auflösung des Räthsels in Nr. 166:
Die Zeit.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 172 Montag, 23. Juli 1866.

Eine Episode aus „Erzherzog Johann und seine Zeit."

(Schluß.)

Der dritte September 1823.

Drei Jahre sind vergangen, seitdem das Annerle von ihrem Hannes den letzten Brief erhalten hat, den Abschiedsbrief. Sie hat muthig und freudig ausgeharrt, sie hat sich von keinem Geschwätz, von keiner Anklage und auch von keiner Versuchung irre führen lassen.

Verleumder sind gekommen und haben ihr gesagt, der Erzherzog sei im Begriff, sich zu vermählen und er führe in Wien ein gar lockeres und lustiges Leben. Das Annerle hat gelacht dazu und hat gesagt: ich gönn's dem Herrn Erzherzog. Und heimlich in ihrem Herzen hat sie gedacht: mein Hannes ist mir treu. Mein Hannes wird nimmer eine Andere heirathen, als sein Annerle.

Freier sind gekommen, gar reiche vornehme Freier darunter, die eigens aus Wien gekommen sind, um das schöne Annerle zu werben. Sie haben ihr ein glänzendes Leben, vornehme Titel, Reichthum und Glanz angeboten, sie haben die arme Posthalterstochter zu ihrer rechtmäßigen Gemahlin begehrt. Aber das Annerle hat zu ihnen gesagt: ich mag keinen Freier, den mir der Fürst Metternich schickt, ich bleib in den Bergen und will keine vornehme Dam' spielen. Dank schön für die Ehr'.

Versucher sind gekommen und haben ihr gedroht mit dem Zorn des Kaisers, wenn sie es wagen sollte, den Erzherzog Johann zu lieben und ihn heirathen zu wollen. Das Annerle hat geantwortet: was kümmert mich der Erzherzog Johann! Den kenn' ich nit und frag nix nach ihm. Ich kenn' nur meinen Hannes und dem bleib' ich treu mein Leben lang. Und ich möcht wohl wissen, wie mir der Herr Kaiser das verbieten wollt. Hab keine Furcht vor des Kaisers Zorn. Was kann er mir halt auch thun? Der Vater ist ein gar rechtlicher und geschickter Mann, ehrlich und treu, und der Kaiser kann ihm halt nit sein Amt nehmen. Und mir? Möcht wohl wissen, was der große Kaiser der kleinen Anna Plochl thun könnt?

Und so sind die drei Jahre vergangen und Anna's Wangen sind nicht gebleicht, ihre braunen Augen haben noch ihr kühnes Jugendfeuer, ihre purpurnen Lippen das frische Lächeln. Sie hat geschafft, gewirkt, ihre Geschwister erzogen, ihren Vater gepflegt, sie hat gehofft, geliebt und vertraut.

Die drei Jahre sind vergangen. Der heutige Tag trägt das Datum des Briefes, den Anna vor drei Jahren von ihrem Hannes empfangen hat, und heute freilich ist Annerle anders wie sonst.

Sie ist früh in die Messe gegangen mit der Broni, ihrer liebsten Freundin, ihrer einzigen Vertrauten, sie hat inbrünstiglich gebetet und dann, als sie heimkehrte, hat sie zum Vater gesagt: lieb Väterle, es hält mich heute nit daheim. Muß ganz allein sein heute mit dem lieben Gott und still sein in Lieb und Geduld. Ich geh' hinab zum Grundlsee, und da bleib ich den ganzen Tag. Sollt's sein, daß Jemand kommt, der nach mir fragt, — Du weißt schon, welchen Jemand ich mein' — so laß mich rufen. Kommt aber Niemand, lieb Väterle, so versprech' ich Dir, daß ich, wenn die Sonn hinunter ist, zu Dir heimkehr' und mit Dir weiter leb' als Deine tapfere, brave Tochter. Nun leb' wohl, lieb Väterle!

Und so ist sie mit eilendem Fuß von dannen gegangen, hinab zum lieben Grundlsee. Droben auf der Felsenplatte dicht überm See, da steht die Anna Plochl und schaut weit hin über die Berge und übe: die Felsen und ihr armes Herz klopft und zittert doch. Sie kann nichts dafür und ihre Lippen murmeln: wenn er heut nit kommt, so kommt er nimmer. Die drei Jahr sind ja um, und wenn er sein Annerle nit vergessen hat, so kommt er.

Da rauschts im Gebüsch, ist Er's? Sie wendet sich hastig um — o nein, es war nur ein Eichkätzchen, das durch die Bäume hüpft. Aber, Gott, wie ihr Herz doch klopft, als wollt's zerspringen. Und wie die Füße zittern und sie nicht mehr tragen wollen. Sie sinkt nieder auf das moosbewachsene Gestein und faltet die Hände und betet.

Aber nein, das Beten macht weinerlich und traurig, sagt sie zu sich selber. Ich will aber nit weinen. Ich will singen! Singen!

Und mit schmetternder Stimme beginnt sie zu singen, so laut und jubelnd, daß alle Echo's rings umher in den Bergen und Felsen wach werden und Antwort geben.

Plötzlich verstummt sie mitten im angefangenen Satz. Jetzt hat sie deutlich Schritte gehört, Schritte, die den Weg daher tönen, der von der Stadt kommt.

Ja, ganz gewiß, es kommt da Jemand. Wenn Er's wäre?

Aber nein, sie will sich nicht umsehen, sie hat nicht den Muth dazu. Ihr Herz steht still, sie versucht zu singen, aber es kommt kein Ton aus ihrer Brust, sie will umherblicken, aber es wird ihr so finster vor den Augen — die Schritte kommen ja näher, immer näher — Sie möcht aufschreien vor Angst, aber sie kann's nicht, sie möcht fortlaufen, aber ihre Füße sind an den Boden gewurzelt, und doch schwankt ihre ganze Gestalt, als wär's eine Lilie, die der Sturm bewegt, und wie eine Lilie so bleich ist die Annerle.

Da faßt's sie mit zwei starken Armen und leise flüsterts in ihr Ohr: Lieb Annerle, willst meine Frau werden?

Sie kann nichts erwidern, sie kann nicht jauchzen, nicht weinen und nicht lachen. Sie liegt in seinen Armen und das Haupt an seine treue starke Brust gelehnt, schaut sie mit ihren großen braunen Augen zu ihm empor. Aber in den großen braunen Augen spiegelt sich der Himmel.

Lieb Annerle, willst meine Frau werden? fragte er wieder, wie damals droben auf der Wendieralp.

Der Himmel ist immer noch in ihren Augen, als sie leise flüstert: Ja, lieb Hannes, ich will Deine Frau werden!

Er neigt sich zu ihr und küßt ihren Mund, und nun ruft er laut in die Berge hinein: schaut, meine lieben Alpen, da ist mein Annerle, mein Weib! Ich dank euch, meine lieben Berge! Ihr habt mir mein Annerle gegeben und bei Euch hab ich mein Lebensglück gefunden!

Da lacht die Anna auf vor seliger Lust und ruft: Ich dank euch, meine lieben Berg', denn ihr habt mir meinen Hannes gegeben! Ich dank dir, mein blauer Himmel, denn du hast ihn mir gezeigt, den Mann aus der goldenen Wolke!

Lieb Annerle, sagt er, frohen Muths und strahlenden Auges, jetzt komm, mein Lieb.

Wohin denn, Hannes?

Zum Traualtar, mein herzig Kind. Der Kaiser hat mir die schriftliche Erlaubniß gegeben, Dein Vater auch. Nun komm. Drunten am Berg stehen die Wagen bereit, Dein Vater und zwei Freunde von mir erwarten uns da. Gleich fahren wir ab.

Wohin denn fahren wir, mein Liebster und mein Herr?

Zum Brandhof, mein Lieb, in Deine neue Heimath. Da ist schon der Priester bereit, uns einzusegnen zur heiligen Ehe und zusammen zu fügen, was Gott zusammengefügt hat. Komm, mein Lieb!

Ich komm schon, flüstert sie leise. Und mit einem letzten langen Blick nimmt sie Abschied vom lieben See, von den Bergen und den Felsen, und breitet ihnen die Arme entgegen und ruft: Lebt wohl! Lebt wohl! Gott segne Euch!

Dann wendet sie sich, nimmt rasch des Liebsten Arm und eilt fort. Das Echo aber rings um den Grundlsee klingt leis und immer leiser nach: Gott segne Euch! —

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Fortsetzung.)

Dieser witzige Einfall erregte ein Gelächter unter den Würfelspielern, und Peter von Diesbach würde gewiß die Gelegenheit benutzt haben, noch bessere Witze zu machen, wenn nicht Attiswyl plötzlich seine Rede zum Schweigen gebracht.

„Horch!" — rief er aus — „ich höre da Pferdegetrappel die Straße entlang kommen — immer näher und näher — jetzt halten sie still! Rasch, Herr Wirth, die Thür aufgeriegelt. Es ist Jobst von Rudenz!"

Er hatte ganz Recht in seiner Vermuthung. Man hörte jetzt schwere Tritte die steinerne Treppe hinaufsteigen — die Thür ward aufgerissen, und der Ritter aus Unterwalden trat in's Zimmer.

Ein lautes Willkommen begrüßte ihn von dem Tische, woran seine Freunde saßen, aber er erwiderte ihnen nicht mit einem Lächeln. Es lag ein schwerer Kummer auf seinem Gesichte, und stillschweigend warf er sich auf die nächste Bank.

„Was fehlt Dir denn, Jobst," — sagte Albert von Attiswyl — „daß Du so ganz ohne ein Wort des Grußes zu uns kommst? Kestenholz sagt uns, daß er Dich heute nach Falkenstein sprengen sah wie einen Liebenden zu seiner Geliebten, oder wie einen Erben zu seiner Erbschaft. Hast Du Beide im Stich gelassen? Wie geht's denn der Freifrau, und wie steht's mit den Säcken mit goldenen Kronen?"

„Schweigt mit Eurer Thorheit," — erwiderte Rudenz verdrießlich — „gebt mir einen Trunk Wein, — die Kehle ist mir ganz ausgedörrt von der Reise und vom Staub."

Die Flasche wurde dreimal erhoben, um seinen Durst zu löschen, und darauf setzte er den Becher nieder.

„Sag mir doch," — sprach Peter von Diesbach, Rudenz nach der einen Seite ziehend, wie ist Dir's zu Falkenstein geglückt? Hat der alte Ziegenhirt von Reichenbach sich erweichen lassen und Dir das Gold geschickt, worum Du ihn gebeten hast?"

„Fluch über ihn," — rief Rudenz erbost — „der Kerl will mir selbst das vorenthalten, was mein eigen ist!"

„Wie so?" — sprach Diesbach, die Augenbrauen

aufziehend — „Es wäre, dünkt mich, genug, wenn er sein Eigenthum behütete!

„Das meine ich auch;“ — versetzte Rudenz — „als ich mein Blut mit dem seinigen vereinigte, da that ich seinem Bauernadel nur allzuviel Ehre an, und alles Geld, das er besitzt, reichte nicht hin, um uns gleich zu machen. Es ist wahr, er hat mir einen Theil seines Reichthums gegeben, als ich Azaline heirathete — das ist — seine Tochter — aber das Ganze des Heirathsgutes ist noch nicht ausgekehrt. Da sind noch Ländereien, die mir durchaus zukommen, und die habe ich ein Recht zu fordern, und, bei St. Ursus von Soleure, die will ich auch haben!“

„Setzt einen Bären gegen den andern, und laßt sie die Sache ausfechten;“ — sagte Diesbach, mit seiner gewohnten Unehrerbietigkeit über alle Dinge lachend, die man heilig hielt — „aber davon hernach — hast Du denn gar nichts, um Dich hier willkommen zu machen — denn ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, wo man unter Spielern und Courtisanen ist, da findet der nur wenig Gnade in ihren Augen, der nicht Geld im Beutel hat.“

„Habe ich nicht Geld, so habe ich doch Geldeswerth;“ — erwiderte der Ritter aus Unterwalden — „seht“ — fuhr er fort, indem er mit der Hand unter sein Wamms fuhr, und sie wieder herauszog — „hier sind Juwelen, die doppelt so viel werth sind, wie der Haufen Gold, den Kestenholz da drüben gewonnen hat.“

Es lag ein Reiz in dem Ton des Wortes „Juwelen“, der wie eine magische Gewalt auf Petronella la Gente seine Wirkung äußerte. Seit dem ersten Blicke, den sie auf Rudenz geworfen, als er eintrat, und, wie sie glaubte, mit leeren Händen, hatte sie mit abgewandten Augen gestanden, und seine Anwesenheit gar nicht beachtet; aber jetzt drehte sie schnell den Kopf um, und als sie ein Schmuckkästchen in seiner Hand erblickte, da richtete sie ihre Augen auf ihn mit dem reizendsten Lächeln.

„Treuloser,“ — sprach sie — „nicht ein Wort für Petronella nach eines ganzen Tages Abwesenheit! Was bleibt ihr für Trost, wenn Jobst von Rudenz sie verläßt?“

„Der Nächstkommende,“ — murmelte Peter von Diesbach — „aber die Lockung der Sirene muß stärker sein, als mir bekannt, wenn sie Rudenz heute Abend vom Würfelspiel zurückhält.“

Er hatte Recht. Der Ritter aus Unterwalden schüttelte ungeduldig den schönen Arm von sich, der ihn umfassen wollte, als er an den Tisch trat, und sich neben die Spieler setzte.

„Haben wir hier wohl irgend einen Handelsmann oder Schacherer, der mir diese Steine abschätzen kann?“ — rief er aus, indem er ein glänzendes Halsgeschmeide aus dem Kästchen herauszog, und es in die Höhe hielt, daß es Jedermann sehen konnte.

„Hans Knicker, wenn er zu Hause ist, in der Judengasse in Frankfurt wohnhaft, ist in der Ecke da neben der Stube. Wenn irgend ein Mann den Werth von Diamanten und Rubinen kennt,“ — sagte Peter von Diesbach — „so ist der es! Komm her, Knicker, und sag' dem edlen Ritter aus Unterwalden, was diese Steine werth sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Generallieutenant von Zoller.

Der bei Kissingen am 10. d. gefallene General-Lieutenant Oskar Freiherr v. Zoller stammte aus einer altlothringischen Familie, welche in der Stadt Bitsch ihren Wohnsitz hatte und im Jahre 1674 nobilisirt wurde. Des Verstorbenen Großvater war Oberst in französischen Diensten. Zur Zeit der französischen Revolution traten dessen beide Söhne Friedrich und Karl in die Dienste des Pfalzgrafen Max Joseph von Zweibrücken, bei dessen Erhebung zum Kurfürsten von Pfalzbayern in bayerische Dienste. Im Jahre 1812 wurden sie der bayerischen Adelsmatrikel einverleibt. Beide zeichneten sich als bayerische Generale in den vormaligen Feldzügen aus.

Karl Frhr. v. Zoller, der Oheim des Verblichenen, welcher die napoleonischen Feldzüge als Artillerieoffizier mitmachte, den Max-Joseph-Orden erhielt und im Jahre 1849 als Feldzeugmeister starb, hat sich durch die Einführung des nach ihm benannten Artilleriesystems einen berühmten Namen erworben. Sein Bruder Friedrich, der Vater des jüngst Gefallenen, machte gleichfalls die napoleonischen Feldzüge als Stabsoffizier mit, starb 1821 zu Regensburg als Max-Joseph-Ritter und bayerischer Divisionsgeneral. Aus seiner Ehe mit der Tochter eines pfalzzweibrückischen Beamten, Namens Klick, waren vier Söhne hervorgegangen, von denen der eine, Otto Frhr. v. Zoller, als Hauptmann und Adjutant des Fürsten Taxis im Jahre 1855, der zweite, Alexander Frhr. v. Zoller, als Oberappellrath im Jahre 1857 und der dritte, Ludwig Frhr. v. Zoller, als Oberst und Hofmarschall Sr. Maj. des höchstseligen Königs Max II. im Jahre 1858 zu München verstarben. Der Letzte nun von den vier Brüdern, Oskar Frhr. v. Zoller, war am 13. November 1809 zu Straubing geboren. Nachdem er das Gymnasium absolvirt und auf der Universität Philosophie studirt hatte, trat er im Jahre 1827 beim Infanterie-Leibregiment als Junker ein, ward 1828 im selben Regimente zum Lieutenant, dann 1840 zum Oberlieutenant und 1842 zum Hauptmann befördert, und von Sr. Maj. dem König Ludwig I. erst zum Ordonnanzoffizier seines Erstgebornen Max, dann 1839 zum k. Kämmerer, dann zum Flügeladjutanten, und 1844 zum Major und Hofmarschall des Kron-

Digitized by Google

prinzen ernannt. 1848 ward er Oberstlieutenant und als solcher am 3. Juli 1850 zum 3. Infanterie-Regiment Prinz Karl nach Augsburg versetzt, woselbst er 1851 Oberst und Regiments-Kommandant wurde. Am 31. März 1855 ernannte ihn König Maximilian II. zum Generalmajor und Kommandanten der IV. Infanteriebrigade zu Bayreuth. In gleicher Eigenschaft kommandirte er 1857 die Brigade zu Schifferstadt in der Pfalz. Im selben Jahre wurde er als Bundes-Inspektor ins Königreich Württemberg, im Jahre 1860 zu den Manövern nach Frankfurt an der Oder geschickt. Im Jahre 1861 erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant und Generalkommandanten des 3. Generalkommandos in Nürnberg.

Zoller war niemals verehelicht. Er war ein ächt militärischer Charakter, wegen seiner Gewissenhaftigkeit und Strenge im Dienste ebenso wie wegen seines leutseligen Benehmens allgemein beliebt, was sich am deutlichsten bei seiner Ernennung zum Brigadegeneral manifestirte, wo ihm in Augsburg zum Abschied ein großartiger Fackelzug gebracht wurde.

Wie schon bemerkt, fand Zoller am 10. Juli im Gefechte bei Kissingen den Heldentod. Mitten im Kommando ward ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen; schnell bestieg er das Pferd eines Chevauxlegers; dieß war kaum geschehen, als eine Granate in seiner Nähe niederfiel und platzte. Stücke derselben zerschmetterten ihm den rechten Arm, legten die rechte Brust und Seite bloß, so daß Leber und Eingeweide hervorquollen; der Tod erfolgte nach wenigen Minuten in den Armen des Chevauxlegers-Rittmeisters Max Dürig, der durch dieselbe Kugel am Schenkel verwundet wurde. Derselbe begleitete auch die Leiche nach München, woselbst sie am 12. feierlich zur Erde bestattet wurde. Die gesammte Garnison war ausgerückt und außer den Begleitern der Leiche folgten Fürst Taxis als Vertreter des Königs, Prinz Adalbert, sämmtliche Minister, die Staatsräthe, die höchsten Hofbeamten, Deputationen der verschiedenen k. Stellen, das Offizierkorps der Landwehr, das Komite zur Bewirthung durchziehender Truppen und eine Menge Leidtragender aus allen Ständen dem Sarge.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Schloß in Stettin.] Die „Norddeutsche Allg. Ztg." erinnert daran, daß das Schloß in Stettin, der Aufenthaltsort des Kurfürsten von Hessen, einst die Residenz der mit Bogislaw XIV. im Jahre 1637 ausgestorbenen Pommernherzoge, nicht zum ersten Male als eine Art Staatsgefängniß benutzt werde. Lange Jahre hindurch residirte dort die Prinzessin Elisabeth Christine Ulrike von Braunschweig-Wolfenbüttel (geboren 8. November 1746), welche im Jahre 1765 mit dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen vermählt, aber bereits im Jahre 1769 geschieden und nach Stettin verwiesen wurde. Sie erreichte ein Alter von fast 100 Jahren und hat nahezu 75 davon in der Verbannung zugebracht. Ihr einziges Kind aus der getrennten Ehe, die im Jahre 1767 geborene Prinzessin Friederike von Preußen, vermählte sich im Jahre 1791 mit dem zweiten Sohne Königs Georg III. von England, dem Herzog von York, starb aber schon 1820 kinderlos. (Did.)

[Curiosa.] Ich sah, sagt ein Berichterstatter der „N. Fr. Pr." bei Gelegenheit der Schlacht bei Königgrätz, merkwürdige Verwundungen. Ein Mann wurde verwundet beim Anlegen und erhielt von einer Kugel fünf Wunden. Die Kugel durchdrang das Weichfleisch des Vorderarmes, dann das des Oberarmes und drang in den Rücken. Ein Mann an der Verse verwundet; die Kugel, im Bein steckend, wurde herausgezogen. Auch wunderbare Erscheinungen sah ich an Leuten, die selbst nicht begriffen, wie sie am Leben blieben. Einem Manne war der Czako zweimal durchschossen, durch jeden Mantelärmel und durch das Beinkleid rechts und links gingen Kugeln. Sechs Kugeln und keine traf. Einem Mann wurde der Czako von vorn nach hinten und von rechts nach links so regelrecht durchschossen, als wenn man die Entfernungen der vier Löcher ausgesucht hätte. Was ich hier erzähle, habe ich selbst gesehen. Der Mann, dessen Czako gelitten, erzählte gebrochen deutsch und war ein Czeche: „Einmal fallt mir Czako herunter, wunder ich mich wie, heb ich auf, fall zweitesmal, heb ich auf, schau ich sind vier Löcher!"

Charade.

Schläfriger, nicke nicht länger, so fort geh' lieber in's Erste,
Strecke gemüthlich dich hin, träume vom Zweiten wohl auch!
Aber hüte dich wohl, mit dem Ganzen ernstlich zu scherzen,
Weil dieß übel mit Recht deine Gebieterin nimmt.

Auflösung der Homonyme in Nro. 168:
Der Hof.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 173 Dienstag, 24. Juli 1866

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Fortsetzung.)

Braucht Se. Herrlichkeit Geld dafür? sagte Hans Knicker.

„Und wenn nicht?“ erwiderte Diesbach.

„Das macht einen großen Unterschied;“ — versetzte Hans — „ich könnte ihm sagen, was die Steine in meinen Händen werth sind — aber nicht, in den seinigen.“

„Wie so?“

„Se. Herrlichkeit hat sie vermuthlich gekauft, und den Preis noch nicht vergessen, den er dafür bezahlt hat. Es wäre das Gerathenste, Letzteres nur gleich zu thun, denn er wird von einem solchen Preise nie wieder hören. Diamanten sind jetzt verlegene Waare, seit die Kaufleute von Venedig ihren Weg über die Alpen gefunden haben. Gold steht höher im Werthe als je.“

„Der Teufel hole Euer Kauderwelsch!“ rief Rudenz ärgerlich — „Wie viel goldene Kronen kann ich für dieses Halsband fordern?“

Hans Knicker nahm die Juwelen in die Hand und untersuchte sie mit der Sorgfalt eines Handelsmannes. Er hielt sie gegen das Licht, um den Widerschein der Strahlen aufzufangen und ihre Durchsichtigkeit zu beobachten, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, ihren wirklichen Werth anzugeben, obgleich er nicht Käufer sein sollte — wenigstens jetzt noch nicht. Der Instinkt seiner Profession war bei ihm zu stark, und er stotterte heraus:

„Zweitausend goldene Kronen!

„Zweitausend!“ — rief der Ritter aus Unterwalden — „sie haben mir auf der Messe zu Beaucaire fünftausend gekostet; sie sind eines Ritters Lösegeld werth!“

„Ich will liberaler mit Dir handeln, als Hans Knicker;“ — sagte der Freiherr von Kestenholz — „hier sind fünfhundert Kronen mehr, als die Summe, die er nennt. Ich will den ganzen Betrag — zweitausend fünfhundert — gegen das Halsband einsetzen, oder für dieses eine Mal den Kaufmann machen, und es für das Geld kaufen.“

„Kauft es, kauft es,“ — flüsterte begierig Petronella la Gente, die sich zärtlich über des Freiherrn Schulter lehnte — „kauft es und schenkt mir's!“

Kestenholz lächelte, aber es lag keine Weigerung in seinen Blicken, als er sie auf die großen, vollen Augen der Courtisane richtete.

„Das Geld, das Geld,“ — rief muthig Rudenz — „wir können dann wie Edelleute spielen!“

Hans Knicker versuchte sich in den Handel zu mischen.

„Ich gebe dafür,“ — sagte er — „aber ich habe augenblicklich nicht genug zu Soleure — ich gebe dafür —“

Seine Unschlüssigkeit verdarb ihm den Handel, denn der Ritter aus Unterwalden, der einen Augenblick inne hielt, um zu hören, wie viel, warf das Geschmeide über den Tisch dem Kestenholz zu, der es sogleich festhielt, und seinerseits dafür einen Haufen von glänzenden Goldstücken wiedergab.

„Wo hat er die Juwelen her?“ — fragte Albert von Attiswyl den Peter von Diesbach.

„Sahst Du sie denn nicht“ — versetzte Diesbach — „an einem gewissen schönen Halse bei dem Turnier, das zu Reichenbach gehalten wurde? Er hat sie nicht in Beaucaire gekauft — sie waren ein Erbtheil des Hauses Erlach.“

„Welchem Hause sie gehören mögen, ehe dieses nächtliche Gelage zu Ende geht, das wird selbst ein weiserer Prophet als Du oder ich wohl schwerlich voraussagen können,“ — erwiderte Attiswyl — „denn sieh, das Spiel hat wieder begonnen, und Rudenz wagt kühn. Laß einen Jeden sein Glück versuchen!“

Die Spieler machten sich nun an's Werk — und außer ein Paar Reitern, die eine volle Flasche in eigener Faust mehr lieben, als den Anblick eines Würfelbechers in fremden Händen, und einem oder zwei vom Weine übermannten Kaufleuten, die sich im Schlaf lullten beim Tone einer Geige und Hoboe, welche auch zwischendurch kreischten, um die geringeren Gäste zu unterhalten, drängte sich die ganze Gesellschaft im Saale um den oberen Tisch, um die Schwankungen des Spieles zu beobachten.

Dieser Schwankungen gab es viele. Einmal hatte Kestenholz schon wieder fast den ganzen Tisch leer gemacht — ein Andermal zog Rudenz bedeutenden Gewinn; Albert von Attiswyl hatte seine Glücksfälle, auch

Digitized by Google

Ulrich von Kirchberg hatte einen Augenblick, wo er als Sieger aus der Partie hervorzugehen hoffte. Doch Fortuna hielt bei Keinem dieser Herren Stand; es könnte vielleicht Zufall gewesen sein, wiewohl nach aller Wahrscheinlichkeit noch etwas Anderes nachhalf — es war nämlich die Kunst, Würfel zu handhaben, selbst in den Zeiten, von denen wir reden, kein Geheimniß unter den Spielern — denn auf den Wurf Peter von Diesbach's ließ sich zuletzt alles Glück herab. Sein war das Gold und sein der Halsschmuck — und mit Beidem das Lächeln der Petronella la Gente — und sein die Thürme von Falkenstein, die noch einmal ihren Markt am Spieltische fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt in Peking.

(Aus den Mittheilungen eines Russen.)

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Peking fühlten wir die Unbequemlichkeit unserere europäischen Kleidungen bei den kalten chinesischen Wohnhäusern sehr, und eilten darum, uns in chinesische Gewänder zu stecken; mit Hülfe unserer Bekannten kauften wir die Stoffe und Pelze für die Hauskleider wie für die Paradekleider zum Ausgehen ein, was keine geringe Summe, nämlich über 500 Silberrubel, ausmachte; und doch waren wir nur zur Nothdurft anständig gekleidet, und standen hinsichtlich der Kostspieligkeit des Anzugs jedem bemittelten Chinesen nach. Und dabei war unsere Garderobe noch sehr unvollständig. Man macht sich gar keine Vorstellung, wie viel Ober- und Unterabtheilungen in der chinesischen Garderobe stattfinden: jede Jahreszeit führt einen Wechsel des Kostüms mit sich, und diese durch die Gewohnheit befestigten Wechsel werden von anständigen Chinesen so heilig beobachtet, als die Gesetze der Mode von unseren Damen und „Löwen", nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mode keinen Einfluß hat, und der Schnitt am Kleide des Großvaters kein anderer ist als der am Kleide des Enkels. Nur die Façon der Mützen und Schuhe wechselt fast jährlich. Man darf indeß nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei ist, bei dem Wechsel der Jahreszeit auch die Kleider zu wechseln: die bestimmte Zeit tritt ein, und ein kaiserlicher Befehl verkündet dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen, oder die Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden sollen; wer kann nun noch sagen, daß sich die weise chinesische Regierung nicht um die Köpfe ihrer Unterthanen bekümmert?

Die chinesische Kleidung hatte ihre nicht geringen Unbequemlichkeiten; was man anfaßte, Alles war theuer, und die Nothwendigkeit, anständige Bekanntschaften zu unterhalten, um doch auch mit der Wissenschaft und dem Leben der Chinesen bekannt zu werden, nöthigte auch zu einer anständigen Kleidung. Dabei muß ich bemerken, daß mein Wuchs im Vergleich mit dem der Chinesen ziemlich groß war, und es ganz besondere Mühe kostete, Kleider für meine Größe zu erhalten. In China wird der Stoff für jedes Kleidungsstück besonders gewoben, und so viel man nun auch Stücke herbeibrachte, der Schneider besah sie, maß, sprach sein Verwerfungsurtheil „bu-goi" (es reicht nicht) und legte sie bei Seite. Endlich ist der Stoff ausgesucht; der Schneider mißt die Größe vom Kopf bis zur Ferse und merkt sich das Maaß. Nach drei Tagen bringt er die Kleider, wir bezahlen ihm eine Kleinigkeit für seine Mühe, so wie das Dreifache für seine Zulhat, und unsere Verwandlung beginnt. Zuerst wurde mit dem Kopfe angefangen; ein schmieriger, zerlumpter, nach Knoblauch duftender Bader erschien mit einer ungeheuern Tasse heißen Wassers und begann ohne alle Zeremonie uns den Kopf einzureiben. Dann zog er aus einem leinenen Säckchen ein kurzes Scheermesser und fing nun an uns im Kreise umher die Haare abzuscheeren, so daß sie nur am Wirbel für den Zopf stehen bleiben. Als ich von seinem etwas stumpfen Instrument befreit war und mich im Spiegel betrachtete, wußte ich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte; ich kam mir so einfältig vor, und mich übermannte eine solche Trübseligkeit, daß ich mich unwillkürlich von dem Spiegel abwandte und gute Lust hatte, mich in einen finstern Winkel zu verstecken.

Unsere Hauskleidung bestand aus leinenen genähten Strümpfen mit gestopften Sohlen, aus schwarzen Schuhen von chinesischem Atlas mit weißer Sohle von mehr als einem Zoll Dicke, aus seidenen Kniestücken, die am Knieband befestigt waren, aus einem Ueberrock von Hammelfell mit seidenem Ueberzug und mit einem blauen Kreppgürtel zugebunden, einem Biberkragen, der besonders umgelegt wird, und einer runden, kleinen, schwarzen Atlasmütze mit einem rothen seidenen Knopf und einer dicken nach hinten hinabhangenden Troddel. Die chinesischen Hammelfelle sind, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, ausgezeichnet leicht und zart, und die Wolle manchmal gegen vier Zoll lang; sie sind dabei so vortrefflich gegerbt, daß die innere Seite fein ist wie Papier und durchaus keinen Geruch hat. Ein solcher Pelz kostet aber auch ohne allen Ueberzug 80 Gulden Konv.-Münze.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cigarrenversicherung.

(Humoreske von Bernhard Abel.)

An einem prächtigen Sommermorgen des letztverflossenen Jahres saß der Agent der B—r Feuerversiche-

rungsgesellschaft, Herr Leopold Meier, im Comptoir seines an der lebhaftesten Straße der Residenz belegenen Hauses und war eben eifrig mit der Durchsicht der vor wenigen Minuten eingetroffenen Korrespondenz beschäftigt, als plötzlich ein heftiges Klopfen an der Thür erschallte und auf ein, der augenblicklichen Störung wegen eben nicht freundlich klingen es „Herein" ein junger Mann ins Zimmer trat, der sich dem Agenten auf den ersten Blick als Stutzer vom reinsten Wasser präsentirte.

„Morgen, mein Herr!" begann der junge Mann in einem sehr nonchalanten Tone, indem er ohne Weiteres rittlings auf einem Stuhl Platz nahm und durch seinen Nasenklemmer Herrn Leopold Meier vom Scheitel bis zur Zehe einer fast unverschämten Musterung unterzog.

„Guten Morgen, mein Herr", entgegnete dieser, einen fragenden Blick auf den Besuch werfend.

„Sind Sie der Agent der B—r Feuerversicherungsgesellschaft?" setzte dieser das Gespräch fort.

„Ja wohl, mein Herr, Leopold Meier, Kaufmann und Agent der B—r Feuerversicherungsgesellschaft."

„Schön! Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Bitte, bitte, das Vergnügen dürfte auf meiner Seite sein," wehrte der Agent ab, indeß der junge Mann fortfuhr:

„Ich stelle mich Ihnen als Don Fernando de la Fronte y Mulertos aus San-Christobal de la Habanna — Hauptstadt der Insel Cuba, wie Ihnen ohne Zweifel bekannt sein wird, vor."

Rasch erhob sich Herr Leopold Meier von seinem Sessel und sich höflich vor seinem Besuche verneigend, ließ er auch diesem die Versicherung zukommen, wie es ihn ungeheuer freue, eine solche Bekanntschaft gemacht zu haben.

Nachlässig nickte Don Fernando mit dem Haupte, indem er fortfuhr: „Die Feuerversicherungs-Gesellschaft, die Sie vertreten, mein Herr, ist mir als eine äußerst solide geschildert, und ich bin deßhalb geneigt, mit Ihnen eine Versicherung abzuschließen."

„Wird mir angenehm sein, mein Herr! Soll sich die Versicherung auf Mobilien oder Immobilien erstrecken?"

„Auf keins von beiden, umsoweniger als ich hier in der Stadt kein eigenes Besitzthum, sondern ein ermiethetes möblirtes Logis bewohne. Nein, die Versicherung erstreckt sich auf einen anderen Gegenstand."

„Und der wäre?"

„Eine Kiste Cigarren."

„Eine Kiste Cigarren! O!" lächelte der Agent etwas enttäuscht und geringschätzend.

„Lachen Sie nicht, mein Herr, lachen Sie nicht! Die zu versichernde Cigarre ist das Feinste, was es gibt. In solcher Qualität kommt dieselbe nimmer auf den europäischen Markt. Nur die reichen Cabanesen rauchen sie. Mein Vater gehört zu diesen. Zu der Cigarre werden die exquisitesten Blätter verwandt, und die Kiste, welche ich zu versichern wünsche, ist unter meinen eigenen Augen in San-Cristobal de la Habanna in einer der renommirtesten Fabriken verfertigt. Die Cigarre ist zu kostbar, als daß ich sie unversichert in meiner Wohnung aufbewahren möchte. Ich wünsche dieselbe zu ihrem vollen Werthe, nämlich zu dreihundert Thalern zu versichern."

„Donnerwetter, das ist aber starker Tabak!" fiel der Agent dem Don Fernando in die Rede.

„Sobald Sie eine von den Cigarren probirt, werden Sie den Preis keinen übertriebenen nennen, mein Herr," meinte der reiche Cabanese, und ein elegantes Etui aus seiner Rocktasche ziehend, präsentirte er Herrn Leopold Meier von den in demselben befindlichen Cigarren mit dem Bemerken, daß diese Cigarre von derselben Qualität, wie die zu versichernde sei. Mit einem zweifelhaften Blicke nahm der Agent eine derselben aus dem Etui und zündete sich dieselbe sofort an. Er hatte indeß erst wenige Züge gethan, als der Ausdruck seines Gesichts ein ganz anderer ward.

„Ah," meinte er, die Cigarre mit Kennermiene unter seiner Nase herziehend und den Duft des Tabaks anscheinend mit vielem Wohlgefallen aufriechend, „in der That ein famoses Blatt! Die reine Sonntag-Nachmittags-Cigarre! Aber dennoch ein solcher Preis — dreihundert Thaler: Ich muß in der That Bedenken tragen, die angebotene Versicherung zu übernehmen, umsomehr, da mir jeglicher Beweis fehlt, daß die Cigarre — so schön sie auch immer sein mag — den namhaft gemachten Werth wirklich hat. Jedenfalls müßten Sie mir daher vor allen Dingen zuvor einen solchen Beweis bringen."

„Würde Ihnen die vom Fabrikanten ausgestellte Faktura ein gültiger Beweis für die Richtigkeit des von mir angegebenen Werths sein?"

„Gewiß, mein Herr, die Faktura würde genügen."

„Gut mein Herr, hier ist dieselbe!" Und Don Fernando zog aus seinem Taschenbuche ein Papier und überreichte dieses dem Agenten, der sich durch einen Blick davon überzeugte, daß es die betreffende Faktura sei, in welcher die Kiste Cigarren in der That zu einem Werthe von dreihundert Thalern verzeichnet stand.

Wenn ich mich von dem Vorhandensein und dem derzeitigen guten Zustande der Cigarre überzeugt haben werde, Sie mir auch die Faktura zu meinen Papieren überlassen wollen, bin ich zur Uebernahme der Versicherung nunmehr bereit," sprach der Agent.

„Gut! Hier ist die Faktura, hier meine Karte, auf der Sie meine Wohnung verzeichnet finden. Kommen Sie, wann es Ihnen beliebt, um sich von dem Vorhandensein und dem guten Zustande des Versicherungsgegenstandes zu überzeugen."

„Schön! Heute Nachmittag werde ich mir die Ehre geben, Ihnen einen Besuch abzustatten."

Digitized by Google

„Wird mir lieb sein, mein Herr! Wie viel würde die jährliche Prämie für die Versicherung betragen?“

„Statutenmäßig drei pro mille.“

„Gut! Fertigen Sie die Police aus. Heute Nachmittag erwarte ich Ihren Besuch. Adieu!“

Drei Tage später war die Versicherung abgeschlossen und die betreffende Police in Händen des Don Fernando de la Froute y Muertos aus San-Cristobal de la Habanna, der Hauptstadt der Insel Cuba.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Opfer des Krieges] Aus Horzitz, 20. Juli, schreibt man der „Köln. Ztg.“: „Eben komme ich von dem Begräbnisse des ersten Opfers unserer freiwilligen Krankenpflege auf dem Kriegsschauplatze. Schwester Adriane, Franziskanerin aus dem Kloster zu Nonnenwerth, war mit 14 Mitschwestern und der General-Oberin hieher geeilt, um die armen Verwundeten zu pflegen. Während die übrigen Schwestern anderweitig in die verschiedenen Lazarethe vertheilt wurden, begab sich Schwester Adriane mit drei Mitschwestern und der hochwürdigen Oberin-Mutter nach Benadek. Dieser Ort, an dem der Kampf mit am fürchterlichsten gewüthet, liegt in einem Thalkessel und zählte weit über hundert Schwerverwundete, die zunächst in verschiedenen Häuschen, Ställen und Scheunen, ja sogar unter freiem Himmel in den Höfen untergebracht waren. Die zahlreichen Todten hatte man ebendaselbst verscharrt. In Folge der großen Hitze, der Nähe der Todten und der großen Anzahl Schwerverwundeter war die Luft in Benadek wie verpestet, der Krankendienst überaus angestrengt und die Wohnung der Schwestern höchst ungesund. Dazu war die Verpflegung derselben ungenügend. Die Folge war, daß alle vier Schwestern, die mit größtem Eifer zu den Kranken eilten und sich der Verlassenen annahmen, krank wurden und sich doch nicht schonen konnten. Endlich wurde das Spital geräumt und die Schwestern begaben sich auf Anordnung nach Milowitz, um hier ihr Werk fortzusetzen. Die Schwester Adriane aber mußte alsbald das Bett hüten. Freudig lächelnd empfing sie nach wenig Stunden schon die heiligen Sterbsakramente, sich mit der Hoffnung tröstend, bald zum Heilande zu kommen. Die Mitschwestern mußten auf ihren Wunsch ungestört dem Dienste der armen Verwundeten nachgehen und sie allein lassen. Bereits auf dem schlechten Wege von Benadek nach Milowitz litt sie so furchtbar, daß ihr unwillkürlich die Thränen aus den Augen rollten, und doch lächelte sie dazwischen, wie wenn die Sonne durch Gewitterwolken scheint. Am 19. ds., am Tage des h. Vincenz von Paul, Abends, begann der Todeskampf, und um 10 Uhr, bei dem Leuchten eines schweren Gewitters, hauchte die Kranke in Folge eines Choleraanfalles ihre schöne Seele aus, nachdem die Sterbegebete gesprochen waren. Schon Tags darauf wurde sie still auf dem Friedhofe zu Milowitz bestattet. Die Abendsonne ging zwischen Regenwolken unter und beschien den schlichten Grabeshügel, unter dem das heißliebende Herz einer christlichen Jungfrau ausruht, die von den Ufern des grünen Rheins herbeigeeilt war, um unter Opfern und Entbehrungen aus reinster Liebe zu Gott und zum Nächsten die armen Kranken zu pflegen und in ihrem Dienste zu sterben. Ihr ist Gotteslohn zu Theil geworden, auf den allein sie gehofft. Ihre Oberin und ihre Mitschwestern trauern nicht, trotz des Schmerzes über den Verlust — sie freuen sich vielmehr, das erste Opfer für die unsäglichen Leiden der Verwundeten aus ihrer Mitte gebracht zu haben. Ein einfaches Kreuz auf dem Milowitzer Kirchhofe wird der Nachwelt den stillen, aber glorreichen Heldentod der armen Franziskanerin vom Rheine verkünden und den kommenden Geschlechtern erzählen, wie reich an Liebe unsere kriegsvolle Zeit gewesen. — P. S. So eben geht die Trauerbotschaft ein, daß auch die Schwester Ida, die ebenfalls in Benadek erkrankt war, in Milowitz gestern Abend, 21. d., an der Cholera gestorben ist.“

Das Infanterie-Regiment Erzherzog Ernst hatte vor dem Sturme auf die Höhen von Custozza Cigarren gefaßt und bat seinen Obersten, dieselben anzünden und rauchend den Sturm auf die Höhen machen zu können — und so geschah es auch; die braven Ungarn rückten mit der Cigarre im Munde vor und bemühten sich, das Feuer derselben nicht ausgehen zu lassen, bis die Höhen genommen waren.

Homonyme.

Es wünscht der Hungrige vervielfacht mich,
Doch dem Verbrecher bin ich fürchterlich,
Und vor dem Letzten scheuet Jeder sich.

Auflösung der Charade in Nr. 169:
Der Bierkeller.

Richtig gelöst von H. F.

Redakteur Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Bauer'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 174 Mittwoch, 25. Juli 1866.

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Fortsetzung.)

Es war schon spät am Morgen, und die Spieler waren einer nach dem andern abgefallen, bis Keiner mehr übrig blieb, als Diesbach und Jobst von Rudenz. Dieser hatte seinen letzten Einsatz verspielt, und saß mit dem Kopf in den Händen vergraben, und die blutunterlaufenen Augen trübsinnig auf den Spieltisch gerichtet. Diesbach, vielleicht nicht ohne Furcht, sich mit seinem Gewinn auf den Weg zu machen — denn sein Freund, wie er wußte, war nicht unfähig zu einem hinterlistigen Raubmörderstreiche — saß Rudenz gegenüber, ihn mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtend, und irgend eine wichtige Lebensfrage in seiner Seele erwägend. Endlich hub er an:

„Rudenz, warum denn verzweifeln? Dieß ist ja nur eine Laune des Schicksals. Was heute mein Glück ist, das kann morgen auch das Deinige sein."

„Wie meinst Du das?" — rief Jobst, wild das Haupt erhebend — „Weißt Du nicht — und wer könnte es so gut wissen wie Du — daß ich Alles verloren habe, und zur Stunde ein Bettler bin ohne einen einzigen Pfennig in der Tasche? Treibe keinen Scherz mit mir, oder der Stahl, den ich bei mir trage, könnte Dein Gold und Deine Edelsteine ganz werthlos für Dich machen."

„Spare Deinen Mordstahl für bessere Zwecke;" — erwiderte Diesbach, unbewegt durch die Drohung — „brauch' ihn nach meinem Rath und du kannst Gold damit erlangen — genug, gegen alle meine Gewinne einzusetzen — und ein reicherer Mann zu werden als je."

Rudenz blickte unverwandt auf den Redenden. Er sprach kein Wort, aber Diesbach wußte, daß er zuhörte. Rasch fuhr der Letztere fort:

„Rudolf von Erlach betrügt Dich um seiner Tochter Heirathsgut; er verschließt seine Ohren Deinen Bitten; mach' daß er sie Deinen ungestümen Forderungen öffnet. Er ist alt und schwach; Du hast eine Zunge zum Sprechen, und wenn's Noth thut, einen Arm zum Schlagen. Erlach lebt allein. Steige gleich zu Pferde, und jage nach Reichenbach. Komm zurück mit Gold."

Mit diesen Worten stand Diesbach auf, und trat an eine Fensterbrüstung. Er warf den Teppichvorhang zurück, und das Tageslicht strömte herein. Jetzt konnte er sich vor Hinterhalt sicher mit seinem Gewinn nach Hause wagen. Rudenz saß noch da, wo er ihn verlassen hatte.

„Komm zurück mit Gold!" — wiederholte Diesbach langsam und nachdrücklich, als er den Saal verließ.

Rudenz blieb einige Minuten lang in einem Zustande der Erstarrung, aber das Geräusch des Thürzumachens, als sein Freund sich entfernte, erweckte ihn aus seiner Apathie.

„Komm zurück mit Gold!" — murmelte er vor sich hin — „Es sei d'rum. Ich will's darauf wagen, mögen die Mittel sein, wie sie wollen."

Eine Viertelstunde darauf zog ein einsamer Reiter über die Zugbrücke des Berner Thores, und sprengte eilig in der Richtung nach Reichenbach.

Viertes Kapitel.

Die Bluträcher.

Die Schatten der Nacht waren schon herangezogen nach einem schönen Oktobertage im Jahre 1360, und Rudolf von Erlach, ganz allein in seiner ländlichen Wohnung, saß beim Lichte einer Lampe über den Seiten eines reich illuminirten „Bibel-Historien-Buches". Seine Augen waren auf das kostbare Werk gerichtet, aber ihr Sinn blieb beschränkt auf des Malers Kunst oder des Schreibers Geschicklichkeit, denn seine Gedanken waren zu jener Veste im Jura hinübergeschweift, wo der Stolz seines Herzens, seine Tochter Azaline wohnte. Sie wurde jedoch schnell zum Leben in der Nähe zurückgerufen durch das plötzliche Bellen seiner beiden Schweißhunde, die er vor einer Stunde mit eigenen Händen in ihrer nächtlichen Behausung auf der Flur der Hütte angekettet hatte, da nur der obere Theil, wie es noch jetzt im Kanton Bern gebräuchlich ist, vom Besitzer der Wohnung eingenommen wurde.

Erlach ging hinaus auf die Treppe, und, sich über das Geländer lehnend, schalt er die Hunde wegen des Lärms, den sie machten.

„Sei still, Brandmark! Lieg' ruhig, Grimm! Es sind keine Wölfe in der Nähe; haltet Eure Nachtruhe in Frieden, und laßt mir die meinige."

Digitized by Google

Aber ein ziemlich starkes Gekurre dauerte noch immer fort, und Erlach entdeckte bald die Ursache in dem Schall eines hastigen Fußtrittes, der an sein Ohr drang.

„Holla! was ist da!“ — rief er hinunter, als er in die Dunkelheit hinaussah — „wer kommt da?“

„Ich bin's — Jobst von Rudenz,“ — antwortete eine Stimme, und augenblicklich zeigte sich die hohe Gestalt des Ritters aus Unterwalden beim Scheine der Lampe, welche Erlach in der Hand hielt. Er kam näher, aber obgleich die Hunde mit seinen Tönen vertraut waren, so knurrten sie doch auf ganz peinliche Weise, und schienen ihre Ketten mit aller Kraft anzuziehen, um sich loszureißen; und erst als ihr Herr sie auf's Heftigste angedonnert, ließen sie ab von ihren bösen Tönen.

„Kommt herein, mein Sohn,“ — sprach Erlach — „Euere Botschaften müssen werth zu hören sein, da Ihr noch so spät damit kommt. Wie steht's mit meiner Tochter? Ist sie schon Mutter?“

„Davon weiß ich nichts,“ — erwiderte Rudenz leichtsinnig — „ich verließ sie — wohl,“ fügte er nach kurzer Pause hinzu.

„Und dieser Besuch,“ — sagte Erlach mit ernstem Tone — „was ist denn sein Zweck? Unsere letzte Zusammenkunft war keine der freundlichsten, und Euer jetziges Auftreten läßt eben nicht Besseres ahnen.“

„Ich bin gekommen,“ — rief Rudenz, aufgebracht über die Kälte, womit der Alte ihn aufnahm — „ich bin gekommen, um mein Recht zu verlangen!“

„Immerhin,“ — erwiderte der alte Ritter — „Rudolf von Erlach hat noch keinem je sein Recht verweigert.“

„So gebt mir das meinige,“ versetzte Rudenz — „gebt mir mein Recht — welches Ihr mir so lange vorenthalten habt.“

„Ich bin Euch Nichts schuldig,“ — sprach Erlach ruhig — „und verdanke Euch nur eine Last von Sorgen.“

„Diese Sorgen könnt Ihr noch vermehrt sehen,“ — gab ihm Rudenz zurück — doch zur Sache. Ich bin nicht gekommen, um leere Worte zu machen, oder meine Absicht zu verhüllen; ich verlange die Ländereien, die mir gebühren kraft des Rechtes meiner Frau. Wagt es, sie mir noch länger vorzuenthalten, auf Eure Gefahr!“

„Und laßt den Wucherer sie in seine Krallen bekommen — den leichtsinnigen Verschwender ihren Werth auf's Würfelspiel wagen. Keine von meinen Ländereien — denn Euer sind sie nicht, und möchten's vielleicht niemals werden — sollen jemals diesen Weg machen. Mein Versprechen, wie Ihr recht gut wißt, bezog sich nicht auf meine Lebenszeit; und besinnt Euch, Euer Gedächtniß ist nicht so untreu, um Euch nicht zu erinnern, daß die Summe, die ich Euch zuletzt vorschoß, zur Abfindung für alle künftigen Fälle bestimmt war. Zahlt das Gold zurück, das ich Euch geliehen, oder hört auf, mich mit Euren vorgeblichen Ansprüchen zu belästigen; oder wenn schlechtes Leben Euch zur Armuth heruntergebracht hat, so versprecht Besserung, gebt den eitlen Rang auf, den Ihr doch nicht fähig seid, würdig auszufüllen, und bringt meine Tochter nach Reichenbach. Hier unter diesen Thälern mögt Ihr jene Tugend lieben lernen, welcher Ihr bisher den Rücken gewandt habt; hier mögt Ihr ein Mann werden, würdig, der Gemahl Azalinens von Erlach zu sein.“

„Ein Bauerngedanke, und aus eines Bauern Munde;“ versetzte Jobst von Rudenz verächtlich — „Kühe hüten und Ziegen auf die Weide treiben — eine passende Beschäftigung für einen Ritter aus Unterwalden! Hört mich Alter! Heute Abend verlasse ich dieses Haus nicht, ohne meinen Vorsatz auszuführen. Gebt mir entweder den Werth des von mir beanspruchten Landes in Gold, oder unterzeichnet mir eine Verschreibung — denn dieses Zeichen von Gelehrsamkeit“ — fügte er höhnisch hinzu, indem er auf das aufgeschlagene Buch zeigte — „scheint etwas von Schreibekunst zu versprechen — eine Verschreibung des Landes selbst. Dann will ich sie, und Euch nicht belästigen.“

„Ihr mögt jetzt gehen,“ — gab Erlach kalt zur Antwort, und setzte sich nieder, als er sprach — „ob früher oder später, das ist Eure Sache allein.“

(Schluß folgt.)

Ein Aufenthalt in Peking.

Fortsetzung.

Zum Ausgehen zogen wir an: erstens ein Winterkleid, d. h. einen blauen Krepprock mit seidenem Futter von derselben Farbe, einen Rock von Eichhornfellen mit Schlitzen hinten und vorn, und bedeckt mit einem blauseidenen, mit Biber besetzten Stoff; dazu kam noch ein besonderer Biberkragen, ein kurzes Oberkleid mit breiten kleinen Aermeln; über den mit einem violetten Seidenstoff bedeckten Eichhornpelz kam ein seidener Gürtel, der an den Enden mit schwarzem Atlas besetzt war und womit man den Rock zusammenband. An diesem Gürtel hängen unwandelbar sieben bis acht seidene Beutelchen mit verschiedenen Gegenständen: in dem einen befindet sich eine europäische Uhr, in dem andern eine steinerne chinesische Dose mit einem beinernen Löffelchen und ganz zu Staub gestoßenem Schnupftabak; in dem dritten sind die beißenden Sachen, an denen die Chinesen nach dem Essen kauen, im vierten Geld ꝛc. Unter diesem Beutelchen hängt auch ein Futteral mit einem Messer und zwei beinernen Stäbchen, welche die Stelle der Gabel vertreten. Zu dem Winterkostüm gehören

endlich noch Mützen von violettem Atlas mit ponceaurother seidener Quaste und einer ganz schwarz gefärbten Zobelverbrämung, Schuhe aus schwarzem Atlas mit zwei Zoll dicken und mit weißer Leinwand besetzten Filzsohlen, die nicht, wie man bei uns glaubt, an den Zehen aufwärts gebogen sind. Dieß ist das vollständige Winterkostüm eines anständigen Chinesen für die ersten Wintermonate. So wie aber die Kälte stärker eintritt, wird der Eichhornpelz mit einem Fuchspelz vertauscht, und der Oberrock besteht aus Zobel- oder Biberpelz und wird mit dem Fell auswärts getragen. — Außer der Winterkleidung ließen wir uns auch Kleider für die übrigen Jahreszeiten machen; ich will aber die lieben Leser nicht mit einer genoueren Aufzählung aller einzelnen Theile ermüden, um so weniger, als Façon und Farbe fast immer dieselben sind, und die Kleider sich nur dadurch unterscheiden, daß die einen aus kurzwolligem, die andern aus langwolligem Pelz bestehen, die einen wattirt, die andern aus einfachem Tuch oder Seide mit Unterfutter von Kamelott, oder Seide ohne Unterfutter, Flor u. dgl bestehen.

So kleidete ich mich also wie ein ächter Chinese. Die erste Zeit meines Aufenthaltes war sehr langweilig. Stellt Euch einen Menschen vor, der mit Einem Mal in eine so volkreiche Stadt in einen Schwarm von Menschen geschleudert wird, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise ihm ganz fremd sind, deren Sprache ihm ganz unverständlich ist, — und Ihr werdet meine trübselige Lage erkennen. So allein mitten unter dieser Menschenmenge sollte ich zehn meiner besten Lebensjahre in Peking zubringen? Ich fragte mich oft, welchen Nutzen für meine Kenntnisse ich aus dieser meiner Reise ziehen könne, und ob der Erfolg auch das gebrochte Opfer aufwiege? Doch ich war einmal da und mußte aushalten. Um inzwischen so viel als möglich aus meiner unangenehmen Lage herauszukommen, und bei der mir verliehenen Gabe der Sprache nicht stumm zu bleiben, suchte ich mir vor allen Dingen einen Lehrer des Chinesischen auf, und ich fand denselben auch bald in der Person eines entlassenen chinesischen Beamten, Tun-ssan-schen. Es war dieß ein Mann von 60 Jahren, übrigens munter und frisch, und sehr Lesesen. Er erschien mit aller Gravität eines chinesischen Pädagogen, setzte sich ohne Zeremonie auf den Ehrenplatz, rauchte seine Pfeife, und sah mich und seine andern Schüler mit einem durchdringenden Blicke an, ob wir wohl auch tauglich sein möchten. Nachdem wir seinen inspizirenden Blick ruhig ausgehalten hatten, baten wir ihn, mit uns zu speisen. Dieß ist nicht als ein Zeichen besonderer Höflichkeit anzusehen, sondern eine unerläßliche Bedingung der Bekanntschaft mit einem chinesischen Lehrer: ohne Mittagsmahl kann hier keine Lektion beginnen. Erst am folgenden Tage nach dem Mittagsmahl fingen die Lektionen an; unser Lehrer begann sie damit, daß er eine ziemliche Menge Tusche einrieb, dann nahm er einen kleinen in ein Rohr gesteckten Pinsel, tauchte ihn in die zubereitete Tusche und begann nun mit unnachahmlicher Leichtigkeit und erstaunlicher Reinheit Chinesisch zu schreiben. Als er die erste Zeile beendigt hatte, las er das Geschriebene laut vor und forderte uns sodann auf, jedes Wort ihm nachzusprechen. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie schwer das ungewohnte Ohr die Klänge dieser Sprache auffaßt, und wie wir Alles, was unser geduldiger Lehrmeister uns wiederholte, unter gewaltigen Gesichtsverzerrungen ihm nachsprochen. Das Interessanteste aber war, daß wir unsere Lektionen anfingen, ohne ein einziges chinesisches Wort zu verstehen, und daß unser Lehrer kein Wort Russisch verstand, so daß er uns die Bedeutung der chinesischen Worte in chinesischer Sprache erklärte. Mit allem Eifer und im Schweiße seines Angesichts arbeitete unser Chinese, wir hörten ihm nicht mit minderem Eifer zu, schlugen jeden Augenblick das französisch-chinesische Lexikon nach, überzeugten uns aber endlich, daß wir für den Anfang nothwendig zu einem Manne unsere Zuflucht nehmen müßten, der Russisch verstände. Das Haupthinderniß für uns war die für einen Europäer außerordentlich mühsame Aussprache, indem ein und derselbe Laut, je nachdem er einfach, hoch oder tief oder abgestoßen ausgesprochen wird, eine eigene Bedeutung hat. In dem ersten Halbjahr machten wir kaum einen Fortschritt, und erst nach zwei Jahren fingen wir an, in die Geheimnisse dieses Labyrinths, das man die chinesische Sprache nennt, einzudringen, aber erst nach vier Jahren konnten wir uns frei mit Chinesen unterreden.

Wir hatten indeß große Lust, Peking zu sehen, und sobald wir in vollkommen chinesische Kleidung gehüllt waren, fuhren wir alsbald in gemietheten Karriolen durch die Straßen der Hauptstadt. Zuerst lenkten wir die Fahrt nach dem kaiserlichen Palaste, wo der Kaiser in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbst in einem Palast drei Stunden von Peking zubringt. Der Winterpalast nimmt einen außerordentlichen Raum ein, und besteht aus einer Menge besonderer, einstöckiger, aus Backsteinen aufgeführter Häuser, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. In dem einen wohnt der Kaiser, in dem andern macht er seine Geschäfte ab, in einem dritten ist die Kaiserin, in einem vierten sind die andern dem Kaiser gehörenden Frauen, in andern seine Kinder, die verwittwete Kaiserin, die Frauen des verstorbenen Kaisers, die Eunuchen und das weibliche Hofgesinde. Jede dieser Abtheilung ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, deren Gränzen nur die Hofleute überschreiten dürfen; im Kreise um diese Mauer zieht sich eine Einfriedigung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden, und wo Jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst konnten wir nicht sehen, und nur das gelbe Dach aus glasirten Ziegeln blickte über die Mauer herüber. Die Straßen in der Nähe des Palastes sind ebenso wenig wie in ganz Peking gepflastert.

Digitized by Google

Ohne auch nur im Geringſten unſere Neugier befriedigt zu haben, fuhren wir vom Palaſt aus durch die Straße Sy-dsiu, welche wie alle Hauptſtraßen durch ihre Breite und Regelmäßigkeit ſich auszeichnet. Mitten in jeder Hauptſtraße von Peking iſt ein etwa drei Fuß hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; ſchwer beladene und mit fünf oder ſieben Maulthieren beſpannte Wagen müſſen auf der ſchmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit ſtarker Regen, durch welche die Straße zwiſchen der Erhöhung und den Häuſern mit einem undurchdringlichen Koth ſich füllt, dürfen auch ſchwere Wagen auf dem Damme fahren. Dieſer iſt ziemlich breit, und würde für die Equipagen ſehr bequem ſein, wären nicht an den Seiten fortlaufend Zelte und Buden aufgeſchlagen, welche die Straßen dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen neben einander fahren können. Wenn aber der Kaiſer ausfährt, was einige Male im Jahre geſchieht, ſo werden alle dieſe Zelte und Buden abgebrochen; der hohe Weg wird geebnet und mit gelbem Sande überſchüttet, ſo daß der Beherrſcher des chineſiſchen Reiches nie Etwas von den Unannehmlichkeiten ſchlechter Wege in den Straßen ſeiner Hauptſtadt erfährt.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Flucht aus der Schlacht von Königgrätz entwirft ein Korreſpondent der „Mediziniſchen Wochenſchrift“ folgendes haarſträubende Bild: „Um 4 Uhr Nachmittags, heißt es darin, fingen unſere Truppen an zu retiriren, wir Aerzte waren noch vollauf beſchäftigt mit dem Verbinden der Verwundeten, die, an Zahl einige hundert, noch der Abfertigung harrten; plötzlich ſprengte Kavallerie auf uns heran und ſtürmte neben und hinter uns über Hügel und Felder; gleichzeitig mit dieſer Artillerie und Fuhrweſenswagen gegen Königgrätz zu. Viele Kavalleriſten ſtürzten und wurden von den nachſtürmenden Pferden völlig zerſtampft. Wagen fielen um und zerdrückten die ſich dazwiſchen drängenden Fußgänger. Wir waren niemals ſo nahe dem Tode, wie in dieſem Rückmarſche. Wir wurden vom Verbandplatze, der plötzlich verſchwand, auseinander geworfen, man rief uns zu: „Rettet Euch!“ 8000 Reiter waren ohne Führer auseinandergejagt, viele Verwundete mit ſich führend. Inmitten dieſes Geſchreies hörte man noch den Donner der Kanonen und Granatenſplitter fielen in unſere Maſſen. So wurden wir von der Menge fortgedrückt, ohne zu wiſſen, wohin und wo wir unſer Ende finden; ich hatte mit dem Leben abgeſchloſſen und hoffte nur noch von einem außerordentlichen Zufall Rettung. Plötzlich hatten wir Waſſer vor uns, rechts einen Eiſenbahndamm, links einen Hohlweg, vollgeſtopft mit unſeren ſchwerfälligen Requiſiten- und Verwundeten-Wagen und hinter uns noch immer eine unabſehbare Schaar von Reitern; wir wateten durch das Waſſer, meine ärztlichen Kollegen waren nicht mehr an meiner Seite, ebenſo die Krankenführer mit Ausnahme eines einzigen, der treu zu mir hielt. Plötzlich kam Befehl, die Stränge der Pferde abzuſchneiden, die Pferde zu reiten und die Wagen zurückzulaſſen. Wir Fußgänger waren der Verzweiflung nahe, wir wateten wiederholt bis über die Knie durch Wäſſer, in der Angſt, jeden Augenblick zu ertrinken oder niedergeſtoßen zu werden; endlich gelangten wir an einen Bahnhof, der wieder ganz verrammelt war. Viele durchbrechen die Verrammlung, die Anderen ſpringen darüber hinweg; ich lief mit Tauſenden von Infanteriſten hinter her, endlich kamen wir zur Elbe, durchwateten ſie, dann ſprangen wir über Palliſaden, gingen abermals bis an den Hals durch einen zweiten Fluß, kletterten auf Anhöhen hinauf, ſprangen über gefällte Bäume und langten erſchöpft um 1 Uhr Nachts in einem Wäldchen an, wo wir vor Fieber und Erſchöpfung niederfielen. Einige meiner Leidensgefährten machten Feuer an und ſo lagen wir, uns am Feuer erwärmend, um wenigſtens nicht vor Froſt umzukommen. Um 3 Uhr marſchirten wir, noch triefend vor Näſſe; die Dörfer, die wir paſſirten, ſtanden leer, keine Menſchen, kein Vieh, keine Lebensmittel, nicht einmal Trinkwaſſer; die Menſchen geflüchtet, das Vieh zerſprengt, die Lebensmittel aufgezehrt; ich will das Bild nicht weiter ausmalen und ſchreibe Ihnen nächſtens hoffentlich mit ruhigerem Blute.“ . . . .

Wahrhaft grauenerregend ſind die Schilderungen aus Czernowitz in der Bukowina (Oeſterreich): Die Spitäler ſind ſo überfüllt, daß man die Kranken aus Mangel an Betten auf Streu am Boden zu legen gezwungen iſt. In fürchterlichen Krämpfen ringen hier die einem ſicheren Tode verfallenen Unglücklichen: dann kommt der Prieſter, ertheilt dieſem Haufen elender, mit Lumpen bedeckter Sterbenden die Generalabſolution, und eine Stunde ſpäter räumt man Alles fort — denn die Zeit drängt, die Todten müſſen dem noch Lebenden Platz machen, und ſchon warten neue Ankömmlinge auf die vakante Streu!

Auflöſung der Homonyme in Nro. 170:
Meſſe.

Redakteur Guſtav Meſſert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'ſchen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 175 Donnerstag, 26. Juli 1866.

Das Schicksal des Jobst von Rudenz.

(Schluß.)

Rudenz zitterte vor Wuth. Er trat ganz nahe an den Ritter von Erlach, und mit dem Ausrufe: „Gold oder die Verschreibung!“ bedrohte er ihn mit geballter Faust.

Dem Helden von Laupen trat das Blut ins Gesicht ob dieser Beleidigung. Rasch erhob er sich von seinem Stuhle, und obgleich ihm vor Alter und Schwäche die Hand bebte, ergriff er einen Knittel, welcher auf dem Tisch lag, und stand so aufrecht wie damals, als er sich den kühnen Bernern zu Gebote stellte, um sie gegen den Feind zu führen.

Es war nur ein Schein von Widerstand und gerade der Vorwand, den Rudenz suchte. Er stürzte auf den alten Mann los, packte ihn bei der Gurgel und suchte ihn zu Boden zu werfen, um ihn alsdann zu binden und ihn seines Reichthums zu berauben; denn für den Augenblick hegte er keine mordsüchtigeren Vorsätze.

Aber die Kraft hatte den alten Schweizerischen Kriegsmann noch nicht ganz mit seiner Jugendblüthe verlassen; er rang mit seinem Gegner wie ein Mann, und gegenseitig warfen sie sich hin und her, der Eine in des Andern wilder Umarmung festgehalten, bis sie Beide zusammen auf die Erde niederstürzten. Darüber begannen die unten befindlichen Rüden die Luft mit ihrem Geheul zu durchdringen, und man konnte trotz des Lärmens ganz deutlich die Anstrengungen hören, die sie machten, um ihre Ketten zu zerreißen.

Rudenz, welcher zu oberst gefallen war, machte sich los aus den Händen seines Gegners, und stand schnell wieder auf seinen Füßen; aber auch Erlach erhob sich wieder bis zu den Knieen, und als er das Bellen seiner Rüden hörte, rief er sie laut zu Hülfe.

„Kommt her, ihr braven Hunde! He Brandmarck! he Grimm! — es ist Rudolf von Erlach, der Euch ruft.“

Die Hunde antworteten mit noch herzhafteren Sprüngen und noch lauteren Drohungen. Nicht ein Augenblick war zu verlieren, wenn Jobst von Rudenz sein eigenes Leben noch von Werth hielt. Wild blickte er umher, um eine Waffe zu suchen, denn sein Dolch war aus der Scheide gefallen und ihm aus dem Gesicht gekommen. Sein Auge fiel auf ein bloßes Schwert, welches an der Wand hing. Unwillkürlich griff er darnach, und als Erlach wieder auf den Füßen stand, stieß er es ihm in die Brust. Der alte Mann taumelte einige Schritte zurück, und stürzte dann mit schwerem Falle zu Boden, indem sein Blut in Strömen auf die Steine seines Herdes herabfloß. Er erhob noch einmal das Haupt und rief, auf die bluttriefende Klinge blickend, in Sterbetönen aus:

„Mutter Gottes! ist dieß mein letzter Lohn!“

Dieß waren die letzten Worte, die er sprach. Die Mordwaffe fiel Rudenz aus der Hand. Es war das Schwert, womit Erlach auf dem Schlachtfelde bei Laupen gesiegt hatte!

Er wandte sich um, stürzte aus dem Zimmer, sprang über das Geländer auf's offene Feld, und floh wie ein von den Furien Verfolgter.

Wohl mochte er fliehen, denn die Bluträcher waren ihm auf der Fährte. Er erreichte den Fleck, wo er sein Pferd angebunden, und in äußerster Hast aufsitzend, sprengte er wie rasend den Pfad hinauf, der aus dem Thale führte, und als er die Hochebene gewonnen, jagte er so schnell davon, als das gehetzte Thier ihn tragen konnte. Doch hielt er einmal still auf dem Gipfel eines Hügels, als ein entfernter Ton an sein Ohr drang. Es war das Bellen von Erlach's Rüden, es drang durch die Luft, wie die Stimme des Gerichts.

„Heult nur zu!“ — rief er aus — „heult bis ihr Euren Herrn wieder aufweckt!“

Und fort ritt er wieder in fieberhafter Eile, und bald hatte er den Wald von Kemmenried passirt, und Reichenbach weit hinter sich.

* * *

Brave, herrliche Rüden! Brandmark und Grimm! jener letzte Kampf hat Euch in Freiheit gesetzt! Seht — Eure Füße sind naß vom Blute Rudolfs v. Erlach! Das bleiche Antlitz und die leblosen Hände, welche Ihr mit Euren Zungen beleckt, können Euch nie wieder anblicken oder liebkosen. Vergebens schüttelt Ihr Euren Herrn am Kragen, vergebens stoßt Ihr mit den Köpfen gegen seinen entseelten Leib, — er ist todt — todt wie die Steine, worauf er liegt, — ermordet in seinem

Digitized by Google

Greisenalter von der Hand seines Eidams, des Ritters aus Unterwalden.

Wißt Ihr, was Mord ist? Mich dünkt, der Gott, welcher alle Dinge eingibt, hat Euch einen neuen Instinkt gegeben. Ihr seht Einer den Andern an, und ein hellerer Strahl der Vernunft kommt auf Euch herab. Ein letztes Geheul der Verzweiflung widmet Ihr Eurem erschlagenen Herrn und dann — einmüthig — stürzt Ihr aus dem Hause der Blutschuld, und wittert des Mörders Fußstapfen.

Seine Spur ist bald gefunden, und einmal gefunden, wird sie nicht wieder verloren gehen. Fort, Brandmark und Grimm! Brave Hunde! Das Blut Rudolf's von Erlach schreit zu Euch um Rache.

* * *

Die Nacht war halb verüber, und Rudenz, die Landstraße nach Soleure vermeidend, hatte die Furt von Wangen an der Aar erreicht. Er hatte sechs Meilen zurückgelegt, seit er das Reichenbacher Thal verlassen, und sein Roß, erschöpft durch den langen Weg, der noch zu der Anstrengung des vorhergehenden Tages hinzukam, konnte nicht weiter, so daß er gezwungen war, es am Ufer des Flusses zurückzulassen. „Doch das hat nichts zu sagen," — rief er aus — „ich kenne die Furt recht gut; nur erst am andern Ufer, und ich bin sicher — noch eine halbe Meile, und ich stehe innerhalb der Mauern von Falkenstein. Von Falkenstein! Und wer wird kommen und mich begrüßen? Großer Gott! die Tochter des Mannes, den ich erschlagen habe."

Er warf sich auf die Erde, und stöhnte entsetzlich. Geschwächt an Leib und Seele, möchte er wohl den Rest der Nacht zugebracht haben, wo er lag, doch abermals drang ein Ton an sein Ohr, wobei ihm ein Schauder durch alle Glieder lief, und ihm die Haare zu Berge standen. Es war das Bellen der Schweißhunde, und sein Gewissen sagte ihm, wer seine Verfolger seien.

Er stand auf vom Boden, welcher vom Fußnebel feucht war, über die Feuchtigkeit, die von seiner Stirne troff, war kälter als der Nachtthau. Er stürzte sich in die Aar, und watend, kletternd und schwimmend erreichte er in Sicherheit das jenseitige Ufer. „Verfluchte Hunde!" — rief er aus — „Euer Instinkt läßt Euch jetzt in Stich, das Wasser verdirbt die Spur." Doch entschlossen, keinen Ausweg zur Rettung unbenutzt zu lassen, oder als bezweifelte er die Wahrheit seines eigenen Ausrufes, eilte er so schnell als seine ermüdeten Glieder es zuließen, den Hohlwegen von Ober-Hauenstein zu.

* * *

Brave Hunde! Brandmark und Grimm! Euer Instinkt ist sicherer und treuer als der Mörder gedacht; oder hat die besondere Vorsehung, welche Blutschuld niemals ungestraft ausgehen läßt, vielleicht die gewöhnlichen Naturgesetze gehemmt? Ihr habt die Furt so sichern Fußes überschritten, als wäre Euer Schlachtopfer Euch völlig im Gesichte, wiewohl die Nacht dunkel ist, und die Nebel über dem Flusse liegen. Fort, fort, Eure Witterung ist wieder frisch und scharf, — noch ein tiefer, langer Schrei, und stillschweigend rennt Ihr vorwärts.

* * *

Wund an den Füßen, keuchend, taumelnd, ganz verwirrt hatte Jobst von Rudenz sich abgemüht, bis er die dunkle Schlucht von Klus erreicht hatte, und obwohl er sich fürchtete, still zu stehen, so hielt er sich doch jetzt sicher. Nur noch einige hundert Ellen weiter, und es werden die Thore der Burg, welche den Paß bewacht, sich zu seiner Aufnahme öffnen — denn der Burgwart ist ja sein Dienstmann.

Plötzlich vernimmt er hinter sich den Ton schneller Läufte und ein heiseres, aber lebhaftes Schnaufen. Seine Glieder sind schwer wie Blei, seine Hände ohne Kraft zu schlagen, dennoch wendet er sich, um seinen Verfolgern entgegenzutreten. Ein Sprung, und ihre Fänge haben ihn erfaßt, — er schreit in der äußersten Furcht, — aber der Burgwart schläft auf seinem Wartthurm, und die Rüden sind allein mit ihrer Beute.

Brave Hunde, Brandmark und Grimm! Was ist aus dem Mörder des Helden von Laupen geworden!

* * *

„Am folgenden Tage," — sagt die Chronik, welche die Geschichte der Begebenheit kurz erzählt, — „am folgenden Tage kamen die Schweißhunde mit blutbefleckten Lippen nach Reichenbach zurück, und von Jobst von Rudenz hörte man nichts mehr."

Die Cigarrenversicherung.

(Schluß.)

Vier Monate waren nach dem eben geschilderten Auftritte verflossen, und der Agent, Herr Leopold Meier, befand sich wiederum in seinem Comptoir, als ihm Don Fernando, den er seit jener Zeit nicht wieder gesehen, auch bei seinen vielfachen Geschäften bereits längst vergessen hatte, abermals einen Besuch abstattete.

„'Morgen, Herr Meier!"

„Gu'n Morgen, mein Herr! Mit wem — ah Sie sind es, Don Fernando! Seien Sie mir willkommen! Bitte, nehmen Sie Platz! Ich habe so lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, daß ich Sie in der That im ersten Augenblicke nicht erkannte. Wie geht es Ihnen denn? Gut, denke ich!

„O danke, so passabel!" lautete die Erwiderung. „Doch weßhalb ich eigentlich komme! Ich habe Ihnen

leider die Anzeige zu machen, daß meine bei Ihnen versicherten Cigarren sämmtlich verbrannt sind, und ich die Versicherungssumme zu erheben nunmehr genöthigt bin."

„Die Cigarren verbrannt?" fragte der Agent in einem verwunderten Tone. „Was Sie mir da sagen! Himmel, von diesem Brandunglück in hiesiger Stadt ist mir ja bislang nicht die geringste Kunde geworden! Wann und wie sind die Cigarren denn zu Grunde gegangen?"

„Auf eine uraeheuer einfache Weise, mein Bester. Ich habe die Cigarren in den letzten Monaten aufgeraucht und zwar mit großem Genusse. Damit Sie an der Richtigkeit dieser meiner Angabe keine Zweifel hegen können, habe ich die Cigarren stets in Gegenwart zweier hier ansässiger ehrenhafter Männer, meines Miethherrn, des Doktor Schreier, und meines Nachbars, des Buchhalters Schramme, geraucht. Die Herren haben mir über den Verbrauch der Cigarren ein Attest ausgestellt, welches ich mir erlaube, Ihnen damit zu überreichen. Nehmen Sie, bitte!"

„So, sehen Sie 'mal!" erwiderte der Agent, der zweifelhaft war, ob er lachen oder sich ärgern sollte, „der Witz ist in der That nicht schlecht, Don Fernando!"

„Wer redet von einem Witze?" sprach dieser in einem außerordentlich würdigen Tone, indeß der Agent fortfuhr: „Aber wenn Sie glauben, daß ich zahlen werde, so sind Sie doch verdammt auf dem Holzwege."

„Unter diesen Umständen werden Sie mich zwingen, die Sache beim Gerichte anhängig zu machen," entgegnete Don Ferando sehr kühl.

„Lächerlich!"

„Nicht so lächerlich, wie Sie vielleicht glauben. Das Gericht hält sich selbstredend einfach an den Wortlaut unseres Versicherungsvertrags, wonach die Waare bekanntlich gegen Brandschaden versichert ist. Dieselbe ist nunmehr durch Brandschaden zu Grunde gegangen — das Exempel ist einfach: Sie müssen zahlen, dem Vertrage gemäß."

„Ja wohl," hohnlachte der Agent, „mit Hülfe eines pfiffigen Advokaten dürfte die Angelegenheit im prozessualischen Verfahren nach deutschem Privatrecht wohl so entschieden werden; aber Sie haben anscheinend ganz vergessen, daß bei der Angelegenheit auch das Kriminalrecht noch eine Stimme haben dürfte."

„Wie so Kriminalrecht? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun auch diese Sache ist sehr einfach, wie Sie sogleich sehen werden," fuhr Herr Meier in dem angeschlagenen Tone fort. „An demselben Tage, an dem das Gericht gegen die Gesellschaft zu entscheiden sich genöthigt sähe, würde ich mie die Freiheit nehmen, Ihnen einen Prozeß an den Hals zu werfen, der Sie aller Wahrscheinlichkeit nach für geraume Zeit dem Umgange Ihrer Freunde entreißen würde."

„Mein Herr!" donnerte Don Fernando.

„Bitte, lassen Sie mich gefälligst ausreden! Ich würde Sie einfach wegen muthwilliger Brandlegung, begangen an einem gegen Feuersgefahr versicherten Gute, in Anklagestand versetzen; und nach Paragraph 25 unseres Kriminalrechts, ein Paragraph, der mir als Feuerversicherungsbeamten sehr wohl bekannt, steht auf einem derartigen Verbrechen Zuchthausstrafe von drei bis zehn Jahren. So liegt die Sache. Thun Sie jetzt, was Ihnen beliebt. Jedenfalls sind Sie übrigens verpflichtet, die Prämie für den versicherten, von Ihnen muthwilliger Weise verbrannten Gegenstand noch für das nächste Jahr zu zahlen, da unser Vertrag jährliche Kündigung der Versicherung vorschreibt. Ich werde den Betrag seiner Zeit von Ihnen einziehen lassen. — Nun, mein Herr, bestehen Sie noch auf Ihrer Forderung, und werde ich gezwungen sein, das Gericht Ihret- und — der muthwilligen Brandlegung wegen in Anspruch zu nehmen?" schloß der Agent seine Rede mit einem etwas malitiösen Blicke.

Das Gesicht des Don Fernando hatte ob dieser Auseinandersetzung eine sehr längliche Form angenommen, und leise brummte er: „Caracho, daran habe ich nicht gedacht!" Dann sich von seinem Stuhle erhebend, fing er sehr laut an zu lachen, und Herrn Leopold Meier die Hand reichend, meinte er: „Haha-hahaha, wie konnten Sie nur glauben — nein, die Geschichte ist köstlich — hahahaha, wie konnten Sie nur glauben, daß — hahahaha, die Forderung ernstlich gemeint sei! Die ganze Geschichte — hahahaha war ein Witz! Cigarren gegen Feuersgefahr versichern, und sie dann selbst rauchen. Hahaha, so 'was ist Ihnen in Ihrer Praxis gewiß noch nicht vorgekommen? Kostbarer Witz! Finden Sie nicht auch, Herr Meier? Hahahaha!"

„Famoser Witz," meinte auch dieser in dem hohnlachenden Tone von vorhin, famoser Witz! Wahrhaftig! Wir schließen doch, sobald Sie abermals Cigarren empfangen, wiederum einen Versicherungsvertrag ab? Wie?"

„Sie kleiner Schäker, Sie!" lachte Don Fernando indem er seinen Hut nahm und sich mit den Worten: „Leben Sie wohl, Herr Meier, leben Sie wohl," dem Agenten empfahl.

„Leben Sie wohl, Don Fernando," entgegnete dieser, „auf Wiedersehen."

Da kannst du warten! knurrte Don Fernando de la Fronte y Mulertos aus San Cristobal de la Habanna, der Hauptstadt der Insel Cuba, indem er das Haus des Agenten verließ, um sich nach seiner Wohnung zu begeben.

Digitized by Google

Ueber die Pflege verwundeter Bayern

entnehmen wir Nachstehendes einem aus Erlangen, 24. Juli, datirten Bericht des von der Stadt Erlangen nach dem Kriegsschauplatz ausgesendeten Unterstützungs-Komite's. Dasselbe machte sich, nachdem am Abend zuvor 12 Kisten, 15 Fässer und 2 Säcke auf die Eisenbahn gegeben worden waren, welche die Gaben der Stadt zur Erfrischung und Erquickung der Verwundeten enthielten, am Mittwoch, 18. d., Morgens früh, auf den Weg über Bamberg und Lichtenfels. Wir lassen die wackern Abgesandten, die Herren Dr. Alt, C. A. Böttiger, C. Junge und Dr. Maurer, nun selbst reden: In Koburg wurde uns mit der größten Bereitwilligkeit freie Fahrt und Transport auf der an diesem Tage zum Erstenmal wieder befahrenen Werrabahn gestattet. Abends 5 Uhr in Meiningen angekommen, war der erste Empfang, daß es hieß, „nun kommen doch auch endlich einmal Bayern, wie glaubten, die kümmern sich gar Nichts um ihre verwundeten Landsleute"; schon an der Eisenbahn saßen einige verwundete bayerische Offiziere, welche 3 Kameraden, die aus dem Spital in Roßdorf angekommen und von hier weiter befördert werden sollten, dahin in ihrem Rollwägelchen begleitet hatten. Als wir an diese herantraten, und als Landsleute zu erkennen gaben und uns nach ihren Bedürfnissen und ihrem Befinden erkundigen wollten, drückte uns der Eine mit vor Freude leuchtendem Blicke die Hand mit dem Ausruf: „Gott sei Dank, daß wir endlich einmal Leute aus Bayern sehen, wir dachten schon, es gibt keines mehr, weil wir so verlassen sind." In Meiningen liegen im Ganzen noch 31 Soldaten und 2 Offiziere, sie befinden sich in guter Behandlung, da von Seite der Bewohner Meiningens, hauptsächlich auch von Seite des Herzogs, viel geschieht; doch war der Theil unserer Gaben, den wir ihnen am nächsten Morgen zukommen ließen, bestehend aus 2 Fäßchen Bier, 1 Kiste mit Wein, Cigarren, Fleisch ꝛc. und dem Fäßchen Wein, besonders Bier und Cigarren ein heiß ersehntes Geschenk. Die Offiziere waren bei dem verunglückten Aldoffer'schen Ueberfall verwundet worden. Auch hier in Meiningen wurden wir von den Behörden auf's Freundlichste unterstützt und müssen Dieß dankend anerkennen. Donnerstag Früh fuhren wir von Meiningen ab, um nach dem ersten und zwar nach dem exponirtesten Spital Roßdorf zu gelangen. Zum Beweise, daß die Verpflegung unserer Truppen im Felde nicht so war, wie sie sein sollte, theilen wir hier die Aussagen der Wirthsleute und des Schäfers in Oepfershausen, 1½ Stunden von Roßdorf, mit: Die dortliegenden Soldaten, deren Zahl nicht gering sein konnte, wenn man annimmt, daß der Wirth 36 Mann und 12 Offiziere und der Schäfer 30 Mann Einquartierung hatte, waren mit keinerlei Lebensmitteln, nicht einmal mit Brod, versehen, die Bauern mußten schnell backen, und das kaum fertige heiße Brod wurde von den Soldaten gegessen, das den Bauern genommene frisch geschlachtete Fleisch wurde halb roh aufgezehrt. Und nur wenige Stunden entfernt, an der Werraeisenbahn, standen nach Aussagen der Leute Wägen, sogar ein ganzer Zug mit Proviant. Gleichwohl wurden uns in Meiningen die besten Zeugnisse über die Haltung und das Benehmen unserer sehr abgehetzt dort angekommenen Truppen zu Theil. Mittag 11 Uhr kamen wir in Roßdorf an und begaben uns sofort ins Spital.

(Schluß folgt.)

Charade.

1. 2.

Wir sind ein lustiges Völkchen,
Nie kömmt an die Stirn uns ein Wölkchen,
Wir lagern, die zahmen und wilden,
Uns fröhlich auf Blumengefilden;
Durch's kleinste der Thürchen zu schlüpfen,
Selbst schwerere Lasten zu tüften,
Um unserer Königin Bette
Zu tanzen in lustiger Wette,
An Menschen das Müthchen zu kühlen,
In unserem Gotde zu wühlen,
Das füllt uns mit Wonnegefühlen.

Nun rathet ach, rathet nicht Bienen,
Wir können mit Honig nicht dienen,
Wir leben im Reiche der Geister,
Um Mitternacht sind wir Meister.

3.

Ich bin so beweglich an Jenen,
Mir danken sie drollige Scenen;
Bin eine lebendige Stütze,
Zu allerlei Diensten euch nütze,
Bald doppelt, bald vorne wie hinten
Als Paar, bald vielfach zu finden;
Doch will man nicht vielfach mich haben.
Gräbt schön man von Marmor mich aus,
Das ist für die Künstler ein Schmaus.

1 — 3.

Mich haben die Künstler der Alten
Noch werther als Marmor gehalten,
Mich haben zu Salomons Tagen
Schon reisere Schiffe getragen;
Als furchtbare Waffe geboren,
Bin ich jetzt zu Bällen erkoren;
Zu feinerem Grunde für Maler,
Zum kurzen Ersatze für Thaler;
Von 1. 2. stamm' ich nicht her,
3. bin ich nicht. — Ach, das ist schwer!

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Weiland't'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 176 Freitag, 27. Juli 1866.

Der Welt Lauf.

(Eine Erzählung aus der Spinnſtube.)

Sieht man ſo manchmal, ſagte der Schmiedjakob, wie's in der Welt zugeht, ſo meint man, man müſſe dreinſchmeißen und ſchlagen! Das kommt aber unſereinem nicht zu und man muß es dem überlaſſen, der geſagt hat: Mein iſt die Rache, ich will vergelten! Und der thut's auch, das hab' ich oft und auch in der Geſchichte erlebt, die ich euch jetzt erzähten will.

Es gibt Haushaltungen, von denen im Dorf faſt Niemand plaudert. Bei meiner Seele! das ſind die übelſten nicht; ich möchte vielmehr ſagen, es ſeien durchweg die beſten. Da geht's ſo ſtill, ordentlich und gottesfürchtig her, daß auf die Zähne, auf denen Haare wachſen, kein Biſſen zum Zerbeißen kommt. So hab' ich eine gekannt.

In der Kreuzgaſſe zu Oberndorf ſteht noch heute ein ſchönes Haus mit Hof, Scheuer und Stallung, ſo geräumig und tüchtig wie wenige im Dorf. In der Zeit, von der ich reden will, bewohnte dies Haus ein dicker Bauer, aber wie geſagt, ein ſtiller Mann. Er hatte zwei Kinder, einen Sohn, der Jakob hieß, und eine Tochter, die ſie Ammichen, was eigentlich Annemariechen hieß, riefen. Die Mutter lebte auch noch und war ein Muſter einer fleißigen Hausfrau. In dem Hauſe, ſo meinte man, gingen ſie alle auf den Strümpfen, ſo ſtill war's. Man hörte kein Poltern, Schimpfen, Fluchen, und doch redeten die vier Leute recht viel mit einander, weil ſie ſich lieb hatten. Da klappte Alles in einander. Niemand ſtörte den andern, da jeder wußte, was er zu thun hatte, und dem andern in die Hände arbeitete.

Es gibt halt Leute, die meinen, wenn nicht gelärmt, geſchrieen und gehaſſelirt würde, ſo ging's nicht und könnte nicht gehen; aber da hab ich's recht klar erkannt, daß man mit dem ſtillen Weſen viel weiter und eher dahin kommt, wohin man will. Dem Peter Ackermann gelang alles und er war, obgleich er viel zu thun hatte, doch immer eher fertig als die Schreier und Lärmmacher. Was mir aber im Hauſe am beſten gefiel, das war die Kinderzucht. Alles geſchah auf's Wort. Niemals hörte ich ſchelten oder poltern. Der Sohn, der Jakob, war ein ſtiller, fleißiger Burſch. Er kam in kein Wirthshaus, ſpielte nicht, und Jedermann hatte ihn lieb, weil er höflich und manierlich war. Das Ammichen war ein gar lieblich Mädchen, fleißig und ſanft, kein Putzaff und keins, das oben hinaus wollte. Die war ganz dazu gemacht, einen Mann recht glücklich zu machen. Einen eigentlichen Schatz hatte ſie nicht. Sie war eben auch noch jung und kam nicht viel heraus.

Dazumal kam ein Förſter in's Dorf, der hier bei dem alten Förſter Gotthelf den Dienſt im Wald erlernen ſollte; denn er war ſchon in Sachſen auf einer Lehranſtalt geweſen, ich glaube in der Stadt Freiberg. Dort hatte aber der Wildfang wenig gelernt. Er gehörte einer reichen und vornehmen Familie an, hatte aber nirgends recht gut gethan. Wie es zuging, weiß ich nicht, aber er war bald ein Freund von Jakob. Die Zweie paßten eigentlich inwendig nicht zu einander und doch wurden ſie Freunde; ja, es ſah ſo aus, als habe das Herrchen die Hörner abgelaufen und wolle nun anfangen, ſachbändig zu werden, denn er führte ſich gut auf, wie Gotthelf ſagte. Man konnte ihm im Dorf auch gar nichts Unebenes nachſagen. Er ging mit dem alten Gotthelf in's Laub, überwachte die Holzhauer, die Lohſchäler und taxirte das Holz, ſchoß auch einmal ſeinen Rehbock auf's Blatt, daß es eine Art hatte. In der Zwiſchenzeit ſaß er hinter ſeinen Büchern.

Der alte Gotthelf ſagte zum alten Ackermann, zu dem er bisweilen kam: Ich begreif's nicht, was die Leute wollen! der junge Woltersdorf ſoll abſolut ein Erztaugenichts ſein, und ich kann's doch gar nicht begreifen. Der iſt ſo zahm wie ein Lämmchen, und ſo fleißig und brav, wie ich mir nur einen Menſchen wünſchen mag; verſteht auch etwas und nimmt gern Lehre an. Ihr könnt Euern Jakob ohne Sorge mit ihm gehen laſſen.

Seit ungefähr einem Monat war der junge Woltersdorf da und grad ſo lange war Ammichen bei ſeiner Goth, des Müllers Frau zu Abledorf, die gar ſehr lamentirt hatte, daß Vetter Ackermann das gute Kind einmal ſollte einige Zeit bei ihr zu Beſuch laſſen, denn ſie hatte eine Tochter gehabt und die war ihr geſtorben. Nun war es Zeit, daß das Mädchen ſollte zurückkommen. Sie wollte nicht fahren, ſondern gehen, ſo ſehr auch die Goth, die Müllersfrau, abrieth. Dem Jakob hatte ſie ſagen laſſen, er ſolle am nächſten Dienſtag bis

Digitized by Google

da und da hin ihr entgegenkommen, sie würde um vier Uhr Mittags etwa da sein.

Der Jakob sagt das dem Wollersdorf und so gehen sie miteinander dem Mädchen entgegen.

Als sie an die bezeichnete Stelle kommen, sehen sie Niemand, aber des Jägers Hund gibt Laut. Sie treten endlich um einen Haufen Büsche, in deren Mitte eine uralte Eiche steht, und siehe da, am Fuß derselben sitzt Ännchen. Sie mußte müde gewesen sein, denn sie war eingeschlafen.

Der Jakob sah sie zuerst und winkte dem Jäger. St! rief er leise, mache mir sie nicht wach!

Der tritt denn rasch, aber ganz leise herzu und sieht das Mädchen.

Man mochte aber auch selten etwas Lieblicheres und Schöneres sehen, als das holdselige Mädchen, wie es so am Stamm des Baumes saß und dawider lehnte. Das schöne Köpfchen, der aussah wie der Kopf eines schuldlosen Engels, wurde von dem rechten Arm gestützt, dessen Ellenbogen auf der geflochtenen Strohtasche ruhte. Die Linke lag auf ihrem Schooße und hielt ein Sträußlein schöner Wiesenblumen. Sie lag halb, halb saß sie im schwellenden Moos, das den alten Eichbaum umgab.

Die beiden jungen Leute standen eine Weile da und schauten das schöne Bild an, denn so kam's ihnen vor und der eigene Bruder mußte sagen, daß das Ännchen ganz geeignet war, es einem jungen Burschen anzuthun, und was er dachte, das war schon bei einem geschehen, der ganz nahe bei ihm stand. Der junge Jägersmann war, wie man zu sagen pflegt, ganz aus dem Häuschen, rein weg. Das Herz in der Brust schlug ihm Generalmarsch und doch wünschte er, das Mädchen müsse noch acht Tage fortschlafen, und er so dastehen, und sie betrachten, und er hätte es gethan und wenn die Frevler den ganzen Forst umgehauen hätten.

Sie würden ohne Zweifel auch noch lange dagestanden haben, wäre es dem Hunde nicht langweilig geworden. Der wollte jagen und gab an der Koppel Laut. Das Mädchen erwachte, sprang voll Schrecken auf und stand nun hocherröthend vor ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt in Peking.

(Fortsetzung.)

Bei der ungeheuern Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag hindurch mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Noth, wenn ein zu Fuße gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet; der letztere muß nach den mit der strengsten Pünktlichkeit eingehaltenen Gesetzen chinesischer Höflichkeit anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz sagen: Wie steht es mit Deiner Gesundheit? und ihn dann einladen, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verbunden ist, diese Frage zurückzugeben, und seinen Bekannten zu bitten, den Weg soelzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis jener sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Zeremonie dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser ganzen Zeit müssen die hinteren Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit da ist, den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wenn der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt wird, so warten die Chinesen geduldig; aber zuweilen reißt auch dem Geduldigen die Geduld, wie wir das gleich bei unserer ersten Ausfahrt erfuhren. Ein zerlumpter gemeiner Mensch in einem schmierigen leinenen Kittel fuhr auf einem halbzerbrochenen Wagen daher, an den ein magerer Esel gespannt war; er machte Halt, als er einem ähnlich gekleideten Bekannten begegnete, und hielt alle hinter ihm Fahrenden fünfzehn Minuten lang auf. Da verloren die Chinesen doch die Geduld, und forderten ihn mit lautem Geschrei auf, den Höflichkeitsbezeugungen ein Ende zu machen.

Nachdem wir drei Stunden lang durch die Straßen von Peking gefahren waren, hatten wir einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Aeußern der Stadt bekommen. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit, die Seitenstraßen aber so eng, daß zwei sich begegnende Karriolen einander nicht ausweichen können, weßhalb ein Kutscher erst immer in die Straße hineinrufen muß, ob ihm nicht Jemand entgegen komme. Jede Seitenstraße hatte vormals bei der Kreuzung mit anderen Seitenstraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten sind; diese Thore wurden damals von Wächtern, die in der Nähe in kleinen Wachthäusern wohnten, des Nachts geschlossen, und es bedurfte einer besondern Erlaubniß, um das Thor passiren zu können. Jetzt hat diese Strenge aufgehört; die Wächter rufen nur noch die bei Nacht Hindurchgehenden an, und selbst dieß geschieht jetzt selten. Bei der Gewohnheit der Chinesen, sich mit hohen Mauern zu umgeben, sind die Straßen Peking's äußerst einförmig; allenthalben dehnen sich hohe, aus halbgebrannten, grauen Backsteinen aufgeführte Einschließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter diesen Mauern spitzige, ausgeschweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder ganz eintönig sind. Nur der kaiserliche Palast ist mit verglasten grünen Ziegeln, die übrigen Wohnungen sind aber sämmtlich mit grauen, halbgebrannten gedeckt. Außer dem kaiserlichen Palaste finden sich etwa noch sieben bis acht fürstliche Paläste; alles Uebrige ermüdet durch seine Staubfarbe den Blick, und das Auge könnte durchaus auf Nichts ruhen, wenn nicht die auf den Straßen befindlichen Kaufläden die ertödtende Einförmigkeit beleb-

Digitized by Google

ten. Vor dem Eingang in eine jede Bude hängen schwarze lackirte Tafeln, die mit dicken goldenen Buchstaben beschrieben sind. Unter den Buden ist indeß durchaus kein äußerer Unterschied, und nur diejenigen, in denen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen sich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieser Buden ist fast ohne Ausnahme bis zum Dach vergoldet und mit Drachen und verschiedenen anderen Bildern verziert. Die Pracht dieser Läden ist um so auffallender, als daneben häufig eine halb eingestürzte Ringmauer, oder ein dem Einsturz drohendes Häuschen steht.

Oeffentliche Plätze und Gärten gibt es in Peking nicht; unter den Gebäuden sind nur die verschwenderisch mit Zinnober bematten Tempel bemerkenswerth. Man hätte in der That Unrecht, den Chinesen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel stehen fortdauernd leer, und nur hier und da hält es ein Beamter, der eine neue, versteht sich einträgliche Stelle bekommen hat, für seine Pflicht, alle Tempel der Stadt zu besuchen. Dabei benimmt er sich folgendermaßen. Beim Eintritt in den Tempel trägt er ein Bündel Kerzen, die aus Baumrinde und wohlriechendem Holze gemacht sind, zündet diese vor dem Götzenbild an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde; während dieser Zeit schlägt der Priester mit einem hölzernen Schlägel auf eine metallene Schale. Hat der Pilger auf solche Weise seine Andacht verrichtet, so wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. s. f. Selbst die gemeinen Leute gehen nur bei besonderen Veranlassungen in den Tempel: wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, sammeln sich alsbald Schaaren von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht bloß Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen vor dem Götzenbilde, sondern sie bringen auch Opfer dar, die aus verschiedenen Broden bestehen. Ein wahres, nicht auf Interesse berechnetes, die Seele des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chinese gar nicht. Allerdings sind in jedem Monate einige bestimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke besucht werden, aber dann strömt man nicht des Gebetes, sondern des Handels willen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waaren ausgestellt, namentlich Galanteriewaaren, und die Besuchenden spazieren von Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich unmäßige Preise fordern. Für einen Nephrit z. B., einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chinesen besonders geachtet ist, und den man zu Ringen, Tabaksdosen, Armbändern u. s. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann 250 Lan (der Lan etwas über 4 fl.) und überließ ihn mir zu 26! Hier zeigen auch Gaukler ihre Künste: der eine geht auf den Händen, der andere wirft Messer u. dgl. Gegen Abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder still bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Priester brennen dreimal am Tage eine Kerze vor jedem größeren Götzenbilde an, wobei sie sich jedes Mal auf die Erde werfen. Wenn es dem Priester nicht zu Sinne steht, diese beschwerliche Pflicht zu erfüllen, so schickt er einen seiner Schüler, der die Kerzen anzündet und sich verbeugt; und hat der Schüler nicht Lust, so thut es auch wohl ein gewöhnlicher Tagelöhner.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Pflege verwundeter Bayern.

(Schluß.)

Roßdorf selbst ist ein sehr armes Pfarrdorf; dort ist ein Schloß des Barons v. Wechmar, früheren badischen Ministers, in welchem auch die Verwundeten von dem Gutsherrn mit der dankenswerthesten Liberalität aufgenommen wurden; hier ist ein einziger Militärarzt, welcher Unendliches geleistet hat. Er war entblößt von allen Verbandstücken, ohne Betten, ja fast ohne Stroh mit 75 schwer Verwundeten zurückgelassen worden, nachdem sich unsere Armee trotz behaupteten Schlachtfeldes zurückgezogen hatte: ihn erhielt mit seinen Kranken nächst dem Guteherrn und der Mildthätigkeit Meiningens das preußische Spital Dermbach. Durch die Güte der Johanniter erhielt er Matrazen, einige barmherzige Schwestern zur Pflege und nach einiger Zeit auch vorübergehende, aber unzureichende, ärztliche Unterstützung. Hier waren unsere Gaben, hauptsächlich Bier und Wein, am Platze, es lagen daselbst noch 34 Mann mit 3 Offizieren, und alle hatten eine herzliche Freude, Landsleute zu sehen. Im Kirchhof liegen General Faust, Major Guttenberg, Adjutant v. Aufin und 60 Mann; wir besuchten das Grab unserer tapferen Landsleute, auf das wir gerne einen Lorbeerkranz niedergelegt hätten. Wo General Faust liegt, fanden wir Sträuße frischer Blumen. Mittags 2 Uhr fuhren wir von Roßdorf ab nach Dermbach, einem stattlichen Pfarrdorfe im Großherzogthum Weimar; zwischen obigen beiden Orten lag das Schlachtfeld; noch fanden wir reichliche Spuren der Verwüstung; in Dermbach, wo mehrere schön eingerichtete preußische Spitäler liegen, sind noch 15 bayerische Verwundete, die Spitäler selbst jedoch so reichlich versorgt, daß unsere Gaben nicht nothwendig waren, doch etwas bayerisch Bier wurde nicht von der Hand gewiesen; war in andern Spitälern die Freude groß, Landsleute zu sehen, so war es wahrhaft rührend, wie unsere Anwesenheit von den Bayern, die wir besuchen konnten, aufgenommen wurde; gleich im ersten Zimmer lag einer unserer braven Bayern mit durchschossener Brust; wie ein Blitz ging ein freudiger Schein in seinen Zügen auf, als wir ihm als Landsleute vorgeführt wurden, ebenso auch bei den vier anderen, die noch in

Digitized by Google

diesem Gebäude unter Feinden, aber als Freunde gepflegt, lagen. Ihnen sandten wir zwei Eimer Bier, während wir nach Roßdorf 4 Eimer und 2 Kisten mit Wein, Schinken und Cigarren abgaben. In Cella, Kalteunordheim liegen keine Verwundeten mehr, und wir kamen dann nach dem Städchen Fladungen; dort trafen wir das erste größere bayerische Feldspital mit genügender Anzahl von Aerzten und allenfalls entsprechender Einrichtung, dasselve befindet sich in einem alten Gebäude, das früher zum Getreidespeicher ꝛc. benützt wurde. Auch dort kamen unsere Gaben im höchsten Grade erwünscht, denn wenn sie auch mit dem Nothwenigsten versehen waren, so waren doch Labsale, wie wir sie brachten, selten; es liegen dort noch circa 40 Mann, darunter mehrere Preußen. Nachdem wir hier mit Sicherheit erfuhren, daß die uns weiter auf dem Wege nach Kissingen aufstoßenden Spitäler mit allem Nöthigen versehen seien, so ließen wir den Rest unserer Sachen hier. Von Fladungen führte uns zunächst der Weg nach Mellrichstadt, wo nur wenige und leicht Verwundete, und von da über Neustadt a/S. nach Münnerstadt, wo noch weit über 100 Verwundete theils in den schönen Räumen des Gymnasiums, theils in Privathäusern und dem Kloster liegen. Es befinden sich daselbst zwei vollständige bayerische Aufnahmsspitäler, mit allem Nöthigen von andern Städten auf's Reichlichste unterstützt. Zwischen Münnerstadt und Kissingen fuhren wir über das Schlachfeld bei Rödlingen und durch dieses Dorf selbst. In Kissingen sind die Verwundeten unter preußischer Behandlung und Verpflegung, wie es denn auch meistens Preußen und zwar Schwerverwundete sind; einzelne erregten durch die Art der Verwundung das tiefste Mitleiden. Von Kissingen fuhren wir am nächsten Morgen über Poppenhausen und Schweinfurt nach Erlangen zurück.

Mannigfaltigkeiten.

Die Choiera ist in Marseille mit großer Heftigkeit wieder ausgebrochen. In England dringt sie aus den Hafenplätzen in das Innere des Landes vor. In der letzten Woche sind in London nicht weniger als 33 Todesfälle durch Choiera vorgekommen, darunter 16, bei denen der Tod innerhalb 12 Stunden nach dem ersten Anfall erfolgte. In Liverpool und Southampton hat die Epidemie einen heftigen Charakter angenommen, in dem Liverpooler Spital waren bis Freitag von 40 Erkrankten 22 ihr erlegen und in Southampton nimmt die Zahl der Todesfälle zu. Zahlreiche Fälle werden aus Winsford (in Cheshire), aus Llanelly im Kanal von Bristol, aus Newcastle und South Shields gemeldet.

[Die Wunden durch Zündnadeln.] Einem Bericht des Professors Ranke über seinen Besuch der in Kissingen liegenden bayerischen Verwundeten entnehmen wir Folgendes: Bei meinem Rundgang in Kissingen fiel es mir auf, wie verhältnißmäßig viele penetrirende Wunden unserer Landsleute einen äußerst günstigen Verlauf nehmen. Nach meinen Erfahrungen im Krimkriege und meinen jetzigen Beobachtungen halte ich entschieden das olivengeformte, platte Blei des Zündnadelgewehres für weniger gefährlich als die Kugeln anderer Gewehre.

In New-York herrschte die letzte Juniwoche eine furchtbare Hitze. Das Thermometer erreichte einmal die Höhe von 94° C. 24 Todesfälle kamen in Folge dieser enormen Hitze während der Woche vor, darunter 12 durch Sonnenstich.

Charade.

Wo Moderhauch die Luft erfüllt,
Die Nacht mit Schauer sich umhüllt,
Wo Fledermäuse uns umschwirren,
Und wo Gespensterketten klirren
Dem Horcher, der bethört von Wahn,
Das zeigt des Räthsels Erste an.

Was Vorwelt vor den Blick uns stellt,
Was Geistesdunkelheit erhellt,
Was Trost in trüben Stunden spendet,
Belehrung und Erheit'rung sendet
Dem Wand'rer auf der Lebensbahn,
Das zeigt des Räthsels Zweite an.

Was man zum Angedenken weiht,
Was an die Zahl der Höhern reiht,
Geburts- und Todestag uns schildert,
Die Fehler unser Thaten mildert,
Erzählt, was Gutes wir gethan,
Das zeigt des Räthsels Ganzes an.

Auflösung der Charade in Nr. 171:
Keller.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 177 Samstag, 28. Juli 1866.

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

Den Schrecken Ammichens könnt ihr euch vorstellen, als es den hübschen aber wildfremden Förster erblickte. Sie konnte sich gar nicht fassen. Erst als sie ihren lieben Bruder sah, legte sich ihre Angst. Sie reichte ihm die Hand und sagte: Warum hast du mich so erschreckt?

Der Woltersdorf merkte wohl, daß das auf ihn zielte, und so ein Stadtfinke weiß Triller zu schlagen. Er nahm das Wort, plauderte so zuckersüß, sagte dem lieben Mädchen so viel Schönes, daß der der Kopf ganz toll wurde; aber bös konnte sie nicht werden, dafür plauderte er zu lieb und auch zu gescheidt, denn man meinte, man höre aus einem Buch vorlesen. Er gefiel ihr über die Maßen gut, und da er oft in's Haus kam, Abends das Horn so wunderschön blies, alle Tage besser. Sie lag oft bis spät in die Nacht im Fenster und hörte den herrlichen Weisen zu, die er blies, wenn die Stille der Nacht die Töne herübertrug vom Forsthause. Wie er erfuhr, daß sie Abends im Fenster liege und ihm zuhorche, weiß ich nicht; genug er erfuhr's und die Folge war, daß er herbeischlich und ein Stündchen und noch eins mit ihr verplauderte, und das gefiel Ammichen noch besser, als das Hornblasen. Kurzum, sie war in ihn verschamerirt und er in sie.

Der alte Revierförster Gotthelf war noch einer aus der alten Welt. Nicht so hochmüthig, treu einfach, und gradaus. Er schoß immer grad auf's Blatt. Der merkte bei Zeiten, wie viel Uhr es mit den Beiden war, noch ehe es die Ackermann's weg hatten. Der nahm sich's vor, dem jungen Menschen einmal den Fuß zu stellen und ihm zu sagen, wo Barthel den Most holt, nöthigenfalls auch den Kümmel zu reiben, daß er den Geruch davon lange in der Nase behielte.

Dafür war Gotthelf grade der Rechte. Er konnte sogenannte Löffeleien nicht leiden und wollte Alles ehrlich gehalten haben, was man etwa zusage.

Ging er denn einmal Morgens früh mit dem Woltersdorf hinaus und als sie in den Wald kamen, so er plötzlich stehen, sah den jungen Menschen frischweg mit seinen Falkenaugen an und sagte: Hört 'mal, junger Herr, Ihr macht mir da Jagd auf ein schönes, edles Wild, ich meine Ackermann's Ammichen, und ist doch für Euch noch eigentlich Hegezeit, weil Ihr kein Brod habt, wenn Ihr's anders ehrlich meint. Betracht' ich die Sache recht, so mein' ich, es wäre unrecht von Euch, dem herzigen Kinde den Kopf zu verdrehen. Wahrscheinlich sind's doch von Euch Possen, so Purpatzletang (pour passer le tems), wie die Bauern sagen?

Der junge Woltersdorf stand verblüfft da; das Blut stieg ihm aber in den Kamm und er sagte: Wofür haltet Ihr mich, Herr Revierförster?

Ei, sagte der, für einen jungen Menschen, der noch keine Frau braucht, darum aber auch einem braven Mädchen nicht weiß machen soll, er wolle es heirathen. Wird doch nichts draus! He? ist's anders?

Ihr habt wenig Fehlschüsse in Euerm Leben gethan, hier aber einmal einen rechten, sprach fest und männlich Woltersdorf. Ich sag' Euch, daß es mir ein Ernst ist mit dem Mädchen, das ich für vortrefflich halte und treu liebe. Sie wird meine Frau und nie eine andere!

Brav, sagte Gotthelf, wenn's an der Zeit wäre; aber — was wird Euere Familie sagen? Sie ist ein simples Bauernmädchen.

Aber mehr werth als alle Stadtdämchen! rief Woltersdorf.

Zugestanden, fuhr Gotthelf fort; allein meine Frage ist nicht beantwortet.

Um meine Familie hab' ich mich nicht zu kümmern, falls sie dagegen sein wollte. Vater und Mutter sind todt; was kümmern mich die andern? Ich stehe auf eigenen Ständern (andere Leute sagen: Füßen), fuhr Woltersdorf fort. Höchstens in einem Jahr hab' ich ein Amt und dann heirathe ich Ammichen! Dabei bleibt's. Und damit Ihr seht, daß es mir redlicher Ernst ist, so bitt' ich Euch, werdet mein Freiersmann!

Gleich? fragte erstaunt Gotthelf.

Ja, sagte Woltersdorf. Ich will Gewißheit, damit sie mir nicht ein Anderer wegschnappt.

Gotthelf reichte ihm die Hand und sagte: Ihr seid ein wackerer Mensch. Nehmt's nicht quer, daß ich in Euren Wechsel trat; aber ich hab's treu mit Euch und dem lieben Kinde gemeint. Nun laßt aber auch eines alten Mannes Rath etwas gelten. Von dem Plan steht

Digitized by Google

ab. Die langen Liebschaften sind nicht viel werth, aber sie sind noch besser, als die langen Brautschaften. Wartet, bis Ihr ein Amt habt, dann stellt das Treibjagen an. Daß Euch das Mädel treu bleibt, verbürg' ich Euch, denn sie ist in der Wolle gefärbt. Bleibt Ihr nur treu. Ich sag's Euch, wenn Ihr das Mädel sitzen lasset, so kommt mir nicht in den Bereich meiner Kugel, sie könnte sonst den Weg zu Eurem Herzen finden, das freilich in solchem Fall keinen Schuß Pulver werth wäre.

Sie redeten in der Weise noch fort und der junge Mensch folgte dem Rath des Greises, der es so treu mit ihm und seinem Ammichen meinte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt in Peking.

(Fortsetzung.)

Wenn auch die Tempel fast immer leer stehen, so sind dagegen die Gasthäuser vom Morgen bis zum Abend mit Menschen angefüllt, obgleich in jeder Straße sich deren einige befinden. Im Aeußeren zeichnen sie sich durch Nichts von den Kaufläden aus; auch bei ihnen geht eine Thür auf die Straße hinaus, und an den Seiten der Thür sind Tafeln mit goldenen Inschriften aufgehängt. Das Innere dieser Anstalten ist nach dem Range der Besucher eingerichtet, für welche das Gasthaus bestimmt ist. Für das gemeine Volk sind in einem ungeheuern Raume Tische und Schemel aufgestellt, für reichere Besucher sind besondere Zimmer bestimmt, die gewöhnlich von einer ganzen Gesellschaft gemiethet werden, welche sich darin einquartirt. Die reiche chinesische Jugend verschwendet namentlich ungeheure Summen in den Wirthshäusern, und hält es für eine Ehre, an eine Mahlzeit 200 Gulden zu wenden. Das „Verzehren" muß man hier ganz wörtlich nehmen, da das Weintrinken ganz wegfällt und der Hauptgenuß im Essen besteht. Aber was essen sie denn? Allerlei theure Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man einen kleinen Teller mit 6 Lan (24 Gulden) bezahlt. Es wird in folgender Weise zubereitet: Der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst des Kochs besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das Eis in dem Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis der Schüssel kommt daher, daß sehr wenig Köche sie gehörig zu bereiten verstehen. Im Ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für den Europäer unangenehm, denn sie bereiten Alles ohne Salz und verschwemmen es in einem Ueberfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch; nur die Braten sind sehr schmackhaft.

Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen, einander nicht zu Hause, sondern in diesen öffentlichen Anstalten zu bewirthen; nur Verwandte und genaue Bekannte laden zum Mittags- und Abendessen zu Hause ein. Bei den Traiteurs sammelt sich die Jugend, und die Alten speisen da nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören zu den Vergnügungen, welche unwandelbar auf einander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr Morgens und dauern bis 6 Uhr Abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rollen von Weibern spielen, in die Logen der Reichen und bestimmen ihnen einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus, und verlangen gewöhnlich die theuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung verhandelt haben. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Klasse gehen zu Fuß; wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Karriolen, Frauen und Töchter von Fürsten lassen sich in Sänften tragen. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thüre geht, um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine, wo möglich rothe Blume in ihrem grauen Haar stecken. Die Kleidung der Frauen zeichnet sich durch helle Farben aus, und besteht bei den Mandschurinnen hauptsächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuern weiten Aermeln. Dieser Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chinesen bekümmern sich wenig um diesen Nachtheil, da sie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Brust suchen, weßhalb die Frauen auch die Brust mit einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unserer europäischen Korsette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chinesinnen besteht aus rothen oder grünen Hosen, die mit verschiedenfarbiger Seide gestickt sind, aus einigen gleichfalls gestickten Jacken und einem reich gestickten Ueberrock. Noch mehr unterscheiden sich die Chinesinnen von den Mandschurinnen durch die Füße: letztere verderben ihre Füße nicht durch starkes Einwickeln, und tragen Pantoffeln wie die Männer, nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen

Digitized by Google

Stoffen gemacht mit Fußsohlen, die nicht weniger als vier Zoll dick sind. Die Chinesinnen dagegen binden vom fünften Jahre an ihre Füße mit breiten Bändern ein, so daß vier Zehen hinabgebogen werden, und die große Zehe darüber gebogen wird. Die Nägel dringen dadurch in das Fleisch ein und verursachen fast immer Wunden. Die unglücklichen Frauen leiden fast ihr ganzes Leben lang an dieser barbarischen Sitte; nicht eine kann auf dem ganzen Fuße stehen, und alle gehen bloß auf den Fersen. Ihr Gang ist deßhalb sehr unschön, und sie schwanken immer von einer Seite zur andern. Man stelle sich einen Fuß mit abgehauenen Zehen, mit unmäßig hohem Oberbein, einem Pferdefuß nicht unähnlich, vor, in ein farbiges mit Seide ausgenähtes Pantöffelchen mit einer ganz dünnen Sohle gesteckt, so hat man einen Begriff von dem Fuß einer chinesischen Schönen.

(Schluß folgt.)

Kriegsbilder aus Würzburg.

Würzburg, 27. Juli.

Die „N. W. Z." schreibt: Der gestrige Tag war der bewegteste, den man hier seit einem halben Jahrhundert erlebt. Schon Morgens fünf Uhr tönte von dem nur einige Stunden von hier entfernten Kriegsschauplatze heftiger andauernder Kanonendonner. Da erschienen die westlich gelegenen Berge plötzlich bedeckt mit Truppen aller Waffengattungen des 8. deutschen Armeekorps, Tausende von Wagen des rückwärts dirigirten Trains zogen in Schlangenwindungen einestheils vom Nikolausberge und von Höchberg herab, anderntheils von Veitshöchheim her durch unsere Stadt, nur einige davon brachten verwundete Freunde und Feinde. Die beängstigten Gemüther wurden von der inzwischen verbreiteten Nachricht, das Treffen zwischen Roßbrunn, Uettingen und Helmstadt sei für unsere Truppen günstig ausgefallen — anscheinend beruhigt, doch konnte der Zweifel an einem geordneten Rückzug nicht gehoben werden. Da erschienen bald darauf die Tags zuvor bei Tauberbischofsheim engagirt gewesenen Truppen des 8. Armeekorps, von allen Seiten herkommend, hungrigen Magens und mit durstigen Kehlen, aber dennoch frischen Muthes. Schon seit Wochen herumgetrieben, Nachts bivouakirend, kamen sie nirgends zum andauernden erquickenden Schlafe, die wenigen Betten in den Städtchen und Dörfern, welche sie seither passirt hatten, waren immer von den vielen das Heer begleitenden Prinzen und deren unzähliger wie überzähliger Begleitung und Dienerschaft mit Beschlag belegt; seit 24 Stunden hätten sie nun keinen Bissen gegessen, keinen Tropfen Wasser getrunken; die Opferwilligkeit der hiesigen Einwohnerschaft beeiferte sich daher, dieselben mit Speise und Trank zu versehen, viele, selbst Dienstboten, überließen ihr ganzes Mittagsessen den zurückkehrenden Kämpfern und begnügten sich mit einem Stückchen Brod; hatte ja doch die immerwährende Aufregung schon die Befriedigung eigener Bedürfnisse vergessen gemacht. Cigarren wurden in Hunderten von Kistchen alsdann unter die gelabten Kriegee vertheilt. Die Württemberger brachen in ein lautes Hurrah auf die Opferwilligkeit der Würzburger aus und manche Thräne des Dankes und der Rührung war geflossen. Ueber den Kampf selbst war nur Unbestimmtes in Erfahrung zu bringen, ein Theil kehrte im Bewußtsein eines Sieges zurück, andere äußerten sich, daß die Uebermacht des Feindes zu groß sei, und sie deßhalb ihre günstigen Positionen aufgegeben hätten. Einig aber waren sie alle über die Bravour, mit der sich die einzelnen Korps geschlagen, nicht minder über die Tapferkeit des Feindes. Die Batterie Königer soll bei Roßbrunn, gedeckt vom 9. bayer. Infanterie-Regiment, enormen Schaden durch wohlgezieltes Feuer angerichtet haben. Bei einem Stellungswechsel gerieth jedoch ein Geschütz in einen Sumpf, die Bedeckung arbeitete mit größter Anstrengung zur Rettung desselben, wurde inzwischen von Preußen umringt, von den herbeigeeilten Jägern aber wieder mit einem Verluste von 35 Mann befreit. Das 5. und 10. Infanterie-Regiment wurden halb aufgerieben, das erstere verlor seine Bagage, erbeutete dagegen preußisches Gepäck in Masse, so wie einige Wagen mit Geweheen. Uettingen mußte beschossen werden und hat in Folge dessen schwer gelitten. Im hiesigen Schullehrer-Seminar liegen 20 schwer verwundete preußische Husaren, unter ihnen 19 Familienväter, mehrere Verwundete sind bereits ihren Schmerzen erlegen. Da die hiesige breite steinerne Brücke nicht ausreichte, hatten die württembergischen Pioniere unterhalb Würzburg zwischen Talavera und der Westendhalle mit erstaunlicher Schnelle eine Schiffbrücke geschlagen, über die lange Reihen von Truppen den ganzen Tag über gingen. Die württembergische Kavallerie hatte sich vorher dicht daran eine Furth ausfindig gemacht und ritt durch den Fluß; derselben folgte ein Viehtransport schwimmend nach. Alles dieß bot ein unvergleichlich kriegerisches Bild. Nachmittags nun trafen auch einige Divisionen bayerischer Truppen ein, die Lebensmittel und Getränke fingen gegen Abend an selten zu werden, mehrere Restaurationen und Bierlokalitäten mußten gänzlich geschlossen werden. Nur wenige Truppen blieben hier, alle anderen zogen östlich, mit ihnen die Hauptquartiere des 7. und 8. Armeekorps, die das anderthalb Stunden von hier gelegene Rottendorf bezogen. Noch spät Abends trafen Boten aus den aller Naturalien entblößten Ortschaften ein mit der Bitte um Verabfolgung von Lebensmitteln, es konnte jedoch nur das Nothdürftigste noch befriedigt werden. Abends trafen noch zahlreiche schwer verwundete Preußen hier ein, die sofort bestens in Pflege

Digitized by Google

genommen wurden; die Lateinschule, das Gymnasium und andere Schulen mußten zur Unterbringung der Verwundeten plötzlich geräumt werden. Das bayerische Hauptquartier befindet sich in Kitzingen. Bei den heftigen Kavalleriegefechten, welche gestern in der Richtung gegen Helmstadt circa 3 Stunden von hier von unseren Kürassieren und Chevaulegers gegen die blauen Husaren geliefert wurden, wurden viele Karabiner, Pallasche und Husarenmützen, so wie namentlich viele gefangenen Pferde mitgebracht.

Die Legung des atlantischen Telegraphenkabels.

London, 28. Juli.

Gestern Abend um 5 Uhr war das große Werk der Legung des atlantischen Telegraphenkabels, an dessen Zustandekommen so Viele gearbeitet und Millionen gezweifelt hatten, glücklich zu Ende geführt, und es blieb nur noch die verhältnißmäßig leichte Aufgabe zu lösen übrig, das Hauptstück mit dem stärkeren Uferende zu spleißen. Um 8 Uhr 43 Minuten war auch diese Arbeit gethan und von da flogen Gratulationsdepeschen mit Blitzesschnelle zwischen Neufundland und Valentia (Irland) hin und zurück. Die Isolirung ließ nichts zu wünschen übrig, die Signale kamen rasch und deutlich, das Kabel hatte, seit das überschüssige Stück abgelöst war, an Kraft merklich gewonnen. Heute um 2 Uhr 30 Minuten Morgens beförderte es folgendes Telegramm herüber (vom Ingenieur Booch an den Fabrikanten Glaß): „Unser Uferende ist eben gelegt worden und ein überaus vollkommenes Kabel stellt, mit Gottes Segen, die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Amerika her. Ich kann nicht Worte genug finden, um meine Anerkennung für den unermüdlichen Eifer und die ernste, freudige Weise auszudrücken, mit der alle an Bord Befindlichen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, die ihnen anvertrauten schweren und harten Pflichten in ihrer betreffenden Sphäre erfüllt haben. Ihre unermüdliche Thatkraft und wachsame Sorgsamkeit durch Tag und Nacht, die während der letzten beiden Wochen zur Durchführung des Werkes in Anspruch genommen werden mußten, können nur von Denjenigen vollständig verstanden und gewürdigt werden, der, wie ich, Augenzeuge gewesen ist. Alle haben sie getreulich ihre Schuldigkeit gethan und freuen sich des Erfolges und schließen sich mir an in meinen Glückwünschen an unsere Freunde in England, die in verschiedener Weise bei der Ausführung dieses großen Werkes mitgeholfen haben." — Nachdem heute und morgen weitere Versuche mit dem Kabel angestellt und die nöthigen Apparate an Ort und Stelle gebracht sein werden, soll es übermorgen dem Verkehr übergeben werden. Die bereits in Masse vorgemerkten Depeschen sollen genau in der Ordnung, wie sie abgeliefert worden sind, befördert werden. Der Tarif ist zur Stunde noch nicht ausgegeben, doch wird, wie wir erfahren, der Satz für eine Depesche von zwanzig Worten 20 L. Sterl. betragen, und je 1 L. für jedes weitere Wort. Depeschen unter 20 Worten werden, wie verlautet, gleichfalls mit 20 L. bezahlt werden müssen. Ob diese Gebühren nicht zu hoch gegriffen sind, wird die Zukunft lehren. Vorerst darf man sich der ungetrübten Freude überlassen, daß das große Problem befriedigend gelöst ist. Den Engländern geziemt der freudige Stolz, mit dem sie die Vollendung eines Werkes begrüßen, welches, dreimal mißlungen, immer wieder von ihnen aufgenommen wurde, und für ihre Beharrlichkeit, wie für ihr mechanisches Genie ein ehrendes Zeugniß ablegt.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein entsetzliches Unglück.] In Valparaiso hatte vorigen Monats ein Deutscher Namens Flach mit einem von ihm gebauten Boote, das unter der Oberfläche des Wassers als Torpedo verwandt werden sollte, verschiedene erfolgreiche Experimente gemacht, dann eine Anzahl Freunde an Bord genommen, um mit ihnen weitere Experimente zu wiederholen. Unter diesen Personen befanden sich der 14jährige Sohn Flach's, die Deutschen Valentin Baum, Gustav Maas, August Warmuth, Hermann Schmidt und Ludwig Grünwintel, zwei Bürger von Valparaiso, Namens Adolof Putgar und Francisco Rodriguez, so wie zwei Franzosen. Mit diesen Personen fuhr Flach weiter in den äußeren Hafen hinaus nnd versenkte dann das Boot im 30 Faden tiefen Wasser, aus welcher Tiefe es nicht wieder zum Vorschein gekommen ist.

Charade.

Die Sylben Eins und Zwei
Befruchten Flur und Au'n,
Die Dritte und Vierte sind
Bald da, bald dort zu schau'n.
In Häusern, wie in Kirchen,
Auch außerdem bei Brücken,
In Büchern und bei Wilden
Könnt Ihr sie auch erblicken.
Meist um die Sommerzeit
Erscheinet uns das Ganze,
In wunderschönem Glanze.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 178 Montag, 30. Juli 1866.

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber immer inniger wurde das Band zwischen beiden, und es schien, als sollte das wahr werden, was in dem alten Liede steht:

Es war einmal ein junger Knab',
Der liebt sein'n Schatz ein ganzes Jahr;
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.

Die alten Ackermann's wußten's und billigten's, denn der alte Gotthelf hatte ihnen seine Unterredung mit Woltersdorf gesagt. Auch alle Leute im Dorf wußten's und gönnten dem lieben Ammichen sein Glück, denn es überhob sich nicht und blieb so demüthig wie allezeit.

So floß noch ein Jahr hin und Ammichen galt überall für des jungen Forstmanns Braut.

Da kam plötzlich ein Dekret, das ihn zum Forstaktuar in einer Stadt ernannte, die etwa dreißig Stunden weit weg war. Es war im Herbst, als das kam.

Wer das Leid gesehen in der Scheidestunde, der mußte glauben, daß weder die Zeit noch die Entfernung noch andere Mädchen dieß Band treuer Herzen jemals trennen könne.

Er gelobte ewige Treue. Sie war ganz außer sich vor Leid. Bis zu Pfingsten komm' ich wieder, sagte er, und dann gehst du als mein liebes Weib mit mir von dannen. Mit solchen Gedanken schied er, denn ein Aktuar kann schon eine Frau ernähren und Woltersdorf war reich, er hatte etwas zuzusetzen im Nothfall, und Ammichen war auch nicht arm, wie ich Euch sagte. Vom Aktuar zum Revierförster ist auch nur ein Schritt und es waren gar viele alte Leute im Dienst, die bald abgängig wurden.

Woltersdorf schrieb oft und alle seine Briefe waren voll Lieb und Treu. Nach und nach kamen aber die Briefe seltener und er klagte über ganz erstaunlich viele Arbeit, die er habe. Dem alten Gotthelf wurde es unheimlich, obwohl in Ammichens Seele kein Zweifel kam.

Gotthelf hatte den Woltersdorf lieb. Er hielt viel auf ihn, aber jetzt kamen dennoch beängstigende Gedanken über ihn. Er machte den Prozeß kurz und stich auf die Socken und ging zu ihm. Als ihn Woltersdorf sah, gerieth er etwas in Verlegenheit und das fiel dem Alten auf; dennoch war Alles liebs und guts, wie man sagt. Er zeigte ihm den Forst und Alles, was sehenswerth war und führte ihn dann auch zu seinem Revierförster. Man konnte es sehen, daß da der Herr Aktuar wohl gelitten war, besonders bei der seinen und schönen Tochter, mit der er auch gar nicht übel zu stehen schien.

Gotthelf hatte scharfe Augen.

Abends sagte er zu Woltersdorf: Als ich schied sah ich in ein paar Augen, die dick voll Thränen standen. Sie waren schöner, aber nicht so verlockend, als die zweie, in die Ihr heute so oft geblickt habt. Denkt Ihr auch noch an die lieben, treuen Augen, die Euch einst so wohlgefielen?

Woltersdorf gerieth in Verlegenheit. Er vermaß sich hoch und theuer, daß er Ammichen liebe und sie bald heimführen werde.

Gotthelf kam betrübt heim. Zwar hatte er beim Abschied den Aktuar an seine Pflicht gemahnt mit Worten voll Kraft und Wahrheit, aber er mißtraute.

Nicht weit vom Dorfe, wo man noch die letzten Häuser sah, stand ein gar reicher Brunnen köstlichen Wassers. Als Gotthelf zurückkam, nahte er sich dem Brunnen zwar, aber der hier nahetretende Wald verbarg ihn noch.

Ammichen stand allein am Brunnen, sie lehnte wider der Umfassungsmauer und hielt ein sogenanntes Gänseblümchen in ihrer Hand, das man auch ein großes Maßliebchen nennt. Traurig stand sie da und riß eins der weißen Blüthenblättchen, die um den goldgelben Kreis in der Mitte stehen, nach dem andern aus und sagte dabei, wie es die Mädchen zu thun pflegen Er liebt mich, von Herzen, ein wenig, gar nicht.

Das ist so ein Spiel, sagte Schmiedjakob, aber die Mädchen haben den Aberglauben dabei, es thue ihnen kund, wie es um das Herz des fernen Liebsten stehe.

Und als sie das letzte Blättchen abriß, kam es auf die Wörtchen: Gar nicht! — Da faltete sie die Hände vor dem treuen Herzen, sah gen Himmel und in den treuen blauen Augen perlten heiße Thränen. So stand sie lange und es war, als ob sie die ganze Welt vergessen. Darauf wusch sie sich die rothgeweinten Augen aus und ging raschen Schrittes mit ihrem Wasser dem Dorfe zu.

Digitized by Google

Der ehrliche Gotthelf hatte das mit angesehen und es war ihm ein Schwert durch die Seele gegangen. Armes, gutes Kind, sagte er zu sich, du hast da in dem kindischen Spiel leider die Wahrheit vernommen! Er saß lange da, denn es erfüllte seine Seele ein heiliger Zorn. Er eilte heim und schrieb an Woltersdorf, was er gesehen und noch mehr, was ihm ins Herz fahren mußte, wie ein feuriger Pfeil.

Es war zu spät!

Als nämlich die Geschwister Woltersdorf hörten, er wolle ein einfaches Bauernmädchen heirathen, da empörte sich der Stolz der vornehmen Leute gegen solche Heirath. Sie setzten ihm gewaltig zu und machten, daß er so weit von Oberndorf wegversetzt wurde. Aus den Augen, dachten sie — aus dem Sinn! Leider hatten sie da nicht falsch gerechnet. Er kam dorthin und die Frau Revierförsterin fand eine Verheirathung ihrer einzigen Tochter an den jungen und reichen Aktuar sehr anmuthig. Da wurden denn alle Segel aufgespannt und der leichtsinnige junge Mensch ging in die Falle. Er vergaß das liebe Mädchen und — acht Tage nach Gotthelf's Heimkehr nach Oberndorf war seine Hochzeit, denn seine älteste Schwester kam mit ihrem Manne zu ihm auf Besuch und die machten's schnell fertig.

Ammichen wußte es nicht, aber sie ahnte es, bis es ihr die Eltern nicht mehr verheimlichen konnten.

Das sanfte Mädchen trug stille ihr Weh. Sie verbarg vor ihren Eltern, vor Jakob ihre Thränen; nur die stille Nacht sah sie; aber sie blühte ab wie die junge Rose, in deren Herz ein Wurm nagt. Bleich wie eine Lilie wankte sie dahin, bis endlich der Tod ihrem Leiden ein Ende machte, und der Doktor sagte, sie sei am gebrochenen Herzen gestorben.

O, wie waren ihre letzten Stunden so rührend! Gotthelf, der sie wie ein Vater liebte, saß mit ihren Eltern und Jakob bei ihr. Sie betete für ihn: daß Gott ihm ihren Tod vergebe und es ihm wohlgehen lasse. Sie flehte: fluchet ihm nicht, zürnet ihm nicht. Ich habe ihm vergeben, vergebet auch ihr ihm! Besonders bat sie Gotthelf, dessen Jähzorn sie kannte, ihr zu versprechen, daß er ihm auch vergebe und ihm nicht zürne, und dann nahm sie von allen rührenden Abschied und hauchte ihr Leben in einem Seufzer aus.

Ein solches Leid war nicht in der Welt! Alle Leute im Dorfe nahmen herzlichen Antheil. Obgleich Ammichen noch sterbend gesagt: ach, fluchet ihm nicht! — so traf ihn doch tausendfacher Fluch.

Aber im Himmel ist einer, der weiß die Schändlichen zu fassen, die eines Mädchens Herz brechen und es um Glück und Frieden bringen!

Hätte ihn der zürnende Gotthelf vor sein Rohr gekriegt, wer weiß, was der alte Mann in seinem Grimm gethan hätte; aber er war bei Ammichen, als sie starb, und ihr Wort machte ihn mild. Ueberlaßt ihn Gott! sagte er. Der hat gesagt: Mein ist die Rache, ich will vergelten!

Und Gott hat ihn erreicht.

Der alte Gotthelf schrieb ihm einen Brief, worin er ihm Ammichens Tod meldete und ihm sagte: er habe sie gemordet.

Das traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Seitdem war er wie ein verscheuchtes Huhn. Er mied die Menschen. Er ging überall allein und seufzte. Zu Haus hatte er nichts. Seine Frau war ein Zankeisen, so ein Hausdrache, die ihm jede Freude vergällte. Seine Kinder starben ihm alle dahin.

Immer düsterer wurde er seitdem. Unglück auf Unglück traf ihn. Er hatte gemeint, der Revierförster sei reich, aber der hatte Schulden wie ein Major, die Woltersdorf mußte bezahlen helfen. Das hätte nun weniger gethan, aber an seiner Seele nagte Gotthelf's Brief wie ein Geier. Er hatte nirgends Ruhe und Frieden. So zehrte er ab, daß er am Ende ein bloßes Gerippe war, und starb dann mit dem traurigen Bewußtsein, daß seine herzlose Frau nicht sonderlich um ihn trauern würde.

Ja, das Gewissen ist ein nagender Wurm. Wohl dem, den es nicht beißt.

Schmiedjakob schwieg. Alle sahen sich still an und die Frauen und Mädchen nickten einander zu, und manche zerdrückte eine Thräne.

Schmiedjakob aber sagte: Das ist so der Welt Lauf; aber wehe dem Treulosen, der ihm folgt! Ein Herz elend machen ist eine Teufelei, und glaubt mir, Gottes Arm ist noch nicht verkürzt. Mag sich ein Leichtsinniger darüber hinaussetzen — immer kann er's nicht und — den Frieden im Herzen kann man nicht kaufen! Selbst nicht mit dem Gelde einer reichen, vornehmen Frau!

Wie ging's denn Ackermann's? fragte Kathrinchen.

Sie legten ihre grauen Häupter mit Herzeleid in die Grube, sagte der Schmiedjakob, und ihre alten Tage waren Tage tiefen Leides. So glücklich sich auch der brave Jakob verheirathete, immer nagte Ammichen's Tod an ihren Herzen, bis auch sie brachen.

Gotthelf raufte an ihrem Grabe seine grauen Haare und rief: Mußte ich das erleben!

Ein Aufenthalt in Peking.

(Schluß.)

Versucht aber einmal, einem Chinesen die Dummheit dieser Sitte zu beweisen, er lacht Euch gerade in's Gesicht, und ist fest überzeugt, daß die Schönheit dieses kleinen Füßchens mit Nichts zu vergleichen ist. Vergebens wendete der kluge Kaiser Kang-hi alle Kräfte an, China aus seinem tausendjährigen Schlafe zu wecken, und wollte auch diese barbarische Gewohnheit ausrotten,

indem er den mit dem Tode bedrohete, der die Füße seiner Töchter durch Einschnüren verunstalten würde. Die furchtbare Maßregel konnte die Kraft der Gewohnheit nicht brechen, und der Kaiser war genöthigt, sein Gesetz unausgeführt zu lassen und bloß zu verordnen, daß die Frauen und Nebenweiber des Kaisers und selbst der Fürsten nur aus den Töchtern der Mandschuren*) genommen werden sollten.

Das Ausgehen einer reichen Mandschurin oder Chinesin geschieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran zieht ein Reiter; hinter ihm führt der Kutscher das an einen zweirädrigen Karren gespannte Maulthier am Zügel; Dach und Seiten des Wagens sind mit blauem Tuch verhängt, in welchem auf jeder Seite Stücke von schwarzem Sammt und Glas eingenäht sind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche denselben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man steigt von vorn ein und aus der Equipage, weßhalb auch jedesmal der Kutscher das Maulthier ausspannt; die an den Seiten gehenden Leute führen die Karriole bis hart an die Treppe, lassen die Stanzen auf die Stufen der Treppe nieder, und wenden dann sogleich der Equipage den Rücken, indem sie nach chinesischer Sitte der Herrin nicht in's Gesicht schauen dürfen. Dann steigt die gewöhnlich vorn sitzende Dienerin auf den Boden herab, stellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin aussteigen. Bei der Abfahrt wiederholt sich dieß. d. h. zuerst setzt sich die Frau und die Dienerin hinein, dann spannt der Kutscher das Maulthier vor und die Kortege folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt des Mannes besteht in der großen Anzahl Reiter, welche die Karriolen begleiten. Diese Anzahl steigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin besteht das Gefolge? Die zwei oder drei Vordersten sind noch ziemlich gekleidet, die Andern aber haben Lumpen an und schleppen sich auf dürren lahmen Maulthieren fort; der Hochmuth gestattet aber dem Chinesen nie, beim Ausfahren die Zahl seiner Diener zu beschränken, obwohl die Unterhaltung dieser müßigen Schaar sehr hoch zu stehen kommt.

Die Straßenbewegung in Peking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. Sommers um 4 Uhr, Winters um 6 Uhr Morgens. Zuerst erscheinen in den Straßen die Beamten, die mit Akten in den Palast gehen, und dann die Kleinhändler mit Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung nimmt allmählig zu, und gegen sieben Uhr Morgens sind alle Straßen mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt. Der Chinese, wenn er Morgens aufsteht, wäscht sich auf besondere Weise: er taucht ein ganz kleines Handtuch in warmes Wasser, das man ihm in einer kupfernen Schaale bringt, und reibt sich Kopf und Hände damit. Nach dem Waschen trinkt er Thee, ohne vorher irgend religiöse Gebräuche vorzunehmen; nach einer oder anderthalb Stunden, nämlich um neun Uhr, setzt er sich zum Mittagsmahl nieder, und geht dann seinen Geschäften nach. Um zwei Uhr kommen die Beamten aus dem Bureau, und gehen dann in's Theater oder machen Besuche. Um fünf Uhr kommen sie nach Hause zurück, um zu Abend zu speisen, und um neun oder zehn Uhr legt man sich schlafen. Um diese Zeit herrscht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille, und nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die an niederen Säulen befestigt sind. Bei Nacht finden keine Aussichten und Patrouillen statt; die Wächter schlafen ruhig in ihren Wachtstuben, und nur zuweilen, wenn sie gerade einmal aufwachen, rufen sie einem verspäteten Fußgänger zu: Na-erl? (Wohin gehst du?); der Wanderer antwortet: Zjä-kai (Nach Hause!) und setzt ruhig seinen Weg fort. Räubereien und Gewaltthaten kommen nie auf der Straße vor; aber Diebe schlüpfen nicht selten in die Fenster der reichen Häuser hinein und bestehlen die Unvorsichtigen auf eine sehr geschickte Weise.

Bekanntlich sind die Chinesen die ärgsten Memmen auf der Welt, und entschließen sich nie, mit den Waffen Jemand anzufallen, oder auch nur sich zu vertheidigen, so lange noch irgend eine Möglichkeit da ist, sich davon zu machen. Aber es kommt doch auch vor, daß selbst diese Schafsnaturen in eine rasende Stimmung gerathen, und dann sind sie zu Allem fähig. So waren wir in den ersten Zeiten unseres Aufenthalts in Peking Zeugen eines Straßenauftritts. Zwei gemeine Chinesen, die auf einen dritten durch irgend Etwas erbittert waren, geriethen in eine unbeschreibliche Wuth und begannen auf den Unglücklichen mit dicken Prügeln loszudreschen. Der arme Mensch, welcher einige harte Schläge auf den Kopf erhalten hatte, fiel besinnungslos zu Boden, aber seine erbitterten Feinde fuhren nur um so mehr fort, ihre Bosheit an ihm auszulassen. In einem Augenblick sammelte sich eine ungeheure Menge Zuschauer um sie und war bemüht, dem unmenschlichen Dreinschlagen durch Schreien ein Ende zu machen; aber keiner entschloß sich, die Leute mit Gewalt zu trennen. Nach einigen Minuten erschienen „die Wächter der guten Ordnung", d. h. die Polizeidiener, aber auch diese scheuten sich vor dem furchtbaren Anblick, den funkelnden Blicken und wohl noch mehr vor den dicken Prügeln der Erbitterten, und warteten, bis diese ihre Wuth gesättigt hatten und mit dem Schlagen aufhörten. Dann erst wagten sie einzuschreiten, banden den beiden Uebelthätern, ohne den geringsten Widerstand zu erfahren, die Hände und führten sie vor die Behörde.

*) Bei einem inneren Regentenkriege China's wurden die Mongolischen Mantschu's im Tamurlande zu Hülfe gerufen, die ihr eigenes Oberhaupt Kang-hi zum Kaiser machten, 1662, und seitdem über China herrschten.

Das Seegefecht bei Liſſa.

Dem Briefe eines Maſchiniſten Sr. Maj. Panzerfregatte Don Juan d'Auſtria entlehnt die „Trieſter Zeitung“ den folgenden Bericht über die Seeſchlacht von Liſſa: „Geſtern (19.) Nachmittag erhielt die Flotte den Befehl, von Faſana nach Liſſa zu fahren und die Inſel zu entſetzen, welche, jedoch erfolglos, von den Italienern bombardirt wurde. Heute (20.) Morgens 10 Uhr iſt uns die feindliche Flotte zu Geſicht gekommen; ſie war unter Liſſa bei Porto Carober (?) und ausgedehnt bis Scoglio S. Andrea. Auf jeden Fall war das Benehmen des Admirals Perſano ein keineswegs aufmerkſames, denn im dichten Nebel überraſchten wir die italieniſche Flotte. Die Unmöglichkeit einſehend, ſich zurückziehen zu können, und auch hoffend auf ſeine Uebermacht, eröffnete Contre-Admiral Vacca gegen uns um halb 11 Uhr mit dem Re d'Italia (Panzerſchiff) das Feuer. Italieniſcherſeits waren 14 Panzerfregatten, 7 große Holzfregatten und 3 Kanonenboote, öſterreichiſcherſeits 7 Panzerfregatten, 1 Linienſchiff, 6 Fregatten, 7 Kanonenboote und 4 Aviſos. Jedenfalls waren wir die Schwächern an Schiffszahl und Größe, ſo wie auch an Kanonen. Contre-Admiral Tegetthoff ließ die Italiener ſchießen; plötzlich veränderten unſere Panzerſchiffe die Front, und ein horizontal konzentrirtes Feuer belehrte die Italiener, was es heißt, Dalmatien anzugreifen. Bald waren alle Schiffe im Gefecht. Dem Linienſchiff wurde der Fockmaſt und der Rauchfang weggeſchoſſen, doch wirkten ſeine Breitſeiten ſo verheerend, daß die beiden Fregatten, die es angegriffen, das Weite ſuchten. Um halb 12 Uhr greift unſer Admiralſchiff eine italieniſche Panzerfregatte an, und zwar mit dem Sporn, eine Viertelſtunde darauf ſinkt dieſe unter Hurrah unſerer Mannſchaft. Gleich nach dieſem Erfolge greift unſer Kommandant Ritter von Wipplinger das Admiralſchiff „Re d'Italia“ mit einem konzentrirten Granatenfeuer an und ſchießt es mit zwei Lagen in Brand. Kanonenboot „Seehund“ hat 130 Gefangene von der geſunkenen Fregatte an Bord. Um 2¼ Uhr explodirte „Re d'Italia“ mit einem furchtbaren Krach und verſchwand in der See. Sodann nicht Rückzug, ſondern Flucht der Italiener; ſie gehen heim, zerſchoſſen, und geſchlagen mit Verluſt von zwei Panzerfregatten. Unſere Mannſchaft, Offiziere, Kommandant, haben ſich ritterlich gehalten. Tegetthoff ſignaliſirt: „Don Juan d'Auſtria“ („Erzherzog Max“ ſo viel wir wiſſen) hat die Fregatte „Re d'Italia“ in Grund gebohrt. Verwundete an Bord haben wir nicht einen. Unſer Schiff hat ſich bewährt, der Panzer iſt ausgezeichnet, ſonſtige Merkmale im Holz haben wir genügend. Verluſte auf der Flotte keine weſentlichen; einige weggeſchoſſene Raaen oder ſonſtige Treffer, welche nicht der Mühe werth, ſind nicht zu beachten. Um 12 Uhr fuhr das Linienſchiff nach Liſſa, um den Sieg zu melden, denn um dieſe Zeit war der Sieg unſer und die Italiener waren im Rückzuge. Zwiſchen der Inſel Liſſa und S. Andrea waren während des Gefechtes einige Schiffe, deren Flagge man nicht erkennen konnte.“

Nach dem Tode des Linienſch.-Kapt. Klint übernahm, wie der „Trieſter Zeitung“ mitgetheilt wird, Linienſch.-Lieut. Schröder das Kommando der Novarra und führte daſſelbe mit ſolcher Präziſion, daß man in der Batterie nicht einmal wußte, daß der Kommandant gefallen ſei. Fregatten-Kapitän T. Oeſterreicher, Kommandant des Raddampfers Eliſabeth, zeichnete ſich durch große Unerſchrockenheit aus, indem er quer durch die feindliche Linie fuhr und mit ſeinen vier 48-Pfündern lüchtig umherarbeitete. Das Telegramm Seiner Majeſtät des Kaiſers an den Vize-Admiral Tegetthoff in Liſſa lautet: „Ich ernenne Sie zum Vize-Admiral; Meinen Dank den Offizieren und der Mannſchaft Meiner tapfern Flotte. Ich erwarte die Vorſchläge über die zu verleihenden Auszeichnungen.“

Mannigfaltigkeiten.

[Panzerhemden.] Berliner Häuſer (M. Schleſinger) machen große Geſchäfte mit gefütterten Panzerhemden à 12 Thaler. Der Panzer beſteht aus 12,000 einzelnen kleinen Ringen von galvaniſch-verkupfertem Eiſen. Sie ſollen ſehr leicht und bequem zu tragen ſein.

Räthſel.

Die Erſte kommt — wer weiß es nicht
Stets vom geſtörten Gleichgewicht.
Sind die zwei Andern gut beſtellt,
Dann giltſt du viel in aller Welt;
Das Ganze lebt in Saus und Braus,
Und imponirt mit Prunk und Pracht
Doch während es viel Erſtes macht,
Sieht's mit dem Zweiten windig aus.

Auflöſung der Homonyme in Nro. 172:
Gericht.

Redakteur Guſtav Meſſert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'ſchen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 179 Dienstag, 31. Juli 1866

Ein verlornes Kind.

Von J. Mälter.

I.

Ende der Vierziger Jahre zogen, wie aus anderen Gegenden, so auch aus dem Aargau, viele Leute der neuen Welt zu. Es war nicht, wie in Deutschland und anderwärts, die Mißregierung, welche sie aus dem Lande trieb, vielmehr waren hier die Kartoffeln mißrathen. Der Verdienst ging schlecht. Es war eine mangelbare Zeit. Einzelne drückte der Schuh noch anderswo. So war's beim Gontenhannes nicht eben die Noth, welche ihn bewog, die Heimath mit der Fremde zu vertauschen. Er hatte sein eigen Haus und Land und für sich nnd seine Familie sein gutes Auskommen. Allein schon seit Jahren hatte er seinen Kopf und sein Herz in Amerika. Er las schon seit Jahren Bücher und Schriften, welche das dortige Leben zum Theil in rosigen Farben darstellten. Er wäre wohl schon längst gegangen, wenn sich nicht seine Frau, das Aenneli, widersetzt hätte. Das war eine Frau, welche den Kopf, wenn auch nicht auf dem gleichen Platz, wie ihr Mann, doch auf dem rechten Fleck hatte. Seiner Reiselust und seinen Reiseplänen setzte sie die Liebe zur angestammten Heimath entgegen. Denn sie war eine gute Patriotin, die den Glauben hatte, es sei nirgends schöner und besser, als in der Schweiz; es käme ihr, sagte sie, fast als eine Schlechtigkeit vor gegen ihre Kinder, wenn man ihnen die Heimath und die Freundschaft nähme, welche sie hier besitzen, eine Heimath, für welche doch die Vorväter, wie man lese, nicht umsonst so viel gestritten und so viel gelitten. Daneben hätten sie sich über ihr Vaterland nicht zu beklagen, sie hätten bis jetzt ihr ehrliches Auskommen gehabt und keinen Mangel gelitten, was man mehr wolle? Wenn es der Geis zu wohl sei, so scharre sie, sage das Sprüchwort; es wäre ein Uebermuth, wenn sie sich an ihrer Sache nicht genügen ließen, sondern nach Mehrerem und nach hohen Dingen trachteten.

Dem Patriotismus seiner Frau setzte der Gontenhannes seinen Kosmopolitismus, sein Weltbürgerthum entgegen. Er wüßte nicht, warum man eben auf dem Flecke lebenslang bleiben müßte, auf dem man geboren sei, die ganze Erde sei des Menschen Heimath und ihm als Gebiet seiner Herrschaft angewiesen vom lieben Gott. Man wäre doch ein Narr, wenn man nicht zugriffe, wo man's besser haben könne. Eben an seine Kinder denke er und an ihr Glück, wenn er fort wolle. Hier kämen sie doch nicht weiter und müßten an dem gleichen Höflein hängen, das für ihn schon zu klein sei.

Krieg hatten die Eheleute deßwegen nicht, sondern es war eine friedliche, oft spaßige Diskussion, welche die Zwei drei Jahre lang über den Gegenstand führten und in welchem jeder Theil dem andern das Thema von verschiedenen Seiten beleuchtete. Der Mann erklärte von vornherein der Frau, es falle ihm nicht ein, sie zum Mitgehen zu zwingen, sie müsse sich freiwillig dazu entschließen. Und die Frau hinwiederum sagte, sie wolle es nicht erzwingen, da zu bleiben, sie hoffe, er werde doch noch ihrer Meinung werden, und wenn das nicht möglich sei, wenn er doch seinen Kopf immer nur drüben habe, so sei's am Ende besser, sie gehen.

Es wäre wohl schwerlich so bald zu einer Ausgleichung der entgegenstehenden Meinungen gekommen, wenn die Entscheidung nicht durch etwas Anderes befördert worden wäre. Des Gontenhannesen erhielten ungesinnet einen neuen Nachbar und Mitbesitzer des großen Hauses, von dem die Hälfte ihr Eigenthum war. Das war der Nörgikasper, welchen sammt seiner Familie die ganze Gemeinde als einen Streit- und Händelsüchtigen scheute. So friedlich des Gontenhannesen waren, so kam es, wie sie besorgten. Es gab bald allerlei Unannehmlichkeiten und Reibungen, welche ihnen ihr bisher stilles und glückliches Leben verbitterten. Je weniger sie geneigt waren, sich in offenen Streit und Prozesse einzulassen, um so mehr wurde es ihnen nach und nach unerträglich, allezeit nur zu schlucken, um so mehr erwachte auch bei dem Aenneli der Wunsch, es möchte lieber anderswo sein, als da, wo es eben war.

Um diese Zeit machte der Pfarrer einen Besuch bei ihnen. Es war begreiflich, wenn sie ihn, der selbst Verwandte drüben hatte, mit ihrer Angelegenheit behelligten nnd um seinen Rath ersuchten. Derselbe meinte, rathen sei da eben so schwer, wie beim Heirathen, wie Jenes, so müßte Dieses ein Jeder selber machen. Beide Schritte seien gleich wichtig, und man könne unmöglich Alles voraus wissen, was daraus folge. Die Erde sei allerdings überall des Herrn. Wo ein Mensch auf der Erde zu wohnen habe, verdeute er ihm etwa durch die

Digitized by Google

Geburt, durch die Heimath- und Volksgehörigkeit und dann auch durch den Trieb, den er ihm in's Herz gelegt. So habe er es dem Erzvater Abraham bestimmt in den Sinn gegeben, sein Vaterland und seine Freundschaft zu verlassen und in ein anderes Land zu gehen. Jedenfalls dürfe man das nicht aus Uebermuth, sondern nur aus ernsten und guten Gründen thun. Als einen solchen betrachte er allerdings auch die Aussicht auf ein besseres Auskommen und die Sorge für die Kinder, denen die Eltern doch, so viel an ihnen liege, eine Stätte bereiten sollen. „Und allerdings, fügte er bei, so viel ich euch kenne, könnet ihr für euch und euere Kinder in Amerika euere Sache besser machen." — Als des Gontenhannesen das Mißverhältniß mit ihrem Nachbar berührten als Etwas, das ihnen das Dableiben auch verleide, zuckte der Pfarrer die Achsel und äußerte: Auf allerlei Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten müsse man freilich überall gefaßt sein, man müsse deßwegen nicht sogleich davon laufen wollen, mit des Nörgikaspers möchte er freilich auch nicht gern unter einem Dache sein. „Immerhin, schloß er, möcht ihr thun, was ihr wollt, thuts mit Gott, und wenn ihr geht, geht so, daß Jedes mit dem Schritt einverstanden ist. Gezwungene Sachen thun nicht gut."

Als der Pfarrer fort war, deutete der Hannes die Worte desselben zu seinen Gunsten, das Aenneli war durch dieselben nicht entschiedener geworden. Des Nörgikaspers dagegen halfen ihm zu einem Entschluß. Es erlebte zu dem alten Verdruß einige Tage später einen neuen und war von der Beleidigung, welche es von der Nachbarin erfuhr, so erzürnt, daß es seinem Mann am Abend auf einmal erklärte, nun sei es entschlossen, mitzugehen, lieber, als noch länger in einer solchen Hölle leben; er möge nur das Nöthige für die baldige Abreise vorkehren. Dem Hannes war damit aufgeholfen; er versprach, schon am folgenden Tag zum Spediteur zu gehen. Daß das Aenneli nach der abgegebenen Erklärung seine beiden Kinder, eines nach dem andern, in die Arme schloß und sie unter Thränen einmal um's andere küßte, wie um ihnen ein Unrecht abzubitten, das es ihnen zufüge — der Hannes beachtete das wenig und gab dem „Narrochtigthun" eine andere Deutung. — Das Aenneli ließ im Uebrigen von dort an seinen Mann nicht merken, welche Ueberwindung und welchen Kampf es die Ausführung des gefaßten Entschlusses kostete. Das Wort war einmal gesprochen, es war nicht gesonnen, demselben untreu zu werden, um so weniger, da es sah, mit wie großer Freude es von dem Hannes aufgenommen wurde. Es geschah in Abwesenheit des Vaters, wenn es mit seinen Kleinen über das Bevorstehende weinend redete und sie beklagte, daß sie nun bald nicht mehr hier daheim sein werden, wo die Großmutter sei und ihre Basen — der Hannes war nicht dabei, als es schon am nächsten Tage traurig seine beiden Kühe im Stall betrachtete und ihm Thränen in die Augen kamen bei dem Gedanken, daß es sie nun bald verlassen müsse; er erfuhr auch das nicht, daß es an einem der nächsten Sonntagnachmittage noch einmal die Runde machte auf allen Aeckern, welche es so oft bepflanzt und von denen es nun nichts mehr einsammeln sollte. Der Hannes bekam kein Wort des Bedauerns oder der Klage zu hören, es half ihm schweigend und scheinbar zufrieden bei den Anordnungen zur Reise.

Auf ähnliche Weise verhielt es sich gegenüber anderen Leuten. Viele billigten den Entschluß des Hannes, er habe recht, er sei ja doch längst nur noch halb da gewesen, er könne sein Stück machen in Amerika. Am entschiedensten sprachen sich dagegen aus die Freundinnen und Verwandten des Aenneli, sie wollten nicht begreifen, wie es habe Ja sagen können. — „Wie darfst du auch das unternehmen, hieß es, mit zwei so kleinen Kindern eine so weite Reise zu machen, das sei doch ein Gewagtes; dein Mann kann Dir sterben unterwegs, oder eines deiner Kinder, oder beide! Ich würde mir einmal ein Gewissen daraus machen!" — Das Aenneli ließ sich nicht merken, wie sehr diese Reden bei ihm eingingen; es erwiderte einfach, es sei nun einmal so und abwendig mache man es nicht mehr. Näher ging es ihm, als seine betagte Mutter zu ihm sagte: „Ich hätte doch nicht gemeint, Aenneli, daß du mir das zu leid thätest, so weit von mir weg zu gehen, wo ich weder dich, noch die Kinder wiedersehen kann." — Es antwortete anfänglich nicht, als aber die Mutter noch weiter redete, als hoffe sie, seinen Entschluß rückgängig zu machen, da sprach es: „Laß' es sein, Mutter, es bleibt nun doch dabei. Du weißt, ich habe den Hannes geheirathet, zu ihm gehöre ich, du aber hast ja noch den Jakob und den Fritz und das Lisebethli, du bist ja nicht allein." — Wie leicht doch das Innere eines Menschen verkannt werden kann! Die Mutter hat dem Aenneli nachgeredet, es sei so kalt und gleichgültig gegen Alles, was daheim bleibe. Gott weiß es, wie schwer gerade ihm die Trennung von der Heimath und von den Seinigen fiel. Aber es wollte es nicht merken lassen. Je mehr es fühlte, es habe seinen Entschluß denn doch in der Aufwallung des Unmuthes gefaßt, desto weniger wollte es aus Rücksicht für seinen Mann weder davon zurückkommen, noch aus Ehrgefühl jenes gestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Marchfeld.

Wer von der Höhe des Stephansthurmes zu Wien, die jetzt, wie vor Jahrhunderten während der Belagerung durch die Türken als militärischer Beobachtungspunkt benützt wird, gegen Nordosten blickt, gewahrt mit den Augen das vielfache Dächergewirr der Altstadt, unter sich und jenseits des Donaukanales die lang-

Digitized by Google

gedehnte Leopoldstadt überschreitend, am Rande der Letzteren einen breiten, grünen Strich, der sich meilenweit östlich fast bis an die Gränze hinabzieht. Der Strich ist der Prater, der vielgerühmte, mit seinen schnurgeraden Alleen und tiefem Waldesdickicht, mit den umfangreichen Tummelplätzen der naturbedürftigen Großstädter und seiner lautlosen Einsamkeit, durch die das dumpfe Rauschen eines mächtigen Stromes immer vernehmlicher heraufklingt. Nun blitzt der Spiegel der Donau durch das Gezweig. Buschwerk aller Art bekleidet ihren sumpfigen und unwirthlichen Rand, doch die Erwartung ist enttäuscht, die dem schnell hinschießenden, aber schmalen Gewässer den Namen der gewaltigen Donau beilegen soll. Es scheint ein Fluß zweiten, selbst dritten Ranges, deutlich gewahrt man jeden Ast am jenseitigen Ufer, und der Bewohner von Pöchlarn und Krems, der zum Besuch dorthin gekommen, schüttelte verwundert den Kopf, wie seine heimathliche Freundin sich in der Fremde, anstatt zuzunehmen, schwindsüchtig verringert. Anders vermag der Beschauer droben auf dem Stephansthurme zu urtheilen. Ueber das niedere Gebüsch, das jener für das jenseitige Ufer hält, sieht er hinweg und viel Anderes hinter ihm. Ueberall gewahrt er helle Streifen zwischen dem Laube aufblitzen und sieht, daß es nur hunderte von Inseln sind, welche das Bett des stolzen Stromes, indem sie es ausdehnen, zu schmälern scheinen. Bereits dicht unterhalb Krems beginnt die zahlreiche, oder eher zahllose Inselbildung der Donau und setzt sich an Wien vorüber bis nach Preßburg fort, wo ein Arm nach dem andern sich in größerem Maßstabe von dem Hauptstrom abzulösen anfängt, und gleich nach dem Eintritt der Donau in Ungarn sich ein weitverzweigtes Wassernetz bildet, das unter dem Namen der großen und kleinen Schütt viele Quadratmeilen Landes umfaßt.

Ueber den Prater und seine Inselketten aber schweift der Blick gegen Nordosten in ein merkwürdiges, steriles Flachland hinüber. Kaum bietet sich dem Auge ein Hemmniß irgend welcher Art. Hie und da eine Gruppe kümmerlich in der Oede ausgedörrter Hütten, die von unfruchtbaren Feldern umgeben sind; doch keine Waldung, kaum ein einzelner verkrüppelter Baum. Nur eine schnurgerade Linie durchtheilt, an der Donau beginnend, die weite Fläche bis an den Horizont hinauf, wo blau verschwimmende Berge denselben begränzen. Es ist die Ferdinands-Nordbahn, die nach Gänserndorf hinaufführt, von wo der Schienenstrang sich über Lundenburg nach Brünn und Olmütz fortsetzt und andererseits sich südöstlich nach Preßburg und Pesth an die Donau zurückschlägt. Auch die letztere Bahn gewahrt man von Stephansthurm. Sie durchschneidet ebenfalls die vorher erwähnte Oede, bis sie einen anderen Wasserspiegel, der nicht die Donau ist, überschreitet und hinter demselben in der Ferne verschwindet. Jene Wasserbahn aber nähert sich mehr und mehr dem Hauptfluß, bis sie ihn erreicht und in ihn einmündet, wo die von Nordost herabziehende Bergkette ebenfalls an das jenseitige Donauufer hinantritt. Diese, der südlichste Ausläufer der großen Gebirgsgruppe, die Mähren und Schlesien von Ungarn abtrennt und den Uebergang derselben zu den Alpen bildet, führt den Namen der kleinen Karpathen; jener Fluß aber, der sie eine Strecke begleitet, ist die in den Sudeten vom Habelschwerdter Gebirge entspringende March, das von der Nordbahn durchschnittene, in dem Winkel zwischen jener und der Donau befindliche öde Gefilde, das seit 600 Jahren oft genannte und in die Tabellen der Geschichte oftmals blutig eingezeichnete Marchfeld.

Das alte Wort, daß Schlachtfelder von dem vergossenen Blute üppig grünen, bewährt sich hier nicht. Es ist, als traure die unheilvolle Stätte in unfruchtbarem Weh. Als habe sie Sand über Vergangenheit geweht und dulde kein Zeichen der Freude und des Lebens auf den vergessenen Hügeln ihrer Todten. Ernst wie eine Grabeshüterin thront die farblose Natur über dem Marchfeld. Der Fleiß, die Ausdauer der Menschen in friedlichem Werke ist an seinen steinigten Schollen ermattet; nur waffenklirrende Gäste sieht es, die seine breite Fläche zu feindlicher Begegnung ladet. Dann liegt es wieder einsam, vielleicht ein Jahrhundert lang, und nur der Sturm braust über das wüste Gefilde, auf dem keine Aehren zerstampft werden und ruft die Raubvögel von den Karpathen, seine Todten zu bestatten.

So ist es Brauch aus alter Zeit auf dem Marchfeld, so scheint in unseren Tagen die Wiederholung bevorzustehen. Kaum vermag ein Strateg in der Theorie sich ein idealeres Schlachtfeld zu konstruiren. Wie auf dem Schachbrette ist jeder Angriff zu berechnen, die Stärke und die Schwäche des Feindes übersichtlich vor dem Blick. Vor Allem ist der Kavallerie der weiteste Spielraum geboten; nur den Plänklern erscheint er abgeschnitten, da kein Baum, kein Haus, keine Erhöhung ihnen Deckung gewährt. Das Marchfeld besitzt ungefähr eine Länge von fünf und eine Durchschnittsbreite zwischen Donau und March von 3—4 Meilen. Allmälig dacht das mährische Hochland von der Thaya (einem Nebenfluß der March) sich gegen die Donau ab; doch bevor es dieselbe erreicht, verschwindet es bei dem Marktflecken Bockfließ, etwas nordwestlich von der Kreuzungsstation Gänserndorf, in der Tiefebene des Marchfeldes. Wie schon erwähnt, besitzt dieß fast keinerlei Terrainverschiedenheiten. Ein kleiner Fluß, die Ruß, in heißer Sommerzeit beinahe ausgetrocknet, durchschneidet von Nordwest gegen Südwest seine Mitte und theilt es in fast gleiche Hälften, bis er sich in die March, hart an der Mündung derselben in die Donau ergießt. Eine halbe Meile oberhalb führt bei dem Orte Hof die Eisenbahnbrücke über die March nach dem kaum 2 Stunden entfernten Preßburg. Sie und die Brücke der einige Stunden weiter nördlich gelegenen Stadt Marchegg ermöglichen den Rückzug einer geschlagenen

Armee über den Fluß nach Ungarn und vielleicht das Einnehmen einer Stellung in den Vorbergen der kleinen Karpathen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „Wanderer" bringt folgendes Genrebild aus der Schlacht von Custozza: Hier liegt unter Kameraden ein schwer getroffener Lombarde, der Wunde entquillt nur mehr tropfenweise das Blut, das Röcheln wird immer leiser, es verstummt mit dem verhallenden Schlachtenlärm, der Mann ist todt. An seiner Seite kniet ein österreichischer Offizier und betet, Soldaten stehen umher. Was hat die Scene zu bedeuten? Die Geschichte ist einfach und rührend. Ein kaiserlicher Jägeroffizier, Baron D., stand vor einigen Jahren mit seinem Bataillon in Venetien. Eine Lombardin war Amme seines Kindes, Sie, eine verheirathete Frau, wie dieß in Italien üblich ist, kehrte nach der Ammenschaft zu ihrem Manne in die Lombardei zurück, versehen mit einem von dem Offizier ausgefertigten Zeugnisse ihres Wohlverhaltens und beschenkt von der Mutter mit der Photographie ihres Säuglings. Jetzt mußte ihr Mann, der in der italienischen Armee diente, in's Feld, blieb bei Custozza verwundet liegen und fiel in die Hände der verfolgenden österreichischen Jägertruppe. Nach Kriegsbrauch wurde sein Tornister durchsucht und darin ein zusammengefaltetes Papier gefunden, das die Mannschaft ihrem Offizier überreichte. Dieser öffnet es und erblickt seines Kindes Photographie nebst dem erwähnten Zeugnisse. Man kann sich den Eindruck auf den jungen Mann denken. Zu Ende der siegreichen Schlacht, die er unversehrt mitkämpfte, wird ihm vom verstorbenen Feinde das Andenken an das Theuerste hinterlassen, das er in ferner Heimath besitzt, und gerade von seinen Leuten mußte Der tödtlich getroffen werden, dessen Gattin seinem Kinde die erste Nahrung gab. Ohne Zweifel packte das treue Weib Beides ihrem Manne in den Tornister gleichsam als Amulet und Geleitschein, falls er in österreichische Gefangenschaft geriethe. Der Tod kam zuvor, und ein kurzes Gebet war Alles, was für den Gebliebenen geschehen konnte. Der Wittwe wird reichlicher Trost nicht entgehen, denn Baronin D. ist die Tochter eines hohen Staatsbeamten, der in Zurückgezogenheit lebt.

Eine wahre Jagd auf Haare wird jetzt von französischen Händlern angestellt, die des furchtbaren Haarthurmes wegen, der jetzt die Köpfe der Pariser Damen belastet, kaum genug dieses vielverlangten Handelsartikels ausschreiben können. In Frankreich sind es besonders die Bretagne und Auvergne, welche die reichste „Schur" liefern. Außer 64,000 Pfund einheimischer Produktion bringen fremde Händler jährlich noch etwa 28,000 Pfund nach Frankreich, und zwar aus Belgien 16,000, Italien 8000, Deutschland 4000. Letzteres Land muß mit seinen Haaren sehr geizig sein, da darunter noch Böhmen, Mähren, Ungarn und Südrußland, begriffen sind. Was Italien betrifft, so beschränkt sich die „Schur" auf Venetien, die Lombardei und Piemont. In andern Ländern sind Haare für kein Geld zu erlangen. Eine eigenthümliche Aufklärung über den Reichthum oder Mangel an Blut in den verschiedenen Gegenden gibt die Anzahl der Köpfe, die man zu einem Pfund Haare zu scheeren hat, nämlich in Italien nur drei, in der Auvergne vier, in der Bretagne und Deutschland fünf, in Belgien sechs, so daß ein italienischer Kopf sonach einen doppelt so starken Haarwuchs hat, als ein belgischer. Außerdem unterscheiden sich die verschiedenen Haare auch nach ihrer Qualität: die gröbsten sind die in der Auvergne, die feinsten und blondesten in Belgien, die schwärzesten und längsten in Italien, aber die schlechtesten in der Bretagne.

In Mannheim ist am 21. Juli das Fußgestell des „Dalberg-Standbildes" auf dem Schillerplatze aufgerichtet worden. Dasselbe ist nach den Maßen der „Iffland-Statue" aus geglättetem Serpentin aufgeführt und hat folgende, offenbar vom König Ludwig I., dem Schenker selbst, verfaßte Inschrift:

Freiherr Wolfgang von Dalberg
unter dessen Leitung
Mannheims Bühne
die ausgezeichnetste
wurde.

Die Aufstellung des Standbildes wird wohl nur noch wenige Tage auf sich warten lassen, da der königliche Stifter der Enthüllung zwar voraussichtlich nicht anwohnen, aber doch das, wie wir hören, sehr gelungene Werk besichtigen wird. Die trübseligen Zeitumstände werden freilich eine Enthüllungsfeierlichkeit kaum erlauben.

Charade.

Das Dritte lobt das vord're Paar,
Das hohe Ganze macht sich rar.

Auflösung der Charade in Nr. 173:
Kammermädchen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 180 Mittwoch, 1. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Am ehrlichsten hat Aenneli — nicht seinen nächsten Anverwandten, sondern dem Pfarrer gebeichtet, als es bei ihm Abschied nahm. Ihm gestand es, es habe sich eigentlich wegen des Nörgikaspers entschlossen, es thue ihm schrecklich weh, fortzugehen, aber sein Mann solle davon nichts merken. Es wisse nicht warum, aber eben seine Kinder, deretwegen der Hannes fort wolle, machen ihm am allerschwersten; es sei ihm wie vor, sie müßten dort viel mehr Kummer für sie ausstehen, als das hier der Fall gewesen wäre. Der Pfarrer, welcher den Grund ihrer Beschwerniß mehr in der Wehmuth suchte, welche ihr die Trennung von Vaterland und Freundschaft verursachte, suchte es darüber zu beruhigen, indem er äußerte, es müsse das Loos seiner Kinder hier wie dort dem lieben Gott anheimstellen, Alles könne man bei den Kindern weder hier noch dort selbst machen oder vorauswissen. Er billigte es im Uebrigen, daß es bei seinem Entschluß stehen bleibe und gab ihm schließlich den Rath, auch von des Nörgikaspers im Frieden zu scheiden.

Der Gontenhannes verkaufte in kurzer Zeit und unter nicht ungünstigen Bedingungen sein Haus und Land und brachte eben so rasch alles Andere in Ordnung. Von der Fahrhabe trennte sich das Aenneli schwer; es wollte Dieß und Jenes trotz des Abwehrens mitnehmen, es war ihm, als nähme es damit zugleich ein Stück Heimath mit. — Der Tag der Abreise war festgesetzt. Es mußten Abschiedsbesuche bei Verwandten und Befreundeten in der Nähe und Ferne gemacht werden. Sie wurden überall freundlich aufgenommen und empfingen nebst Gaben und Geschenken zum Andenken die herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Eines konnten Alle nicht begreifen, wie auf einmal das Aenneli, das sich vorher so lang dagegen gewehrt, nun ruhig und gelassen, so dezidirt sein könne.

Ein Abschiedsbesuch kostete des Gontenhannesen am meisten Ueberwindung, er machte ihnen geradezu Besorgniß, und dennoch waren sie entschlossen, ihn nicht zu unterlassen. Es war derjenige bei des Nörgikaspers. Merkwürdigerweise hat ihnen derselbe wider Erwarten fast am wohlsten gethan. Der Nörgikasper hatte mit dem Hannes über die bevorstehende Abreise kein Wort gesprochen, aber Verschiedenes aus Anlaß derselben zu hören bekommen. Ein Nachbar hatte im Streit es ihm unverblümt ins Gesicht gesagt, des Gontenhannesen gehen auch seinetwegen nach Amerika, und sie hätten ihr Haus allweg theuerer verkaufen können, wenn man nicht ihn als Nachbar gescheut hätte. Er nahm an, diese Aeußerung komme von des Gontenhannesen her, und er wurde dadurch nicht freundlicher gegen sie gestimmt. Begreiflich war daher der Empfang nicht eben ein herzlicher, als des Hannesen an einem der letzten Abende vor ihrer Abreise bei ihm vorsprachen, um Adieu zu sagen. Des Nörgikaspers erwarteten, sie kämen, um ihnen noch einmal zu sagen, was sie gut dünke, und setzten sich von vornherein in die Verfassung, mit grobem Geschütz zu antworten. Die Erwiderung des Abendgrußes war von allen Seiten eine sehr trockene und kühle, vom Kaspar, wie vom Käthi, seiner Frau, wie von der erwachsenen Tochter, der Marei. Die beiden Weibervölker gingen nun hinaus in die Küche, um dort den Beginn des Treffens abzuwarten und dann selbst in die Linie zu marschiren. Es war ein gewitterschwüler Augenblick sogleich nach dem Eintritt der Besuchenden. Der Nörgikasper saß am Tisch in der beginnenden Abenddämmerung und suchte in einigen Papieren, wahrscheinlich Prozeßschriften, herum, bereit, jeden Augenblick den erwarteten Angriff abzuschlagen. Als aber der Gontenhannes ruhig und freundlich anhob, sie seien gekommen, um auch von ihm, als ihrem Nachbar, Abschied zu nehmen, da sie einander kaum wiedersehen würden, da verzogen sich bereits die düstern Wolken, welche sich auf der Stirn des Nörgikaspers gelagert; er erhob sich, um des Gontenhannesen Stühle zum Sitzen herbeizuholen. Als der Hannes fortfuhr, sie möchten gern auch von ihm im Frieden fort, es werde sonst wohl allerlei Schweres geben auf der Reise und in dem neuen Land, daß er's nicht nöthig habe, eine alte Bürde auf dem Herzen mitzutragen; da merkte der Kasper, daß er etwas „Letzes" von den Gekommenen erwartet. Er rief in die Küche hinaus nach Licht, und da das Weibervolk sich nicht beeilte, seinem Rufe nachzukommen, so holte er selbst zur Verwunderung seiner Käthi ein solches; er hörte nicht darauf, als sie ihm die Mahnung gab: „Sag' ihnen nur recht wüst!" Er setzte sich wieder an

den vorigen Platz und saß schweigend vor sich hin. — Als endlich der Hannes weiter bemerkte: wenn sie ihn irgend beleidigt oder ihm weh gethan, so möchten sie gebeten haben, es ihnen zu verzeihen und zu vergessen, da war das Eis gebrochen, der Nörgikasper schaute verwundert dem Hannes ins Angesicht, er wußte nicht, wie ihm wurde, aber nach einer Weile reichte er ihm mit nassen Augen die Hand über den Tisch hinüber. „Hannes," sagte er, wir haben nicht zusammen gelebt, wie wir hätten sollen, das heißt, ich bin nicht gegen dich gewesen, wie ich hätte sollen, ich bekenne es dir. Aber, wenn ihr hier bleiben wolltet, so müßte es anders kommen. Ich habe dir nichts zu vergeben, aber du mir. Es thut mir leid, daß ihr fortgeht."

Während die drinnen gerührt einander gegenüber saßen, horchten die Weiber an der Küchenthür, sie warteten umsonst auf den Anfang eines Wortwechsels und eines Streites. Umsonst hatten sich draußen einige Neugierige in die Nähe des Hauses postirt, um zu hören, wie die einander noch einmal wüst sagen. Sie sahen sich außen und innen in der Küche fragend an, als sie nur gedämpfte und allem Anschein nach friedliche Reden hörten.

Der Nörgikasper ging nach einer Weile wieder in die Küche und befahl seiner Tochter, eine Flasche Wein aus dem Keller zu holen. Sie schaute ihn fragend an, als er diesen Auftrag ertheilte, und zögerte. „Thu', was ich dich heiße," setzte er hinzu.

Der Wein wurde von der Marei in die Stube gebracht und sie machte dabei ein Gesicht, man wußte nicht, ob es auf Wein oder Essig ziehe. Sie entfernte sich rasch wieder. Die Weiber zerbrachen sich in der Küche den Kopf darüber, was dem Kasper auf einmal in den Kopf gefahren, daß er so gut Freund mit des Hannesen geworden. Hätten sie an jenes Wort des Herrn gedacht, das er, wie alle seine Gottesworte, so treu der Menschenseele und dem Menschenleben abgelauscht, sie hätten das Räthsel leichter gelöst, sie hätten es gefaßt, daß, wer vergibt, dem wieder vergeben wird, und daß durch Vergeben die Feindschaft in Freundschaft verwandelt wird.

Der Nörgikasper litt es nicht, daß seine Frau und Tochter draußen in der Küche blieben, er holte sie herein, sie mußten sich mit an den Tisch setzen. Wie hat sich die Scene so ganz geändert! Der Kasper war ganz Freund geworden für die Scheidenden. „Katheri," sagte er, während sie beisammen saßen und über die bevorstehende Reise plauderten und die Aussichten in Amerika, wir haben so viel dürres Zeug im Kasten oben, du machst des Hannesen ein, zwei Mäß voll davon, das kann man unterwegs und drinnen gut brauchen." — Er bot sich selbst zu allen Diensten an bei den noch nothwendigen Arbeiten und Verpackungen. „Wer weiß," sagte er, vielleicht sehen wir uns einmal doch wieder, es könnte gar wohl sein, daß wir euch nachkämen, und — setzte er nach einer Pause hinzu — wenn wir dort in eure Nähe kommen, so wollen wir bessere Nachbarschaft halten, als hier." Er nahm dem Hannes das Versprechen ab, daß er auch ihm einmal schreibe, wenn er drinnen sei. Des Gontenhannesen schieden von ihren besten Freunden nicht so herzlich, wie von des Nörgikaspers.

Als am selben Abend die Katheri dem Kasper wollte Vorstellungen machen, warum er auf einmal so freundlich gethan mit Denen, da hat er ihr einfach gesagt: „Lös, Katheri, gegen den neuen Nachbar, der kommt, wollen wir anders sein, als gegen des Gontenhannesen, ich habe mich heute vor Gott und mir selber schämen müssen." — Das Aennli aber meinte, als es heim kam, das sei ihm noch das Schönste von Allem, daß sie von des Kaspers im Frieden fortkommen, es hätte ihm nichts Lieberes begegnen können, es habe ihnen denn doch manchmal Unrecht gethan in seinem Herzen, sie seien nicht so bös, als es gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

Das Marchfeld.

(Schluß.)

Es ist vielleicht zeitgemäß, zu erinnern, wie oft die Würfel Oesterreichs in diesem Winkel zwischen March und Donau gefallen. Glück und Unglück des Kaiserstaates kennzeichnen die Stätte. Ehe das mächtige Reich sich aus seinen vielfachen, konglomeratartigen Bestandtheilen zusammenzusetzen begann, erkämpfte Ottokar II., König des (damals weit größeren) Böhmerlandes und Herzog von Oesterreich bei dem Dorf Kraißenbrunn einen blutigen Sieg über die hereinbrechenden Schaaren des Königs Bela IV. von Ungarn im Jahre 1260 und eroberte durch ihn das jetzige Kronland Steiermark, das seitdem beim deutschen Reiche verblieben. Doch schon 18 Jahre später, im August 1278, erlitt er auf demselben Felde ein härteres Geschick, da er gegen den ersten Kaiser aus dem Hause Habsburg, Rudolf I., als Rebell wider Kaiser und Reich am Weidenbache bei Marchegg Schlacht und Leben verlor.

Sechs Jahrhunderte brütete das Marchfeld über seinen blutigen Erinnerungen, bis es wieder zwei Heere zum Todeskampfe gerüstet erblickte. Unverändert war die öde Blutstatt geblieben, doch die Zeit und ihre Söhne hatten sich seltsam verwandelt. Statt der blitzenden Speere, der schwergeharnischten Rosse, des Schlachtschwertes und Eisenschildes funkelte die Mittagssonne auf zierliche Bajonette und ungepanzerte Glieder, bis die modernen Wolken, von der Hand der Artilleristen erzeugt, ihr das Schauspiel der mörderischen Schlacht entzogen. Unter Napoleons eigener Führung überschritt die französische Armee von dem eroberten Wien aus

mit Benützung der größeren Donau-Insel Löbau, Groß-Enzersdorf gegenüber, am 21. Mai 1809 den Fluß und rückte dem ihn an dem kleinen Flüßchen Rotz erwartenden Erzherzog Karl entgegen. Ein erbitterter Kampf entspann sich um die dicht neben einander an der Donau aufwärts gelegenen Dörfer Eßlingen und Aspern. Den Oesterreichern gelang es, die französische Verbindungsbrücke zwischen der Insel und dem Festlande zu zerstören, bevor Napoleon seine sämmtlichen Truppen hinübergebracht hatte. Dadurch befand er sich in der Minderzahl und sah, hart bedrängt und ungünstig situirt, sich genöthigt, die Defensive zu bewahren, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte. In dieser verstärkten sich die Franzosen durch Ueberschiffung, und in der Morgenfrühe ward der Angriff auf die beiden Dörfer erneut. Hier fiel der Marschall Lannes; es gelang den Oesterreichern nicht, Eßlingen, das die Franzosen genommen, wieder zu erobern, diesen nicht, Aspern zu erstürmen. Nach ungeheuren Verlusten auf beiden Seiten blieb die Schlacht unentschieden, die erste nicht erfolgreiche, in der Napoleon persönlich kommandirte, so daß er sich, um eine gesicherte Stellung einzunehmen, auf die Insel Löbau zurückzog. Um sein stark geschwächtes Heer durch Zuzug (Eugen Beauharnais und Bernadotte) stärken zu lassen, verharrte er bis zum 4 Juli in seiner Position; dann überschritt er in der Nacht während eines heftigen Gewitters abermals die Donau. Groß-Enzersdorf, in Brand geschossen, erhellte, als Riesenfackel zum Himmel lodernd, die Finsterniß. Dießmal wurden Aspern, Eßlingen und Enzersdorf mit Sturm von den Franzosen genommen und die österreichische Armee über das Marchfeld gegen Norden auf die Linie der heutigen Nordbahn, durch die Dörfer Neusiedel, Wagram, Gerasdorf, Stammersdorf bezeichnet, zurückgedrängt. Damals kämpften die Sachsen auf französischer Seite und suchten erfolglos Wagram (jetzt Eisenbahnstation) zu erstürmen. Der erste Tag brachte auch hier keine Entscheidung, doch der zweite um so vollständiger, indem es Napoleon gelang, den Erzherzog am Flüßchen Rotz, wo die letzten Plateauanhöhen gegen denselben abfallen, zu überflügeln und den Ort Markgrafen-Neusiedel zu nehmen. Erzherzog Johann, der ein Hülfskorps bei Preßburg gesammelt, das, um einige Stunden früher eingetroffen, den Gang der Dinge verändert hätte, zog sich auf die Kunde von dem Verlauf der Schlacht hinter die March zurück. Die geschlagene Armee zog sich hart verfolgt auf Znaym zurück und schien der Vernichtung preisgegeben, als am 12. Juli der Waffenstillstand eintrat, der Vorläufer des Friedens, der Oesterreichs Geschick, um das vor Wagram gewürfelt worden, entschied.

Kaum mehr als ein halbes Jahrhundert ist verronnen, und wieder sind die ehernen Würfel erhoben, um muthmaßlich an derselben Stelle zu fallen.*) Die Augen der Welt sind abermals auf das kleine Gefild zwischen March und Donau gerichtet, ängstlich pocht das Herz Deutschlands — dort liegt seine Zukunft noch in Schweigen gehüllt. Wenn der Pulverdampf sich lichtet, ist sie entschieden.

Wer das verschleierte Bild zu Sais für einen Augenblick zu erschauen vermöchte!

*) Vor Bekanntwerden der Waffenruhe und Annahme der Friedenspräliminarien geschrieben.

Das internationale Kreuz*).

Ein weißes Kreuz im rothen Feld,
Das flattert hell im Schweizer Land,
Und jubelt laut in alle Welt:
„Fest ist geknüpft der Eintracht Band!“

Ein Baum — und doch so viele Zweige,
Verbunden durch der Einheit Macht,
Ein Freiheitsbaum! Jedweder neige
Sich grüßend seiner stolzen Pracht. — —

Das rothe Kreuz im weißen Feld
Als Friedenswerk im wilden Kriege
Ermahnt dieß Banner ernst die Welt:
„Hier gilt es, zu erfechten Siege!

Ob Feind, ob Freund — im Elend gleich —
Die Wunde ihrer Eintracht Zeichen.
Wen Kugel traf und Schwertesstreich
Hier muß sein Haß der Liebe weichen.

Und wer, die Waffe in der Hand,
Vom Bruder sich als Feind geschieden,
Hier findet er, in seinem Land,
Des rothen Kreuzes Liebesfrieden.“
Du rothes Kreuz im weißen Feld —
Auf weißem Schnee du blut'ge Rose —
Dich grüßen wir als Friedensheld,
Als den Verkünder dess'rer Loose.

Dich pflanzte auf die fromme Minne
In einer trüben, schweren Zeit —
So flatt're denn auf hoher Zinne,
Ein Zeichen ächter Männlichkeit!

*) Eine weiße Armbinde mit rothem Kreuz ist bekanntlich das Erkennungszeichen Derjenigen, welche in Gemäßheit der Bestimmungen der Genfer Konvention verwundeten Kriegern auf dem Schlachtfelde Hülfe bringen. Vorstehendes Gedicht, welches darauf Bezug nimmt, wurde in einer von der Gesellschaft „Klapperkasten“ in Leipzig veranstalteten musikalisch-deklamatorischen Unterhaltung zum Besten verwundeter Krieger, als von einem Mitgliede eingesendet, vorgetragen.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Riemann †], der ausgezeichnete Mathematiker, Nachfolger von Gauß und Dirichlet in Göttingen, ist am 20. Juli am La Maggiore gestorben.

König Johann I. von Sachsen besuchte in Wien die Verwundeten bei ihrer Ankunft auf dem Nordbahnhofe. Er ließ die einzelnen Sachsen vor sich bringen, besprach sich auf das Leutseligste mit ihnen und tröstete sie in ihren Leiden. Einen Mann, dem eine Kugel den rechten Arm durchbohrt hatte, fragte der König, ob er Etwas nehmen wolle, ob er Hunger oder Durst habe, immer antwortete der Soldat mit Nein. Und als ihn endlich der König fragte: „Ja, hast Du denn gar keinen Wunsch?“ entgegnete er: „Einen Wunsch hätte ich wohl! Meiner Mutter möchte ich gerne schreiben, daß ich noch am Leben bin, und daß ich mich bei den wohlthätigen Wienern wohl befinde, aber mein Arm ist nicht zu gebrauchen!“ — „Nun, wo wohnt denn Deine Mutter?“ fragte der König, schrieb sich deren Adresse auf und verließ den Mann mit den Worten: „Sei nur ruhig und tröste Dich, ich werde das Deiner Mutter selber schreiben.“

Eine Hausfrau in Znaim wurde beim Gerüchte, die Preußen seien im Anmarsch, vom allgemeinen Schrecken miterfaßt. Sie packte Alles ein, Gold und Silber und all' ihren Schmuck, und bloß den Mann, der sich auswärts, eine halbe Stunde vor Znaim in Geschäften befand, hat die gute Frau vergessen, mitzunehmen. Alles natürlich nur im ersten Schrecken, da die Preußen schon da sind. Sie fuhr mittelst Nordbahn nach Wien. Verwandte, die die aus Znaim kommende Dame am Bahnhofe trafen, fragten, als alles Gepäck schon da, der Mann aber noch immer nicht zu sehen war: „Wo ist denn der Eduard? Ist er denn noch nicht ausgestiegen?“ Verlegenheit malte sich auf den Zügen der Frau aus Znaim, sie schlug sich vor die Stirne, offenbar ward ihr erst jetzt der Mann zum Erstenmal, seitdem sie Znaim verließ, ins Gedächtniß zurückgerufen, sie hatte in ihrer großen Aufregung gar nicht bemerkt, daß ihr der Mann fehle. Wie die Frau aussah, das war interessant zu sehen, aber noch interessanter war das, was sie sagte, als man die Frage um Eduard wiederholte: „Ich hab' nur die Werthsachen rasch mitgenommen, mein Mann kommt nach!“ — Was der „theure“ Gemahl wohl dazu sagen wird?

[Hohe Temperaturen in Indien.] Die Hitze war im Juni 1865 in Indien theilweise eine außerordentliche. In Lacknau hatte man Jahre lang keine solche gehabt: um 7 Uhr Morgens am Johannistag zeigte der Thermometer 28° R. In Delhi stand er zwei Wochen lang zwischen 32 und 36° R. In Ambalia erreichte er 39° R. im Schatten. Selbst Eingeborne erlagen dutzendweise der heftigen Hitze. In Lahor erwies sie sich dem Nawab Ali Reza Chan verderblich, welcher, wie man sich erinnern wird, im Jahre 1842 der Lebenshüter der Kabul-Gefangenen war.

Folgende Scene ereignete sich auf der Straße, die von Fünfhaus nach Schönbrunn führt. Der Kaiser fuhr nach Schönbrunn, als sich plötzlich eine schon ältliche Frau vor den Wagen niederwarf und eine Bittschrift in die Höhe hielt. Er ließ den Wagen halten und übernahm das Schriftstück aus den Händen der Frau, der er befahl, sich für Donnerstag zur Audienz zu melden. Die Arme ist die Witwe eines im italienischen Feldzuge vom Jahre 1859 gefallenen Feldwebels, und sind nun auch ihre beiden Söhne, von welchen einer als Unterlieutenant im Regiment Großfürst Michael, der andere als Korporal im Regiment König der Belgier diente, den Heldentod für Kaiser und Vaterland gestorben, und ist nun die arme Mutter ohne Beschützer und Ernährer.

Es ist in Wien wieder eine neue Erfindung aufgetaucht, dahin abzielend, die Wirkung der preußischen Zündnadelgewehre zu paralysiren. Es ist dieß eine Rakete, welche, aus einer Kanone in die feindlichen Reihen geschossen, beim Zerplatzen einen so erstickenden Qualm verbreiten soll, daß die Mannschaft dadurch im Gebrauche ihrer Waffen sehr beeinträchtigt würde!

Charade.

Mit der ersten Sylbe habe
Ich die Holde einst genannt;
Ihre Treue bis zum Grabe
Fesselte der zweiten Band.
Doch da brach sie diese Zweite,
Nicht war sie die Erste mehr.
Darum liegt das Ganze heute
Noch auf ihrer Seele schwer.

Auflösung der Charade in Nr. 175:
Eisenbein.

Redakteur Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Hartleben'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 181 Donnerstag, 2. August 1866

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

II.

Es war ein prachtvoller Frühlingsmorgen gegen Ende April, als des Gontenhannesen abreisten. Es gingen noch Andere mit aus dem Dorfe, theilweise junge Burschen, welche seit lange kein rechtes Zeichen gethan und welche die Gemeinde spedirte, um sie los zu werden. Das halbe Dorf war versammelt um den Wagen, der sie in Empfang nehmen sollte. Da kam freilich dem Aenneli das Weh mächtiger über's Herz, denn je, als es seinen Anverwandten zum Letztenmale die Hand reichte und dann auch dem Nörgikasper, der sich's nicht hatte nehmen lassen, sie zu begleiten, und der noch einmal, als er Adieu sagte, bat: „Nicht wahr, ihr tragt mir nichts nach!"

Da ließ es denn zum Letztenmale seinen Blick ruhen auf den nahen Baumgärten, die eben in die Blüthe kamen, auf dem fernen von der Morgensonne beschienenen Pilatus und seinen Nachbarn, die es so oft angeschaut in frohen und trüben Stunden, dann wieder auf dem Homberg und dem Hallwylersee, der seinen Fuß bespült. Ach ja, wie schön die Heimath ist und wie tief ihr Zauber greift, das merkt man erst beim Scheiden recht, und Werth und Unwerth dessen, was man daheim gehabt, erlebt, genossen, wird Einem erst dann kund, wenn es heißt „zum Letztenmal", entweder auf dem Sterbebette, auf dem man die Reise in's Jenseits, oder in dem Wagen, der uns in die Ferne und in die Fremde führt auf Nimmerwiedersehen. — Da war's, als wollte das Aenneli noch ein Stück Heimath festhalten, als es seine Kinder und vorab den Hansli wieder und wieder an's Herz drückte. Selbst dem Hannes, der doch die längste Zeit in seinen Gedanken gereist und fort gewesen und sich gesehnt hatte nach der neuen Welt, kam's über's Herz in dieser letzten Stunde, seine Augen wurden naß, er schluchzte leise, so daß das Aenneli ganz verwundert fragte: „Aber Hannes, was ist dir? wie kannst du nur so thun, da jetzt geschieht, was du so lang gewünscht?" — „Ich habe bis jetzt, erwiderte er, nicht gewußt, wie lieb mir meine Heimath und ihre Leute waren. Aber was nützt's .... die Brücke ist abgebrochen. Es muß noch Manches sein, so weh es thun mag."

Auch die jungen Burschen, welche manchen bösen Streich daheim verübt, welche oft um deßwillen geschimpft, gescholten und gestraft worden, und welche vorher gemeint, sie wollten im Groll der Heimath den Rücken zukehren, sie waren jetzt weich und gerührt; man hatte ihnen, als den Scheidenden, noch manche Freundlichkeit erzeigt, man hatte sie nicht, wie sie gedacht, mit Flüchen, man hatte sie mit Segenswünschen entlassen.

Wenn wir mehr an's Scheiden dächten, es würden uns wahrlich Land und Leute in einem anderen Lichte erscheinen.

Reisen ist eine schöne Sache und gilt vielen Leuten als der schönste Genuß und die beste Erfahrung, welche das Geld, die Zeit und — den Verstand dafür haben. Denn das Eine wie das Andere gehört wenigstens zum genußreichen Reisen.

Das Aenneli hatte davon wenig Genuß, es kam ihm vielmehr die Reise als das Mühsamste und Langweiligste vor, es betrachtete dieselbe nur als den nothwendigen Uebergang von einer Heimath in die andere. Dazu lag ihm die besondere Sorge für die zwei kleinen Kinder ob, welche ihm nicht die nöthige Ruhe für den Genuß der Natur und der Umgebung ließ. Anders war es beim Hannes. Als das Aenneli gleich im Anfang äußerte, wenn sie nur schon drüben wären, meinte er, das wünsche er nicht, er möchte vorher noch allerlei sehen und kennen lernen. Er konnte es eben so wenig begreifen, wenn manche unter den Begleitern über Langeweile klagten, er wenigstens habe noch nie so kurze Zeit gehabt. Es kam ihm zu gut, daß er so Vieles namentlich über Amerika und die Auswanderung dahin gelesen. Zum genußreichen Reisen gehört ein Sinn für's Reisen und eine gewisse Vorbildung. Diesen Sinn und eine natürliche Begabung hatte Gontenhannes. Während das Aenneli im Eisenbahnwagen mit den Kindern und ihren Kleidern zu thun hatte, während Andere sich langweilig gegenseitig in die Gesichter schauten und gähnten oder schliefen, schaute der Hannes zum offenen Fenster hinaus, nach den Dörfern und ihrer Bauart, nach den Obstbäumen, nach den Anpflanzungen auf dem Felde. Er hatte sich das Geld für ein Büchlein nicht reuen lassen, welches ihm Auskunft gab über die Gegenden, durch welche sie fuhren. Er wußte zu sagen, ob sie

Digitized by Google

im Elsaß seien oder in Lothringen oder in der Champagne, aber auch das fand er beim ersten Augenblick heraus, daß vom Elsaß weg bis Paris ein ödes, langweiliges Land liege mit elenden, ärmlichen Dörfern, ein Land ohne einen einzigen schönen Apfelbaum. — „Das sieht bei uns doch anders aus in der Schweiz", bemerkte er seiner Frau. Das Aennell sah ihn dabei an und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Er blieb weder in Paris noch in Havre im Wirthshaus sitzen, wie Andere, sondern machte seine Ausflüge, so weit es die Zeit erlaubte, um die Merkwürdigkeiten zu besichtigen. Daneben durfte sich das Aennell um die Besorgung der Reiseangelegenheiten nicht bekümmern, das war seine Sache, er verstand sie und machte sie mit einer Sicherheit ab, als wäre er ein Vielgereister. Er war über die vertragsmäßigen Pflichten und Rechte eines Auswanderers für die Seereise vollständig unterrichtet und handelte darnach so sicher, daß ihn ein Angestellter fragte, ob er die Reise schon mehr als einmal gemacht? „Ja, schon manchmal, erwiderte der Hannes, im Kopfe nämlich."

Als das Schiff in Havre die Anker löste, da galt's für seine Insassen das letzte Lebewohl — Europa und der alten Welt. Es ist eigen, die meisten Auswanderer kehren dem Vaterland den Rücken mit einem gewissen Unmuth und Ueberdruß, als ob's von ihnen keinen Dank verdiente, und dennoch, wenn das Schiff, das sie in die Ferne trägt, auf die Höhe des Meeres fährt, da schauen sie Alle noch zurück mit einem Blick der Wehmuth und des Heimweh's, bis der letzte Schatten schwindet, der das Land andeutet, dem ihre Jugendzeit angehört.

Eine Reise über's Meer ist an sich etwas Einförmiges und Langweiliges mit dem ewigen Einerlei von Himmel und Wasser, von Wolken und Wellen, von welchen eine gerade so aussieht wie die andere. Nur ein Sturm bringt einige Abwechslung. Sonst aber ist die Abwechslung, die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit hier mehr als anderwärts im Leben der Menschen, im Thun und Treiben Derjenigen zu suchen, welche auf einige Wochen sich in dem engen Raum eines Schiffes befinden. Sie sind es, welche einander kurze Zeit oder Langeweile, Genuß und Verdruß bereiten können. — Das wußte der Gontenhannes im Voraus, darum traf er seine Maßregeln gleich von Anfang an, um sich und den Andern die Zeit der Ueberfahrt so angenehm als möglich zu machen. Es ist das aber auf einem Schiff mit einigen hundert Auswanderern aus aller Herren Länder und sehr verschiedenem Stand der Gesittung keine kleine Kunst, nur auch die Ordnung und Reinlichkeit zu handhaben, geschweige das friedliche Einverständniß, Dinge, welche den Aufenthalt auf dem Schiffe unendlich erleichtern, und welche weniger von den Vorgesetzten und Bediensteten, als von den Passagieren selbst bewerkstelligt werden. Wie viel Anlaß zu Unzufriedenheit, zu Reibungen und Streitigkeiten bietet schon der jedem Einzelnen eng zugemessene Platz und die Zeit für die Zubereitung der Speisen. Der Gontenhannes trat mit einer solchen Sicherheit und Entschiedenheit gleich Anfangs auf, er appellirte mehrmals in streitigen Fällen mit solchem Erfolg an die Entscheidung des Kapitäns, daß seine Autorität bald eine unbestrittene war, und daß sich Alle mit wenigen Ausnahmen seinen Anordnungen ohne ernstlichen Widerstand fügten. Die Landsleute aus seiner Heimath, von denen er Einigen nicht eben viel Rühmliches zutraute, hatte er schon bei der Abfahrt jeden Einzelnen in's Gebet genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Eine humoristische Erzählung.)

Man kann eben nicht gerade sagen, daß der kleine Martin Vollbart ein gar besonders hoffnungsvoller Bursche gewesen wäre. Er besaß wenig Talent, aber desto mehr Trägheit, und statt der Wißbegierde, die ihm gänzlich zu fehlen schien, hatte ihn die gütige Mutter Natur mit einer unersättlichen Gefräßigkeit ausgestattet. Wir sagen nicht umsonst: die gütige Mutter Natur, denn fast allein dieser Gefräßigkeit verdankte er die, wenn gleich geringe Summe seiner Kenntnisse, da er einzig durch das Versprechen einer guten und reichlichen Mahlzeit zu bewegen war, irgend Etwas zu lernen.

Die Vaterstadt unsers Martin war eine alte, berühmte, ehemalige Reichsstadt, und sein Vater Künstler und Fabrikant daselbst, das heißt, er beschäftigte sich mit Hülfe einer Magd und eines Lehrjungen damit, Kupferstiche auf Blechdosen zu befestigen, dieselben mit Farben zu bemalen, und hierauf mit Lack zu überziehen. Und trotz der Einfachheit dieses „Geschäftes" nährte es dennoch seinen Mann; so daß nach dem Tode des alten Vollbart seine Wittwe ziemlich sorgenfrei leben konnte, und zugleich im Stande war, ihren Sohn auf das Gründlichste zu verziehen.

Die brave Frau begann jetzt mit dem zehnjährigen Martin die oben angedeutete Methode, durch gastronomische Motive auf das Herz und den Kopf des Knaben einzuwirken, und nach Anwendung einer unglaublichen Menge von Potackennudeln, von Klösen, von Bratwürsten, von gefüllten Tauben, ja selbst — einem Mutterherzen ist kein Opfer zu groß — von Spanferkeln, namentlich Halsstückchen, welche der junge Martin ganz besonders gern speiste, — nach Anwendung aller dieser guten Sachen war der Liebling seiner Mutter im Stande, mit dem beginnenden fünfzehnten Jahre ohne Anstoß zu lesen, eine Schrift zu schreiben „wie gestochen", was häufig als Zeichen ganz besonderer geistigen Gaben be-

trachtet wird, und so viel rechnen zu können, als man eben ins Haus braucht.

Während aber andere Jünglinge, welche sich auf übermäßige Art den Studien hingeben, blaß und mager werden, und offenbar ihre Gesundheit untergraben, weßhalb auch von der überwiegenden Mehrzahl derselben instinktartig solche allzugroße Anstrengungen gemieden werden, gedieh Martin ganz außerordentlich bei seiner Art, sich zu unterrichten, und hatte in dem erwähnten Alter von fünfzehn Jahren die Größe eines Zwanzigjährigen, und die Beleibtheit eines sehr wohlgenährten jungen Mannes von fünfundzwanzig Jahren. Die an Körpergestalt viel kleineren Mitschüler des Riesenknaben verspotteten ihn bisweilen wegen seiner Größe, im Ganzen aber mochten sie ihn leiden, da seine Mutter ihn reichlich mit Taschengeld versah.

Seine Lehrer ärgerte bisweilen seine Trägheit und seine langsame Art des Auffassens, aber sie liebten ihn dennoch, weil er nicht bösartig war, und weil Frau Vollhart nie versäumte, den einen oder den andern derselben des Sonntags zu Tische zu bitten, und die praktische Art und Weise, wie sie ihren Sohn zum Lernen anfeuerte, auch auf dessen Lehrer übertrug. Sie selbst endlich, die Mutter, betete ihren Martin an, und vergötterte ihn, eine Sache, die sich von selbst versteht und keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf.

(Fortsetzung folgt.)

Atlantischer Telegraph.

London, 30. Juli.

Es liegt jetzt der Tarif für die, vermittelst des atlantischen Kabels nach Amerika zu befördernden Depeschen vor. Er lautet kurz dahin, daß 100 Buchstaben 20 Pfund Sterling kosten, daß jedes Wort darüber von fünf Buchstaben mit 1 Pf. St. vergütet werden muß, und daß Depeschen von weniger denn 100 Buchstaben ebenfalls 20 Pfd. St. kosten sollen. Diese Scala gilt für ganz Großbritannien und Irland, es ist somit der Preis für eine Londoner, Liverpooler, Edinburger und Aberdeener Depesche genau derselbe. In Betreff der vom Kontinente hier durchpassirenden Depeschen sagt der vorliegende Tarif kein Wort, und ist daher anzunehmen, daß der Depeschenbetrag hieher den Gebühren des atlantischen Telegraphen hinzuaddirt werden wird, daß z. B. eine Depesche von Wien oder Berlin nach Amerika im Betrage von 100 Buchstaben 20 Pf. St. + 6 Schill. kosten werde. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bitten wir zu beachten, daß die atlantische Telegraphen-Gesellschaft, im Gegensatz zu unseren bestehenden kontinentalen und englischen Gesellschaften, nicht nach Worten, sondern nach Buchstaben zählt, daß somit eine Depesche von 20 Worten nur dann als einfach gilt und bloß mit 20 Pfd. St. berechnet wird, wenn diese 20 Worte zusammen nicht über 100 Buchstaben ausmachen. Dieses vorausgeschickt, bemerken wir noch Folgendes: Der Zustand des Kabels läßt nichts zu wünschen übrig, ist, wenn den Mittheilungen der Interessirten unbedingt geglaubt werden darf, seit seiner Versenkung durch den auf ihm lastenden Druck der Meeres-Wassersäule in Betreff seiner Isolirung bedeutend besser geworden und lassen die Signale an Deutlichkeit und Präzission nichts zu wünschen übrig. Bereits ist es dem öffentlichen Verkehr übergeben und nimmt das hiesige Amt seit gestern Depeschen nach Neufundland, Canada und allen Theilen der Vereinigten Staaten an. Eine direkte telegraphische Verbindung jedoch besteht einstweilen nur mit Neufundland, denn nicht allein, daß die Landlinie, welche quer durch die Insel streichen wird, nicht fertig ist, mangelt es gegenwärtig noch an der direkten Verbindung mit dem amerikanischen Festlande, da das Kabel, welches die Insel Neufundland mit diesem verbinden soll, entweder nicht gelegt oder zu Schaden gekommen ist. Da die ganze Strecke nur 15 deutsche Meilen in seichtem Wasser beträgt, wird die Arbeit in wenigen Tagen, spätestens Ende der Woche, vollendet sein können. Bis dieß geschehen, fährt ein Dampfer die in Neufundland eingetroffenen Depeschen nach dem amerikanischen Festlande und von dort zurück nach der Insel, wodurch jede Depesche zwischen den beiden Kontinenten eine Verzögerung von mindestens sieben Stunden erleidet. Trotz dieses Uebelstandes sind hier schon viele Privatdepeschen nach Amerika aufgegeben worden, unter ihnen eine offizielle Gratulations-Depesche der Königin an den Präsidenten der Vereinigten Staaten folgenden Inhalts: „Die Königin wünscht dem Präsidenten Glück zur glücklichen Durchführung eines Unternehmens, von dem sie hofft, daß es als ein neues Band der Einigung zwischen den Vereinigten Staaten und England dienen werde."

Anekdotisches.

[Ein Tapferer.] Am 16. Juli um 5 Uhr Nachmittags, erschien der Kaiser Franz Joseph in Begleitung eines Adjutanten unerwartet in dem nächst dem Ausstellungsgebäude im Prater aufgeschlagenen Husarenlager. Dreimaliges lautes Eljen! erscholl aus den Kehlen der wettergebräunten Pußtasöhne beim Anblicke ihres Kriegsherrn. Nachdem Seine Majestät die schnell formirten Reihen durchschritten und an einzelne Husaren freundliche, aufmunternde Worte in ungarischer Sprache gerichtet hatte, wendete er sich an den Obersten mit

dem Wunsche, daß ihm der Führer Graninger von der 1. Division, 1 Eskadron, der Brigade Edelsheim vorgestellt werde. Bekanntlich hat dieser wackere Mann durch seine Umsicht und Tapferkeit mit einem kleinen Häuflein den Rückzug des ganzen Regiments gedeckt. Graninger stand alsbald vor dem Kaiser. Dieser klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Ich habe von Ihrer tapferen That gehöret; erzählen Sie mir dieselbe!“ In freudiger Erregung konnte der Mann nicht zu Worte kommen. Da nahm statt seiner der Oberst das Wort. „Majestät“, sagte er, „dieser Mann hat sich große Verdienste um unser Regiment erworben. Wir sahen uns bereits abgeschnitten, als der vor Euerer Majestät stehende Führer mit seinen 14 Husaren sich auf die feindlichen Vorposten warf und sie so heftig und geschickt attaquirte, daß es uns gelang, uns unter dem Schutze dieser Attaque ohne den geringsten Verlust durchzuschlagen!“ Der Kaiser, welcher früher mit dem Führer ungarisch gesprochen hatte, wendete sich nun an denselben in deutscher Sprache mit den Worten: „Ich ernenne Sie zum Obeelieutenant und dekorire Sie mit der großen goldenen Tapferkeitsmedaille.“ Die freudige Ueberraschung des dergestalt Ausgezeichneten läßt sich nicht beschreiben; kein Wort des Dankes kam aus seinem Munde, aber die zuckenden Lippen verriethen, wessen sein muthiges Herz voll war. Wie wir weiter vernehmen, wurde allen 14 Husaren, welche sich unter der Leitung Graningers so muthvoll benahmen, von dem Kaiser die silberne Tapferkeitsmedaille verliehen.

[Wiener Bahnhofscene.] Vor einigen Tagen war ein Transport Leichtverwundeter angekommen, und unter den neugierigen und den Theilnehmenden drängte sich eine junge und sehr hübsche Dame hinzu, eben als einer der Angekommenen die Geschichte seiner Verwundung den Umstehenden erzählte. Mit Worten der Dankbarkeit gedachte er auch „seines“ Hauptmanns, der sich um ihn, den Gemeinen, mit großer Sorgfalt angenommen hatte, und wünschte den Tagen Flügel, damit er nur bald wieder hergestellt sei, zu seinem Hauptmanne zurückkehren und im Kampfe schützend an seiner Seite stehen könne. Die Dame horchte der Erzählung mit hochklopfendem Herzen, denn sie kannte die Farbe der Aufschläge des Regiments, zu dem der Erzähler gehörte, zu gut, und als er geendet hatte, fragte sie schüchtern, ob er den Hauptmann * * * kenne. Fast unwillig antwortete der Mann: „Weeß' ich den nicht kennen? Der ist's ja, von dem ich rede.“ Jetzt traten Thränen in die Augen der Dame, mit zitternden Händen reichte sie dem Manne eine Gabe, so groß, daß er zögerte, sie anzunehmen. Durch Thränen lächelnd sprach indessen die Geberin: „Nehmen Sie immerhin; Sie haben mich glücklicher gemacht durch Ihre Erzählung, als ich Sie durch diese Kleinigkeit; ich bleibe immer Ihre Schuldnerin!“ Einer der Umstehenden, der die Dame kannte, flüsterte dem Verwundeten ins Ohr: „Sie können das Geld schon nehmen: Es kommt von der Braut ihres Hauptmanns.“ —

Ein Münchener Beamter hat unlängst auf die ihm zugekommene Nachricht, daß unseren im Felde stehenden Truppen hauptsächlich Socken mangeln, deren eine Quantität an einen seiner Bekannten, einen Hauptmann, abgesendet und von ihm ein Danksagungsschreiben erhalten, welches u. A. wörtlich Folgendes enthält: Es ist ungemein ergreifend, so vielfache Beweise von liebevoller Opferfreudigkeit entgegenzunehmen; insbesondere kann der Staat die Mannschaft nicht hinreichend mit dem äußerst wichtigen Artikel „Socken“ versehen. Man müßte per Mann 6 Paar Socken rechnen! Charpie wird hinreichend gezupft; im Nothfalle dient Straßenkoth auch hiefür, wie uns französische Feldärzte lehren: aber das, was Wunden vor der Schlacht erzeugt, ist der heiße Stiefel am nackten Fuße schwer und langsam heilende Wunden! Die Armee auf die Socken zu bringen, ist daher ein großes Verdienst.

Logogryph.

Meine Sylbe schafft ein Woet,
Dem bald a, bald i gegeben;
Eingewurzelt steht es dort,
Regung hat es hier und Leben
Jenes hell und dunkelgrün,
Mancher Theil gleicht einem Thurme
Ott an Höhe. Stolz und kühn
Rauscht und schüttelt sich's im Steueme

Dieses pflegt, von jedem Schall
Aufgewiegelt, bald zu wüthen,
Bald zu flieh'n, bis Knall und Fall
Sleacks ihm Stillestand gebieten.

Aber a schützt hier und da
i ver Feinden und vor Winden,
D'eum ist meistens i in a,
Selten andees wo zu finden.

Auflösung der Charade in Nr. 176:
Grabschrift.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 182 Freitag, 3. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

„Ich hoffe, sagte Gontenhannes zu Dem und Jenem, du wirst dich nun ordentlich betragen und nicht wie daheim, damit wir Schweizer uns vor Andern nicht zu schämen haben. Wir wollen zusammenhalten, je vernünftiger wir Alle auf dem Schiffe sind, desto leichter wird die Reise sein." — Er hatte nicht umsonst an den Patriotismus der Angeredeten appellirt, sie versprachen, seinem Begehren nachzukommen und sie hielten ihr Versprechen. — In der That kam die Auswanderergesellschaft über manche Widerwärtigkeit hinweg, welche wie überall im Leben, so namentlich auf einem Auswandererschiff das Leben verbittert. — Der Hannes handhabte selbst die Polizei im Schiffsraum, er gab die nöthigen Anweisungen in Beziehung auf Reinlichkeit und Eintheilung des Platzes, wobei er sich's freilich nicht verdrießen ließ, hie und da selbst Mägdedienste zu thun und den Besen zu führen. „Es ist gut, sagte er dabei mit Lachen, wenn man's hier lernt, man kann's dann schon, wenn man drüben ist, . . . denn in Amerika thun die Frauen gar nichts," fügte er mit einem schalkhaften Blick auf das Aenneli hinzu. — Einem armen Kerl, der sich schon 14 Tage in seinem schmierigen, übelriechenden Hemd wohl fühlte, lieh er ein Hemd von den seinen. — „Daheim," bemerkte er, „hast Du deinen Wisch vielleicht für Dich allein getragen, hier trägst Du ihn auch für uns." — Das Aenneli murrte freilich darüber, er beschwichtigte es: „Laß es gut sein, Aenneli, es ist uns Allen wohler, wenn die Leute saubere Hemden tragen." Und wirklich hat Mancher von den Andern, die dieß sahen, seine Mahnung gar nicht abgewartet.

Mit einem Einzigen kam der Hannes nicht glatt ab. Das war ein roher Bursche aus Schwaben mit bösartigem Gesicht. Seine Landsleute, welche ihn kannten, mieden ihn, weil er daheim ein berüchtigter Raufbold und Taugenichts gewesen, der Stockmartin, wie sie ihn nannten. Der Stockmartin schien von Anfang an einen Widerwillen gegen den Gontenhannes gefaßt zu haben, den er wenig verhehlte. Er machte seine höhnischen neckischen Bemerkungen bald über die Schweizer, bald über den Hannes selbst. Er legte ihm in den Weg, was er konnte, er that, was ihm widerwärtig war. Der Hannes brachte auch ihn, auf eine freilich etwas derbe Art, zur Ruhe und Ordnung. Eine große Zahl der Auswanderer befand sich an einem Nachmittag auf dem Verdeck. Der Gontenhannes hatte im Zwischendeck aufgeräumt, so viel nöthig war, und trug allerlei Unrath herauf, der vom Stockmartin herrührte. Er machte demselben gemessene Vorwürfe wegen seiner Unordentlichkeit und Unrathlichkeit, „einem so großen Kinde", bemerkte er, „sollte man nicht aufputzen müssen." Der Stockmartin brauste heftig gegen ihn auf mit Worten und holte endlich mit einem Streich gegen ihn aus. Der Hannes machte kurzen Prozeß, er packte ihn rasch mit seinen nervigen Armen und schmiß ihn derb auf das Verdeck des Schiffes nieder. — „So," bemerkte er lachend, „Du hast scheint's wissen wollen, wer der Stärkere sei, jetzt weißt Du's!" — Der Kapitän, welcher längst dem Hannes gewogen war, schaute vom Vorderdeck der Scene mit wohlgefälligem Lächeln zu. Die sämmtlichen Passagiere und am meisten die Landsleute gönnten dem Stockmartin die derbe Zurechtweisung. Derselbe hatte keine Lust, wieder anzugreifen. Als ihn aber der Gontenhannes im Vorbeigehen wieder traf, nahm er ihn bei Seite: „Höre Du", sprach er zu ihm, „es sollte mir leid thun, wenn Du mir gram wärst, das nützte halt nichts, gescheiter ist's, wir halten Frieden und leben einander zu Gefallen, willst Du, so vergessen wir, was begegnet ist." Damit bot er ihm die Hand, der Stockmartin schlug ein. Von dort an hat er sich unklagbar gegen Alle und gegen den Hannes nur freundlich betragen.

Sonst machten des Gontenhannesen die nähere Bekanntschaft von zwei Personen, welche sehr verschieden von einander waren, und welche wir dem Leser deßwegen jetzt schon vorführen, weil sie später in unserer Geschichte wieder vorkommen.

Der Eine war ein Badenser aus der Gegend von Mannheim. Er verhehlte es sorgsam, daß er daheim ein Schneider seines Berufs gewesen, und daß man ihn deßwegen nur den Schneidermathys geheißen. Er suchte auf dem Schiffe durch seine modische Kleidung und affektirte Manieren den Vornehmen zu spielen, der eigentlich etwas mehr sei, als ein Zwischendeckpassagier. An den Hannes machte er sich gewiß nur deßwegen,

Digitized by Google

weil derselbe allerdings eine hervorragende Stellung unter den Auswanderern einnahm und von Allen geachtet und geliebt war. Er wußte ihm ein Breites davon zu erzählen, was für eine Rolle er daheim gespielt und wie er weit umher bekannt gewesen. Daneben schimpfte er weidlich über seine Regierung, sein Land und das ganze Europa, wie da Alles verkehrt sei, da könne man es nirgends hinbringen, wenn man nicht einen Adelstitel oder einen Haufen Geld habe. Es sei wenig Freiheit und Gleichheit in der alten Welt. Er trug sich mit hochfliegenden Plänen für seinen neuen Aufenthalt. Er möchte ein Narr sein, für Nichts gehe er nicht nach Amerika, wenn er sich hätte plagen und schinden wollen, so wäre er daheim geblieben. Das Mindeste, was er in Aussicht hatte, war ein prächtiger Landsitz mit Equipagen und Sklaven! Das mache ihm keinen Kummer. Daneben hoffte er dort eine politische Rolle zu spielen, und Vieles schien ihm schon jetzt daselbst gar nicht in Ordnung, bevor er nur Land und Leute gesehen. —

Hätte er seine Reise ein wenig verschoben, Baden hätte 1849 einen Revolutionär und Volksbeglücker mehr besessen — für Europa ging an ihm ein politischer Kopf verloren.

Der Andere, mit dem der Gontenhannes bekannt wurde, war kein Mann mit so hochfliegenden Plänen. Es war der Mokkijakob aus dem Kanton Bern. Ein körperlich rüstiger, aber geistig etwas beschränkter, dabei äußerst gutmüthiger Mensch. Er war von klein auf bei einem hablichen Bauer verdingt und bei demselben bis zu seiner Abreise geblieben. Der Bauer behielt ihn, wie er sagte, „der Gotteswillen", er wird aber wohl gewußt haben, daß dabei für ihn noch etwas Anderes zu verdienen war, als ein „Gotteslohn", denn der Mokkijakob schaffte, wo man ihn hinstellte, trotz Einem, und man konnte ihn hinstellen, wo man wollte. Als Anerkennung für zehnjährige Knechtsdienste erhielt er beim Austritt von seinem Meister eine neue halbleinene Sonntagskleidung „der Gotteswillen." Dabei empfahl ihn derselbe der Gemeinde gar angelegentlich für die Reisekosten und ein schönes Sackgeld, und als Einer von den Geringern an der Gemeinde meinte, ein solcher Bursche sollte doch auch etwas erspart haben, da fuhr ihm der Bauer über's Maul: „Was erspart? Wenn Unsereiner fast nichts erspart, was sollte denn ein so armer Kerli ersparen können?" Es wurde von der Versammlung beschlossen, was des Mokkijakobs Meister beantragte. Hintenher dann murrten freilich Viele darüber, daß die Gemeinde demselben seinen Knechtslohn bezahle. Der Bauer aber sagte es seinem Knecht mehr als einmal, wie er es ihm zu verdanken habe, daß er nun noch so viel Geld in den Sack bekomme. „Ein g'fälliger Hund sei er allweg, er hätte das nicht für einen Jeden gethan." Der löbliche Gemeinderath aber und die ehrsame Burgergemeinde hatte zweifache Ursache, den Mokkijakob zu spediren. Für's Erste hatten sie die Meinung, es sei für die Zurückbleibenden jedesmal ein Vortheil und ein Glück, wenn wieder ein Burger, und zumal ein armer Burger, weniger in der Gemeinde sei und am Mueshafen sitze; zum zweiten hatte der Mokkijakob Miene gemacht, ein zwar braves, aber armes Meitli, und noch dazu eine Nichtburgerin zu heirathen, und die Bauern, welche das Heirathen für ein Privilegium der Begüterten betrachten, meinten, es seien schon genug arme Haushaltungen da, sie besorgten, es könnte ihnen eine Bürde aus der Heirath erwachsen. Amerika ist für viele Sachen gut! Signerjoggi (so hieß der Meister) erhielt vom Gemeinderath den geheimen Auftrag, seinen Knecht auf jede Weise zu stüpfen und zu bearbeiten, daß er sich entschließe, über den Bach zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Es ereignete sich aber in der Zeit, von welcher wir sprechen, eine Begebenheit, welche zu der Zuneigung seiner Mitschüler, zu der Liebe seiner Lehrer, zu der Vergötterung seiner Mutter, auch noch die Achtung und Bewunderung seiner Mitbürger gesellte. Diese Begebenheit war folgende: Eines Nachmittags schritt Martin mit derjenigen Ruhe und Langsamkeit, die ihm eigen war, aus der Thür des elterlichen Hauses, um durch einen kleinen Spaziergang sich neuen Appetit für das Abendessen zu holen. Da drang plötzlich Lärmen und Geschrei an sein Ohr und obgleich zu anderen Zeiten nicht besonders neugierig, beschleunigte er doch dießmal seine Schritte, um in eine ziemlich enge Nebenstraße zu gelangen, von welcher aus der Lärmen erscholl. Dort erblickte er im Hintergrunde schreiende und laufende Menschen, zu beiden Seiten der Straße einige andere, welche auf dem Boden lagen, vor ihm aber, vielleicht noch in einer Entfernung von achtzehn oder zwanzig Schritten, einen wüthend heranstürmenden Stier, mit blutunterlaufenen Augen und gesenkten Hörnern!

Martin, der furchtsam war im höchsten Grade, wie sich dieß bei jungen Leuten von seiner Erziehung nicht selten trifft, war vor Schreck und Entsetzen über die ihm so unerwartet entgegentretende Gefahr dermaßen gelähmt, daß er nicht daran dachte, auf die Seite zu springen, sondern regungslos stehen blieb. Dabei aber streckte er beide Arme in die Höhe und stieß einen furchtbaren, gellenden Schrei aus, einen solch' entsetzlichen, langgezogenen Angstruf, daß selbst seine Mutter, welche der Lärmen an's Fenster gelockt hatte, die entstellte Stimme ihres Lieblings nicht erkieh. Was den

Stier betrifft, so blieb derselbe zehn Schritte vor Martin stehen, und schien sich mit Aufmerksamkeit den Menschen anzusehen, der sich ihm in den Weg gestellt und so gräßliche Töne von sich gegeben hatte.

Mittlerweise kamen auch die Fleischerknechte herbei, welchen der Stier entsprungen, fesselten ihn, und bemühten sich, ihn fortzuführen. Martin bemerkte jetzt erst, was ihm im Schrecken vorher vollständig entgangen war, daß zwischen ihm und dem sich stemmenden Thiere ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren saß, welches unzweifelhaft, ohne das plötzliche Stillstehen des Stieres, im anderen Augenblicke unter dessen Füße gerathen wäre.

Das Kind sah halb erschrocken, halb verwundert um sich, aus dem nächsten Hause stürzte nun eine junge Frau, riß die Kleine mit einem Angstrufe vom Boden und überschüttete sie mit Küssen und Thränen. Der erregten Mutter folgte ein Mann, der, nachdem er sich überzeugt, daß dem Kinde kein Leid widerfahren, sich gegen Martin wandte, ihm gerührt die Hand schüttelte und ausrief: „Dem da danke, Mutter! denn er hat, nächst Gott, unser Kind gerettet, indem er edelmüthig sein eigenes Leben auf's Spiel setzte." — Die Mutter umschlang Martins Knie, und blickte dankend auf zu den wohlgebildeten Formen des beginnenden Jünglings, welcher jetzt heftig zu schluchzen und zu weinen begann aus Erregung der Gefahr halber, welcher er so plötzlich entgangen war.

Da der Stier aber mittlerweile gebändigt und seiner weiteren Bestimmung entgegengeführt ward, hatten sich die Zuschauer um Martin, das gerettete Kind und dessen Eltern versammelt. Lobende und dankbare Anerkennung floß aus jedem Munde, und da Martin erstlich sich in bedeutender Verlegenheit befand, so trat ein älterer Mann an ihn heran und sprach, indem er ihm die Hand reichte, mit Salbung: „Die Zähren, die von den Wangen der Gerechten träufeln, sind dem Herrn ein Labsal! Sie haben, edler Jüngling, wie ich vernahm, mit menschenfreundlicher Hintansetzung Ihres eigenen Lebens das eines unschuldigen Kindes gerettet, und wenn jetzt Thränen der Rührung und des Mitgefühles über die Freude der dankbaren Eltern aus Ihren Augen strömen, so sind diese ein neuer Beweis Ihres edlen Herzens, Ihrer ächt menschenfreundlichen und christlichen Gesinnung. Geben aber jetzt auch Sie, junger Mann, zu den lieben Ihrigen, zu deren Ohren vielleicht schon Gerüchte gedrungen sein mögen über diesen Vorfall, und beruhigen Sie durch Ihr Erscheinen die ohne Zweifel in Unruhe Befindlichen."

Hierauf führte der ältere Herr unsern Martin aus dem Kreise, welcher sich ehrfurchtsvoll öffnete, und geleitete ihn bis an das Haus seiner Mutter. Die Straßenjungen riefen: „Der dicke Martin hat einen Ochsen aufgehalten! Vivat hoch!" — Die Weiber sagten, indem sie sich vom Schauplatz entfernten: „Es ist aber doch gewissenlos, ein so kleines Kind allein auf der Straße zu lassen, ohne alle Aufsicht. Aber freilich, wenn man an Nichts weiter denkt, als an Staat machen und neue Kleider...."

In den Schenken des betreffenden Stadtviertels erzählte man sich Abends, daß Martin sich zwischen das Kind und den Stier geworfen und so denselben zum Stehen gebracht habe. In den Schenken jenseits des Flusses aber hieß es, daß er den Stier bei den Hörnern gefaßt, zuerst festgehalten, und dann mit Löwenstärke zu Boden geworfen habe. Die Verletzungen, welche er dadurch am Kopfe erhalten habe, seien unbedeutend.

Oeffentliche Blätter endlich brachten des nächsten Tages folgende Anzeige:

„Ehre, wem Ehre gebührt!"

„Der junge Martin Vollbart, der wackere und talentvolle Sohn eines unserer geachtetsten und leider zu früh dahingeschiedenen Mitbürgers, rettete gestern, auf die aufopferndste Weise, das Leben eines Kindes. Der fleißige junge Mann war eben im Begriff, sich zu einem seiner Lehrer zu begeben, als er ein ängstliches Hülferufen vernahm, und nachdem er mit raschen Schritten auf dieses zugeeilt war, erblickte er einen wüthenden Stier, welcher eben im Begriff war, ein auf der Straße spielendes Kind, einen vierjährigen Knaben, auf seine Hörner zu spießen und in die Luft zu schleudern. Der wahre Muth ist rasch besonnen! Der tapfere Jüngling stürzte sich, seines Lebens nicht achtend, blitzschnell zwischen das Unthier und sein Opfer, erfaßte den auf's Aeußerste gereizten Stier bei den Hörnern, und nun begann ein Kampf, welcher, wie die Augenzeugen berichten, furchtbar und schön zugleich gewesen sein muß.

Gott sei Dank, es gelang der Gewandtheit des jungen Menschen, den Sieg davon zu tragen, denn nach mächtigem und gewaltigem Ringen warf Vollbart den Stier zu Boden und legte mit Freudenthränen in den Augen den geretteten Knaben in die Arme seiner entzückten Mutter. Die Verwundungen, welche der junge Held bei diesem Kampfe erhielt, sind von geringer Bedeutung, und sollen bloß aus einigen leichten Quetschungen bestehen. Jedenfalls sind solche Wunden ehrenvoller, als manche andere!"

Die alte Frau Vollbart wurde stets von einer freudigen Rührung bewegt, so oft sie einen Blick auf das, unter Glas und Rahmen gebrachte, Zeitungsblatt warf, welches das Lob ihres Sohnes verkündete, und welches den Ehrenplatz unter dem Portrait ihres Seligen einnahm. Freilich trug sie bisweilen Bedenken und frug sich, wo der Junge den Muth herhabe.

Ihr Seliger war ein kreuzbraver Mann. Er war ihr treu wie Gold, arbeitete wacker, betrank sich nicht, war überhaupt sparsam und klagte niemals über das Essen, selbst wenn irgend eine Speise verdorben war, ein Muster für viele, viele Ehemänner. — Aber — er ging nie ohne Licht über den dunklen geräumigen

Vorplatz des Hauses, und man wußte, daß er es sehr liebte, wenn seine Frau oder die Magd ihm leuchteten. Mußte er allein gehen, so summte oder pfiff er ein Liedchen. Des Nachts heimkehrend von sonntäglicher Biererquickung, wich er sorgfältig allen Begegnenden auf mehrere Schritte aus, Hunden auch bei Tage. Er war eben auch kein Händelsucher, und wußte, daß die Hunde bissige Köder sind. Auch war das Alles in den Augen der Frau Vollbart in vollkommener Ordnung. Immer aber konnte Martin den tollkühnen Muth nicht als väterliches Erbtheil besitzen. Doch zweifelte sie keinen Augenblick an dessen Muthe. Sie hatte es ja Schwarz auf Weiß. Sogar gedruckt, und noch in einer Zeitung.

Was Martin selbst betrifft, so wurde er anfänglich, wenn man ihn seiner edlen That halber belobte, roth, was man ihm für eine, einem Jünglinge wohlanständige, Bescheidenheit auslegte. Später indessen gewöhnte er sich an dergleichen Lobeserhebungen und glaubte vielleicht, zum Theil wenigstens, selbst an seine Heldenthat. — — —

Wir wollen jetzt einige Jahre vorübergehen lassen, und erst wieder nach unserem Martin blicken, nachdem er sich bereits längere Zeit, mit wenig Fleiß und fast mit noch wenigerem Behagen, in lateinischen Studien umgesehen hatte. Er war ein mächtig starker Bursche geworden, welcher seine sämmtlichen Lehrer um einen halben Kopf überragte, und der nach dem jedesmaligen Ende der Lehrstunden unter den übrigen Schülern seiner Klasse über den Hof der Anstalt dahinschritt, wie ein Elephant unter einer Heerde Affen.

Trotzdem aber, und trotz des bereits stark sprießenden Bartes, sprießten die lateinischen Floskeln nur wenig, fast gar nicht, ja einige seiner Lehrer zweifelten selbst an deren erstem Keimen. Die griechische Sprache aber stand vor seinem Geiste, wie ein drohendes Gespenst an der Schwelle der nächsthöheren Klasse. Wenn ihm früher die deutschen Buchstaben furchtbar vorgekommen waren, als er in der Knabenzeit sie zu erlernen gezwungen war, so erschienen ihm die griechischen geradezu gräßlich. Und dann, wie unordentlich untereinander einherlaufend, und nicht in der mit saurem Schweiße früher erlernten A-B-C-Ordnung. Es ging nicht! Er wußte das.

Und sein Gefühl hatte ihn richtig geleitet. Es ging wirklich nicht. Es ging unter gar keiner Bedingung. Als er gegen die Weihnachtszeit hin, vermöge eines nicht zu umgehenden Rathes von Oben, seinen freiwilligen Austritt aus der gefürchteten Klasse nahm, und er den Schulhof verließ, um ihn nie wieder zu betreten, war es ihm, als fielen Berge von seiner Brust. Seine Mutter behauptete, man habe ihn verfolgt, warum, war ihr nicht vollkommen klar.

Nachdem Martin den Winter hindurch der Kochkunst seiner Mutter die möglichste Ehre angethan, ging man endlich im Frühjahre unter sich zu Rathe, was nun für ein Beruf zu ergreifen sei. Ein Handwerk, — Martin war einmal zu alt, zweitens zu groß, und drittens zu groß, oder besser: zu hochmüthig, um Lehrling zu werden. Kaufmann, — englische und französische Sprache zu erlernen, — geht nicht. Studiren — ging bereits nicht. Soldat, — im Herzen Martin's murmelte eine friedliebende Stimme anrathende Worte, indem sie von Blut und Wunden flüsterte. Er gab ihr lauten Ausdruck, indem er seiner Mutter erklärte, er widerstrebe geradezu seinem Gefühle, seinen Nebenmenschen zu tödten. Die gerührte Frau schloß ihn zärtlich in ihre Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Einer von der „leichten" Kavallerie.] Ein „Berliner Blatt" erzählt: In dem Kampfe bei Kissingen wurde ein Kavallerist der leichten Reiterei der Bayern von den Preußen gefangen genommen und spaßeshalber seiner Korpulenz wegen gewogen. Das Gewicht desselben stellte sich auf 212 Pfund heraus. Wie viel mag nun erst ein schwerer bayerischer Reiter wiegen?

Logogryph.

Stampfende Rosse
Gassen entlang,
Dampfende Kessel,
Jubel und Sang.
Blitzende Waffen,
Prächtige Heeren —
Wär' nicht mein Feld hier,
Wählt' ich es gern.
Les' ich das Wort mir
Hinten herein,
Fällt mir noch etwas
Schlimmeres ein.
Gottes Geschenke,
Salz und Taback,
Plagen den Bauern!
Theurer Geschmack.

Auflösung der Charade in Nr. 177:
Regenbogen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 184 Montag, 6. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

III.

Die Nähe von New-Orleans wird durch den immer höher werdenden Flußdamm (levée) angekündigt. Dort nahmen Alle Abschied von dem Kapitän, der sie übers Meer geführt. Keinem drückte derselbe so freundlich und warm die Hand wie dem Gontenhannes. „Ich wollte, sagte er zu ihm, Ihr führet allemal mit mir herüber, es ginge Manches leichter, als es sonst geht. Hättet Ihr Euch nicht in den Kopf gesetzt, da drinnen Bäume umzuschlagen und den Boden zu pflügen, ich böte Euch an, in meinen Dienst zu treten, wie ich Euch aber kenne, wird's Euch auch da drinnen nicht bös ergehen." Er nöthigte ihm als Andenken ein Päcklein auf, etwas für seine Kinder, wie er sagte. Doch hoffe er ihn, bevor er weiter reise, noch einmal zu sehen.

In New-Orleans ging die Gesellschaft, welche die Planken eines Schiffes bis jetzt zusammengehalten, nach allen Winden auseinander. Einzelne Auswanderer fanden dort Beschäftigung, Andere trieben sich nur allzulang für ihre Geldmittel müßig dort herum. Der Gontenhannes gehörte unter die Klügern. Er unterließ es nicht, sich die große Stadt, das Paris der Vereinigten Staaten, anzusehen. Er ging auf den Flußdamm, welcher die Stadt vor Ueberschwemmung schützt, die Stadt, welche nur vier Fuß über dem Meer und tief unter dem Spiegel des Stromes liegt, der eine stundenlange Strecke an ihr vorüberfließt. Er sah die vielen Dampfschiffe hier liegen, welche einen Begriff geben von dem Leben und Treiben auf dem Strom, der so zu sagen die Pulsader ist, die das Innere des Kontinents mit dem Meer verbindet. Er bestieg den Thurm einer Kirche, um einen Ueberblick zu gewinnen über die Stadt und ihre Umgebung, eine Umgebung, welche durch viele auf früherem Sumpfboden angelegte Landhäuser und Gärten und weiterhin durch Cypressenwälder geziert ist, die das ewige Einerlei der Fläche unterbrechen. Dann aber wollte er die erste Gelegenheit benutzen, um zum Ziele seiner Reise zu gelangen, das in einer Farm im Staate Illinois bestand.

Gontenhannes hatte schon früher genug von Unglücksfällen gelesen, welche sich mit Dampfschiffen auf dem Mississippi ereignen, so daß er nicht ohne Besorgniß diese letzte, 550 Stunden lange Route nach St. Louis unternahm. Was er bei Anlässen in New-Orleans selbst hörte, war, wenn er auch Einzelnes für übertrieben hielt, nicht geeignet, seine Besorgniß zu verringern. „Wenn sie, so belehrte ihn Einer, da auf dem Mississippi mit einem andern Dampfboot eine Wettfahrt machen, und wenn die anderen Mitfahrenden den Kapitän anfeuern, der auf dem Ventil sitzt, um es mit seinem Gewicht niederzudrücken, so geht so weit als möglich vom Dampfkessel weg, und das so schnell als möglich, wenn der Kapitän den Heizern zuruft: „Feuert, Jungens, das Harz darauf!" Und wenn ein Angestellter ruft: „Die Herren, welche nicht bezahlt haben, mögen in die Damenkajüte gehen!" so gehorchet ohne Aufschub, denn dann ist ein Zerspringen des Kessels zu befürchten. Die Damenkajüte ist am sichern Ende des Schiffes, und sie sind nur für die Sicherheit und das Leben Derer besorgt, die ihre Dollars noch nicht bezahlt haben. An den Andern liegt ihnen nichts. Bezahlt also das Fahrgeld nicht voraus. Denn, wenn Ihr das Unglück hättet, vom Schiff ins Wasser zu fallen, und die Wache ruft dem Kapitän: „ein Passagier über Bord", so ist die erste Frage desselben: „hat er bezahlt?" und wenn es bejaht wird, so kommandirt er: „Vorwärts!"

Der Gontenhannes suchte noch einmal unmittelbar vor seiner Abreise „seinen Kapitän" auf. Er hatte in dem von demselben erhaltenen Päcklein außer Kleidungsstoff für seine Kinder eine 25-Dollarnote gefunden, und diese gedachte er ihm wieder zuzustellen. Der Kapitän wies sie zurück mit der Bemerkung: „Bei mir arbeitet Niemand umsonst, behaltet es zugleich als ein Zeichen meiner Dankbarkeit für die von Euch geleisteten Dienste und der Dankbarkeit gegen Gott, — es ging mir selten eine Ueberfahrt so leicht und ruhig wie diese." Er begleitete ihn an den Ladungsplatz der Dampfschiffe. Der Hannes war im Begriff, auf einem derselben Platz zu nehmen, als ihm sein Begleiter ein anderes anrieth, das er für sicherer halte. Es kam ihm dieser Rath wohl, denn später wurde bekannt, daß eben jenes Dampfschiff auf seiner Fahrt in Folge Springens des Kessels verunglückte, und daß viele Reisende dabei ihr Leben einbüßten.

Digitized by Google

Der Fluß war von einer zahllosen Masse von Schiffen belebt, die an der „Belle Ville“ (so hieß der Dampfer, welchem der Gontenhannes sein und der Seinen Leben anvertraut) abwärts vorüberfuhren. Sie waren meist mit Baumwollenballen vom Ohio und Red River her beladen. Unter diesen Fahrzeugen nahmen die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch die großen flachen Boote, die mit Landesprodukten 900 Stunden weit her von Pittsburg am Ohio abwärts gehen. Sie sind aus starken Balken gezimmert und mit einem guten Dach versehen. Die Eigenthümer verkaufen die Ladung, aus Korn bestehend, in der großen Stadt, und wenn sie die Boote nicht rasch verwerthen können, so lassen sie dieselben als herrenloses Gut in New-Orleans zurück, nachdem sie Wochen, ja Monate lang auf denselben gelebt, und kehren auf einem Dampfschiffe heim.

Der Kapitän des Dampfers war ein vorsichtiger Mann, der auf die bei einer Mississippifahrt vorkommenden Gefahren ein aufmerksames Auge hatte. An solchen Gefahren fehlt es allerdings nicht, auch wenn der Führer des Schiffes sie nicht selbst herbeiführt. Zu denselben gehören die im Sand mit den Wurzelstöcken und Stämmen festsitzenden Bäume, welche, in schiefer Stellung, flußabwärts gerichtet, mit den Spitzen nahe an die Oberfläche reichen und die aufwärts kommenden Schiffe durchbohren. Es werden bei niedrigem Wasserstande eigene Boote ausgesandt, welche diese Bäume aus dem Flusse herausreißen. Sodann kann ein Zusammenstoß mit den zahlreich flußabwärts fahrenden Schiffen oder mit dem massenhaft daher schwimmenden Treibholz großes Unglück herbeiführen. Dieses Treibholz wird in großen Massen oberhalb New-Orleans gelandet und gespalten. Die Dampfschiffe ergänzen daraus an den Landungsplätzen ihr Brennmaterial. — Alle diese Gefahren sind trotz der gegen sie angewandten Vorkehren immer vorhanden und um so drohender, je mehr der Fluß angeschwollen, je dunkler die Nacht, je dichter der Nebel ist, der oft auf dem Mississippi in einer undurchdringlichen Schichte von so geringer Höhe lagert, daß man von den Dampfschiffen nur die über denselben herausragenden Kamine sieht. Die „Belle Ville“ ging oft bei einem solchen Nebel oder bei der Dunkelheit vor Anker am Ufer. Es geschah das um so mehr in Folge eines Vorfalls, der alle Reisenden in nicht geringe Aufregung und Angst versetzte. Sie waren gegen Mitternacht zur Ruhe gegangen, als sie plötzlich durch ein gewaltiges Krachen und Splittern der Fensterscheiben aufgeschreckt wurden. Der Kapitän beruhigte sie mit der Versicherung, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei. Er war in der Dunkelheit in einen schmälern Seitenarm des Stromes hineingefahren, der bei niedrigerm Wasserstande ohne Schwierigkeit passirt wurde. Da aber der Fluß bedeutend hoch ging, so gerieth das Schiff mit der Verdeckkajüte in die Aeste der von beiden Seiten hereinragenden Bäume, welche eine bedeutende Verwüstung am Holzwerk und den Fenstern des Schiffes anrichteten. Die Matrosen griffen zu den Aexten und hieben bald hindernden Aeste, bald auch ohne Schonung das Holzwerk der Kajüte entzwei. Die Fahrbahn wurde indeß bald wieder freier und am Morgen hatten die Schreiner und Glaser vollauf zu thun, um die Schäden auszubessern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Beim Mittagstische traf er des andern Tags einen Bekannten, einen jungen Kaufmann, den er bei früherer Gelegenheit in seiner Vaterstadt kennen gelernt hatte. Martin war doppelt erfreut; denn einmal war er froh, Jemanden zu haben, der ihm bei der Besichtigung verschiedener Keller Gesellschaft leisten würde, auf der andern Seite hoffte er, unbemerkter Weise, Erkundigungen einziehen zu können über die mehr oder minder große Gefährlichkeit der Fahrt nach Bremerhaven, um danach seinen Entschluß einzurichten. Aber vorläufig war davon die Rede nicht, und nach Tische sagte Stettenberg, so wollen wir den jungen Kaufmann nennen: „Heute Abend wird im Rathskeller gekneipt! Das ist das beste Institut in ganz Bremen.“

Schon beim Eintritt in jenes, in der That ganz ausgezeichnete „Institut“ mußte auch Martin seinem Freunde recht geben. Die langen Reihen mächtiger und zum Theil mit trefflichem alten Schnitzwerk versehenen Fässer, die endlos scheinenden, mystisch sich kreuzenden Gänge, das hohe und kunstvoll gesprengte Gewölbe, dann die einzelnen Gruppen der Zechenden, welche gesondert Platz genommen und beim Scheine magisch flackernder Kerzen, ohne besonders laute Gespräche, ihren Wein schlürften, dann wohl auch der feine aromatische Duft eben dieses Weines, der den ganzen Raum durchwürzte, alles Das behagte unserem Martin sehr, und behagt auch wohl noch mehreren Anderen.

In einem Anfluge von poetischer Laune wollte Martin gleich im ersten Gange des Kellers, unfern eines jener mächtigen Fässer Platz nehmen, um dort, wie er sagte, „als ein alter Ritter seinen Humpen zu leeren.“

Stettenberg aber sagte: „Das ist nicht nobel! Bloß ordinäre Subjekte kneipen da außen. Coulante Kerle, die Prinzipale, und angesehene Leute überhaupt, gehen in ein Kabinet.“

Und als nun, eine Viertelstunde später, die beiden jungen Leute in einem jener hölzernen Verschläge, wie solche rechts des Einganges zu finden, weniger gerade schön, als gemüthlich und bequem, sich dort häuslich niedergelassen, als der treffliche Rheinwein vor ihnen

Digitized by Google

duftete, und die so eben frisch in den Keller gebrachten Austern sie verführerisch anlachten, da begann Martin bei sich zu überlegen, ob er es nicht versuchen wolle, sich in diesem herrlichen Bremen niederzulassen.

Jetzt nahten sich Tritte, laute Stimmen wurden hörbar, und hierauf wurde die Thür des Kabinets geöffnet. Zwei junge Männer blickten in dasselbe, und einer von ihnen frag'te freundlich: „Ist's erlaubt? Es kneipt sich besser in Gesellschaft, denke ich!"

Als die bereits im Besitz des Platzes Befindlichen zustimmenden Bescheid gegeben, und zuvorkommend bei Seite gerückt waren, stellte man sich gegenseitig vor, und unsere Freunde erfuhren im Austausch, daß die Neuangekommenen aus Hamburg gebürtig, vor Kurzem ihre Studien auf einer norddeutschen Universität beendigt hatten.

Junge Leute thun sich leichter zusammen als wir Alten, und da man den Formen des Anstandes und der Sitte Genüge geleistet, war man bald heiter und guter Dinge, und schien sich Jahre lang zu kennen.

Diese großen Holsteiner Austern, sagte endlich Martin, sind trefflich, und sie sind mir lieber, als die kleinen englischen."

Man widersprach ihm. Martin behauptete seinen Ausspruch. „Schon deßhalb," führte er an, „weil man die großen kauen müsse, während man die kleinen ganz verschlucke."

Man hatte sich erhitzt während dieser wichtigen Verhandlung, und der eine Hamburger sagte: „Sie verstehen keine Austern zu essen, man kaut jede Austern."

In diesem Augenblicke warf Martin zufällig einen Blick auf den Sprechenden, und sah an dessen linker Westentasche einen Gegenstand, der ihm das Blut in den Adern erstarren machte. Es war nicht der Kolben eines Revolvers, und eben so wenig der Griff eines Dolches, es war, wie die studirenden Jünglinge mit dem unziemlichen Namen „Bierzipfel" bezeichnen, eine zierliche Schleife, mit den Farben einer Verbindung!

Also deßhalb hatte er alle Universitätsstädte während seiner ganzen Reise sorgfältig, oft mit bedeutenden Umwegen, gemieden, um jetzt, mitten in einer Stadt des Handels und der Industrie, in die Klauen eines leidenschaftlichen Duellanten zu fallen, eines Raufboldes, der, wie der Tiger in Raff's Naturgeschichte, „zur Lust mordet."

(Fortsetzung folgt.)

Der Telegraph und die Fischerei an den norwegischen Küsten.

Aus einem vom Herrn Direktor Nielsen uns mitgetheilten Zirkular der norwegischen Telegraphendirektion vom 24. Februar 1866 entnehmen wir die folgende interessante Mittheilung über die Ausdehnung der Telegraphen auf die Fischereidistrikte an der Nord- und Westküste Norwegens und über die Art und Weise, wie die Telegraphen dort zum Nutzen der Fischerei thätig sind. Die ausgedehnteste der vom Storthing zur Ausführung genehmigten Telegraphenlinien ist die, welche vom Ramsos nordwärts zum Anschluß an die schon bestehende Lokallinie der Lofoter-Inselgruppe und von da weiter bis zur Stadt Tromsö in der arktischen Region geführt werden soll. Die Ausführung dieser Linie wird unverzüglich begonnen, aber bei den bedeutenden Terrainschwierigkeiten und bei dem Mangel an allen Kommunikationswegen ist es zweifelhaft, ob die Vollendung früher als in drei bis vier Jahren zu erhoffen ist. Im Interesse der norwegischen Fischerei wird beabsichtigt, die Telegraphenlinien sobald als möglich längs der ganzen norwegischen Küste bis zur russischen Gränze weiter zu führen, wenn schon diese Anlage mit ziemlich bedeutenden Kosten verknüpft ist, und obgleich die beabsichtigte Linie nur Länderstrecken durchschneidet, in welchen die Bevölkerung sehr dünn gesäet ist und deren an sich wenig bedeutende Städte in sehr großen Entfernungen von einander liegen.

Der Telegraph leistet unserer Fischerei schon jetzt sehr wesentliche Dienste, und da, so viel wir wissen, seine Benutzung für diese Industrie allein in Norwegen systematisch ausgebildet ist, so dürften einige nähere Mittheilungen über diesen Zweig des Dienstes vielleicht nicht ohne Interesse sein. Unsere große Fischerei wird längs der ganzen Küste von Stavanger bis zur russischen Gränze auf einer Erstreckung von 1200 Seemeilen (60 auf den Grad des Aequators) betrieben. Der Fang einiger Fischgattungen ist veränderlich, sowohl hinsichtlich der Jahreszeit als auch hinsichtlich der Lokalität; der Fang anderer dagegen findet regelmäßig zu gewissen Zeiten, wenn auch mit Schwankungen von einigen Wochen, und an bestimmten, allerdings periodisch wechselnden Küstenpunkten statt, wobei indeß auch diese Perioden selbst Schwankungen von geringerem Belange zeigen. Unter den regelmäßig wiederkehrenden Fischereien nimmt der Fang des Härings im Winter, wo diese Fische auf ihren Wanderungen an die Küsten kommen, um in seichtem Wasser unter dem Schutze der Klippen zu laichen, den ersten Rang ein. Diese Fischerei, welche von Mitte Januar oder Anfangs Februar bis Mitte März stattfindet, erstreckt sich gegenwärtig auf die Küstenstrecken nördlich von Stavanger bis südlich von der Bucht von Bergen und auf die von Cap Stat (nahe der Telegraphenstation Larsnäs) bis südlich von der Station Froive. Sie gibt etwa 40,000 Menschen Beschäftigung.

Die Vorzeichen der Ankunft der Häringe, der „Häringsschein", auch „Häringsblick" (sildeglimt) genannt, beginnen kurze Zeit vor Beginn des Fischfanges sichtbar zu werden. Man sieht alsdann vom hohen Meere her

ungeheure Schaaren von Fischen den Küsten sich nähern, im Munde des Volkes „ein Berg Häringe“ genannt, gefolgt von Cetaceen und begleitet von einer unzählbaren Wolke von Seevögeln. Eine ambulante Inspektion der Fischerei theilt durch den Telegraphen allen interessirten Telegraphenstationen regelmäßige Meldungen mit und läßt dieselben dort durch Anschlag veröffentlichen, um die Fischer fortlaufend über die Ankunft der Fische in Kenntniß zu halten. Fliegende Telegraphenstationen werden bereit gehalten, um sie an jedem beliebigen Punkte der Linie aufzustellen, und von dem Augenblick an, wo der arme Häring beim Eingang der Golfe die submarinen Kabeln passirt hat, werden seine geringsten Bewegungen von beiden Ufern her sorgfältig überwacht. Benachrichtigt durch die Telegraphenstationen, eilen alsbald von allen Seiten die Fischer herbei mit Netzen, Schiffen, Tonnen und Salz, mit ihnen auch Aufkäufer und Händler; alle nehmen ihren Weg zu den Fischereiplätzen. Die Küstenbevölkerung weiß sehr gut die wichtige Rolle zu würdigen, welche der Telegraph in ihrer Industrie spielt, und in solchen Fällen, wo der Fang lediglich durch Dazwischenkunft des Telegraphen ermöglicht worden, nennt sie die gefangenen Fische Telegraphenhäringe.

Während der ganzen Dauer des Fischfanges läßt die ambulante Inspektion alle Morgen bei den Stationen Bulletins affichiren, welches das Quantum des Fanges, den Preis der Fische, den Weg der Fischzüge und selbst die Farbe des Wassers enthalten, welches allmählig im Umkreis mehrerer Meilen weiß wird und eine milchige Farbe annimmt; dieß bekundet, daß die Abgabe des Laich, mit der Milch der Männchen gemischt, beendet ist; dann macht man sich für neue „Scheine“ und für die Ankunft neuer Fischzüge bereit. Wenn schon die Dauer der ganzen Fischereisaison 2—3 Monate umfaßt, so findet doch der Hauptfang innerhalb eines Zeitraums von 4—6 Wochen statt, während dessen man in der Woche — mit Ausschluß der Festtage, an welchen, der religiösen Gesinnung des Volkes entsprechend, der Fischfang untersagt ist — 1—1200,000 Tonnen (norwegisches Maß)*) Fische aus dem Meere zieht.

Man sieht aus dieser Darstellung, daß die Dienste, welche der Telegraph der Fischerei leistet, schon jetzt von großer Wichtigkeit sind, und wir wagen zu hoffen, daß die projektirte Telegraphenlinie, welche sich bis in die arktischen Regionen erstrecken soll, noch weit bedeutendere Dienste leisten wird, weil die sehr bedeutenden Entfernungen hier noch gebieterischer fordern, daß geeignete Maßregeln getroffen werden, die Fischer und Schiffe sicher und schleunig nach den vortheilhaftesten Punkten zu dirigiren.

Der wichtigste Fischereizweig für das nördliche Norwegen ist der Kabliaufang, welcher, gleichzeitig mit dem Häringsfang, auf den Fischereigründen längs der Küste von Aalesund bis Christiansund, bei den Lofotischen Inseln und an den Küsten auf beiden Seiten des Nordcap bis zur russischen Gränze stattfindet. Auch diese Fischerei beschäftigt ungefähr 40,000 Menschen.

Dieser Kabliaufang, welcher dem von Neufundland würdig an die Seite gestellt werden kann, ist gleichwohl nicht die einzige Fischerei dieser Gegenden. Man könnte vielmehr während des ganzen Jahres daselbst den Fischfang betreiben, namentlich im Herbst, wenn der Fetthäring bald an einem, bald an einem andern Punkte der weitgestreckten Küste in großen Zügen in die Fjorde eindringt, ohne daß die zerstreut wohnende spärliche Bevölkerung im Stand wäre, von den Reichthümern, welche das Meer birgt, Nutzen zu ziehen; um Zeit und Entfernung zu überwinden, sind der Telegraph und der Dampf unentbehrlich. (Zeitschrift des Telegraphen-Vereins.)

*) Im Jahr 1866 hat der Häringsfang am 24. Januar begonnen. Nach den offiziellen Nachweisen sind bis zum 24. Februar 720,000 Tonnen (eine Tonne = 115,81 Liter, ein Gewicht von ungefähr 100 Kilogrammen) gefangen worden.

Mannigfaltigkeiten.

In der Mode überstürzen sich die Ereignisse nicht weniger als in der Politik. Während der letzten 14 Tage sind in Frankreich nicht weniger als 67 Erfindungspatente für verschiedene geformte neue Damenhüte genommen worden.

Charade.

Man lobt an Pferden und an Knaben,
Was hier der Spitzen Erste sagt,
An ihr beim Schmause sich zu laben,
Hat Leckermäuler stets behagt.
Oft mög' es braven Jägern glücken,
Geschickt und schlau sie zu berücken!
Die Lust, als Zweite
Sie in seinem Garn zu seh'n,
Ist Schützen minder werth,
Doch auch nicht zu verschmäh'n.
Wer, reich an losen, muntern Schwänken,
Als Ganzes uns ergötzlich schien,
Dem wird, will er nur Niemand kränken,
Auch manche Unart wohl verziehn.

Auflösung der Charade in Nr. 179:
Meisterwerk.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 185 Dienstag, 7. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Dem Gontenhannes und seiner Aufmerksamkeit entging keine der für ihn neuen Erscheinungen. Seiten konnte am Tag ein Schiff von ihm unbeachtet vorüberfahren, ein Seitenfluß von ihm ungesehen einmünden. Er begrüßte den Red River und Arkansas links und den Ohio mit dem Teneſſee und Cumbertand rechts fast wie alte Bekannte. Er hatte daheim ihre Namen so oft in „Amerikabüchern" gelesen, ihren Lauf so oft auf der Karte verfolgt.

Wer Langeweile, zumal auf einer Reise hat, der muß selber langweilig und ein Stockfisch sein, zu trägt sich, sei's mit der Landschaft, die er durchreist, sei's mit den Menschen zu beschäftigen, mit welchen er in Berührung kommt. Der Gontenhannes hatte die kürzeste Zeit, sowohl auf seiner Fahrt über Meer, als namentlich den Mississippi hinauf, er meinte oft, er habe in seinem Leben nicht so viel gelernt, als in diesen wenigen Wochen. Er fand immer Menschen, mit welchen er eine, wenn auch nur vorübergehende Bekanntschaft schloß, aus deren Gesprächen er Unterhaltung und Belehrung schöpfte. Die Reisegesellschaft auf der „Belle Ville" war eine viel mannigfaltigere und interessantere, als diejenige auf dem Meer. Dort gab es fast lauter Europamüde, unter diesen war eine große Zahl Solcher, welche nach der neuen Welt wenig mehr als zwei Hände zum Arbeiten mit hinüberbrachten. Hier gab es Vergnügungsreisende neben Geschäftsleuten, hier waren Auswanderer, die, nachdem sie ihre hergestellte Farm in Ohio vortheilhaft verkauft, mit Sack und Pack, mit Weib und Kind weiter nach Westen, nach Missouri, Kansas oder Jowa zogen, um die alte Arbeit von Neuem zu beginnen.

Hier kam der Gontenhannes mit einem Schlächter aus Cincinnati in's Gespräch, der ebensogut zu politisiren, als von seinem Geschäfte zu erzählen und zu rühmen wußte, daß letztes Jahr in Cincinnati mehr Schweine, als je früher, nämlich 300,000 geschlachtet worden, wie er selbst in 35 Tagen 18,000 solcher Thiere „befördert" habe. Dabei beschrieb er in seinem gebrochenen, halbverlernten Deutsch — denn er war ein Deutscher seiner Abstammung nach — die Einrichtung der großartigen Schlachtanstalten, die Verpackung und Versendung des Fleisches.

Noch interessanter war für den Gontenhannes und das Aenneli die Lebens- und Leidensgeschichte der auf dem Schiffe angestellten Schaffnerin (Kellnerin), der Hanne, wie man sie nannte. Sie war eine Deutsche; es war begreiflich, wenn sie Denen sich vertraulich näherte, welche ihre Muttersprache redeten. Vor zehn Jahren war sie noch in Sachsen gewohnt. Sie ließ sich überreden, Anhängerin eines Sektirers zu werden, welcher lehrte, in Deutschland sei keine wahre Religiosität, der einzige Weg zum Heil sei, ihm zu folgen, nach Amerika zu gehen und dort die wahre Kirche zu gründen. Er selbst wollte das Oberhaupt seiner Anhänger sein, an ihn mußten sie ihr ganzes Vermögen abliefern. Im November 1838 schifften sich 700 Opfer dieses Betrügers ein. Von einem alten, baufälligen Schiffe, das gegen hundert dieser Gläubigen, Frauen und Kinder, aufnahm, hat man nie wieder etwas gehört. Das andere führte das Sektenoberhaupt selbst nach New-Orleans, von dort den Mississippi hinauf und gründete mit ihnen oberhalb St. Louis in einer ungesunden Gegend eine Gemeinde. Der vierte Theil der Gläubigen starb hier am Fieber, und man entdeckte da erst, daß der Betrüger in Deutschland eine Gattin mit neun Kindern im Stich gelassen und mit einigen Frauen der Gemeinde in unerlaubtem Verhältniß lebte. Ehe die Sache recht ruchbar wurde, war er mit allem Gelde, das ihm zum Ankauf von Ländereien anvertraut worden, verschwunden. Die Hanne ging, sobald sie vom Fieber genesen, nach St. Louis, wo sie in einem Hospital als Krankenwärterin und nachher auf dem Schiffe als Schaffnerin eine Anstellung fand. Das Heimweh nach ihrer alten Mutter, welche sie zurückgelassen, ausgenommen, sprach sich die Hanne mit ihrer Lage zufrieden aus. „Amerika, sagte sie, ist das Land nicht nur für die Schwindler, sondern auch für die Armen. Nehmt euch nur in Acht vor Betrügern, hier gitt's: trau, schau, wem!" — Die Hanne konnte aus Erfahrung reden. —

„Ueberall, wie bei uns, bemerkte der Gontenhannes zum Aenneli." — Sonst aber war die Erzählung der Hanne und was er sonst beobachtete, nur geeignet, den Hannes in der Zufriedenheit mit dem gefaßten Ent-

Digitized by Google

schlusse zu bestärken. Er ging mehr als je mit getroster Hoffnung und Zuversicht der Zukunft und der neuen Heimath entgegen.

An zwei Dingen nahm er hier schon Anstoß. Das Eine war das Tabakkauen der Männer und das Tabakrauchen der Frauen. Da war eine junge Mutter auf dem Schiff, welche eine Pfeife schmauchte, die ihr Mann, ein Hinterwälder von rauhem Aussehen, gefällig für sie angezündet; dann ein Mädchen von neun Jahren, das eine Papier-Cigarre im Munde stecken hatte; dann wieder eine Mutter, welche ihrem zweijährigen Büblein Tabak zum Kauen gab, um es zu beruhigen. — Vielmehr noch ärgerte sich der freie Schweizer über die Sklaverei, welche ihm während seiner Reise durch die südlichen Staaten der Union zum Erstenmale vor Augen trat. Trotzdem er in der That die Farbigen selbst mit andern Augen ansah, als die weißen Menschen, so empörte es ihn doch, so oft er sah, wie dieselben mit Geringschätzung behandelt wurden, wie auch freie Farbige nie am gleichen Tisch mit Weißen, und wären diese auch nur Dienstboten gewesen, ihre Mahlzeit halten durften. Er konnte sich jedesmal ereifern, so oft diese Kastentrennung sich auf diese oder jene Weise zeigte, so daß ihm selbst das Aenneli sagte: „Was magst du auch darüber alleweil höhn werden, du kannst es ja doch nicht ändern; ich denke, auch das ist so von Gott geordnet." — „Warum nicht gar von Gott geordnet!" rief er bitterböse. — Es war, als ob der Hannes ahnte, daß ihm von daher ein jahrelanges Herzeleid und ein Unglück kommen werde, das alle seine Pläne zu durchkreuzen drohte.

Während der Mensch sich oft gegen eine Gefahr vorsieht und waffnet, tritt eine andere ganz unerwartet hervor und überrascht ihn unversehens. So hatte der Gontenhannes an alle möglichen Wechselfälle gedacht, die ihm auf der Reise und im neuen Lande zustoßen könnten; er hatte im Voraus den möglichen Untergang des Schiffes sich ausgemalt, er hatte alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und die höchste Wachsamkeit geübt, um sich gegen Gauner zu sichern, welche es auf sein Geld oder Gepäck könnten abgesehen haben. Aber das Eine, Schwerste, was ihm und seiner Frau auf der Reise begegnen sollte, das hatte er sich nicht träumen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Martin verwandte kein Auge von der unglücklichen Schleife. Den Studentenphilister seiner Seits ärgerte dieses Anstarren seiner Verbindungsfarben. Aber ehe er sich darüber aussprechen konnte, hatte Martin sich wieder ermannt. Seine früheren Vorsätze fielen ihm ein. Ausreißen! Nicht wie ein Feiger stehen bleiben und erdulden, was der Tollkühnheit oder der Wuth eines Bösewichts beliebt, nein, einen muthigen Entschluß fassen, und so schnell als möglich davon gehen.

Aber während er diesen mannhaften Entschluß faßte, sah er zu seinem Schrecken zugleich die Unmöglichkeit ein, seinen Vorsatz auszuführen. Er und sein Freund saßen hinten an der Mauerseite, die beiden Fremden hatten, als die zuletzt Gekommenen, die Vorderplätze an der Thür des kleinen Kabinetchens inne. Er war also gewissermaßen eingesperrt.

Er beschloß, die ganze Gesellschaft zum Aufstehen zu bringen, war er einmal aus dem verwünschten Kabinet, das Fortkommen draußen, dieß sollte seine Sache sein. „Ich schlage vor, wir gehen zur Frau Rosel", sagte er plötzlich, die entstandene Pause auf einmal unterbrechend. Der Mann mit dem Kainszeichen fragte: „Zu wem sollen wir gehen?" — „Zur Frau Rosel, zu dem großen Fasse, von welchem Hauff erzählte."

„Es gibt kein Faß, welches Rose heißt, erwiderte der Fremde langsam und mit einer Ruhe, welche Martin tödtlich erschreckte. Hauff war angetrunken, als er hier im Keller war. Es gibt ein Gewölbe, in welchem zwölf Fässer liegen, die man die zwölf Apostel nennt. Oben im Gewölbe ist eine goldene Rose angebracht. Hier hielten bisweilen in alter Zeit die Rathsherren wichtige und geheime Sitzungen, und daher rührt der Ausdruck „unter der Rose", Einem Etwas anvertrauen."

Der Student starrte bei diesen Worten Martin ganz genau auf dieselbe Weise an, wie jener vorher sein Band angesehen hatte, und schien eine Antwort zu erwarten. Niemand rührte sich indessen von der Stelle und machte Miene aufzustehen, und die Frau Rose zu besuchen, oder wenigstens Martin Raum zu geben. Dieser aber, dessen Angst sich jeden Augenblick steigerte, rief jetzt, indem er mit den Füßen trommelte, in einer fast weinerlichen Stimme: „Ja, es gibt eine Frau Rosel, ich weiß es gewiß, und ich will, ich muß sie durchaus sehen."

Sein Gegner lächelte hämisch und sagte: „Es gibt keine!" — Martin, der nicht mehr wußte, was er sprach, rief außer sich: „Das ist nicht wahr . . ." — „Fertig!" sagte sein Gegner, der ihn nicht aussprechen ließ. Dann sprach er halblaut einige Worte zu seinem Freunde, und dieser wendete sich jetzt gegen Martin, und sagte, indem er sich höflich verneigte: „Mein Freund läßt Sie auf einen Gang Säbel fordern."

Ueber Martin war jetzt jener entsetzliche Blick gekommen, dessen wir oben erwähnten, der Ausdruck der höchsten Angst, der aber meist für ein Zeichen mühsam unterdrückter innerlicher Wuth genommen wurde. Der Kartel-Träger mochte Aehnliches vermuthen, denn er rückte unwillkürlich ein wenig ab von Martin, sagte aber stets mit der größten Artigkeit: „Würden Sie eine andere Waffe vorziehen?" Ein Gebirge fiel von Martins Brust. — „Pistolen!" erwiderte er mit dem Lächeln

Digitized by Google

der Dankbarkeit, „Pistolen!“ — „Gut.“ — Hierauf händigte der „Freund“ Martin zwei Karten aus, bat um die seinige, und versprach, des andern Morgens um zehn Uhr ihn zu besuchen, um das Weitere zu verabreden. Dann grüßten die beiden Studenten artig und entfernten sich heiter, als hätten sie das beste Geschäft abgeschlossen.

Erklären wir aber jetzt mit zwei Worten, warum Martin mit solcher Freudigkeit zu den Pistolen gegriffen. Unter seinen Freunden waren bisweilen ähnliche Händel entstanden, und Martin hatte mit aller jener Neugierde, welche fast immer die durchweg Friedfertigen beseelt, den Gang solcher Angelegenheiten verfolgt. Dabei hatte er nun wahrgenommen, daß, wenn Zwei sich auf irgend eine blanke Waffe gefordert, meist das Duell vor sich ging. War aber einer der Beiden tollkühn genug, auf Pistolen zu steigern, wurde die Sache durchgängig beigelegt. Hieraus schloß Martin, daß in sehr vielen Fällen wenigstens, der zum Frieden Geneigte jene Forderung ergehen ließ, und sah die Wahl der Pistolen als Mittel an, sich nicht schlagen zu müssen.

Ob er Recht hatte? Wir können dieß nicht so genau bestimmen, und kehren deßhalb zu ihm selbst, so wie zu seinem Freunde Stettenberg zurück. Als Beide einige Minuten später sich ebenfalls auf dem Heimwege befanden, sagte der junge Kaufmann: „Sind Sie rasend, diesen Menschen auf Pistolen zu fordern, was soll daraus werden?“

„Es wird nichts daraus, erwiderte Martin, und hierauf entwickelte er seine, auf Erfahrung gegründete Theorie, welche wir so eben kurz anführten.“

„Glauben Sie das nicht, sagte Stettenberg, im Tone der Ueberzeugung; ich kenne die Art dieser jungen Leute, es sind wüthende Menschen. Morgen um zehn Uhr kommt der Eine auf Ihre Stube, und der Andere... der Andere hat Sie als dann bis 11 Uhr vielleicht schon kalt gemacht.“

Hätte der Sprecher Martins Angesicht sehen können, so wäre er ohne Zweifel in Schrecken gerathen, aber es war dunkel auf der Straße, und er fuhr deßhalb fort, seinem Begleiter zu entwickeln, daß ein „Zurückgehen“ der Sache im Reiche der Unmöglichkeit liege.

Jetzt rief Martin plötzlich mit halberstickter Stimme: „Retten Sie mich, ich kann, ich darf mich nicht schlagen.“

„Ja, aber warum fordern Sie denn, wenn dieß der Fall ist, auf so unüberlegte Weise, auf solch' gefährliche Waffe?“

„Ich ließ mich von der Hitze hinreißen“, flüsterte Martin.

„Einen Augenblick vorher gaben Sie einen ganz anderen Grund an, Sie widersprechen sich ja unaufhörlich.“

„Ach Gott, sagte Martin weinerlich, fangen auch Sie noch Händel mit mir an. Ich will Ihnen Alles, gestehen. Ich gehöre einer geheimen Verbindung an, welche das Duell abschaffen will. Was ursprünglich Manschetten waren, ist uns jetzt zur Ehrensache geworden. Keiner von uns darf sich schlagen. Wir haben wüthende Kerle unter uns, aber . . . sie dürfen nicht, Todesstrafe steht darauf. Zehn Dolche durchbohren schonungslos die Brust des Ungehorsamen. . . .“

„Das ist eine saubere Einrichtung, unterbrach ihn der junge Kaufmann, Sie ermorden da die Menschen, damit sie keine Mörder werden!“

„Alles aus Menschenfreundlichkeit, und der Ehre halber. Die Ehre ist uns Alles! Aber die wahre! Wie prügeln uns lieber bei vorkommenden Ehrensachen, als daß wir den rohen mittelalterlichen Gebrauch wieder aufkommen ließen, aber selbst das nur ungern, am liebsten gehen wir uns aus dem Wege.“

Wir wissen nicht, ob Martin's Freund eben fest an das Bestehen dieses Bundes glaubte, aber er sagte nach einigem Bedenken: „Wenn Sie nach Hause reisen, so sind Sie dort keinen Augenblick sicher, daß die beiden Wüthriche Ihnen nicht nachreisen, gehen Sie auf die See! Ich kenne einen Kapitän, welcher morgen Vormittag nach Brasilien segelt. Sein Schiff liegt in Brake. Ich gebe Ihnen zwei Zeilen an den Mann, und Alles ist abgemacht; kommen Sie nach Jahresfrist wieder, so ist Alles vergessen.“

„O mein Gott, sagte Martin, auf's Wasser!“

„Nun so lassen Sie sich hier umbringen, mir ist's gleich.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Heldenmädchen.] Unter den Opfern der letzten Schlacht von Custozza befindet sich auch ein vierzehnjähriges Mädchen aus Valeggio, welches seiner Menschenliebe und Herzensgüte zum Opfer fiel. Während der Kampf in und um Valeggio am heftigsten wüthete, trug dieses heldenmüthige Kind den kämpfenden Soldaten im ärgsten Kugelregen Wasser zu, verband die Verwundeten und labte die Kämpfenden. Plötzlich kam eine piemontesische Kanonenkugel und riß ihr die Hälfte des Kopfes weg, so daß sie augenblicklich todt blieb. Mit lebhaftem Schmerze sahen die braven Soldaten dieses heldenmüthige Kind fallen und beeilten sich, seinen Tod am Feinde zu rächen.

[Glücklich gerettet.] Aus einem der letzten großen Gefechte in Böhmen wird einem preußischen Blatte folgende Episode berichtet: Ein junger Soldat von Königsberg bemerkte mitten im heftigsten Trouble

Digitized by Google

des Kampfes von ungefähr auf dem grasigen Boden zu seinen Füßen ein s. g. Vierklee. Von einem unerklärlichen Drange getrieben, bückte er sich, um dasselbe zu pflücken, und in demselben Moment sauste eine Kanonenkugel so dicht über seinen Kopf hin, daß er unfehlbar getödtet worden, wenn er sich nicht gebückt hätte. Der durch diese Schickung so wunderbar Gerettete hat das verhängnißvolle Blümchen mit dem Berichte seiner Rettung an seine Braut geschickt, welche es als eine theuere Erinnerung gewiß dankbar aufbewahren wird.

[Eine freudige Ueberraschung.] Eine Dame aus der Gegend von Mainz war nach Würzburg gereist, um ihren dort liegenden angeblich schwer verwundeten Bräutigam, einen k. bayerischen Oberlieutenant, zu besuchen. Sie wird an das Bett eines Offiziers geführt, der ihr völlig fremd ist, aber denselben Namen wie ihr Zukünftiger führt. Auf der Straße begegnete sie dann ihrem wirklichen Bräutigam, der wegen seiner Tapferkeit mittlerweile zum Hauptmann avancirt war. Die freudige Ueberraschung läßt sich denken, als sie statt eines schwer verwundeten Oberlieutenants einen gesunden Hauptmann fand.

[Explosion.] Dem „Movimento" wird aus Piacenza unterm 14. Juli gemeldet, daß dort eine kleine Pulverfabrik und eine Patronenfabrik in die Luft geflogen sind. Die Explosion war schrecklich; alles wurde zerstört. Sechzig junge Frauen, welche die Patronen anfertigten, sind unter den Trümmern begraben. Militärs und Bürger, die dort arbeiteten, sind gleichfalls umgekommen. Man kennt noch nicht die Zahl der Todten und Verwundeten.

In Paris wird man nächstens Fiaker ohne Pferde im Gange sehen. Ein Erfinder aus Bordeaux hat sich dort eingefunden, um den Polizeipräfekten um die Ermächtigung zu ersuchen, ein sehr sinnreiches System von Wagen, welche durch die Kraft der Elektrizität bewegt werden, zu probiren. Vermittelst eines Mechanismus, der sich in einer Kiste befindet, die ihre Stelle da hat, wo gewöhnlich der Kutscher sitzt, soll man ohne übertriebene Kosten eine Schnelligkeit von sechs Kilometer per Stunde erhalten. Der Apparat soll stark genug sein, um 4 Personen befördern zu können. Die ersten Versuche sollen auf der Militärstraße, welche um die Festungswerke herumführt, vorgenommen werden, aus denen sich herausstellen wird, ob die Ermächtigung, solche Wagen in den Straßen in Dienst zu setzen, ertheilt werden darf.

In Berlin waren bis zum 21. Juli an der Cholera erkrankt 3121 Personen; vom 21. bis 22. Mittags sind neu hinzugekommen 156 Erkrankungen (von denen 69 sofort mit Tod endeten), vom 22. bis 23. Mittags 227 Erkrankungen (dabei 74 Todesfälle), so daß die Gesammtzahl aller Erkrankungen 3504 beträgt. Genesen sind 327, gestorben 1765, in Behandlung geblieben 1412. Im Cholera-Lazareth Nr. 1 befinden sich 73 Kranke, in Nr. 2 121, in Nr. 3 63; in die Lazarethe sind am 22. d. 59, am 23. 41 Kranke aufgenommen worden. Am 24. Juli wurde das Lazareth Nr. 4 am Tempelhofer-Ufer 1 eröffnet.

Mit welcher Schnelligkeit der atlantische Telegraph arbeitet, darüber liegt jetzt in der Antwort des Präsidenten der Union auf den Glückwunsch der Königin eine bestimmte Angabe vor. Dieselbe bestand aus 405 Buchstaben oder 81 Worten und wurde mit einer Geschwindigkeit von 7,36 Worten per Minute von Neufundland nach Valentia telegraphirt.

Die „Staatsz. Ztg." macht von einem sehr einfachen Mittel Mittheilung, durch welches der bei Verwundungen so häufig eintretende Brand in seinem Entstehen geheilt werden soll. Man nehme ein Stück gewöhnliches Kommisbrod, koche dieß mit Safran in Wasser zu einem Brei und lege hiervon Umschläge so heiß wie möglich auf die Wunde.

Charade.

Der Sylben erstes Paar
Nennt uns den edlen Stand,
Der, keusche Delia,
Sich deinem Dienste weihte;
Die Sprache, männlich schön,
Die an der Tiber Strand
In Urkraft einst erscholl,
Bezeichnet uns das Zweite.
Meist kennt das Erste zwar
Des Zweiten Reize nicht,
Doch mancher Nimrod soll,
Wie böser Leumund spricht,
Das Ganze meisterlich
Zum Schmuck zu brauchen wissen,
Wenn wir, was er erzählt,
Geduldig hören müssen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 180:
Meineid.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 186 Mittwoch, 8. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Gontenhannes hatte zwei Kinder, einen Knaben von sieben und ein Mädchen von vier Jahren, sie hießen wie der Vater und die Mutter. Der Hansli war ein gutgewachsener, gutartiger und geistig befähigter Knabe, der Augapfel der Mutter, während das Mädchen mehr der Liebling des Vaters war. Die Gesichtsfarbe des Buben war dunkel, sein Kopf mit rabenschwarzem, krausem Haar bedeckt, worüber sich die Mutter, trotz ihrer Freude an dem Kinde, sie wußte nicht warum, ärgerte. „Sie wisse einmal nicht, sagte sie, wem er mit seinem Negerhaar nachschlage.“ Die Kleinen hatten bis jetzt die Reise gut überstanden und bereits die in solchem Alter gewöhnliche Scheu und Schüchternheit vor Fremden abgelegt, so daß sie sich frei und ungezwungen auf dem Schiff herumtummelten. — Der Aerger der Mutter über das Negerhaar des Hansli wurde noch größer, wenn sie bemerkte, daß einzelne Mitreisende den Kleinen für einen wirklichen Negerbuben von vielleicht gemischtem Blute hielten und mit demselben sich mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung abgaben, bis sie die Gewißheit hatten, daß er ein wirklicher Weißer sei. Vielleicht war das auch mit ein Grund für den Vater, weßhalb er sich so sehr über die Sklaverei ereiferte.

Ein einziger Passagier machte eine Ausnahme. Das war ein äußerlich feingebildeter, mit goldenem Uhrgehänge und Ringen gezierter Mann, der schon in Neu-Orleans das Schiff bestiegen hatte. Seine kleinen, lauernden Augen, seine breiten, aufgeworfenen Lippen machten sein Gesicht zu einem höchst widerwärtigen — zu einem widerwärtigen wenigstens für das Aenneli, welches den Mann, so zuvorkommend und freundlich er war, von Anfang an nicht leiden konnte. Er schien eine eigenthümliche Vorliebe für den Hansli gefaßt zu haben, er spielte mit ihm, er führte ihn auf dem Schiffe herum, um ihm diese oder jene Merkwürdigkeit zu zeigen. Später machte er sich mit seinem gebrochenen Deutsch an das Aenneli selbst. Er stellte sich ihm nicht als Schweizer vor, aber doch als theilweisen Landsmann, dessen Mutter eine Schweizerin gewesen sei. Er war artiger und höflicher, als es einem Mann gegenüber einer verheiratheten Frau wohl ansteht. Das bestärkte das Aenneli in seinem Widerwillen gegen ihn. Als er aber nach einigen Erkundigungen über die bisherigen Lebensverhältnisse und die Pläne für die Zukunft ihm den Antrag machte, es solle, bis sein Mann etwas Sicheres gefunden, bei ihm als Haushälterin sammt seinen zwei Kindern eintreten, da wurde sein Widerwille zum Abscheu. Es erklärte ihm in seinem einfachen Schweizerdeutsch, es sei mit seinem Manne nach Amerika gekommen, um seines Mannes und keines Andern Haushälterin zu sein.

Von da an zog er sich zurück, er wich dem Aenneli aus; um so mehr machte er sich an den Hannes, der ihn ein geneigtes Gehör zu schenken schien. Er sprach mit ihm über die Reise, über die Gegenden, durch welche sie passirten, über die Zustände Amerika's, über die Aussichten und über die Schwierigkeiten, welche ihn hier erwarteten. „Es sei nichts Leichtes, bemerkte er, mit zwei kleinen Kindern durchzukommen, wenn man nicht besser mit Geld versehen sei.“ Er machte ihm schließlich den Vorschlag, seine zwei Kinder oder wenigstens das Büblein zu sich zu nehmen, bis er etwas größer sei, gegen eine ganz billige Entschädigung, die er ihm ein für alle Mal vorauszubezahlen hätte, er brauchte sich dann weiter um nichts mehr zu bekümmern. — Als ihm der Gontenhannes ausweichend bemerkte, er brauche all' sein Baares zum Ankauf von Land, war er sogar erbötig, den Kleinen, der ihm so sehr gefalle, umsonst auf sein Gut zu nehmen, er könne da sein Glück machen. Hier aber antwortete ihm der Hannes in ähnlicher entschiedener Weise, wie das Aenneli: er sei seiner Familie und seiner Kinder wegen nach Amerika gegangen, er müsse sie bei sich haben, schon um der Freude willen, welche sie ihm machen; wenn man ihm einen Haufen Gold böte, er ließe sie nicht, sie seien ihm nicht feil, er wolle es lieber mit ihnen schwer haben, als ohne sie leicht. Was dann das „Glückmachen“ angehe, so habe er noch nie gehört, daß es für Kinder ein Glück sei, unter Fremden zu sein.

John Falster — so nannte sich der Herr — merkte, daß auf dem Wege der Unterhandlung nichts zu gewinnen sei. Er zog sich zurück und sann auf anders Mittel, seinen Zweck theilweise oder ganz zu erreichen.

Digitized by Google

Er bemühte sich von dort an noch mehr, den Hannesli auf alle Weise an sich zu ziehen. Der Gontenhannes wurde ebenfalls scheu und zurückhaltend, und das um so mehr, als ihm das Aenneli, dessen frühere Warnungen er wenig beachtet hatte, neuerdings sagte, er möge sich doch vor dem Mann in Acht nehmen, es könne nicht glauben, daß er ein ehrlicher Mensch sei, er habe gewiß nichts Gutes im Sinn, es komme ihm eine Angst an, so oft es ihn sehe.

Es war an einem dunklen Abend, als das Aenneli unten in der Kajüte wieder von der Sache anfing und dem Hannes zugleich Kenntniß gab von dem Antrag, welchen der Mann ihm gemacht. Dem Hannes ging ein Licht auf, er wußte nun, was er von seinem scheinbaren Freunde und Gönner zu halten habe, er wußte es noch besser, als ihm die Schaffnerin auf Befragen sagte: „Der Mann fahre viel auf dem Mississippi, sie kenne ihn nicht, aber es müßte sie Alles täuschen, wenn er nicht ein Menschenhändler wäre. — Der Hannes und das Aenneli sahen einander betroffen an. John Falster hatte den Knaben kurz vorher aus der Kajüte geholt, um ihm ein schönes Feuer am Lande zu zeigen. Am Mississippi werden in weniger devölkerten Gegenden und bei den Stationen, deren Verkehr von geringerer Bedeutung ist, Nachts Signalfeuer am Ufer angezündet, welche den Dampfschiffen anzeigen, daß ein Passagier oder mehrere aufgenommen zu werden wünschen. Dann fährt der Dampfer näher an's Land und die Reisenden werden zu demselben in einem Nachen geführt, der zugleich allfällig Aussteigende in Empfang nimmt. An einer solchen Station hielt die „Belle Ville“ wenige Augenblicke, oder sie hielt vielmehr nicht, sie mäßigte nur ihren Lauf, als der Gontenhannes und das Aenneli eben unten in der Kajüte die angeführte Unterredung hatten und ausmachten, daß sie auch ihren Knaben dem Fremden nicht mehr unter die Hände lassen, sondern ihn unausgesetzt im Auge behalten wollten, — als dann eine plötzliche Angst über das Aenneli kam und es den Hannes hieß, schnell hinaufzugehen und rasch selber nacheilte, um nach dem Hannesli zu schauen. Sie kamen schon zu spät. Sie fanden weder den Fremden, noch den Knaben droben. Dagegen sahen sie in der Dunkelheit einen Nachen dem Lande zufahren, sie hörten eine Kinderstimme schreien und nach Vater und Mutter rufen. Sie hörten, wie eine Männerstimme mit Fluchen und Drohungen den Schreienden einzuschüchtern und zum Schweigen zu bringen suchte, wie der Hülferuf und das Weinen dann immer heiser wurde, und endlich vom Geräusch der Dampfmaschine übertönt, ganz verstummte. Es war eine schreckliche Gewißheit, welche den beiden Eltern auf einmal aufging. Der Gontenhannes stund eine Weile wie angewurzelt da, während das Aenneli laut bald nach seinem Kinde, bald nach Hülfe schrie und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Natürlich sammelte sich bald eine Anzahl von Mitreisenden um die Betroffenen, welche sie mit Fragen über das geschehene Unglück bestürmten. Statt einer zusammenhängenden Antwort tönte ihnen fort und fort der Jammerruf der Mutter entgegen: „Mein Kind, mein Kind!“ so daß sie vermutheten, der Kleine sei in den Fluß gestürzt. Endlich erkundigte sich auch der Kapitän nach dem Vorgefallenen und erhielt zunächst von seinen Angestellten die Auskunft, es sei kein Unglück geschehen, ein Mann und ein Knabe sei bei der dahiesigen Station ausgestiegen, nachdem für sie richtig das Fahrgeld bezahlt worden, von da sei der Lärm entstanden, sie begriffen selbst nicht recht, warum. Nachdem der Gontenhannes sich ein wenig von seiner Betäubung erholt, gelang es ihm mit Hülfe eines wohlwollenden Yankee, der ein wenig Deutsch verstand, dem Kapitän verständlich zu machen, daß sein Knabe am unrechten Ort ausgestiegen, daß er von einem Mitreisenden entführt und gestohlen worden sei. — „Das ist wohl möglich, erwiderte trocken der Kapitän, aber dafür kann ich nichts, jeder Passagier muß selbst zu seinen Sachen sehen.“ — „Aber er hat das Kind gestohlen, gestohlen!“ betonte der Gontenhannes, indem er damit auf die Pflicht des Kapitäns hinweisen wollte, einen flüchtigen Räuber zu verfolgen und festzunehmen. — „Das geht mich nichts an, ich bin nicht Polizeibeamter, bemerkte der Kapitän kalt, mein Schiff ist nicht dazu bestimmt, Dieben nachzufahren.“ — Der Gontenhannes verlegte sich auf's Bitten, er versprach reichliche Vergütung, wenn er ihn aussteigen lasse, um den Flüchtigen zu verfolgen. — Hier wird nicht gelandet, mein Schiff geht vorwärts, nicht rückwärts, zehn Meilen weiter oben, da könnt Ihr aussteigen, sobald Ihr das Fahrgeld bezahlt habt,“ so lautete die Antwort. — Es half Alles nichts. Die Maschine ist kalt und unempfindlich, und der sie regiert, ist es oft nicht weniger, er fühlt nicht mehr als sie Mitleid mit dem Schmerz, der die Seele eines Menschen umfängt. Der Dampfer raste mit gewohnter Schnelligkeit vorwärts, unbekümmert um den Hannes und Aenneli, welche rückwärts wollten, und die mit jedem Schaufelschlag der Räder weiter weg von ihrem Kinde gerissen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Des andern Morgens um 7 Uhr stieg Martin, mit kühner Todesverachtung, am Fallreff eines kleinen Kauffahrers empor, der den Namen Roland führte, und nach Brasilien ging. Nachdem der Kapitän das Billet gelesen, das Stettenberg ihm durch Martin gesendet, musterte er unseren Freund einen Augenblick und sagte dann lakonisch: „Passage: Fünfundsechzig Thaler.“

Digitized by Google

Martin zahlte, und hierauf fuhr der Kapitän fort: „Sie wollen eines Duells halber hinüber? Ist Ihr Gegner todt?“ Martin zog die Achseln, blickte mit einem bedeutungsvollen Blick gen Himmel. Er wußte ja nicht, was sein Freund geschrieben. „Is mich egal,“ sagte der Kapitän, indem er Martin den Rücken kehrte. Dann wurde diesem seine Koje angewiesen, und nach einigen Stunden trieb der Roland mit flauem Winde die Weser abwärts nach dem Lande Brasilien zu, welches man, wie ihm sein Freund Stettenberg versichert hatte, in spätestens vierzehn Tagen erreichen würde. —

Die ersten drei Tage lang hielt sich Martin in seiner Koje, theils war ihm körperlich, theils geistig schlimm zu Muthe. Am vierten Tage aber fühlte er sich wieder ziemlich wohl, und da er jetzt auch die Ueberzeugung gewonnen hatte, nicht mehr eingeholt, und zum Duell gezwungen zu werden, so erschien er kühn auf dem Deck. Dort sah er zu Steuerbord Land, einen langen Streifen, der näher und näher kam, und endlich erschien auf demselben eine ziemtiche Anzaht von Basteien und Schanzen und, vor Allem sichtbar, zwei starke Thürme, auf deren einem eine mächtige Flagge wehte. Zu Backbord zog sich, aber in größerer Entfernung vom Bord aus, ein ebenfalls ziemtich heller, langer und schwach in Nebel gehüllter Streifen hin. Er fragte einen Matrosen, was das auf der rechten Seite, also zu Steuerbord sei?

„Dover“, war die lakonische Antwort.

„Und dort links?“ — „Calais.“ — Man befand sich also noch im Kanale.

„Sind wir in zehn Tagen in Brasilien?“

Der Matrose sah ihn von der Seite an, antwortete aber nicht. Martin wiederhoite seine Frage. — „Wes nich,“ sagte der Mann.

Er stellte jetzt dieselbe Frage an einen anderen Matrosen — „Kann sinn“, antwortete dieser mit großer Ruhe, aber weiter war nichts aus ihm herauszubringen.

Martin wendete sich zu einem seiner Mitpassagiere, deren außer ihm noch acht die Reise mitmachten. Alle waren mehr oder weniger von der Seekrankheit befallen worden, weßhalb keiner derselben bis jetzt das Deck betreten hatte. Von dem Ersten, der sich jetzt zuerst aus seiner Koje gewagt hatte, erfuhr er, daß er und seine Kollegen Musiker seien, welche in Rio de Janeiro ihr Glück zu machen hofften; zugleich theilte ihm derselbe auch mit, daß sieben bis acht Wochen vergehen würden, ehe man Rio erreiche.

Jetzt wurde Martin allerdings klar, daß sein Freund Stettenberg ihm ohne Zweifel die kurze Frist nur angegeben, um ihn zur Seereise zu bewegen, und nicht vielleicht ebenfalls durch jenes Duell in unangenehme Händel verwickelt zu werden.

Aber es war nichts zu machen; nicht einmal seine trefflichen Vorsätze, bei jeder Gefahr die Flucht zu ergreifen, waren begreiflicher Weise auszuführen. Ach, wenn Das wäre! wenn man davon gehen könnte vom Bord! Wohl kaum die Hälfte aller Passagiere gelangte an ihren jedesmaligen Bestimmungsort. —

Als aber der „Roland“ den Kanal verlassen und über den Atlantischen Ocean dahinzog, begannen Martins Leiden sich zu mehren und zu häufen. Er, der früher die wohlschmeckende Hausmannskost seiner Mutter gespeist, und durch die treffliche Küche des Gasthofes später zum Feinschmecker und Kenner geworden, er sollte jetzt Salzfleich genießen, Salzfleisch, das ungekocht in allen Farben des Regenbogens spiette nnd gekocht die größte Aehnlichkeit zeigte mit einer Schuhsohle, die einige Jahre hindurch in Kochsalz gelegen hatte. Dazu ein Sauerkraut, das wie Hobelspäne aussah und Abends öfters ein Gemenge von Speisen, welche des Mittags übrig geblieben waren. Erbsen, hier nnd da Linsen, dann Stückchen Fleisch oder Knorpel von zweifelhaftem Ursprunge und sonderbarem Aussehen, Tellerresten ähnlich, welche des Mittags hartnäckig den Zähnen der Reisenden widerstanden hatten, und von welchem man die Hoffnung hegte, daß Aufwärmen und Hunger sie des Abends zermalmbar machen würden.

Zu diesen für Martins verwöhnten Gaumen trostlosen Umständen kam noch die Angst, das Schiff könnte unterfinken, so daß er ertrinken müßte oder bei lebendigem Leibe von den Fischen gefressen würde. Und diese Angst wuchs zur Verzweiflung, als wenige Tage später ein Sturm eintrat. Es war gerade Samstag: Martin stand auf dem Deck nnd dachte lebhaft daran, daß an diesem Tage seine Mutter gewöhntich Schweinebraten oder Spanferkel mit Kartoffelsatat aufstellte. Die Thränen traten ihm in die Augen bei dieser Erinnerung.

In diesem Augenblicke fuhr ein Windstoß durch die Segel, nnd der Kapitän ließ das Mars- nn› Bramsegel reffen. Trotzdem aber legte sich der „Roland“ mehr als vorher auf die Leeseite, nnd draußen kräuselten sich die Wellen auf verdächtige Art. Martin kannte dies bereits. „Auch das noch“, seufzte er halblaut vor sich hin. Dann verließ er das Deck, ging in seine Koje, kroch ins Bett und zog die Decke über den Kopf.

In der Kajüte saßen acht Musikanten nnd plauderten Dies und Das. Dann kamen sie auf den Wind zu sprechen, der jetzt anständig heulte über die Wellen, die man auf's Deck schlagen hörte, und über den Lärm, der von dort erscholl. — Die Klarinette sagte: „Es ist ein wirklicher Sturm.“ — Die Flöte war verstummt, sie war so wenig wie Martin, eine Freundin von solchen Exzessen in der Natur, aber der Kontrebaß, der mit königlich bayerischen Truppen früher in Griechenland gewesen, deßhalb stets hartnäckig Papiereigarren rauchte und aus Temperamentsgründen Lärm machte, sagte verächtlich: „Sturm! schtimm Wetter sagen wir, die wir mehr auf See waren, schlimm Wetter, eine Kinderei, weiter nichts.“

Die beiden Violinen, welche bisher gespielt hatten, legten jetzt ihre Karten bei Seite und die erste

sagte: „Weiß Gott, so haben wir es noch nicht erlebt.“

Auch die beiden Hörner stimmten bei.

In diesem Augenblicke hörte man aus der Koje Martin's einen eigenthümlichen, sonderbaren Ton dringen, und der Kontrebaß rief triumphirend aus: „Seht ihr jetzt wohl! der junge Mann da drinnen beschämt Euch Alle. Der schläft bei all' dem Lärmen und schnarcht, daß es eine Art hat. Das ist Courage!“

Die Wahrheit zu gestehen, hatte unser Freund weniger geschnarcht als geschluchzt, indem die Angst ihm bittere Thränen auspreßte, aber er nahm sich jetzt zusammen, und hörte wider Willen, was die Tonkünstler noch weiter über ihn sprachen.

„Gewissen muß er nicht viel haben, sagte nach ein paar Augenblicken die Altvioline, wenn man schon so und so viel Menschen massakrirt hat, und kann bei einem solchen Sturm schlafen und schnarchen wie der! Er brüllt ja ordentlich!“

Es war richtig. Martin hatte mit Gewalt seine Thränen unterdrückt, und theils, um die außen in der Kajüte im guten Glauben an seine Sorglosigkeit zu erhalten, theils, um sich die Furcht zu vertreiben, ahmte er das Geräusch, welches Schnarchende machen, so laut ihm möglich war, nach.

„Ja, rief der Kontrebaß, es ist ein Mordkerl, der Kapitän hat's erzählt. Er muß flüchtig gehen, weil er im Duell Einen erschossen, und schon vorher hat er ein Paar geliefert. Das kann man nicht massakriren nennen, es ist Alles im regelrechten Zweikampfe geschehen, es ist nobel.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[General Jochmus] In militärischen Kreisen überraschte die Ernennung des Generals Jochmus zum k. k. Feldmarschall Lieutenant sehr angenehm. A. Jochmus wurde 1808 in Hamburg geboren. Er wurde für die Handels- und Geschäftswelt vorgebildet, die philhellenische Bewegung von 1827 eröffnete ihm aber die militärische Karriere. Er wohnte als Freiwilliger der Einnahme von Missolunghi und Anatoleko bei, wurde 1828 Hauptmann und bald darauf Adjutant des Generals Church, 1832 wurde er Kriegsminister des Königs Otto von Griechenland und bekriegte die Insurgenten von Morea. Später trat er in die englisch-spanische Legion, in der er nach dem Fall von Irun durch Espartero zum Brigadier und Generalstabschef befördert wurde. 1838 wurde Jochmus von Palmerston nach Konstantinopel geschickt und arbeitete mit Lord Ponsonby den Plan der „syrischen Campagne aus. Mit der Ausführung desselben betraut, erhielt er den Titel eines Paschas von zwei Roßschweifen — der erste Europäer, dem diese Auszeichnung zu Theil wurde. Sein Muth und seine Bravour bewährten sich namentlich bei der Belagerung von Saint Jean d'Acre, worauf er Oberkommandant der kombinirten türkisch-englisch-österreichischen Armee wurde (1840). Nach Beendigung des Feldzuges begleitete Jochmus sieben Jahre lang die Stelle eines Staats Untersekretärs im türkischen Kriegsministerium. Seine Theilnahme an den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 und an der Regierung des deutschen Reichsverwesers sind bekannt. Seit Dezember 1849 hatte sich Jochmus in's Privatleben zurückgezogen. Wie die „Presse“ nachträglich erfährt, sollte General Jochmus die sämmtlichen Freiwilligen-Regimenter kommandiren.

[Schiffsunglück.] Man hat eben an der Küste von Irland, bei Kerry, ein Rettungsboot und mehrere Leichen aufgefunden, welche dem in Verlust gerathenen Auswandererschiffe „Le monarque des mers“ (der Seefürst) angehören und Aufschluß geben dürften über das Schicksal, welches dieses unglückliche Fahrzeug mit seiner Mannschaft ereilt zu haben scheint. Das Schiff führte 639 Emigranten, verließ Liverpool am 19. März und schlug die Route nach New-York ein. Seit längeren Jahren versah es den Dienst für Reisende zwischen England und den vereinigten Staaten. Amerikanischen Ursprungs hielt es 1930 Tonnen, war 10 Jahre alt und hatte bereits bedeutenden Reparaturen in New-York im Jahre 1859, in Liverpool in den Jahren 1863 und 1865 sich unterziehen müssen; wurde jedoch von den Agenten als vollkommen „seetüchtig“ erklärt. Es trug 60 Mann Bemannung unter dem Kommando des Kapitäns Kidally. Die 639 Emigranten bestanden aus 593 erwachsenen Manns- und Frauenspersonen und 46 Kindern, von denen man seit dem 19. März nichts mehr gehört hat. Das in Kerry aufgefundene Rettungsboot und die Leichen sind in solchem Zustande, daß man daraus keinen bestimmten Schluß ziehen kann, ob sie dem „Monarque“ angehören, allein man vermuthet so. Nach der Meinung der seeerfahrenen Kapitäne dürfte das Schiff in den Eisbergen des atlantischen Ozeans sich verirrt haben und in demselben zu Grunde gegangen sein. Von den Assekuranzkompagnien wurde es bereits seit Wochen als „verloren“ eingezeichnet.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 181:
Wald — Wild.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Waltandi'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 187 Donnerstag, 9. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Während der Goulenhannes mit dem Kapitän verhandelte, stund das Aenneli am Geländer des Schiffes, sich krampfhaft an demselben festhaltend. Der erste Sturm war vorüber. Es jammerte nicht mehr, es starrte schweigend vor sich hin in die Nacht hinaus; welch' ein Schwert durch seine Seele ging, das hat Gott gesehen. Es sprach auch nichts, als sein Mann kam mit dem Bericht, es sei nichts zu machen, sie müßten einstweilen vorwärts. Er faßte es am Arm, um mit ihm in die Kajüte hinunterzugehen. Es folgte ihm ohne Widerstreben, es schien still und gefaßt. Es war, als habe hier schon die sichere Hoffnung und die Gewißheit sich ihm in die Seele gesenkt, daß es sein Kind doch wieder bekommen müsse. In diesem Vertrauen, das nicht nach Schwierigkeiten und Hindernissen fragt, schien es viel ruhiger und muthiger zu sein, als sein sonst so starker Mann, der immer noch von Zaghheit und Zorn erregt war, und nachdem er das Aenneli auf einen Stuhl niedergesetzt, längere Zeit auf und ab an ihm vorüberschritt und sein Unglück beklagte. Als nach einer Weile seine Frau aufstand und, die Hand auf seine Schulter legend, ihn zu trösten und zu beruhigen anfing: „Thu' doch nicht so, Hannes, will's Gott, ist unser Kind uns nicht für immer verloren, es kann nicht sein, so lang ein Gott im Himmel lebt!" — da sah er sie erstaunt an, als wollte er sagen: du kannst so gelassen sein, für die ich kümmerte, sie werde vergehen vor Elend! Er drückte sie rasch in seinen Arm, indem er sagte: „Gut, Aenneli, wenn du getrost bist, so darf ich auch nicht anders sein, ... du hast's freilich leichter, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, du siehst nur das Unglück, ich aber sehe auch den infamen Schurken, der es uns zugefügt, von dem ich so schändlich betrogen worden. Ich könnte ihn umbringen, wenn ich ihn hätte."

„Bst, bst, machte das Aenneli, rede nicht so, mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr; mich einmal soll's nicht quälen, wenn ein Anderer schlauer und schlechter ist, als ich."

Sie setzten sich neben einander nieder und sahen eine Weile still und schweigend vor sich hin.

Die meisten Passagiere des Schiffes waren Amerikaner, welche sich nicht viel um die vom Mißgeschick und der Schurkerei Betroffenen kümmerten, sie redeten ein paar Phrasen in mitleidig verächtlichem Tone: „Es sind Einwanderer, welche dumm genug waren, sich ein Kind wegstehlen zu lassen," hieß es. Einer wandte sich an die Schaffnerin mit der Frage, ob denn der kleine schwarze Bube wirklich kein Nigger gewesen sei, er habe ihn für einen solchen gehalten, und Demjenigen, der ihn mitgenommen, werde es wohl auch so gegangen sein, fügte er hinzu, indem er über seinen vermeintlichen Witz lächelte. Die Schaffnerin wandte dem Frager schweigend den Rücken. Sie und der Yankee, welcher den Dolmetsch zwischen dem Hannes und dem Kapitän gemacht, waren die Einzigen, welche eine herzliche Theilnahme an den Tag legten und den Betrübten zu rathen suchten, so gut sie's vermochten. Und des Rathes waren sie bedürftig, denn es handelte sich immerhin noch darum, ob sie bei der nächsten Station landen und ihre Nachforschungen beginnen, oder ob sie ihre Reise fortsetzen sollten?

„Wer war der Schurke? Kennt ihr seinen Namen?" fragte der Yankee. Als der Goulenhannes den Namen nannte, den er von ihm erfahren, und verneinte, etwas mehr von ihm zu wissen, als was wir schon erzählt, äußerte derselbe: „Vielleicht ist's der rothe Sneacker, wie man ihn nennt, von dem ich gehört, daß er viel auf dem Mississippi hin und her reise, um seine Gaunerstreiche auszuführen. Er soll bald als Bauer, bald als Herr gekleidet sein, bald diesen, bald jenen Namen, bald einen rothen, bald einen schwarzen Bart tragen, um sein Scheimengesicht zu decken. Sei er, wer er wolle, fuhr er fort, es hätte euch wenig genützt, wenn ihr hier auch hättet aussteigen können in Neu-Madrid — denn die Station war's, wie ich denke — so Einer kennt seine Schliche; unbekannte, wie ihr hier seid, was hättet ihr auf's Gerathewohl zu Dritt' ins Land hineinreisen wollen? Ich rathe euch, bei der nächsten Station nicht auszusteigen. Besser ist's, ihr laßt euch Zeit, und wenn ihr einmal angesiedelt seid, dann geht Ihr — dabei wandte er sich an den Hannes — allein, um euerem Kinde nachzuforschen, das geht leichter und ist mit weniger Kosten verbunden."

Digitized by Google

„Aber was wird der Mensch mit unserem Kinde machen?“ fragte der Hannes.

„Das ist hier zu Lande nicht schwer zu errathen, erwiderte lächelnd der Yankee. Er ist ein Sklavenhändler oder Sklavenzüchter, der dort herum, vielleicht aber hundert Stunden weit weg eine Besitzung hat, dort steckt er euer Kind unter die Herde seiner Sklaven; wenn es groß ist, so gilt es ihm seine tausend Dollar.“

Der Gottenhannes knirschte mit den Zähnen bei dieser Bemerkung und bei dem Gedanken, daß sein eigen Kind Sklave, eine käufliche Waare werden könnte. „Es ist eine schandbare Sache, diese verfluchte Sklaverei, sprach er halblaut vor sich hin . . . Aber, wie ist es möglich, fragte er weiter, hier zu Lande einen Weißen zum Sklaven zu machen?“

„Das ist, erwiderte der Yankee, gerade so möglich, als es möglich gewesen ist, euer Kind zu stehlen . . . durch Schurkerei. Von euerem Kinde sagt man, es habe Negerblut in seinen Adern, wer beweist das Gegentheil? . . . Es wird für euch, fügte er hinzu, nicht eben leicht sein, euer Kind wieder zu bekommen, denn Amerika ist groß und die Schlauheit und Verschlagenheit der Amerikaner ist nicht weniger groß, das sage ich, trotzdem ich selber Amerikaner bin, gottlob aber nicht aus dem Süden. . . . Jedenfalls müßt ihr bei der Sache mehr von Gott und dem guten Glück erwarten, als von euch selbst. Wer weiß, was man unerwartet verliert, kann man auch unerwartet wieder finden!“ Damit konnte sich das Aenneli leichter, als der Hannes trösten. Er war gewohnt, wie das bei Männern mehr der Fall ist, als bei den Frauen, und das gerade bei den stärksten und umsichtigsten, auf sich selbst zu bauen, seines Glückes eigener Schmied zu sein. Rennt dann so Einer einmal mit dem Kopfe an, so ist er viel ohnmächtiger, hoffnungsloser und verzagter, als die Schwachen, in welchen dann eben Gott mächtig ist. So war's hier umgekehrt, als man hätte erwarten sollen. Das Aenneli, so sehr es sich immer, und besonders auf der Reise der Obhut seines kräftigen und umsichtigen Mannes getröstet, jetzt war es mit seinem Gottvertrauen und seiner Zuversicht mehr seine Stütze in dem Unglück, das so unerwartet und unwiderstehlich über sie hereingebrochen.

Der Mokijakob war zwar auch da. Es fehlte demselben nicht an Verständniß und Theilnahme für das Vorgefallene. Er machte seinen Empfindungen Luft durch den oft wiederholten Ruf: „Ein meineidig schlechter Kerl ist das gewesen, wenn ich den Halunken hätte, wie wollte ich ihn verschlagen!“

Damit war des Gottenhannesen wenig gedient, denn das war eben das Fatale, daß sie ihn nicht hatten. Sie entschlossen sich, ihre Reise ohne das Kind fortzusetzen und zu vollenden. Der Mokijakob hat ihnen auf derselben wesentliche Dienste geleistet. Ein Haushund kann nicht treuer ein Haus bewachen, als er von dort an das Eigenthum und namentlich das zweite Kind des Gottenhannes bewacht hat. Er behielt dasselbe, wie auch die Kisten unausgesetzt im Auge. Er vermuthete in jedem Fremden, der ihnen nahe kam, einen Spitzbuben und hatte für einen allenfallsigen Angriff stets seine Faust bereit. „Den meineidigen Strolchen, sagte er, wolle er zeigen, daß man auch noch da sei und ihre Kniffe kenne.“ Die Vorsicht kam freilich, wie es oft geschieht, zu spät. — Die Reise nach St. Louis ging ohne weitere Störung vor sich, aber eine traurige war sie immerhin. Der Gedanke an den erlittenen Verlust lastete schwer auf den Eltern. Der Hannes sah nicht mehr viel von der Umgegend. Dem Aenneli wollte es fast das Herz zersprengen, wenn das jüngere Kind immer wieder nach dem Hanesli fragte und weinte, daß er nicht da sei. Sie selbst, wie oft haben sie nicht unterwegs zu einander gesagt, wenn sie nur das Büblein da hätten, es käme ihnen Alles leicht und freudig vor. Sie erkauften die Erfahrung theuer, wie viel werth Kinder für die Eltern sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beschießung des Marienbergs bei Würzburg am 27. Juli.

(Aus der Allg. Zeitung.)

Nach den unglücklichen Gefechten bei Aschaffenburg und Laufach zog sich das 8. Bundesarmeekorps am linken Ufer des Mains südlich zurück und stellte endlich bei Amorbach und Miltenberg die lang angestrebte Vereinigung mit den Bayern her, welche zuerst bei Fulda, dann bei Neustadt gesucht worden war. Am 22. Juli kam es zu kleinen Zusammenstößen: mit preußischen Vorposten im ganzen Thalgebiet der Erf; in den nächsten Tagen wurden die Bundestruppen von Hundheim bis nach Bischofsheim an der Tauber zurückgedrängt. Auch dieser wichtige Punkt konnte ungeachtet aller Anstrengungen der badischen Artillerie und der württembergischen Jäger, welche sich beide gleich sehr anstrengten, gegen die preußische Uebermacht nicht gehalten werden. Die preußische Führung begreift nämlich die Grundvoraussetzung jedes strategischen Erfolges: stets am rechten Ort überlegene Kräfte zu konzentriren, während es den Feldherrn der Bundestruppen, welche seit ihrer Vereinigung entschieden stärker waren, als die Mainarmee, nie gelingen wollte, am entscheidenden Punkte genug Leute zu haben. Das 8. Armeekorps zog nun größtentheils auf der kleinen Straße nach Ober- und Unteralterthein, theils auf der großen alten Heerstraße über Winterfeld und Gerchsheim in der Richtung auf Würzburg: es bildete den linken (südlichen) Flügel der Aufstellung der vereinigten Armeekorps, während die bayerische Avantgarde bei Helmstadt, und das Gros weiter zurück genommen bei Waldbrunn das Zentrum, bei Roßbrunn den rechten Flügel (den nördlichen) füllte. Bei den drei zuletzt genannten Punkten

wurde vom 24. bis 26. Abends heiß gefochten, auf dem rechten Flügel mit entschiedenem Vortheil; die Preußen wurden hier zurückgedrängt, durch das sichere Feuer von drei bayerischen Batterien erlitten sie große Verluste, das rechtzeitige Eintreffen der Reservebrigade Seckendorff in Unterstützung der Division Feder, entschied hier das Gefecht. bei den Hettstadter Höfen erfolgte jene glänzende Attaque der Reserve-Kavallerie, voraus der Kürassiere (unter welchen wieder das 3. Regiment besonders hervorzuheben ist). Auch die Avantgarde des Zentrums bei Helmstadt war im Vortheil; die ganze Stellung der Unsrigen war eine sehr günstige; man hatte dießmal ausnahmsweise die Höhen den Preußen nicht überlassen. Aber das linke Zentrum bei Waldbrunn und der linke Flügel wurde zurückgeschoben, und so gingen alle auf den andern Theilen der sehr ausgedehnten Schlachtlinie errungenen Vortheile wieder verloren. In die ganze Aufstellung mußte wegen des unseligen Rückzugs der linken Flanke aufgegeben, und, wie die beliebte Formel lautet, „durch Konzentration nach rückwärts eine sicherere Stellung gewonnen werden." „Die beiden Armeekorps lehnen sich an die Festung Marienberg", hieß es — damit war klar, daß es um Würzburg zum Gefecht kommen mußte. Und auch hier war wieder eine sehr günstige Position möglich. Man verlegte aber den weitaus größten Theil der Truppen viel zu weit östlich nach Rottendorf (das Hauptquartier war am 27. Juli in Kitzingen!) und gab dadurch die Höhen westlich von Würzburg, namentlich den überaus wichtigen 3—4 Stunden langen Guttenberger Wald, der sich über diese Hügelreihe hinzieht, in die Hände der Preußen, die sich sehr gewundert haben mögen, daß man sie so bequem in diesem natürlichen Versteck, sicher vor den Kanonen der Festung, alle Vorbereitungen zu ihrem weitern Vorgehen treffen ließ. Kein Mann von uns stand im Guttenberger Wald. Die Folgen blieben nicht aus. Als sie eintraten und der Feind im Besitze des Waldes war, drohte man ihn durch Anzünden desselben zu vertreiben. Die Preußen warteten dieß ab. Sie wurden nicht vertrieben. Seit dem Morgen des 26. Juli zog ein Theil des 8. Armeekorps, Württemberger, Badener, Rheinhessen, Nassauer und Oesterreicher, mit dem ganzen Train von den westlichen Höhen, namentlich dem Nikolausberg, herab und ging theils über die Steinbrücke der Stadt, theils auf einer bei Talavera unterhalb der Stadt geschlagenen Schiffbrücke über den Main; die badische Reiterei setzte in einer Furt über, ein sehr schönes malerisches Schauspiel. Die Infanterie lagerte vor dem Sanderthor bis nach der Eisenbahnbrücke bei Heidingsfeld hin. Die Nacht vom 26. auf den 27. wurde durch keinen Angriff der Preußen gestört. Am Morgen des 27. aber erschienen die preußischen Vorposten auf den Hügeln im Westen der Stadt. Eine Dragonerpatrouille fing tausend Schritte vor dem Teufelsthor einen Fischer auf und wollte von ihm Auskunft über die Stärke der Truppen in der Festung. Er konnte sie nicht ertheilen und eilte nach seiner Freilassung in die Stadt, und von diesem Manne zuerst erfuhr man die Annäherung des Feindes. Wo die Vorposten der Bayern standen, weiß ich nicht. Nachdem die Preußen unter dem Schutz des Guttenberger Waldes ruhig abgekocht hatten, gingen sie vorsichtig tastend gegen den höchst wichtigen westlichen Rand des Nikolausberges vor, wo eine gedeckte, zum Theil bewaldete Schlucht sich nach Süden gegen die Festung hin öffnet, ein natürlicher Laufgraben gegen die Südfront derselben. Sie fanden die Schlucht unbesetzt und — thaten natürlich, was vorauszusehen war: sie fuhren nämlich eine Batterie von 8 gezogenen Geschützen (6-Pfünder, 18-Pfünder und, wie es scheint, auch einen 24-Pfünder — wenigstens sah ich auf der Festung am Tage nach der Beschießung eine preußische Kugel von dem angegebenen Gewicht) unter der Lisière des Hügels auf. Ebenso postirten sie nordwestlich von der Festung 2 (oder 2½) starke Batterien am Hexenbruch. Um halb 11 Uhr waren sie mit ihren Batteriebauten fertig und eröffneten sofort das Feuer. Aber so ausgezeichnet im Allgemeinen die preußische Führung für ununterbrochene Kenntniß von allen Schritten und Zuständen ihrer Gegner sorgt, so umsichtig ihr Kundschafterwesen organisirt ist, bei dem Angriff auf den Marienberg war sie in mehreren einflußreichen Beziehungen schlecht unterrichtet. Vor Allem unterschätzte der Feind die Armirung der Festung, er mochte den Zustand derselben vor Anfang dieses Kriegs gekannt und, ohne genaue Kenntniß von den seitherigen Rüstungen, die geringschätzige Meinung, welche in der Stadt und in dem ganzen Kreis über die Bedeutung des Schlosses besteht, getheilt haben: daß eine große Zahl 24 Pfünder an die Stelle der alten glatten Rohre getreten, wußte man nicht. So kam es, daß die Preußen die Batterien an dem Nikolausberg viel zu weit vorschoben, das Feuer der Festung war denselben an Kaliber und Treffweite bedeutend überlegen. Der erste Schuß der Bastion 47 ging fehl in einen Baum, aber schon der zweite demontirte ein Geschütz und warf fünf Artilleristen und zwei Pferde nieder. Ferner hatte der Feind die auf den östlichen Höhen von dem Hofbrauhauskeller bis zur Käsburg aufgefahrenen österreichischen, badischen und württembergischen Batterien nicht genug gewürdiget, zum Theil vielleicht nicht bemerkt. Denn der Kamm des Nikolausberges verdeckte beide Gegner dermaßen, daß auch die Bundesartillerie nicht die preußischen Kanonen selbst sehen, sondern nur nach den aufsteigenden Rauchsäulen deren Stellung errathen konnte. Gleichwohl schossen diese Batterien, namentlich die badischen, so ausgezeichnet, daß von ihnen allein, wie man auf der Festung deutlich sah, die Geschütze des Feindes (es waren Oldenburger) demontirt wurden; nachdem auch die Festung noch drei demontirt hatte, packten die Feinde die Trümmer zusammen, ließen ihre Todten liegen und jagten eilfertig dem deckenden Walde zu, verfolgt von Infanterie, welche ihnen einige Salven nach-

schickte. Damit war das Gefecht auf der Südfront der Festung zu Ende. Auf der Westseite dauerte es länger, bis die stärkeren Batterien der Preußen durch die auf dem Steinberg postirten bayerischen 6-Pfünder und die 24 Pfünder der Festung zum Schweigen gebracht waren; aber bis 4½ Uhr war auch hier der Angriff vollständig abgeschlagen; außer den sieben am Nikolausberg demontirten Kanonen verloren die Preußen am Hexenbruch noch neun Geschütze, von welchen einige vernagelt in unsere Hände fielen. (Preußischerseits ward dieß jedoch amtlich in Abrede gestellt.) Sie wurden auch hier durch Infanterie bis in den Guttenberger Walde verfolgt. Mit bitterem Unmuth ließen unsere braven Truppen von der Fortführung des auf allen Punkten für uns günstigen Kampfes ab, als aus dem Hauptquartier wegen einer bis zum 2. August laufenden, von Herrn v. d. Pfordten zu Nikolsburg abgeschlossenen Waffenruhe der Befehl, das Feuern einzustellen, eintraf. Ueber die Resultate der Beschießung urtheilt der Gewährsmann der „A. Z.: Das Dach des Zeughauses wurde in Brand geschossen, 2 Mann auf der Festung leicht verwundet, ein Militär auf der Steinbrücke von einer springenden Granate gestreift, ein Zivilist getödtet. An den Geschützen und Werken der Festung ist nicht das Mindeste verletzt: die Widerstandsfähigkeit derselben ist intakt. Daß man eine große Menge von Gewehren und anderen Waffen in dem exponirten Zeughaus belassen hatte, wo sie größtentheils verbrannten, war Schuld der Bayern. Die Preußen schossen sehr ungleich; einige ihrer Kanonen vortrefflich: so wurde ein Geschütz der Festung auf Nr. 47 dreimal an der Mündung, der Rampe und dem Zündloch getroffen: dagegen wurden die bayerischen und die Bundesbatterien auf der langen Linie vom Steinberg bis zur Käsburg nur einmal getroffen, wobei ein österreichischer Munitionswagen ein Rad verlor; die meisten preußischen Kugeln gingen zu kurz und platzten auf dem Exerzierplatz und in den Gärten der Randesackerstraße.

Verwandtschaftsbande deutscher Fürstenhäuser.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo vermuthlich bedeutende Aenderungen im Territorialbesitze für Deutschland in Aussicht stehen, ist es nicht ohne Interesse, die Verwandtschaftsbande der deutschen Fürstenhäuser unter sich und mit auswärtigen zusammenzustellen: Die Schwester des Königs von Preußen war die Gemahlin des Kaisers Nikolaus von Rußland, der gegenwärtige Kaiser von Rußland und seine Geschwister sind alle Neffen des Königs von Preußen; die Kronprinzessin von Preußen ist die älteste Tochter der Königin Viktoria und die Schwester der Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt. Die Schwester des Großherzogs von Hessen-Darmstadt ist die gegenwärtige Kaiserin von Rußland. Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt ist verheirathet mit Prinzessin Alice, Schwester der Kronprinzessin von Preußen und Tochter der Königin Viktoria. Der Erbe von Hessen-Kassel war in erster Ehe mit einer Tochter des Kaisers Nikolaus verheirathet, in zweiter mit einer preußischen Prinzessin. Er bezieht eine Pension von Rußland; seine Kinder sind aus zweiter Ehe. Der Herzog von Nassau hatte in erster Ehe eine Tochter des Großfürsten Michael von Rußland. Sie starb ohne Nachkommen. Er heirathete zum Zweitenmale eine Prinzessin von Anhalt-Dessau. Seine Schwester ist verheirathet mit Prinz Peter von Oldenburg, welcher am russischen Hofe residirt. Der Großherzog von Baden ist verheirathet mit einer Tochter des Königs von Preußen. Eine seiner Schwestern ist verheirathet mit Großfürst Michael, Bruder des Czaaren. Königin Olga von Württemberg ist eine Schwester des Kaisers von Rußland. Der Großherzog von Sachsen-Weimar ist Schwestersohn des Kaisers Nikolaus, und die Großherzogin, eine holländische Prinzessin, ist gleichfalls die Tochter einer anderen Schwester des Kaisers Nikolaus. Die Schwestern des Großherzogs sind die Königin von Preußen und die Prinzessin Karl von Preußen. Eine Prinzessin von Sachsen-Altenburg, Cousine des regierenden Herzogs, ist vermählt mit dem Großfürsten Konstantin, dem Bruder des Kaisers. Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha ist der Bruder des verstorbenen Prinzen-Gemahls von England und Prinz Alfred von England ist sein Erbe. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ist ein Sohn einer Prinzessin von Preußen. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz heirathete eine Schwester des Herzogs von Cambridge; sein Bruder, Prinz Georg, heirathete eine Tochter des verstorbenen Großfürsten Michael von Rußland. Er hat eine hohe militärische Stellung in Rußland. Die regierende Familie von Oldenburg ist von gleichem Ursprunge mit der von Rußland. Ein Vetter des Großherzogs, Prinz Peter, erhielt vom Kaiser Nikolaus den Titel Kaiserliche Hoheit. Er heirathete eine Prinzessin von Nassau, und eine seiner Töchter heirathete den Großfürsten Nikolaus, Bruder des jetzigen Kaisers von Rußland. Die Häuser Hannover und Braunschweig sind bekanntlich nahe verwandt mit der englischen Königsfamilie. Die Tochter des Königs Maximilian I. war verheirathet mit dem verstorbenen Könige von Preußen. So sind also mit dem königlichen Hause von England nahe verwandt die Häuser von Preußen, Sachsen-Koburg-Gotha, Hessen-Darmstadt und Mecklenburg-Strelitz. Mit dem kaiserlichen Hause von Rußland die Häuser Preußen, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz, Hessen-Darmstadt, Württemberg, Baden und Nassau; mit dem Hause Preußen die Häuser von Sachsen-Weimar und Baden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 188 Freitag, 10. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

V.

Wir verlassen für eine Weile den Gontenhannes und das Aenneli, um ihrem Kinde nachzugehen. Nachdem John Falster — wir behalten diesen Namen einstweilen bei — den Hannesli an jenem Abend auf's Verdeck geholt, berichtigte er rasch das Fahrgeld und meldete sich zu zweit als Aussteigender für die Station Neu-Madrid. Dann begab er sich mit dem Kinde auf die dem nahen Ufer zugekehrte Seite des Schiffes, indem er die Aufmerksamkeit des Kindes auf das am Lande leuchtende Feuer hinlenkte und zugleich von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf den Ausgang der Kajüte richtete, als besorge er von dort her eine Gefahr. Vom herangekommenen Nachen aus wurde eine Leine auf's Verdeck des unmerklich gegen die Strömung des Flusses arbeitenden Dampfers geworfen und von einem Matrosen aufgefangen. Der Nachen legte an die Schiffstreppe an. Da erfaßte John Falster rasch und ungestüm den Knaben; während er noch einmal nach dem Kajütenausgang blickte, erhob er ihn auf seinen Arm und eilte hastig die Schiffstreppe hinunter. Der Knabe schrack gewaltig zusammen, als ihn der bisher so freundliche Mann auf einmal unsanft packte, es ergriff ihn eine Angst, als derselbe mit ihm die Schiffstreppe hinabhastete, eine Angst, theils wegen des unten brausenden Wassers, theils, weil er nicht begriff, was man mit ihm vorhabe. Er fing an sich zu sträuben und zu wehren, er machte Anstrengungen, sich zu entwinden und nach der Schiffstreppe zurückzukehren, er schrie nach Vater und Mutter trotz des beschwichtigenden Zuredens, trotz der Drohungen seines Entführers so lange, bis derselbe fluchend über den verdammten Nigger, ihn auf den Boden des Nachens legte, ihn rasch band und ihm den Mund mit einem Tuch verstopfte, während er die Schiffsleute antrieb, schnell vom Dampfer abzustoßen. Das Alles war die Sache eines Augenblickes. Der Dampfer setzte sich wieder in rasche Bewegung. John Falster lachte höhnisch, als er in der Ferne ein Rufen und ein Geschrei auf dem Schiffe vernahm. Der Kahn landete am nahen, steil ansteigenden, vom Fluß angegriffenen Ufer, auf dessen Höhe der unbedeutende Ort Neu-Madrid liegt. John Falster verlangte sofort wieder an's gegenüberliegende Ufer gesetzt zu werden. — „Das ist eigentlich unsere Sache nicht, bemerkte einer der Nachenführer, wir holen nur Leute vom Dampfschiffe ab, bei dunkler Nacht über den Fluß zu fahren, ist kein Spaß. Zudem, was wollt Ihr drüben, wo kein Dorf ist? Besser thut Ihr, die Nacht hier zuzubringen." — „Eine Unterkunft zu suchen, das wird meine Sache sein, antwortete Falster; übrigens laßt's sein, wenn Ihr nicht wollt; ein Anderer verdient das Stück Geld schon." Dabei klimperte er mit seinen Dollars. Das ist eine Musik, welche anders, als die des Orpheus, Steine und Bäume zwar nicht, aber Menschen in Bewegung setzt. Der eine Fährmann gab dem andern einen bedeutsamen Wink. „Meinetwegen, bemerkte er, wir werden fahren, wenn der Gentleman es haben will."

Neu-Madrid gegenüber gränzen die Staaten Kentucky und Teneſſee aneinander. — „Kentucky!" rief Falster den Fahrleuten zu, damit sie den richtigen Kurs über den Strom nehmen möchten. Während der Ueberfahrt löste er seinem Gefangenen die Bande und machte seinen Mund vom Tuche frei. Kaum war das geschehen, als der Knabe wieder aus Leibeskräften nach Vater und Mutter schrie, in der Meinung, dieselben seien noch in der Nähe. — „Schrei jetzt meinetwegen, so viel du willst", lachte Falster höhnisch. — Wie der Knabe merkte, daß er allein und verlassen sei, da bemächtigte sich seiner ein namenloses Weh; er verfiel in ein lautes Weinen und Schluchzen.

„Wo habt Ihr den kleinen Nigger aufgetrieben?" fragte der eine Fährmann. — „Da unten am Fluß, bemerkte Falster. So klein der Kerl ist, so hat er doch schon Mucken im Kopf; aber ich werde sie ihm schon vertreiben." — Wie der Nachen an's Ufer stieß, bezahlte Falster ein reichliches Fahrgeld. „Wenn euch Jemand fragen sollte, bemerkte er, so wißt Ihr nichts weiter, als daß ich in Neu-Madrid ausgestiegen, verstehe ihr? „Well!" antwortete der Eine, indem er mit geheimer Freude die empfangenen Dollars in seiner Hand wog. — Während der kurzen Unterredung nahm der Knabe die Gelegenheit wahr, rasch sprang er aus dem Schiffe an's Land und so schnell ihn seine kleinen Beine tragen mochten, in's niedrige Gebüsch. Falster

Digitized by Google

versäumte keinen Augenblick, unter Fluchen und Verwünschungen setzte er ihm nach.

„Kennst du den Gentleman?“ fragte ein Fährmann den andern, während sie dem Nachsetzenden mit ihren Blicken folgten. — „Ich kenne ihn nicht, doch glaube ich, es ist Derselbe, den wir schon öfters übergesetzt. Ich glaube nicht, daß er ein ehrlicher Mann ist, was braucht er seine Ueberfahrt zu verbergen, wenn er auf geraden Wegen geht? Gewiß flüchtet er verfolgt zu werden und will die Nachsetzenden auf eine falsche Fährte führen. Hast du nicht bemerkt, der Knabe, den er mit sich hatte, war kein Niggerknabe, er hatte nicht die Sprache der Niggers.“

„Mir eins, antwortete der Andere; wir haben danach nicht zu fragen, gewiß ist, daß der Gentleman gut bezahlt.“ Dabei hielt er dem Gefährten das empfangene Fahrgeld unter die Augen und beleuchtete es mit dem Licht seiner Laterne. — „Schon recht das, erwiderte der Angeredete, indem er seinen Antheil in Empfang nahm; aber den Kerl helf' ich nicht wieder überfahren, er ist, denk' ich, ein Menschenhändler, ein Menschenräuber, sag' ich. Der Kleine hat mich elend erbarmt. Es ist eine verfluchte, gottlose Sache, dieser Menschenhandel!“

Während die Fährleute sich in solcher Weise unterhielten, verfolgte Falster den kleinen Flüchtling. Begreiflich hatte er ihn bald eingeholt. Er versetzte ihm, wie er ihn im Laufe ereilte, von hinten einen tüchtigen Puff, daß er vorwärts zur Erde stürzte. „Warte, du kleine Kröte, ich will dich Gehorsam lehren“, schimpfte er, während er ihn am Hals zu packen suchte. Der Kleine wehrte sich verzweifelt, er biß und kratzte, er weinte nicht, er bot seinem Gegner Trotz, er schalt ihn einen wüsten, bösen Mann, er drohte, es seinem Vater zu sagen. — Wenn der Unrecht leidende Schwache zum Widerstande greift gegen den Unterdrücker und Peiniger, so fragt er nicht, ob seine Flucht ihn in die Wüste und in die dunkle Nacht des Elends hinausführe, er fragt nicht, ob seine Kraft ausreiche oder nicht. Das zeigt sich bei Einzelnen, wie bei ganzen Nationen, bei dem kleinen Knaben hier, wie beim Polenvolk. Falster band dem Knaben trotz seines Widerstrebens die Hände auf den Rücken, dann stellte er ihn barsch auf die Beine. „Marschirt!“ rief er ihm zu.

„Ich gehe nicht!“ erwidertet trotzig der Knabe. Falster drohte, er schlug ihn. Der Kleine warf sich zur Erde. Sein Bedränger faßte ihn schließlich halb wüthend in die Arme, er preßte seine Beine, mit denen er um sich schlug, an sich und eilte hastig die nahe Anhöhe hinan auf das oben liegende, mit höheren Bäumen besetzte Plateau. Dort legte er ihn nieder und erklärte ihm: „So, wenn du jetzt nicht gehen willst, so binde ich dir noch die Füße und lasse dich hier liegen; dann kommen die Wölfe und fressen dich.“ Das half, denn eine ärgere Furcht hatte der Knabe von klein auf nicht, als die vor Wölfen, und es war so dunkel und in der Ferne hörte man ein Geheul — es war freilich nur das Geschrei eines Uhu's — aber wie hätte das der Knabe unterscheiden mögen, dessen Phantasie daheim schon alle Wälder sich voll von Wölfen dachte. Der Kleine erhob sich ängstlich, er folgte seinem Begleiter willig, er schmiegte sich an ihn fest an aus Furcht vor wilden Thieren, so daß Falster nach einiger Zeit kein Bedenken mehr trug, ihm auch die Hände frei zu geben.

Falster schien mit der Gegend bekannt zu sein. Nachdem er vielleicht eine Stunde in der Finsterniß gegangen, pochte er an die Thüre einer einsam stehenden Blockhütte. Ein älterer, wettergebräunter Mann öffnete zur Hälfte einen kleinen Laden und fragte nach dem Begehren des späten nächtlichen Wanderers. Falster verlangte ein Nachtquartier, indem er zugleich einen ganz anderen Namen nannte, als den er sich bei des Gontenhanneſen auf dem Schiff beigelegt. Sofort öffnete der Bewohner der Blockhütte die Thüre und grüßte den Ankömmling wie einen ihm wenigstens dem Namen nach Bekannten. Der Insasse der Blockhütte war ein Holzhauer, wie sie an den oberen bewaldeten Ufern des Mississippi öfter vorkommen. Er hatte eine kleine Farm in Indiana verkauft, um sich am Mississippi durch Holzhauen und Holzhandel ein Vermögen zu erwerben, das hinreichen sollte, um eine größere Farm im Westen anzukaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Die Hörner erklärten, daß sie sich nicht schlagen würden, wenn vielleicht Martin mit ihnen Händel anfangen würde, und auf Befragen des Kontrebaß, was sie in diesem Falle zu thun gedächten, erklärten sie, daß sie zusammenstehen und den jungen Todtschläger wacker prügeln wollten. Die Meisten stimmten ihnen bei, nur die erste Violine, der Gentleman der Gesellschaft, gab sein Wort, daß er Satisfaktion geben werde. Dann stritt man sich noch ein Weilchen und ging hierauf ebenfalls zur Koje; das Unwetter hatte einigermaßen nachgelassen, und alle hofften, jetzt einschlafen zu können.

Auch Martin entschlief endlich, nachdem er sich fest vorgenommen, den beiden Hörnern mit aller Artigkeit zu begegnen, der ersten Violine aber gänzlich aus dem Wege zu gehen. Nachdem der „Roland“ acht Wochen von den Wellen gewiegt und geschaukelt worden war, erblickte man eines Morgens eine schmale graue Linie am fernen Horizonte. Es war die Küste von Brasilien. Vor Einbruch der Dunkelheit warf man unfern der Einfahrt Anker, wie es alle Segelschiffe thun, welche

des Abends dort ankommen, weil des Nachts stets Landwind weht, und die Einfahrt unmöglich macht, während des Tages über der Seewind vorherrscht. — —

Als Martin des andern Tages die breite Hafentreppe erstiegen, hatte er das eigenthümliche Gefühl, als schwanke der Boden unter seinen Füßen, was fast Jedem begegnet, der zum Erstenmal nach längerer Seereise das Land betritt, während später, und selbst nach größeren Reisen, diese sonderbare Erscheinung kaum mehr gefühlt wird. Dann lief unser Freund den Musikanten nach, welche von einem Mäkler bereits die Adresse eines Gasthofes erfahren hatten, den ein Deutscher hielt.

Vor allen anderen Dingen nahm er, dort angelangt, eine reichliche Mahlzeit zu sich, und spazirte hierauf in den Straßen Rio's, der Verdauung pflegend, schweigend und anstaunend alle die unerhörten Dinge, welche jeden Augenblick vor ihm aus der Erde wuchsen. Hierauf ging er wieder nach Hause, speiste abermals und schlief hierauf einige Stunden hindurch den Schlaf des Gerechten. Dann aber fragte er sich, was aus ihm werden sollte, hier in der fremden Stadt unter den fremden Menschen mit wildfremder Sprache.

Sein Geld reichte wohl zur Rückfahrt nach Europa, wohl auch vielleicht einige Monate noch für den Aufenthalt in Rio, aber wenn auch ein Schiff im Hafen gelegen, mit dem er die Rückfahrt hätte antreten können, wäre er nicht vielleicht wieder den beiden Hamburger Todtschlägern in die Hände gelaufen, gleich beim Aussteigen? — Allein auch in Deutschland hätte sein Vermögen nicht lange mehr ausgereicht, fand er nicht eine Erwerbsquelle. Er beschloß, da er einmal hier, auch hier sein Glück zu versuchen.

Die Musikanten wollten schon des andern Abends an einem öffentlichen Orte eine künstlerische Produktion geben. War er nicht auch ein Künstler? Eigentlich hatte er schon, beim Besichtigen der mit mannigfachen prachtvollen Gärten geschmückten Stadt, einen Gedanken gehabt. Als er in seiner Vaterstadt von der Architektur und dem historischen Fache, in jenes der Landschaftsmalerei überging, hatte er mehrmals Bäume gezeichnet. Zeigte er seinen Bekannten eine solche Studie und fragte: „Was ist das?" so erhielt er von den Meisten, nach einigem Besinnen, die Antwort: „Ein Baum!" und nur wenige, unkünstlerische Subjekte schüttelten schweigend die Köpfe. Aber keiner seiner Freunde errieth jemals die Species. Als Martin nun hier die ersten Palmen in der Nähe sah, lächelte er still vor sich hin. — „Die erkennt auch der Dümmste", sagte er zu sich. Des andern Morgens nahm er sein Skizzenbuch und ging an's Werk. Als er des Abends den Musikanten seine neue Schöpfung vorlegte, riefen Alle augenblicklich: „Palmen!" — Es ward, zu seiner Freude, ihm Zweierlei klar. Einmal waren die Musikanten verständige Leute, und dann: Er war zum Palmenmaler geschaffen.

Der Wirth des Gasthofes aber, welcher über Martin's Schulter in's Skizzenbuch geschaut hatte, sagte: „Ei, wie ich sehe, ist der Herr ein Künstler. Wenn Sie geneigt wären, eine Stelle anzunehmen, könnte sich Rath finden." —

Martin, welcher, um sich Nichts zu vergeben, geantwortet hatte, wenn er eine seinen Kenntnissen und Leistungen entsprechende Stellung erhalten könne, so sei er vielleicht nicht abgeneigt, eine solche anzunehmen, erfuhr nun, daß ein deutscher Naturforscher, welcher sich bereits einige Zeit in Rio aufhalte, einen Künstler suche, welcher Thiere, Pflanzen und Landschaften für ihn zeichne. — „Ich will, sagte der Wirth, noch heute Abend mit dem Doktor sprechen; Sie können vielleicht schon morgen den Mann besuchen." — —

Wir sehen wirklich schon des folgenden Tages Martin, in Begleitung eines Negers, welcher ihm den Weg zeigte, sich nach der Wohnung des Naturforschers begeben, welche sich, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in einem der reizenden Thaleinschnitte des Corcovado befand.

Das kleine, nur aus einem Erdgeschosse bestehende Haus, war halb versteckt in einem riesigen Blumenstrauße von Bignonia und von Palmen überragt, und die leichte Umzäunung desselben, so wie die eigentliche Hausthür stand offen. Martin nahm dem Schwarzen seine Skizzenbücher ab, gab ihm eine kleine Kupfermünze und entließ ihn; dann trat er ein.

Auch die Thür eines Gemaches links des Einganges stand offen, und aus demselben trat jetzt ein Mann mittlerer Größe, und vielleicht Anfangs der vierziger Jahre, mit dunklem Haar, schwarzem Schnurrbart und braunem, sonnenverbranntem Antlitz. Seine Bekleidung bestand einfach aus Beinkleidern von ungebleichtem Leinenzeuge und einem farbigen Hemde, dessen Aermel bis über den Ellbogen aufgestülpt waren. Im Munde hatte der Mann eine halblange Pfeife, unverkennbar deutschen Ursprungs, aus welcher er mächtig dampfte.

Er rief Martin sogleich an: „Aha, Sie sind sicher der deutsche Maler, von welchem mir der Wirth da drinnen sagte; schön, freut mich! rauchen Sie?"

Hierauf führte er Martin in die Stube und gab ihm eine gestopfte Pfeife, um sogleich, wie er sagte, die Friedenspfeife mit ihm zu rauchen; dann setzte er, ohne Martin viel zu Worte kommen zu lassen, diesem auseinander, was er eigentlich von ihm wolle. —

„Sie sollen mir also zeichnen, schloß der Doktor seine Erzählung, Alles, was wir nicht mitnehmen können, z. B. große Thiere in ihrer natürlichen Stellung, Affen und Indianer, Felsgruppen, Berge, Wasserfälle, Urwälder, kurz Landschaften und Staffage. Jetzt bitte ich um Ihr Skizzenbuch."

Martin überreichte ihm dasselbe, indem er die gestern gezeichneten Palmen aufschlug. Aehnlich dem Direktor in der Kunstschule runzelte aber jetzt auch der Doktor anfänglich seine Stirn, seine Wangen röthelten sich,

Digitized by Google

und er machte unwillkürlich eine leichte Bewegung, dann aber schlug er rasch andere Blätter auf, und endlich erhob er sich rasch von dem mit Büffelfell überzogenen Kasten, welcher die Stelle eines Stuhles vertrat, und ging schnell ans Fenster.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein im ganzen deutschen Vaterlande in den 1830er Jahren vielgenannte Persönlichkeit, der Küfermeister Karl Herbold, ist in Kassel gestorben. Er hatte die Bewegung im September 1830 dort hervorgerufen und diente, unbewußt, den hinter den Couliſſen bleibenden eigentlichen Leitern derselben; nachher als rechter Arm, der nöthigenfalls auch drohend aufgehoben ward. Der Verstorbene war und blieb sein Leben lang ein Ehrenmann und ein schlichter, einfacher Bürger, trotzdem, daß ihm Weihrauch genug, selbst von Personen des fürstlichen Standes, geschweige denn von Staatsbeamten und hohem Adel, dargebracht ward. Von Hassenpflug noch im Jahre 1851 durch Entziehung der Branntweinschenkkonzeſſion gemaßregelt, so wie durch andere Verhältnisse, war er, da ihm das Verständniß für die herangewachsene Generation, die eine Rolle spielen wollte, und fortschreitende Anschauungen abgingen, verbittert, und hat sich dadurch selbst manche Unannehmlichkeit zugezogen.

[Jede Kugel trifft ja nicht.] Wie sehr wahr diese Strophe des alten Volksliedes sei und, um so viele Bräute, Schwestern, Mütter zu trösten, die bei der jetzigen Weltlage für das Leben der Lieben zittern, die — vielleicht — Schlachtfeldern entgegen ziehen, setzen wir eine Stelle aus der Berechnung eines englischen Statistikers hierher: Der Marschall von Sachsen sagte, daß, um einen Mann in der Schlacht zu tödten, es eines Gewichtes an Blei bedürfe, das dem Gewichte des Mannes gleichkomme. Nach einer französischer medizinischen Zeitschrift wird diese Angabe durch die Schlacht von Solferino bestätigt, wo die Oesterreicher, die 8,400,000 Gewehrschüsse abfeuerten nicht mehr als 2000 Franzosen und Piemontesen tödteten und 10,000 verwundeten. Es kam also 1 getroffener Soldat auf 700 Schüsse und 1 Todter auf 4200 Schüsse. Da nun eine Kugel wenigstens eine Unze schwer ist, so muß man annehmen, daß durchschnittlich 272 Pfund Blei nothwendig waren, um einen Mann zu tödten.

[Schmerzlinderung.] Dr. Leopold in Verden macht in der „Ztg. f. Norddeutschl." bekannt: „In gegenwärtiger Zeit, wo so Viele an den schmerzhaftesten Wunden darniederliegen, möchte ich aufmerksam machen auf ein erprobtes Mittel, jeden Schmerz auf der Stelle zu heben, mögen die Verletzungen oder die operativen Eingriffe noch so beträchtlich sein. Das Mittel besteht in Chloroformirung mit richtiger Anwendung von Morphium. Die Methode kann nicht dringend genug empfohlen werden — nach ihrer Anwendung ist jeder Schmerz wie weggezaubert, und der Kranke fühlt sich wie im Himmel."

Die alten Chroniſten, die Mancher für langweilig und trocken hält, haben, freilich meistens unfreiwillig, manche Thatsache niedergeschrieben, die bei uns statt des Ernstes den Humor weckt. So findet sich in der Chronik von Lassau, einem winzigen Pommer-Städtchen, das ein Berliner Lehrer, als dankbares Landeskind mit diesem Werke überraschte, folgende hübsche, durch Akten verbürgte Geschichte. Als die Schule eingeweiht und zugleich der neue Lehrer eingeführt wurde, übergab zum Schlusse seiner Amtsrede der Prediger dem Lehrer feierlichst Ruthe und Stock, und die Kinder stimmten darauf, laut Vorschrift, den Choral an: Nun wolle Gott uns gnädig sein! Da spreche man noch von der Langweiligkeit der alten Chroniſten.

Logogryph.

Grüner Fläche Raum,
Die des Menschen Wille
Deckt mit fremder Hülle,
Ihre sieht man kaum.

Schläfer, der im Frieden
Von der Reise ruht,
Welchem nicht beschieden
Irdisch Glück und Gut.

Baum, der Bäume Krone,
Dessen Zweige grün
So zum Schmuck als Lohne
Manches Haupt umzieh'n.

Stets ein Zeichen minder,
So trifft alles dieß
Meines Wortes Finder,
Doch ihr habt's gewiß!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 182:
Lager — Regal.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 189 Samstag, 11. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

„Macht's Euch bequem, Herr, rief er dem Eintretenden in englischer Sprache zu, so gut Ihr's könnt." Die Frau des Trappers richtete ein Stück Wildpret zu. Der Gast ließ sich dasselbe schmecken und reichte schließlich dem in einen Winkel gekauerten schweigsamen Kleinen einen Knochen zum Abnagen hin. — Als das Feuer gelöscht und Alle sich in dem Raum zur Ruhe gelegt, da kam über den Hanesli neuerdings ein unsägliches Weh, er fing an laut zu weinen. Falster wies ihn von seinem Lager aus zur Ruhe mit einigen derben Flüchen und der Drohung, er werde ihn den Wölfen herausgeben, wenn er nicht still sei.

„Ist er deutsch?" fragte der Holzhauer, als er hörte, daß sein Gast in deutscher Sprache sich demselben mittheilte, „ich meinte, er sei ein kleiner Nigger."

„Er versteht deutsch," bemerkte Falster, „ist bei Deutschen gewesen."

Die Drohung Falsters hatte ihre Wirkung. Der Hanesli ließ von dort an nur noch ein unterdrücktes Schluchzen hören, bis ihn endlich der Schlaf in seine Arme schloß.

Mit Tagesanbruch ging Falster südwärts der Straße zu, welche vom Mississippi her hinein nach Kentucky führt. Der Hanesli folgte ihm zwar traurig, aber ohne Widerstreben auf dem nahezu dreistündigen Marsche. Es wurde dann ein Wagen gemiethet. Auf dem Sitz nahm Falster und der Fuhrmann Platz, hinter ihnen wurde der Hanesli placirt, konnte dort sitzen oder liegen. Es ging in schnellem Trab, oft im Galopp vorwärts mit den zwei Pferden, trotz der eben nicht gut gepflasterten Straße. Gegen Abend bog der Wagen, nachdem er über den Tenessee- und Cumberlandfluß gesetzt, seitabwärts nach Norden auf einen schmalen Seitenweg. Es ging über einige leicht ansteigende Hügel, bis nach einigen Stunden das Gespann durch die Umzäunung einer Plantage fuhr. Der heimkehrende Besitzer wurde an der Thür des ländlich unterhaltenen Wohnhauses von der Haushälterin und einem Aufseher empfangen und als Herr Mitchel begrüßt. Die Pferde ausgespannt und vom Fuhrmann unter Beihülfe eines Negers in den Stall geführt. Dem Aufseher gab Herr Mitchel die Weisung, den Kleinen in das Niggerhaus zu bringen und der alten Sara zu übergeben. Dieselbe solle ihn gut halten und Obacht geben, daß er nicht davon laufe.

Der Aufseher kam bald wieder zurück, um sich angelegentlich zu erkundigen nach den Geschäften, welche sein Herr in New-Orleans gemacht. Es schmeichelte ihm selbst nicht wenig, als Herr Mitchel äußerte: „Alles gut gegangen, die Waare zu hohen Preisen abgesetzt, hätte noch mehr brauchen können." Nachdem der Aufseher sich nach dem Erlös einzelner Neger erkundigt, bemerkte er schließlich: mit dem Kleinen, den er heimgebracht, habe er keinen guten Handel gemacht, er sei nicht gute Race, er rede nicht einmal die Sprache der Nigger.

„Seid ohne Sorge", beruhigte Herr Mitchel, „aus dem Kleinen wird schon ein Nigger werden, der seine tausend Dollars gilt. Dazu hat er eben auch nicht viel gekostet."

Auch die alte Sara, die Negermutter, hatte ein ähnliches Gefühl. Als man den Hanesli in ihre Hütte brachte, zog er sich scheu vor derselben, wie vor den anwesenden Negerknaben zurück. Es war alle Bemühung umsonst, sich ihm verständlich, ihn zutraulich zu machen. Er hatte zwar kaum eine Ahnung davon, wozu er bestimmt sei, aber er fühlte, daß er hier in eine Lage und Umgebung gebracht worden, in die er von Gottes- und Rechtswegen nicht gehöre; es war ihm nicht nur ungewohnt, sondern geradezu unheimlich unter den fremden schwarzen Menschen, er hatte eine eigentliche Scheu und Angst vor ihnen. Von der dargebotenen Speise rührte er am selben Abend nichts an. Er setzte sich in einen Winkel, von welchem aus er das Thun und Treiben der Anwesenden aufmerksam und furchtsam zugleich betrachtete. Als man ihn mit den anderen Niggerknaben zur Ruhe bringen und zu einem derselben schlafen legen wollte, da sträubte er sich auf's Aeußerste dagegen, so daß man ihn schließlich in seinem Winkel einschlummern ließ. Ebenso wollte er am folgenden Morgen durchaus nicht die Kleidung anziehen, welche alle Negerknaben trugen; er wehrte sich, er schrie und zetterte dagegen, wie gegen ein Ungeheuer, vor dem ihm graute.

Digitized by Google

„Der Herr ist betrogen", bemerkte die Sara nachher dem Aufseher, „das ist nicht Nigger, Nigger nicht so sein."

„Sara ist klug," antwortete der Aufseher, „Sara wird aus ihm einen Nigger machen, wenn er groß ist, wird er ein Nigger sein."

Sara schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich kenne Niggers, das wird nicht Nigger werden," äußerte sie.

Wir werden sehen, ob die Sara wahr gesprochen.

VI.

Der Gontenhannes fand in St. Louis der getroffenen Abrede gemäß einen Brief von Bekannten, welche in letzter Zeit von Illinois nach Indiana übergesiedelt waren. Sie theilten ihm mit, daß eine günstige Gelegenheit sei, in ihrer Nähe nach Wunsch Land zu kaufen. — Der Gontenhannes kaufte sich in St. Louis einzelne noch fehlende Geräthschaften und einen Wagen mit Gespann; derselbe, dachte er, erleichtere ihm die Reise ins Land hinein und später könne er ihn gut brauchen, wenn er angesiedelt sei. — Langsam wurde der Weg von etwa 80 Stunden zurückgelegt im Vergleich zu der bisherigen Reise zu Wasser. Städte und Dörfer waren selten, häufiger einzelne Höfe mit ihren Lichtungen angebauten Landes, ringsum von Wald umgeben. Der Hannes hatte genügende Muse, sich die Umgebung auf dem Wege anzusehen, und an Gelegenheit fehlte es ihm nicht, sich im Voraus mit der Lebensweise eines amerikanischen Bauers bekannt zu machen, wenn sie bei einem solchen Nachtherberge nahmen. Die Einrichtung der Häuser war freilich meist einfach genug und sie bot keineswegs die Bequemlichkeiten, welche die Einwanderer in ihrer Heimath gehabt. Um so herzlicher war überall die Aufnahme, und um so reichlicher die Bewirthung, der man es anmerkte, daß an Lebensmitteln Ueberfluß sei. Und nicht nur wurde die Bezahlung abgelehnt für das, was sie genossen, sondern man stattete gewöhnlich die Wanderer auch noch mit Vorrath aus für die Weiterreise, trotzdem dieselben manchmal nicht im Stande waren, ihren Dank in Worten auszusprechen, welche sie die Geber verständlich waren. Selbst der Moklijakob war ganz vergnügt und meinte, die Leute hier seien allweg besser, als daheim, und angelogen habe man ihn doch nicht, wenn man ihm vom guten Essen berichtet.

„So ungefähr wird's einmal bei uns sein", bemerkte der Gontenhannes dem Aenneli, wenn sie von ihren Gastfreunden Abschied genommen.

Freilich mußten sie sich's auch mehr als einmal gefallen lassen, unter freiem Himmel zu übernachten. Das behagte nicht nur dem Aenneli, sondern auch dem Moklijakob weniger. Derselbe hatte dann gewöhnlich die ganze Nacht keine Ruhe, aus Sorge für sein Gespann, von dem er fürchtete, es möchte davon laufen, aus Sorge für die Geräthschaften, sie möchten gestohlen werden, aus Angst vor wilden Thieren, von denen er sich den Wald voll dachte. Da meinte er denn freilich wieder, daheim sei's doch anders und besser gewesen, er wollte lieber, er wäre wieder dort.

„Der Jakob hat's gerade wie die Israeliten," äußerte dann der Hannes lachend zum Aenneli, „als sie aus Aegypten auszogen. Sie brummten und murrten auch, so oft ihnen etwas fehlte, und meinten, vorher sei's ihnen wohler gewesen. Er wird wohl noch oft Anlaß haben, sich nach dem Fleischtopf seiner Heimath zu sehnen. Man merkt wohl, daß er bisher auch im Diensthaus gewesen ist. Ich habe mir, fuhr er fort, die Sache nie so vorgestellt, als ob wir in Amerika nichts Schweres zu tragen bekommen, im Gegentheil mehr als daheim, für den Anfang, aber später wird's dann, will's Gott, um so leichter gehen, namentlich unsern Kindern.

Das Aenneli seufzte bei diesen Worten. „Unsern Kindern", wiederholte es — „wenn wir sie noch hätten, unsere Kinder."

Die Thränen kamen ihm in die Augen. „Ich habe es eigen," redete der Hannes zurück, während er neben dem Wagen herging, in dem seine Frau mit dem kleinen Mädchen saß, „Anfangs meinte ich, es könne und könne nicht sein, daß mir das Büblein abhanden gekommen, damals hast du mich getröstet und beruhigt. Es geht bei uns umgekehrt, däucht mir, ich werde immer ruhiger, ich denke, wir thun unsere Pflicht, als ob nichts geschehen wäre, als ob der Hannesli noch da wäre, das Weitere wird sich finden; es wird mit dem Büblein kommen, wie es muß, erzwingen läßt sich nichts, das sehe ich ein. Aber je länger, je mehr glaube ich, wir werden ihn wieder haben. Du — so kommt's mir vor — wirst immer sehnlicher nach dem Kind, kannst je länger, je weniger es leiden, daß es nicht da ist." —

„So ist's," erwiderte das Aenneli. Mehr sagte es nicht, es lehnte sich in den Wagen zurück und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Martin, welcher ihm mit den Augen folgte, sah, daß er dort auf eine unmäßige Weise Rauchwolken aus seiner Pfeife um sich blies, und mit dem ganzen Körper krampfhafte Bewegungen zu machen schien, nach einiger Zeit indessen wandte er sich wieder gegen unseren Freund und sagte: „Sie sind eines Duells halber aus Europa entflohen?"

„Ja", erwiderte Martin kalt, und er sprach ja eigentlich wirklich die Wahrheit, wenngleich nur die buchstäbliche.

„Nun denn, ich will Ihnen Etwas sagen. Ihre Zeichnungen sind . . . Ihre Skizzen . . . ich weiß

nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll ... Sie zeichnen, wie ich glaube nicht ... nicht flüchtig genug, wir wollen das sein lassen. Aber Sie sind ein kräftiger junger Mann und haben Muth. Ich bedarf eines solchen Begleiters auf meinen Jagd- und Streifzügen. Wollen Sie der sein? Sie schlafen in dem Häuschen da, was ich gemiethet. Sie theilen mein frugales Mahl. Das Weitere wird sich finden. Wollen Sie?" — Er hielt ihm die Hand hin.

Ein muthiger Begleiter auf Jagd- und Streifzügen, dachte Martin, aber — er schlug ein. Einmal besinnt man sich „draußen" rascher, als zu Hause, dann hatte er kaum keinen anderen Anhaltspunkt.

„Gut, sagte der Doktor, abgemacht! und gleich morgen mache ich Ihnen ein Vergnügen, das Sie sich nicht geträumt haben. Aber jetzt wollen wir essen ... Frau Müllerin!"

Ein lang gezogener Kehllaut ertönte von Außen! und gleich darauf erschien eine alte, wahrhaft abscheuliche Negerin, welche einzig und allein mit einem rothen Röckchen und einem blauen, um den Kopf gewundenen Tuche bekleidet war.

„Frau Müllerin, sagte der Doktor, dieser Herr speist heute und in der Folge täglich bei mir, legen Sie noch ein Couvert auf."

Die Negerin stand stumm und blickte unverwandt in des Doktors Auge. Aber dieser näherte jetzt seine Hand dem Munde und machte die Bewegung des Kauens. Hierauf zeigte er auf Martin und auf sich, und hielt dann zwei Finger in die Höhe. Die Frau Müllerin machte jetzt einen Luftsprung und rief: „Oh! fressen, Eine, Zwei!" dann verschwand sie. —

„Diese Person heißt Frau Müllerin?" fragte Martin.

„Ja, versetzte der Doktor ruhig, so heißt sie, es ist meine Haushälterin. Ich erkläre Ihnen das Verhältniß ein andermal." — Hierauf zeigte er Martin seine Schlafstelle und die Umgebung des Hauses, dann speiste man, und wie dieser fand, gar nicht übel, und nachdem gegen Abend Martin's Habe nach seiner neuen Wohnung gebracht war, fand er sich vollständig eingebürgert in der Behausung des Herrn Doktor Cläsius.

Der Doktor zeigte Martin im Laufe des Tages noch einige Vortheile und Handgriffe im Abbalgen erlegter Thiere; dann ging man, der Landessitte entgegen, zeitig zur Ruhe; „denn, sagte der Doktor, morgen vor Tagesanbruch sind wir schon im Walde und gehen auf das Vergnügen los, was ich Ihnen versprochen habe, Sie Eisenfresser! Sie werden zufrieden sein." —

Es war immer noch dunkel, als sich des andern Tages Martin, der Doktor und dessen Haushälterin schon über eine Stunde im Wald befanden. Man verfolgte eine Zeit lang den angenehmen und bequemen Weg, welcher längs der Wasserleitung auf den Corcovada führt, dann aber stieg man eine Strecke steil bergan, und endlich einen jähen Abhang hinab. Beim Grauen des Tages konnte Martin jetzt wahrnehmen, daß Frau Müllerin, welche voranschritt, schwer beladen war. Sie trug ein Tau, verschiedene zugespitzte eiserne Stangen mit Widerhaken, einen gefüllten Sack, und endlich einige, sechs bis acht Fuß lange, gabelförmige Holzstücke auf dem Rücken.

Alles dieß hinderte aber die Negerin nicht, rasch und behende vorwärts zu schreiten, und Martin, welcher außer einer Doppelflinte, mit Nichts belastet war, hatte Mühe, ihr zu folgen, und strauchelte nicht selten über Wurzeln, Steine und Stämme, über welche die Schwarze geräuschlos hinweggiitt.

Der Doktor machte den Beschluß des Zuges, der sich still fortbewegte, als befinde man sich auf indianischen Kriegspfaden.

Martin hatte seine eigenen, hierauf bezüglichen Gedanken. „Zwei Schädel hat er zu Hause stehen, dachte er, vielleicht will er sich einen dritten holen, und irgend einen wilden Stamm angreifen. Er will mir ein Vergnügen machen, sagte er gestern; aber er täuscht sich bedeutend, wenn er bei solchen Einfältigkeiten auf meine Hülfe rechnet. Ich brenne durch, wie ich des ersten Wilden ansichtig werde."

Nachdem man sich etwa drei Stunden auf dem Wege befunden hatte, war der Tag vollständig angebrochen, und die Caravane bewegte sich durch ein dichtes Gestrüpp, durch welches aber dennoch eine Art Pfad zu führen schien.

Jetzt hob die Negerin die Hand, als gebiete sie Stillstand, und lief eine Strecke voran; dann kehrte sie wieder um, der Zug bewegte sich schweigend weiter; nach einigen Augenblicken aber befand man sich im Freien, und sah in einer kurzen Entfernung einen kleinen Fluß, welcher geräuschlos und langsam seine Bahn verfolgte. Man ging jetzt raschen Schrittes auf eine Felsengruppe am diesseitigen Ufer zu, und fand dort, versteckt unter Steinen und Pflanzen, ein kleines, aus einem Baumstamme verfertigtes Boot.

Die Schwarze warf ihre Last zur Erde und zeigte triumphirend auf das Fahrzeug, der Doktor aber sagte mit großer Zufriedenheit: „Die Müllerin ist eine brave und sehr brauchbare Person." — Dann bedeutete er Martin, in's Boot zu steigen und am Vordertheile Platz zu nehmen, und als dieser mechanisch gehorcht hatte, warf man die mitgebrachten Geräthschaften in die Mitte des Fahrzeuges, und der Doktor nebst seiner Haushälterin nahmen im Hintertheile Platz.

Hierauf fuhr man stromabwärts, während Frau Müllerin mit einem leichten Ruder theils den Lauf des Bootes beschleunigte, theils demselben die Richtung gab. Vielleicht fünfzig Schritte von beiden Ufern entfernt, begann der Wald, dichtes Buschwerk und riesenartiges Gesträuche, nur hier und da überragt von mächtigen Stämmen; bis dorthin aber waren die Ufer flach, sandig, und hier und da mit Felsenstücken und mit vom Wasser angetriebenen Baumstämmen bedeckt.

Der Doktor befand sich offenbar in der rosenfarbensten Laune. Er rauchte wacker und sagte, nachdem man ein Weilchen gefahren, mit gedämpfter Stimme zu Martin: „Bleiben Sie jetzt ruhig sitzen, und lassen Sie sich nicht von der Hitze fortreißen, wenn wir des Feindes ansichtig werden. Diese Art Canoe, deren sich schon die alten Tupinambus bedienten, schlagen bei jeder ungeschickten Bewegung um, und obgleich wir alle gute Schwimmer sind, so wäre dieß doch der Gewehre halber unangenehm. Jetzt still! Ich theile Ihnen unseren Schlachtplan sogleich mit."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein rettender Engel.] Ein Soldat, welcher auf dem Schlachtfelde von Königgrätz schwer verwundet liegen geblieben war, erzählt über die Art seiner Auffindung und der ihm zu Theil gewordenen Pflege Folgendes: „Mehrere Stunden lag ich bewußtlos, und als ich wieder zur Besinnung kam, war es schon dunkel; ich sah nichts als blutige Leichenhügel, meine Schmerzen waren unerträglich, aber so weit mein Auge reichte, war kein lebendes Wesen zu erblicken. Ich glaubte mich schon dem Tode nahe, als plötzlich, wie ein rettender Engel, ein junges Mädchen mit einem großen Weinkruge in der Hand erschien und, als sie meiner ansichtig wurde, mir zu trinken gab, meine Wunde wusch und verband; ebenso labte sie noch viele meiner verwundeten und auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen Kameraden und entfernte sich sodann mit dem Versprechen, das Nöthige zu unserer Weitertransportirung zu veranlassen. Sie hielt auch treulich Wort; es gelangten später mehrere Männer mit Tragbahren an, welche uns in das nächstgelegene Spital beförderten. Nur mit vieler Mühe konnte ich den Namen dieser heldenmüthigen Wohlthäterin erfahren; dieselbe heißt Josepha Kalina und ist die einzige erst 18 Jahre alte Tochter eines Gutsverwalters nächst Königgrätz."

Unter den Verwandtschaftsverhältnissen der mit dem Verlust ihres Besitzes bedrohten deutschen Fürsten, deren dieser Tagen in diesem Blatte Erwähnung gethan worden, waren die der königlichen Familie von Hannover nicht angeführt. Der König Georg V. aber ist rechter Cousin des Königs Wilhelm von Preußen und der Königin Viktoria von England, des Ersteren durch seine Mutter, eine Schwester der Königin Louise von Preußen, und der Letzteren durch seinen Vater. Die Königin Marie von Hannover ist Schwester der Großfürstin Konstantin von Rußland, deren Gatte rechter Neffe des Königs von Preußen ist. Eine andere Schwester der Königin ist Gemahlin des mit dem russischen Hofe so mehrfach nahe verwandten Großherzogs von Oldenburg.

Die „Dresdener Nachrichten" machen darauf aufmerksam, daß am 23. Juli 1865 in Dresden der große Sängerfestzug stattfand mit 500 Fahnen und Standarten in allen möglichen Farben. Für den besten Sängergruß war ein Preis ausgesetzt. Der Steyermärker umarmte den Hamburger, der Berliner den Tyroler, der Bayer den Mecklenburger. Ungeheure Begeisterung herrschte bei Absingung des vom Herzog von Koburg komponirten Freiheits- und Einheitshymnus. Das Bier wurde in eigens fabrizirten Sängergläsern ausgeschenkt. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist wirklich erst ein Jahr, daß dieß Alles in Dresden vorging!

Großartige Dammbrüche am untern Mississippi bedrohen gegenwärtig den ganzen Staat Louisiana mit Verderben und Vernichtung. Zu den bereits erfolgten Dammbrüchen ist noch eine große Berstung der sogenannten Morganza Levee gekommen, die 4000 Fuß breit, 10 Fuß tief ist, und durch die das Hochwasser des Mississippi mit furchtbarer Gewalt ins Innere einströmt. Tausende von Familien sind bereits durch die Ueberschwemmungen heimatlos geworden, und großes Elend ist natürlich die Folge. Man spricht in New-Orleans bereits die Befürchtung aus, daß der ganze Staat Louisiana bis zum Golf binnen Kurzem nur noch ein großer See sein werde. Menschlicher Witz und menschliche Macht sind durchaus ohnmächtig gegen das furchtbare Element.

Charade.

Sanfte Ruhe deckt mit breiten Schwingen
Meine Ersten, die dem Schlaf sich weih'n,
Und des Ganzen ernste Lieder singen
Still und mild die tiefen Schlummrer ein
Meine Letzten blüh'n um ihre Wiege,
Spielend in des Maies lauer Luft,
Keiner hört der Kinder Athemzüge,
Bis am Morgen sie der Vater ruft.

Auflösung der Charade in Nr. 183:
Todtengräber.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland't'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 190 Montag, 13. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Die Reise ging ohne Unfall von Statten. Nach vierzehn Tagen langten sie am Ziele an. Diejenigen, welche den Gontenhannes zu sich eingeladen, waren Landsleute, die schon vor einigen Jahren ausgewandert und sich neuerdings jenseits des Wabasch- und Whiteflusses an der östlichen Gränze von Indiana in der Nähe von Wincheſter angesiedelt hatten. — Das war ein Jubel, als eines Nachmittags der Wagen der Ankömmlinge vor einem stattlichen Farmerhause hielt. Jung und Alt eilte herbei, um die Landsleute willkommen zu heißen. — Es ist dort anders, als bei uns. Während man es in der Schweiz für einen Gewinn achtet, wenn wieder Einer fortzieht, der Anderen den Platz versperrt und von den Bargergütern mitgezehrt, das Bargerholz mitverbrannt hat auf seinem Feuerherde, freut man sich dort herzlich jedesmal über die Ankunft eines neuen Nachbars, man hält dafür, seine Ansiedlung bringe den schon da befindlichen mannigfachen Vortheil und Genuß in gemüthlicher, gesellschaftlicher, wie in geschäftlicher Beziehung. Mancher, dem die Mitmenschen bei uns stets nur im Wege sind, der sich allzeit nur über sie zu beklagen hat, und es als eine Tugend und ein Glück preist, wenn er sich vor ihnen zurückziehn, der sollte nach Amerika gehen, nur zu sehen, was eigentlich die Menschen, der gesellige Umgang und Verkehr mit ihnen werth ist. Wir wissen manches Gut erst dann zu schätzen, wenn wir's nicht mehr haben.

„Ihr bleibt so lang unsere Gäste, bis ihr ein eigenes Plätzchen gefunden habt, bemerkte der Besitzer des Farmerhauses, der Veit, ein schon bejahrter Mann, nachdem er die Ankömmlinge ins geräumige Wohngemach geführt. Heute noch, fügte er bei, sollt ihr unsere Nachbarn kennen lernen, ich will zu ihnen schicken, sind alles liebe Leute, sie werden von euch gern etwas aus der alten Heimath hören."

Bald hernach besichtigte er in Begleitung des Hannes die mitgebrachten Vorräthe und Geräthschaften. Er sprach seine volle Zufriedenheit aus und meinte, der Hannes habe seine Anordnungen getroffen, als ob er längst in Amerika gewesen wäre, wenn übrigens noch etwas fehle, so könne er und die Nachbarn schon aushelfen. — Wirklich erschienen früh am Abend die umliegenden Ansiedler, einzelne Stunden weit her, im Hause des alten Veit. Es gab ein freundliches Empfangsfest. Des Fragens und Erzählens aus der Heimath war kein Ende und sie schieden vom Hannes wie alte Freunde mit der Zusicherung guter Nachbarschaft und bereitwilliger Hülfe für seine erste Ansiedlung.

Schon am folgenden Tage zog der Hannes mit dem Veit aus, um Land zu besichtigen, das er zu kaufen gedachte, und die Stätte für ein Blockhaus auszuwählen, denn mit einem solchen wollte er sich vor der Hand begnügen. Er schloß am selben Tag den Kauf ab. Mit dem Bau wollte er sofort beginnen. Der Veit gab ihm hierin Recht, hier gelte das Wort: was du thun willst, thue bald; nur bat er ihn, sich noch einen oder zwei Tage zu gedulden, damit sie vorher noch bei den Nachbarn Besuche abstatten könnten. Am Abend erst erzählte der Gontenhannes seinem Gastfreund das Unglück, welches er auf der Reise mit seinem Kinde gehabt. Der Veit machte ein bedenkliches Gesicht. „Das ist eine schlimme Geschichte, meinte er, ich begreife, daß ihr das Kind nicht verloren geben könnt, daß ihr Versuche machen müßt, es wieder zu finden. Bis jetzt habt ihr recht gehandelt. Laßt euch einstweilen von euern sonstigen Unternehmungen und Arbeiten dadurch nicht abhalten, sonst könntet ihr euer Unglück nur größer machen. Habt ihr einmal hier einen sicheren Boden, dann könnt ihr Weiteres vorkehren, in einem Jahre etwa wollen wir sehen, was sich thun läßt. Leicht wird es für euch nicht sein, wieder zu dem Kinde zu kommen. Indeß, Gott ist kein Ding unmöglich."

Am nächsten Tag machte der Hannes mit dem Aennel in Begleitung seines Gastfreundes einen Besuch zu Wagen bei den Nachbarn in der Runde, wobei es der Veit jedesmal übernahm, mitzutheilen, daß der neue Ansiedler morgen mit dem Bau seines Hauses beginnen werde und auf welcher Stelle. Erst am Abend sagte er dann dem Hannes, seine Nachbarn werden morgen auf dem Platze erscheinen und so lange helfen, bis er ein Obdach habe. — So ging es wirklich. An einer Stelle des Waldes, wo seit undenklicher Zeit die Bäume ungestört gewachsen und auch wieder vermodert, begann am folgenden Morgen ein reges Leben. Ein Dutzend Männer fällten Tannen, zersägten sie und zimmerten

ſie zuerſt, dann wurden ſie zu einer geräumigen Blockhütte zuſammengefügt, die man mit roh geſpaltenen Brettern deckte. In einigen Tagen war die Wohnung ſammt der Scheune und der Umzäunung fertig, der Gontenhannes konnte einziehen. Es war keine profaiſche Einkehr, ſondern ein Einzug in Begleitung aller Nachbarn vom Farmerhaus des Veit weg, der bei dem neuen Hauſe eine kurze und ſinnige Anſprache hielt, mit der er dasſelbe und ſeine Bewohner in den Schutz und Segen des Allmächtigen empfahl. Eine einfache Mahlzeit auf dem freien Platze war das Einzige, was die Mitbauenden zum Danke für ihre Hülfeleiſtungen annahmen.

„Es iſt hier nicht, meinte einer der Nachbarn, als der Hannes ſeiner Dankbarkeit Worte lieh, wie daheim, wo Jeder neidiſch meint, der Andere ſei ihm im Weg. Wir haben mit jedem neuen Anſiedler wieder Einen mehr, der zu uns hält und uns hilft, die Erde unterthan machen.“

„Wie gefällt es dir hier?“ fragte der Hannes das Aenneli, als ſie am Abend allein waren. — „Wie ſollte es mir nicht gefallen, erwiderte es. Eine ſolche freundliche und liebevolle Behandlung habe ich nie erwartet. Es iſt doch ein großer Segen, wenn man der Liebe und des Wohlwollens der Nächſten verſichert ſein darf, wenn man fühlt, daß man nicht allein ſteht. Ich wäre ganz glücklich, wenn jetzt nur der Hanesli auch da wäre.“

„Es iſt jetzt, wie's iſt, bemerkte der Hannes. Nehmen wir die Sache, wie ſie Gott nun einmal gefügt hat und ſchauen wir vorwärts und nicht rückwärts.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtſamen.

(Fortſetzung.)

Martin hätte ohne Zweifel auch ohne dieſe Aufforderung geſchwiegen, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen. Leichtſinnig war er in's Boot gegangen, mechaniſch eigentlich, ohne zu überlegen; jetzt, jetzt war der Feind, die Wilden, in der Nähe, der Kampf ſollte in wenig Minuten beginnen, und rechts und links war Waſſer. Er konnte ſich nicht auf die Flucht begeben, mit dem beſten Willen nicht, und wenn er ſich rührte, ſchlug das Boot um. Schwimmen? Wir ſind alle gute Schwimmer, hatte der gewiſſenloſe Doktor geſagt! Er, Martin, war nie in ſeinem Leben im fließenden Waſſer geweſen!

„Halt, ſagte der Doktor leiſe, dort!“ Er zeigte auf eine mit Waſſerpflanzen bedeckte Bucht des Fluſſes, „dort, Frau Müllerin, fuhr er fort, indem er die Angeredete auf die nackte ſchwarze Schulter pätſchelte: Ich kaufe ihr ein Hemde!“

„Una camisa!“ erwiderte dieſe freudig.

Martin hatte ſich nicht umgedreht, die bezeichnete Stelle lag hinter ihm, und das Boot hätte umſchlagen können. Er war entſchloſſen, ſein Leben ſo lange zu friſten, als es immer anginge, ſei es auch nur eine Minute. Immer beſſer, wenn die Wilden ihn erſt nachher tödteten, als wenn er gleich jetzt ertrinken würde. Die Frau Müllerin gab jetzt einen leiſen Kehllon von ſich. „Jacaré“, ſagte ſie, auf zwei, drei Stellen im Fluß deutend.

Jetzt blickte Martin nach dem bezeichneten Orte, und ſah zwiſchen den Blättern einer Nymphäa einen grauen Gegenſtand unbeweglich im Waſſer liegen. Dann ſah er Augen an dieſem Gegenſtande. Augen! O, mein Gott, Wilde, wahrſcheinlich vom Stamme der Jacaren.

Die Frau Müllerin hielt jetzt das Boot an, und der Doktor ſagte haſtig, aber leiſe, mit abgebrochenen Sätzen: „Krokodile! halten am Ufer, im Waſſer nicht. Sie gehen mit der Müllerin an's Land, dort liegen ſolche Beſtien in der Sonne. Ich ſchieße. Sie ſtürzen ſich auf das verwundete Thier, werfen ihm die Harpune in die Weichen, oder wollen Sie lieber, fixiren Sie es mit der Gabel. Die Müllerin fängt's ab. Raſch, es iſt keine Zeit zu verlieren!

Das Boot war ſchon gewendet und ſtrich dem Ufer zu. Martin ſtieg aus. Es war ihm, trotz Angſt und Schrecken, faſt lächerlich, daß er ſich auf ein Krokodil ſtürzen ſolle. „Mir läuft es gut, dachte er, aber zum Glück iſt keins da.“

Der Doktor war ſchon wieder eine Strecke weit im Fluſſe, und Martin ſtand vielleicht fünfundzwanzig Schritte vom Ufer entfernt, auf dem Sande.

Die Negerin hatte in einiger Entfernung von ihm Poſto gefaßt, nachdem ſie ihm die Leine mit dem ſpitzigen Eiſen und eine der Holzgabeln in die Hände gegeben. Plötzlich warf der Doktor ſein Ruder in's Boot, legte ſich vorwärts und zielte nach der Gegend hin, wo Martin ſtand. Dieſer zog unwillkürlich den Kopf zwiſchen die Schultern und krümmte den Rücken, aber der Doktor gab Feuer, und jetzt ſah Martin zu ſeinem unbeſchreiblichen Entſetzen, einen der vermeintlichen Baumſtämme in gerader Linie auf ſich herankommen. Es war ein Krokodil, das der Doktor in die Seite geſchoſſen hatte.

„Gabeln Sie's, Vollbart, gabeln Sie's, rief der Doktor in höchſter Aufregung. Aber Martin, der das Thier, welches ſtark blutete, immer näher auf ſich zukommen ſah, ſchrie mit zitternder Stimme: Zu Hülfe, Frau Müllerin! Zu Hülfe, ich kann nicht ... gabeln.“

Die Negerin rührte ſich nicht von der Stelle, aber das Krokodil, trotz ſeiner Verwundung, ohne Zweifel durch Martin's Geſchrei erſchreckt, wendete ſich ſeitwärts und bot ſeine einzige verwundbare Stelle, die Seite, abermals dem Doktor, der nochmals Feuer gab. Offen-

Digitized by Google

war das Thier schwer getroffen, aber trotzdem hätte es dennoch wahrscheinlich den Fluß erreicht und wäre für den Doktor verloren gewesen, hätte nicht die Negerin sich jetzt auf dasselbe geworfen, und hätte ihm ihre Harpune in die Weichen gebohrt. Dann lief sie mit der Leine landwärts, und Martin folgte ihr augenblicklich, da er es zweckmäßig fand, sich so weit als möglich von der Bestie zu entfernen, welche wüthend mit dem Schweife den Sand peitschte und auf eine furchtbare Weise um sich biß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus dem Feldlager*).

(Aus der „Bayer. Zeitung.")

Gerbrunn, am 17. Juli 1866

(eine Stunde außerhalb Würzburg im Klee bivouakirend.)

Liebe Eltern!

Euren Brief vom 7. ds. habe ich zwei Stunden vorher, als ich ins Gefecht kam, in Münnerstadt erhalten.

Wir marschirten heute von Oberstreu nach Münnerstadt; dortselbst angekommen, hörten wir von Weitem Kanonendonner, und die dortigen Einwohner sagten, daß die Preußen in Kissingen eingerückt seien, und dort ein hitziges Gefecht zwischen unseren Leuten und den Preußen vor sich gehe.

Wir hatten kaum eine halbe Stunde gelagert, als eine Ordonnanz kam, daß wir, also die erste Brigade, unter Kommando des Herrn Generals Steinle, schleunig abmarschiren müßten.

Es war am 10. Juli Nachmittags halb 3 Uhr, als wir durch Münnerstadt marschirten; am Wege begegneten uns einzelne Wagen mit Verwundeten, auf Stroh liegend; es waren meistens Wagen von den dortigen Einwohnern; später begegneten wir auch Sanitätswagen.

Wir mochten ungefähr eine Stunde marschirt sein, da kamen uns preußische Gefangene entgegen, geführt von unseren Uhlanen. Ich fragte einige Zivilleute, wie weit wir noch auf den Kampfplatz hätten; „eine halbe Stunde", sagten sie, „und ihr könnt's noch 'rausreißen, die Preußen und die Bayern stehen noch am selben Fleck." Der Kanonendonner hallte immer näher, und als wir bergab marschirten, kamen uns einige Jäger und Leute vom 12. Regiment entgegen, welche sagten, sie hätten weichen müssen. So kamen wir immer näher, bogen um die eine Ecke, und erblickten ein Dorf, aus welchem die Preußen herausfeuerten. Es wurde Halt gemacht; Prinz Karl, General v. d. Tann und sämmtliche Offiziere vom Generalstab empfingen uns; wir schwangen unsere Gewehre, und schrieen „Vivat Hoch!" Kaum war dies vorüber, so fuhr die Artillerie rechts vor uns auf, und feuerte furchtbar auf das Dorf Rödlingen. Die Preußen setzten ihr Plänkelfeuer hinter den Häusern noch einige Zeit fort. Jetzt hieß es: „Leibregiment zum Bajonnetangriff vorwärts, und das Dorf stürmen!" Der General sagte: „Leute, den Bajonnetangriff können sie nicht vertragen, also vorwärts!" Die Artillerie hatte ihr Feuer eingestellt, und wir rückten auf der Landstraße ungefähr zweihundert Schritte vom Dorfe entfernt vor. Es wurde kommandirt: „Dritte und fünfte Schützenkompagnie zum Plänkeln links ausgedehnt, sechste Kompagnie (bei welcher ich war), gerade aus zum Angriff auf's Dorf!" Nebenab war ein Hauptmann von den Jägern, der sagte zu den zwölf Mann, welche noch übrig geblieben waren: „Vorwärts, Jäger, die Attaque müssen wir auch mitmachen!" Ein Oberlieutenant und ein Sergeant vom 12. Regiment rückten auch mit uns vor, da sie ihre Abtheilung verloren hatten. Die Preußen feuerten mit Kartätschen auf uns herein, und hier fiel zuerst ein Korporal von unserem Bataillon, welcher am rechten Flügel marschirte, und dem eine Kugel den Kopf wegriß. Fünfzig Schritte vom Dorfe entfernt wurde kommandirt: „Fällt's Gewehr", und unter lautem Hurrah und im Laufschritt drangen wir hinein. Aber da war Alles wie ausgestorben, nicht ein Preuße war mehr zu sehen. An einem großen Haus, in der Mitte des Dorfes, machte ein Kaplan die Läden auf, und schrie: „es sind schon Alle fort". Am Ende des Dorfes angekommen, sahen wir einen freien Platz vor uns, ungefähr fünfzehnhundert Schritt lang, darüber hinaus lag ein Wald. Von da her feuerten die Preußen auf uns herein, es regnete lauter Kugeln; wir besetzten die letzten Häuser. Einige schossen aus den Fenstern, andere aus dem Stall oder hinter den Holzstößen hervor; ich feuerte aus einem Fenster, was ich nur gerade konnte und vermochte nicht schnell genug zu laden; ich warf den Tisch im Zimmer um, weil er mich im Schießen hinderte. Wir sahen am Boden eine Menge preußischer Kugeln liegen, und wir feuerten nun mit wahrer Lust auf die Feinde. Plötzlich schlug eine Granate in's Dach, und die, welche oben hinausgeschossen hatten, liefen so schnell wie möglich die Stiege hinunter; die Granate machte indeß wenig Schaden, und traf glücklicher Weise keinen. Jetzt stiegen ich und ein Kamerad hinauf, schlugen mit dem Gewehr-Kolben die Dachplatten hinaus, und unsere Kugeln sausten in den Wald, wo Alles dicht von Preußen steckte.

Das Gefecht ging jetzt eigentlich erst recht an, nachdem wir aus den Häusern und über eine Wiese außerhalb des Dorfes in den Wald vordrangen. Wir waren zwanzig Schritte marschirt, da pfiff's hui! hui! aber wir rückten immer vorwärts, einige Obstbäume waren da, hinter denen wir uns decken konnten. Als wir einen

*) Obwohl der Brief mehrere Wochen zurückdatirt, dürfte die lebendige Auffassung des Ganzen den Abdruck rechtfertigen.

Graben neben der Landstraße erreicht hatten, legten wir uns hinein und feuerten von da aus. Neben mir lag der Hauptmann und zwölf Soldaten; er sah durch den Tubus, und zeigte uns immer, wo wir hinschießen sollten; ich schoß, was in meinen Kräften stand, lud wieder, und der Hauptmann setzte mir die Kapseln auf. Der Lieutenant sagte zu mir: „Dieß Geschütz müssen wir erobern, vorwärts!"

Kaum waren wir aber einige Schritte weit, so kamen die Kugeln ganz dick herein; eine davon traf ihn ins Gesicht, daß ihm die halbe Nase und der Backen herunterhing; eine andere traf unsern Soldaten Haindl beim Mund hinein und drang am Hinterkopf hinaus; der arme Kerl wälzte sich noch zehn Minuten lang im Todeskampf gerade neben mir. Der Oberlieutenant vom 12. Regiment, welcher bei uns war, sagte: „Dreht ihn doch um, er erstickt ja." Der Hauptmann sprang hin, drehte ihn um, drückte ihm die Augen zu und sagte: „du bist ein guter Kerl," während die Kugeln über unsern braven Hauptmann nur so hinflogen, ein Wunder, daß wir so davonkamen.

Zu einem Jäger neben uns sagte der Hauptmann: „Jäger, wie kommst denn du zu uns?" worauf jener erwiderte: „ich habe meine Abtheilung ganz verloren, und gehe nun mit euch." Dann sagte der Hauptmann: „So lieber Jäger, bleib nur bei uns," und im nächsten Moment kam eine Kugel, und der Jäger war weg; sie flog ihm in den Rücken und bei der Brust heraus. Wir zogen uns einige Schritte rechts; die Kugeln kamen die Kreuz und die Quer; ich dachte, gute Nacht, Hermann, jetzt wird's Dich auch bald treffen, aber glücklicherweise erreichte ich unverletzt den Wald, und so drangen wir weiter vor. Die Preußen zogen sich jetzt über die Landstraße in den andern Theil des Waldes; viele von ihnen fielen, als sie die Straße passirten. Nachdem sie hier Schutz hinter den Bäumen und Gesträuchen gefunden hatten, entspann sich ein heftiges Plänklerfeuer auf beiden Seiten. Wir ließen uns von den hinterstehenden Kameraden laden, und selten fehlte unser Podewilsgewehr.

Als ich eben an einem dichten Gesträuche vorbeiging, huschte ein Preuße heraus. Kaum hatte er mich erblickt, warf er Gewehr und Munition auf den Boden und bat um Pardon. Gewehr und Munition nahm ich zu mir, und übergab ihn zwei Gefreiten, welche ihn vom Dorfe aus ins Hauptquartier nach Münnerstadt brachten. Es war ein junger Mann von etwa 23 Jahren, mit blondem Barte, und drei Orden zierten seine Brust, er trug auf dem Dragon das Regiments-Nummer 39. Hinter dem Wald lag ein Kornfeld, welches dicht voll Preußen steckte; jeder, welcher aus dem Korn auftauchte und auf uns feuern wollte, war sogleich getroffen. Zwischen sechs von meinen Leuten, welche ein furchtbare Verheerung angerichtet hatten, flog während ihres emsigen Feuerns eine Kanonenkugel auf freien Raum; sie freuten sich, daß keiner getroffen war, allein plötzlich krachte es, und o weh, es war eine Granate, welche die armen Kerle bös zurichtete: dem einen flog die Hand weg, der andere wurde am Fuße getroffen, und wieder einem andern riß es das ganze Gesicht entzwei. Nachdem nun unsere Krankenträger die Verwundeten weggetragen, kamen die Preußen von allen Seiten mit Verstärkung gegen uns, worauf wir uns zurückzogen. Beim Vertesen fehlten von meiner Kompagnie 18 Mann, darunter 6 Todte, 9 Verwundete und 3 Vermißte; unter den Verwundeten waren 2 Lieutenants, 1 Unteroffizier und 6 Soldaten.

Die preußischen Gefangenen erzählten uns, daß neun Regimenter von ihnen gegen uns im Kampfe waren, und daß dieses dieselbe Brigade sei, welche gegen die Hannoveraner gekämpft habe, daß sie preußische Polen und vom ersten Aufgebot seien.

Es grüßt Euch

Euer dankbarer Sohn H. Lingg,
Korporal und Kadet im Infanterie-Leibregiment.

Mannigfaltigkeiten.

In den nächsten Tagen verläßt Herr Bogumil Dawison Dresden für längere Zeit und begibt sich über Bremen nach New-York. Der gefeierte Künstler ist zwar wiederholt zu Gastspielen von den deutschen Theaterdirektoren Nordamerikas aufgefordert worden und denselben auch jetzt gewiß höchst willkommen: wie wir aber vernehmen, hat Herr Dawison bei dieser Reise keinerlei Verpflichtungen übernommen und will zunächst nur das Land und die dortigen Theater-Zustände kennen lernen.

Räthsel.

Wer oft das Ganze sich erdacht,
Die Erste Andern zu bereiten,
Verdient, daß man ihm mit der Zweiten
Die Erste ganz unmöglich macht.

Auflösung der Charade in Nr. 184:
Wildfang.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 191 Dienstag, 14. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Der Hannes blieb diesem Wahlspruch treu. Er machte sich sogleich am folgenden Tage mit dem Mollijakob daran, rings um die Blockhütte den Wald zu lichten und den Boden für die Aussaat herzurichten. Das war die erste saure Arbeit, die gethan werden mußte, aber er that sie mit Freuden. Das Aenneli bepflanzte den vor der Hütte angelegten Garten, um bald frisches Gemüse zu haben. Der Viehstand war nach dem Rath des alten Veit sogleich genügend vermehrt worden. Nach kurzer Zeit schon führte der Hannes den ersten Pflug auf dem bis dahin nie geackerten Boden. Nahrungsmitteln hatten sie theils für den Anfang mitgebracht, theils lieferten ihnen solche die Nachbarn und überließen es dem Hannes sie später zurückzugeben oder sie mit baarem Gelde zu bezahlen.

Der Segen Gottes war mit ihnen. Ihre Pflanzungen gediehen nach Wunsch. Nach dem ersten Sommer sammelten sie bereits viel mehr ein, als sie zur Nahrung bedurften, und der Hannes konnte nicht nur die geliehenen Lebensmitteln zurückgeben, sondern einen Theil seines Vorrathes verkaufen. „Das hat nicht Jeder können, bemerkte lächelnd der alte Veit; man muß sonst im ersten Jahre froh sein, wenn man das Maul durchbringt."

Anfänglich vermißte das Aenneli schwer die Möglichkeit, regelmäßig am Sonntag einen Gottesdienst zu besuchen. Sie mußten, sollte dieß geschehen, eine eigentliche Tagreise machen bis zur nächsten Kirche. Das unternahmen sie begreiflich seltener. Dagegen versammelten sich die Bewohner der umliegenden Gehöfte jeweilen beim alten Veit, der es verstund, einen einfachen und erbaulichen Vortrag zu halten. Bisweilen löste ihn auch der Hannes ab, indem er, wie einst auf dem Schiff, aus seinem Predigtbuch eine Betrachtung vorlas. Das war zwar kein förmlicher Gottesdienst in katholischer oder protestantischer Weise, kein Gottesdienst, mit dem man nur zu häufig meint, Gott einen Gefallen zu thun und die Seligkeit zu verdienen, aber er war um so erhebender und ansprechender, je mehr die Theilnehmer durch ihr inneres Bedürfniß und den freien Entschluß dazu geführt wurden. Das Volk als solches ist im Allgemeinen überall religiös und die Zeit wird wahrlich nimmer kommen, wo es sich der Religion von selbst entschlüge. Wo ihm die Lehrer fehlen, da erstehen immer aus seiner Mitte Solche, welche dem ewigen angeborenen Bedürfniß ein Genüge thun. Reißt seine Kirchen nieder, es wird sich neue bauen. Das Volk lebt in Amerika manchen Ortes ohne Kirchen, aber nirgends ohne Religion. Den Unterricht seines Kindes besorgte der Hannes gleich den anderen Ansiedlern selbst.

Den ersten Winter benutzte der Hannes, um eine größere Strecke des Waldes zu lichten und urbar zu machen für den nächsten Sommer. Die einfachste Manier wäre freilich gewesen, wie sie öfters angewendet wird, die Bäume bis auf den Strunk niederzubrennen. Allein das Holz reute den Hannes. Er hatte bereits den Plan, am nahen Bach früher oder später eine Sägemühle einzurichten und da konnte er es dann verwerthen. — Seine Pflanzung gedieh auch im zweiten Sommer wieder. Er konnte nach der Ernte daran denken, die überschüssigen Früchte zu verkaufen. Da einige seiner Nachbarn im gleichen Falle waren, so wurden sie einig, ihre Vorräthe zusammen auf den Whitefluß zu fahren und sie auf Kähnen denselben und nöthigenfalls den Ohio abwärts auf den Markt zu bringen. Es schien ihm dies leichter, als sie auf dem langsamen Landwege nach St. Louis, dem freilich geeignetsten und sichersten Absatzort zu führen. Der Hannes hatte noch einen anderen Grund, warum er gerade diesen Weg einem andern vorzog.

Es waren schon anderthalb Jahre verflossen, seit er nach Verlust seines Knäbleins sich am gegenwärtigen Wohnort angesiedelt. Der Segen Gottes war mit ihm gewesen, es war ihm bis jetzt gut gegangen. Er hatte freilich saure Arbeit gehabt. Aber so hatte er's von jeher erwartet, er hatte nicht zu Denjenigen gehört, welche meinen, in Amerika fliegen einem die Tauben gebraten in's Maul. Es war wohl begreiflich, wenn ihm ob dem Streben, sich und den Seinigen einen festen Boden zu verschaffen, wenn ihm ob den drängenden Arbeiten und Sorgen nicht zwar das Andenken an sein verlornes Kind, aber doch der Gram um dasselbe in den Hintergrund gedrängt wurde. Anders war das beim Aenneli, wie er schon früher es bemerkte. Wäh-

Digitized by Google

rend es sich bald nach dem Schlag mehr als der Hannes beruhigen konnte im Vertrauen auf die Zukunft, so war je länger, je weniger die Zeit und die Arbeit, der es oblag, im Stande, seinen Schmerz zu lindern, seine Sehnsucht nach dem Kinde nahm vielmehr immermehr zu; es jammerte zwar nicht viel, um so mehr hing es dem Gedanken an den Hanesli Tag und Nacht nach und dem Gram über seinen Verlust. Eine an Schwermuth gränzende Traurigkeit bemächtigte sich seiner, eine unheimliche Stille trat bei ihm ein, welche mehr und mehr dem Hannes Sorge machte. Er fühlte längst, daß er in der Sache schon um seiner Frau willen wenigstens etwas thun müsse. Er kam ihr deßwegen bereitwillig entgegen, als sie den Wunsch aussprach, er möchte nun die Gelegenheit benützen, um an Ort und Stelle dem Kinde nachzuforschen. Es war dieß sein ursprünglicher Plan und der Rath der Sachverständigen auf dem Schiffe gewesen. Er berieth sich in der Sache mit dem alten Veit. Dieser erklärte unumwunden, er verspreche sich nicht viel von seinen Nachforschungen, aber allerdings sei's recht, wenn man wenigstens thue, was menschenmöglich sei, das Weitere müsse man Gott anheimstellen. Es würde ihn allerdings nicht gehörig dünken, wenn er nun doch in Geschäften nach dem Süden gehe, wenn er nicht die Reise bis in die Gegend fortsetzen würde, wo ihm sein Kind abhanden gekommen. Sein Sohn und die Anderen werden gerne ihn so weit begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Der Doktor war mittlerweile auch ans Land gekommen und half den Beiden das Krokodil noch etwas weiter vom Ufer hinwegziehen, wobei Martin wacker Hand ans Werk legte, da seine anfängliche Befürchtung, das Thier werde umkehren und Diejenigen angreifen, welche es zu halten suchten, sich als grundlos erwies.

Nachdem nun endlich die Bewegungen desselben immer schwächer geworden waren, tödtete es die Negerin, indem sie ihm mit einem kleinen Beile die Kehle einhieb; man brachte dasselbe nun ins Boot und trat hierauf den Heimweg an. Da Martin jetzt wußte, daß der so stille und ruhig dahin strömende Fluß mit seinen reizenden kleinen, mit Nymphäen bedeckten Buchten, perfid genug war, Krokodile zu beherbergen, hielt er sich noch ruhiger, als vorher; nachdem man aber das Land betreten hatte, machte er sich nützlich nach Kräften, und trug große Strecken das ziemlich schwere, beinahe sechs Fuß lange Thier allein, während der Doktor und die Negerin, wenn sie ihn ablösten, zu Zweien wacker zu schleppen hatten. Der Doktor blickte mit Wohlgefallen auf ihn, und belobte ihn, während man einen Halt machte und ausruhte, seiner Stärke halber; dann fragte er ihn aber: „Warum haben Sie den Burschen nicht mit der Gabel festgehalten, bei Ihrer Stärke wäre das ein Kinderspiel gewesen."

Martin entschuldigte sich und sagte, er habe von Jugend auf einen unüberwindlichen Abscheu vor Amphibien gehabt.

„Aha, sagte da der Doktor, Idiosynkrasie, ich dachte mir das gleich, aber merkwürdig ist es, daß das todte Thier Sie nicht genirt."

Martin murmelte etwas Unverständliches, und da man sich wieder auf den Weg machte, wurde nicht weiter von der Sache gesprochen. —

Es vergingen jetzt einige Wochen, während welcher wenig Bemerkenswerthes vorfiel, und Martin hatte sich bei seinem Gönner in ein ganz behagliches Leben hineingelebt. Vom Zeichen und Malen war auch nicht weiter die Rede, und als Martin einmal zufällig die Skizzenbücher des Doktors in die Hand bekam, mußte er sich stillschweigend gestehen, daß dessen Zeichnungen besser als die seinigen seien. Beim Abbalgen erlegter Thiere, beim Formatisiren von Mineralien, bei dem Fangen, dem Aufstecken und Spannen von Käfern und Insekten leistete er hingegen dem Doktor gute Dienste, und machte sich die nöthigen Handgriffe bald zu eigen. Auch war er, wider Erwarten, in kurzer Zeit ein ziemlicher Schütze geworden, und erlegte auf den häufigen Ausflügen in die nächste Umgebung manches brauchbare Exemplar.

Den Abend schlenderten Beide dann meist nach Rio, wo sich Martin an dem Anblicke der mit Juwelen überdeckten Damen ergötzte, obgleich er weniger, als andere junge Leute seines Alters, sich zu den Frauen hingezogen fühlte, namentlich zu denen in Rio Janeiro. Er hatte schon zu Hause Mancherlei gelesen und gehört von dem rachesüchtigen Wesen der Männer, und der erschrecklichen Eifersucht der Frauen. — „Nein, sagte er zu sich selbst, ich will so wenig als möglich zu thun haben mit diesen Weibsleuten. Es ist meine Sache nicht, mit einem sogenannten schleichenden Gifte im Leibe hier herumzutaufen, oder gar des Abends einmal, von Dolchstichen durchbohrt, nach Hause zu kommen."

Der Doktor schien weniger skrupulös in dergleichen Dingen, und unternahm, einfach in Begleitung zweier mit Elfenbein geschäfteter Taschenpistolen, mancherlei kleine nächtliche Kreuz- und Querzüge in die weniger besuchten Theile der Stadt. Auch blickte er mit vieler Keckheit den geschmückten Damen in die Augen, während Martin die seinigen zu Boden schlug, wenn eine Senorita ihn flüchtig fixirte. Ueberhaupt schien der Doktor mancherlei Bekanntschaften zu haben, über welche er mit Martin nie sprach, obgleich er in anderen Dingen wenig Rückhalt hatte, und nicht selten bat er denselben, irgend ein Briefchen für ihn zu besorgen, oder

auch wohl einen mündlichen, lakonischen und unverständlichen Auftrag auszurichten.

So standen Beide einmal des Nachmittags an der Treppe des Hafens, und der Doktor schien dießmal seine Blicke mit besonderer Aufmerksamkeit auf die neuangekommenen Schiffe zu richten. Plötzlich zog er ein kleines Fernglas hervor, und sah aufmerksam nach einem Punkte hin. Hierauf reichte er das Glas Martin, machte denselben auf ein kleines Schiff aufmerksam, welches weit außen im Hafen lag und sagte: „Sehen Sie den schwarzen Burschen dort?“ — Martin bejahte. — „Trauen Sie sich zu, morgen dieses Schiff wiederzufinden?“

„Wenn's noch an derselben Stelle liegt, gewiß!“

Des andern Morgens, noch vor dem Grauen des Tages, gab der Doktor Martin ein Zettelchen, auf welchem blos die Worte: Alpatoy Tschauaum C standen, und sagte: „Nehmen Sie ein Boot, fahren Sie nach dem bewußten Schiffe, und geben Sie dem Kapitän dieß Papier. Sprechen Sie Nichts, oder nur so wenig als möglich, gehen Sie, sobald Sie die Antwort haben, wieder von Bord, und erstatten Sie mir sogleich Bericht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der überseeische Telegraph.

Das größte Unternehmen dieses Jahrhunderts ist vollendet. Eiserner Ausdauer, unverzagtem Muthe ist es endlich gelungen, die alte Welt mit der neuen für die schriftliche Mittheilung zu Einem Ganzen zu verbinden. Die 1000 Stunden Entfernung zwischen Europa und Amerika sind verschwunden. Das englische Volk, dem wir dieses große Werk verdanken, es hat sich mit größerem Ruhme bedeckt, als wenn es Länder erobert und Tausende auf dem Schlachtfelde hingeschlachtet hätte. Von allen Ländern her wird das große Ereigniß mit freudigen Worten begrüßt, als ein erquickender Trost inmitten der Kriegsberichte aus unserem eigenen armen Vaterlande, als ein für die Kultur weit wichtigeres Ereigniß.

Die „Indep.“ knüpft daran einige Bemerkungen, welche zu erkennen geben, daß man die Bedeutung des Werkes und die Quelle, der es entsprungen, zu verstehen beginnt. Das Wort „unmöglich“, sagt sie, welches ein Souverän (und die Franzosen) — mit Redensarten — aus dem Wörterbuch streichen wollte: die Engländer haben es durch Thaten gethan. Der Ruhm dieses Tages, sein Andenken, wird nie untergehen. Die Ehre dieses Sieges, der hundertmal schöner ist, als so viele andere, welche viel Lärm machen, sie gehört ganz den Engländern. Um den Gedanken an ein so schwieriges, gewagtes Unternehmen zu fassen und es dann auszuführen, dazu gehört die gesunde und fruchtbare Freiheit, welche einem Volke Kraft und Vertrauen verleiht, welche den Unternehmungsgeist entwickelt und keine Entmuthigung aufkommen läßt. Diese männlichen Eigenschaften besitzt England. Nichts hat es aufhalten können, selbst nicht die wiederholten mißglückten Versuche. Dreimal sind sie gescheitert und dreimal wurden sie mit ungebrochenem Muthe erneuert. Beim vierten Male endlich siegte, von der Gunst des Himmels begleitet, die Ausdauer, und vollendet steht das glorreiche Werk da.

In einer nicht sehr fernen Zeit noch hätte man die Leute, welchen ihre Mitwelt jetzt dankbare Anerkennung zollt, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Man hätte selbst durch ein Wunder nicht zu erreichen geglaubt, was der überseeische Telegraph verrichtet. Für Zauberer und höllische Geister hätte man die Ausführer des Werkes gehalten; heute werden sie als die Wohlthäter der Menschheit gepriesen. Mögen ihre Namen nicht untergehen, wie so oft bei großen Unternehmen und Erfindungen! Das ist aber gerade das Demokratische unserer Zeit, daß man sich der Arbeit, der Erfolge dieser Männer freut und sie doch kaum dem Namen nach kennt.

Wunderbare Erscheinung! Ein so gewaltiges Unternehmen, wie der Telegraph nach Amerika, das die kühnste Phantasie zu übersteigen schien, es wurde beschlossen und ausgeführt, nicht vom Staate, sondern von einfachen Privatleuten. Die Regierung hat sich gar nicht darum bekümmert (als daß sie eine gewisse Menge von Depeschen, bezw. deren Betrag, zusicherte), keinen Heller hat sie dazu beigetragen. Die Privatindustrie hat Alles allein gemacht. In anderen Ländern hätte man vielleicht die Vermittlung des Staates mit lautem Geschrei angerufen, man wäre darüber verzweifelt, ein so riesenhaftes Unternehmen selbst auszuführen, und wenn auch der erste Versuch vom Publikum gemacht worden wäre, beim dritten hätte man gewiß den Staat um Hülfe angegangen.

Wo dieser Unterschied? Weil in England die Freiheit die persönliche Thatkraft entwickelt, den Unternehmungsgeist gestählt hat, die in anderen Ländern durch Gesetze und staatliche Reglementirerei unterdrückt werden. Was hat es Wunderbares, daß ein Volk große Eigenschaften zur Schau trägt, wenn seine Erziehung, seine Gesetze und Sitten, sein ganzes Leben nach der Freiheit hinstreben, von der Freiheit getragen und durchdrungen sind?

Das ist das Geheimniß der Größe Englands!

Die Veränderungen, welche der überseeische Telegraph ins Geschäftsleben bringt, werden sehr bedeutend sein. Schon ist eine große Zahl von Telegrammen angemeldet trotz des hohen Preises von 1 L. per Wort oder 20 L. per Depesche, der aber jedenfalls ermäßigt werden wird, sobald das alte Tau ebenfalls arbeitet. Da der Zeitunterschied fast einen Viertteltag ausmacht,

Digitized by Google

so wird bei Abschließung von Verträgen, Aufträgen auf Zeit, Bestellungen ꝛc. darauf Rücksicht zu nehmen sein. Amerika hat gut prophezeien, da es schon am Sonntag Abend weiß, was am Montag früh in Europa vorgeht. Auf die Börse wird natürlich die Einwirkung am frappantesten sein und eine sehr heilsame Ausgleichung schädlicher Schwankungen hier stattfinden.

Mannigfaltigkeiten.

Unter den Opfern, welche der Krieg gefordert, befinden sich auch einige vortreffliche Männer der Wissenschaft. Am 27. Juni fiel bei Langenfalza auf preußischer Seite der junge Historiker Heinrich Richter, der von seinen ausgezeichneten Untersuchungen über die spätere römische Kaiserzeit in dem vor einem Jahre erschienenen Werke: „Das weströmische Reich" (Berlin, Dümmler, 1865) eine erste glänzende Probe veröffentlicht hatte; die Vorrede bezeichnete den Plan umfassender Arbeiten, welche folgen sollten. — Am 3. Juli fiel bei Königgrätz auf sächsischer Seite der junge Germanist G. Kratz; seiner Sorgfalt und seinen gediegenen Kenntnissen, wie der sachkundige Professor Zarncke, dessen Schüler er war, im „Liter. Centralblatt" hervorhebt, hat die Ausgabe der deutschen Gedichte Flemings viel zu verdanken. — Am 13. Juli fiel bei Loudoch auf hessischer Seite Julius Königer, Hauptmann im großh. hessischen dritten Infanterie-Regiment, dessen kriegsgeschichtliche Werke: „Die Völkerschlacht bei Leipzig," und „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris," beruhend auf selbstständigen archivalischen Forschungen und ausgezeichnet sowohl durch ein unbefangenes klares Urtheil, wie durch Adel der Gesinnung, ihm einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Historikern sichern. Nicht nur das großh. hessische Kriegsarchiv, sondern auch das Archiv des großen Generalstabes in Berlin hatten dem durch seltene Bildung ausgezeichneten Offizier in unbeschränktem Maße zu Gebot gestanden und demselben waren in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen als militärischer Schriftsteller wie seiner tüchtigen Persönlichkeit ehrenvolle Anerbietungen gemacht worden, die er nicht annahm. Es muß wohl tief bewegen, wenn man die folgenden Worte liest, mit welchen — ein Jahr vor seinem Tode — Königer das Vorwort zu seinem „Krieg von 1815" begann: „Es sind fünfzig Jahre verflossen, seit der große Krieg gefochten wurde, welcher die Kämpfe Deutschlands wider die Fremdherrschaft abschloß: wir stehen in den Tagen der Jubelfeier. In diese Tage tritt auch diese Schrift ein, um an ihrem Theile beizutragen, daß die Erinnerung an die Thaten der Väter sich unter uns erneuern, und daß sich aus solcher Erinnerung der Wille und die Kraft zu ähnlichen Thaten erhebe, wenn die Zeit dazu kommen wird."

Das Hinterladegewehre eines Herrn Jarre macht gegenwärtig in Paris viel von sich reden. Es wurden neulich in einem öffentlichen Lokal, in Gegenwart von etwa 800 Personen Versuche damit angestellt und mit dieser Waffe 50 und bei schnellstem Feuern 90 Schuß in der Minute unter der allgemeinen Begeisterung des Publikums abgegeben. Das System scheint dem des Revolvers ähnlich zu sein. Das Hinterladestück (barette oder culasse mobile genannt) ist von dem Gewehre selbst völlig getrennt. Es wird mit einer gewissen Anzahl von Patronen gespickt, eingesetzt und dreht sich dann, wie im Revolver, nach jedem Schusse um. Je mehr solcher zum Voraus mit Patronen besetzter barettes der Schießende bei sich trägt, desto länger und je gewandter er die entleerte barette durch eine gefüllte ersetzen kann, desto schneller kann er feuern. Der Transport der Munition mit den dazu gehörigen barettes dürfte übrigens in der Praxis Schwierigkeiten erregen. Auch soll, wie man vernimmt, gegen eine Explosion der Patronen, wenn sie noch in der barette und in dem Ranzen des Soldaten stecken keine übergroße Garantie geboten sein. Die Entzündung geht nicht, wie in dem preußischen System, vermittelst einer Zündnadel, sondern, wie der „Siecle" andeutet, durch einen eigenen, übrigens dem amerikanischen Colt-System verwandten Mechanismus vor sich.

[Ein artiges Geschichtchen.] Ein Kapitalist in Leipzig beantragte gegen einen Geschäftsmann Wechselarrest und erlegte die vorgeschriebene Verpflegungssumme. Der Letztere hatte nicht Lust, zu brummen, sondern suchte das Weite. Die Zeitverhältnisse schnitten ihm aber seine Ressourcen so ab, daß er beschloß, nach Leipzig heimzukehren und sich im Schuldthurm auf Kosten seines Gläubigers füttern zu lassen. Der Kapitalist war aber inzwischen auch in Verlegenheit gekommen, hatte den Wechselarrestantrag sollen lassen und die erlegten Kosten zurückgenommen, um selbst davon zu leben. Der Heimgekehrte aber behauptet, ein „Recht" auf den Arrest zu haben, und will in den Thurm. Es kommt noch so weit, daß der Gläubiger, vom Schuldner gedrängt, durchbrennen muß.

Auflösung der Charade in Nr. 185:
Jägerlatein.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 192 Mittwoch, 15. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

VII.

Die Kähne waren befrachtet. Der Hannes nahm auf unbestimmte Zeit von dem Aenneli Abschied, da er im Voraus nicht wußte, wo sie ihre Früchte absetzen und auf welchen Wegen sie zurückkehren würden. Sein Hauswesen durfte er getrost unter der Obhut des Moklijakob lassen. Derselbe war treu wie Gold, und doppelt treu in der Freude, daß man ihm so viel anvertraue.

Die Reise, welche der Hannes unternahm, war nicht eben eine Lustreise. Es war Winter. Diese Zeit mußte gewählt werden, weil am wenigsten daheim versäumt wurde. Aber dafür hatten sie unterwegs auch mit den Schwierigkeiten des Winters zu kämpfen. Brach der Abend an, so legten sie mit ihren Kähnen am Ufer an und zündeten dort ein Feuer an, das sie der Kälte wegen oft die ganze Nacht unterhalten mußten. Sie setzten ihre Ladung unter günstigen Bedingungen ab, bevor sie noch in den Mississippi einliefen. Mit Zurücklassung ihrer Schiffe setzten sie dann die Reise fort bis Neu-Madrid. Das war der Ort, an welchem der Hannesli entführt worden. Der Hannes wandte sich zunächst an die Fährleute, welche die Passagiere der Dampfschiffe an's Land setzen. Dieselben wußten ihm allerdings anzugeben, daß sie in der erwähnten Zeit einen Mann und einen Buben vom Dampfschiffe an's linke Ufer und von dort über den Strom geführt, daß der Kleine unbändig sich gesträubt und beim Aussteigen einen Fluchtversuch gemacht. Seither hätten sie den Herrn nicht wieder gesehen und wüßten nicht, wo er wohne. — „Hab' ich's nicht damals gesagt, äußerte der Eine zum Andern, daß der Mann ein Menschenhändler sei?"

Der Hannes ließ sich mit seinen Begleitern ebenfalls über den Fluß setzen. Aber sie waren nicht im Stande, eine weitere Spur des Verlorenen aufzufinden. Sie kehrten von Kentucky aus zu Lande nach Hause zurück. — Mit dem Erfolg seiner Reise, so weit es der Absatz seiner Produkte betraf, konnte der Hannes zufrieden sein. Das Aenneli meinte, es wäre ihm lieber, er hätte kein Geld und dafür den Hannesli zurückgebracht. „Mir auch, erwiderte der Hannes, aber es ist, wie's ist, du mußt dich eben drein schicken und den Muth nicht verlieren. Wir müssen uns damit trösten, daß Gott ihn uns gegeben und genommen hat. Es gibt ja auch Eltern, welche keine Kinder, oder denen die Kinder sterben, sie müssen es auch annehmen."

„Es ist nicht das Gleiche, sagte das Aenneli; wenn man nie Kinder gehabt, so hat man sie auch nie lieb gewonnen, und wenn sie einem sterben, so weiß man, wo sie sind. Ich könnte wohl auch ohne Kinder sein, wenn's Gott so gewollt, ich hätte ohne Murren, wenn auch mit Schmerzen, mein Kind Gott wiedergeben können; aber wenn ich daran denke, wie Menschen, schlechte Menschen uns den Hannesli genommen, wie er's nun vielleicht bös hat, wie er keinen Vater und keine Mutter hat und lebenslang soll verachtet sein, das will mir schier das Herz brechen."

Der Hannes fühlte, daß das Aenneli wahr gesprochen, wie auch ihm derselbe Gedanke, sein Kind in der Sklaverei zu wissen, tief in's Herz schnitt — er schwieg. Dann bemerkte er nach einer Weile: „Es wäre aber ein doppeltes Unglück, wenn wir selbst uns dadurch entmuthigen ließen, unsere Pflicht zu thun. Ich sage noch einmal, wir wollen arbeiten und unsere Sache thun, als ob er da wäre. Thun wir's nicht, so ist der Hannesli arm und wir sind arm. Denke dir's so, daß wir auch jetzt für unser Kind uns mühen, ob es da sei oder nicht; finden wir's dann wieder, so ist's um so besser für ihn und für uns."

Der Gedanke zündete. „Du hast eigentlich Recht, antwortete das Aenneli, ja, du hast Recht. Es hat schon oft über mich kommen wollen, Alles gehen zu lassen, aber das wäre wirklich nicht gut, das nützte nichts. Du bist ja eigentlich immer meine Stütze gewesen, auf die ich mich verlassen konnte, ich will dir folgen, nur habe Geduld mit mir, wenn ich manchmal noch kleinmüthig und verzagt werde."

Es war wirklich so. Das Zutrauen, welches das Aenneli von jeher zu seinem Mann gehabt, es hatte ihm den Muth verliehen, trotz seines innern Widerstrebens, ihm nach Amerika zu folgen, es war auch jetzt wieder seine Beruhigung. „Er hat es bis jetzt recht gemacht, dachte es, ich darf mich auf ihn verlassen." Hätte es dieses unbegränzte Vertrauen auf seinen ein-

Digitized by Google

sichtigen und thätigen Mann nicht gehabt, wer weiß, es wäre tiefsinnig und schwermüthig geworden. Von der Zeit an, besorgte es wieder fröhlicher seine Geschäfte, immer mit dem Gedanken, es geschehe für den Hanesli, auch wenn er nicht da sei.

Den Rest des Winters benutzte der Hannes, um eine weitere Strecke seines Landes urbar zu machen und Holz zuzurüsten für den auf den auf den nächsten Winter planirten Umbau seines Blockhauses und ein bequemes und geräumiges Wohnhaus, wie es die meisten seiner Nachbarn schon besaßen. Nach der nächsten Ernte hatte er nicht nöthig, eine Reise zu machen, um den überflüssigen Vorrath an Produkten abzusetzen, er konnte ihn an einen Händler auf dem Platz verkaufen. So gewann er Zeit, um den vorbereiteten Bau auszuführen. Er selbst hatte mit dem Jakob das Holz dazu nicht nur gefällt, sondern auch zugehauen. In Amerika lernt ein Mann von Kopf Manches selber thun, wozu er bei uns geübte Handwerksleute nöthig hat. Der Hannes war aus sich selber ein halber Zimmermann geworden. Er verwendete, um sein Haus unter Dach zu bringen, die meiste Zeit nur einen einzigen sachkundigen Handwerksmann, das Uebrige leistete er selbst mit dem Mollijakob.

Mit dem Mollijakob war wirklich eine Veränderung vorgegangen, wie sie Amerika noch bei manchem Andern hervorbringt. Bis zu seiner Auswanderung war er mehr oder weniger sklavisch behandelt worden, es war begreiflich, wenn er unselbstständig und unbeholfen blieb, wenn er sich daran gewöhnte, nur nach Kommando zu arbeiten. Der Gontenhannes anvertraute ihm mehr, er ließ ihn in gewissen Dingen selbstständig schalten, so daß er anfangen mußte, selbst zu denken. Andere Beschäftigungen, wie z. B. Holzarbeiten, zeigte ihm der Hannes und derselbe erwies sich wider Erwarten gelehrig und anstellig. Der scheinbar blöde und ungelenkige Mollijakob wachte erst in Amerika recht auf, er gewann Vertrauen zu sich selbst. Der Hannes durfte ihm schon nach einem Jahr die Besorgung seines Hauswesens getrost überlassen, wenn er fort war. — Das ist eben der Segen der Freiheit. Während die Sklaverei, die Bevormundung, den Menschen abstumpft und zur gedankenlosen Maschine macht, weckt die Freiheit mit ihren Sonnenstrahlen die geheimen Keime und Kräfte, welche in der Menschenseele schlummern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Martin ging und hatte unterwegs ein kleines Abenteuer, welches wir aus gewissen Gründen berichten müssen. Im Hafen von Rio liegen stets eine Anzahl Boote, je mit zwei Negern bemannt, welche gegen verhältnißmäßig billigen Preis jeden Augenblick auf jede beliebige Zeit gemiethet werden können. Im Vordertheil des Bootes sitzen die beiden rudernden Neger; der Miether nimmt im Hintertheile Platz und steuert mittelst zweier Stricke, welche er mit beiden Armen regiert, ohne das Steuer selber zu sehen, da er demselben den Rücken kehrt. Sobald der jeweilige Herr des Bootes Platz genommen, beginnen die Schwarzen zu rudern, unbekümmert, wohin die Fahrt geht, denn das ist die Sache des steuernden Herrn; indessen ist dabei zu bemerken, daß die Geschwindigkeit der Fahrt bedeutend vermehrt wird, wenn der Steuernde zufällig ein Stück Zuckerrohr von einigen Fuß Länge, eine Reitpeitsche oder einen verwandten Gegenstand mit sich führt.

Martin bestieg ein solches Boot, die Schwarzen brachten ihn mit einigen kräftigen Ruderschlägen rasch aus dem Gewirre der übrigen Boote und größeren Fahrzeuge, und erst jetzt begriff Martin, daß er steuern müsse, um die gewünschte Richtung nach dem schwarzen Schiffe einzuschlagen, welches allerdings noch an derselben Stelle, wie gestern, lag. Er hatte nie vorher ein Steuer gehandhabt; allein, indem er abwechselnd an einem oder dem andern der beiden vorhin erwähnten Stricke zog, hatte er bald das Geheimniß ergründet, sein Boot nach rechts und links zu führen, und indem er stets sein Ziel im Auge behielt, befleißigte er sich zugleich, damit allerlei Wendungen zu machen und sich im Steuern zu üben.

Das Boot schien ihm höchst fest und sicher gebaut, die See im Hafen war wie ein Spiegel; es war also Nichts zu fürchten, und dabei ruderten die Neger wie wahnsinnig, weil Martin sich zufällig kurz vorher ein langes Stück Zuckerrohr gekauft, dessen süßen Saft er, der Landessitte gemäß, später auszusaugen sich vorgenommen hatte.

Jetzt aber machten ihm die beiden Neger plötzlich warnende Zeichen, welche rasch in den Ausdruck der höchsten Angst übergingen, und von einer Menge, ihm vollständig unverständlicher, Ausrufungen begleitet waren. Martin begriff, daß eine Gefahr im Anzuge, aber er wußte nicht, welche, und wohl wäre auch ein Anderer, als er, an seiner Stelle erschrocken. Daß dieß aber bei ihm in sehr hohem Grade der Fall war, läßt sich denken. Er rief den Negern so laut als möglich zu, ihm zu sagen, was es eigentlich gäbe; aber diese verstanden ihn so wenig, als er sie, und stießen bloß heulende Töne aus. Da wurde ihm plötzlich das Wesen der Gefahr klar, und die Geschwindigkeit, mit welcher sie herankam, raubte ihm fast die Besinnung.

Während er unverwandt nach dem schwarzen Schiffe blickte, hatte er einen Dampfer übersehen, welcher brausend einherzog, und nur vielleicht noch hundert Schritte von seinem Boote entfernt war. Die beiden Neger warfen jetzt ihre Ruder ins Boot und sich selbst mit

Digitized by Google

dem flachen Leibe auf den Boden desselben, Martin aber sprang auf, mechanisch seinem Vorsatze getreu, bei jeder Gefahr schleunigst die Flucht zu ergreifen, obgleich diese hier nicht auszuführen war.

In demselben Augenblicke sauste das Dampfschiff an ihnen vorüber, und das Boot wurde von einer mächtigen Welle hoch gehoben, senkte sich im nächsten Augenblicke eben so tief, und nachdem sich dieß, in abnehmender Stärke, noch einige Male wiederholt, war die Gefah vorüber.

An Bord des Dampfers schrieen mehrere auf dem Deck befindliche Personen wie toll nach dem Boote zu, während Martin, halb todt vor Schrecken, sich wieder niederließ, und jetzt, so gut er konnte, und ohne weitere Schwenkungen zu machen, direkt auf den Ort der Bestimmung zuhielt.

Als er sich dem Schiffe auf eine gewisse Entfernung genähert hatte, so daß man auf demselben seine Absicht, an Bord zu kommen, bemerken konnte, sah er, daß einige auf dem Deck befindliche Personen nach der Kajüte liefen, und gleich darauf aus den Lucken etwa zehn andere Männer hervor kamen, welche sich längst der Schanzverkleidung auf der Steuerbordseite gruppirten, der er sich näherte. Aber man machte keine Anstalt, das Fallreff herabzulassen, und als er dicht angekommen war, rief man in portugiesischer Sprache zu, er möge sich zum Teufel scheeren. Er war dießmal so glücklich, diese, von deutlichen Pantomimen begleitete Aufforderung zu verstehen; da er aber seine Mission erfüllen mußte, so hielt er den Zettel des Doktors in die Höhe, und rief den Namen desselben.

Nach einigem Besinnen wurde das Fallreff herabgelassen, und als Martin emporgeklettert, trat ihm ein Mann entgegen, welcher ihn einige Augenblicke aufmerksam musterte, und hierauf sagte: „Deutscher? Engländer?“

„Deutscher!“ erwiderte Martin, indem er zugleich seine briefliche Botschaft überreichte.

Dieser Mann, welcher sich indessen kaum durch Etwas vor den übrigen, an Bord befindlichen, schwarzgelben Burschen auszeichnete, mußte demnach der Kapitän des Fahrzeuges sein, denn er nahm den lakonischen Brief des Doktors, las die beiden Worte, trat darauf an die Schanzverkleidung und schrieb mit Bleistift eine eben so kurze Antwort, welche er, zusammengerollt, Martin einhändigte. Hierauf zeigte er auf das Fallreff und sagte: „A dio!“ Martin erwiderte dasselbe Wort, bestieg sein Boot wieder und steuerte heimwärts.

Er erreichte nun ohne weiteren Unfall das Land, und als er sich dem Landhause näherte, sah er den Doktor schon unter der Thür stehen, welcher ihn begierig zu erwarten schien. — „Waren Sie an Bord, haben Sie Antwort?“ rief er ihm entgegen. Martin bejahte und übergab den Zettel.

Als der Doktor denselben gelesen, stampfte er mit dem Fuße, und rief zornig: „Wieder Nichts und ewig Nichts; ich bin überzeugt, dieser faule portugiesische Hund ist zu träge, den Kerlen die Köpfe abzuschneiden, und wirft sie so ins Wasser!“ — Entrüstet ging er ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

General Freiherr v. Moltke.

Der Chef des preußischen Generalstabes, welcher die oberste Leitung der Armee und ihrer Schlachtaufstellungen zu verantworten hat, ist Frhr. v. Moltke, ein geborner Däne. Die Moltke's, ursprünglich ein mecklenburgisches Geschlecht, begründeten durch Adam Gottlob in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die dänische Linie. Adam Gottlob hinterließ nicht weniger als 22 Kinder, von denen mehrere in der Geschichte Dänemarks und Schleswig-Holsteins als Staatsmänner eine hervorragende Rolle spielten. Der originellste und berühmteste darunter ist jener Moltke, Herr auf Nütschau, der von den Ideen der französischen Revolution so erfaßt wurde, daß er seinen Grafentitel ablegte und sich „Citoyen Moltke“ nannte. Dieser Richtung blieb er während seines ganzen Lebens treu, und als ein Freund Dahlmann's gehörte er zu den wärmsten Vertheidigern der Freiheit und Rechte Schleswig-Holsteins. Erst im Jahre 1847 starb er, allgemein im Lande verehrt. Ein Neffe von ihm ist der General Frhr. v. Moltke, der als junger Mann im Anfang der 20er Jahre als Lieutenant in preußische Dienste trat und die Familie nach Preußen verzweigte. Im 8. Infanterie-(Leib)-Regiment begann er seine Karriere, und bald wurde er wegen seiner Kenntnisse und Talente in den Generalstab berufen. Der Krieg zwischen der Pforte und Mehemed-Ali von Aegypten im Jahre 1839 gab ihm als Stabsoffizier des Generalstabes eine für ihn wichtige Mission. Im Auftrag der preußischen Regierung wohnte Moltke mit dem auch als Abgeordneten bekannten Vincke-Olberndorff zusammen jenem Feldzuge in Syrien bei, der, wie es schien, Veranlassung zu einem großen europäischen Kriege werden sollte. Am 24. Juni fand in Syrien die Schlacht bei Nisib zwischen den Türken und den Truppen des Paschas von Aegypten statt, die den Uebergang der türkischen Flotte zur ägyptischen mit sich führte. Moltke nahm an diesem Kampfe in den Reihen der Aegypter Theil. Nach Berlin zurückgekehrt, blieb er ununterbrochen im Generalstabe und erstieg nach und nach die hohen militärischen Grade bis zum Chef und General der Infanterie. Nach der Ernennung des Generals Vogel v. Falkenstein zum Kommandirenden des 7. Armeekorps

wurde Frhr. v. Moltke im vorigen Jahre Chef des Generalstabes und ging als solcher zur Armee nach Schlesien und Böhmen.

Der Mensch und das Leben.

Wie oft hat die seligste Freude,
Dich jäh verwundet Brust gemacht,
Und wie oft im bittersten Leide
Hast schallend du aufgelacht!
So ist der Mensch und das Leben!
Drum bitt' ich Dich tad'le es nicht,
Wenn Lust zu Dir mit Thränen
Und der Schmerz mit Lachen spricht

2. August 1866.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Tiefe des Meeres.] Wir leben an der Gränze zweier Meere, am Boden des Luftmeeres und über dem tropfbar flüssigen; die äußere Gränze des ersteren können wir nicht erreichen, denn die höchsten Gebirge sind nur Untiefen desselben, welche von ihm weit überströmt werden; von dem zweiten ist uns nur die Oberfläche bekannt, die Geheimnisse der Tiefe sind uns verschlossen, und auf diese Weise der größte Theil der festen Erdoberfläche unseren Blicken entzogen. Allerdings ragen mächtige Landmassen über das Meer hervor, so daß die feste Grundfläche des Luftkreises zur flüssigen sich wie 51 : 146 verhält, aber man ist längst von der Vorstellung zurückgekommen, daß das über dem Meeresspiegel Erhabene ausreichen würde, die Lücke auszufüllen, welche wir in dem jetzigen Umriß der Erde entstehen sehen würden, wenn es gelänge, das Meer vollständig auszuschöpfen. Humboldt bestimmt die mittlere Höhe des Festlandes annähernd auf tausend Fuß über dem Meeresspiegel, während Bache aus der Zeit, welche die am 23. Dez. 1859 im Hafen von Simado in Japan 30 Fuß über die gewöhnliche Meereshöhe sich erhebende Erdbebenwelle, durch welche die russische Fregatte „Diana" verloren ging, brauchte, um durch den stillen Ozean nach San Franzisko und San Diego (in Californien) fortzuschreiten (Geschwindigkeit = 6,1 Seemeilen in der Minute bei 217 Meilen Breite der Welle), die mittlere Tiefe des stillen Oceans auf 14,190 Fuß berechnet: eine Tiefe, welche natürlich an den tiefsten Stellen sehr bedeutend übertroffen wird, denn Ross erreichte in 15° 3' südlicher Breite und 23° 14' westlicher Länge (Gr.) bei 27,600 Fuß keinen Grund; Denham auf dem Schiff „Herald" im südlichen atlantischen Ozean zuerst bei 46,000 Fuß, während Parker auf der Fregatte „Congreß" nahe derselben Stelle, bei 50,000 Fuß Tiefe dieß nicht gelang, und auch Broocke im indischen Ozean eine Ablothung von 42,240 Fuß ausführte, einem Meere, in welchem schon die alten Kauffahrer eine Stelle an der Mündung des Hoogkly im bengalischen Meerbusen als gründlos unter dem Namen „the bottomless pit" bezeichneten.

Kürzlich heirathete in New-York ein angeblich kinderloser Wittwer eine angeblich kinderlose Wittwe. Nach der Trauung präsentirte der Gatte 7, die Gattin 5 Sprößlinge; beide verziehen sich gegenseitig den Betrug und traten in Begleitung der ganzen Schaar von Kindern ihre Hochzeitsreise an, die recht gemüthlich ausgefallen sein muß.

Die Gesammtzahl der in Berlin an der Cholera Erkrankten belief sich bis zum 3. ds. auf 5083, die der Gestorbenen auf 2752. In Stettin macht sie noch immer keinen Stillstand. In Frankfurt an der Oder sind bis zum 2. daran erkrankt 311, gestorben 229. In Danzig tritt sie ziemlich heftig auf; auch in Königsberg, Breslau und in Magdeburg ist sie ausgebrochen.

Charade.

Erste Sylbe.

Die Tugend soll ich zur Gefährtin wählen?
Ei, schönen Dank! Warum nicht gar!
Nein, will mich lieber mit der Schuld vermählen;
Wer zeigt mir dann ein schön'res Paar?

Zweite und dritte Sylbe.

Ein Hoffnungsstern in dieses Lebens Wirren,
Ein Segensquell, der hold und freundlich fließt,
Ein treuer Führer, wo das Herz will irren,
Ein Schlüssel, der das Paradies erschließt.

Das Ganze.

Der Zweifler irrt in dunkeln Labyrinthen,
Treibt steuerlos auf ungestümer Fluth;
Sein armes Herz, es kann kein Asyl finden,
Dieß ist der Fluch, der auf dem Ganzen ruht.

Fischer.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 188:
Gleiche, Leiche, Eiche.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 193 Donnerstag, 16. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Bevor die rauhe Winterszeit einfiel, stand bereits ein zweistöckiges Wohngebäude mit den nöthigsten einfach ausgebauten Räumlichkeiten unter Dach. Der Bau, auch die Bedachung war zwar ganz aus Holz, an welchem Ueberfluß vorhanden war, aber ein so geräumiges Haus nebst Scheuer, das durfte sich der Hannes gestehen, hätte er daheim sein Lebtag nie bekommen und dazu das ausgebreitete Land ringsum. Wenn das Aenneli oft im Anfang meinte, man dürfe es eigentlich den Angehörigen daheim nicht schreiben, daß sie nur eine Blockhütte hätten mit ihrer dürftigen Einrichtung, sie würden noch ausgelacht, dort hätten sie es bequemer gehabt, so war das jetzt anders geworden, jetzt durfte es nicht nur eine Aufzählung des Viehstandes, sondern auch eine Beschreibung ihres Hauses in den Brief setzen.

Der herbe Verlust, den sie auf der Reise erfahren, war natürlich auch heimgeschrieben worden, es war später vermeldet worden, daß sie den Kleinen immer noch nicht hätten. Es klang ihm wie ein Vorwurf, wie eine herbe Anschuldigung, als die Verwandten bemerkten, sie könnten nicht begreifen, wie sie schon so lange dort seien und ihr Kind noch nicht hätten wieder finden können. Das Aenneli machte sich Vorwürfe, sie hätten zu wenig gethan, sie seien zu gleichgültig gewesen. Es sprach zuerst davon, wie es wäre, wenn sie ihr Heimwesen hier verkaufen und weiter ziehen würden gegen Süden; ihm war's je länger, je mehr, wenn's nur nach Süden ginge, der Gegend zu, wo es sein Kind sich dachte, das müßte ihm Erleichterung bringen. Wo unser Schatz ist, da ist eben auch unser Herz.

Der Hannes erschrack, als es zum Erstenmal hievon redete, es ging ihm der Gedanke wie ein Stich durch's Herz, die Stätte zu verlassen, welche er sich mit viel Mühe und Plage heimisch eingerichtet, an der er, sich eine Zukunft zu sichern, das Schwerste bereits glaubte überstanden zu haben. „Ach, daß das uns begegnen mußte mit dem Büblein, seufzte er, es wäre uns so wohl ohne das."

Gleichwohl wies er den Gedanken des Aenneli nicht zurück. Er fing an, ihn mit ihm weiter zu besprechen, sammt den Schwierigkeiten, welche die Verwerthung seines Gutes haben werde. Er wüßte Niemand, meint er, der es ihm abkaufte.

„Könntest du's nicht vielleicht dem Jakob übergeben?" fragte das Aenneli.

„Das wohl," erwiderte der Hannes, „aber er ist allein, wenn er nur eine Frau hätte. Sonst wäre er der rechte Mann und ich möchte es ihm gönnen. Er ist ein ganz Anderer geworden, seit er hier ist."

„Wie wär's," bemerkte das Aenneli, „der Jakob hat ja schon von einem Meitli berichtet, das er daheim gern gehabt, wenn man das Mädeli kommen ließe und er heirathete es und er übernähme mit ihm unsern Hof?"

Der Gedanke schlug beim Hannes ein. „Es geht doch Nichts über eine Frau, sagte er mit Lachen, wenn es sich um die Stiftung einer Ehe handelt." Er versprach, mit dem Jakob zu reden, er habe ohnehin noch gar Nichts wegen des Lohnes mit ihm ausgemacht; es würde auch sonst kein Unglück sein, wenn das Mädeli käme, sie könnten es brauchen, auch wenn er dem Jakob den Hof nicht übergäbe."

Der Hannes fing beim nächsten Anlaß mit dem Jakob von der Sache an. Als er vom Lohne sprach, meinte derselbe, er habe versprochen, bei ihm fürs Essen zu sein und für die Kleider, er habe es ja daheim auch nicht anders gehabt. Von nun an könnten sie es freilich anders machen.

„Das sei eben dumm genug von ihm gewesen, entgegnete der Hannes, daß er daheim umsonst den Knecht gemacht, das sei in Amerika am wenigsten der Brauch, ein Arbeiter sei seines Lohnes werth. Als er ihm dann berechnete, wie viel sein Guthaben bereits betrage, da verhehlte der Mokkijakob seine Freude darüber keineswegs, daß er schon Besitzer von mehreren hundert Dollars sei. Der Hannes fing dann vom Mädeli an, was er dazu meine, wenn man es kommen ließe? wenn nun ihm das Reisegeld schickte? — Sonderbar! der Mokkijakob hatte auf der Reise ein einzig Mal Etwas von dem Mädeli berichtet, daß er es gern gehabt und daß er froh wäre, wenn es hätte mitkommen. Seitdem war von ihm nie mehr ein Ton über seine Lippen gegangen. Es gibt Leute, welche ihre Gefühle, wie's scheint, beliebig für eine Zeit schlafen legen und schlafen lassen können, bis sie Jemand aufweckt. — Bei

Digitized by Google

den Worten des Hannes kamen dem Mokkijakob Thränen in die Augen — die ersten, welche der Hannes bei ihm sah. Er entnahm daraus, daß ihm das Mädeli noch tief im Herzen saß, so wenig er's gezeigt. Der Jakob willigte mit tausend Freuden ein, daß sein Meister von seinem Lohne das Reisegeld schicke und bat ihn nur noch, daß er schreibe, das Mädeli solle doch recht bald kommen.

In der Heimathgemeinde des Mokkijakob brachte der Brief und die Geldsendung eine verschiedenartige Wirkung hervor: bei dem Mädeli, das meinte vergessen zu sein, eine unendliche Freude, bei den reichen Bauern Verwunderung mit Neid vermischt. Das müsse doch ein kurioses Land sein, das Amerika, meinten Etliche, daß ein armer Kerli, der daheim kaum sein Essen und seine Kleider verdient, nach so kurzer Zeit schon mit Geld um sich werfen und es wagen könne, eine Familie aufzustellen. Wenn Andere meinten, man sollte das überschickte Geld als Rückerstattung für genossene Unterstützung und für die Auswanderungskosten behändigen, so wagten sie gleichwohl diese Meinung beim Pfarrer nicht geltend zu machen, an den fataler Weise das Geld geschickt worden war, und schließlich trösteten sie sich damit, daß sie wenigstens einer armen Bürgerin los würden. Der Signerjoggi benutzte den Anlaß, sich selbst einen Maien zu stecken dafür, daß er Mokkijakob zum Glück verholfen, jetzt sehe man doch, daß er aus ihm einen rechten Kerli gemacht. — Das Mädel reiste sobald als möglich ab, und Mancher that ihm noch freundlich, der es vorher weidlich verschimpft wegen seines Geschleifs mit dem Jakob. Es hatte in den Augen der Bauern schon deßwegen bedeutend gewonnen, weil es auf eigene Faust und ohne ihren gnädigen Beistand auszuwandern vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Die scheintodte Frau.

Der ehemalige Agent Börner hatte sich, wie man sagt, zur Ruhe gesetzt; doch war dieses Wort schlecht auf ihn angewendet, denn sein Geiz und die damit verbundene Furcht ließen ihn nie zur Ruhe kommen. Schon vor einigen Jahren hatte ich als Polizeibeamter ihn zitiren lassen müssen auf Klage seines Hausmiethers, eines fast ebenso geizigen und furchtsamen Menschen, als er selbst. Der Miether hatte sich ausbedungen, daß der Hausherr einen wachsamen Hofhund halten müsse, und um diesen zu ersparen, merkte sich der Hausherr genau die Stunde, in welcher sein Miether Abends nach Hause kam, stellte sich dann in eine Ecke des Hauses und bellte nach Leibeskräften.

Das ging so einige Abende, bis der Miether den komischen Betrug merkte und klagbar bei mir wurde. Eine später bei mir angebrachte Klage war schon ernster und trauriger; sie kam von des Geizigen eigener Frau und lautete: Ihr Mann schneide ihr, den Kindern und der Magd im Schlafe die Haare ab, um sie zu verkaufen. Die Frau erschien mir als ein Jammerbild tiefster Seelenqual und der bittersten Noth, und Jammer und Noth fand ich immer tiefer im ganzen Wesen der armen, schwachen Dulderin ausgedrückt, so oft ich ihr begegnete. Ihr Mann dagegen erschien mir immer häßlicher, ja fürchterlicher. Ich beobachtete, wie das Laster des Geizes sich bei ihm immer mehr zur Härte, Grausamkeit und Tyrannei steigerte gegen Alle, die er erreichen konnte, namentlich gegen seine Frau.

Dienstboten hielten es gar nicht mehr bei ihm aus, und das war seine Absicht. Durch Anwendung aller mir zu Gebote stehenden direkten und indirekten Mittel wußte ich, namentlich auf flehentliches Bitten seiner Frau, es dahin zu bringen, daß die Kinder aus dem Hause und in gute Verpflegung kamen. Alle Freunde der unglücklichen Frau hofften einzig auf deren bald zu erwartendes Ende.

Sie starb auch — aber nur scheinbar. Schon im Sarge liegend war sie plötzlich wieder erwacht und bald genesen. So wurde mir berichtet, so erfüllte es die Stadt. Dann hörte und sah man lange Zeit nichts von Beiden; Niemand kam in ihr Haus, wenigstens nicht in ihr innerstes Zimmer, und als sie nach und nach wieder in der Oeffentlichkeit erschienen, konnte man an Beiden eine ganz außerordentliche Wandlung ihres ganzen Wesens erkennen; die sonst so gebeugte, fast schwankende Frau schritt hoch aufgerichtet, in fester, energischer Haltung einher, ihre leidens- und demuthsvollen Züge waren streng, kalt und herbe, ihre weichen, matten Blicke stechend, oft starr, und über dem Ganzen lag ein unheimliches Wesen, ein grausamer Hohn, eine Art erschrecklich triumphirender Herrschaft ausgebreitet; dieß namentlich, wenn sie herabsah auf ihren Mann, der einherschlich wie eingesunken, oft zitternd, mit scheuem, wirren Blicke, wie ein armer Sünder, der zum Richtplatz geführt wird. Das Gesicht dieses Mannes war ganz eingefallen, keine Spur der Härte und Grausamkeit war darin mehr zu finden, nur Angst, Jammer und sklavische Unterwürfigkeit.

Diese außerordentliche Veränderung erregte natürlich große Aufmerksamkeit; noch mehr aber der Umstand, daß der berüchtigte Geizhals Ankäufe von weiblichem Putz und Schmuck, von reichem Haus-, Küchen- und Kellerbedarf gemacht, auch Dienstboten für schweres Geld gemiethet, plötzlich aber mit reichlichem Schadenersatz gekündigt hatte. Es mußte etwas ganz Besonderes zwischen Beiden vorgefallen sein; doch blieb es meinen eifrigsten Bemühungen versagt, auch nur das Allergeringste zu erfahren.

Die Frau hatte auf meine privaten, freundschaftlichen Fragen nur ein mich erschreckendes Lächeln zur

Digitized by Google

Antwort und der Mann mied mich wie seinen gefährlichsten Feind.

Das dauerte so längere Zeit, bis eines Morgens, schon in aller Frühe, der Mann mir in meiner Privatwohnung angemeldet wurde; er habe, hieß es, dringend und ganz allein mit mir zu sprechen.

Sehr gespannt, ließ ich ihn eintreten und erschrack fast über den jammervollen Anblick, den seine ganze Erscheinung mir darbot. Ich lud ihn sofort zum Sitzen ein, weil ich fürchtete, er würde vor meinen Augen zusammenbrechen, und er knickte auch fast auf dem Stühle zusammen vor Erschöpfung wie auch vor Erregung, die immer heftiger in ihm zu arbeiten begann. Ich fragte sanft nach seinem Begehr, er sammelte sich und begann:

„Herr Inspektor, Sie sind am Orte nicht nur als ein strenger und gerechter Beamter, sondern auch als Helfer und Berather, oft auch als ein wahrhaftiger Priester und Seelsorger bekannt."

„Das ist wenigstens mein Bestreben, doch erachte ich es nur als meine Pflicht."

„Ich habe großes Vertrauen zu Ihnen, schon von damals her, als Sie mich ein Paarmal zittren ließen. Ich wüßte auf der Welt anders Niemand, dem ich so vertrauen möchte, was mich wie in den Erdboden hineindrückt."

„Nun, so sprechen Sie denn, und seien Sie gewiß, daß Ihr Vertrauen nicht falsch angebracht ist."

„Herr Inspektor, errettet Sie mich von meiner Frau!"

Er stieß diese Worte ängstlich, hastig, krampfhaft heraus und schlug dabei die Hände in einander. Ich war auf's Höchste gespannt, ja erregt.

„Herr Börner, beginnen Sie gleich mit der Hauptsache! Wie ist die merkwürdige Wandlung mit Ihnen und Ihrer Frau vor sich gegangen? Was ist geschehen zwischen dem Zeitpunkte, an welchem Ihre Frau bereits eingesargt war, und dem Augenblicke, in welchem Sie Beide zum Erstenmal wieder öffentlich erschienen?"

„Eingesargt! — Eingesargt! — Ja, da liegt's, Herr Inspektor! Und sollen Sie es denn nun auch nach der ganzen Wahrheit hören."

Er keuchte diese Worte halblaut hin; doch als ob der Entschluß, sich von einem furchtbaren Geheimnisse zu befreien, ihm Kraft gebe, sammelte er sich zu auffallender Stärke und Ruhe und erzählte dann, — erst tonlos, dann immer, immer lebendiger und in fast erschütternder Erregung das Folgende:

„Sie kannten mein Laster, Herr Inspektor! Die ganze Stadt kannte es! Sie wissen, wie weit es mich brachte gegen Weib und Kind, oder vielmehr, Sie wissen es nicht, sollen es aber hören."

„Ich hatte meine Frau geheirathet ihres bischen Vermögens wegen, und als sie kostspielige Kinder bekam, hatte ich sie noch weniger lieb. Ich konnte auch ihr Vermögen nicht herausklegen, denn wie sie sonst auch gehorsam und demüthig duldsam war, darin war sie hart wie Stein. Sie wollte ihr Geld durchaus nicht herausgeben, das sei für die Kinder, sagte sie, und dabei blieb sie, wie ich sie auch peinigte. Sie wurde kranker und kranker, und immer kostspieliger wurden Doktor und Apotheker.

„Ich war in meinem höllischen Laster ganz wüthend, und als sie endlich für todt im Sarge lag, war ich zum Erstenmale froh seit vielen Jahren und ich ging um den offenen Sarg mit den weißen Lichtern herum und rechnete mir ihr bischen Vermögen aus, das ich nun mit den Zinsen erhalten mußte. Dabei blickte ich so dann und wann hinein in den Sarg und da sah ich's blinken an ihrer Hand: das war der Trauring, den hatte ich ganz vergessen in der Aufregung. Da tappte ich denn nun sogleich an sie hinan, hielt den Athem an und wollte ihr den Ring vom Finger drehen, der Finger aber war starr gebogen und ich mußte ihn zurückbiegen. Es war mir wohl ganz furchtsam und grausig zu Muthe, aber ich konnte und durfte doch das schöne, blitzende Gold nicht mit begraben lassen, ich mußte den Ring haben! — Und da auf einmal schlug die Frau die Augen auf und that einen Seufzer und sah mich an — es war entsetzlich! — Da kamen alle teuflischen Geister über mich, — ich schlug den Sargdeckel über der Erwachten wie wahnsinnig wieder zu, und rannte zur Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnet.

Wie lag in mir die Seel' verwüstet, öde,
Wie war der Gottesgeist aus ihr gefloh'n,
Es jauchzt' der Menschenkinder Erbfeind schon,
Daß sie sich ihm zur Beute böte.

Da trat herbei, wie lichte Morgenröthe,
Ein Schutzgeist, Ort und Weise er nahm
Einfühlend wie ein wahrer Samariter,
Daß sich die Seel' nicht mit dem Erbfeind tödte.

Sei mir gesegnet fromme milde Hand,
Die mir die Dornenkron' so sanft entwand;
Die ächte Perle ahnungsvoll entdeckte

Von Menschenirren nicht zurücke schreckte.
Und wenn die Dornenwunden auch noch bluten,
Es sei die Aussaat zu dem Edeln, Guten.

9. August.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Alte Liebe roſtet nicht.] Eine Chicagoer Zeitung bringt folgende, jedenfalls ſelte Heirathsgeſchichte: Obadiah Browne und Cora Browne wurden unlängſt in New-Haven zum Zweitenmale ehelich verbunden. Sie waren zum Erſtenmale vor circa 25 Jahren verheirathet und lebten mehrer Jahre glücklich zuſammen, in welcher Zeit ſie zwei noch am Leben befindliche Kinder erhielten. Mißhelligkeiten entſtanden und ſie wurden geſchieden, worauf ſich Mr. Browne mit einer andern Frau vermählte, von der er nach einigen Jahren gleichfalls geſchieden wurde. Schließlich erneuerte er die Bekanntſchaft ſeiner erſten Frau, und das Endergebniß war, daß er ſie zum Zweitenmale zum Traualtar führte.

[Ein neues Zugvieh.] Die Engländer in Indien gebrauchen jetzt den Elephanten, um von ihm den Pflug ziehen zu laſſen, und hat ſich dieſes kriegeriſche Thier ſehr gut als friedlicher Arbeiter bewährt. Engliſche Schmiedemeiſter verfertigen enorme und ſehr feſte Pflüge, wie ſie für ſolches Thier paſſen, und ſenden ſie durch das mittelländiſche Meer, den Iſthmus von Suez, das rothe und indiſche Meer an den Ort ſeiner Beſtimmung. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang faßt der Elephant ſeinen Freund, den Kornak, beim Gürtel, ſetzt ihn ſich auf den Rücken und geht ins Feld. Zwei Knechte lenken die beiden Pflugſterze, und ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, marſchirt der Elephant immer zu, hinter ſich einen langen Hügel aufwerfend; er zieht nämlich Furchen von 4½′ Breite und 3′ Tiefe!

[Ein Krieg per Dampf.] Einem preußiſchen Blatte wird aus Ebenthal vom 24. Juli geſchrieben: „Eine komiſche Illuſtration zu der traumartigen Schnelligkeit dieſes Krieges bietet die geſtrige Ankunft des Korreſpondenten für den „New-York Herald“ im preußiſchen Hauptquartier, der am 19. Juni einen Brief erhielt, in dem es hieß, daß drüben verlaute, es ſei zu ernſteren Feindſeligkeiten zwiſchen Oeſterreich und Preußen gekommen, und er möge ſich demgemäß auf den Kriegsſchauplatz begeben. Der Herr iſt nun gerade rechtzeitig eingetroffen, um die Waffenruhe auf einem ſtillen Dorfe zu genießen.“

[Schiffbruch.] Berichte aus Hongkong melden den Untergang der Bremer Barke „Libelle“, welche, auf der Fahrt von San Francisco nach Honkong begriffen, am 4. März an einer öden Inſel der Chineſiſchen See ſcheiterte. Die Schiffbrüchigen retteten ſich mit vieler Mühe auf die Inſel (Wake Island genannt), ſahen ſich aber nach einem dreimonatlichen Aufenthalte aus Mangel am Nöthigſten gezwungen, ſich in den Booten der See anzuvertrauen, um den Verſuch zu machen, die nächſte von ziviliſirten Menſchen bewohnte Inſel zu erreichen. Den in dem großen Boot Befindlichen, 22 an der Zahl, unter Führung des erſten Bootsmannes, gelang es, nach einer 14tägigen Fahrt voller Noth und Gefahren auf den Marianen zu landen, wo ſie von dem Gouverneur auf's Menſchenfreundlichſte aufgenommen wurden; von Denen, welche ſich mit dem Kapitän, acht an der Zahl, mit dem anderen Boot auf das Meer begeben hatten, iſt ſeitdem nichts gehört worden. Der Statthalter der Marianen hat einen Schooner ausgeſandt, um die Vermißten aufzuſuchen, ſo wie um das von den Schiffbrüchigen (worunter ſich mehrere, auf einer Kunſtreiſe begriffene Mitglieder einer engliſchen Operngeſellſchaft befinden) auf der Inſel vergrabene Geld abzuholen.

Die Frau eines deutſchen Schloſſers in Paris hat in der mexikaniſchen Verloosung einen Treffer von 500,000 Franken gewonnen. Sie war ſo vernünftig, über dieſes Glück nicht den Verſtand zu verlieren, ſondern ging nur zu ihrer Nachbarin und ſagte, den Zettel hinweiſend: Leſen Sie doch einmal, ich traue meinen Augen nicht recht.

Räthſel.

Früh Morgens auf der Tenne
Rief mir der Vater 1;
Zwar ſchlief noch Hahn und Henne,
Doch mußt ich fleißig ſein.

Als ich ein wenig pauſte,
War er ſogar ſo frei,
Indem am Ohr er zauſte,
Und nannt mich 2 und 3.

Ich wollt' mich ihm entrücken,
Da nahm er 1, 2, 3,
Und ſchlug auf meinem Rücken
Mir faſt die Haut entzwei.

Auflöſung der Charade in Nr. 189:
Todtenglocken.

Redakteur Guſtav Meſſert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'ſchen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 194 Freitag, 17. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

VIII.

Bevor das Mädeli beim Jakob anlangte, trat ein Ereigniß ein, welches eine unerwartete Störung in das bisher ziemlich gleichförmige Stillleben des Gentenhannes und seiner Familie brachte und zugleich seinen Entschluß erleichterte und beförderte, dem Wunsch des Aenneli gemäß weiter gegen Süden zu ziehen.

Es waren schon bald drei Jahre vorüber, seit der Hannes sich in seiner neuen Heimath niedergelassen. Sein neu gebautes Haus stund bereits unter Dach. Einige Wochen, nachdem er mit dem Bau fertig geworden, fiel der Winter mit seiner ganzen Strenge ein. Die Familie saß eben eines Abends im Wohngemach. Das Aenneli spann, der Hannes schulte sein Mädchen, und auch der Jakob, der die Gelegerheit benutzen wollte, um noch geläufiger lesen und schreiben zu lernen, hatte eine Schiefertafel vor sich auf dem Tische liegen und wetteiferte mit dem Kinde im Lernen. Ein scharfer Wind peitschte den Schnee an die Fenster und rüttelte an denselben. Der Hannes öffnete ein Flügelchen, schaute hinaus und pustete und schüttelte sich. „Wir wollen froh sein, daß wir hier innen sitzen, sagte er, es ist ein Hundewetter draußen. Gnade Gott den Armen, die jetzt im Freien sind!“ — Im Vorbeigehen neckte er das Aenneli, das beim Spinnen eingenickt war, indem er ihm den Faden aus dem Rocken zog. — Das Aennell lachte, als es entschuldigend sagte: „so geht's mir immer, wenn ich aus der Kälte herein in die warme Stube komme.“

„Hör' lieber auf, mahnte der Hannes und hilf uns buchstabiren, es wird ohnehin bald Zeit sein, den Abendsegen zu lesen und ich hör' ihn alleweil am liebsten von dir.“

Der Hannes hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als der Hund unten im Hof anschlug und ungewöhnlich hastig zu bellen begann, wie er's nicht that, wenn Bekannte anlangten. „Was ist das? bemerkte der Hannes, das Mädeli wird doch etwa nicht bei solchem Wetter anlangen.“

Bei uns in unseren Städten und Dörfern ist's nichts Schreckhaftes, wenn Jemand auch noch nach 9 Uhr anklopft, aber auf einer einsam gelegenen Farm ist das immer etwas Ungewöhnliches, und deßhalb vermuthete der Hannes etwas Ungerades. Daß ein Dieb gerade das schlechte Wetter benutzen könnte, um einen Streich auszuführen, das war nicht sein letzter Gedanke. „Zünde die Laterne an,“ sagte er zum Jakob, „wir wollen nachsehen, was es gibt!“ Er selbst nahm eine Waffe zu sich, „für alle Fürsorge“, bemerkte er, als das Aennell ihn besorgt ansah. Er beschwichtigte unten zuerst den Hund und näherte sich dann der Umzäunung, um nach dem Begehren der Außenstehenden zu fragen, die ihre Anwesenheit durch Rufen kundgegeben.

Der Hannes hatte bereits so viel englisch gelernt, um sie nothdürftig zu verstehen, als sie um ein Obdach für die Nacht baten. „Wie Viele?“ fragte er.

„Drei Mann,“ lautete die Antwort, „welche irregegangen sind.“

Er öffnete, und nachdem er bei ihrem Eintreten sie gemustert und sich überzeugt, daß sie unbewaffnet seien, führte er sie hinauf ins Wohngemach. — Es bedurfte für den Hannes keines sonderlichen Scharfblickes, um zu sehen, daß die Angekommenen vor Kälte und Erschöpfung zitterten. Er gab dem Aennell einen Wink, auf den es sich in die Küche begab, um für die Gäste eine Erquickung zu bereiten. — Unterdessen fragte der Hannes die Angekommenen aus über das Woher und Wohin? Seine anfängliche Vermuthung wurde bestätigt. Es waren flüchtige Sklaven aus Kentucky, welche Kanada zu erreichen suchten. Die Neger sah man ihnen freilich nicht an, ihr Gesicht und Haar war nicht sonderlich verschieden von dem der Weißen. Ihre Aengstlichkeit bewies, was sie durch Worte bezeugten, daß ihre Verfolger ihnen auf der Spur und auf der Ferse seien, und daß sie fürchteten, eingeholt und eingefangen zu werden. Wäre das schlimme Wetter nicht eingefallen, bemerkten sie, so wären sie nicht verirrt und schon näher der Gränze Kanada's.“

Der Hannes wurde nachdenklich. Nach einer Weile gab er dem Jakob den Auftrag, auf morgen Früh den Schlitten zu rüsten, bei Zeiten den Fuchs und den Rappen zu füttern, damit er vor Tag fortfahren könne, auch solle er einen genügenden Vorrath Hafer in den Schlitten legen. Der Jakob sah ihn verwundert an,

er entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. — Das Aenneli brachte bald eine dampfende Schüssel mit Suppe und ein mächtiges Stück Schweinefleisch. Während die Drei mit sichtlichem Appetit das Essen einnahmen, zog sich der Hannes mit dem Aenneli in eine Ecke des Zimmers zurück, um ihm mitzutheilen, daß es ihm die wärmsten Kleider nebst Decken hervorholen solle, indem er beabsichtige, die drei flüchtigen Sklaven am Morgen in der Früh weiter zu führen. Das Aenneli wollte ihm Vorstellungen machen wegen des abscheulichen Wetters, wegen der Gefahr, der er sich aussetze. Er wies dieselben zurück mit der Bemerkung: „Ich werde mich nie einen Augenblick besinnen, wenn ich einem Sklaven zur Freiheit verhelfen kann. Vergiß nicht, daß nach Allem unser Kind in der Sklaverei ist. Ich führe sie, komme, was da will." — Das Aenneli schwieg. Die Bemerkung wegen seines Kindes wirkte bei ihm. — Der Hannes theilte darauf seinen Gästen mit, was er beschlossen, und rieth ihnen, sich gleichzeitig durch Schlaf für den folgenden Tag zu stärken. Ihre Augen leuchteten vor Freude bei seiner Mittheilung, sie machten ihrem Dankgefühl dadurch Luft, daß sie seine Hand ergriffen und drückten. Man bereitete ihnen, so gut es ging, ein Nachtlager in dem Wohngemach.

Bevor der Hannes am Morgen verreiste, kam noch in der Dunkelheit ein Bote von einem Nachbarhaus mit dem Bericht, es sei gestern dort ein Sklavenhalter oder Sklavenhändler angelangt, der nach drei entlaufenen Sklaven suche, und wissen wolle, daß sie hier herum seien, er melde es, damit er sich darnach richten könne, wenn sie bei ihm seien oder zu ihm kommen. — Der Hannes nahm ihn mit ins Haus hinein, und theilte ihm im Vertrauen mit, was er eben im Begriffe sei zu thun, indem er ihm zugleich die Weisung gab, den Mann so lange als möglich dort zurückzuhalten und ihn auf eine falsche Fährte zu leiten. Wir wollen keine Zeit verlieren, sagte er, indem er sich von ihm verabschiedete und seine Glückwünsche für die vorhabende Reise empfing. Dem Jakob ertheilte er die Mahnung, keinem Menschen zu sagen, mit wem und wohin er gefahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

„Einmal, dachte Martin, hätte mich um ein Haar das verwünschte Dampfschiff überfahren, dann war ich auf einem Schiffe, auf welchem man, wenn man fleißig ist, den Leuten die Köpfe abschneidet; ist man aber zur Arbeit eben nicht disponirt, die Passagiere, oder sonst wen, einfach ins Wasser wirft! Ein schöner Morgen! Eine herrliche Einrichtung! O, ihr Studentenphilister, ihr könnt es vor Gottes Richterstuhl nicht verantworten, mich in dieses verwünschte Land gesprengt zu haben!" — Er folgte tiefsinnig dem Doktor.

Nach Tische sprach ihn dieser freundlich an.

„Sie sind auch ärgerlich wegen der Antwort des Kapitäns, sagte er, aber es hat doch so viel nicht auf sich. Wenn die Hitze kommt, wird's doch noch werden."

„Ich weiß ja gar nicht, versetzte Martin kleinlaut, was das unsinnige Wort, das auf dem Zettel stand, bedeutet."

Der Doktor lachte. — „Ja so, daran dachte ich gar nicht. Nun aber hören Sie, ich will Ihnen eine Freude machen. Die Köchin, die Frau Müllerin, hat wieder etwas ausgekundschaftet. Etwa fünf oder sechs Stunden von hier ist eine Art Sumpf oder Röhricht. Neben den seltensten Wasserpflanzen, wimmelt es dort von Schlangen aller Art, giftig und nicht giftig, große und kleine. Haben wir Glück, so stoßen wir vielleicht auf eine, es kann selbst sein, auf mehrere neue Spezies von Klapperschlangen, denn es gibt noch eine Menge nicht beschriebener Arten. Vielleicht, aber ich sage nur vielleicht, denn sicher kann ich's nicht versprechen, vielleicht fangen wir auch eine Boa, wenn wir nämlich das Glück haben, auf eine zu stoßen, welche sich vollkommen gesättigt hat. Die nehmen wir dann lebend mit, Sie mit ihrer Riesenkraft tragen schon ein starkes Exemplar. Das machen wir zahm, denn die Boa constrictor ist leicht zu zähmen, und lassen es hernach im Hause herumlaufen. Es kann sein, daß auch hier und da ein Krokodil sich dort aufhält, doch das ist Nebensache. Aber Vollbart, warum lächeln Sie?"

Es war das Lächeln der Verzweiflung. Martin sagte indessen eintönig: „Ich freue mich auf alle die schönen Sachen!"

„Bravo, erwiderte dieser, Sie freuen sich, weil Sie hoffen, Ihre Idiosynkrasie, Ihren natürlichen Abscheu gegen Amphibien zu besiegen. Bravo! das steht Ihnen ähnlich."

„Aber," sagte Martin, „wie ist denn die alte Müllerin auf jene schöne Lokalität gekommen?"

„Die Neger," erwiderte der Doktor, „hängen, trotzdem daß sie hier im Lande alle getauft sind, doch noch ins Geheim großentheils den einfältigen heidnischen Gebräuchen ihres Vaterlandes an. Sie brauen Liebes- und Zaubertränke, wohl auch noch Schlimmeres, und zu diesen abergläubischen Dingen bedürfen sie nicht selten eines oder des andern jener giftigen Thiere. Aber sie halten solche Fundgruben äußerst geheim. Der Frau Müllerin ist es nun gelungen, so wie sie bereits jenen Ort, wo wir das Krokodil fingen, auskundschaftete, einen Neger ihres Stammes, einen Vetter oder weitläufigen Verwandten von sich, zu bewegen, uns an jenen Sumpf zu führen. Ich bezahle ihn gut, sehr gut sogar, und habe ihm, wieder gegen Bezahlung, von seinem Herrn

Digitized by Google

Urlaub verschafft. Morgen mit dem Frühesten machen wir uns auf den Weg."

Martin nickte melancholisch mit dem Kopfe, und die Nacht, welche er zubrachte, gehörte nicht zu den angenehmsten seines Lebens. Er wurde, im Traume, von jenem Dampfer übersegelt, von dem schwarzgelben Kapitän aber wieder aufgefischt, worauf ihm dieser, in einer Anwandlung von Thätigkeit, den Kopf abschnitt, und ihn, sammt diesem, in den gefürchteten Sumpf warf. Während er dort bemüht war, seinen Kopf wieder zu erhaschen, wurde dieser von einem Hay verschlungen, während ihn selbst, hauptlos, eine Boa umringelte, und regelrecht zur Mahlzeit präparirte.

Als er, in Schweiß gebadet, erwachte, war der Vetter der Frau Müllerin, ein untersetzter und tückisch aussehender alter Bursche, bereits angelangt, und nach kurzer Zeit befand man sich auf dem Wege zu den erwarteten Herrlichkeiten.

Wie fast alle Jäger der ganzen Welt, welche einen Jagdzug beginnen, so schritt anfänglich auch unsere Gesellschaft schweigend fürbaß, und erst nachdem man schon fast drei Stunden gewandert war, begann der Neger dann und wann auf einen Baum oder Strauch zu zeigen, und dessen landesüblichen Namen zu nennen, worauf bisweilen der Doktor die wissenschaftliche Benennung, wohl auch den Nutzen der Species hinzufügte.

Man stieg hierauf einen steilen Abhang abwärts und wurde, als man wieder in die Ebene gekommen war, durch Schaaren von Papageien und zahlreichen Affen für die vorher ziemlich spärliche Thierwelt entschädigt, welche auf einem mit Cocospalmen bestandenen Distrikte schreiend und lärmend ebenso als frühstückten. „Ist es nicht reizend, sagte der Doktor, gibt es ein Land wie Brasilien? Aber Geduld, die Hauptsache kommt noch."

(Fortsetzung folgt.)

Die scheintodte Frau.

(Fortsetzung.)

„Da aber that's einen Schrei aus dem Sarge heraus — so furchtbar, so Mark und Bein durchdringend — es faßte und hielt mich zurück wie mit fürchterlichen Zangen und zog mich hin zum Sarge, und ich riß den Deckel wieder zurück und sah meine Frau an, wie sie da lag, gespenstig, bleich, — zitternd vor Angst und Grausen, und mich anschauend — Herr Gott im Himmel, ich werde es nicht vermessen in alle Ewigkeit! Und sehen Sie, Herr Inspektor, da ging die erste Wandlung in mir vor!

„Da fühlte ich zum Erstenmal ein Herz für meine Frau und für ihr Leiden, ein Herz für die Kinder, welche sie mir geboren hatte; zum Erstenmal ein Gewissen für alle die Qual, die ich ihr bereitet hatte, und daß Alles so sehr, daß ich in dem Augenblicke gar nicht an das entsetzliche Verbrechen dachte, welches ich so eben hatte begehen wollen. Ich warf mich über den Sarg hin und faßte die gespenstige Frau gut und herzlich, wie nie in meinem Leben, bei den Händen an; ich wollte ihr helfen, sich aufzurichten; da aber that sie es rasch und stark von selbst, riß ihre Hände aus den meinigen weg und lachte mich so furchtbar höhnisch an, daß mir vor Grausen fast schwindelte. Ich konnte nur starren und staunen, wie anders es mit meiner Frau geworden war. Wie Sie nachher dieselbe gesehen und wie sie jetzt noch ist, so war sie auch damals, und so ist sie geblieben. So winkte sie mich hinaus, so kam sie mir denn nach, stellte sich vor mich hin und sagte:

„Von nun an werde ich Dich peinigen und quälen, viel ärger, als Du mich gequält hast, Du Meuchelmörder, Du kalter, böser, schrecklicher Satan! In dem Augenblicke, da Du den Sargdeckel über mich zuwarfst und ich drin lag in Nacht und Grausen und den schrecklichen Tod vor mir sah, da wurde ich gesund und stark an meinem Körper; mit dem Schrei, den ich that, schrie ich alle Krankheit und Schwachheit von mir weg. Aber eiskalt fühlte ich auch mein Herz werden, und jedes Gute, das ich empfunden hatte, war todt, ganz todt. Ich habe nur eine Empfindung behalten: die schrecklichste Verachtung und den allergründlichsten Haß für Dich. Ich habe nur einen Wunsch behalten: Dich quälen und peinigen zu können für lange, lange Zeit, Dich Meuchelmörder, hölliſchen Satan!"

„Ich weinte und winselte und kroch um ihre Füße herum, aber sie stieß mich von sich; dann befahl sie mir, zu folgen, und ich schlotterte ihr nach. Ich mußte den Sarg neben mein Bett stellen und in ihm hat sie geschlafen bis heute, jede Nacht. Ich mußte daneben liegen, — schlaflos — schlaflos und konnte nur sie anschauen. O es war ein entsetzliches Leben, was ich führte! Und wollte ich einmal aufstehen gegen sie, dann schritt sie gegen die Thüre und drohte, laut auf die Straße zu rufen, was ich gethan hatte, als sie im Sarge lag. Da duckte ich mich wieder zusammen und sie konnte wieder thun, was sie wollte. Ich holte ihr Schmuck und Putz und kostbares Essen und Trinken — das warf sie Alles weg, zerschnitt und zerstörte es und lebte ganz so elend wie ehedem. Ich wollte ihr Dienstboten miethen, aber sie sagte:

„So wie die hereinkommen, sage ich ihnen Alles. Und sie arbeitete mühsam und schwer wie ehedem, Alles ganz allein.„

Ich wollte die Kinder ihr wieder in's Haus schaffen, und sie entgegnete:

„Dann werde ich sie in meinem Sarge empfangen."

Digitized by Google

„Und sie blieb allein, wie ehedem, nur daß sie immerfort mich verfolgte, wo ich ging und stand und saß, und mich anschaute mit dem schrecklichen Lächeln und oft nichts Anderes sagte als: „Meuchelmörder!“

„Ich bin zu schwach, mir das Leben zu nehmen; trennen Sie mich von meiner Frau! Erretten, o erretten Sie mich von meiner Frau!“

Es war ein unbeschreibliches Jammerbild, was sich mir darbot, als er vom Stuhle aufstand und zu mir hinwankte, meine Hände ergreifen, meine Knie umfassen wollte. Mein anfänglicher Widerwille, dann mein Abscheu und Entsetzen hatten sich bereits zu peinlicher Theilnahme, dann — gestehe ich's nur — zu Mitleiden gewandelt, oder vielmehr zu einem Gemisch all dieser Empfindungen. Ich stand aber auch rathlos da. Als Beamter konnte ich auf die Mittheilung hin, daß er den Sargdeckel wieder zugeschlagen, nicht wohl einschreiten, da er selbst andeutete, daß er ohne klares Bewußtsein gewesen sei. Als Friedensstifter mit dem Manne nach seinem Hause zu gehen, erschien mir durchaus unthunlich. Es war ein so furchtbarer Riß zwischen Beiden, daß es mir kaum wünschenswerth erschien, hier eine äußerliche Einigung herbeizuführen.

Das ganze Verhältniß war mir so furchtbar seltsam — eine so wunderſam psychologische Erscheinung, daß all meine bisherigen nicht ausreichten und nicht verwendbar schienen.

Und doch mußte etwas geschehen; das war mir klar — das stand mir fest. Rasch entschlossen wollte ich mich auf den Augenblick, auf den Zufall, auf irgend eine Wendung verlassen. Ich ersuchte den Unglücklichen, in meinem Hause zu bleiben, bis ich zurückkehren würde, und begab mich sofort zu der gespensterhaften Frau.

(Schluß folgt.)

Die Passionsblume.

(Sonnet.)

Wie blickst du ernst aus deinem dunklen Laube,
Und strahlst wie Silberschnee, so trauernd mild!
Ich fand ein zart geheimnißvolles Bild
In dir, — und licht ward mir der Glaube.

Ich dachte mir den Herrn, der Schmach zum Raube,
Ich sah die Todeswehen gramerfüllt, —
Die Wunden, auch von keiner Hand gestillt
Die Krone, die er trug im Erdenstaube.

Herr! denk ich dein, so rinnen mild're Thränen,
Du starbst für uns, Gerechtigkeit zu sühnen
Und ach wie oft vergaßen wir nicht dein? —

Beschämend mahnst du uns, du stille Blume,
Sprichst du denn nur allein zu seinem Ruhme?
Ist nicht die Menschenseel' der Liebling sein? —

10. August 1866.

Mannigfaltigkeiten.

In Rudolphsheim starb vor wenigen Tagen Alois Hutschek, der vom Millionär zum Bettler herabgesunken war. Er war der Sohn eines österreichischen Mititärlieferanten und vergeudete von 1831 bis 1847 zwei Millionen Gulden. Mit einem Reste von 51,000 Gulden ging er nach Paris, kehrte, als er auch damit fertig geworden, nach Wien zurück und nährte sich als Marktwächter, Nachtwächter und zuletzt als Bettler. Seine Leiche fand man auf einem ärmlichen Strohlager.

Die „Libauer Zeitung“ schreibt: Mitte Juli brachte ein Strandfischer die Nachricht hierher, daß bei Steinsort, 4 Meilen nördlich von hier, ungefähr eine halbe Werst vom Ufer entfernt, Kanonen auf dem Meeresgrunde zu sehen wären. In Folge dieser Nachricht gingen kürztich unser Lootsen-Kommandeur Kurtze, Ingenieur Förster und ein Taucher mit dem Dampfboot „Dacapo“ und einem mit einer Hebevorrichtung versehenen Prahme bei günstigem Wetter dorthin ab und kehrten Abends in unseren Hafen zurück. Die Stelle war bald gefunden, und der Taucher berichtet, daß dort muthmaßlich ein großes Kriegsschiff versunken sei. Bald war vom Taucher eine Kette um eine der dort liegenden Kanonen geschlungen und dieselbe in die Höhe gewunden — da der Krahn aber brach, konnte die Kanone bloß ein wenig außer Wasser gezogen und nur mit großer Mühe außerhalb am Prahme befestigt werden, in welcher Lage dieselbe auch hier eintraf. Die Kanone soll wenigstens 10 Fuß Länge haben und ist mit einer dicken Muschel- und Rost-Umhüllung bedeckt, woraus wohl geschlossen werden darf, daß die Strandung vor sehr vielen Jahren geschehen — es vielleicht gar ein schwedisches Kriegsschiff gewesen. Der Taucher berichtete auch, daß die Kanonen noch auf Lafetten ruhen. Bei günstigem Wetter gedenkt man weitere Nachforschungen anzustellen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 190:
Fallstrick.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 195 Samstag, 18. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Nachdem er noch beim Aenneli und seinem Kinde „b'hüt Gott" gemacht, stieg er in den mit einem dicken Tuch überwölbten Schlitten, in dessen Hintergrund die Flüchtlinge bereits Platz genommen. Hinaus gings in die dunkle Nacht. Glücklicherweise war der Schneefall nicht so stark gewesen, um eine rasche Fahrt zu hindern, der eingetretene Frost hatte zudem eine gute Schneebahn bereitet. Der Hannes war entschlossen, seine Schützlinge nicht zu verlassen, bis er sie in Sicherheit gebracht. Des Weges war er kundig nach der Hauptstraße, welche vom Mississippi und St. Louis her nach Toledo und dem Eriesee führt; das war die nächste Route nach Kanada. Die Pferde waren frisch und ausgeruht, es ging namentlich, als der Tag angebrochen, im schnellen Trab, oft im Galopp vorwärts. Der Hannes vermied es, in öffentlichen Tavernen anzukehren; war dieß unmöglich, weil die Pferde der Ruhe bedurften, so ließ er den Schlitten sammt den Insassen vor dem Wirthshaus stehen und Niemand vermuthete im Innern desselben hinter der zurückgespannten Decke Menschen. Vorrath an Speise war im Schlitten und das Mangelnde nahm er jeweilen aus der Taverne zu sich für seine Gefährten. Das erste Nachtquartier fand er bei einer ihm bekannten Quäkerfamilie, von der er im Voraus wußte, daß sie sein Unternehmen begünstigen und befördern werde. Er erfreute sich dort am späten Abend der freundlichsten Aufnahme und erhielt Empfehlungen an Gleichgesinnte auf dem Wege. So gelangte er am vierten Tage, als die Dunkelheit schon eingebrochen, wohlbehalten in Toledo an, wo er wiederum von einer Familie aufgenommen wurde, der er Empfehlungen von vorangehenden Gastfreunden überreichte. Die Flüchtlinge waren nahe am Ziel ihrer sehnlichen Wünsche. Alle Gefahr war um so mehr überstanden, als der Besitzer des gastlichen Hauses versprach, sie am folgenden Morgen auf seinem eigenen Schiffe nach Kanada hinüberzubringen. Die Drei fanden nicht Worte genug, ihren Beschützern für ihre Hülfe zu danken. — Der Hannes beeilte sich am folgenden Tage nicht mit der Rückreise. Seine Thiere waren nach der angestrengten Fahrt der Ruhe bedürftig und er selbst wollte gern noch die Nachricht von der glücklichen Ankunft seiner Schützlinge in Kanada in Empfang nehmen. Gegen Abend kehrte ihr Führmann zurück und bezeugte den Jubel, mit welchem sie die freie, vom Fluch der Sklaverei nicht belastete Erde drüben betraten und den heißen Wunsch derselben, ihren Rettern einmal vergelten zu können, was sie an ihnen gethan.

„Ich thäte es noch einmal, wenn ich's nicht schon gethan hätte," bemerkte der Hannes, „meine Freude ist nicht geringer, als die ihrige." — „Das hätte ich sie aber fragen sollen, aus welcher Gegend von Kentucky sie hergekommen," sprach der Hannes zu sich selbst, als er allein war, „mein Kind ist vielleicht auch dort. Aber Kentucky ist groß, es hat dort mancher Schurke Platz!"

Auch der Führmann, den er fragte, hatte die Flüchtlinge nach ihrem bisherigen Aufenthaltsort und Herrn nicht gefragt.

Am folgenden Morgen trat der Hannes seine Rückreise an. Sie ging nicht weniger rasch von Statten, da der Schlitten erleichtert und die Schneebahn auf der Straße inzwischen fester geworden war. Auch hatte er jetzt weniger Ursache, Spähern auszuweichen. Gleichwohl traf er einen solchen unerwartet an in der Person eines alten Bekannten. Als er am zweiten Tage in einer Taverne Rast machte, fielen bei seinem Eintritt seine Blicke auf einen Mann, der sich augenscheinlich Mühe gab, einen ächten Amerikaner und Gentleman vorzustellen, indem er mit großer Nonchalence sein Füße auf der Lehne eines Sessels ruhen ließ und dabei seinen Kautabak im Mund herumquelschte.

„Was? Ihr seid es, Mathys? rief auf einmal der Hannes aus, Euch hätte ich hier nicht gesucht. Was bringt Euch hieher?"

Es war der Schneidermathys, der verunglückte Prediger vom Auswandererschiffe her.

Der Mathys grüßte herablassend, indem er sich den Anschein gab, den Ankömmling nicht zu kennen und sich erkundigte nach seinem Namen und dem Ursprung ihrer Bekanntschaft; dann wurde er etwas freundlicher, ohne indeß seinen Hochmuth dem Hannes gegenüber fallen zu lassen, der eine ordinäre Farmerskleidung trug und von welchem er vermuthlich annahm, er werde da herum Knecht sein. Er wurde ein noch ein Merkliches herablassender und freundlicher, als er vernahm, daß

Digitized by Google

derſelbe Beſitzer des angefahrenen Geſpanns und ſeiner Farm ſei.

„Was führt Euch hieher?“ wiederholte der Hannes nach dieſen vorangegangenen Auseinanderſetzungen.“

„Es iſt eine verfluchte Geſchichte,“ erwiderte der Matthys. „Drei Neger ſind mir auf einmal entlaufen, ich reiſe ihnen ſchon viele Tage nach bei dieſem verdammten Wetter und in dieſer verdammt langweiligen Gegend. Ich habe ſie noch nicht finden können. Sie werden mir aber nicht entwiſchen, die Schurken. Wenn ſie nach Kanada wollen, müſſen ſie ohne Zweifel hier durch, und da ſoll mich das Wetter verſchlagen, wenn ſie paſſiren können, ohne daß ich ſie entdecke. Es iſt eine verfluchte Race, das Negervolk!“

„So? drei? Ich fürchte, Matthys, Ihr ſeid zu ſpät, vorgeſtern ſind drei Neger gegen den Eriſee auf dieſer Straße gereiſt, ich habe ſie wohl geſehen, obſchon ſie in einem verhängten Schlitten fuhren; die ſind ohne Zweifel ſchon hinüber.“

Der Hannes lächelte verſchmitzt, während er dieſe Worte ſprach, und beobachtete mit einer gewiſſen Schadenfreude den Eindruck, welche ſeine Mittheilung machen werde. — Der Mathys ſprang auf, als er dieß hörte, er trat näher an den Hannes heran in ſichtlicher Aufregung, er wollte mehr wiſſen, als er bereits vernommen, der Hannes ſollte ihm genauer ſagen, wie ſie ausgeſehen, wo er ſie getroffen.

„Wie ſie ausgeſehen, kann ich ſo genau nicht ſagen, nur das weiß ich, daß man ſie eben ſo gut für Weiße halten konnte als für Neger; aber Ihr habt oft bei Euch da unten kurioſe Neger, Ihr nehmt's nicht ſo genau mit der Farbe. Daß es flüchtige Sklaven geweſen, habe ich mir gleich gedacht, ſie wären ſonſt nicht ſo verſteckt im Schlitten drin geſeſſen. Ich ſah ſie einige Stunden vom Eriſee.“

„Das ſind ſie ſchon geweſen,“ antwortete der Matthys aufgeregt und hinüber ſind ſie dann jedenfalls; die Leute hierherum ſind ſchlecht genug, ſolchen Schurken behülflich zu ſein und uns in Schaden zu bringen . . . das Hundepack! Dreitauſend Dollars wenigſtens ſind auf einmal zum Teufel!“

Der Schneidermatthys merkte nicht, wie der Hannes nun erſt eine doppelte Freude hatte über das, was er ſo eben ausgeführt. Sein Aerger verdoppelte ſich, als derſelbe mit anſcheinender Gleichgültigkeit ſich über die Sache ausließ und abſichtlich ſeinem alten Bekannten ſagte, was ihm gut dünkte.

„Ich einmal nehme es den armen Teufeln nicht übel, hob er an, wenn ſie die Gelegenheit benutzen, frei zu werden, ich machte es an ihrem Platze ebenſo, und du auch, Matthys. Sie iſt vor Gott nicht recht, dieſe Sklaverei, der Menſch iſt zur Freiheit berufen, der Neger iſt auch ein Menſch. Auch ſehe ich nicht ein, was unſer Einer Schlechtes thun ſoll, wenn er dieſer Wahrheit und ſeiner Ueberzeugung gemäß handelt und Anderen zur Freiheit verhilft, welche er für das Gemeingut aller Menſchen hält. Wenn Ihr da im Süden Euch eines Laſters ſchuldig macht, warum ſollen wir uns eben deſſelben ſchuldig machen und Euch in der Uebung desſelben beiſtehen?“

Der Schneidermathys ſah den Hannes bei dieſen Worten verwundert an. Er hatte nicht den Muth, ihn ferner ſtolz und vornehm zu behandeln, nicht einmal den Muth, die Sklaverei entſchieden zu vertreten. Er bemerkte bloß, die Neger ſeien darum nicht Menſchen wie die Anderen.

„Aber Menſchen ſind ſie, erwiderte der Hannes mit Wärme, auf das Mehr oder Weniger der Gaben kommt es nicht an, Menſchen ſind ſie, und nicht Thiere! Uebrigens da unten am Miſſiſſippi iſt's auch Eins, ob Neger oder nicht, Sklaven wollt Ihr. Darum hat mir ein ſolch elender Kerl von Sklavenhalter meinen Buben geſtohlen, und ich bin überzeugt, er will ihn zum Sklaven machen, obwohl er doch kein Neger iſt, ſondern ein Menſch wie andere.“

Der Hannes merkte nicht, wie der Schneidermathys bei der letzten Aeußerung aufhorchte und im Begriffe ſtund, eine Frage zu ſtellen, und eine Mittheilung an dieſelbe zu knüpfen. Er fuhr in ſeinem Eifer fort: „So? alſo ein Sklavenhalter biſt du geworden, Mathys? Weißt du noch, wie viel Du auf der Reiſe von Freiheit und Gleichheit geredet, von Unterdrückung und Knechtſchaft in Europa. Aber ſo iſt's oft, wer am lauteſten die Freiheit predigt, der wird bei erſter Gelegenheit ein Tyrann und Menſchenquäler.“

„Eigentlich bin ich nicht Sklavenhalter,“ bemerkte der Mathys ruhig und kleinlaut, Du mußt mich nicht falſch verſtehen, ich habe nicht geſagt, daß die entlaufenen Sklaven mein ſeien, ich bin nur angeſtellt bei Demjenigen, dem ſie gehören. Aber à propos!...“

Der Hannes unterbrach ihn: „Alſo nicht Sklavenbeſitzer, aber Sklavenvogt, Sklavenaufſeher, Sklavenjäger! Wie kannſt Du ſo etwas ſein, ohne Dich zu ſchämen? Ein Mann, der, wie er ſagte, der Freiheit zu lieb nach Amerika gezogen iſt!“

Der Mathys biß ſich auf die Lippen und wurde roth vor Aerger. Er hatte dem Hannes gegenüber den vornehmen und reichen Herrn ſpielen wollen, und nun war er ſo ſchmählich aus der Rolle gefallen. „Ein Jeder verdient ſein Brod wie er kann,“ meinte er.

„Ja, auf eine ehrliche Art, Mathys,“ antwortete der Hannes, indem er ſich anſchickte, weiter zu gehen.

Der Mathys verabſchiedete ſich kalt und mürriſch von ihm. „Wärſt Du anders geweſen, äußerte er vor ſich, als der Hannes draußen war, ich hätte Dir etwas ſagen können, das Du wohl längſt gern gewußt. Du haſt es Dir ſelbſt zuzuſchreiben und Deiner Grobheit, daß ich's nicht gethan.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Man hörte jetzt Wasser rauschen und befand sich bald am Ufer eines etwa dreißig Fuß breiten Flusses, der aber nicht sanft und geräuschlos, sondern tobend seine Bahn verfolgte.

Der Doktor, welcher so schlecht Portugiesisch sprach, daß er sich nicht einmal der Frau Müllerin in dieser Sprache verständlich zu machen im Stande war, begann jetzt in einem nicht viel besseren Französisch sich mit dem Vetter zu besprechen, und obgleich Martin weder gut noch schlecht Französisch verstand, sah er doch aus den lebhaften Gestikulationen der Beiden, daß man sich über die Art und Weise des Weiterkommens besprach. Der Neger zeigte auf den Fluß und machte die Bewegung des Ruderns, indeß der Doktor lebhaft gestikulirt und mit Hand und Arm in der Luft Wellenlinien beschrieb.

Sie schienen sich jetzt geeinigt zu haben, und der Doktor wendete sich gegen Martin und sagte: „Es gibt einen Hauptspaß, gleich dort unten liegt ein Canoe, und wenn wir uns dessen bedienen, schneiden wir fast die Hälfte des Weges ab, der noch vor uns liegt. Aber der Fluß hat auf seinem Grunde, sichtbar und nicht sichtbar, eine Menge von Baumstämmen, über welche wir hinweggleiten müssen. Bisweilen schlägt das Boot um. Stellen Sie sich einmal vor, wie es dann possirlich sein muß, wenn wir Alle so an's Ufer schwimmen und wie wir uns dann Alle tüchtig auslachen!"

Er lachte wirklich herzlich bei diesen Worten.

Es dauerte nicht lange, bis man an Ort und Stelle kam, und dort sprangen die beiden Schwarzen sogleich in's Boot und nahmen am Vordertheile Platz; der Doktor setzte sich in die Mitte, und Martin ließ sich am Steuer nieder, welches aber abgenommen war, da die beiden Rudernden im Vordertheile dem Boote die Richtung mit ihren Rudern geben mußten.

Die Fahrt ging lustig vorwärts, und von den verheißenen Baumstämmen war Nichts zu sehen. Die Ufer waren meist mit dicht und enge verwachsenen, mächtigen Rohrpflanzen bewachsen, zwischen denen einzelne Baumriesen hervorschauten, deren Aeste weithin über den Fluß ragten, und von welchen Schlingpflanzen in die Wellen hinabtauchten. Bisweilen erschienen aber auch vom Baumwuchse freie Stellen, welche einen flüchtigen Blick in die Tiefe des Landes erlaubten, Schwärme der verschiedenartigsten Sumpfvögel hatten meist an solchen Blößen Platz genommen, und erhoben sich beim Herannahen des Bootes mit furchtbarem Geschrei in die Luft.

„Das Alles ist so übel nicht, wenn der Sumpf nicht wäre, dem wir uns immer mehr nähern, und wenn die Baumstämme nicht noch kommen", dachte Martin.

In demselben Augenblicke passirte man eine Krümmung und jetzt sah man in einer geringen Entfernung einen mächtigen Baumstamm quer über dem Flusse liegend, und offenbar die ganze Passage versperrend. An dem Ufer standen hochauf die mächtigen Wurzeln, wie knorrige Riesenhände in die Luft ragend, am andern hatte die niederstürzende Krone eine mächtige Lücke in das Buschwerk geschlagen. Die Aeste des riesigen Stammes waren längst erstorben, aber eine jüngere Baumgeneration begann bereits auf seinem Leichname Platz zu nehmen.

„Jetzt hat die ganze Tollheit ein Ende, dachte Martin, denn da hinüber kann dieß verwünschte Boot auf keinen Fall."

Er hatte sich getäuscht. Ohne ein Wort zu verlieren, hielt man auf den Stamm zu, als sei er gar nicht vorhanden; aber angelangt an demselben, legte man quer, die Frau Müllerin und ihr Vetter sprangen zwei Affen ähnlich, vom Boote auf den Stamm, der Doktor folgte und rief Martin zu, ein Gleiches zu thun. Dann hob man das Boot auf den Stamm und ließ es einfach auf der anderen Seite wieder in's Wasser gleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die scheintodte Frau.

(Schluß.)

Ein Strahl kalten, boshaften Hohnes zuckte durch ihr Gesicht, als sie mich erblickte, denn sie errieth sofort, warum ich komme. Ich begann ohne alle Umschweife mit den Worten:

„Madame, Ihr Mann liegt schwer krank in einem fremden Hause darnieder."

Sie erwiderte kalt und trocken:

„Lassen Sie ihn nur hierher schaffen! Er wird schon wieder gesund werden."

Ich mußte schärfere Saiten aufziehen und sagte mit tiefem Nachdruck:

„Madame, Ihrem Manne ist ein schweres Unglück widerfahren."

„So? — Mir auch!" entgegnete sie starr und dumpf.

„Ihr Mann wird bald todt sein!"

„Nun, das ist ja gut für uns Beide. Dann brauche ich auch nicht mehr zu leben."

„Warum nicht, Madame?"

„Weil ich ihn dann nicht mehr zu quälen brauche. Das war ja meine letzte Lebensaufgabe. Die hatte mir der ewige Richter alles Bösen auferlegt."

Digitized by Google

Ich weiß nun nicht, wie mir auf einmal der Gedanke und die Unwahrheit kam, zu sagen:

„Nun, Madame, ich wollte Sie nur vorbereiten. Ihr Mann ist weit mehr als krank, als unglücklich, als dem Tode nahe, — er wird wahnsinnig werden!“

Das durchzuckte sie wie ein Blitz; sie schreckte zusammen, dann schrie sie laut auf:

„Herr Gott im Himmel! Er wird doch wohl nicht . . .?“

In diesem Augenblicke fühlte ich, daß ich die rechte Saite angeschlagen hatte, ich sah die Möglichkeit einer Rettung Beider vor mir.

Ganz ruhig und behutsam, aber so scharf, klar und eindringlich, als ich es nur vermochte, schilderte ich ihr den ganzen qualvollen Seelenzustand ihres Mannes, seine Reue, seine am Sarge erwachte Liebe zu ihr und den Kindern, die furchtbare Strafe, welche er schon erduldet habe, dann die alleräußerste Gefahr, daß jeden Augenblick der Wahnsinn ausbrechen könne, daß er ausbrechen müsse. Sie hörte Anfangs regungslos, ja selbst theilnahmlos zu, bis das Wort Wahnsinn sie wieder wie elektrisch berührte. Ich faßte das rasch wieder auf und rief streng:

„Sie selbst, Madame, sind wahnsinnig, oder Sie müssen es werden, wenn das so fort geht.“

Sie fuhr mit der Hand über Augen, Stirn und Gesicht; sie ward immer unruhiger, ängstlicher; dann murmelte sie heftig:

„Ja, ja! Sie mögen Recht haben. O gewiß, Sie haben Recht! Aber was ist denn zu thun? O Gott, o Gott, bewahre mich und meinen armen Mann vor Wahnsinn! Herr Inspektor, helfen Sie, helfen Sie!“

Ihre Stimme, ihre Züge, ihre ganze Haltung wurde schon weicher; sie sah mich ängstlich, hülfeflehend an. Ich sagte:

„Holen Sie Ihren Mann bei mir ab, bald, wenn ich fort bin. Kommen Sie, um Aufsehen zu vermeiden, durch die Anlagen und den Garten herein. Seien Sie dann gut mit ihm, und mit Gottes Hülfe kann sich's vielleicht noch zum Besten wenden.“

„Ja, ja, ich komme bald — sogleich; Und ich will gut sein.“

„In einer halben Stunde denn. Gott befohlen!“

Ich ging zurück zu dem Unglücklichen und sagte nur:

„Herr Börner, ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen zu Ihrer Frau zurück. Sie wird gleich kommen und Sie abholen.“

Was ich bezweckte, schien mir nur allzu sehr — weit über die beabsichtigte Gränze hinaus — erreicht zu sein. Ich fürchtete fast, wie man sagt, den Teufel an die Wand gemalt zu haben: denn der unglückliche Mann geberdete sich wirklich fast wie wahnsinnig in Furcht und Qual. Ich mußte ihm eine Zeit lang tröstend zusprechen — da klopfte es leise an und die Frau trat ein. Es ertönte ein Schrei von Beider Lippen und die Frau stürzte vor dem Manne jammernd, bittend flehend nieder, umfaßte und streichelte ihn und drückte seine Kniee in ihre zitternden Arme. Er sah wie verwirrt sie an; er ließ es wie verwirrt geschehen, dann sah er stumpf und starr auf mich, und es schien ihm ein erhellender Gedanke zu kommen, der sein Gesicht nach und nach durchzog. Er strich die wirren, grauen Haare zurück und blickte mit fragender, zweifelnder Zärtlichkeit wieder auf die bedende Frau.

Seine Augen wurden naß; — da sah die Frau ihn an mit befreitem Herzen, mit flehendem Dank nach Oben und doch auch mit banger Sorge, bis ihr die Thränen aus den Augen stürzten. Beide weinten voll und laut und ich will es nicht leugnen, daß auch dem abgehärteten Polizeimanne die Augen feucht wurden.

Wie eine Mutter ihr Kind, so bewachte, hütete und pflegte ich nun die beiden erschlossenen Herzen noch längere Zeit, bis ich ihrer Genesung und Vereinigung völlig sicher war.

Sie haben nicht lange mehr gelebt, die Beiden, aber sie lebten doch noch in Frieden und Freude und Gemeinschaft mit ihren Kindern.

Raumgefälligkeiten.

Als die Italiener Mestre bei Venedig besetzten, legten sie auch eine halbe Kompagnie Soldaten in eine prachtvolle, dem österreichischen Feldzeugmeister Grafen Gyulai gehörige und von ihm bewohnte Villa in der Nähe jenes Platzes. Gyulai soll die Aufnahme der Truppen verweigert haben und am Tag darauf im Auftrag Cialdini's nach Rovigio gefangen abgeführt worden sein, wo er übrigens mit allen seinem Rang zustehenden Ehren behandelt werde. (Eine rücksichtsvolle Behandlung Seitens der Italiener hat Graf Gyulai allerdings durch seine Armeeführung im Jahre 1859 verdient.)

An der Cholera sind in Danzig bis zum 8. d. erkrankt im Ganzen 1008 Personen. — In Breslau sind vom 8. auf den 9. an der Cholera erkrankt 169, gestorben 103 Personen. (Die Cholera scheint demnach in Breslau mit großer Heftigkeit aufzutreten.) — In Berlin sind bis zum 13. 5699 Personen an der Cholera erkrankt und 3249 gestorben, genesen sind 936, noch in Behandlung blieben 1592. Der Zugang von Erkrankungen betrug vom 11.—12. Mittags 32, vom 12. bis 13. 46.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 196 Montag, 20. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

IX.

Als der Hannes mit den drei Flüchtlingen fort war, kam am selben Nachmittag ein Herr zu Pferde beim Haus des Gontenhannes an. Er band sein Thier an die äußere Umzäunung und umschritt das Haus zu Fuß, wie wenn er da etwas verloren hätte. Der Jakob schaute ihm ein Weilchen von ferne zu, dann trat er näher, schnauzte ihn derb an, was er hier zu thun und zu suchen habe. Der Herr fragte in ruhigem Ton, ob die letzte Nacht Niemand in dem Hause angelangt sei, und Quartier verlangt habe.

„Weiß nicht", lautete die kurze und barsche Antwort. —

„Wer ist mit dem Schlitten fortgefahren, dessen Spuren hier im Schnee zu sehen sind?"

„Der Meister diesen Morgen. Uebrigens, was geht das Euch an, das Haus ist unser, macht, daß Ihr fortkommt, ich dulde hier, so lang der Herr fort ist, kein Spioniren von fremden und verdächtigen Personen."

Der Herr ließ sich nicht aus der Fassung bringen, er verlangte die Frau des Hauses zu sprechen.

„Ich will's ihr sagen", bemerkte der Jakob; während er dem Hause zuging, schaute er beständig zurück, wie Einer, der die Finger eines Schelms im Auge behalten will. „Da ist Einer unten," sagte er zum Aenneli, hastig eintretend, der Euch zu sprechen wünscht, der Kerl sieht demjenigen auf's Haar ähnlich, der der den Hanesli gestohlen hat."

Das Aenneli schrack zusammen, es zitterte und wurde bleich. Erst nach einer Weile befahl es, den Mann herauf zu führen.

Der Herr — es war Niemand anders, als der John Falster, der Reisegefährte auf dem Dampfschiffe — schien sichtlich betroffen, als er dem Aenneli gegenüberstand, er erkannte es ohne Zweifel wieder. Doch faßte er sich um so leichter, als er noch Hoffnung hatte, seinerseits nicht erkannt zu sein.

„Ich komme, Madame, mich zu erkundigen, ob nicht kürzlich hier drei flüchtige Neger angekommen sind, ich hoffe, man werde mir die Hand bieten, sie zu entdecken und wieder einzubringen."

„Neger? nicht daß ich wüßte," antwortete das Aenneli zitternd vor Aufregung, nein, Neger nicht!"

Der Angeredete schien der Aussage wenig Glauben zu schenken, er zeigte dieß auch, indem er wieder der Spuren eines Schlittens erwähnte, der vom Hause weggefahren. Er wies auf das Gesetz hin, welches verbiete, flüchtigen Sklaven Vorschub zu leisten, er drohte mit gerichtlicher Klage.

Das Aenneli, welches nicht mehr recht wußte, wie die Sache anpacken, fing an warm zu werden, da Derjenige, der an ihnen die Schurkerei begangen, nun noch die Frechheit hatte, als Ankläger gegen sie auftreten zu wollen. Der Jakob war inzwischen eingetreten, theils aus Neugierde, theils weil er gern dabei sein wollte, wenn's zu einem Ausputzen käme, er verspürte gleich von Anfang an nicht wenig Lust, die früher dem Mann, wenn er ihn hätte, verheißenen Schläge nachzuholen.

„Ihr habt wenig Ursache, so zu reden, Herr," bemerkte das Aenneli. Eigentlich ist's recht, daß Ihr selber da seid, um Auskunft zu geben, was Ihr mit unserem Büblein angefangen, das Ihr auf dem Dampfschiff gestohlen habt."

Der Angeredete schien über diese Aeußerung gar nicht betroffen, er mußte ja von Anfang an, nachdem er das Aenneli erkannt, auf dieselbe gefaßt sein, er war mit sich schon im Reinen über das Verfahren, welches er dießfalls zu beachten hätte.

„Ich verstehe nicht, Madame, was Ihr da sagt. Ihr müßt mich offenbar für den Unrechten halten, Ihr hättet genauer sehen sollen, um nicht einen Unschuldigen zu beleidigen."

Da platzte der Jakob im höchsten Zorne über die Frechheit des Mannes heraus: „Sehet den infamen Schurken, jetzt läugnet er noch und thut, als kenne er uns nicht, und bin ich doch selbst dabei gewesen und kenne ihn. Mach' daß Du fortkommst, Du Spitzbube, oder ich werfe Dich hinaus, daß Du daran denken sollst."

Das Aenneli wollte den Jakob begütigen, umsonst.

„Laßt mich nur machen, Meisterin, wißt Ihr noch, wie oft ich's gesagt, wenn ich ihn hätte, ich schlüge ihn halbtodt, den Kinderschelm."

Digitized by Google

Die Sprache war deutsch und deutlich. Der Fremde verstand sie. Er hielt es unter diesen Umständen wirklich für's Angemessenste, möglichst schnell aus der Schuß- und Treffweite zu kommen. Während er einen scheuen und halbbesorgten Blick auf die Fäuste des Jakob warf, maskirte er seinen Abzug durch die Miene verletzter Unschuld und durch die Drohung, bei Gericht eine Klage anhängig zu machen wegen Ehrverletzung und Uebertretung der Sklavenbill. — Es war, als habe der Hund im Hof drunten die Scene verstanden, die so eben oben vorgefallen, und als wolle er dem Jakob seine Rolle streitig machen, so bellte und knurrte er den Heraustretenden an und suchte ihm den Ausgang zu verwehren, bis ihn endlich das Aenneli vom Fenster aus zur Ruhe wies. Der Jakob war nachgegangen bis vor die Hausthür, in der Hoffnung, der Abziehende gebe ihm vielleicht Anlaß, anzubinden, er hätte ihn gar zu gerne in seine Finger genommen. Der Fremde hütete sich aber wohl, ihn irgendwie zu reizen. Er bestieg rasch sein vor der Umzäunung stehendes Pferd und ritt davon. — Als Jakob wieder hinauf kam, machte er dem Aenneli Vorwürfe, daß es ihn nicht habe gewähren lassen, so hätte man ihn doch nicht sollen abziehen lassen.

„Eigentlich," bemerkte das Aenneli, „wissen wir jetzt so viel als vorher, nicht einmal, wo er daheim ist. Nein, wie dumm haben wir's angefangen. Ich hätte besser gethan, wenn ich wegen des Hanesli geschwiegen und ausgefragt hätte."

„Soll ich ihm nach," fragte der Jakob, „und ihn packen?" Er kam wieder ganz ins Feuer.

„Das nützt nun nichts mehr," erwiderte das Aenneli. „Er wird nicht auf Dich warten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

„Einsteigen! Vorwärts!" rief der Doktor, und ehe noch Martin, der mechanisch wacker mitgeholfen hatte, sich besinnen konnte, fuhr man bereits wieder lustig stromabwärts.

Aber kurze Zeit darauf bekam plötzlich das Boot einen mächtigen Stoß, bäumte sich auf und glitt indessen, allerdings in etwas schiefer Richtung, über einen unsichtbaren Gegenstand unterhalb des Wassers hinweg. — „Hopsa!" rief der Doktor.

Einige Augenblicke darauf wiederholte sich derselbe Vorgang, nur neigte sich das Boot dießmal noch mehr auf die Seite, so daß Martin fast herausgestürzt wäre! — „Festhalten, Vollbart!"

Jetzt kamen in kurzen Zwischenräumen einige leichtere Stöße, und mehrere hundert Schritte weiter abwärts sah man einen ähnlichen Baumstamm, wie den kurz vorher passirten, quer über den Fluß ausgestreckt.

Der Vetter der Müllerin zeigte auf dieß neue Hinderniß und sagte einige Worte zum Doktor. Dieser nickte zustimmend, und sagte hierauf zu Martin: „Der brave Kerl zeigt mir an, daß auf der andern Seite jenes Baumstammes die eigentlichen gefährlichen Stellen beginnen, indem dort die meisten Stämme in das Flußbett eingerammt sind. Wir sollten uns dort recht festhalten, denn das Herausfallen in dieser Stromgegend sei nicht gut. Warum, hat er nicht gesagt. Haben wir aber einmal diese Strecke hinter uns, so sind wir in einer Viertelstunde am Reptilien-Sumpfe. Bis dorthin müssen wir aushalten."

„So, so!" sagte Martin halblaut, aber er hatte seine besonderen Gedanken. Er begann sich zu ärgern. Es kommt bieweilen vor, daß lammfromme Menschen, welche jedem Anlaß zum Streite sorgfältig aus dem Wege gehen, wenn man ihnen eine, in ihren Augen gefährliche Sache zumuthet, gegen ihre sonstige Gewohnheit plötzlich sehr böse und unangenehm werden.

Martin schien jetzt in eine ähnliche Aufregung gerathen zu sein. „Bis dahin müssen wir! Der freie Mann muß nicht, er will!" brummte er.

Man war mittlerweile zum hemmenden Baumstamme gekommen, man hatte wie vorher quer gelegt und Martin hatte getreulich geholfen, das Boot auf die andere Seite zu bringen, wo sich im Wasser bereits verdächtige Stellen zeigten.

Jetzt aber ging er langsam und vorsichtig den breiten Stamm entlang und auf das Ufer zu. Die Neger und der Doktor hatten bereits wieder Platz genommen, und erst jetzt bemerkte der Letztere Martins Thun. — „He, Vollbart, geschwind, wo wollen Sie denn hin? Wir müssen fortfahren!"

Aber dieser gab keine Antwort, sondern ging sorgsam auf seinen Weg achtend und sich an den abgestorbenen Aesten des Baumes haltend, fürbaß. Dann machte er einen Sprung und stand auf festem Boden.

„Fahrt zum Teufel!" sagte er, indem er durch das Laubwerk blickte und das Boot wirklich seinen Weg fortsetzen sah. Hatte die Strömung das Boot fortgerissen, oder war man absichtlich weitergefahren, er wußte das nicht, und im Augenblicke war ihm dieß auch vollkommen gleichgültig. Er hatte die fatalen Baumstämme erspart und war vom Besuche des Amphibien-Sumpfes befreit; diese zwei Dinge allein waren es, die ihn gegenwärtig glücklich machten.

„Jetzt liegen sie vielleicht schon Alle im Wasser, dachte er, und schwimmen ans Land. Das wäre ein Spaß, sagte der Doktor. Es ist gar zu einfältig, das einen Spaß zu nennen!"

Unter solchen Gedanken schritt er rüstig vorwärts, was er um so eher konnte, da der Baumwuchs nicht so dicht war, wie es häufig in jenen Gegenden der Fall

Digitized by Google

ist. Längst schon hörte er das Rauschen des Flusses nicht mehr, als er plötzlich daran dachte, wie er wieder nach Hause kommen wollte. Er bedauerte, nicht auf das andere Flußufer gegangen zu sein; denn nun lag der Fluß zwischen ihm und dem schützenden Dache des Doktors. Dorthin zu kommen, mußte er wieder über's Wasser — der übergefallene Baumstamm war die Brücke, die mußte er wieder aufsuchen, eine Zeit lang lief er zurück, dann hielt ihn ein undurchdringliches Gesträuppe auf. Er wendete sich wieder und lauschte stets nach dem Rauschen des Flusses, aber Nichts ließ sich hören. Dann kam er in einen hochstämmigen Wald, in einen Wald, wie er noch nie einen gesehen. Stämme von einer unbegreiflichen Dicke, von noch unbegreiflicherer Höhe, dazwischen die wunderbarsten Blattformen des weniger hohen Gesträuches, die prachtvollsten blühenden Blüthen und Blumen. Lianen durch das Alles sich windend und ziehend, Lianen von der Stärke eines Männerleibes und Hunderten von Ellen Länge. Aber was kümmerten ihn die Riesen des Urwaldes, die glänzenden Blumen und die grotesk geschlungene Draperie der Schlingpflanzen? Er hatte sich verirrt, das fühlte er jetzt mit Schaudern, und vielleicht wären manchem beherzteren Manne, als er, wohl auch Bedenken aufgestiegen in ähnlicher Lage.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erfinder des Zündnadelgewehres.

Die neueste Nummer des „Daheim" enthält einen Aufsatz: „Ein Besuch bei dem Erfinder des Zündnadelgewehres", welcher bei dem großen Aufsehen, welches in jüngster Zeit leider diese Erfindung hervorgerufen hat, auch viel Interessantes bietet. Wie Hr. v. Dreyse, der nunmehr im Alter von 78 Jahren steht, dem Besucher erzählte, entstand die Idee der Verbesserung der preußischen Waffe in ihm schon im Jahre 1806, wo er als reisender Handwerksbursche — Schlossergeselle — auf der Reise nach Frankreich wenige Tage nach der Schlacht auf das Schlachtfeld bei Jena gekommen, dort ein preußisches Gewehr aufgenommen, geprüft und gefunden habe, daß man sich nichts Schlechteres denken könne. In Paris, wo er die Grundlage zu dem erlernt, was er später als Gewehrfabrikant geleistet, sei er von dem tüchtigsten Offizier jener Branche, dee damals in Frankreich lebte, Obrist Pauli, vielfach beschäftigt worden. Einen Riesenschritt vorwärts hätte seine Idee gemacht, als ihm Pauli mittheilte, daß er vom Kaiser beauftragt sei, ihm ein Gewehr zu konstruiren, welches von hinten geladen werde. Augenblicklich hätte er begriffen, daß diese Idee der eigentliche Kern der Verbesserung der preußischen Waffen sei. (Hienach hätte Napoleon I. auch seinen Antheil an Erfindung der Hinterladungswaffe!) Dem Obrist Pauli sei die Konstruktion zwar gelungen, aber dieselbe sei so komplizirt gewesen, daß die Waffe in kundigen Händen eine äußerst gediegene, für Soldaten im Felde aber vollständig unbrauchbar war. Sehr interessant ist die nun folgende Erzählung der Hindernisse, die sich der Einführung seiner Erfindung, zu deren Vollendung er nahezu 30 Jahre verwendete, entgegenstellten. Vorzüglichen Dank schulde er in dieser Beziehung dem jetzigen Generallieutenant a. D. v. Priem und dem verstorbenen Flügeladjutanten v. Witzleben, welche beiden Männer lebhaft für seine Erfindung sich angenommen und es endlich durchgesetzt hätten, daß Proben angestellt worden wären, auf welche Forderung man lange nur geantwortet habe: „Es ist Unsinn." Herr v. Dreyse ist übrigens mit den Erfolgen seiner Erfindung im böhmischen Feldzuge nicht zufrieden. Er findet, daß die preußischen Verlustlisten zu groß seien. Die Preußen hätten mit den Oesterreichern Kämpfe gehabt, in denen Letztere nicht mehr Todte und Verwundete als Erstere gehabt hätten; und so etwas dürfe sich die Zündnadel doch nicht nachsagen lassen. (Dieß wird man derselben auch in den Kämpfen mit den Bayern nachsagen können!) Herr v. Dreyse spricht voraus, daß nach diesem Kriege alle anderen Nationen die Zündnadelgewehre nach preußischem Systeme in ihren Armeen einführen werden, und fürchtet, daß dieselben, da sie die Fehler der preußischen Zündnadel genau beobachtet hätten, diese vermeiden und vielleicht der preußischen Bewaffnung wieder vorauskommen werden, besonders viel fürchtet er von Frankreich, da er vor der französischen Waffenfabrikation die größte Achtung hege. Er hat aber schon eine Antwort bereit auf die möglichen ausländischen Verbesserungen des preußischen Zündnadelgewehrs. Als solche zeigte er dem Besucher ein neukonstruirtes Gewehr, über dessen fremdartiges Aussehen der letztere ganz frappirt war. Der Besucher darf aber dieses neue Gewehr nur soweit beschreiben, daß es $3^1/_2$ Pfund weniger wiegt als das bisherige, ganz von Eisen ist, ebenso weit und sicher trägt wie die jetzigen, dem Soldaten beim Exerzieren, Marschiren und besonders beim Schießen viel bequemer ist, daß weder Feuer noch Wasser ihm im Geringsten schadet, daß es sich besser als alle bisherigen Waffen zum Bajonnetfechten eigne, und daß die Herstellung per Stück um 3 Thaler billiger komme. In Sömmerda, dem Wohnorte Dreyse's, — erzählt am Schlusse der Besucher — soll überall das Gerücht gehen, daß Dreyse binnen Kurzem dem Könige von Preußen für die Armee neue von ihm erfundene Kanonen zur Disposition stellen werde, die bestimmt sein sollen, in der preußischen Artillerie eine ebenso große Revolution hervorzurufen, wie die Zündnadelgewehre es in der Infanterie gethan haben. Dieß sagt aber nur das Gerücht, Hr. v. Dreyse hat hievon dem Besuchee nichts erzählt. Dieß ginge auch noch ab, daß man in künftigen Kriegen mit Zündnadelkanonen schießen würde!

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Karl v. Wachter. †] Am 13. v. M. starb in dem Gefecht bei Frohnhofen-Laufach an der Spitze seiner Kompagnie den Heldentod der großh. hess. Hauptmann Karl v. Wachter, geboren am 18. Jan. 1819. Ein Sohn des im Waffendienst ergrauten jetzigen großh. hess. Kriegsministers, General der Infanterie v. Wachter, war seine Jugenderziehung schon dem Ernst seines künftigen Berufs angemessen und begünstigte bei vortrefflichen Anlagen im Laufe der Zeit die Entwicklung eines so männlich festen, ächt militärischen, mit ganzer Seele seinem Stande, Fürsten und Vaterland anhängenden Charakters, wie wir ihn in dem Dahingeschiedenen betrauern. Seine Brust war geschmückt mit dem großh. hess. Verdienstorden Philipps des Großmüthigen, dem Dienstehrenzeichen für 25 Dienstjahre, dem Feiddienstzeichen und der großh. badischen Gedächtnißmedaille für den Feldzug in Baden 1849. Nicht nur ein ganzer Soldat, auch ein ganzer Mensch war v. Wachter. Voll umsichtiger Sorge für seine Untergebenen, war er der beste Kamerad und Freund und in seiner Familie der treueste, liebevollste, sorgsamste Sohn, Bruder, Gatte und Vater. Möge die Erde ihm leicht sein!

Der in dem Gefecht bei Kissingen am 10. Juli gefallene Hauptmann im bayerischen Generalquartiermeisterstabe, Eduard Schlagintweit, ein jüngerer Bruder der bekannten Reisenden, hatte den Ruf eines der begabtesten Offiziere des bayerischen Heeres und war namentlich dadurch auch in größeren Kreisen bekannt geworden, daß er zur Zeit des Kriegs der Spanier in Marrokko dem Hauptquartier des Marschalls O'Donnell, Herzogs von Tetuan, sich angeschlossen hatte; in Folge dessen wurde er auch Inhaber der Medaille der Campana d'Afrika, so wie mit dem königl. spanischen St.-Ferdinands-Orden dekorirt. Seine Erfahrungen in diesem Feldzuge legte er nieder in dem 1863 erschienenen, nicht bloß militärisch, sondern auch ethnographisch wichtigen Werke: „Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt. Mit einer lithographirten Terrainkarte."

In einem Briefe des in preußische Gefangenschaft gerathenen und im Spitale zu Nachod befindlichen österreichischen Feuerwerkers Anton Ulzer an seinen in Wien lebenden Vater befindet sich folgende Stelle: „Die Schlacht bei Königgrätz hatte sich zu unserem Nachtheile gewendet, und die Preußen rückten gegen unsere Batterie, als ich eine Kugel in die Brust erhielt und für todt liegen blieb; kurz darauf zog sich die Batterie, durch die Stürmenden gedrängt, auf eine Anhöhe zurück, von wo aus sie ein verheerendes Feuer gegen die vorrückenden Preußen eröffnete. Diese, um sich vor dem Feuer zu schützen, suchten die herumliegenden Leichname zusammen und häuften sie übereinander zu einem Walle, auch mich, der ich leblos mit einer Brustwunde dalag, nahmen sie ebenfalls und warfen mich auf den Leichenhaufen, hinter welchem sie verschanzt das Feuer der Batterien erwiderten. Durch diesen furchtbaren Lärm und das Schmerzen meiner Wunde wieder zur Besinnung gelangt, erfah ist erst, in welch' entsetzlicher Lage ich mich befand, rings um mich schlugen die Kugeln in die Leichen und jeden Augenblick mußte ich auch eine gewärtigen. Mit Zusammenraffung all meiner Kräfte bat ich einen hinter mir stehenden preußischen Soldaten, mich aus meiner Lage zu befreien. Vor Ueberraschung ließ dieser das Gewehr fallen, und mit Lebensgefahr, da er dadurch eine Bresche in den Leichenwall machen mußte, die ihn blosstellte, rettete mich der brave Mann, Friedrich Schumann heißt er, aus meiner furchtbaren Lage und veranlaßte, daß ich aus der Schlachtlinie getragen wurde, worauf ich in das Spital zu Nachod kam."

In Breslau sind am 11. August 229 Personen an der Cholera erkrankt und nicht weniger als 172 gestorben. Im Ganzen sind in Breslau bis zu genanntem Tage 2363 Personen an der Cholera erkrankt und 1555 gestorben, während die Zahl der Genesenen nur 205 beträgt.

Charade.

Zwei Sternlein funkeln dir immerdar
Es nennt sie mein erstes Sylbenpaar.
Ach! ohne sie sinket der Welten Pracht
In ewiges Dunkel der tiefsten Nacht.
Doch wenn die Sternlein noch strahlend blinken,
Kann auch das Letzte aus ihnen winken.
Das Ganze? So eben nur ist es verschwunden,
Und eben nur hast du es wieder gefunden.
Doch nütze es weise zum ewigen Glück,
Verloren, weint's keine Thräne zurück.

Auflösung der Charade in Nr. 192:
Unglaube.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 197 Dienstag, 21. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Recht wäre es dem Sklavenhalter Mitchel eben nicht gewesen, wenn er festgehalten worden wäre, er wußte wohl, daß er hier am unrechten Ort angekommen, und daß es nicht gerathen sei, sich weiter einzulassen; sein Streben mußte sein, dem Gontenhannes möglichst unbekannt zu bleiben.

So sehr er darum für sich überzeugt sein mochte, daß die Flüchtlinge hier Hülfe gefunden, so wenig war es ihm ernst damit, gegen Diejenigen Klage zu erheben, welche ihnen weiter geholfen, er mußte selber froh sein, wenn er nicht weiter behelligt und verfolgt wurde.

Eben deßwegen kochte es in seinem Innern vor Zorn und Wuth, als er fortritt. Es mußte ihm an drei Negern sehr viel gelegen sein, er knirschte mit den Zähnen, er fluchte vor sich hin darüber, daß die drei Schurken gerade bei den Leuten hätten einkehren müssen, vor welchen er sich nicht einmal zeigen dürfe. Je weniger er in der Lage war, gegen den Gontenhannes als Fluchtbeförderer gerichtlich aufzutreten, um so mehr war er entschlossen, an demselben auf andere Weise Rache zu nehmen und, wenn möglich, ihn und die Seinen unschädlich zu machen. „Das thu' ich", sprach er vor sich hin mit einem schadenfrohen, teuflischen Lachen, indem er rasch sein Pferd links auf einen nichts weniger als guten Weg dem Walde zulenkte. Ein Unbekannter würde gedacht haben, was will der Reiter dort drüben, der geht irre. Herr Mitchel ging nicht irre, er wußte, was er dort wollte.

Mehrere Stunden südlich von den schweizerischen Ansiedlern bei Wincheſter lebte mitten im Wald der rothe Jost, wie man ihn in der Umgegend nannte. Er war kein Bauer, das Hacken und Pflanzen wäre ihm zu mühsam gewesen und zu prosaisch, er lag dem poetischen Geschäft der Jägerei ob, daneben trieb er Anderes, was oft bei Denen, die es treiben, zu einem unpoetischen Ende führt. Woher er stammte, wußte man nicht, er radbrechte mehrere Sprachen. Man scheute und mied ihn, ohne daß man eigentlich sagen konnte, warum. Seine Nachbarn hatten das Gefühl, daß er nicht sauber sei. — Den rothen Jost wollte Mitchel aufsuchen im Walde. Der Kukuk weiß, woher seine erste Bekanntschaft mit demselben datirte, es galt hier jedenfalls das Sprüchwort, daß Gleiches und Gleiches sich findet und gesellt. Der rothe Jost lieferte ihm Pelze und Felle, welche der Meister Mitchel ihm abnahm, um sie wieder zu verhandeln. Aber jedenfalls machte der rothe Jost mit ihm noch andere Geschäfte und leistete ihm noch andere Dienste. Einer derselben bestand in letzter Zeit darin, daß er ihm flüchtige Sklaven abfing. Das betrieb er aber so, daß er jeweilen, wenn er auf dem Gut des Mitchel war, sich mit seinen Sklaven in scheinbar geheime Verbindung setzte und sie einlud, wenn sie fort wollten, zunächst bei ihm eine Zuflucht zu suchen. Die Nachsetzenden wußten dann jedesmal schon, wo sie dieselben fanden und er bezog von jedem derselben ein Fanggeld. Dieß verabredete Spiel konnte aber nur so lange fortgetrieben werden, bis die Neger daraus, daß Alle, welche zum rothen Jost flüchteten, wieder eingebracht wurden, Verdacht schöpften. So hatten die drei letzten Flüchtlinge, obwohl auch ihnen die Pfade zu seiner Waldhütte bezeichnet worden, absichtlich dieselben gemieden, sie waren umsonst bei ihm gesucht worden.

Die Nacht war schon angebrochen, als Mitchel bei der einfachen Waldhütte des rothen Jost anlangte. Der Mond hatte ihm geleuchtet auf dem Weg. Der rothe Jost trat etwas beunruhigt unter die Thüre, als er ein Pferd draußen wiehern hörte. Der Angekommene reichte ihm die Hand und trat in den von einem glimmenden Feuer erwärmten und spärlich erleuchteten Raum.

„Was hat's gegeben," fragte der Jost, „daß Ihr so spät noch hierher kommt?"

Der Mitchel setzte sich auf einen Block zunächst dem Feuer. „Was es gegeben hat?" begann er ärgerlich. „Ich mußte dießmal selbst zu Euch kommen, um eine Angelegenheit mit Euch zu besprechen; sobald dieselbe in Ordnung ist, wird es Euch nicht viel machen, mich bis zur nächsten Taverne zu begleiten."

Während der Jost einen Wildbraten zubereitete, erzählte ihm der Mitchel sein Mißgeschick mit den drei flüchtigen Sklaven, den werthvollsten, die er gehabt, wie dieselben wahrscheintich verloren seien, wenn sie nicht etwa von dem Aufseher, der ihnen auf einem anderen Weg nachgesetzt, eingeholt worden seien. „Kennst du,"

Digitized by Google

fragte er auf einmal, „den Farmer in dem neugebauten Hause da drüben?“

Auf die bejahende Antwort des Jost erklärte er, daß ohne Zweifel die Leute die Flüchtigen weiter geschafft.

„Da werdet Ihr sie dafür zu finden wissen,“ bemerkte der Jost.

„Das eben nicht, ich habe meine Gründe, nicht gerichtlich gegen sie einzuschreiten, aber ich wünsche zugleich eine alte Rechnung mit ihnen abzuthun . . . Jost, fügte er nach einer Pause leise und vertraulich sprechend hinzu, hundert Dollars sollen mich nicht reuen, wenn Du mir vor Sommers Anfang den Bericht bringst, daß jenes Haus abgebrannt sei. Du sollst das Doppelte erhalten, wenn Du mir sagen kannst, daß sein Besitzer mitverbrannt sei. Du verstehst mich, Jost.“

Der Jost besann sich eine Weile, er schien von dem Gesprochenen überrascht.

„Willst Du eintreten?“

„Ich habe so Etwas noch nie gethan, Herr,“ antwortete der Jost verlegen.

„Kannst Du auf eine bequemere Art so viel Geld verdienen?“

Der Jost besann sich wieder, es kämpfte offenbar mit ihm.

„Nun, was zögerst Du so lang?“ drängte der Versucher.

„Meinetwegen, Herr,“ antwortete endlich der Jost, „ich will es übernehmen.“

Die Angelegenheit war abgethan. Die Insassen der Waldhütte verzehrten in der Eile das zubereitete Wildpret. Ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen, der rothe Jost war einsylbig, er schien verstimmt. Der Herr Mitchel erhob sich und trat hinaus, nahm ruhig den Sack mit Haser, aus dem inzwischen sein Pferd sich gütlich gethan, vom Hals desselben und band ihn hinter den Sattel. Er nahm sein Thier am Zügel und folgte zu Fuß dem voranschreitenden wegkundigen Jäger; dabei stieß er mehr als einmal Flüche aus, bald über den holperigen Weg, bald über die verdammten Nigger, deretwegen man solche Mühseligkeiten auf sich nehmen müsse. Der Jost ging schweigend voran. Nach einem beschwerlichen Marsch von mehreren Stunden, langten sie um Mitternacht bei der Taverne an. Herr Mitchel verabschiedete seinen Begleiter mit einem reichlichen Trinkgeld.

„Eine feige Memme ist er aber doch, der rothe Jost,“ brummte er vor sich hin, als derselbe weg war — „besinnt sich noch, statt mit Freuden einzuschlagen.“

Er merkte nicht, wie der Jost noch eine Weile stillstand, er hörte nicht, wie derselbe zu sich selbst sprach: „Ein mitleidig schlechter Hund ist er aber, der Herr Mitchel; wenn es nicht wegen des Geldes wäre, ich wollte lieber nichts mehr von ihm wissen.“

Das waren die Komplimente, welche sich die zwei Freunde einander im Stillen machten. Die zwei „Freunde“, ja, wenn's unter den Schlechten überhaupt Freundschaft gäbe. — Der Herr Mitchel klopfte den Wirth heraus, übergab ihm sein Pferd, trank noch ein Glas Whisky und schlief dann ohne Zweifel den Schlaf des — Ungerechten.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt und die Franken im Jahre 1792.

Alles schon dagewesen! Diese Weisheit Ben Akiba's wiederholt sich, wie auf der Bühne, so im Leben tagtäglich! Alles schon dagewesen! ist ein Trost im Unglück für den Schwachen, eine Ermuthigung für den Starken, für den Weisen ein Gedanke, für den Philister eine Phrase, ein Allerweltsspruch gut für Alles in Kriegs- wie in Friedenszeiten. Schade, daß es nichts hilft, sagen die Utilitarier, und ahnen gar nicht einmal, wie albern sie sind. Es hilft doch nichts! ist die Weisheit des Nihilismus der Verzweiflung, der mit dem „alles schon dagewesen!“ beständig auf dem Kriegsfuß lebt.

Am 22. Okt. 1792 hatte der General der französischen Republik, Viktor Neuwinger, den Deputirten der Stadt Frankfurt, die dem feindlichen Heer vor die Thore der Stadt entgegengezogen waren, ein Schreiben seines Obergenerals Custine, Eroberers von Mainz, übergeben, worin dieser dem Magistrat der Stadt eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden abverlangte. General Neuwinger verordnete: „Wir Marschall de Camp Neuwinger, nachdem uns bekannt worden, daß mehrere der hiesigen Bürger, und namentlich die Gastgeber, Wein- und Bierwirthe dieser Stadt sich verbunden erachtet haben, allerhand Viktualien, so ihnen von einzelnen Personen der französischen Armee begehrt worden, abzugeben, ohne dafür die Zahlung zu erfordern, ersuchen die Mitglieder des hiesigen Raths, allen Bürgern anzeigen zu lassen, daß wir gleich bei unserer Ankunft den bestimmten Wunsch geäußert: daß den Soldaten, welche unter unserm Befehl stehen, nichts abgeliefert werde, ohne eine gerechte und billige Bezahlung. Diese Ordre wird der sämmtlichen Armee erneuert, und wir haben uns überzeugt, daß kein einzelner von der Abtheilung, welche wir anführen, den Namen eines französischen Bürgers wird verunehren wollen, indem er die heiligsten Gesetze und die Schonung des Eigenthums aus den Augen setzt. Gegeben Frankfurt a. M., den 25. Oktober 1792, im ersten Jahr der Republik. Viktor Neuwinger, Marschall de Camp.“ Die Gründe oder vielmehr die Vorwände für die Brandschatzung lauteten, die Frankfurter hätten die von den kgl. französischen Prinzen verfertigten Assignate wissentlich

Digitized by Google

in Umlauf zu bringen gesucht; es hätten Frankfurter Einwohner selbst falsche Assignate verfertigt, auch sollte man den Emigranten Gastrecht in der Stadt gewährt haben, was gegen die Grundsätze des Völkerrechts verstoße. Der Rath von damals griff zu dem rechten Mittel, diese Verleumdung unschädlich zu machen, und setzte Belohnungen für denjenigen aus, welcher die Verfertiger von falschen Assignaten namhaft machen oder überführen könne. Diese Prämien bleiben jedoch unerhoben.

Die Brandschatzung sollte nach einer weitern Proklamation Neuwingers vom 23. Oktober nicht die Bürgerschaft im Allgemeinen treffen, sondern auf „die adelichen Patrizialfamilien, auf die in der Stadt und in dem Lande der Frankfurter Republik gelegenen geistlichen, kurfürstlich-gräflich und adelichen Häuser, Güter und Besitzungen vertheilt, und solche dafür ausschließlich eines jeden andern, kontribuable gemacht werden."

Der Gerechtigkeitssinn der Bürgerschaft fühlte sich schwer gekränkt. Daß die Reichen für die Armen zahlen sollten, das war gegen das Gesetz der Gleichheit, das mußte dem Obergeneral vorgestellt werden, und am 5. November 1792 ging eine Vorstellung an Custine ab, welcher wir nachstehende Stellen entnehmen: „Unsere Abgaben sind äußerst gering, und keiner unter uns hat sich darüber zu beklagen. Kurz, wir sind alle glücklich, alle zufrieden. Aber unsere allgemeine Wohlfahrt hängt mit unserer glücklichen Verfassung und dem Wohlstande unserer reichen Mitbürger allzu eng zusammen, als daß wir uns nicht für diese verwenden sollten. Denn wenn Sie, Hr. General, unsern reichen Mitbürgern so viel Geld abnehmen, so sind wir, der Mittelstand und ärmere Bürger, mit gestraft, weil unser Handel, unser Gewerbe sinkt, und unser Verdienst abnimmt. Wir leiden also alle darunter. Indem Sie, Hr. General, sich als einen Vertheidiger der Freiheit, als einen Beschützer der öffentlichen Wohlfahrt darstellen, so würden Sie Ihren eigenen Grundsätzen zuwider handeln, wenn Sie uns nicht bei der unsrigen lassen, und wenn Sie nicht von aller Kontribution abstünden, die wir so wenig als unsere reichen Mitbürger verschuldet haben, und welche unsern bis daher glücklichen Staat zu Grunde richten muß. Uebrigens wüßten wir nicht, womit wir unsern Eifer für die fränkische Republik lebhafter an den Tag legen könnten, als durch den aufrichtigen Wunsch, daß die fränkische Nation mit ihrer neuen Verfassung so glücklich sein möge, als wir bisher mit der unsrigen waren."

(Fortsetzung folgt.)

Der preußische Generallieutenant v. Goeben.

Der Generallieutenant v. Goeben ist unbezweifelt einer der befähigtsten der preußischen Armee. Aus einer hannoverischen Familie stammend (ein Bruder von ihm war bei Ausbruch des Krieges noch im hannover'schen Militärdienst), trat er schon im jugendlichen Alter in die preußische Armee ein. Beim Ausbruche der Carlisten-Bewegung in Spanien ergriff der thatendurstige Jüngling mit Begierde die Gelegenheit, statt des Friedensdienstes wirklichen Krieg kennen zu lernen; er quittirte für eine Zeitlang seine Stellung in der preußischen Armee, um nach Spanien zu gehen, und zeichnete sich dort so aus, daß er schon in einem Alter von 21 Jahren den Rang als Oberstlieutenant erhielt. Nach einem fast sechsjährigen Aufenthalte in Spanien, während welcher Zeit v. Goeben sich im wechselvollen Kriegsleben eine genaue Kenntniß, besonders des kleinen Krieges erwarb und den Grund legte zur Entfaltung der militärischen Eigenschaften, welche er jetzt in hohem Grade besitzt, kehrte von Goeben in die früher verlassene Karriere zurück und kam in Folge seiner bewährten Tüchtigkeit bald in den Generalstab der preuß. Armee. Den Feldzug in Baden machte er als Stabsoffizier des jetzigen Königs, damaligen Prinzen von Preußen, mit, zu dem er auch später noch, als derselbe Militärgouverneur der Rheinprovinz war, in Koblenz in ein näheres dienstliches und persönliches Verhältniß trat. In kurzer Zeit wurde v. Goeben Stabschef des vierten und später des achten Armeekorps und als solcher zum General ernannt. Als Spanien den bekannten glücklichen Feldzug gegen Marokko unternahm, wurde er von der preußischen Regierung dorthin abkommandirt und machte den ganzen dortigen Feldzug mit, begleitet von seinem jetzigen Stabsoffizier und Adjutanten, dem Hauptmann v. Jena (einem Bruders des vor Düppel gefallenen bekannten ausgezeichneten Offiziers). In dem Feldzuge in Schleswig kommandirte v. Goeben neun Monate lang die 26. Infanterie-Brigade, welche sich überall rühmlichst auszeichnete, und wurde gleich darauf Kommandeur der 10. (posen'schen) Division, welche Stellung er nach einem halben Jahre mit dem Kommando der 13. Division vertauschte, wodurch er dann auch wieder den Oberbefehl über die früher von ihm geführte 26. Brigade erhielt. Mit dieser Division hat v. Goeben denn auch in diesem Feldzug sich neue Lorbeeren erworben und steht jetzt, erst 49 Jahre alt, vor der Ernennung zum kommandirenden General. Will man die Persönlichkeit des Generals v. Goeben als Soldat kurz charakterisiren, so ist er eben als Soldat comme il faut an Strapazen jeder Art gewöhnt und, sie stets mit seinen Soldaten theilend, als Befehlshaber, hohe wissenschaftliche Bildung zeigend, zugleich von der kaltblütigsten Ruhe in allen Situationen und von der nachdrücklichsten Energie, die nichts tollkühn auf's Spiel setzt, das einmal Angefangene aber stets vollendet und das einmal Erfaßte nicht wieder fahren läßt.

Mannigfaltigkeiten.

[Eduard Genast †.] In Wiesbaden starb am 3. August der Senior des Hoftheaters, der Schauspieler Eduard Genast, dessen Künstlerlaufbahn noch in Weimars klassische Zeit hineinreicht.

Eine heitere Episode aus dem Kriegsleben erzählt ein preußischer Gardegrenadier unterm 20. Juli: Brünn ist eine wunderschöne Stadt und hat schöne Kirchen, Klöster und Privatgebäude. Leider konnten wir uns dort nicht lange aufhalten. Bald ertönte wieder das Kommando: „an die Gewehre", und fort gings wieder zur Stadt hinaus. In Eitmarsch begaben wir uns gestern nach dem Dorfe Schtowitz. Hier erlebte ich einen köstlichen Spaß. Ich war mit mehreren Kameraden bei einer anscheinend bemittelten Bäuerin einquartirt. Die Frau versicherte, uns keine Lebensmittel vorsetzen zu können, frühere militärische Durchzüge hätten schon Alles verzehrt. Wir glaubten ihr, besonders da sie sehr ängstlich schien, nicht eben sehr und suchten daher selbst im ganzen Gehöft nach Genießbarem. Wir fanden aber nichts. Da fiel mein Blick noch auf einen hohen, breiten und tiefen Kleiderschrank in der Wohnung. Ich forderte die Frau auf, denselben zu öffnen, und, als sie angab, den Schlüssel verlegt zu haben, bemerkte ich ihr lachend, dann hätte ich einen Schlüssel, die Schrankthüre zu öffnen. Dabei wies ich auf meinen Säbel. „Sperren Sie sich nicht, liebe Frau," fuhr ich fort, „wir wollen uns nur nothdürftig satt essen; alles Uebrige bleibt unberührt." Endlich bequemte sich die Frau, den Schlüssel herauszugeben; aber was stellte sich unsern Blicken dar, als ich den Schrank aufgeschlossen hatte? — Ein Paar wunderhübsche Bauernmädel, die Töchter meiner Quartiergeberin. Ich komplimentirte die ängstlichen Kinderchen mit aller Galanterie auf Stühle, und als sie nun wohl einsahen, daß wir ihnen nichts Uebels anthun wollten, so wurden sie und die Mutter zutraulicher. Die Letztere zeigte sich, nach einigen mit den Töchtern gewechselten Blicken, auch endlich bereit, unsern Magen zu befriedigen; sie rückte ein Bett ab, öffnete eine unter demselben versteckte Fallthür, verschwand erst eine Weile unsern Blicken, kam aber dann bald wieder mit einem Korbe voll Brod, Butter, Speck, Wurst und Käse. Wer war glücklicher, als wir. Als wir im besten Kauen waren, erschienen auch die Mädchen, jedes mit einem Krug Bier. Heute Früh schieden wir von der Familie als die besten Freunde."

Der jetzt in Warschau anwesende Löwenbändiger Kreuzberg gab eben vor einem zahlreichen Publikum in einem mitten in der Stadt belegenen Garten seine Vorstellung, als es einem seiner Thiere, dem Männchen, gelang, sich die nicht vorsichtig genug verschlossene Thür des eisernen Käfigs zu öffnen und in den Garten zu entkommen. Ein jäher Schrecken ergriff die Menge, welche in wildem Durcheinander und nicht ohne theilweise beträchtliche Beschädigungen und Verluste das Weite suchte. Der Löwe war indessen eben im Begriff, über die Gartenmauer in die benachbarte Straße zu springen, als er von seinem Herrn erreicht, und durch einen Schlag von dessen Reitgerte daran verhindert wurde. Mit seltener Geistesgegenwart ließ dieser nun sich nebst dem Löwen mit einem großen Tuch bedecken, welches häufig über den Käfig geworfen zu werden pflegt, wodurch er das Thier über seine Freiheit täuschte, und hielt hier dasselbe so lange mit seinem festen Blick im Schach, bis der wirkliche Käfig gebracht, und der Löwe durch Laternenlicht bewogen wurde, in seine Gefangenschaft zurückzukehren. Doch dauerte der Vorgang gegen anderthalb Stunden, während deren sowohl die dabei unmittelbar Betheiligten, als auch die Stadtbewohner überhaupt in ernstlicher Gefahr schwebten.

Der bekannte Violinist Ole Bull, welcher vor einigen Monaten todt gesagt wurde, ist am 7. Aug. von einer Kunstreise in Finnland in Stockholm eingetroffen.

Räthsel.

Die erste Sylbe baut des Vaters Segen
Dem Sohn, der seine frommen Lehren ehrt,
Und muthig geht der Glaube der Gefahr entgegen,
Wenn er den mächtigen Ruf der Zweiten hört.
Dem Ganzen aber wirst du nicht entgehen,
Lernst du des Traurings Talisman verstehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 193:

Leer der Speicher, leer der Sack?
Bäuerlein! jetzt mußt du schwingen
Den „Dreschflegel" tick, tick, tack;
Kannst zum Zeitvertreib auch singen:
Herr dir leb' ich, und dir sterb' ich,
Währt's noch lang — alsdann verderb' ich.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 198 Mittwoch, 22. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

X.

Der Gontenhannes kehrte wohlbehalten am achten Tage nach seiner Abreise zurück, zur großen Beruhigung des Aenneli, das sich seine Abwesenheit nicht so lange gedacht und darüber allerlei schwere Gedanken gemacht hatte, namentlich seit dem Besuche des Fremden und doch ihnen nur zu gut Bekannten. Der Hannes war voll Freuden darüber, daß ihm sein Unternehmen so wohl gelungen, er wies die Einrede des Aenneli, es werde ihm wenig abtragen, mit der Antwort zurück: „Sei dem wie ihm wolle, ich habe etwas Gutes gethan, ob ich meinen Lohn dafür habe oder nicht, weiß Gott. Ich werde es nicht sparen, wenn ich den Sklavenhaltern wieder einen ähnlichen Streich spielen kann."

Nun erzählte ihm das Aenneli die Geschichte, wie eben Der, welcher ihnen den Hanesli gestohlen, am selben Tage gekommen sei, um den Dreien bei ihnen nachzufragen, und wie er vom Jakob abgefertigt worden sei. Der Hannes hörte mit größter Aufmerksamkeit zu und mit sichtbarer Befriedigung darüber, daß der Jakob ihn so derb aus dem Hause geschafft. — Dann aber wurde er nachdenklich, er verglich im Stillen seine Erlebnisse, sein Zusammentreffen mit dem Schneidermathys mit dem so eben Gehörten.

„Wißt Ihr," fragte er dann hastig, „wißt Ihr, wo der Kerl wohnt? habt Ihr ihn darnach gefragt?"

„Nein, eben nicht, ich hab's dem Jakob schon gesagt, daß wir die Sache dumm gemacht."

„So? und ich eben so dumm, daß ich den Schneidermathys und die Flüchtlinge nicht einmal nach ihrem Wohnort gefragt, sonst wüßten wir jetzt wenigstens, wo wir Denjenigen zu suchen haben, der uns den Hanesli gestohlen."

Er erzählte nun dem Aenneli sein Zusammentreffen mit dem Schneidermathys, der ohne Zweifel bei dem Scheimen angestellt sei. — Die Zwei saßen eine Weile in sich gekehrt da. — „Ich merke wohl, äußerte der Hannes dann wieder, daß wir diesen Amerikanern gegenüber nicht schlau und besonnen genug sind, ich habe genug gelesen von ihrer Verschlagenheit, wir haben sie bereits selbst erfahren."

„Das hab' ich selbst auch gedacht," meinte das Aenneli, wie leicht wir bei dieser Gelegenheit unserem Kinde hätten auf die Spur kommen können, aber ich war nicht besinnt genug, die Ankunft und das Benehmen des Menschen haben mich zu sehr übernommen und in Zorn gebracht."

Der Hannes ließ sich durch die letzten Erfahrungen, so viel sie ihm zu denken gaben, nicht irre machen, er lag seinen gewohnten Arbeiten wieder rüstig ob. Bei dem Aenneli dagegen war das Sehnen nach seinem Kinde um so stärker wieder erwacht, seitdem es, wenn auch nur unsichere Spuren desselben aufgefunden, seitdem ein, wenn auch nur leiser Hoffnungsschimmer ihm aufgegangen. Es klagte seinem Mann, es halte es hier nimmer aus, es sprach neuerdings wieder davon, sie wollten ihre gegenwärtige Wohnstätte verlassen und nach dem Süden, nach Kentucky ziehen.

Inzwischen langte das Mädeli an, die Liebste des Jakob, zur unaussprechlichen Freude desselben, der die Liebe zu ihm so viele Jahre stumm in seinem Herzen getragen. Die Hochzeit wurde in den nächsten Wochen schon gehalten, der Hannes verlangte das so. Sie wurde von allen Nachbarn mitgefeiert in einfacher, aber herzlicher Weise. Das that besonders dem Mädeli wohl, das meinte, daheim hätten sie allein zur Kirche gehen müssen, und die Leute hätten ihre Hochzeit nur mit einem Nasenrümpfen begleitet, wenn man arm sei, sei man halt verachtet. Das Mädeli erwies sich bald als eine thätige und anstellige Hausfrau, an welcher der Jakob in der That eine Gehülfin, zu ihm passend, gefunden habe. Es war schon vorher ausgemacht worden, vom Hannes und dem Aenneli, daß die Zwei einstweilen bei ihnen bleiben könnten, bis sie eine Gelegenheit fänden, etwas Eigenes anzufangen. Dann wurde der Gedanke wieder aufgenommen, ob sie ihnen nicht ihr Heimwesen pacht- oder kaufweise übergeben wollten, wenn sie weiter zögen.

Der Hannes war mehr dafür, seitdem er das Mädeli selbst kennen gelernt; der Jakob würde, meinte er, mit seiner Frau gut fahren, und er sähe sein Haus und Land am liebsten in seinen Händen. Nur konnte er sich immer noch schwer entschließen, ein Gut, das er mühsam in den Stand gestellt und auf dem er bis jetzt

Digitized by Google

flichtlich „G'fäll“ gehabt, wieder aufzugeben. Er war anhänglicher an dasselbe als seine Frau. Früher war er der Reiselustige, seine Frau die Heimathsfrohe, früher war er der Kosmopolite, sie die Patriotin gewesen. Jetzt war es umgekehrt. Es hat Alles seinen Grund. Ein Kind ist, zumal für ein Mutterherz, ein starker, ein gewalliger Magnet. Von der Mutter nennt die Schrift es fast etwas Undenkbares, daß sie ihres Kindleins vergesse und sich sein nicht erbarme; vom Vater sagt sie's nicht. Mutterliebe ist unendlicher, als die Vaterliebe.

Die beiden Ehegatten waren noch zu keinem bestimmten Entschlusse gekommen, als derselbe durch ein für sie — nicht aber für den Leser — unerwartetes Ereigniß befördert und gereift wurde.

Der rothe Jost hatte in letzter Zeit öfter bei ihnen vorgesprochen, bald in dieser, bald in einer anderen Angelegenheit; er machte sich in der Umgebung mehr zu schaffen, denn sonst, mit dem Absangen von Füchsen und anderem Gewild. Der Hannes sah ihn nicht eben gern, er meinte, der Mensch wäre ihm lieber hundert Stunden weit weg. Das Schlimmste, was er gegen ihn im Schilde führte, ahnte er freilich nicht.

Es ging gegen den Frühling, es war der vierte, den der Gontenhannes in Amerika erlebte. Er hatte sich längst auf ihn wieder gefreut, denn der Winter war seine Liebhaberei nicht. Er war mit seiner Familie eines Abends in vollem Frieden und ohne Sorgen zur Ruhe gegangen, als er um Mitternacht erwachte und sein Haus in Flammen sah. Er war trotz des Schreckens schnell besonnen, er weckte das Aenneli und brachte sein Kind in Sicherheit, dann rief er den Jakob auf und das Mädeli, um das Vieh und die Vorräthe möglichst zu retten. Er war auf sich und seine Hausgenossen angewiesen, auf die Hülfe der entfernten Nachbarn war zunächst wenig zu rechnen. Das Vieh und auch die Vorräthe brachte er zum großen Theile heraus, das Haus und die Scheune mußte er den Flammen überlassen; am Morgen waren sie ein Aschenhaufen. Man erging sich in Vermuthungen über die Entstehung des Brandes. Der Jakob meinte, der rothe Jost werde gestern nicht umsonst herumgestrichen sein, er glaube, der und kein Anderer habe das Haus angezündet. Die Nachbarn hielten ihn dafür ebenfalls „gut genug.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Martin setzte sich endlich nieder und rang die Hände, bitterlich schluchzend und weinend. Plötzlich fuhr er auf. Ein Glockenschlag! — Wär's möglich? Vielleicht suchte ihn der Doktor im Walde. Aber nein. Es waren erst einige Stunden verflossen, und ohne Zweifel balgt sich der jetzt mit den Reptilien herum, wenn er nämlich noch am Leben ist.

Er glaubte jetzt die Glocke wieder, aber in einer anderen Richtung, zu hören. Er rief aus Leibeskräften. Ein Schwarm Papageien strich kreischend über ihn weg. Aber von der Glocke war Nichts mehr zu hören. Indessen klangen jetzt deutlich Hammerschläge in einiger Entfernung. Plötzlich näher, — auf einmal ganz nahe. Das konnten Wilde sein — Menschenfresser ohne Zweifel, welche, nach Spix und Martius, grundsätzlich und aus Sparsamkeit ihre Feinde und andere Subjekte verzehren, damit die Leichname nicht verderben und nutzlos zu Grunde gehen!

Aber er hörte jetzt deutlich, daß die Axt- oder Hammerschläge hoch oben erklangen, und fast an den Kronen der mächtigen Stämme. „Gibt es Kerle, die dort oben wohnen“, dachte er. „Baumwilde!“ Dann ergriff er die Flucht, indem er eben planlos dorthin lief, wo er Raum fand, und der Wald am wenigsten dicht war. Die Axtschläge hörte er nur noch aus der Entfernung. Es war der Araponga, ein weißer Vogel, dessen Stimme, je nach Umständen, wie ein Axtschlag oder eine Glocke klingt.

Nachdem er längere Zeit theils gegangen, theils gelaufen, begann er Hunger zu fühlen, und die unklare unbestimmte Angst, welche er bisher empfunden, nahm jetzt eine bestimmtere Fassung an. Verhungern! wenn er heute, morgen, übermorgen sich nicht nach Hause oder zu Menschen finden sollte! Indessen hatte er Brod in seiner Jagdtasche und ein Fläschchen mit Wasser und Branntwein. „Nie ohne dieses,“ pflegte der Doktor zu sagen, und Martin segnete ihn jetzt für diesen schönen Gebrauch. So spärlich auch das Mahl war, denn er beschloß, nicht Alles aufzuzehren, so kräftigte es ihn doch wunderbar, und er begann, insofern es ihm nämlich möglich, Muth zu schöpfen.

Da drang plötzlich ein dumpfes aber furchtbares Brüllen in sein Ohr. Das war ein Raubthier, es unterlag keinem Zweifel. Flüchtig, wie der Gedanke, packte er die Reste seines Mahles zusammen, warf seine Büchse über die Schulter und lief weiter.

„Gott sei Dank, die Bestie ist nicht auf meiner Spur“, rief er nach einiger Zeit, während welcher er durch dick und dünn gerannt war, und jetzt machte er ermüdet wieder Halt. Er dachte nun darüber nach, was er beginnen, welche Maßregel er ergreifen sollte, um sich zurecht zu finden und aus dem verwünschten Walde zu kommen. Da erscholl wieder jenes furchtbare Brüllen, aber dießmal nicht in weiter Ferne, sondern nahe, ganz nahe, fast dicht bei ihm. Er stürzte rücklings zu Boden und schloß die Augen. Er glaubte nämlich jetzt, daß das Raubthier vor ihm stehen und erwarten werde, bis er sich rühre, da er gehört hatte, daß viele Raubthiere einen Todten nicht berühren. —

Digitized by Google

„Du kannſt lange daſtehen, dachte er, und kannſt warten, ich rühre mich nicht.“

Aber nach einer halben Stunde blinzelte er dennoch mit den Augen, dann öffnete er ſie ganz, ſorgſam allenthalben umherſpähend, ohne indeſſen das Mindeſte zu erblicken. — „Ah, ha! ſagte er, dem iſt die Zeit zu lang geworden.“

In demſelben Augenblick aber erklang wieder der furchtbare Ton, aber, wie er jetzt deutlich bemerkte, nicht vor ihm, ſondern unter ihm, wenigſtens dicht vor ſeinen Füßen aus der Erde.

„Dreimal vermaledeites Land, wo die Raubthiere unter der Erde brüllen, und oben auf den unſinnig hohen Bäumen Wilde mit Glocken läuten.“

Aber er bemerkte jetzt vor ſich in einer Entfernung von mehreren Schritten einen weißen zugeſpitzten Stab in der Erde, welchen er vorher überſehen hatte, dann fand er, daß auch der Boden eine eigenthümliche Beſchaffenheit hatte. Es kam ihm vor, als ſähe er ein mit Moos und Blättern bedecktes Flechtwerk, rings um jenen weißen Stab.

Es war in der That ſo, und jetzt wurde ihm plötzlich Alles klar. Er hatte ſich in der That wirklich in einer großen Gefahr befunden, in einer Gefahr, welche ihn ſchaudern machte, und die Haare bergan trieb. Er ſaß dicht an einer Fallgrube, in welcher ſich ein Tiger gefangen hatte! Noch einige Schritte weiter, und er wäre ſelbſt zu dem Ungeheuer in die Grube geſtürzt.

Nach einigem Beſinnen faßte er den muthigſten Entſchluß ſeines ganzen Lebens. Er hieb einen Stock ab mit ſeinem Jagdmeſſer, unterſuchte vorſichtig den Boden mit demſelben, und hob endlich das Flechtwerk ein wenig. Auf dem Boden der Grube ſaß ein faſt vier Fuß langer Jaguar, und ſeine Augen funkelten, wie zwei glühende Kohlen. Als er des Menſchen anſichtig wurde, zog er die Forderfüße ein wenig näher an den Leib, als wolle er ſich kleiner machen, ſonſt aber rührte er ſich nicht.

Martin ſchloß die Augen, dann öffnete er ſie wieder ein wenig, um ſich langſam an den ſchrecklichen Anblick zu gewöhnen, hierauf zog er ſich zurück und überlegte, was zu thun ſei.

„Herausſpringen kann er nicht, ſagte er, ſonſt wäre er nicht bis jetzt da drinnen ſitzen geblieben. Wer weiß aber, ob ich nicht den Weg noch einmal verfehle, und dann erſt recht zu ihm hineinfalle. Ich muß ihn alſo todtmachen.“

Jetzt kam ihm noch ein Gedanke. War der Tiger einmal todt, ſo war es leicht, mittelſt eines abgehauenen Stammes in die Grube zu gelangen, das Thier herauszuholen und, — dann hatte er einen Tiger geſchoſſen, von der Grube brauchte Niemand Etwas zu wiſſen!

Er hob das Flechtwerk, ſo daß das Tageslicht auf den Boden der Grube fallen konnte. Der Tiger zog ſich noch mehr zuſammen, als wolle er ſpringen, aber er ſprang nicht. Wahrſcheinlich hatten vielfältige fruchtloſe Verſuche ihn von der Unmöglichkeit überzeugt, den Rand der Grube zu erreichen.

Martin zielte jetzt, aber er zitterte ſo heftig, daß er wieder abſetzen mußte. Endlich gelangs ihm doch, eine einigermaßen feſte Hand zu bekommen. Er hielt dem Thiere zwiſchen die Augen und gab Feuer. Da alle Gewehre, dicht gegen den Boden abgeſchoſſen, einen ſtarken Rückſchlag haben, ſo fuhr er heftig zurück, ſah aber dennoch, daß ſich der Jaguar langſam auf die Seite legte, ohne eine weitere Bewegung. Aber jetzt war nichts mehr zu ſehen, denn die Grube war vollſtändig von dem ſich ausbreitenden Pulverdampf erfüllt.

Endlich, nach einer Viertelſtunde, konnte Martin auf den Boden der Grube blicken. Der Tiger lag auf der Seite und neben ihm war eine Blutlache. Er war ohne allen Zweifel todt. Martin hieb nun ein Stämmchen von hinreichender Länge ab, und begann, zu größerer Sicherheit, dem Thiere mehrere Stöße zu verſetzen, und da ſich daſſelbe nicht rührte, kletterte er, mit mächtigem Herzklopfen, abwärts. Neben dem vollſtändig todten Jaguar lag ein Stück Fleiſch, was als Lockſpeiſe gedient hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt und die Franken im Jahre 1792.

(Fortſetzung.)

Aber nicht allein die Geſammtheit, auch der Einzelne hatte den Muth, ſeine Gefühle auszuſprechen. Hier liegt uns zunächſt ein ſehr pikantes Aktenſtück vor, das ohne volle Namensunterſchrift und auch ohne Angabe des Druckorts erſchienen iſt, ein Pamphlet voll giftiger Ironie und ſouveränen Humors, das wir ſeiner Originalität wegen unverkürzt abdrucken wollen. Es iſt betitelt: Schreiben eines Frankfurter Bürgers an Hrn. Cuſtine. „Mein Herr! Sie haben ſich aus Ihrem philoſophiſchen Lande zu uns bemüht, um uns die Rechte der Menſchheit zu doziren, und uns an dem Segen Ihrer Freiheit theilnehmen zu laſſen. Die Throne der Deſpotie ſollen durch Sie einſtürzen, und die entfeſſelte Menſchheit frei dahinſpringen, wie ein muthiges Roß. Ihr Land, ſagen Sie, iſt glücklich dadurch geworden, und in der That ſollte man es für ein Paradies halten, weil die Menſchen, die Sie zu uns führen, ſchier nackend gehen. Aber, mein Herr, wir, die Einwohner dieſer Stadt, wir ſind bereits ſeit Jahrhunderten ein Freiſtaat. Wir waren ſchon längſt freie betriebſame Bürger, als die Franken noch unter dem Miniſterialdeſpotismus eines Duns (?) oder dem Pantoffel einer Maitreſſe ſtanden; als Sie auch feile Hofſchranzen, Schmeichler, Gaukler oder ſklaviſche Bettler waren. Wir haben nie einen Ludwig XI. zum

Digitized by Google

Bürgermeister, oder einen Richelieu zum Stadtschreiber gehabt. Niemand verlangt daher eine Umbildung unserer alten Verfassung. Wir haben das unverjährbare Recht, über unsere Verfassung laut zu reden, und unser Pöbel maßt sich das Recht an, Ungezogenheiten und Grobheiten zu erwidern. Kurz, mein Herr, Sie sehen, daß wir den Franken in Ihrer gegenwärtigen politischen Verfassung sehr nahe kommen, ohne daß unsere Hosen und Schuhe in so bedenklichen Umständen sind. Denn wir begreifen jetzt sehr nachdrücklich, daß Ihnen zur Verherrlichung Ihrer neuen Konstitution nichts mehr gebricht, als unser Geld und unser Wohlstand. Ihre Mission zu uns wäre mithin sehr überflüssig, wenn sie nur unser Heil und unsere Aufklärung zum Zweck hat. Sie haben falsche Maßregeln gewählt, wenn Sie Proselyten zu ihrem politischen Credo machen wollen. Diebereien sind nicht der Weg, das Herz zu gewinnen, und Raub überzeugte nie von der Lauterkeit des Missionärs. Die Throne der Tyrannen, die Sie bei uns umstürzen und aufheben, sind nur die Kassen und die Komptoirs friedlicher Kaufleute; die Ketten helotischer Sklaverei, die Sie zerreißen wollten, die Bande bürgerlicher Ordnung. Wären wir aber wirklich ein beherrschtes Volk, so würden wir doch eher das gewohnte Joch eines Fürsten tragen, als einem niedrigen Charlatan von Demagogen, wie Sie, mein Herr, gehorchen. Denn edler ist's vom Donner erdrückt zu werden, als von einem Nachttopf, und rühmlicher unter dem Zahn des Löwen sterben, als vom Schlag des Esels." Gez. D. C. f. d. E. H. L. l.

Vor dem Nationalkonvent wurde die Angelegenheit durch einen französischen Bürger Namens Joseph Gorani vertreten, dessen Vertheidigungsschrift wir die nachfolgenden Sätze entnehmen:

„Dürfen wir es dieser kleinen Republik zum Verbrechen machen, daß sich während der Krönung von Leopold und Franz die versammelten Fürsten und Minister mehr mit kriegerischen Planen gegen uns, als mit der Krönung beschäftigten? Da müßten wir ja nicht wissen, daß, so lange diese Feierlichkeiten dauern, die Verfügungen und Rechte des Magistrats in Frankfurt durch die deutsche Verfassung aufgehoben sind?

„Wollen wir ihm zum Verbrechen machen, daß er sein Kriegskontingent gegen uns gestellt hat? Aber das ist ja Reichsschluß durch Stimmenmehrheit, dem sich keine Reichsstadt widersetzen darf, die man in solchen Fällen als ein einzelnes Glied des Staatskörpers betrachtet; ihre Weigerung würde sie der Reichsacht aussetzen, weil ihr Betragen für lehenspflichtwidrig und aufrührerisch erklärt werden könnte. Ueberdieß hat die Stadt ja nicht einmal ihr Kontingent gestellt.

„Endlich der Vorwurf einer aristokratischen Zeitung. Er ist unter der Würde einer freien Nation."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Amalie Kraft †.] Der Tod hält neuer eine unbarmherzige Umschau auf dem Felde der Kunst. Neuerdings hat er ein reichbegabtes Talent dahingerafft. Amalie Kraft, Schauspielerin am Wiener Karltheater, ist am 13. ds. Morgens gestorben.

Berliner Blätter schreiben: In dem Kriegslazareth zu Warmbrunn liegt ein verwundeter Oesterreicher, dessen Heilung in Folge einer eben so kühnen als glücklichen Operation des Geh. Rath Dr. Langenbeck große Aufmerksamkeit in der medizinischen Welt erregt und den Besuch vieler Aerzte veranlaßt hat. Der Mann erhielt eine Kugel in den Nacken, die durch den Kopf ging und den Backenknochen zerschmetterte, so daß wenigstens Auge und Kinnlade verloren schienen. Professor Langenbeck sägte nun noch auf dem Schlachtfelde dem Verwundeten den ganzen Backenknochen aus dem Gesicht, und so ist mit Hülfe der aufopfernden Pflege der in dem Lazareth fungirenden barmherzigen Schwestern dem Mann das Auge und das Kinnbackengelenk erhalten geblieben und die Wunde beinahe schon ganz geheilt.

Interessante Versuche wurden dieser Tage in dem k. Bauwerft zu Portsmouth mit einem Apparat angestellt, der in Stand setzt, im dichsten Rauche zu athmen. Der nützliche Apparat besteht aus einem feuerfesten Sack, der mittelst zweier Guttapercha-Röhren mit dem Munde kommunizirt. Mit dem durch einen Blasebalg mit Luf erfüllten Sack auf dem Rücken begab sich der Erfinder, ein Hr. Gallibert, in einen dicht verschlossenen Raum, der zu dem Zweck durch ein Feuer von feuchtem Stroh u. dgl. mit dichtem Rauch gefüllt worden war, und vermochte dort ohne Beschwerde sich länger als acht Minuten aufzuhalten: das Experiment wurde nach ihm von mehreren Arbeitern und mit demselben Erfolg wiederholt.

Charade.

Die Erste ist die Fünft' im Range
Bei einem mächtigen Heere,
Der Zweite, kräftig im Gesang,
Erzält doch wenig Ehre.
Das Ganze war vor Zeiten da,
Wo man die Zweite ungern sah.

Redakteur Gustav Neffert. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 199 Donnerstag, 23. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Der Veit bot der unglücklichen Familie sofort sein Haus als Obdach an.

„Ich kann's wohl annehmen für einige Zeit," antwortete dankend der Hannes, „aber auf die Länge geht es nicht, ich kann nicht bereits eine Stunde weit von meinem Lande weg sein, ich muß mir hier möglichst bald wieder ein Obdach schaffen."

„Das wird sich machen," erwiderte der Veit. Und wirklich, in kurzer Zeit war mit Hülfe der Nachbarn wieder eine geräumige Blockhütte hergestellt. Inzwischen berieth sich der Gontenhannes mit seinem Freund, dem Veit, über seine längst gehegte Absicht, dem Jakob den Hof kaufsweise zu übergeben und südwärts nach Kentucky zu gehen, es leide das Aennli und fast auch ihn nicht mehr länger hier wegen ihres Kindes, so lieb ihnen sonst die Nachbarschaft wäre, auch sei es ihm mehr verleidet, seit sein Haus abgebrannt. Der Veit billigte sein Vorhaben, er würde an seinem Platze eben so handeln, meinte er; ein Kind wieder zu bekommen, könne man nicht zu viel thun, zudem stehe ihm der Weg hieher zurück immer wieder offen, wenn er dort nicht finde, was er hoffe.

In wenigen Tagen war die Angelegenheit geordnet. Der Hannes trat dem Jakob seinen Hof kaufsweise ab, der Verdienst desselben während einigen Jahren wurde ihm in billiger Weise als Abzahlung berechnet, ungefähr die Hälfte der Kaufsumme lieh der Veit auf das Unterpfand, die andere Hälfte blieb der Jakob einstweilen schuldig und ging die Bedingung ein, das Gut dem Hannes jederzeit, wenn er zurückkomme, wieder zu überlassen. Der Hannes fand, daß sich sein Vermögen während seines Aufenthaltes mehr als verdoppelt.

Dem Rörglkaspar hatte er seinem Versprechen gemäß schon früher geschrieben. Derselbe hatte ihm vor einiger Zeit den Entschluß mitgetheilt, mit seiner Familie, zu der auch zwei bereits verheirathete Söhne gehörten, herüber zu kommen. Der Hannes schickte vor seiner Abreise einen Brief nach New-Orleans, den derselbe in dem ihm dort empfohlenen Gasthof finden mußte, in welchem er ihm von seiner Uebersiedlung nach Kentucky Kenntniß gab, und es seinem Ermessen überließ, ob er ebenfalls dorthin oder nach Indiana ziehen wolle. Seinen Wohnort hoffte er ihm ebenfalls noch nach New-Orleans melden zu können. Es war Anfangs April, als der Hannes in Begleitung der Seinen die Reise nach Kentucky antrat. Sein Nachbar Veit konnte ihm Empfehlungen an einige Bekannte daselbst mitgeben. Wir wollen ihm einstweilen dorthin vorangehen.

XI.

Wir haben den Hannesli verlassen, nachdem er mit seinem Entführer kaum erst auf dem Gute desselben angelangt. — Der Kleine litt wochenlang an schrecklichem Heimweh nach seinen Eltern, er weinte, er schrie oft die längste Zeit und verlangte mit Heftigkeit zu seiner Mutter. Erst nach und nach milderte sich sein Schmerz; die Zeit heilt viele Wunden, auch diejenigen, welche die Unbill und Grausamkeit einem Kindesherz geschlagen. Seine anfängliche Scheu freilich vor der Negermutter und den Negerkindern, welche bestimmt waren, einige Zeit seine Lebensgefährten und Gespielen zu sein, minderte sich nicht. Er fügte sich in sein Geschick, so weit er mußte. Er aß wohl gleichzeitig mit denselben, aber er nahm seine Speise immer so viel als möglich besonders. Dazu war er nicht zu bringen, sein Lager mit den Negerbuben zu theilen; erst als seine eigenen Kleider in Fetzen gingen, brachte er es über sich, die dargebotenen Negerkleider anzuziehen. Vor dem Herrn Mitchel zeigte er keineswegs die sklavische Furcht der Uebrigen, aber dafür einen ausgeprägten Widerwillen und eine Abneigung, die dem Hasse auf's Haar gleichkam. So oft derselbe erschien, wurde der Kleine roth vor Zorn und benahm sich gegen ihn trotzig und ungeberdig. Der Herr konnte sich leicht täuschen, wenn er glaubte, er werde wohl noch anders und zahm werden. Es lag wenigstens viel Anderes in dem Wort, das er einmal kurzweg gegen die Sara aussprach, als sie ihm seine Ungeberdigkeit verwies: „Wenn ich einmal groß bin, schlage ich ihn todt!"

Eben so sehr, wie er die Schwarzen mied, eben so sehr schloß er sich, wo sich eine Gelegenheit zeigte, an Weiße an, an Erwachsene und Kinder. Es ist unmöglich, einen Mohren weiß zu waschen, aber sicher auch sehr schwer, einen Weißen in einen Mohren um-

Digitized by Google

zuwandeln. Das zeigte sich schon bei dem Kleinen hier. —

In der Umgebung lebte ein alter ehrlicher Jäger, er hieß nue der Jean, und ein Müller, der alte Samuel, welche vor Jahren aus Deutschland herübergekommen. Ihre Familien bestanden aus erwachsenen Söhnen und Töchtern und deren Großkindern, welche theils in ihrem Hause, theils in seiner nächsten Nähe wohnten. Der Hanesli hatte die Nachbaesleute bald aufgefunden und mit den Kindern derselben Bekanntschaft gemacht. Er steckte ganze Tage dort bei den Altersgenossen oder beim alten Samuel in der Mühle, um ihn mit allerlei Fragen zu behelligen. Manchmal nahm ihn wiederum der Jean mit in den Wald, wenn er dort dem Gewild Schlingen und Fallen legte. Die Sara holte ihn dann jeweilen am Abend ab, er folgte nur mit Widerstreben. Sie meinte immer wieder, er sei kein rechter Neger. Schon deßwegen, weil sie ihn für einen Abkömmling von Weißen hielt, behandelte sie ihn respektvoller und freundlicher. — Der Jean und der alte Samuel waren ganz der Meinung der alten Sara, daß der Hanesli das Kind weißer Eltern sei, sie wurden in ihrer Annahme bestärkt wie durch die Sprache und das Benehmen, so auch durch die Aeußerungen des Knaben, über Vater und Mutter und über sein Schwesterlein. Sonst aber konnten sie ihm nue so viel abgewinnen, daß er auf einem großen Wasser gefahren, daß der böse Mann da drüben ihn aus dem Schiff weggetragen und hierher geführt. Sie hatten längst ihre bestimmte Ansicht über die schurkische Negerwirthschaft ihres Nachbars, dieselbe wurde durch die Andeutungen des Knaben bestätigt. Sie nahmen an, er sei, wie Manchee voe ihm, auf hinterlistige und gewaltthätige Weise seinen Eltern entrissen worden. Sie hatten eine Scheu vor dem gewaltthätigen und rachsüchtigen Herrn Mitchel, deßwegen behielten sie die Sache für sich und thaten, als wüßten und glaubten sie Nichts. Auch Herr Mitchel ließ anfänglich den Knaben gewähren und verwehrte es ihm nicht, in die Nachbarschaft zu gehen. Er mochte denken, wenn derselbe nue da sei und einmal seinen Preis gelte, ihm könne es gleichgültig sein, wo er sei. — Später freilich sollte der Knabe zu denjenigen Arbeiten angehalten werden, welche den Werth eines Negers ausmachen. Da ging sein Kreuz erst recht an. Er sträubte sich dagegen, er war widerspenstig und ungeberdig. Es setzte Züchtungen ab, die so fein waren, wie sie bei Negern zu sein pflegen. Der Knabe begann erst jetzt recht zu empfinden, daß er in der Sklaverei sei und unwürdig behandelt werde. — Da kamen noch die Verdrießlichkeiten, welche Herr Mitchel mit den entlaufenen Negern hatte. Dieses Davonlaufen machte ihm anfänglich nicht so viel, so lange es durch die Mithülfe des rothen Jost gelang, die Flüchtigen wieder einzubringen. Nachdem aber trotz der abschreckenden Strafen, welche die Eingefangenen erhielten, drei auf einmal den Weg nach Kanada gefunden und ihm verloren waren, da faßte der Herr Mitchel einen Zorn gegen die Weißen, von denen er wußte oder vermuthete, daß sie über die Sklaverei anders dachten, als er und Seinesgleichen. Diesen Zorn mußte auch der Hanesli und seine Gastfreunde erfahren. Er verbot den Verkehr des Knaben mit der Nachbarschaft, er wolle nicht, sagte er, daß sie ihm den Buben verderben. Die Sache wurde nue schlimmer, als der Jean, der es schwer leiden konnte, den Hanesli nicht mehr um sich zu haben, und den es in der Seele schmerzte, den Kleinen gewaltsam zum Sklaven machen zu sehen, dem Herrn Mitchel den Antrag stellte, er möchte ihm denselben gegen eine billige Entschädigung abtreten, d. h. verkaufen.

„Er ist feil," lautete die Antwort.

Der ehrliche Jäger war im Begriff, den Mitchel zu fragen, ob er überhaupt im Stande sei, nachzuweisen, daß der Knabe ihm gehöre. Er hatte nicht den Muth dazu, er fürchtete den Haß des boshaften Mannes, er besorgte, die Lage des Knaben dadurch nur zu verschlimmern, daß er zu verstehen gebe, er wisse darum, daß derselbe auf unehrliche Art in seinen Besitz gekommen. Es war wirklich schon der Antrag des Jean hinreichend, den Mitchel zu dem Entschluß zu bringen, den Buben bei erster Gelegenheit nach dem Süden zu verkaufen. Diese Gelegenheit kam bald. Es erschien ein Sklavenhändler bei ihm, mit dem er über den Kaufpreis von einigen „Stücken" einig wurde; unter den Losgeschlagenen war auch der Hanesli. Der Händler wollte nur vorerst in der Umgegend noch andere Waare aufkaufen, um in einigen Tagen einen größeren Transport mitzunehmen. So schien das Schicksal des Knaben besiegelt zu sein. Gott hatte es anders beschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Martin brachte, trotz seiner Stärke, den Tiger nur mit vieler Anstrengung aus der Grube, dann stieg er wieder in dieselbe, beseitigte die Blutspur, nahm hierauf den Köder mit sich und befestigte denselben wieder inmitten des Flechtwerks, und nachdem er sein Stämmchen tief ins Gebüsch geschleudert hatte, lud er das Thier auf seine Schultern und entfernte sich von der Grube, indem er auf gut Glück dorthin ging, wo eben der Wald am lichtesten war.

Nach einiger Zeit indessen machte er Halt, um auszuruhen, und betrachtete sich sein Thier näher. Es war ein starker, großer männlicher Jaguar von fast vier Fuß Länge, und die Kugel war ihm gerade zwischen den

Digitized by Google

Lichtern, wie in der Jägersprache die Augen heißen, durchs Gehirn gedrungen. Daher der augenblickliche Tod des Thieres. Bisweilen fiel noch ein Blutstropfen aus der Wunde; und hätte Martin gewußt, daß nicht selten das Weibchen, so wie im umgekehrten Falle das Männchen solchen Blutspuren folgt, und blutige Rache für den Tod des Gatten nimmt, so hätte er sich ohne Zweifel, mit Zurücklassung seiner Beute, schleunigst auf die Flucht begeben. Wahrscheinlich aber war, zu Martin's Glück, Madame mit ihrem Hauswesen beschäftigt, oder auf anderen Wegen, oder vielleicht war der Getödtete auch ledigen Standes, oder selbst schon Wittwer; kurz, Martin setzte seinen Weg unangefochten fort und erreichte endlich eine Lichtung, welche ihm die tröstliche Aussicht brachte, daß der Urwald hier endige. Nachdem er noch ein Dickicht durchbrochen, kam Martin auf freiere, urbar gemachte Stellen. Plötzlich stand er still und horchte. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Jetzt brüllten keine Tiger mehr; es war Musik, die er hörte. Erst einzelne Klänge, dann Melodie. Aber sein Staunen wuchs mit jedem Schritte, mit welchem er sich näherte. Diese Töne kamen ihm so bekannt vor, und jetzt, jetzt auf einmal wußte er, wie und wo er sie gehört.

Die acht Musikanten hatten täglich an Bord die Marseillaise gespielt, einmal, zweimal, zehnmal, aus Bosheit, weil man zu Hause es ihnen verboten, und auf diese Weise hatte Martin gewisse musikalische Eigenheiten seiner acht Schiffsgenossen sich unwillkürlich eingeprägt. In Folge dessen wußte er jetzt bestimmt, daß die acht Musikanten vom „Roland" irgendwo im Gebüsche steckten, und richtig, nach kurzer Zeit ward er ihrer ansichtig.

Sie saßen vor einer mit Speisen und Getränken beladenen Tafel, obgleich im Augenblicke wacker streichend und blasend. Aber eben, als er auf sie zugehen wollte, bemerkte er noch eine andere Gruppe, fünf Menschen und zwei Neger, erstere natürlich von den letzteren bedient, und es war ihm im Augenblick klar, daß diese Menschen die Musikanten zu ihrem Vergnügen gedungen hatten. Sie waren folglich die Vornehmeren.

Der Hochmuthsteufel fuhr in ihn, und vielleicht eben der Musikanten halber, und um diesen seinen früheren Genossen zu zeigen, was er eigentlich für ein Kerl sei, beschloß er, auf ihren gegenwärtigen Prinzipal loszusteuern. Er rückte den Hut etwas Weniges auf's linke Ohr, warf die Büchse kokett über die Schulter, und indem er den Jaguar mit so viel scheinbarer Leichtigkeit als möglich auf dem Rücken trug, schritt er langsam, und wie von einem Spaziergange kommend, auf die im Grünen lagernde Gruppe zu.

„Lüge wacker, Martin, sagte er zu sich selbst, der liebe Gott, der Dich heute des Tages über aus so vielen Fährlichkeiten errettet hat, wird's gegen Abend auch nicht übel nehmen, wenn Du ein wenig aufschneidest."

Allgemeines Staunen bemächtigte sich der Versammelten, als sie Martin mit seiner Beute erblickten. Die Gesellschaft bestand aus einem älteren Herrn, einem Kaufmann, wie sich später herausstellte, mit seiner Tochter, und drei in seinem Geschäfte arbeitenden jüngeren Leuten. Man ging ihm entgegen, man sah wechselweise den Jaguar und ihn an, und der alte Herr, den wir sogleich bei seinem Namen, Mispero, nennen wollen, bat ihn in deutscher Sprache, jedoch mit fremdländischem Dialekt, seine Last niederzulegen und bei ihnen Platz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt und die Franken im Jahre 1792.

(Fortsetzung.)

Ein schönes Denkmal in dieser Angelegenheit hat der Minister Roland, Gatte der berühmten Madame Roland, seiner hohen großen Denkart dadurch gesetzt, daß er an den Minister der auswärtigen Angele enheiten Le Brun u. a. die nachstehenden Worte richtete: „Das Bewußtsein unserer Stärke wird uns nicht gegen Ruhm, noch weniger gegen Gerechtigkeit fühllos machen. Frankfurt ist ein zwar freier, aber durch seine Lage, durch seine politischen Verbindungen und durch seine eigene Schwäche abhängiger Staat. Als ein einzelner Theil des deutschen Staatenkörpers konnte diese Stadt dem Ansinnen der Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstag sich nicht widersetzen, wo man es ihr zum Gesetze machte, ihr Kontingent zu stellen. Und selbst wenn dieser Schritt, bei weitem der verfänglichste, worüber man ihr Vorwürfe machen könnte, weder feindseligen Gesinnungen, noch einer für unsere Revolution beleidigenden Denkart aufgebürdet werden könnte, von welchem Gewicht mögen wohl in den Augen einer großen Nation die armseligen und chikanenartigen Anklagen scheinen, welche man über die angeblich schlimmen Dienste dieser Republik gegen uns erhebt? Sie hat, sagt man, den Aufenthalt der Emigrirten begünstigt; sie hat Werbungen für sie geduldet; sie hat den Prinzen Geldvorschüsse gemacht; sie hat in ihren Mauern eine aristokratische Zeitung gehegt (wahrscheinlich die Reichspostzeitung); sie hat unsere Assignation in Mißkredit gesetzt.

„Allen diesen Beschuldigungen setzt man entgegen die wiederholten Verbote gegen die Werbungen, die ernsthaften Vorkehrungen gegen die Werber; die Ablehnung des Verkaufs ihres Geschützes an die französischen Prinzen; die Weigerung einer Partie Diamanten zum Unterpfand gegen ein Anlehen von 200,000 fl. von ihnen anzunehmen; die Widersetzung gegen das Ansuchen des Oberamts Etlenheim, eine gerichtliche Verfügung gegen den Maire und den Prokurator der Straß-

Digitized by Google

burger Gemeinde anschlagen zu lassen, aus Achtung für gesetzmäßige, durch die fränkische Konstitution errichtete öffentliche Staatsverwaltungen; die obrigkeitliche Wegnahme der Gegenrevolutionsschriften, deren Verkauf die Preßfreiheit zu autorisiren schien, welche auch einen sehr scheinbaren Vorwand für Magistratspersonen abgegeben hätte, die weniger von dem Verlangen beseelt gewesen wären, Alles zu entfernen, was die fränkische Nation beleidigen konnte, Alles, was sich nicht mit dem System der angenommenen Neutralität vereinbarte.

„Allein, fügen die Stellvertreter Frankfurts hinzu, wenn auch einzelne durch kaufmännische oder strafbare Spekulationen die Beförderer dieser uns nachtheiligen Unternehmungen sollten gewesen sein, muß man deßwegen eine ganze Stadt anklagen, eine ganze Stadt deßwegen strafen, welche, so sehr sie auch genöthigt ist, auf die Regenten des Reichs und den König von Preußen stets Rücksicht zu nehmen, nichtsdestoweniger bei jedem Anlaß die wenigst zweideutigen Gesinnungen für die vollkommenste Neutralität an den Tag gelegt — eine Neutralität, in welcher sie zu verharren sich vorgesetzt, der Reichstagsschluß über den Reichskrieg möchte beschaffen sein wie er wolle, und welche Stadt durch ihr wohlwollendes Betragen gegen Frankreich sich des Dankes der Nationalversammlung werth gemacht hat.

„Lassen Sie uns von diesen Beschuldigungen, wovon sich die Frankfurter auf eine so entschiedene Art reinigen, zu der Untersuchung des Betragens übergehen, welches sie bei der Annäherung unserer Armeen beobachtet haben. Mich dünkt, daß es durchaus die nachtheiligen Eindrücke hätte auslöschen sollen, welche jene übel gekannten Umstände gegen sie hervorzubringen vermochten. Sie kamen aus ihrer Stadt, boten uns brüderlich Frieden und Freundschaft an, leisteten uns alle Beihülfe, welche die Gastfreundschaft gewährt. Keine kriegerische Anstalt ließ von ihrer Seite das Vorhaben vermuthen, uns zu bestreiten, oder unsere Feinde zu beschützen. Sie befanden sich in dem Zustand von Neutralität, welcher einer freien Stadt zukommt, die zwar eingenommen und in den Krieg verwickelt werden kann, die aber keineswegs gesonnen ist, sich in politische Streitigkeiten zu mischen, an welchen theilzunehmen ihr System nicht zuträglich findet."

Der Minister schildert sodann im Gegensatz zu Frankfurt die widerspenstige Haltung der Stadt Genf, und fährt fort: „Wir wollen uns großmüthig zeigen; laut haben wir es geschworen: laßt uns also damit anfangen, daß wir billig sind; laßt uns durch Liebe, durch unsere Tugenden, durch die Erhabenheit unserer Grundsätze die Herzen erobern. Nur durch richtige Belehrungen, durch Einflößung des Gefühls der Unabhängigkeit, der Freiheit und Gleichheit wollen wir unsere Feinde bestrafen. Laßt uns über die Pforten unser Gesetz, diese unserer Revolution so sehr würdigen Grundsätze Thomas Payne's eingraben: Unser neuer Zeitlauf fange mit Großmuth und Uneigennützigkeit an; Behauptung der Eintracht und Eroberung der Herzen sei zur Befestigung unseres Wohlstandes der einzige Zweck, den wir uns zu erreichen vorsetzen ..." Sehen Sie, lieber Kollege, hier die Bemerkungen, welche das Lesen der mir von Ihnen mitgetheilten Schrift veranlaßt, und die mir gleichsam von selbst in die Feder geflossen. Sie werden die ganz natürliche Folge daraus ziehen, daß es die Gerechtigkeit, die Würde der Nation erfordert, die Frankfurter als Freunde, als Brüder zu behandeln, und sie von der Brandsteuer loszusprechen, die der brave Custine ihnen auflegte, und wozu er durch seinen zu strengen Eifer, den Niemand billigen kann, verleitet worden." Unterzeichnet: Roland.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Warnkönig †] Am 19. d. starb zu Stuttgart L. A. v. Warnkönig, G. Hofrath, früher Professor der Rechte an den Universitäten Lüttich, Löwen, Freiburg, Tübingen, Ritter mehrerer Orden, 72 Jahre alt.

[Eine Beschämung.] Aus Heidelberg, 14. August, schreibt man: Zu dem letzten Sommertanzvergnügen des hiesigen „Museum" hatte man auch die preußischen Offiziere eingeladen. Da kam die Botschaft aus dem preußischen Hauptquartier, des Inhalts: Die Offiziere fänden es, Angesichts der gefallenen und verwundeten Kameraden, nicht passend zu — tanzen.

Charade.

Mein Erstes der Freundschaft,
Mein Zweites der Liebe,
Mein Ganzes der Ehrfurcht
Geheiligtem Triebe.

Auflösung der Charade in Nr. 196:

Jeden „Augenblick" nützlich verwenden,
Das ist klug!
Im Schooße spielen mit faulen Händen:
Selbstbetrug.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 200 Freitag, 24. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Der Herr Mitchel hatte zwar der Sara verboten, den Hanesli ferner zu den Nachbarsleuten gehen zu lassen. Ein Gebot und Verbot besteht aber bei Sklaven nur so lang, als die Uebertretung nicht möglich ist. Die alte Sara betrachtete sich in ihrem Kreise als Herrin, sie glaubte auch eine Meinung haben zu dürfen. Ihre Meinung aber war die, daß der Kleine wohl dürfe zu den Nachbarn gehen, wenn es Niemand erfahre, namentlich, wenn ihr Herr abwesend sei. Das war der Fall an dem Tage, welcher der Abführung der verkauften Negerwaare nach dem Süden voranging. Da trieb sich der Hanesli, ohne eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand, — auch die Sara wußte nicht darum — bei der Mühle des alten Samuel herum.

Der Himmel wollte es, daß der Gontenhannes auf der Reise, die er unternommen, ohne zu wissen, wo das Ziel derselben sein werde, aber an jenem Tage mit Frau und Kind dort vorbei kam. Das Aenneli war an dem sonnigen Frühlingsnachmittag dem mit zwei Pferden bespannten Wagen zu Fuß eine Strecke vorausgegangen. Als es an der Mühle vorüberkam, spielte dort der Hanesli auf dem grünen Rasen. Das Aenneli stand still, es schaute eine Weile den Kleinen unverwandt an, dann eilte es hastig auf ihn zu, indem es seinen Namen rief. Der Knabe sah anfänglich bei seinem Namensruf verwundert auf, als das Aenneli aber näher kam, da sprang er jubelnd und frohlockend mit dem Ausruf: „Mutter! Mutter!“ ihr entgegen, warf sich in ihre Arme und hängte sich an ihren Hals. Sein freudiges Rufen, „Mutter, Mutter“, wollte kein Ende nehmen, während sie selbst, ihn an sich drückend und küssend, nur das Eine Wort fand zum Aussprechen, — seinen Namen.

Während das Aenneli sein Kind noch umschlossen hielt, trat der alte Jäger Jean aus dem nahen Gebüsch hervor. Er blieb verwundert auf seine Flinte gestützt stehen, er vergaß seinen Pfeifenstummel weiter zu rauchen, ein vergnügtes Lächeln sprach aus seinem Gesicht. Sein treuer Hund schien etwas Aehnliches zu empfinden, er kannte den Hanesli, seinen Gespielen, seit Jahren, er blieb vor der Scene gleichfalls stehen und schaute auf, als wollte er fragen, was es Neues und Ungestümes gegeben habe.

Der alte Müller, der sich eben bei dem Wasserrad Etwas zu schaffen gemacht, kam langsam herbei und mit Geberden, als wisse er bereits schon, was sich begeben und freue sich desselben und danke Gott dafür. Beide traten herzu, um zu vernehmen, was sie bereits vermutheten, daß die Mutter ihr Kind und das Kind seine Mutter wiedergefunden. Das Aenneli vermochte in den ersten Augenblicken nicht viel zu sagen, seine Freude war überschwänglich. Es wollte zunächst seinen Gatten mit dem Wagen erwarten, um ihm die freudige Nachricht mitzutheilen; es eilte ihm entgegen, als es ihn nahen sah, den Kleinen an der Hand, während die beiden Männer, der Jean und der Müller in ernsten Gesprächen stehen blieben.

„Sieh da,“ rief das Aenneli dem Hannes schon von Weitem zu, „den Hanesli haben wir wieder!“

Der Hannes wollte seinen Ohren nicht trauen, als er diesen Ruf vernahm. Er eilte seinem Wagen eine Strecke voraus, er sah den Kleinen an. „Weiß Gott, er ist's!“ rief er, hob ihn auf seine Arme und küßte ihn. Dann eilte er mit ihm schnell zu dem Wagen zurück, hob ihn in denselben hinein. „Sieh Aenneli, da hast du den Hanesli wieder, da ist das Aenneli!“

Die beiden Geschwister fielen einander jauchzend um den Hals. Der Vater und die Mutter sahen ihnen mit Wohlgefallen und weinend vor Freude zu.

„Nicht umsonst,“ sagte das Aenneli, „hat es mich immer so nach dieser Seite hingezogen. Es war mir wie vor, daß ich ihn hier finden müsse. Jetzt ist's mir schon recht, wieder umzukehren und zu bleiben, wo wir gewesen sind.“

Der Hannes faßte statt aller Antwort seine Frau in die Arme. Gott im Himmel hat ihres Herzens Wonne und ihre Dankbarkeit geschaut. „Das Umkehren,“ sprach dann der Hannes, „ist mir schon recht, allein so plötzlich geht es doch auch nicht, in einigen Tagen vielleicht. Wir müssen doch auch vorher wissen, bei wem das Büblein unterdessen gewesen ist.“

Er trieb seine Pferde an. Er nahte sich mit sichtlichem Mißtrauen den beiden noch dastehenden Männern; er theilte ihnen in Kürze mit, daß der Hanesli sein Kind sei, er verlangte zu erfahren, wie er hierher ge-

Digitized by Google

kommen sei. Der Müller lud ihn ohne Weiteres ein, bei ihm einzukehren, man könne dann über die Sache reden. Der Hannes nahm die Einladung, trotz des ernsten und besorgten Gesichtes, das der Einladende machte, ohne Bedenken an. Die Söhne des Müllers brachten den Wagen unter Dach, die Pferde in den Stall. Der Hannes trat mit dem alten Samuel ins Haus.

Nachdem die Hausfrau eine willkommene Erquickung herbeigeschafft, wollte der Müller vom Hannes zunächst erfahren, wie er um sein Kind gekommen sei. Er hörte seiner Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zu, dann erst theilte er ihm mit, bei wem der Knabe seither gewesen, wie er zufällig heute hierher gekommen, wie er selbst immer schon gedacht, er sei kein Negerkind, er sei gestohlen. Davon, daß er bereits nach dem Süden verkauft war und am nächsten Tage sollte fortgeführt werden, wußte er nichts. „Ihr werdet," fügte er bei, „so viel ich meinen Nachbar kenne, mit demselben noch schwere Anstände bekommen des Knaben wegen, er wird ihn Euch nicht gütlich überlassen. Jedenfalls darf er ihn um keinen Preis wieder in seine Hände bekommen, sonst habt Ihr ihn zum Zweitenmale und alsdann vielleicht für immer verloren, er würde ihn ohne Weiteres fortschaffen lassen.

Das Aennell meinte, „es werde doch auch hier eine Gerechtigkeit geben, daß man Eltern ein gestohlenes Kind nicht vorenthalten könne, welches sie als das ihrige erkannt."

„Gewalt und Schlauheit gehen oft über Recht", antwortete der Müller, wir haben das schon genug gesehen.

„Der Mitchel," meinte der Hannes, „werde aber beweisen müssen, daß das Kind ihm gehöre."

„Darauf," erwiderte der alte Jäger, „darauf dürft Ihr's gerade nicht ankommen lassen, ich kenne seine Schliche, er würde diesen Beweis ohne Zweifel auf sich nehmen und leisten, er würde nöthigenfalls 100 Eide thun. Ihr müßt ohne Weiteres eine Klage gegen ihn anheben, daß er Euch das Kind gestohlen und den Beweis anbieten, daß es Euer Kind sei.

Das Beste wird sein, wir gehen heute noch zum Friedensrichter, damit wir ja nicht das Kind wieder herausgeben müssen.

Der ehrliche Jäger begleitete wirklich noch am selben Abend den Gottenhannes zum Friedensrichter, nachdem er streng empfohlen, den Kleinen nicht zurückzugeben, wenn man ihn abholen wolle, und ihn wohl zu bewachen, damit er nicht entführt werden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die preußische Wehrverfassung.

Die neue Armeeorganisation in Preußen, welche dort früher so große Anfechtungen erlitten hat, ist jetzt plötzlich zu Gnaden gelangt und Gegenstand lobender Anerkennung geworden. Es ist auch in der That nicht zu leugnen, daß lediglich dieser seiner Heeresorganisation, welche die gesammte kampffähige Macht des Landes zusammenfaßt, Preußen seine Erfolge verdankt. System und Methode der Kriegsführung sind andere geworden, die Lehren der französischen Kriege sind veraltet, die Erfahrungen des Krimkrieges und die angestaunten Thaten der letzten italienischen Kriege sind überflügelt. Die moderne Bewaffnung und die heutigen Verkehrsverhältnisse haben der modernen Kriegskunst ihren Stempel aufgedrückt. Die Kriege werden jetzt rasch, überraschend schnell entschieden, in großen und zermalmenden Schlägen. Hieraus geht hervor, daß der Erfolg eines Krieges aller Voraussicht nach jenem Staate gesichert ist, welcher auf einmal die größten Massen an einem oder mehreren Punkten in Aktion bringen kann. Daß diese Massen nicht nur gut bewaffnet, sondern auch kriegstüchtig geschult sein und einer einheitlichen, straffen Leitung unterstellt und in gleicher Organisation ausgebildet sein müssen, ist natürlich dabei die sich von selbst verstehende Voraussetzung. Aus dem erst Gesagten erhellt, daß die Wehrpflicht eine allgemeine sein muß, denn sie allein ermöglicht die Aufstellung großer Heere, von ihren sonstigen Vortheilen, die jetzt nicht erörtert werden sollen, ganz abgesehen. Der Vorwurf, welcher vor dem letzten Kriege und noch vor der Schlacht bei Königgrätz der preußischen Heereseinrichtung gemacht wurde, daß sie nämlich dem Lande bis hart an den Lebensnerv gehe, daß sie den Nachschub neuen Kriegsmaterials im Falle einer großen Niederlage unmöglich mache, ist durch die neuesten Kriegsereignisse praktisch und furchtbar einleuchtend vernichtet worden. Die mit Preußen im Kriege befindlichen Staaten haben durch den Krieg an sich nicht weniger gelitten, als Preußen; es dürfte aber kaum fraglich sein, daß Preußen mehr gelitten hätte, wenn es den Krieg mit geringeren Kräften und weniger Energie unternommen hätte und ihn darum um so länger hätte fortführen müssen. Die Opfer waren groß, für die einzelnen Familien schwer, aber die Leiden für die Gesammtheit des Staates kurz, und dieses Moment ist das entscheidende. Ein kleines Unglück, ein Mißgeschick einer partiellen Niederlage würde für Preußen den Krieg nicht zu einem gegentheiligen Ausgange, als der faktische ist, gebracht haben. Wäre aber bei Königgrätz der Sieg auf österreichischer Seite gewesen, und wäre dort die ganze preußische Armee, nämlich nicht blos ein einzelner Heertheil, geschlagen worden, so konnte Preußen auch nicht gerettet werden, wenn es auch noch 200,000 Mann junges Reservematerial in seiner Bevölkerung gehabt hätte,

Digitized by Google

kenn noch ehe dieses ausgehoben, organisirt und nur einigermaßen einexerzirt gewesen wäre, würde Benedek dem Könige Wilhelm in Berlin den Frieden diktirt haben. Die Kürze der Zeit, in welcher heutzutage die Kriege entschieden werden — es müßten denn sogen. Ragenkämpfe, Kriege auf Leben und Tod sein, — läßt die Heranbildung neuer Heere während des Krieges nicht zu, ja schon das rasche Vordringen und Ausdehnen des Feindes in dem bekriegten Lande, welches große Länderstrecken sammt der aushebbaren Mannschaft der Disposition der Landesregierung entzieht, macht die Vornahme neuer Aushebungen nahezu unmöglich oder reduzirt wenigstens deren Werth auf ein sehr geringfügiges Maß. Bevor Oesterreich zur Ergänzung seines geschlagenen Heeres — der Ergänzungsbezirk war ihm ohnehin durch Okkupation von fast 4 seiner größten und volkreichsten Provinzen, wie Böhmen, Mähren, Schlesien und Oberösterreich sehr verkleinert — schreiten konnte, stand ihm der Feind vor der Hauptstadt; ehe Bayern aus seinen Reserven einige Bataillone nothdürftig formirt hatte, waren fast drei Provinzen in den Händen der Preußen. Preußen gebot in Folge der seit sieben Jahren gepflogenen verstärkten Aushebungen über 40 Linienregimenter, etwa 150.000 wohlgeübter junger Truppen, mehr als früher und zählte darum kein einziges Landwehrregiment weniger.

Die preußischen Blätter plädiren nur mehr noch für Einführung der 2jährigen statt der 3jährigen Dienstzeit. Von großem Segen hat sich auch die Einrichtung erwiesen, welche die Zahl der zur Ergänzung der Cadres der Linie erforderlichen Reservisten aus den jüngeren Landwehren ausfülle.

In großen Zügen zeichnet die „Schles. Ztg." am Schlusse eines längeren Artikels die Vortheile der neuen preußischen Heeresorganisation. Sie sagt: „In erster Linie standen unsere neun nur aus Linientruppen bestehenden Armeekorps, von denen die Divisionen Manteuffel und Beyer in der Hauptsache nur Abzweigungen waren, gegen den Feind. Sie allein haben die großen Schlachten geschlagen. Die Hauptwaffe, die Infanterie jener 9 Korps, besteht trotz dessen, daß die Reorganisation noch nicht so lange durchgeführt ist, um ihre volle Wirkung zu äußern, jetzt durchschnittlich nur aus Männern im Alter von 20 bis 27 Jahren, während nach der älteren Organisation, neben jedem aus halbreifen Männern zusammengesetzten Linienregiment, ein der größern Mehrzahl nach aus Familienvätern (bis zum 32. Lebensjahre) bestehendes Landwehrregiment in der ersten Linie der Kämpfer gestanden haben würde.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Attentats des Kaisers Alexander von Rußland.

St. Petersburg, 15. August.

Zum Karakosow'schen Attentatsprozesse liegt nun in der amtlichen „Nordischen Post" ein telegraphisch schon erwähnter Bericht vor, der augenscheinlich das Resumé der von Murawiew geführten 2½monatlichen Untersuchung bietet. Man glaubt hier mehrfach, die Thatsachen seien mehr zusammengeschweißt als zusammengestellt worden.

Darnach gehörte Karakosow einer in Moskau meist aus Studenten bestandenen Vereinigung an, die sich die „Organisation" nannte und die Verbreitung sozialistischer antireligiöser Doktrinen bezweckte, zu welchem Behufe Verbindungen mit dem Volke angeknüpft, Schulen gegründet, auch Vereine unter den verschiedensten philanthropischen Benennungen mit Zustimmung der Regierung gestiftet werden sollten, wo mittelst auch die nothwendigen Fonds von bewußten und unbewußten Mitspendern beschafft werden mußten; es soll sogar nöthigenfalls auch Raub und Mord im Programm gestanden haben.

Demgemäß hatte die Gesellschaft verschiedene Sektionen, oft unter den unscheinbarsten Namen, als: gegenseitige Unterstützung, Aufmunterung der Privat-, der Frauenarbeit u. s. w., um die Wachsamkeit der Behörde zu täuschen. Ueberdieß suchte sie Verbindungen mit den Sozialisten Petersburgs und der Provinz, welche „durch die Richtung des Unterrichts in einem großen Theile der Schulanstalten und der Journale" befördert wurden, ebenso durch die Verbindungen im Auslande zu denen sich die dahin zur Ausbildung entsendete Jugend in Beziehungen setzte. Die Mitglieder der „Organisation" zerfielen in zwei Parteien, deren eine die gemäßigtere durch Verbreitung schädlicher Ideen auf das Volk wirken und die Revolution vorbereiten wollte, während die andere, welche sich unter dem Namen „Hölle" gebildet hatte, die Ermordung des Kaisers bezweckte. Zu dieser „Hölle" gehörte Karakosow! Die Idee des Kaisermords entstand nach der Anwesenheit eines der bedeutendsten Moskauer Mitglieder, eines Cousins von Karakosow, in Petersburg im Sommer 1865, nachdem besagter Cousin mit einem aus der Schweiz zurückgekehrten Hauptagenten in Verbindung getreten war. Die Mitglieder der „Hölle" bedrohten mit dem Tode diejenigen Mitglieder der „Organisation", welche das Programm nicht ausführen wollten, da einige dasselbe als noch unreif betrachteten, weil das Volk nicht genügend für eine Revolution vorbereitet sei. Karakosow indeß war dem Projekte sofort gewonnen; es wurden Statuten aufgesetzt, welche jedoch vor Verhaftung der Mitglieder vernichtet worden waren; nach den Geständnissen Einzelner trug Jeder von ihnen Gift bei sich, welches in den Haaren in Form von kleinen Kugeln versteckt war; die für den Kaisermord Ausersehenen mußten sich dem

Digitized by Google

Trunke und allen andern Lastern ergeben, um jeden Verdacht politischer Projekte von sich abzulenken. Auch war die Befreiung mehrerer russischer und polnischer Gefangenen beabsichtigt, zu welchem Zwecke einige Mitglieder nach Sibirien gehen sollten; ein solcher Versuch war in Moskau gelungen.

Karakosow, der schon einige Wochen vor dem Attentate, in der ersten Fastenwoche, nach Petersburg gekommen war, wohnte hier in verschiedenen Hotels, namentlich auch bei einem Arzte, der seine Projekte kannte und ihn in der Klinik beherbergte. Indessen hatte mehrere seiner Kameraden wahrscheinlich Angst bekommen und zwei derselben wurden ihm nachgeschickt, um ihn nach Moskau zurückzuführen; indeß blieb er hier, bis ein Brief seines Cousins, dem er unbedingt gehorchte, ihn zur Rückkehr bestimmte; schon fünf Tage später kam er wieder nach Petersburg; er besuchte den oben erwähnte Arzt, so wie den Herausgeber der vom Vereine verfaßten Bücher, welcher ihn mit Geld versah, und theilte ihm seine verbrecherische Absicht mit. Er kaufte hier Kugeln und Pulver für die von Moskau mitgebrachte Pistole, und versuchte den Mord am 4. (16.) April in der bekannten Weise. Mehrere Mitglieder der Organisation haben hier und in Moskau ihre Mitschuldigen angegeben und auch einige Polen bezeichnet, die mit ihnen in Beziehungen gestanden und ihnen Gift verabfolgt hatten. In den beiden Hauptstädten wurden überdieß noch mehrere Polen verhaftet, welche bezweckten, mehreren ihrer Landsleute zur Flucht aus den Gefängnissen und dem Exile zu verhelfen, Geld zur Unterstützung ihrer Landsleute zu sammeln und falsche Banknoten in Umlauf zu setzen; nach Aussage einiger dieser Leute sollte auch in Moskau ein politischer Verein unter dem Namen „Narodowa opieka" bestehen. Was sonst in dem Anklageakte besonders auffällt, sind die wiederholten Angriffe gegen die oberste Verwaltung des Unterrichtswesens; ja sogar der Staatsgewalt im Allgemeinen wird zum Vorwurfe gemacht, von ihrer früheren Strenge nachgelassen, und dadurch jene Bewegung der Geister hervorgerufen zu haben. Es ist bekanntlich bald nach dem Attentat der Unterrichtsminister entlassen und das gesammte Polizeiwesen reorganisirt worden. Im Ganzen geht aus dem Anklageakte hervor, daß auch nicht ein im wahren Sinne des Wortes zurechnungsfähiger politischer Mann an dem Komplotte Theil genommen, daß nur Leichtsinn und Unwissenheit, Begehrlichkeit und Trägheit dasselbe ausgesonnen.

Mannigfaltigkeiten.

Die Gesammtsumme von Todten, Verwundeten und Gefangenen der sächsischen Armee macht bei einem Stande der Armee von 30,000 Mann mehr als 7 Prozent Verlust aus, der jedoch bei dem Offizierkorps auf 14 Prozent steigt. Unter den todten und verwundeten Offizieren beklagt man von 2176 Mann namentlich auch solche, die sich in weitern Kreisen durch ihre schriftstellerische Thätigkeit einen guten Namen gemacht haben. Major v. Abendroth, Präsident des Vereins für Erdkunde in Dresden und bekannt durch verschiedene Schriften über alte Militärgeographie, liegt an drei Wunden in Wien; ebendaselbst befindet sich der gleichfalls verwundete talentvolle Dichter Hauptmann Richard v. Meerheimb. Oberlieutenant Waldemar Schultz endlich, der südamerikanische Reisende und tüchtige Kartograph, der von seiner mehr friedlichen Thätigkeit als Lehrer an der Dresdener Kadettenschule in das Kriegsgetümmel hinausgerissen wurde, unterlag am 12. Juli auf Schloß Hradek seinen bei Königgrätz empfangenen Wunden. Am geringsten sind die Verluste bei der Artillerie, welche nur 28 Mann und keinen Offizier einbüßte. Von der Kavallerie hat nur das 3. Reiterregiment stark gelitten; die Hauptverluste fanden bei den Jägern und der Infanterie statt. Den Chargen nach verlor die sächsische Armee an Offizieren 1 Generalmajor (v. Carlowitz † bei Königgrätz), 2 Obersten (v. Borberg † bei Gitschin, v. Ludwiger, verwundet), 2 Oberstlieutenants, 5 Majore, 20 Hauptleute, 2 Rittmeister, 38 Lieutenants und Fähndriche.

[Preußische Verluste.] Aus den bisher erschienenen Verlustlisten der preußischen Armee haben besonders auffälligen einläßigen Verlust: das 46. Infanterieregiment am 27. Juni, nämlich 79 Todte, 435 Verwundete und 44 Vermißte; das 1. Garderegiment zu Fuß am 3. Juli 63 Todte, 231 Verwundete und 142 Gefangene; aber auch das Grenadierregiment Nro. 11 verlor in der Schlacht bei Langensalza 40 Todte, 241 Verwundete und 130 Vermißte. Den verhältnißmäßig größten Verlust hatten diejenigen preußischen Regimenter, welche am 27. Juni bei Trautenau kämpften, wo bekanntlich General Gablenz das 1. preußische Armeekorps zurückschlug.

Charade.

Dürft' ich mit dem ganzen Ding
Meine beiden Letzten flink,
Eh' sie Oel ins Feuer tragen
— Zwar nicht wie die ersten Zwei
Schwarzen Peiniger zu Brei —
Aber auf den Schnabel schlagen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 201 Samstag, 25. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

XII.

Der Friedensrichter war ein Ehrenmann, der längst dem Treiben des Herrn Mitchel mit Widerwillen zugesehen, obwohl er keinen gesetzlichen Grund gehabt, gegen dasselbe irgendwie aufzutreten. Er protokollirte sofort die Anklage gegen denselben, um sie an das Gericht zu übergeben, welches zunächst zu entscheiden hatte, ob der Handel an die Zivil- oder Kriminal-Jury zu weisen sei. Er enthielt sich strenger Unparteilichkeit jedes vorläufigen Urtheils oder Ausspruchs über die Sache. Auf das Begehren des Hannes, daß er ihm gestatten möge, bis zur Aburtheilung des Falles das Kind unter seiner Obhut zu behalten, trat er bereitwillig ein, indem er die dießfalls vorgeschriebene Kautionsleistung verlangte und zugleich durchblicken ließ, daß er wohl daran thue, dieß zu fordern; es dürfte, fügte er bei, auch sonst nicht überflüssig sein, ein Auge auf den Knaben zu haben, denn wenn das Kind, um welches es sich handle, verschwinden sollte, so würde der Prozeß für ihn ungleich schwieriger werden.

Der Hannes begab sich, befriedigt von dem erzielten Erfolge, auf den Heimweg. Der alte Jäger Jean freilich, genauer bekannt mit den dasigen Verhältnissen, meinte, die Sache werde noch viel Vorsicht und Anstrengung nöthig machen. Der Gegner werde alle Mittel, auch die schlechtesten, in Bewegung setzen, um obzusiegen; es werde einen Kampf auf Leben und Tod absetzen. Der Hannes solle übrigens nur getrost sein, er und der alte Müller werden ihm treu zur Seite stehen, und in der Gegend hätten sie auch sonst noch Freunde, der Herr Mitchel habe sich längst unrühig und verhaßt gemacht dadurch, daß er die Sklaverei zum Deckmantel der Schurkerei mache, und Weiße, wie Neger in das Netz derselben ziehe. Viele, die entschieden für die Sklaverei der Neger seien, fühlen sich dadurch tief verletzt, daß er ohne Unterschied auch Menschen ihres Blutes in den Handel bringe. Je mehr er aber selbst das fühle und wisse, um so mehr werde er, zwar nicht durch gesetzliche, aber durch ungesetzliche Mittel den jetzt drohenden Schlag abzuwenden suchen. „Namentlich," setzte er hinzu, ist es nöthig, den Knaben zu bewachen, wie einen Augapfel! Und Ihr selbst, laßt Euch nicht in dunkler Nacht auf einsamen Wegen antreffen!"

Der Hannes sah den Jean verwundert an bei diesen Worten, als wolle ihm derselbe eine ungegründete Angst einjagen.

„Ja, ja, ich weiß wohl, was ich sage, ich spasse nicht," bekräftigte der Jean.

Der alte Jean war ein erfahrener und umsichtiger Mann, der nicht nur die Art der wilden Thiere, auf welche er Jagd machte, sondern auch die Art der Menschen kannte, mit denen er es zu thun hatte. Er mißtraute der Vorsicht des eigenen Vaters und übernahm die Hut des kleinen Knaben so zu sagen selbst; dazu trieb ihn nicht nur die Theilnahme, welche bei ehrlichen Menschen der in seinem Rechte Gekränkte überall findet, sondern seine besondere Liebe zu dem Kleinen. Er betrachtete die Angelegenheit so zu sagen als die seinige. Er wußte, worauf er sein Absehen hauptsächlich zu richten habe: es war die Sicherheit des im Streite liegenden Knaben. Wir werden sehen, wie sehr er hierin Recht hatte und wie nothwendig seine Fürsorge war.

Am Abend, als der Hannes in Begleitung des Jean zum Friedensrichter gegangen, kam die alte Sara, um den Hannesli aus der Mühle abzuholen, wie dieß früher oft geschehen war. Sie war untröstlich, als man's ihr verweigerte, ihn zurückkehren zu lassen in das Haus seines bisherigen Herrn. Sie hatte Ursache dazu. Der Herr Mitchel kam am Abend spät zurück. Erst am folgenden Tag, als der Transport der verkauften Sklaven abgehen sollte und der Kleine fehlte, als sie gestehen mußte, daß er noch in der Mühle sei, und daß man ihn dort zurückbehalten hatte, da brach der Zorn des Herrn los über sie wegen ihres Ungehorsams gegen seine Befehle und über den Nachbar wegen seiner Widersetzlichkeit. Ueber die arme Sara entlud er sich zuerst. Sie wurde trotz ihres hohen Alters ausgepeitscht.

„Sie sind ein ungehorsames, widerspenstiges Geschlecht, diese Nigger," sagte Herr Mitchel, „sie thun nur, ob den Streichen etwas." An andere Beweggründe für ihre genannten Verfehlungen glaubte er nicht. — Die Züchtigung war für die alte Frau zu hart, sie griff sie körperlich und geistig so an, daß sie einige Tage nachher starb.

Digitized by Google

Der Zorn des Herrn Mitchel über den Nachbar wurde durch den Tod der alten Sara nur noch verstärkt. Durch körperliche Züchtigung konnte er demselben freilich nicht Luft machen, so gern er's auch hier gethan hätte. Er sandte seinen Aufseher, den uns schon bekannten Schneidermathys, um den Knaben zurückzuholen, mit der Drohung, daß er im Weigerungsfall gerichtlich einschreiten werde. Der Schneidermathys brachte zunächst in hochtrabendem, herrischem Tone seinen Auftrag beim alten Samuel an; dieser bemerkte ihm aber ebenso barsch, die Sache gehe ihn nichts an, man müsse sich, wenn man das gestohlene Kind wieder haben wolle, an den Vater desselben wenden, er sei oben in der Mühle. Das kam dem Mathys unerwartet, er stutzte bei diesen Worten. Er hatte Zeit, sich zu sammeln und vorzubereiten, während er die Treppe hinaufstieg. Er trat gleichwohl nicht ohne einige Beklemmung ein.

Der Gontenhannes erkannte ihn sogleich wieder und begrüßte ihn in fröhlich launiger Weise: „So, Ihr auch wieder da, Mathys, wer hätte es gedacht, daß wir uns so bald und so oft wiedersähen? Was führt Euch daher?"

Der Mathys grüßte kalt und brachte stotternd sein Anliegen an, indem er zugleich auf die Sklavenbill verwies, welche verbiete, flüchtigen Sklaven Aufnahme und Vorschub zu gewähren.

Das Aenneli wurde bleich, dem Hannes aber stieg das Blut zu Kopf bei diesen Worten; er vermochte seinen Zorn nicht zurückzuhalten über die Frechheit, mit der man sein eigenes Kind, das ihm hinterlistig geraubte, nunmehr rechtlich als Sklaven zurückverlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Urkundliche Darstellung des Marsches der bayerischen Armee zur Befreiung der Hannoveraner.

Ein Verständniß der Bewegungen der bayerischen Feldarmee in den Tagen vom 25. bis 30. Juni erfordert unerläßlich einige Worte über die mittärische Lage vor dieser Zeit. Mit dem 17. Juni begann der Aufmarsch der vier Divisionen in ihre staffelförmige Stellung, entlang der Eisenbahn, die im Norden des Königreichs von West nach Ost führt, und zwar kam die erste Division an den äußersten rechten, die vierte an den äußersten linken Flügel zu stehen. Wenn jeder Krieg den Zweck hat, den Gegner zum Frieden zu zwingen, so muß jeder Stoß, den eine Armee ausführt, nach der tödtlichsten Stelle des Gegners gerichtet werden. Dieß ist meistens die Hauptstadt des Landes, und für die süddeutschen Truppen war es Berlin. Der kürzeste Weg dorthin hätte über Hof und Leipzig geführt. Eine Bewegung in jener Richtung wäre auch diejenige gewesen, welche den bayerischen Interessen am besten entsprochen hätte. Die Preußen wären genöthigt gewesen, sich der vordringenden bayerischen Armee entgegenzuwerfen, und da das Königreich Sachsen westlich von der Elbe unbesetzt war, so hätten unsere Truppen Raum gewonnen, ehe sie auf den Feind stießen. Zeigten sich schließlich die preußischen Streitkräfte an Zahl, Bewaffnung und dichterem Gefüge den unserigen überlegen, so konnte die Armee sich fechtend langsam zurückziehrn, und jeden Raumgewinn von dem Gegner sich durch Opfer an Leuten und Kriegsmaterial bezahlen lassen. Ein Marsch in der Richtung nach Berlin hätte keiner Erklärung bedurft, er wäre jedem Soldaten verständlich gewesen. Das, was keiner Erklärung bedarf, ist unter allen Umständen besser, als das, was erklärt werden kann. Wenn bayerische Truppen wirklich in der Richtung nach Hof vorgeschoben wurden, und sich am 23. Juni sogar in Plauen zeigten, so war diese Bewegung nie ernsthaft gemeint gewesen, sondern nur dazu bestimmt, den Gegner irrezuleiten.

Wenn statt eines Vordringens gegen Nordosten das Hauptquartier bis zum 25. in Bamberg blieb, und dann die gesammelten Streitkräfte in einer ganz andern Himmelsrichtung aufbrachen, so geschah dieß nicht aus freier Wahl, sondern in Folge der Militärkonvention mit Oesterreich, nach welcher die Ziele und Aufgaben der Bundestruppen von Wien aus vorgezeichnet wurden. Die österreichische Heerführung — im bayerischen Hauptquartier vertreten durch den General Grafen v. Huyn — war gegen jede Offensivbewegung bayerischer Truppen in nordöstlicher Richtung; sie verwarf ebenso entschieden ein Vorgehen in östlicher Richtung über Eger zur Unterstützung der böhmischen Armee; sie hatte vielmehr der bayerischen Armee die Aufgabe gestellt: im Westen Deutschlands sich zunächst mit dem 8. Bundesarmeekorps zu vereinigen, und nach dieser Vereinigung eine nordwestliche Offensive zu ergreifen. Daher sollten auch die beiden Armeekorps nach ihrer Vereinigung den Titel „Westdeutsche Bundesarmee" annehmen. (Operationsjournal der bayerischen Armee unterm 29. Juni.) Das nächste Ziel zur Ausführung dieser Aufgabe wäre Fulda gewesen, und dorthin hätte sich die Armee in nordwestlicher Richtung, nicht in der Richtung von Berlin, in der allen Mannschaften verständlichen Richtung zu bewegen gehabt. Zog sie dorthin ab, so lag das ganze Königreich im Nordosten entblößt, und behielt der Gegner noch verfügbare Kräfte übrig, oder erhielt er Succurs, so konnte er in jener Richtung ins Land marschiren, und er ist ins Land marschirt, wie die Gegenwart der Mecklenburger in Nürnberg beweist. Wenn also unsere Feldarmee gegen Nordwesten ging, so war dieß, wenn man will, durch und durch unbayerisch, man opferte die nächsten und eigenen Interessen den höhern Zwecken der

Digitized by Google

Bundesgenossenschaft. Und dieß muß, so sauer es ihm auch werden mag, jeder aufrichtige Bundesgenosse erfüllen. Oesterreichischerseits gedachte man nämlich die Streitkräfte des 7. und 8. Armeekorps nur zu einer kräftigen Diversion zu benutzen, welche den Gegner nöthigen sollte, einen beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte, nämlich eine der vier preußischen Armeen, abzusondern. Es erschien auch günstiger sowohl für die böhmische, als für die sogenannte westdeutsche Armee, daß die detaschirte Armee der Preußen so weit wie möglich vom östlichen Kriegsschauplatz hinweggezogen wurde; denn wären die Bundestruppen näher an Böhmen oder in Böhmen selbst vorgegangen, so hätte der Gegner, im Besitz der sogenannten innern Linien, bald mit Uebermacht sich auf den einen, bald mit Uebermacht auf seinen andern Bedränger werfen können. Wollte Jemand auch die Richtigkeit dieser militärischen Rücksicht bestreiten, so mußte doch die bayerische Heerführung ihr Folge leisten, weil von Wien die Direktive für die gesammten deutschen Streitkräfte ausging.

War somit die bayerische Armee auf einen westlichen Kriegsschauplatz verwiesen, so mußte Fulda das Ziel der nächsten Bewegung sein. Obendrein erhielt man im bayerischen Hauptquartier am 21. Juni über Frankfurt die Nachricht, daß die hannoverische Armee von Göttingen ihren Rückzug über Eschwege und nach Fulda zu nehmen gedenke, und es fand sogleich ein Vorrücken bayerischer Truppen in jener Richtung statt. (Telegramm des Generallieutenants von der Tann an den hannoverischen Geschäftsträger von Ompteda in München vom 25. Juni.) Zwei Tage später, am 23. Juni, brachten Kundschafter dem bayerischen Hauptquartier die Nachricht, daß die Hannoveraner ihre Marschrichtung wieder geändert und nicht nach Fulda, sondern nach Mühlhausen und Langensalza sich gewendet hätten. Am 24. traf von dem meiningischen Ministerium die amtliche Nachricht ein, daß die hannoverische Armee bereits kapitulirt habe, doch erhielt man am 25. Privatnachrichten, welche den Irrthum widerlegten und die angebliche Kapitulation als einen Waffenstillstand bezeichneten. Ein gleichzeitig einlaufendes Telegramm des bayerischen Bundestagsgesandten v. Schrenck bestätigt die Veränderung des Marsches der Hannoveraner.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt und die Franken im Jahre 1792.

(Schluß.)

Am Schluß des gedruckten Aktenstückes finden wir die Anmerkung: „Welcher Kontrast gegen die Meinung des freien Mainzers Georg Forster! Siehe dessen Antwort an den Frankfurter." Die Stimme der Wahrheit fand aber damals kein Echo der Gerechtigkeit. Die eine Million deutscher Gulden wurde bezahlt, für die zweite, welche aufzubringen unmöglich war, eine Verschreibung auf 6 und 10 Monate ausgestellt. Dagegen wurden die ausgehobenen Geiseln (die Chefs von 8 Handelshäusern) entlassen und der Stadt am 2. November eine Sauvegarde ertheilt.

Aus der Geschichte weiß man, daß Frankfurt durch den König von Preußen und den Landgrafen von Hessen am 21. Dezember 1792 von den Franzosen befreit wurde. Diesem Ereigniß ist eine eigene Broschüre gewidmet mit dem Titel: „Gedanken eines Antipatrioten aus Preußen über das Betragen des Generals Custine auf deutschem Boden. Vom 6. Oktober bis 2. Dezember 1792. Herausgegeben von einem Freund der Wahrheit. An Friedrich den Zweiten, mächtigen Beherrscher preußischer Staaten in die Reiche Elistens." Der Verfasser, offenbar ein Stadtpoet, läßt „die geschiedene Heldenseele" des durch eine Kugel vor Frankfurts Mauern gefallenen hessischen Majors Donop vom Geist der Ewigkeit an den Ocean der Unsterblichkeit führen. Charon, der alte Steuermann, leitete sie vor Minos Richterstätte, die Gerechtigkeit gab ihr den Preis, welche Helden verdienen, die ihren Landesherren treulich dienen und das Vaterland mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen, nämlich Ruhe und Zufriedenheit. „Kaum thate v. Donop", heißt es weiter, „den ersten Schritt in das Heldenfeld der Ruhe, so war Friedrich II. König von Preußen dessen Begleiter. Nach vollzogenen militärischen Komplimenten, die auch in der Unterwelt beibehalten werden, fing sich nachstehende Unterredung an." Donop muß nun dem König sowohl die Invasion der Franzosen als auch die Entsetzung der Stadt durch die Preußen und Hessen in allen Einzelheiten erzählen. Proben von dem Erzählungstalent des Verfassers wiederzugeben, mag uns der Leser gütigst erlassen und es sich an den oben mitgetheilten Einleitungsworten genug sein lassen.

Zum Schluß stehe hier noch eine Danksagung, die der siegreiche König von Preußen den Frankfurtern für die gute Aufnahme der im Felde stehenden Truppen hat zukommen lassen. Man sieht, die freie Stadt hat ein historisches Anrecht auf Schonung und Milde. Am 23. Dezember 1793 ließ der Senat folgende Zuschrift aus dem Kabinet des Königs veröffentlichen: „Des Königs unseres allergnädigsten Herrn Majestät haben mit besonderem Vergnügen vernommen, daß die Einwohner der dortigen Reichsstadt auf eine ausgezeichnete, edle und menschenfreundliche Art bemüht sind, die im Felde stehenden königlichen Truppen durch ansehnliche freiwillige Beiträge zu unterstützen. Wir sind ausdrücklich befehligt, den Herren und der dortigen Bürgerschaft im Namen Sr. Majestät zu bezeugen: daß Höchstdieselben diese thätige Beweise ihrer guten und reichspatriotischen Gesinnungen mit der größten Dankneh mig-

Digitized by Google

keit erkennen, und in immerwährendem gnädigen Andenken behalten, auch sich ein Vergnügen machen werden den Herren und den dortigen wohlgesinnten Einwohnern in vorkommenden Fällen überzeugende Merkmale ihres Schutzes und ihres gnädigen Wohlwollens zu geben. Indem wir uns hiedurch des uns gewordenen höchsten Auftrags gegen die Herren entledigen, ersuchen wir dieselben annoch dienstlich die in dem gegenwärtigen Schreiben ausgedrückten Gesinnungen Sr. k. Majestät zur Kenntniß der dasigen guten Bürgerschaft zu bringen, und verbleiben dagegen denen selben zur Erweisung angenehmer Gefälligkeiten stets bereit. Königl. preuß. verordnete wirkliche Geheime Etatsräthe (gez.) Haugwitz. Alvensleben."

Mannigfaltigkeiten.

Der reichste Mann in der Union ist Alexander J. Stewart, Kaufmann in New-York, der sein Einkommen für 1865 auf 4,071,256 Dollars angibt; an Einkommensteuer zahlte derselbe 407,000 D.; Moses Taylor gibt sein Einkommen auf 339,412 Doll. an, W. P. Dodge aus New-York auf 212,808 Doll. Paran Stevens, der bekannte Hotelbesitzer, 176,383 Doll., Senator E. D. Morgan aus New-York 154,400 Dollars u. s. w.

Aus den Kampf um Kissingen theilt ein Berichterstatter der „Köln. Ztg." welcher ausdrücklich die „brave Vertheidigung" durch die Bayern anerkennt, nachträglich folgende „ergötzliche Anekdote" mit: „Einige arme Polen vom 19. Regiment geriethen durstverzehrt in einen Keller, wo sie nur noch einige Flaschen entdeckten, welche sie sich sofort zu Gemüthe führen wollten. Leider enthielten dieselben Petroleum, welches selbst für einen polnischen Magen als zu kräftig erkannt wurde und unsere Polen veranlaßte, um den schändlichen Geschmack des in erster Eile verschluckten Petroleums loszuwerden, schleunigst zum nächsten Brunnen zu laufen. Unglücklicherweise geriethen sie an die beiden Mineralquellen, deren drastische Wirkungen Kissingen so bedeutenden Ruf verschafft haben, und mußten später an den Folgen des genossenen Petroleums und noch mehr des massenhaft getrunkenen Pandur- und Rakoczy-Brunnens furchtbar leiden. Wer kann es bei solchem Pech den zudem wenig Deutsch und am wenigsten bayerisches Deutsch verstehenden, als jeder Belehrung unzugänglichen Polen verargen, wenn sie heute noch darauf schwören, Wein und Brunnen seien von den nichtswürdigen Bayern vergiftet gewesen!" (Diese Anekdote hat sich bekanntlich im Hotel de Russie ereignet und ist dessen Besitzer, der in Folge des quid-proquo an seinem Eigenthum einen auf 25,000 fl. geschätzten Schaden erlitt, theuer genug zu stehen gekommen. Das „bayerische Deutsch" hat daran wohl am wenigsten Schuld gehabt.)

[Ein tollkühner Kletterer.] Am 7. August hat eine Besteigung des Wiener Stephansthurmes bis zur Rosette durch einen sächsischen Offizier stattgefunden. Eine Gesellschaft sächsischer Offiziere hatte nämlich den Stephansthurm bis zur obersten Gallerie erstiegen und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht, als einem derselben einfiel, an der an der Außenseite des Thurmes bis zum Kreuze hinanführenden eisernen Leiter emporzuklimmen. Trotz des Abrathens seiner Kameraden unternahm er das Wagstück, welches er auch, ohne Schaden zu nehmen, ausführte. Er stieg bis zur Rosette hinan, welche das Kreuz trägt, und spazirte auf diesem schwindelnd hohen Balkone gemüthlich eine Zeit lang umher, während unten der Stephansplatz voll Leute war, welche den Bewegungen des kühnen Kletterers zitternd folgten und erleichtert aufathmeten, als er die luftige Rückreise zurückgelegt hatte und wieder auf der Gallerie bei seinen Kameraden angelangt war. Diese wollten nun auch das Experiment versuchen, kehrten aber um, als sie kaum einige Sprossen der fast senkrecht stehenden Leiter erstiegen hatten. Seit dem Neubau der Thurmspitze und seit dieselbe von den umkleidenden Gerüsten frei ist, ist dieß wohl die erste vollständige Besteigung des Stephansthurmes, und auch in früherer Zeit haben sich selten Leute gefunden, die, um eine in ihrer Art einzige Aussicht zu genießen, sich so hoch verstiegen hätten.

Charade.

In deiner Schönheit Glanze
Bist Mädchen du das Ganze.
Das Erste bin ich dir;
O Liebe sei's auch mir;
Gewährst du mir die Bitte,
Bin ich das Zweit' und Dritte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 197:
Hausfrau.

Redakteur Gustav Neffert. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 202 Montag, 27. August 1866.

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Hierauf warf Martin den Jaguar nachlässig auf die Erde, hing Büchse und seine übrigen Jagdgeräthe an einen Baumast und trat zu der Gesellschaft, indem er sich seines Anzuges halber entschuldigte. „Ich war einen Augenblick auf der Jagd, sagte er, und durfte kaum hoffen, heute noch in solche Gesellschaft zu kommen."

„Sie waren einen Augenblick auf der Jagd und haben dieses Unthier erlegt, welches uns seit acht Tagen in beständiger Unruhe erhielt?" erwiderte der Sennor Mispero.

Martin blickte lächelnd über die Schulter nach dem Tiger. „Diese Katze, sagte er, das ist gar nichts Besonderes."

„Es ist höchst gefährlich, fiel die junge Dame ein, höchst gefährlich, die Jäger sagen, daß, wenn man fehlt, oder nicht unbedingt tödtlich verwundet, man fast in allen Fällen von dem Unthiere zerrissen wird."

Martin neigte sich verbindlich gegen das junge Mädchen und sagte mit einem gewissen Anstrich jugendlichen Leichtsinns: „Ach ja, man darf eben nicht fehlen."

Martin mußte sich setzen, und man forderte ihn auf, das Nähere seines gefährlichen Abenteuers zum Besten zu geben, während man zugleich Sorge trug, ihn reichlich zu erquicken, und unser Martin aß, trank, und log um die Wette.

Er sei mit dem Doktor auf die Schlangenjagd gegangen. Da habe er geglaubt, im Dickicht den Tiger zu erblicken. Sogleich sei er aus dem Boote gesprungen, um Jagd auf ihn zu machen. Jetzt habe ein eigenthümlicher Kampf begonnen, der für ihn viel Anregendes gehabt habe. Bald sei er der Spur des Tigers gefolgt, bald habe er die Spur verloren, und ohne Zweifel sei das Thier nun ihm nachgeschlichen: Endlich aber, wie er oben auf einer Felswand gestanden und nach seinem Feinde gespäht, sei derselbe brüllend aus einem Gebüsche gesprungen, dann mit Blitzesschnelle auf einen Felsblock und habe sich sogleich wieder niedergeduckt, um auf ihn anzuspringen. „Da war er nun mein," setzte er hinzu, „ein sicherer Blick und eine feste Hand, ein Druck, und er stürzte vom Felsblock hinab. Daher die Wunde zwischen den Augen!"

Abermalige Bewunderung der ganzen Gesellschaft, aber die junge Dame, welche mit doppeltem Interesse und mit allen Zeichen der Angst der Erzählung Martin's gelauscht hatte, schlug jetzt plötzlich freudig die Hände zusammen: „Vater, er ist's, er ist's zuverlässig."

„Wer denn, Melusine?"

„Der junge Deutsche, der Waghals von gestern."

Daß es ein Deutscher ist, sah ich wohl sogleich, und sprach unsern jungen Freund auch deßhalb Deutsch an, aber ob es derselbe ist, der gestern so unüberlegt, Sie entschuldigen, junger Freund, das Dampfschiff anfuhr . . ."

Martin ward so roth, und kam ersichtlich in solche Verlegenheit, daß der alte Mispero innehielt, aber Melusine nahm schnell das Wort, indem sie eifrig rief: „Ja, wir fuhren von unserer Fazenda dort draußen durch den Hafen zur Stadt. Da kommt der Dampfer, und während wir ihm ausweichen, sehen wir ein Boot keck auf das brausende Ungethüm zufliegen. Wir erschrecken zum Tode, aber der kühne Mann im Boote hält hart an auf den Koloß, und dann jeden Augenblick in Gefahr, von den furchtbaren Wellen verschlungen zu werden, wirft er das Ruder aus den Händen, springt auf und blickt mit trotzig verschränkten Armen dem nahen Tode furchtlos ins Auge. Ich werde es nie, nie vergessen."

Sie blickte bei diesen Worten Martin mit einem so unverkennbaren Ausdrucke von Bewunderung und Anerkennung an, daß ihr Vater ohne Zweifel, um einigermaßen zu moderiren, ziemlich ernsthaft fragte: „Aber was hatten Sie denn eigentlich im Sinne bei diesem Wagstück?"

Martin, der mit Vergnügen bemerkte, daß man sein Ungeschick und seine Rathlosigkeit, wie gewöhnlich, zum Besten auslegte, erwiderte: „Ich gestehe, es war eine Tollheit, aber ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, mich einmal von den mächtigen Wellen, welche ein Dampfer in rascher Fahrt wirft, so recht nach Herzenslust schaukeln zu lassen."

„Ein gefährliches Spiel, ein sehr gefährliches", sagte Mispero, aber dann sprach man von anderen Dingen.

Martin erfuhr, daß Meluſinens Mutter eine Deutſche geweſen ſei, weßhalb Vater und Tochter geläufig Deutſch ſprachen, er erfuhr ferner, daß die von Miſpero für gewöhnlich bewohnte Fazenda ganz in der Nähe liege, und daß der von ihm ſo glücklich erlegte Jaguar bereits einige Tage die ganze Umgegend in Schrecken verſetzt habe. Auch des Doktors Wohnung lag nur etwa eine halbe Stunde von der Stelle entfernt, wo man ſich eben befand, und Martin beſtand darauf, noch heute dorthin zu gehen, trotz der Einlddung Miſpero's, die Nacht bei ihm zuzubringen. — „Der Doktor weiß, daß ich bisweilen tolle Streiche mache," ſagte er, und könnte Beſorgniß nan mich haben."

Er empfahl ſich hierauf, mit blitzenden Augen von Meluſine und mit einem freundlichen Blicke ihres Vaters verabſchiedet, welchem die Einladnng beigefügt war, bald wieder auf der Fazeuda zu erſcheinen. Da nahm ein Neger den Tiger auf ſeine Schultern, und Martin ging.

Als er an dem Tiſche, an welchem ſich die Muſikanten niedergelaſſen hatten, vorüberkam, trat er hinzu und grüßte freundlich, indeſſen doch mit einem etwas herablaſſenden Weſen. Alle ſtanden auf und zogen ihre Mützen. Martin bat leichthin ſich zu bedecken, und reichte dem Contrebaß die Hand. „Es geht gut, wie ich ſehe," ſagte er, „und das freut mich. Nächſtens müſſen wir einmal länger beiſammen ſein, und dann ſollen Sie mir Ihre Erlebniſſe erzähten. Adieu! Adieu!" — Er verſchwand großartig im Walde.

Als er ſo auf bequemen Pfade hinter dem Neger dareinſchritt, fühlte er ſich glücklich; er hatte Glück und bemerkte, daß, wenn er ein wenig der guten Meinung, welche man von ihm zu hegen ſchien, nachhalf, die Sache noch beſſer ging.

Der Doktor hatte bereits Licht, und da Martin abſichtlich mit vielem Geräuſch ſeines Weges zog, ſo kann der gute Mann alsbald vor die Thür ſeines Hauſes. „Sind Sie's, Vollbart? Gott ſei Dank! Was hatte ich Angſt um Sie! Aber was fiel Ihnen denn ein, da plötzlich davonzugehen."

Martin gab dem Neger einen Wink, und dieſer legte den Tiger vor dem Doktor auf die Erde.

(Fortſetzung folgt.)

Urkundliche Darſtellung des Marſches der bayeriſchen Armee zur Befreiung der Hannoveraner.

(Fortſetzung.)

Als endlich am 24. Abends das bayeriſche Hauptquartier die Kunde von Zuſammenziehungen ſtarker preußiſcher Truppenmaſſen bei Eiſenach erhalten hatte, wurden ſogleich für den folgenden Tag, alſo den 25. Juni, folgende Marſchbefehle ertheilt: die 1. Diviſion, welche am äußerſten linken Flügel ſtand, ſollte am 25. bis Ebern, am 26. bis Königshofen, vorgehen. Die 2. Diviſion rückte am 25. nach Haßfurt, am 26. nach Lauringen vor und ſollte mit der 1. Diviſion in Verbindung treten. Die 3. Diviſion hatte am 25. in Männerſtadt einzutreffen, und die erſte leichte Kavallerie-Brigade ſollte am 25. mit dem Gros nach Mellrichſtadt vorrücken, ihre Vorhut jedoch bis Meiningen ſenden und durch fliegende Korps die Eiſenbahn im Werragrund an mehreren Stellen zeeſtören laſſen. Die 4. Diviſion hatte nach Neuſtadt a. d. Saale vorzugehen und, um dieſe Bewegung nach rechts zu maskiren, Abtheilungen gegen Fulda, Tann, Nordheim und Mellrichſtadt zu ſenden.

Wie man ſieht, befand ſich alſo am Morgen des 25. Juni die Armee in einer Bewegung gegen Norden, und wenn die Hannoveraner bei Eiſenach durchbrachen oder über Gotha durch den Thüringer Wald gingen, ſo mußten ſie auf halbem Weg auf die bayeriſchen Truppen ſtoßen. Mit dieſem erſten Schritt nach Norden verlor man noch nicht die Hauptaufgabe der bayeriſchen Armee aus dem Auge, nämlich früher als die Preußen in Fulda auftreten zu können; denn immer noch blieben am linken Flügel die Querſtraßen offen, welche durch die Rhön, ſo wie nördlich von der Rhön in's Kurheſſiſche führen nnd auf die Fuldaer Straße münden. Am 25. Morgens befand ſich bereits die Armee in Bewegung, als nach dem Bamberger Hauptquartier Nachrichten über die Hannoveraner von dem Bundestags-Geſandten Frhrn. v. Schrenck aus Frankfurt und von dem hannoveriſchen Geſandten aus München gelangten. Die erſte dieſer Depeſchen wurde um 8 Uhr 50 Minnten Morgens in Frankfurt, die zweite um 11 Uhr Morgens aus München abgeſendet.

Sie kamen beide auf Umwegen aus derſelben Quelle. Herr Onno Klopp hatte am 23. Juni das Lager der hannoveriſchen Truppen verlaſſen, und am 24. Abends von Lichtenfels aus nach Frankfnrt und München telegraphirt. Das telegraphiſche Echo beſtand in der Nachricht, daß der König von Hannover am 23. Abends bei Langenſalza mit 19,000 Mann geſtanden war, und entweder bei Eiſenach oder bei Gotha nach dem Süden durchzubrechen ſuchen werde. Da aber bereits die Marſchbefehle vom 24. Abends am 25. Juni in Vollzug ſich befanden, als jene Telegramme einliefen, und die eingeſchlagene Richtung eben die gewünſchte war, ſo hatte das Eintreffen des Herrn Onno Klopp gar keine Aenderung zur Folge, wie denn der Verfaſſer zur großen Betrübniß, für Herrn Klopp, deſſen Namen in den Urkunden nur ein einzigesmal gefunden hat, nämlich in einem Telegramm des Herrn v. Ompteda in München. Dieſer Diplomat erhielt auch ſogleich vom Chef des bayeriſchen Generalquartiermeiſterſtabs die Anzeige, daß noch am 25. Abends bayeriſche Trup-

pen (die Spitzen einer Kavallerie-Brigade) in Meiningen eintreffen würden.

Von den Infanterie-Divisionen war die vierte die nächste, welche die Hannoveraner hätte aufnehmen können, wenn sie über Eisenach gekommen wären. Ihr Divisionsstab befand sich, den neuen Befehlen zufolge, am 25. bei Bocklet, am 26. bei Neustadt an der Saale; dort bezog auch die 8. Infanterie-Brigade Quartier, während die 7. Infanterie-Brigade nach Unsleben vorgeschoben worden war und mit den Spitzen Mellrichstadt erreicht hatte. Am 27. Juni wurde ein Bataillon des 13. Infanterie-Regiments, welches Tags zuvor bis Wüstensachsen gelangt war, nach Tann beordert, und sollte von dort in der Richtung nach Salzungen demonstriren. Das 8. Jägerbataillon wurde am 27. nach Nordheim und Fladungen gesendet, um von dort nach Kaltennordheim vorzugehen. Außerdem hatte die vierte Division Parteien in der Richtung von Salzungen und andere von Tann aus bis nach Berka zur Zerstörung der Eisenbahn aussenden sollen (Operationsjournal vom 26. Juni).

(Fortsetzung folgt.)

Die preußische Wehrverfassung.

(Schluß.)

In der Kavallerie dieser neun Armeekorps war die Landwehr gar nicht und nur in der Artillerie, die übrigens sehr wenig Verluste aufweist, in höhern Jahrgängen vertreten. In wenigen Jahren wird sich auch bei dieser Waffe das Verhältniß ändern. Hinter dieser jugendlichen Feldarmee standen die Landwehren, zunächst in den Festungen, wo sie bei leichterem Dienste und wenig drohender Gefahr sich wieder ins militärische Leben eingewöhnten. Sobald sich ein neuer Bedarf an Streitkräften für den Feldgebrauch kundgab, bildete man aus diesen nach kurzer Uebung fest zusammengeschlossenen Truppen Reservekorps, bestimmt, den Armeen nachzurücken und, wie in Sachsen, Böhmen ꝛc., diejenigen wichtigen Posten zu übernehmen, die sonst nur durch eine Schwächung der ersten Feldarmeen hätten besetzt werden können. Der Moment, daß in wachsender Gefahr an sie, die Reserven, die Veteranen, appellirt werden würde, kam gottlob nicht (wenigstens nicht für die in Böhmen, Sachsen und Schlesien stehenden Landwehr-Regimenter, wohl aber für die am Main verwendeten). In ganz ähnlicher Weise wurde mit dem zweiten Aufgebot verfahren, das zum Theil den Kern jener Ersatztruppen bildete, aus denen eine weitere Reserve von 81 Bataillonen gebildet wurde. Bei freier Disposition über die Aufgebote und Jahrgänge war es thunlich, bei der Auswahl Urtheil und Rücksichten gelten zu lassen, wie es bei schablonenmäßiger Aufrufung des ganzen zweiten Aufgebots unmöglich gewesen wäre. So gelangte Preußen, ohne nur einen einzigen unausgebildeten oder aller Uebung entfremdeten Mann zu kriegerischen Zwecken zu bestimmen, zu einer Heeresaufstellung von mehr als 600,000 Mann. Es war nach dem Kriege stärker als am ersten Schlachttage und bei alldem blieben — geringe Ausnahmen abgerechnet — in Folge königlicher Ordre die drei dienstpflichtigen Jahrgänge von 1847, 48 und 49 durchweg am heimathlichen Herde."

Ueber den Umfang der preußischen Rüstungen bringt die „Volks-Ztg." eine Zusammenstellung: So weit eine Uebersicht sich schon darstellt, sind im Verlauf der letzten preußischen Mobilmachung von Preußen 534½ Bataillone aufgestellt worden, und die Errichtung von noch ferneren 38 Landwehr-Ersatz-Bataillonen war außerdem eben im Begriff, ausgeführt zu werden. Unmittelbar in erster Reihe sind davon zur Verwendung vor dem Feinde gelangt die sämmtlichen Garde- und Linien-, wie etwa 40—48 Landwehr-Bataillone des ersten Aufgebots. Demnächst in den letzten Abschnitten des kurzen Kampfes auch noch die 81 ersten Ersatz- und vierten Bataillone. In den heimathlichen Garnisonen und Besatzungen standen die neuen Ersatz- und fünften Bataillone. Zur Bildung derselben wurden von den vierten Bataillonen, welche durchgängig nur mit 800 Mann ins Feld gerückt, je Stämme von 200 Mann zurückgelassen, welche dann mit 300 Mann der Landwehr, des zweiten Aufgebots und 500 Mann Ersatzreserve wieder zu neuen Bataillonen à 1000 Mann ergänzt worden sind. Der Mannschaftsstand würde ausgereicht haben, um für den Fall der Noth auch noch 6 — 8 Bataillone in der gleichen Weise zu bilden. Als außerordentlich müssen namentlich auch die Anstrengungen für die gleichzeitige Ausrüstung so gewaltiger Massen und für die Bewaffnung derselben anerkannt werden. Die Bestände an Zündnadelgewehren und die Neufabrikation dieser Waffe sind ausreichend gewesen, um gleich unmittelbar damit die 24 Landwehr-Bataillone des X. oder Reservekorps und 81, oder den Jäger- und Schützenersatz inbegriffen, eigentlich 83½ Ersatzbataillone damit auszurüsten, wozu weiterhin noch 28 Landwehr- und die 81 fünften Bataillone wie 1 Jägerbataillon hinzugetreten sind. Zusammen sind also in dem Verlauf von etwa 8 Wochen nicht weniger als 217½ Bataillone mit diesen neuen Feuerwaffen ausgerüstet worden, ein Fall, der wahrhaft beispiellos dastehen möchte. An Artillerie sind, so weit sich bisher übersehen läßt, 18 neue Batterien mit zusammen 108 Geschützen neugebildet und unmittelbar auch mit in Verwendung gesetzt worden. Doch hat dieß außerdem zugleich mit mehreren den Festungsbesatzungen beigegebenen Ausfallbatterien stattgefunden. Eine ganz eigenartige Neubildung ist das aus geeigneten Pioniermannschaften gebildete neue Eisenbahnbataillon, das in Böhmen, Mähren, wie überhaupt von der ersten

Digitized by Google

Eröffnung der Feindseligkeiten ab in Wiederherstellung der Bahnen, wie für den Bahnbetrieb die außerordentlichsten Dienste geleistet hat.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Denkmal Hofers.] In Mantua hinterlassen die Oesterreicher, wenn sie diesen Platz den Italienern räumen, ein Denkmal, welches dem Tyroler Helden Andreas Hofer von den Kaiserjägern errichtet ward. 1823 schon hatte dieß Regiment die Gebeine Hofers nach Tyrol gebracht. Vor einigen Jahren aber erst ließen dieselben Kaiserjäger die Stelle in Mantua mit einem Stein bezeichnen, wo Hofer, als das rücksichtslos aufgegebene Opfer Oesterreichs, von den Franzosen erschossen ward. Bei der Einfahrt in die Thore der Festung erblickt man, sobald die Citadelle passirt ist, zur Rechten einen kleinen grünen Winkel, halb Garten, halb Hof, wie sie häufig zwischen den Wällen und Mauern befestigter Plätze angetroffen werden. Hier erhebt sich im Hintergrunde, kaum zweihundert Schritte vom Citadellenthor und der Straße entfernt, mit dem Walle ansteigend, ein kleines dichtes Gehölz, ein Gebüsch von Erlen, Maulbeerbäumen und Weiden, und unter diesem steht, gleich unter den ersten Stämmen und am Fuße des Walles, ganz an derselben Stelle, wo ihn die Kugeln trafen, ein starker viereckiger Monolith. Er schimmert auffallend aus den Bäumen hervor und trägt die Aufschrift: „Andreas Hofer, 20. Februar 1810.“ Darunter ein Kreuz aus dem Stein hervortretend und in derselben Weise, pyramidenförmig geschichtet, dreizehn Kugeln.

[Eine traurige Folge politischen Streites] hat sich in Gustorf (Kreis Grevenbroich) vor einigen Tagen, wie die „Düsseldorfer Zeitung“ erzählt, ereignet. Bei Gelegenheit eines benachbarten Jahrmarktes trafen sich mehrere hiesige Burschen in dem Wirthshause zwischen Frimmersdorf und Gustorfer Mühle. Das Gespräch kam auf die jetzigen Kriegsverhältnisse. Einer sprach sich in sehr lobenden Worten über die Kriegsthaten der preußischen Armee aus, was den Uebrigen nicht zusagte und einen heftigen Disput zur Folge hatte. Es liegt die Vermuthung nahe, daß auf dem Heimwege der Wortwechsel in einen förmlichen Streit ausgeartet ist; der Erstgenannte kam nicht nach Hause und wurde seine Leiche vorgestern in der Erft aufgefunden. Die Untersuchung ist eingeleitet und wird dieselbe wohl ergeben, ob hier eine schändliche That zu Grunde liegt. Mehrere verdächtige Individuen sind bereits gefänglich eingezogen.

Ueber die Cholera in London schreibt die „Engl. Corr.“: „Bemerkenswerth ist, daß die in den östlichen Bezirken, wo die Epidemie am heftigsten wüthet, ziemlich zahlreiche jüdische Bevölkerung davon fast gar nicht zu leiden hat. Dieselbe Beobachtung ist im Jahre 1849 gemacht worden, wo auf den jüdischen Theil der Bevölkerung nur ein Todesfall unter 2000 vorkam, während von der Einwohnerschaft überhaupt in dem Bezirke Whitechapel 6 von jedem Tausend, in dem Bezirke Rotherhithe gar 29 von jedem Tausend an der Cholera starben. Man erklärt sich diesen Unterschied aus der verschiedenen Lebensweise der Juden, wonach z. B. alle Wohnungen wenigstens ein Mal im Jahre eine gründliche Reinigung erfahren, ein Zimmer nie von mehr als einer Familie bewohnt wird (während bei der umgebenden Bevölkerung nicht selten zwei, drei oder noch mehr Familien auf eines kommen), der Genuß verdorbenen Fleisches durch das religiöse Gesetz verboten ist und für die Aermeren durch die Wohlthätigkeit der bemittelten Konfessionsgenossen reichlich gesorgt wird.

Charade.

Jetzt stimmen sie in Jubellon
Die ersten Zwei, jetzt in die Klage,
Jetzt sind sie Herold, wenn uns droh'n
Gefahren nächtlich und bei Tage.
Das Drill' zerreißt den Lebenslauf,
Auch schafft es Eintritt in Karossen;
Wenn's Ganze tönt, so merket auf,
Das Stündchen ist dann schon verflossen.

Auflösung der Charade in Nr. 198:

In dem alten Testamente
Mag der „Esau“ immer spucken,
Aber aus des Räthsels Fenster
Braucht er eben nicht zu gucken.

M. M.

Gleich richtig gelöst von G. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 203 Dienstag, 28. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

„Sage deinem Herrn, Mathys," erwiderte der Gontenhannes heftig, daß er zu spät kommen wird mit einer gerichtlichen Klage, weil ich eine solche bereits gegen ihn anhängig gemacht habe, als gegen einen Menschendieb und infamen Schurken. Davon ist keine Rede, daß mein Kind wieder zu ihm kommt, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern geht. Es bleibt einstweilen bis zur Entscheidung des Prozesses auch von Rechtswegen bei mir." Dabei wies er ihm den vom Friedensrichter ausgestellten Schein vor.

Der Mathys schwieg.

Der Hannes ergriff wieder das Wort: „Es ist mir übrigens recht, Mathys, daß ich gerade Euch hier treffe, Ihr selbst könnt bezeugen, daß ich dieses Kind schon auf dem Schiff bei mir hatte, daß es mein Kind ist."

Der Mathys erwiderte kleinlaut: „Das könne er just nicht bezeugen, er möge sich nicht besinnen."

Der Hannes gerieth bei diesen Worten neuerdings in Zorn: „Pfui Teufel, Mathys, was seid Ihr für ein miserabler Kerl; doch habe ich Euch das schon einmal gesagt, wißt Ihr noch, droben auf der Straße, nach dem Erisee. Packt Euch, oder ich werfe Euch, so wahr ich hier stehe, zur Thüre hinaus."

Der Mathys nahm die Thüre in die Hand und ging.

„Er paßt zu den Sklavenhaltern," äußerte der Hannes, als er fort war, „eine Sklavenseele hat er auch."

Der alte Müller meinte freilich, als ihm der Hannes sein Zusammentreffen mit seinem alten Bekannten und dessen Abfertigung erzählte, klug habe er freilich nicht gehandelt, er hätte vielleicht den Schneidermathys durch Freundlichkeit und andere Mittel dazu bringen können, daß er sich als Zeuge hätte brauchen lassen.

„Ihr habt recht," erwiderte der Hannes, „aber wer kann an sich halten, einem solchen Menschen gegenüber."

„Sehr gut, Freund, aber vergessen dürfen wir nicht, daß wir nicht nur einfältig wie die Tauben, sondern auch klug wie die Schlangen sein müssen. Der Gegner wird alle Mittel in Bewegung setzen, um entweder den Prozeß abzuschneiden, oder ihn zu seinen Gunsten zu drehen. Hilft das Recht nicht, so hilft das Unrecht und die Gewalt. Habt Ihr Zeugen, durch welche Ihr beweisen könnt, daß der Hannesli Euer Kind ist?"

Der Hannes nannte den Mokijakob.

„Ihr müßt einen zweiten suchen, um Euerer Sache gewiß zu sein. An den Schneidermathys dürft Ihr kaum mehr denken, der bezeugt das Gegentheil. Wenn nur Jemand von Eueren Bekannten aus der Heimath herüberkäme."

„Da haben wir's," bemerkte der Gontenhannes erfreut. Ein Nachbar von mir ist auf der Reise, ich schreibe ihm nach New-Orleans ... er weiß schon, wo er dort meine Briefe finden kann ... und bitte ihn dringend, hieher zu kommen."

Der Schneidermathys erstattete seinem Herrn Bericht über das, was er vernommen. Derselbe gerieth förmlich in Wuth, er fluchte und schalt sich selbst, daß er den Buben nicht fortgeschafft, bevor seine Alten hierhergekommen, die dann das Nachsehen gehabt hätten. „Den Jungen muß ich wieder in die Hände bekommen, es koste, was es wolle." Es fiel ihm ein, daß der rothe Jost wieder in der Nähe sei. Er beauftragte den Mathys, ihn aufzusuchen und zu ihm zu schicken. Der Erfolg seiner Unterredung mit dem Jost zeigte sich bald.

Der Hanesli spielte an einem schönen Abend mit den anderen Kindern um die Mühle herum, als die Dämmerung bereits anbrach. Auch sein Vater drunten. Auf einmal hörte der Gontenhannes einen durchdringenden Schrei. Er eilte rasch der Stelle zu. Der Knabe war verschwunden, er sah in der Dunkelheit einen Mann davon eilen und im nahen Gehölz verschwinden. Nachdem er ihn fruchtlos verfolgt, kehrte er bestürzt zurück, um dem alten Samuel das Vorgefallene mitzutheilen. „Da haben wir's," bemerkte derselbe, „der Schurke hat ihn entführen lassen; er wird ihn schon diese Nacht fortschaffen und alle Hülfe, welche der Friedensrichter von Amtswegen leistet, kommt zu spät. Es bleibt nichts übrig, wenn wir das Kind wieder haben wollen, als sofort, so Viele unser sind, nachzusetzen und es mit Gewalt wieder zu holen, wie es mit Gewalt genommen worden ist. Sie beriethen noch, indeß das Aenneli jammerte, über die zu ergreifenden Maßregeln, als der alte

Jäger, der Jean, mit dem Knaben an der Hand eintrat. „So, da hab' ich ihn wieder," rief er freudig aus. „Hab' ich's nicht gesagt, daß wir ihn bewachen müssen, wie einen Augapfel." Er erzählte dann, wie er schon früh am Abend den rothen Jost, den Helfershelfer des Mitchel, in der Umgebung bemerkt, er habe gleich gedacht, derselbe werde etwas im Schilde führen, und nach eingebrochener Dunkelheit sich auf die Lauer gelegt auf der Seite hin gegen das Gut des Mitchel. Er sei nicht lange gegangen, so habe er den Schurken bemerkt mit seiner Beute. Er sei näher geschlichen, er habe kurzen Prozeß gemacht, mit einem plötzlichen Schlag seines Flintenkolbens habe er ihn zu Boden gestreckt, den Knaben ihm abgenommen und hier sei er wieder. „Für dießmal sei der Streich mißlungen, ein andermal könnt's fehlen, es schadet nichts, wenn wir unsere Wachsamkeit verdoppeln, sonst haben wir das Nachsehen. So lange der Mitchel da ist, habt Ihr keine Sicherheit," sagte er zum Hannes, „es gibt einen Kampf auf Leben und Tod; ich sehe es schon, Einer von euch Beiden muß zu Grunde gehen. Nun wir wollen sehen, ob nicht die Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit siegt, und ob nicht das Maß dieses Menschen voll wird." — —

Mittlerweile kaufte der Hannes, da er eben doch nicht müßig und nur mit dem Prozeß beschäftigt hier bleiben konnte, ein in der Nähe gelegenes Gut und bezog es sogleich. Das ständige Gericht wies die von ihm eingereichte Klage an die Zivil-Jury, weil es sich zunächst um die Entscheidung des Besitzstandes handle. Die Möglichkeit war freilich für den Kläger nicht ausgeschlossen, nachdem diese Entscheidung zu seinen Gunsten ausgefallen, eine Kriminalklage auf Diebstahl und Raub gegen den Gegner anhängig zu machen.

Die Zeit des Zusammentritts der Geschwornen nahte heran. Das ist in Amerika gewöhnlich, wenn interessante Fälle zur Verhandlung kommen, eine bewegte Zeit. Jede der beiden streitenden Parteien macht ihre offenen und geheimen Anstrengungen, um auf den Wahrspruch der Geschwornen Einfluß zu üben. Der Herr Mitchel mochte fühlen, daß es sich für ihn mehr oder weniger um Sein oder Nichtsein handle; er setzte Schmeichelei, Versprechungen und Einschüchterung daran, um die Mehrheit der Stimmen für sich zu gewinnen. Es gelang ihm dieß offenbar nicht, wie er gehofft, deßhalb machte er noch anderweitige Versuche, um die Sache zu verwirren, oder ganz zu beseitigen. Der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Was er that, sollte nur dazu dienen, ihn immer ärger zu verwickeln und dem Gontenhannes die Waffen gegen ihn selbst in die Hände zu liefern.

Der Mollijakob war schon seit einiger Zeit anwesend, um als Zeuge zu Gunsten des Hannes aufzutreten. Schon dieser eine Zeuge war für den Herrn Mitchel fatal genug, weil er zugleich Auskunft über den Vorgang auf dem Schiffe, über die Entführung des Knaben geben konnte. Der Gedanke lag einem gewissenlosen Menschen nahe, diesen ihm gefährlichen Zeugen zu beseitigen. Vom Gedanken zur That ist kein großer Schritt. Der rothe Jost bedurfte ja nur eines Winkes und der Zusicherung genügenden Lohnes, um den Dienst zu übernehmen. Ehrliche Leute sind bei einem Prozeß mit gewissenlosen Menschen immer im Nachtheil, namentlich in einem Lande, dessen Rechtszustände der persönlichen Leidenschaft und Einwirkung einen ungebührlichen Spielraum verstatten. Der Hannes dachte, als er den Prozeß anhob, kaum an alle Teufeleien, welche er werde zu bekämpfen haben. Er wäre trotz seiner guten und gerechten Sache verloren gewesen, wenn ihm nicht eben seine gute Sache von Anfang an viele Freunde gewonnen hätte. Denn wie sollte ein Vater, der um den Besitz seines eigenen Kindes kämpfen muß, nicht die Theilnahme aller ehrlich Denkenden für sich haben, die selber Kinder besitzen; er wäre verloren gewesen, wenn nicht Gott so sichtbarlich für ihn gewesen wäre und die Anschläge seines Gegners zu nichte gemacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

„Ich habe ihn endlich doch noch gekriegt", sagte Martin kaltblütig. — Der Doktor schlug die Hände über den Kopf zusammen: „Ein Jaguar . . . und den haben Sie geschossen? Aber warum sagen Sie: doch noch?"

„Weil ich mich den ganzen Tag hindurch mit der Bestie abmühte. Von dem Augenblick an, wo ich ihn im Röhricht des Ufers erblickte und Ihnen das Zeichen gab, bis gegen Abend hatte ich zu thun, bis ich ihn fassen konnte."

„Zeichen gab? erwiderte der Doktor. Ich habe Nichts bemerkt; ich sah blos, daß Sie mit vieler Vorsicht über den Baumstamm gingen, wie mir schien, um nicht in's Wasser zu fallen."

„Wenn man Tiger jagen will, sagte Martin ärgerlich, darf man keinen unnöthigen Lärmen machen." — Hierauf erzählte er die Abenteuer seiner Jagd, wie er sie bereits auf der Fazenda des Sennor Miepero zum Besten gegeben, und setzte zugleich den Doktor von der freundlichen Aufnahme in Kenntniß, welche ihm dort geworden.

„Ich muß es notiren, sagte der Doktor, es ist höchst merkwürdig; denn sonst ist es gar die Art des Jaguars nicht, so herum zu schleichen. Nur die Puma hat diese Gewohnheit. Aber man sieht da, daß viele Notizen über die Lebensweise ähnlicher Thiere noch mancher Berichtigung bedürfen." — —

Digitized by Google

Am andern Morgen streifte man den Jaguar ab. Der Doktor wog dessen Leber, maß und notirte die Länge der Gedärme und untersuchte den Inhalt des Magens. Das Fell wurde mit Arsenikseife bestrichen, mit welchem giftigen Präparate der Doktor, nach Martins Ansicht, gewissenlos und leichtsinnig umging, und bei Tische Brod und andere Gegenstände anfaßte, ohne vo her besondere Reinigungsversuche angestellt zu haben.

Mehrere Tage vergingen hierauf unter den gewöhnlichen Beschäftigungen eines Naturforschers und Sammlers unter den Tropen; als aber eines Nachmittags Martin mit dem Doktor, wie es häufig der Fall war, am Hafen von Rio spaziren ing, wiederholte sich die bereits oben geschilderte Scene. Der Doktor beobachtete aufmerksam ein ziemlich weit außen liegendes Schiff, welches aber dießmal schön weiß und grün angestrichen war, und ersuchte hierauf Martin, des andern Tages eine Botschaft dorthin zu bringen.

„Ich komme doch noch um in diese verwünschten Händeln," dachte Martin, aber er konnte nicht wohl ausweichen, nahm sich indessen vor, mit der möglichsten Um- und Vorsicht zu Werke zu gehen.

Die briefliche Botschaft, welche Martin dießmal auszurichten aufgetragen wurde, lautete genau wie die erste. Die Antwort, die er vom Kapitän erhielt, gleichfalls unverständlich; als sie aber der Doktor las, bezeugte er große Freude darüber und theilte endlich Martin mit, um was es sich handle. Zur Vervollständigung seiner Sammlung wünschte er nämlich einen Negerschädel zu erhalten, und hatte deßhalb mit einigen Schiffskapitänen, die insgeheim den Sklavenhandel betrieben, Verbindung angeknüpft, um von einem der während der Ueberfahrt Gestorbenen den Kopf zu erhalten. Die lakonische Anfrage und Antwort bezog sich darauf.

„Aber die Sache ist deßhalb schwierig, setzte der Doktor hinzu, weil die Hafenwache und die Douane ihre Nase in Alles steckt, und fände man an Bord jener Schiffe, oder bei uns im Boote, einen Negerkopf, so gäb's einen Heidenspektakel, und man würde ganz unbekannte und unerhörte Verbrechen voraussetzen, da die wenigsten Menschen, und ohne Zweifel am allerwenigsten die hiesigen Richter, das wissenschaftliche Interesse begreifen können, welches ich für derlei hege. Also braucht es Vorsicht. Dem Kapitän des draußen liegenden Schiffes ist in voriger Nacht ein Negermädchen gestorben. Heute Nacht fahren wir Drei auf eine kleine Insel, wo wir ein Boot des Kapitäns Salernas treffen, welches den Kopf bei sich hat, und ich besichtige vor Allem denselben, ob er ächt ist. Ist es abgemacht, zahle ich, und wir fahren wieder nach Hause. Die anderthalb Stunden Landweg, welche wir zu machen haben, sind gänzlich ohne Gefahr, auf der See aber kann uns die Hafenwache Unannehmlichkeiten bereiten. Macht sie wirklich einen Angriff auf uns, so nimmt die Frau Müllerin den Sack mit dem Schädel in den Mund, springt ins Wasser und schwimmt ans Land. Sie schwimmt wie ein Fisch, und taucht zum Entzücken; so wird die Hauptsache, der Schädel, gerettet. Es läßt sich denken, daß man auf uns feuern wird, aber nicht gesagt, daß sie uns treffen. Dann rudern wir wie toll, und ist Keiner von uns gefährlich verwundet, so entkommen wir bestimmt, weil das kleine Boot, welches die Müllerin besorgt hat, wie ein Pfeil läuft. Wie gefällt Ihnen mein Plan, setzte der Doktor hinzu, für Sie, der Sie Tage lang den Tigern nachlaufen, muß diese Exkursion eine wahre Wollust sein."

Martin hatte dem Doktor anfänglich mit Entsetzen zugehört, als derselbe aber so leichtfertig von der Möglichkeit sprach, daß man auf sie schießen würde, hatte er seine ganze Heiterkeit wieder erlangt. Es war ihm nämlich vollständig klar geworden, daß er diese Exkursion unter allen Verhältnissen nicht mitmachen werde. Auf welche Art er loskommen werde, wußte er freilich noch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Ungeachtet die politischen Ereignisse in den letzten Monaten fast alles geistige Interesse absorbirten, ist es doch der längst anerkannten Zeitschrift **„Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte"** gelungen, sich auch während dieser Zeit geltend zu machen und mit ungeschwächter Kraft ihre Bedeutung zu behaupten. Wir haben in den letzten Heften, die vor uns liegen, wissenschaftliche Aufsätze gefunden, die den vorzüglichsten Leistungen in früheren Nummern der Monatshefte völlig gleichstehen, und in Bezug auf die Novellistik dürfte in neuester Zeit sogar noch ein Aufschwung zu rühmen sein. Die Erzählung „Herzenstiefen" von Amelie Godin, die humoristische Novellette „An der Statue des Herkules" von Levin Schücking, so wie die andern hierher zählenden Beiträge von K. v. Holtei, W. Raabe und O. August rechtfertigen auf's Neue den gediegenen Ruf des Westermann'schen Unternehmens nach dieser Richtung hin. Daß man Aufsätze, wie „Galileo Galilei" von W. Bezold, „Unsere Urväter" von M. Schleiden, „Ueber Gradmessungen" von J. H. v. Mädler, so wie die nicht minder werthvollen Arbeiten über „Die neue Literaturgeschichtschreibung mit Rücksicht auf H. Hettner und Julian Schmidt" von W. Hoffner, oder „Ueber die Insel Santorin" von J. Röggerath, „Bajae" von F. Reber, „Das psychische Leben der Thiere" von Max. Perty und Aehnliches, sowohl in Bezug auf die Wahl des Gegenstandes wie die Behandlung, unbedingt nur mit vollster Anerkennung nennen kann, wie auch, daß die Hefte eine Menge kleinerer Beiträge und viele

treffliche Holzschnitte enthalten, darf auf's Neue zur Empfehlung dieser vielgelesenen Zeitschrift angemerkt werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Geschichte der Postmarken.] Zuerst wurden sie in London eingeführt — am 10. Januar 1839 — und 10 Jahre lang machte außer England kein Staat weiter von ihnen Gebrauch. In Frankreich tauchten sie erst am 1. Januar 1849 auf, die Thurn und Taxis'sche Post führte sie im Jahre 1850 auf deutschem Boden ein, und gegenwärtig befinden sie sich in 69 europäischen, 5 afrikanischen, 5 asiatischen, 36 amerikanischen und 10 australischen Staaten in Gebrauch. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika allein gibt es circa 50 verschiedene Postmarken. Auch gibt es deren in Van Diemensland, Hayti, Natal, Honolulu und Liberia. Alle Staaten bedienen sich viereckiger Postmarken; nur die vom Cap sind dreieckig geschnitten. Die billigste Freimarke ist die französische zu 1 Centime, die theuerste die kalifornische zu 4 Dollars. Die am saubersten gravirten sind die von Neu-Schollland, demnächst die von Frankreich und von Griechenland. Die unansehnlichsten sind die belgischen und die englischen Pennymarken. Die größten sind die sibirischen, die kleinsten die von Mecklenburg-Schwerin. Das Bild der Königin Victoria befindet sich auf 40 verschiedenen Arten.

[Fahrgelegenheiten nach dem Jenseits.] Ein amerikanisches Blatt enthält die nachfolgende, nicht gerade auf große Sicherheit amerikanischer Bahnen schließen lassende Mittheilung: „Reisenden, die des Lebens müde sind und damit zu Ende zu kommen wünschen, rathen wir, mit der Alexandria-Eisenbahn zu fahren. Man verläßt Washington Abends und ist in der Regel sicher, des andern Morgens in Richmond oder im Himmel anzulangen. Jeder Zug ist mit einem Chirurgus, Amputirtisch, Leichenbesorger und den schönsten Särgen von der Welt versehen. Sollte ein Unfall passiren, so können Leichen in den längs der Bahn befindlichen Spitälern sofort einbalsamirt werden."

Laut Nachrichten, die der „Patrie" zugehen, muß die Menschenfresserei auf den Neuen Hebriden mehr wie irgend anderswo in Blüthe stehen. Bekanntlich haben die Bewohner des dortigen englischen Etablissements bereits seit einiger Zeit dasselbe ganz aufgegeben und sich unter den Schutz der französischen Behörden in Neu-Kaledonien begeben, welche ihnen im Distrikt Kanala Ländereien-Konzessionen gegeben haben. Im vergangenen Mai kam wieder ein Schiff der englischen Seedivision vor den Neuen Hebriden an, und es wurde konstatirt, daß die Bewohner in Ermanglung der Europäer, die sie nicht mehr zu ihrer Nahrung zur Verfügung haben, sich jetzt unter einander auffressen. Auf einer der Inseln, welche die „Patrie" die Ile des Lepreux nennt, hat in Jahresfrist die eine Hälfte der Bevölkerung die andere verzehrt. Die Bewohner dieses fernen Archipels betreiben übrigens ihre blutige Nahrungsweise mit einem gewissen System. Denn wie ein deßhalb vom englischen Kommandanten befragter Greis aussagte, hätte man damit begonnen, die Kinder zu verzehren, sodann wäre an die jungen Frauen die Reihe gekommen, und endlich hätten die stärkeren Stämme den schwächern verschlungen. Die „Patrie" fügt ziemlich naiv hinzu, daß man nach Konstatirung dieser Thatsachen beschlossen habe, davon abzustehen, in diesem Archipel sich anzusiedeln.

Die amerikanische Nationalschuld ist in folgender Weise in den letzten 5 Jahren gewachsen. Im Jahre 1861 am 1. Juli, dem Ende des Finanzjahres, betrug sie (mit Auslassung der Hunderte) 18,930,000 Pfd. Sterl., ein Jahr später 107,127,000 Pfd. St., im Jahr 1863: 228,915,000 Pfd. St., im Jahr 1864: 362,634,000 Pfd. St., im Jahr 1865: 558,873,000 Pfund Sterling.

Charade.

Ein ewig Schweigen schließt der Vordern Mund,
Laut redend thun sie dir die Letzten kund,
Doch wenn das Ganze von dir spricht,
Auch noch so laut, du hörst es nicht.

Auflösung der Charade in Nr. 199:

Dem Freund die „Hand",
Das läßt sich hören!
Auch schmeckt pikant
Ein „Kuß" in Ehren;
Allein der „Handkuß"
Ist eine taube Nuß.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 204 Mittwoch, 29. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

XIII.

Der rothe Jost lauerte einige Zeit, um dem Jakob ans Leben zu gehen. Wer sucht, der findet. Er traf den Jakob an einem dunklen Abend unweit des Gehöftes. Er führte, an ihn herantretend, einen wohlgezielten Dolchstich nach ihm, der aber am vorgehaltenen linken Arm desselben abglitt. Er war an einen Mann gerathen, der ihm an Kraft überlegen war. Ehe er sich's versah, hatte ihm der Jakob einen gewaltigen Schlag auf den Kopf versetzt, daß er zusammensank. Der Jakob stieß einen derben Fluch aus und entfernte sich, ohne nachzusehen, wer der tückische Meuchler sei. Er wußte dem Gontenhannes nur zu berichten, daß ein Kerl mit großem Bart ihn habe erstechen wollen, und daß derselbe vielleicht noch draußen liege, während er zugleich seinem Unwillen Luft machte über ein Land, in dem man nicht einmal seines Lebens sicher sei.

Der Gontenhannes ahnte sogleich den Grund dieses Angriffes und woher er komme. „Ob's nicht der rothe Jost ist?" sagte er. Es ging ihm zugleich ein Licht auf über den muthmaßlichen Anstifter des Brandes in Indiana. Er hatte bisher nicht daran gedacht, daß auch da der Mitchel seine Hand im Spiele haben könnte. „Wir müssen sehen," bemerkte er nach einigem Besinnen, „ob wir den Meuchler nicht in unsere Hand bekommen."

Es war umsonst, daß sie mit einer Laterne auf den Platz des Angriffes gingen, sie fanden dort Niemand mehr. Der Jost hatte sich bald wieder von seiner Betäubung erholt, um dem Mitchel Bericht zu erstatten über sein fehlgeschlagenes Unternehmen. Derselbe stieß einen gräßlichen Fluch aus über sein Mißgeschick. Es gibt Leute, die sich durch keine Winke Gottes warnen lassen, vielmehr durch das Fehlschlagen ihrer Pläne werden sie nur um so mehr angetrieben, neue und ruchlosere Pläne zu fassen. Wen der Herr verderben, dem blendet er, sagt das Sprüchwort. Das sollte der Mitchel erfahren. Der Wunsch, den er aussprach: „Ich wollte, das Haus brennte ihnen Allen über dem Kopf zusammen!" bewies nur zu gut, daß er noch nicht auf andere Gedanken gekommen.

Inzwischen langte kurze Zeit vor dem Zusammentritte der Geschwornen der Mörgikasper an. Der Hannes war sehr erfreut, nicht nur einen Landsmann und alten Bekannten wieder zu sehen, sondern auch an ihm einen Helfer in seinem Handel zu erhalten. Er bot ihm sein Haus als einstweiligen Aufenthalt an. — Er theilte ihm sogleich die Lage seines Prozesses mit. Der Mörgikasper zeigte sich sehr entrüstet über die heillose Schlechtigkeit seines Gegners, er nahm den Hanesli bei der Hand, er betrachtete ihn genau und sprach in entschiedenem Tone: „Das ist derselbe Knabe, den ihr daheim gehabt, nur ist er in den vier Jahren größer geworden. Ich kann zehn Eide für einen thun, daß das dein Kind ist."

Der Herr Mitchel knirschte, als er vernahm, daß ein zweiter Zeuge zu Gunsten seines Gegners auf dem Platze sei. Er hatte längst die Sklavenhalter der Umgebung aufgewiegelt durch das Vorgeben, es sei eine Partei vorhanden, welche die Sklaverei abschaffen und hiefür zunächst ihm an den Leib wolle. Es gelte hier zusammenzuhalten. Er hatte auf den Tag des Zusammentritts der Geschwornen eine stürmische Demonstration der Sklavenfreunde vorbereitet, um die Gegner und Richter einzuschüchtern, um nöthigenfalls mit Gewalt zu erzielen, was durch's Recht nicht erhältlich war. Die Gegner, der Gontenhannes und seine Freunde, vermutheten so Etwas, sie rüsteten sich, um solchen Eventualitäten zu begegnen. Die Stimmung war noch eine schwankende, der Ausgang nicht sicher. Der Mitchel wollte vorher noch einen andern Versuch machen. Er sollte sich in seinen eigenen Schlingen fangen. Er suchte den rothen Jost auf. „Jost," sagte er, „Ihr könnt mir einen Dienst thun." Der Jost schrack dießmal zusammen. Er war schon, nachdem ihm der letzte Streich mißlungen, nachdenklich geworden, es kam ihm vor, er gehe auf gefährlichen Wegen, es könnte doch einmal schlimm ausfallen. Er schwankte, ob er sich nicht heimlich entfernen und nordwärts in die Wälder zurückkehren solle. Der Versucher betrat ihn noch, bevor er zu einem festen Entschlusse gekommen. Herr Mitchel ließ ihm nicht Zeit, sich lange zu besinnen. „Ich glaube Euch schon gesagt zu haben," fuhr er fort, „daß ich's gern sähe, wenn den Fremden da drüben

Digitized by Google

das Haus über'm Kopf zusammenbrennte. Versteht Ihr, Jost?"

„Ich habe dabei nicht gern etwas zu thun," erwiderte der Jost kleinlaut, fast ängstlich.

„Ei was, Jost, was ist mit dir geworden? Du warst doch sonst nie eine Memme."

„Ich spüre, Herr, daß ich keine glückliche Hand habe, zwei Mal hat's mir schon gefehlt, ich mag das Leben nicht zum Drittenmale auf's Spiel setzen."

„Wohl; Du sollst es nicht umsonst thun, Jost. Wenn Du übernimmst, was ich sage, so sollen mich einige hundert Dollars nicht reuen, tausend Dollars nicht, sage ich, wenn's gelingt, wie ich wünsche. Wo verdienst du mehr mit so wenig Mühe? Und was wagst Du denn eigentlich dabei? Wer wird beweisen, daß Du's gethan, namentlich, wenn Du machst, daß Du fortkommst nach der That?"

Der Jost besann sich eine Weile. „Es dünkt mich auch nicht recht, Herr," sagte er, „die Leute haben mir nichts zu Leid gethan."

„Was, recht?" fiel rasch Herr Mitchel ein, „bei einem Kampf und Prozeß ist der ein Thor, der seinen Vortheil nicht benutzt. Sei kein Narr, Jost, tausend Dollars, wenn's recht gelingt."

Es scheint kein Engel da gewesen zu sein, der den mühsam gegen die Versuchung Ringenden stärkte. Die bessere Regung wurde unterdrückt, der Jost unterlag.

„In's Teufels Namen, ich will's noch einmal probiren, wenn Ihr's haben wollt, Gott weiß, daß ich unschuldig daran bin."

Der Herr Mitchel schlug ein Gelächter auf über diese Aeußerung und gab die Versicherung, daß er Alles auf sich nehme. „Aber, Jost, mitten in der Nacht, wenn sie im tiefsten Schlafe liegen, verstehst du?"

Wie ist doch des Menschen Herz ein sonderbares Ding. Welch' wunderliches Gemisch von Gutem und Bösem stellt sich uns dar in der Seele dieses Jost. Während er seine Hand für ein Verbrechen lieh, konnte er sein Gefühl für die Wahrheit und das Recht nicht verläugnen, es sich nicht versagen, sich auf seine Unschuld und auf Gott zu berufen. Wir schauen wenigstens im Hintergrunde seiner Seele eine Flamme, wer weiß, ob dieselbe nicht einmal dazu gelangt, die Nacht zu durchbrechen, die ihn umdunkelt, und ihn in eine Lichtgestalt umzuwandeln. Oft ist Derjenige, der seine Hand für eine Sünde hergibt, tausendmal besser, als Jener, der zwar seine Hand von ihr dafür sein ganzes Herz hingibt.

Es war eine dunkle, bewölkte Mitternacht, wenige Tage vor dem so viel in der Gegend besprochenen Zusammentritt der Geschwornen, als der rothe Jost dem Gehöft des Gonkshannes zuschlich. Ihm war auf seinem Wege nicht wohl zu Muthe, eine Bangigkeit befiel ihn. Er warf seine scheuen Blicke auf das in dunklen Umrissen vor ihm liegende Gebäude. Er stand still, er schwankte, ob er an die Ausführung seines Vorhabens gehen oder wieder umkehren wolle. Dann aber sah er im Geiste die Dollars blinken. Er schritt näher. Der wachsame Hund hatte ihn bemerkt, und ließ zuerst ein leises Knurren, dann ein gedämpftes Bellen hören. Der geübte Jäger war in seinem Element, ihm war's eine Lust, ein Thier, einen Hund zu überlisten und zu beseitigen, ein solches Jägerstücklein wollte er wenigstens vorab ausführen. Er schritt demselben mit Schmeicheleien näher, er warf ihm ein Stück Fleisch zu. Während das arglose Thier dasselbe gierig verschlang, packte er es rasch mit der linken Hand oben am Hals und im gleichen Augenblick schnitt er ihm mit dem scharfen Bowyneffer die Kehle durch. Das Thier verendete, ohne einen Laut von sich zu geben. Der rothe Jost wurde durch den ersten glücklich vollzogenen Streich ermuthigt. Alles schien im tiefsten Schlaf. Die Luft war rein, wie der Schurke sagt, wenn er keine Gefahr der Entdeckung sieht. Der Jost fing an, von einem Haufen Maisstroh eine Bürde unter das tief herabgehende Dach eines angebauten Schuppens zu tragen, einen anderen Vorrath legte er an die Scheune selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Noch mit diesen Gedanken beschäftigt, sah Martin wie die Frau Müllerin hinter des Doktors Rücken allerlei Grimassen machte, ein Papier in die Höhe hielt und offenbar ihm heimlich Etwas zuflüstern wollte. Dienstboten halten, finden nicht ganz besondere Verhältnisse statt, stets zusammen, und die Frau Müllerin hielt Martin für einen Diener oder Knecht des Doktors, mithin für einen Amtskollegen, und fühlte sich deßhalb verpflichtet, auf seiner Seite zu sein.

Aber der Doktor seinerseits hatte Martin's starren, auf die Negerin gerichteten Blick bemerkt, er fuhr rasch herum, und so schnell auch die Letztere das Papier verbergen wollte, so hatte er sich dennoch bereits desselben bemächtigt.

„Ha! was haben wir für Heimlichkeiten?"

Die Frau Müllerin kreuzte schweigend die Arme auf der Brust und neigte das Haupt. Das Papier war versiegelt, aber ohne Adresse. „An wen?" fragte der Doktor hastig. Er und Martin hatten inzwischen den gleichen Gedanken, nämlich den, daß der versiegelte Zettel den afrikanischen Schädel betreffe und absagende Botschaft bringe hinsichtlich der Exkursion; was aber Martin mit höchster Freude erfüllte, brachte den Doktor zur Wuth. „An wen, wer brachte das?" schrie er erbost.

„Kleine Niger! sprechen: Signor Vollbarto", versetzte die Frau.

Der Doktor reichte den Zettel Martin, und dieser erbrach ihn und las. Zuerst erschrack er heftig, aber sogleich besann er sich wieder. Er war gerettet für den Augenblick wenigstens. Mit Lächeln reichte er dem Doktor den Brief. Er lautete:

„Tapferer Jüngling! Warum erwarte ich Dich vergeblich? Heute Abend zehn Uhr an der „Marienkirche" findest Du Jemand, der Dir viel zu sagen hat. Komm! M."

„Ei! Ei! sagte der Doktor, ein Liebesbrief! Na Gott sei Dank, ist's Nichts vom Schädel. Aber Sie müssen hin, natürlich! Es thut mir indessen leid, daß Sie heute Abend um unsere Fahrt kommen."

„Es ist mir recht ärgerlich, erwiderte Martin, aber . . . ich kann nicht wohl ausweichen."

Er zitterte bei dem Gedanken, daß der Doktor seine Exkursion verschieben könnte, aber zu seinem Troste sagte dieser sogleich:

„Ich muß jetzt meinen Plan ändern. Ich fahre allein mit der alten Hexe da, und kommt der Feind, so springt diese ins Wasser mit dem Schädel, und ich thue, als ob ich gefischt habe, und lasse die Bursche mein Boot untersuchen."

Martin dachte, daß dieß recht vernünftig sei.

Gegen neun Uhr des Abends machte sich der Doktor mit seiner Köchin, wie er sie heute nannte, gewissermaßen, um sie wegen ihrer Heimlichthuerei zu bestrafen, auf den Weg, und gleich darauf verließ auch Martin das Haus.

„An der Kirche da nossa Senhora oder wie es heißt, dachte er, dürfen sie gute Augen haben, bis sie mich sehen. Aber allein im Hause bleibe ich auch nicht. Diese rabiate Weibsperson ist im Stande, mich hier aufzusuchen, wenn ich nicht dorthin komme. „Tapferer Jüngling!" wie abgeschmackt! „Komm!" freilich, ich werde hingehen, und mich von einem halben Dutzend Ehemännern oder Liebhabern überfallen, ermorden, oder auf die Polizei führen lassen."

Die Pistolen mit den Elfenbeinschäften, welche der Doktor sorgsam geladen hatte, ließ er zu Hause. Abgesehen von der Gefährlichkeit, solche Dinger geladen in der Tasche zu führen, wollte er sich absichtlich nicht bewaffnen. Wenn er etwa, wider alles Hoffen und Vermuthen, dennoch in Streitigkeiten verwickelt werden sollte, in welche Unannehmlichkeiten konnte er kommen, wenn man dann Pistolen bei ihm finden würde!"

Es war eine herrliche Mondnacht. Eine Mondnacht in Rio de Janeiro; man braucht nicht mehr zu sagen. Martin ging nach der Stadt; er wußte, daß auf diesem Wege am wenigsten zu fürchten war. Er dachte darüber nach, von wem wohl das zärtliche Billettchen sein mochte. Allerdings hatte er mehrmals bemerkt, daß auf den abendlichen Spaziergängen ihn manche Damen länger angeblickt, als ihm schicklich schien nach seinen Begriffen, er hatte mit keiner noch je ein Wort gesprochen, und im Briefe stand: „warum erwarte ich Dich vergeblich?"

Da fiel's auf einmal wie Schuppen von seinen Augen! — M! Melusine! Es war die Tochter des Sennor Mispero. Es lief ihm kalt über den Rücken. Sie war verliebt in ihn, leidenschaftlich — schonungslos, wenn er sie nicht wieder liebte. In der That war das Mädchen schön, sehr schön sogar, und sie hatte ihm ausnehmend gefallen. Aber es war ja nicht daran zu denken, daß der Vater sie ihm, dem Vermögens- und Heimathlosen, geben würde. Wenn er sich den kleinen, hagern Greis mit seinen blitzenden Augen dachte, racheschnaubend gegen ihn, den Verführer seiner einzigen Tochter! Auf der andern Seite: „der Gram verschmähter Liebe!" Dolchstiche von allen Seiten! —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine neue Idee.] Die Erfolge des Zündnadelgewehres geben den den denkenden und erfinderischen Köpfen unerschöpflichen Stoff. Eine Hauptfrage bleibt immer, welchen Schutz man der vernichtenden Wirkung der mörderischen Waffe entgegengesetzt habe, resp. wie man am sichersten und mit möglichst wenigen Verlusten an die feindliche Masse herankommen könne, um dann — wie man zu sagen pflegt — den Stier bei den Hörnern zu packen. Eine originelle Idee finden wir in einer neu erschienenen Broschüre: „Die Schutzmauer gegen das Zündnadelgewehr und die Zukunft der Kriegführung von Professor Postl (München, Finsterlin). Der Verfasser stellt zuerst die hauptsächlichsten Berichte zusammen, welche über das Zündnadelgewehr in den verschiedenen Zeitungen erschienen sind, sodann betrachtet er die Kampfweise der Bayern und die der Preußen, und kommt zum Schluß auf den Vorschlag, nicht nur den antiken Schild, sondern auch die alexandrinische Schlachtordnung des Keils wieder einzuführen, dergestalt jedoch, daß die in zwei Gliedern vorrückenden Soldaten zuerst bis auf eine Nähe von zweihundert Schritt von einer Reihe Schildträger, welche das erste Glied einnehmen, geschützt werden. Sodann formiren sich die Keile, an der Außenseite ebenfalls von den Schildträgern umgeben, deren Reihe sich beim Anprall auf den Feind wie Flügelthüren öffnet, so daß dann der unmittelbare Choc stattfinden kann, um die persönliche Tapferkeit und Manneskraft wieder in ihre alten Rechte einzusetzen. Die Idee ist trotz Allem, was man gegen sie vielleicht einwenden könnte, wenigstens originell, und wir empfehlen sie der Begutachtung der Sachverständigen.

Ueber einen dem Dr. Wislicenus von Zürich zugestoßenen Unglücksfall macht Landrath Zweifel in Linthal in der „N. Gl. Ztg." folgende Mittheilung: Am 7. August, Morgens 7 Uhr, brach Dr. Hugo Wislicenus, 30 Jahre alt, vom Gasthof „Tödi" bei Linthal ohne Führer auf, um über den Kisten- oder Sandpaß nach Graubünden zu reisen, wozu er sich schwach verproviantirte. Der Wirth ertheilte ihm den dringenden Rath, wenigstens von dem oberen Staffel der Alp, welche er zum Uebergang wähle, einen Alpknecht als Führer mitzunehmen, womit er übrigens einverstanden war. Nachdem Wislicenus auf die versprochene Zeit nicht wieder auf seinen Platz zurückgekehrt, erschien den 15. August sein Bruder Professor Wislicenus mit einem Freunde im Gasthof „Tödi", wo sie im Fremdenbuch seinen Namen, wohl die letzten Schriftzüge des Unglücklichen, vorfanden und dann nach dem obern Sandstaffel abgingen, wo nach inzwischen eingetroffenen Berichten der Vermißte am 7. gewesen war. Seither angestellte Nachfragen konstatiren, daß laut den Angaben der Alpknechte der Vermißte den Uebergang über den Sandgrat versuchte, dann aber, als er die Nutzlosigkeit dieses Versuches einsah, zurückkehrte und in der Alphütte der Grünhornhütte (Tödi) nachfragte. Nachmittags circa 4 Uhr wollen ihn dann die Alpknechte auf dem Wege dahin in der „Röthi" gesehen haben, und hernach wurde nichts mehr von ihm verspürt. Nachforschungen und Suchen war bis dahin insoweit erfolglos, als nichts Anderes aufgefunden wurde, als Fußspuren und Spuren eines Alpstockes auf dem Biferten-grätli, die mit freilich zweifelhafter Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daß der unglückliche Wanderer auf dem kleinen oder großen Biferten-firn in einer Eisspalte oder durch das inzwischen hereingebrochene Unwetter und die Nacht sein Leben eingebüßt. Das genannte Blatt bemerkt zu diesem Bericht: Daß der Vermißte einen andern Ausweg gesucht oder gefunden, ist nach allen Nachforschungen und den vorhandenen Thatsachen eine reine Unmöglichkeit.

Das kleinste Fahrzeug, welches jemals die Fahrt zwischen Europa und Amerika gemacht hat, liegt augenblicklich in der Themse und interessirt alle Seekundigen auf das Lebhafteste. Dieses Schiffchen ist von Eisen gebaut, 27 Fuß lang, 6 Fuß breit, und hatte nur zwei Mann an Bord, den Kapitän Hudson, früher in der Flotte der Vereinigten Staaten, und seinen Maat F. Fitch; außer diesen war noch der Kapitän Hand an Bord, der aber unterwegs starb. Am 9. Juli verließ das Schiffchen New-York. Vom 15. Juli bis zum 5. August kam kein einziges Schiff in Sicht. Am 14. August wurde zuerst die englische Küste gesehen, am 16. wurde das Schiffchen in Margaid eingeholt. Es hat mehrfach schlechtes Wetter und schwere See ausgestanden; viermal wurde es durch schwere Wellen auf die Seite geworfen, kam aber immer glücklich wieder auf. Der Kapitän und sein Maat hielten abwechselnd die Wache auf dieser langwierigen Fahrt; sie hatten hinreichend Wasser an Bord und Provisten von konservirten Lebensmitteln, konnten aber bei unruhigen See wegen selten oder nie kochen.

Man schreibt aus London unterm 13. Aug.: „Unser Astronom und Luftschiffer auf der Sternwarte zu Greenwich, Glaisher, macht bekannt, daß er bei der jetzigen Cholerazeit wieder denselben dünnen blauen Nebelflor über ganz London schweben sehe, wie zur Zeit der Epidemie von 1849 und in den Fünfziger Jahren, ein Nebel, der, ganz verschieden von den gewöhnlichen Dunstwolken, auch bei heftigem Winde unverändert seine Lage innehalte. Das Opium-Essen greift in den elendesten Vierteln des von der Cholera heimgesuchten Osterdes um sich. Daß die entsetzliche Gasse, Bluegate-Street, mitten im Pestviertel ganz unversehrt geblieben, schreiben die Leute (und auch sogar Aerzte) der Gewohnheit der dort wohnenden Chinesen zu, Opium zu essen und zu rauchen. Seitdem wird dieses Laster dort zur Manie. Die Trunksucht, die von Spirituosen schon zum Genuß des Laudanum in Fingerhüten übergegangen war, findet in der Cholera jetzt eine Entschuldigung darin, es wie die „Chinesen" in Bluegate-Street zu machen."

Das Gewicht der 20 Millionen Thaler, welche Oesterreich als Kriegsentschädigung nach Berlin hat abführen lassen, beträgt (30 Thlr. zu 1 Zollpfund gerechnet) 6666 Ztr. 66 Pfund oder mit der Verpackung 7000 Zentner.

Charade.

Die Ersten sind spitz,
Den Hausfrauen nütz;
Mein Drittes ist ohne Boden ein Loch,
Ein kleines Stäubchen verschüttet es doch.
Das Ganze ist eine enge Thür,
Kein Weg, keine Treppe führt zu ihr.
Von aller Farbe ohne Bein,
Spazirt ein Mäunchen aus und ein.

Auflösung der Charade in Nr. 200:
Fliegenpatsche.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 205 Donnerstag, 30. August 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Darin aber irrte Jost sich, wenn er glaubte, unbeachtet zu sein. Der Moklijakob versah, seit er beim Gontenhannes war, um Zeuge für ihn aufzutreten, wie früher den Platz eines Knechtes und Taglöhners, weil er nicht müßig sein wollte, dann aber auch, weil er dem Hannes fortwährend unendlich dankbar war dafür, daß er sich seiner angenommen, und ihm zu einem eigenen Gute und zum Mädli verholfen. Er war, seit er auf seinem Wege unlängst angegriffen worden, doppelt wachsam und übertrieben ängstlich, so daß er nicht mehr ruhig schlafen konnte aus Furcht vor Mördern oder Räubern. Das war bei ihm auch in dieser Nacht der Fall. Es hatte sich seiner eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Er stund auf, er ging hinaus, um sich zu überzeugen, ob Alles in der Ordnung sei. Er war kaum vors Haus getreten, als er das Knurren und Bellen des Hundes hörte. Er schlich im Schatten des Hauses vorwärts, nachdem er einen tüchtigen Knittel zur Hand genommen. Von der Beseitigung des Hundes merkte er nichts, nur fiel es ihm auf, daß derselbe keinen Laut mehr von sich gab. Er blieb an der Ecke des Hauses stehen. Da sah er, wie ein Unbekannter Maisstroh unter das Dach schleppte. Es ging ihm eine Ahnung dessen auf, was er vor habe. Er verhielt sich ruhig. „Dießmal," dachte er bei sich selbst, „dießmal soll er mir nicht entwischen." Erst als er sah, daß der Mann, bei dem Strohhaufen gebückt stehend, Vorbereitungen machte, denselben anzuzünden, schlich er leise von hinten herbei. Er holte mit einem wuchtigen Knittel aus und versetzte ihm einen so gewaltigen Streich an den rechten Unterschenkel, daß der Getroffene sofort mit einem lauten Schrei zusammensank und jammerte: „Mein Bein ist ab."

„So? 's ist recht," sagte der Jakob trocken; „das hab' ich gewollt, Du Schurke, damit Du mir nicht zum Zweitenmale davonläufst. Jetzt das Bein, später wird's Dir an den Kopf gehen, Du Mordbrenner Du!"

Der Apostrophirte antwortete nicht. Er machte einen Versuch, aufzustehen, er sank wieder zurück und stöhnte.

„Nicht wahr," sagte der Jakob, „ich habe gut getroffen, auf einem Beine gehst Du nicht. Halt' Dich nur ruhig, bis ich Leute geholt, die helfen werden, Dich fortzuschaffen."

Als der Jakob sich fortbegeben, machte der Jost die verzweifeltsten Anstrengungen, sich wegzuschleppen, indem er gleichzeitig furchtbare Verwünschungen über den Herrn Michel ausstieß, der ihn ins Unglück gebracht habe. Er war, wie die von Jakob aufgeweckten Bewohner des Hauses erschienen, bereits dreißig Schritte weit weggekrochen und lauerte dicht neben dem verendeten Hunde.

Der Gontenhannes zündete ihm mit der Laterne ins Gesicht. „So, Jost, Du bist's," bemerkte er erregt . . . „Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht, der liebe Gott kann doch einmal einen alten Sünder festhalten, daß er ihm nicht mehr davon läuft. Ich meinte immer, Du habest mir auch mein Haus in Indiana angezündet, nun weiß ich's. Welcher Teufel reitet Dich, Jost, daß Du mir so etwas thust?"

Der Jost schwieg, er saß da gerade wie ein Sünder. Die Männer — auch der Rörgikasper war dabei und seine zwei Söhne — traten ein wenig bei Seite, um zu berathen, was vorzukehren sei. Der Moklijakob meinte, man solle ihn, an Händen und Füßen gebunden liegen lassen, bis man den Friedensrichter holt.

„Wo denkst Du hin," antwortete der Hannes, „er ist eben doch ein Mensch; wir nehmen ihn ins Haus, und dann holt Einer von Euch sogleich den Arzt."

Er trat nun zu dem Verletzten, er half ihm aufstehen, er faßte ihn am einen Arm, der Kasper stützte ihn auf der anderen Seite, und so brachten sie ihn hinein ins Haus. Das Aenneli richtete für ihn ein Lager zu und meinte dabei, es sei doch nicht so schwer, als man meine, die Hand zu küssen, welche Einen geschlagen. Während der Jakob den Arzt holte, übernahm der Hannes die Wache bei dem Jost. Derselbe stöhnte noch zuweilen, man wußte nicht, ob mehr aus leiblichem oder geistigem Schmerz, sonst aber blieb er stumm. Auch der Hannes schwieg, während er ihm die Linderungsmittel auf sein Bein legte. Der Arzt erschien. Er ging daran, mit Hülfe der beiden Männer das gebrochene Bein einzurichten und einzubinden. Als er fertig war, fragte er, an wen er sich der Bezahlung halber zu wenden habe. „Das wird sich dann zeigen,

ſagte der Hannes, habt Geduld damit, bis das Gericht geurtheilt hat, der Jakob wird Euch erzählt haben, was geſchehen iſt."

Als der Arzt fort und der Hannes wieder allein bei dem Kranken war, ſchaute derſelbe ihn wiederholt mit unverwandten Blicken an, als erwarte er, von ihm angeſprochen zu werden. Der Hannes brach endlich das Stillſchweigen. „Joſt," ſagte er, „wie biſt Du dazu gekommen, mir das zu thun, und nicht wahr, das andere Haus haſt Du mir auch angezündet?"

„Ich will Euch Alles ſagen," erwiderte der Joſt, „aber ich bitte Euch um Gottes willen, habt Erbarmen mit mir." Er erzählte hierauf, wie er aus Auftrag des Mitchel ihm das Haus in Indiana angezündet, wie er den Hanesli zu entführen geſucht, dann den Angriff auf den Moklijakob, um ihn als Zeugen aus dem Wege zu ſchaffen, wie er endlich dieſe Nacht daran gegangen ſei, wieder ſein Haus in Brand zu ſtecken, um zugleich die Bewohner mitzuverbrennen.

Der Hannes ſchauderte bei den letzten Worten zuſammen.

„Ja, ja, Ihr hättet mitverbrennen ſollen, ſo wollte es der Herr Mitchel. O hätt' ich," fuhr er nach einer Pauſe fort, „o hätt' ich dieſen Teufel nie geſehen. Ich war ſonſt gewiß nicht ſo ſchlecht. Die Jagd war früher mein Geſchäft, ich war glücklich dabei. Seit ich mit dieſem Menſchen zuſammentraf, hat er mich Schritt für Schritt immer tiefer hineingeführt. Ich ſehe erſt jetzt ein, wie ſchlecht Alles geweſen iſt, was ich auf ſeinen Wunſch und dem Geldgewinn zu lieb gethan. Ich danke Gott, daß mir die letzten Streiche nicht gelungen ſind, denn ich fühle, trotz des Geldes, das ich damit verdient hätte, wäre ich ein elender Tropf. Ich bitte Euch, behaltet, was ich Euch jetzt ſage, bringt mich nicht in's Unglück, verzeihet mir, was ich Euch gethan, ich will gewiß von nun an anders anfangen und Alles aufbieten, Euch den Schaden zu erſetzen!"

Der Hannes ſaß nach dieſen Worten eine Weile ſchweigend da, dann reichte er dem Joſt die Hand: „Joſt", ſagte er, „in's Unglück möcht' ich Euch nicht bringen, da ſei Gott davor. Aber die Sache kann ich unmöglich für mich behalten, wegen des Mitchel nicht und wegen des Prozeſſes nicht. Iſt's Euch wirklich leid für das, was Ihr gethan, ſo müßt Ihr's nun dadurch zu allernächſt beweiſen und gut machen, daß Ihr, was Ihr mir mitgetheilt, ehrlich und rückhaltlos dem Friedensrichter zu Protokoll gebt; das kann ich Euch nicht erlaſſen, nur dadurch wird es mir gelingen, einen ruchloſen Gegner zu entwaffnen, völlig zu beſiegen und auf immer zu vernichten. Es wird ohnehin ſo beſſer für Euch ſein, als wenn Ihr durch den Thatbeſtand, wie er nun einmal vorliegt, Euch überweiſen laßt. Alles Weitere müßt Ihr dann mir überlaſſen, ich kann Euch im Voraus nur das ſagen, daß ich keinen Gedanken der Rache gegen Euch habe."

Der Joſt beſann ſich eine Weile, dann verſprach er mit Entſchiedenheit, dem Rath des Hannes folgen zu wollen.

Früh am Morgen wurde Jemand zu dem Friedensrichter geſchickt, um das Vorgefallene anzuzeigen. Der Moklijakob machte bei dieſem Anlaß ſeinem Zorn neuerdings Luft durch Schimpfen über den Schurken und Mordbrenner, er begreife nicht, ſagte er, wie der Hannes ihn für das, was er gethan, nun noch gar in ſein Haus aufnehmen und pflegen könne.

„Warum nicht, Jakob," antwortete der Hanes, es iſt wahrlich beſſer, er ſei bei uns, als anderswo. Unſere Sache ſteht jetzt gut. Ich wollte nicht um viel, daß die Geſchichte nicht paſſirt wäre. Der Joſt iſt zudem nicht ſo ſchlecht, wie Du meinſt." Zu dem Aenneli äußerte der Hannes am ſelben Morgen, wie gut es ihnen gekommen, daß ſie ſich des Jakob angenommen, ohne ihn läge ſein Haus wieder in Aſche, man wiſſe doch nie, wie wohl einem ein Menſch kommen könne.

(Fortſetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtſamen.

(Fortſetzung.)

Weit davon bleiben! dachte Martin, und als er die Stadt erreicht hatte, verfügte er ſich in eine Reſtauration, welche zu jener Zeit ein Franzoſe hielt, in der man trefflich ſpeiſte, und welche, das war ihm die Hauptſache, ſehr entfernt von der Marienkirche war.

Sechs oder acht weite und hohe Bögen, des Tages über und zwei Drittheile der Nacht ſtets frei und offen, geſtatten von den unteren Räumen jenes Hotels aus eine reizende Ausſicht auf die See, und erlauben zugleich der friſchen Luft ungehinderten Zutritt. Zum Theil wohl deßhalb, und dann, weil Speiſen und Getränke ſämmtlich lobenswerth, war dort der Verſammlungsort faſt aller Fremden, die ſich in der Stadt befanden.

Martin nahm, nachdem er eingetreten, der großen Säule gegenüber Platz, welche ſich in der Mitte des Saales befand, und welche eine natürliche Speiſekarte repräſentirte. Er ſpeiſte und trank, und betrachtete die Säule mit Eßwaaren. „Lauter gute Sachen, ſagte er zu ſich ſelbſt, treffliche, vorzügliche Sachen. Auch der Wein iſt gut. Was könnte dieſes Braſilien für ein herrliches Land ſein, wenn die anderen Einfältigkeiten nicht wären, die Krokodile, die großen gefräßigen, und die kleinen giftigen Schlangen, die Tiger und Baumindianer, die abgeſchnittenen Negerköpfe, und vor Allem: dieſe verliebten Weibsleute mit ihrer rachgierigen Verwandtſchaft."

In dieſem Augenblicke fielen ſeine Augen zufällig auf einen in der rechten Ecke des Saales ſitzenden jungen

Mann, und der Gang seiner Gedanken wurde plötzlich durch einen tödtlichen Schreck unterbrochen. Es war einer der jungen Leute des Signor Mispero, welche er neulich draußen im Walde getroffen hatte. Augenscheinlich suchte er nicht erkannt zu werden, denn als Martin's Blicke auf ihn fielen, wendete er sich ab.

„Reize den Löwen nicht, dachte Martin, der Kerl paßt Dir auf."

Er sah nach der linken Seite des Saales. Dort saß der andere. Dieser brachte rasch sein Glas an den Mund, als wolle er trinken, und wendete sich hierauf ebenfalls ab.

Daß Beide ihn beobachteten, und daß sie einen Anschlag gegen ihn im Schilde führten, lag auf der Hand; warum saßen sonst die beiden Kollegen, welche vor einigen Tagen ganz vertraulich neben einander Platz genommen hatten, jetzt getrennt, und warum versteckten sie sich vor ihm. Hatte sie der alte Mispero geschickt, als gereizter Vater, oder die Tochter aus Rachsucht wegen verschmähter Liebe, oder waren beide junge Handelsbeflissene vielleicht ebenfalls in Meluſine verliebt, und hatten sich eingefunden, um auf eigene Rechnung Geschäfte zu machen in Todtschlag und Eifersucht. Wie der Blitz fuhren diese Gedanken durch Martin's Gehirn. Aber es war ihm gleichgültig, weßhalb er erdolcht werden sollte, vollständig gleichgültig. Die Ermordung selbst war die Hauptsache.

Indessen nahm er sich zusammen. Möglichst unbefangen scheinend, blieb er noch einige Minuten auf seinem Platze, dann stand er auf und nahm eine Zeitung, über welche hinweg er nach nach den beiden Banditen schielte. Er merkte deutlich, daß Beide, welche sich ohne Zweifel nicht erkannt und beobachtet glaubten, ihn jetzt wieder in's Auge faßten, ja er sah, wie Einer dem Andern ein Zeichen gab.

Es war jetzt Martin nur zu klar, was dieses Zeichen bedeutete. Er legte die Zeitung von sich und war mit einem einzigen raschen Schritte vor der Thür. Laufen durfte er nicht, das hätte zu viel Aufsehen erregt, und vielleicht in einem hierdurch veranlaßten Volksauflaufe die blutige That noch beschleunigt. Auch vor der Stadt getraute er sich nicht wirklich zu laufen, aber er machte Schritte von einer unermeßlichen Länge, und erschrack fast vor seinem Schatten, der eifrig im Mondscheine neben ihm herlief, und, wie es ihm vorkam, noch größere Schritte machte, als er selbst.

So war er rasch ein gutes Stück vorwärts gekommen, aber als er einmal rückwärts blickte, sah er in einiger Entfernung zwei Schatten hinter sich. Das Auge der Liebe sieht scharf. Noch schärfer, wenngleich bisweilen etwas vergrößernd, das Auge der Furcht. Das Ohr der Furcht aber hört am schärfsten, unter allen kurzen und langen Ohren, sämmtlicher übrigen Leidenschaften, Tugenden und Laster. Martin, welcher unwillkürlich einen Augenblick still stand, hörte, daß die beiden dunklen Gestalten noch einige Schritte vorwärts gingen und dann ebenfalls still standen. Es waren jetzt keine Gestalten mehr, es waren Verfolger, welche ihn nicht aus den Augen ließen.

Aber er lächelte fast über diese Art der Verfolgung. Die kleinen Kerle sollten ihn, den großen, kräftigen Mann, nicht erwischen. Es lag ein kleines Gehölz auf dem Wege zu des Doktors Wohnung. Bis zu diesem Gehölz ging er mit seinen bisher eingehaltenen langen Schritten, als er aber das Gehölz erreicht hatte: „Staub aus! Martin!" in mächtigen Sätzen flog er durch das Buschwerk, und noch über dasselbe hinaus.

Dann blieb er stehen und sah sich um. Er bemerkte nichts Verdächtiges, aber angelangt unter der Thür des Hauses, sah er die Beiden am Rande des Gehölzes stehen. Er eilte in's Haus und verwünschte die Schlösser der Thür, welche, wie merkwürdiger Weise in fast allen warmen Ländern, höchst schlecht waren, und so viel wie gar keine Sicherheit boten. Dann zündete er mit zitternder Hand Licht an, zuerst in den gegen den Feind zu gelegenen Gemächern, dann auch in jenen auf der entgegengesetzten Seite. Diebe und Räuber, hatte er immer sagen hören, brechen selten in Wohnungen ein, in welchen sie noch Licht bemerken. „Gott gebe, dachte er, daß Mörder auch diese Gewohnheit haben."

Dann stellte er sich zwischen die Holzgitter des Fensters und sang, was zwar anfänglich nicht recht zu Stande kommen wollte, endlich aber doch so ziemlich ging. Nach einiger Zeit waren die Gestalten wieder verschwunden. Jetzt dachte er auch an den Doktor, „wenn nur der käme." Aber er kam noch nicht, und es war zwei Uhr und er war immer noch nicht da.

Martin setzte sich auf die Dielen nieder, so daß er durch einen Schuß vom Fenster aus nicht getroffen werden konnte, und suchte sich wach zu halten, aber er nickte endlich doch ein.

Plötzlich fuhr er auf, Schläge donnerten wider die Thür, und wilde Flüche erschollen draußen. Er nahm alle Kraft zusammen und rief: „Wer da?" — Gut Freund, Eläſius!"

„Gott sei gepriesen in der Höhe", murmelte Martin, und öffnete rasch.

„Aber warum, sagte der Doktor lachend, haben Sie eine völlige Illumination veranstaltet? Ich dachte in der Entfernung, es stände Alles in Flammen."

„Damit Sie das Haus in der Nacht bemerken sollten."

„Wäre schlimm, wenn ich das nicht fände. Aber jetzt geben Sie Acht! Köchin! Eins! Zwei! Drei!"

Die Frau Müllerin hatte sich bei Eins in Positur gestellt, ohne Zweifel vom Doktor eingeschult, bei Drei zog sie, mittels eines gewaltigen Ruckes, aus einem Sacke, welchen sie trug, einen abscheulichen Negerkopf, und stellte ihn dicht vor Martin auf den Tisch.

Martin ekelte sich vor dem ihn schrecklich angrinsenden und halb nach schlechtem Branntwein, halb nach

Fäulniß riechenden Schädel. Er schlug es aus, den Imbiß des Doktors zu theilen, welchen dieser gegenüber des Negerkopfes mit Wohlbehagen einnahm, während er Martin umständlich alle Einzelheiten seiner nächtlichen Fahrt erzählte, auf welcher übrigens nichts Besonderes vorgefallen war. Als man sich endlich gegen drei Uhr des Morgens trennte, frug der Doktor leichthin: „Nun, wie war's heute Abend?"

Martin zog schweigend die Schulter.

„Bravi sagte der Doktor; bravi Man darf sagen, daß man auf solchen Wegen geht, aber ... keinen Namen ... das gefällt mir wieder recht von Ihnen, Vollbart. Gute Nacht."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Max Haushofer †.] In München starb am 24. d. der berühmte Landschaftsmaler Max Haushofer, Professor an der Akademie der Künste in Prag, im 56. Lebensjahr.

[Ein tödtliches Experiment.] Ein auf dem Landgebiet von Hamburg wohnender, dem preußischen Unterthanenverbande angehöriger Cigarrenfabrikant war von seiner heimathlichen Militärbehörde mehrmals aufgefordert worden, sich zum Militärdienst zu stellen. Unter allerhand Ausflüchten wußte er sich bisher dieser Pflicht zu entziehen. Am jüngsten Freitag waren alle ihm gewährten Fristen abgelaufen, und nichts schien übrig zu bleiben, als den unliebsamen Marsch anzutreten, denn andernfalls waren Zwangemaßregeln in Aussicht gestellt. Um seinen Verfolgern nochmals einen Strich durch die Rechnung zu machen, entschloß er sich, wie Hamburger Blätter erzählen, durch gewaltsame Mittel ein Unwohlsein herbeizuführen. Er trank viel Bier und Wasser durcheinander, nahm auch Gurkensalat und andere zum Durchfall reizende Speisen zu sich. Der verhängnißvolle Morgen der Abreise kam, und siehe da, das Experiment hatte seine Wirkung nicht verfehlt, unser Preuße war krank und konnte nicht reisen; aber die Sache wurde schlimmer, als er gedacht, er bekam die Cholera und war nach zwei Stunden eine Leiche.

Das Ideal eines Geizhalses dürfte wohl der kürzlich in London verstorbene Old Boge gewesen sein. Derselbe Old Boge hatte große Reichthümer unter den größten Entbehrungen angesammelt, und ein Alter von 70 Jahren erreicht, als er plötzlich ernstlich erkrankte. Er lag auf seinem Sterbebette und litt Höllenqual. In dieser Situation gereichte es ihm zum Troste, daß er nicht mehr im Stande war, etwas zu essen. Der wider seinen Willen gerufene Arzt erklärte ihm, daß er dem Tode nahe sei. „Wie lange habe ich noch zu leben?" fragte er mit leiser Stimme. „Ungefähr eine halbe Stunde," antwortete der Doktor. „Wollen Sie, daß Jemand gerufen werde, vielleicht ein Diener der Kirche?" Old Boge sah ihn erstaunt an und schwieg, dann aber fuhr er mit der Hand über die Stirn, wie wenn ihm etwas eingefallen wäre: „Schnell — schnell, — kommen — gleich — Barbier." Dieser erschien, und Old Boge fragte ihn mit matter Stimme: „Sie bekommen 2 Pence für's Rasiren, nicht wahr?" Der Barbier bejahte die Frage. „Wie viel bekommen Sie, einen Todten zu rasiren?" fragte Boge weiter. „5 Schilling," war die Antwort. „Nun, dann schnell, schnell," sagte er zum Barbier, indem er die erstorbenen Augen auf den Doktor richtete, der noch immer die Uhr in der der Hand hielt. Als er hörte, daß noch 15 Minuten Zeit für ihn seien, lächelte er wohlgefällig. Der Barbier verrichtete die Arbeit trotz der Zuckungen des Geizhalses mit großer Schnelligkeit. „Gut, gut, 4 Schilling und 10 Pence gespart," sagte der Geizhals und verschied.

Die Journale von Neuseeland klagen über den Mangel an Frauen in dieser Kolonie; die Volkszählung ergibt, daß unter den europäischen Bewohnern zweimal so viel Männer als Weiber sind. Man wünscht dringend eine große Zufuhr von „robusten, kräftigen und fleißigen Weibern."

Logogryph.

Schön bin ich wohl, und ohne mich,
Was freute, was entzückte dich?
Doch, tönt ein freundlich i mit mir,
So bin ich dreimal schöner dir,
Und was ich bin, das wär' ich nie
Recht rüstig ohne dieses i;
Du würdest lieber mich vernichten,
Als auf das i für mich verzichten.

Auflösung der Charade in Nr. 201:
Holdselig.

Redakteur Gustow Wiesert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 206 Freitag, 31. August 1866.

Ein verlorenes Kind.

(Fortsetzung.)

Der Friedensrichter war gerade abwesend und konnte erst gegen Abend erscheinen. Nachdem er einen Augenschein außer dem Hause aufgenommen, begab er sich ans Lager des Jost, um denselben zu verhören. Der Jost wiederholte die dem Hannes schon gemachten Angaben und gab sie zu Protokoll. Der Friedensrichter schien sehr befriedigt von dem Verhör und äußerte beim Weggehen, er müsse den Mitchel darauf hin sofort verhaften lassen, daß der Jost nicht entwischt, dafür ist gesorgt, euer Freund, der Jakob, hätte seine Sache nicht besser machen können. Behaltet den armen Schelm, den Jost, so lange bei Euch, bis er hergestellt ist.

Der Verhaftsbefehl auf den Mitchel kam zu spät. Es beunruhigte ihn schon, als das Haus des Gontenhannes nicht, wie er erwartet, in Feuer aufging. Als er dann vernahm, der Jost sei ob der That ertappt worden, als er hörte, derselbe liege schwer krank beim Gontenhannes, selbst als ihm vermeldet wurde, der Jost habe Alles bekannt, der Friedensrichter sei bei ihm gewesen, da hielt er's nicht für gerathen, das Weitere abzuwarten. Er packte die werthvollsten Sachen in der Eile zusammen und machte sich aus dem Staube. Der Mathys hielt es für das Angemessenste, bald nach ihm dasselbe zu thun. Als man den Mitchel verhaften wollte, war er schon fort. — Da brach ein endloser Jubel unter seinen Negern aus. Manche benutzten die Gelegenheit zur Flucht nach dem Norden, Andere verlangten die Freiheit, indem sie angaben, durch Raub und Entführung in den Besitz des Mitchel gekommen zu sein. Den Flüchtigen setzte Niemand nach. Ueber das Gut wurde ein provisorischer Verwalter gesetzt. Die Sklavenhalter der Umgegend, welche bis jetzt in ihrem eigenen Interesse eifrig die Partie des Mitchel ergriffen, waren verblüfft und kleinlaut. Die bis jetzt schwankende Stimmung der Bevölkerung entschied schnell gegen den Entflohenen, die Erbitterung gegen den ruchlosen Menschenmäkler und Mordbrenner wurde so groß, daß man sich genöthigt sah, seine Gebäulichkeiten durch Wachen vor Angriffen und Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen. Wäre der Eigenthümer gegenwärtig gewesen, er würde von der Volksjustiz das Schlimmste erfahren haben.

Es war unter solchen Umständen begreiflich, wenn die bald darauf erfolgende Verhandlung der Geschworenen durch keinerlei Demonstrationen der Sklavereifreunde behelligt wurde, es war nicht unerwartet, wenn die Jury das streitige Kind durch einstimmiges Urtheil dem Kläger zuerkannte. Mit sämmtlichen ergangenen Kosten wurde der Beklagte belastet. Jetzt erst konnte der Gontenhannes den Knaben wieder sein nennen.

Hiernach kam die zweite Klage gegen den Mitchel wegen Menschenraub und Brandstiftung zur Behandlung bei der Criminal-Jury. Das Urtheil konnte nach den bisherigen Vorgängen und bei den vom Jost gemachten Geständnissen nicht zweifelhaft sein. Der Mitchel wurde verfällt, für allen und jeden durch ihn gestifteten Schaden Ersatz zu leisten, dazu erhielt er wegen Entführung von Kindern — der Hanesli war nicht das Einzige, wie die Untersuchung herausstellte — wegen wiederholter Brandstiftung zwölfjährige Zuchthausstrafe, der rothe Jost vierjährige. — Haus und Land des verurtheilten Mitchel wurde verkauft, um die ergangenen Kosten zu decken. Die meisten Sklaven waren entflohen und als unrechtmäßig erworben in Freiheit gesetzt. Auf die noch da befindlichen erfolgte kein Angebot. Der Mörgikasper erstand das Gut mit der ausdrücklichen Bemerkung, er nehme die Neger nicht als Waare dazu, er wolle keine Sklaven haben. Er schenkte ihnen auch sofort die Freiheit und behielt diejenigen, welche es wollten, als Taglöhner. Aus dem Erlös wurde vorab dem Gontenhannes der durch den Brand seines Hauses in Indiana erlittene Schaden reichlich ersetzt, der Rest kam unter öffentliche Verwaltung. Der Eigenthümer meldete sich nie, um denselben in Empfang zu nehmen. So wurde ein längst bei den besseren und gutgesinnten Leuten der Gegend verrufenes Sklavennest ausgefegt, und es wurde hier das Sprichwort wahr, „daß das Maß überläuft, wenn es voll ist."

Der rothe Jost ging unter der Pflege im Hause des Gontenhannes seiner Genesung entgegen. Er war unendlich dankbar gegen seine Wohlthäter und ihm war, wie er selbst gestand, noch nie vorher so wohl gewesen. Nur das plagte ihn: der an ein freies Leben Gewöhnte konnte es nicht verwinden, daß er nach seiner Herstellung Jahre lang sollte der Freiheit entbehren. Er hab-

zwar, meinte er, die Strafe wohl verdient, aber schwer komme es ihm doch vor. Es kamen ihm jedesmal Thränen in die Augen, wenn er davon sprach. — Er war indeß jedenfalls entschlossen, die Strafe auszuhalten, und wir zweifeln sehr daran, daß der Gedanke, sich durch die Flucht derselben zu entziehen, in seinem eigenen Kopf entsprang. Wir glauben vielmehr, der Gontenhannes hat ihm dazu gerathen und geholfen. Er hat wenigstens wohl nicht umsonst dabei gelächelt, als er die Anzeige machte, der rothe Jost sei letzte Nacht auf und davongegangen. Es war übrigens auch sonst Niemand, der sich darüber ärgerte, und Anstrengungen wurden keine gemacht, ihn wieder einzubringen.

Der Gontenhannes hat den rothen Jost nie wieder gesehen. Er hörte auch Nichts von ihm, bis ihm nach Jahren die amtliche Mittheilung zuging, daß der in Kanada kinderlos Verstorbene ihn zum Erben seines Vermögens von einigen tausend Dollars eingesetzt. Der Jost wird gewußt haben, warum er das gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Urkundliche Darstellung des Marsches der bayerischen Armee zur Befreiung der Hannoveraner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Während diese Aufgaben in der Richtung nach Eisenach der vierten Division auf dem rechten Flügel zufielen, war mittlerweile das Gros der ersten Kavalleriebrigade nach einem erschöpfenden Ritt in der Nacht vom 26. auf den 27. Juni in Meiningen eingerückt. (Dep. d. Generallieutenants v. d. Tann an Hrn. v. Ompteda d. d. Schweinfurt, 27. Juni, 9 Uhr Morgens.) Dort war keine zuverlässige Kunde über die Schicksale der hannoverischen Armee seit dem 23. Juni zu erlangen gewesen. Andere Berichte, welche dem Hauptquartier zugingen, lauteten dahin, daß die Hannoveraner wieder westlich gezogen waren (a. a. Ort), also auf einen Marsch über Gotha und durch den Thüringer Wald verzichtet zu haben schienen. Die Nachricht war veraltet, aber keineswegs eine irrige, denn am 24. Juni hatten sich die Hannoveraner wirklich von Langensalza nach Eisenach bewegt. Man braucht nur die Zeitungsberichte der damaligen Tage nachzulesen, um sich zu überzeugen, daß auch nicht eine einzige verlässige Angabe über die Bewegung der Hannoveraner südlich vom Thüringer Wald eingetroffen war. Seit dem 19. war auch nicht ein einziger Offizier aus dem hannoverischen Lager an die bayerische Armee abgesendet worden.

Prinz Karl von Bayern hatte um jene Zeit mehr als ein halbes Dutzend Kundschafter ausgeschickt, und jedem 1000 fl. Belohnung zugesichert, der ihm eine zuverlässige Kunde über die Schicksale der hannoverischen Armee zurückbrächte. Keiner von ihnen kehrte wieder. Nicht besser waren die Preußen unterrichtet, denn in der amtlichen Denkschrift des „Preuß. Staatsanzeigers" vom 3. Aug. heißt es: daß „bayerische Truppen bereits am 26. Juni bis Vacha, 4 Meilen südwestlich von Eisenach im Rücken der preußischen Aufstellung vorgedrungen waren." Nach Vacha sind keine bayerischen Truppen, weder vorher noch später, gelangt, am 26. Juni aber stand die äußerste Spitze der bayerischen Armee noch drei Märsche von Vacha entfernt. Jene Angabe des „Staatsanzeigers" ist ganz sicherlich nur aus einem preußischen Rapport geschöpft worden, und es ergibt sich aus ihr deutlich, daß man jenseits eben so wenig wußte als diesseits.

Am 27. Juni griffen die Preußen, 6000 Mann stark, von Langensalza aus die hannoverische Armee an, und der blutige Tag endete damit, daß die Hannoveraner nach Mühlhausen zurückgingen. Tags darauf, am 28. Juni, kapitulirten sie, und am 29. Juni nach Tagesanbruch streckten sie die Waffen.

Am 28. Juni hatten die bayerischen Truppen Befehl erhalten, sich wieder nach Fulda in Marsch zu setzen (weßhalb?); aber am Nachmittag trafen Nachrichten im Hauptquartier ein, daß die Hannoveraner bei Langensalza sich geschlagen hätten. Augenblicklich wurden Kuriere entsendet mit Gegenbefehlen, welche die Marschrichtung nach Fulda in eine entgegengesetzte nach Gotha verwandelte.

Es ist früher in der „Allg. Ztg." die physische Unmöglichkeit nachgewiesen worden, daß die bayerischen Truppen von ihren Aufmarschstellungen auch nur Eisenach bis auf Kanonenschallweite bis zum 28. Abends sich hätten nähern können. Es hat sich jetzt ergeben, daß sie nicht nach Eisenach, sondern gegen Gotha, also durch den Thüringer Wald, hätten marschiren sollen — ein Weg, der noch größere Schwierigkeiten bietet.

Wenn Prinz Karl am 28. Nachmittags erfuhr, daß er die Hannoveraner noch immer bei Langensalza aufzusuchen habe, durfte er das Wagniß eines Marsches durch den Thüringer Wald antreten? Er entfernte sich damit höchst beträchtlich vom 8. Armeekorps, und er gewährte dem Gegner die Möglichkeit, seine Streitkräfte zwischen die beiden Bundesheere hineinzuwerfen. Würde der Zweck nicht erreicht, so war eine kostbare Zeit verloren, und die Armee, wenn sie bei Gotha hervorbrach, befand sich in einer seltsamen Lage; denn sie hatte den Thüringer Wald und vielleicht einen Feind im Rücken. Auf der andern Seite besaß die Befreiung der hannoverischen Armee den Werth einer gewonnenen Schlacht, und daß man im bayerischen Hauptquartier die Befreiung noch im Bereich der Möglichkeit halten durfte, ergab sich aus folgender Depesche des Frhrn. von der Pfordten an Prinz Karl vom 28. Juni, 5 Uhr Nachmittags: „Auf den Wunsch des Grafen Blome theile ich Ihnen mit, daß die hannoveranische Armee sich

Digitized by Google

vorgestern nach Langensalza zurückgezogen hat, wo sie sich etwa acht Tage wird halten können, wenn die Lebensmittel genügen und die Operationen der Bundestruppen sie unterstützen." Die hannoverische Armee hatte also am 26. Juni versprochen, daß sie sich bis zum 2. oder 3. Juli würde halten können. Wenn sie gleichwohl schon am zweiten Tag dieser Frist kapitulirte und in der amtlichen Darstellung der Hannoveraner gesagt wurde: Mangel an Lebensmitteln sei ein Hauptbeweggrund gewesen, so trifft das bayerische Hauptquartier kein Vorwurf, wenn es auf jene Zusage hin sich in Marsch setzte. Uebrigens mußten alle militärischen Bedenken schweigen, da von Wien aus, d. d. 28. Juni, 6 Uhr Nachmittags, eine Depesche des Kaisers Franz Joseph an den Prinzen Karl eintraf, welche die Ergebnisse des Treffens bei Langensalza meldete und mit den Worten schloß: „Kräftiges und rasches Vordringen der königl. bayerischen Armee dringend erwünscht, damit die Hannoveraner nicht durch neue Konzentrationen von Uebermacht erdrückt werden."

Es war keine Zeit zu verlieren, sondern es mußte in Gewaltmärschen gegen Gotha aufgebrochen werden. Am 29. Früh wurde den Truppen ein Tagesbefehl des Höchstkommandirenden verlesen, worin ihnen kundgegeben ward, daß man seit gestern Abend zuverlässige Anhaltspunkte über die Lage der hannoverischen Armee erhalten habe. Außerordentlichen Anstrengungen müßten sich die Truppen unterwerfen, weßhalb ihnen vom ersten Unteroffizier abwärts für die beiden ersten Tagen eine doppelte Löhnung bewilligt werde. Der Thüringerwald ist noch nie von einer Armee gekreuzt worden. Dieß mag daher kommen, daß er zwar mit dem Böhmerwald eine Erhebungsachse gemeinsam hat, aber keinen Zusammenhang mit diesem Gebirge besitzt, sondern durch eine Lücke getrennt wird, welche der leicht zugängliche Frankenwald ausfüllt. Daher haben die Heerführer aller Zeiten ihn entweder im Westen oder im Osten umgangen. Kurze, ja abfallende Querzüge, steile und tiefe Thäler, eine Umkleidung von Nadelholzwäldern, im Norden von Laubwäldern, verleihen dem Thüringerwald unzählige malerische Reize. Das Malerische in der Landschaft ist aber Das, was ein Heerführer am meisten zu fürchten Ursache hat; denn in seiner Sprache heißen solche Schönheiten Defilcen, und der Thüringerwald besteht, nicht (wie gesagt worden ist) aus Defilcen von 3—5 Stunden, sondern aus einer Kette von Engen, die beinahe drei Tagemärsche weit sich erstrecken, und wo die gewaltige Armee schwach wird, wie ein Faden, der durch ein Nadelöhr schlüpfen soll und den der geringste Widerstand aufzuhalten vermag. Der Marsch durch den Thüringerwald bedingt auch, daß sich die Truppen mit Lebensmitteln versehen müssen, daher später die bayerischen Soldaten Rationen auf drei Tage bei sich trugen und vier Rationen auf der Achse ihnen mitgegeben wurden.

Diese Schwierigkeiten waren wohl auch der muthmaßliche Grund, weßhalb die hannoveranische Armee, welche am 23. in Langensalza stand, sich nicht nach Gotha und durch den Thüringer Wald schlug. Ein Vorrücken von Meiningen nach Gotha ist indessen für eine Armee günstiger als der umgekehrte Weg. Der Thüringer Wald ist nämlich reich an Bergbauten, und diese Gewerbe haben eine beträchtliche Anzahl Straßen in dem Gebirge geschaffen, die sich strahlenförmig in Gotha vereinigen.

Der Plan des bayerischen Hauptquartiers war daher folgender: je zwei Divisionen auf den beiden Hauptstraßen, von Hildburghausen über Suhl und von Meiningen über Brotterode, durch den Thüringer Wald zu senden, welche dann links und rechts Kolonnen auf den zwischenliegenden Straßen vorgeschoben hätten. Da diese Straßen fächerförmig am Rande des Gebirges sich nähern, so wären sämmtliche Truppen schlagbereit in konzentrischer Richtung auf die Ebene herausgebrochen (taktisch debouchirt), wo aller Vermuthung nach der Feind stehen mußte.

Um diesen Zweck zu erreichen, wurde die vierte Infanteriedivision, der die dritte auf dem Fuße folgte, in der Richtung gegen Schmalkalden, die erste Division, der die zweite nachgeschoben wurde, in der Richtung nach Suhl vorgeschoben. Demgemäß erhielt die erste Division den Befehl, von Königshofen am 29. Juni bis Hildburghausen (4 deutsche Meilen), am 30. Juni bis Suhl (3 deutsche Meilen) zu marschiren und zugleich auf der Straße nach Erfurt gegen Ilmenau zu detachiren; die zweite Division folgte ihr am 29. durch einen Marsch von Lauringen nach Trappstadt (3 deutsche Meilen) und am nächsten Tag bis Schleusingen (4½ deutsche Meilen). Die vierte Division, welcher die Detachirungen gegen Norden zugefallen waren, hatte am 29. mit ihren Brigaden von Mellrichstadt (2½ deutsche Meilen) und Neustadt (4 deutsche Meilen) nach Meiningen abzurücken, am nächsten Tag bis Schmalkalden (3 deutsche Meilen) zu marschiren und sowohl nach Barchfeld als nach Brotterode zur Aufklärung zu detachiren. Die dritte Infanterie-Division folgte ihr am 29. Juni nach Mellrichstadt und am 30. von dort nach Wasungen (4 deutsche Meilen).

Die Spitzen der bayerischen Truppen hatten am 30. Juni den Thüringerwald erreicht, und zwar scheinen Zeil nördlich von Suhl und Schmalkalden die äußersten Punkte gewesen zu sein, die von ihnen berührt wurden. Noch im Laufe des 30. Juni wurden nämlich Haltbefehle abgesendet. Graf Juxelheim, der österreichische Gesandte am Hofe König Georgs V., und der hannoverische Oberstlieutenant v. Kohlrausch überbrachten den vorrückenden östlichen Kolonnen die Kunde von der erfolgten Waffenstreckung der hannoverischen Armee. (Rapport des Generalmajors Stephan, d. d. Schleusingen, 30. Juni 12¾ Uhr Nachmittags.)

Der Verfasser des vorstehenden Exposé, als welcher sich durch Namensunterschrift Herr Dr. Peschel, Redakteur des „Auslands“ in Augsburg, ausweist, so daß also die „urkundliche Darstellung“ wohl als eine mit Benützung von Urkunden angefertigte, nicht aber als eine authentische und militärisch-fachmännische erscheint, knüpft folgende Betrachtungen an: „Alle Kriegserscheinungen drehen sich um Zeit und Raum, ja man darf wohl behaupten, daß sich in diesem Sinne Zeit und Raum äquivalent sind, denn ein Raumgewinn wird zum Zeitgewinn, und aus einem Zeitverlust wird ein Raumverlust. Dadurch, daß die bayerische Armee am 29. und 30. in nordöstlicher Richtung vorgegangen war, hatte sie sich von ihrem Hauptziel, Fulda, um ebenso viel entfernt, und zwei andere Tage waren zum Rückmarsch nöthig. Vier Tage waren somit verloren. Prinz Karl hoffte noch auf den Transversalverbindungen von Hilders nach Fulda und von Geisa nach Hünfeld sich mit dem 8. Armeekorps verbinden zu können (Depesche des Prinzen Karl an Prinz Alexander von Hessen, d. d. Meiningen 30. Juni, 8 Uhr Abends). Dieser Flankenmarsch wurde jedoch bekanntlich vereitelt durch die Erscheinung der Preußen vor Roßdorf und Geisa. Vier Tage vorher waren die Verbindungen nach offen gewesen. Als man dann wieder südwärts an die Saale zog, fehlten abermals jene vier Tage, die den Preußen verstatteten, die Straße von Kissingen nach Lahr zu gewinnen. Wäre man am 29. statt gegen Gotha nach Brückenau gerückt, so konnte die bayerische Armee längst in Fulda sein, ehe die Preußen dort eintrafen, und die spätern Gefechte der Bundestruppen, wenn auch ihr Ausgang der nämliche gewesen wäre, würden nördlich von der Wasserscheide, nicht südlich vom Thalwege des Mains geschlagen worden sein. Es war aber auch noch mehr als Zeit und Raum verloren worden. Die Gewaltmärsche am 29. und 30. hatten die bayerischen Truppen sichtlich erschöpft, oder mit andern Worten: sie hatten physisch gelitten. (Das wird denn doch nicht so schlimm gewesen sein. Solche „Gewaltmärsche“ sind auf Seite der Preußen vielfach vorgekommen, ohne daß sie erschöpft waren.) Und nicht physisch allein. Mehrmals hatte die hannoverische Armee die Richtung ihres Marsches geändert. In der Zeit vom 23. bis 28. Abends waren sie zwischen Mühlhausen und Eisenach hin- und hergeschwankt. Sie war unschlüssig, ob sie bei Eisenach, ob sie bei Gotha durchbrechen sollte. Dieses Oszilliren hatte als nothwendigen Reflex auch veränderte Marschrichtungen der bayerischen Armee zur Folge, die verabredetermassen die Hannoveraner erst bei Fulda, dann bei Eisenach oder Gotha, dann wieder auf der Straße nach Fulda, dann durch einen Marsch nach dem Thüringerwald aufzusuchen genöthigt wurde. Dieses Blinde-Kuh-Spiel drückte sich aus in einem Wechsel von Befehlen und Gegenbefehlen, und da nicht jeder Untergebene von den Absichten und Nothwendigkeiten jeder Ordre unterrichtet werden kann, so ging ihnen das Vertrauen in die Führung verloren, sie glaubten „zwecklos hin- und herzumarschiren,“ und meinten: man laste unsicher und ziellos nach unsichtbaren Feinden und unsichtbaren Freunden. Jeder Soldat ist abergläubisch, und wenn ihm bei der ersten Unternehmung schon das Kriegsglück nicht lächelt, so verfällt er leicht dem Pessimismus. Ist es darum nicht gerechtfertigt, oder wenigstens verzeihlich, wenn man allgemein in der bayerischen Armee die hannoverische Episode als das Verhängniß des ganzen Feldzugs ansieht?“ (Diese letztere Schlußfolgerung, welche die wohlmeinende Absicht verfolgt, das ganze Mißgeschick des Feldzugs auf hannover'schen Schultern abzuwälzen, geht jedenfalls viel zu weit. Die Truppen haben sich später bei Kissingen — um von dem weiteren Verlauf gar nicht zu sprechen — durchaus nicht pessimistisch und abergläubisch gezeigt, sie sind aber trotz ihrer auch vom Feinde anerkannten Tapferkeit unterlegen, weil sie in unverhältnißmäßiger Minderzahl waren und weil der Succurs, wie man jetzt weiß, in Folge sich kreuzender, nicht hinlänglich genau gefaßter, in dem einen Fall, wie es heißt, auch nicht mit entsprechender Raschheit besorgter Ordres ausblieb.) (N. Korr.)

Mannigfaltigkeiten.

Der vermißte Dr. Hugo Wislicenus aus Zürich (s. Nr. 204 d. Bl.) ist auf dem Bifertengrat todt aufgefunden worden. Er wurde wahrscheinlich von herabrollenden Gesteinen erschlagen.

Logogryph.

Lust, dem Gaumen wohlbereitet,
Wird dir durch mein Wort genannt,
Nimm den Kopf ihm, so bedeutet
Es ein Gästchen, wohlbekannt,
Das des Ganzen letzten Rest
Sich behaglich schmecken läßt,
Bis es Ganzes selbst mag sein
Für den Mächt'gern, der's fängt ein.

Auflösung der Charade in Nr. 202:
Stockenschlag.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 207 Samstag, 1. September 1866.

Kriegserlebnisse im Bezirke Marktheidenfeld.

Erst jetzt ist es möglich, auf die Ereignisse einen Rückblick zu werfen, welche so viele Angst und so vieles Elend über uns gebracht; denn wo so viel zu leiden, so unendlich viel zu handeln ist, da gibt es keine Zeit zum Schreiben, nicht einmal zum Jammern.

Und doch glauben wir auch jetzt noch nicht, unsere Erlebnisse verschweigen zu dürfen, theils weil wir solche Eröffnung unsern vielen Wohlthätern schuldig sind, theils weil viele in Umlauf gesetzte falsche Gerüchte der Berichtigung bedürfen.

Bekanntlich rückte nach dem Treffen bei Kissingen und Hammelburg die preußische Main-Armee nach Gemünden vor und in langsamem Zuge nach der am Eingange des Spessarts gelegenen Stadt Lohr.

Dieses ungeheuere Heer zehrte schnell die Vorräthe seiner Einquartirungsorte auf, und so wurde Marktheidenfeld und Lengfurt von der Stadt Lohr durch einen zweimaligen eigens gesendeten Ruf um Hülfe durch Ueberbringung von Lebensmitteln auf ihre Rechnung bereits am 13. mit 16. Juli l. Js. in die erste Leistungsthätigkeit gesetzt, von wo aus, immer bereit zur möglichen Hülfeleistung, drei Schiffsladungen mit Brod und Fleisch der Nachbarstadt zugeführt wurden. Die deßfalls in Umlauf gesetzten anderweitigen Gerüchte entbehren jeglicher Begründung.

Niemand dachte nun anders, als daß die Preußen, zurücktretend vor den Gefahren des mit vielen gefährlichen Schluchten versehenen Spessarts, den Weg entweder über die Brücke zu Marktheidenfeld (der einzigen zwischen Würzburg und Aschaffenburg) nach Würzburg, oder dem Main entlang nach Aschaffenburg fortsetzen werden, zumal man den Spessart allgemein stark besetzt mit Bundestruppen wähnte.

Mit großer Spannung und Angst sah also täglich die Bevölkerung der feindlichen Truppenbewegung entgegen, welche sich durch die abenteuerlichsten Gerüchte des Fortführens der jungen Männer zu ihrer Verstärkung ꝛc., ungeachtet aller gegentheiligen Belehrung vergrößerte.

Dieser Schrecken verdoppelte sich, als Sonntag den 15. Juli l. Js. Botschaften anlangten, daß Preußen bei Windheim in Wäldern gesehen wurden, und die Leute daselbst ihre Anwesen verließen.

Nahezu die Hälfte der Bewohner von Marktheidenfeld begab sich an die Brücke und erwartete mit bangem Blicke das allenfallsige Herrannahen von Truppen. Es kamen nun 3 preußische Dragoner, welche schon für die Quartiermacher gehalten wurden, bei Befragung von zuständiger Seite aber die beruhigende Erklärung gaben, daß heute Einquartirung nicht bevorstehe.

Auch in dieser Beziehung aufgetauchte gegentheilige Gerüchte sind völlig grundlos.

Es trat nun unerwartet der Durchmarsch des preußischen Armeekorps durch den Spessart unbeirrt bis Laufach, und von dort nach einem daselbst mit den Bundestruppen bestandenen Gefechte nach Aschaffenburg ein.

Von da aus nahmen sie nun Rekognoszirungen in der ganzen Umgebung vor, und so kamen am 18. Juli l. Js. von Schweinheim aus schon am frühen Morgen 17 Dragoner nach Marktheidenfeld, durchritten, mit schußbereiter Waffe in der Hand, den Markt nach allen Richtungen, besetzten die Ausgänge, einer sprang sogar vom Pferde und drang mit vorgehaltener Waffe in die offene Kirche. Auf behördliches Befragen erklärten dieselben, daß sie blos sehen wollten, ob Bayern da seien, daß sie zur Zeit sonst nichts vorhaben, jedoch heute noch dreimal kommen würden; und daß die hiesige steinerne Brücke (ein Geschenk Königs Ludwig I.), wovon sie sich eine Skizze nahmen, gesprengt werden müsse.

Zugleich hörte man, daß die Anhöhen bei Esselbach mit Preußen besetzt sein sollten, was sich jedoch, wie man nachträglich genauer erfuhr, nicht bestätigte, sondern es waren nur Signalposten bis Rohrbrunn aufgestellt.

Am 17. Juli war bereits die bayerische Armee bis nach Uettingen und Remlingen vorgedrungen, welche wahrscheinlich von diesem Vorkommnisse am 18 Juli Kenntniß erhielt, weßhalb schon am Nachmittag bayerische Kavallerie in Marktheidenfeld einrückte, welcher Tags darauf die Infanterie der IV. Armeedivision „Hartmann“ folgte.

Sogleich wurden alle Ausgänge des Marktes und die Brücke gesperrt, und es durfte ohne eigenen amtlichen Vorweis Niemand passiren.

10,000—12,000 Mann waren in und um Marktheidenfeld, welches nicht volle 2000 Einwohner zählt,

Digitized by Google

und in einer Nacht mußten zu den bereits einquartirten Truppen noch weitere 2600 Mann einquartirt werden.

Die ganze, zu einer feindlichen Begegnung aufgebotene bayerische Armee zog sich nun allmählich in den engern Bezirk Marktheidenfeld, während in dem zugehörigen engeren Bezirke Stadtprozelten zu Krenzwertheim die Bundestruppen des 8. Armeekorps sich einfanden. Das Aufeinanderstoßen feindlicher Vorposten hatte die Vorpostengefechte bei Altfeld mit Verwundeten auf beiden Seiten und 3 todten preuß. Pferden, dann bei Oberndorf, wobei eine Frau von einer feindlichen Kugel am Fuße verletzt, dann bei Homburg, wo eine Frau von einer preußischen Kugel getödtet wurde, ferner bei Michelried, Kreuzwertheim, Holzkirchhausen und an der badischen Gränze bei Werrbach zur Folge, und die Angst der Bevölkerung vor den bevorstehenden Schreckensereignissen steigerte sich, als am 23. Juli l. J. das bayerische Hauptquartier in Remlingen einzog, bei Effelbach und Marktheidenfeld von den Bayern die Höhen besetzt, mit Kanonen bespickt, die Landstraßen versperrt, in Marktheidenfeld die sämmtlichen Mainstraßen mit Barrikaden versehen, und die Brücke bis auf einen engen Durchgang ganz verbarrikadirt wurde.

Effekten wurden nun in die Keller und das Vieh fortgeschafft, ja mehrere Einwohner eilten selbst davon; doch die Preußen kamen nicht durch den Spessart von Aschaffenburg hierher zurück, sondern nahmen Richtung dem Main entlang aufwärts und zogen nach kurzem Treffen mit den Bundestruppen auf badischem Gebiete am 25. Juli l. Js. nach Wertheim, von dort über die Gränze bei Niklashausen nach Bayern und bei Neubrunn in den Bezirk Marktheidenfeld, so daß also zu der bereits im Bezirk befindlichen bayerischen Armee auch noch die ganze preußische Mainarmee sich einfand, und man nichts mehr sah, als Soldaten und nur Soldaten.

Schon am 24. Juli l. J. mußten sämmtliche Gemeinden des engern Bezirks Stadtprozelten in Folge Ausschreibung der preußischen Feld-Intendantur an dieselben nach Wertheim enorme Quantitäten an Lebensmitteln und Cigarren liefern.

Verständigt von dem Vorgehen der preußischen Truppen, zog sich das Gros der bayerischen Armee gegen Helmstadt hin und daselbst kam es bekanntlich am 25. Juli l. Js. zu dem heißen Treffen, wo viele Todte und Verwundete auf dem Kampfplatze blieben, und die Preußen theilweise Abends noch in Uettingen einrückten und übernachteten. Nach diesem Tage des Schreckens glaubte man die Leiden des Bezirks Marktheidenfeld am Ende, und Todte und Verwundete wurden auf das Eifrigste aufgesucht und die Letzteren mit aller Opferwilligkeit und rastloser Mühe in Helmstadt und Neubrunn in den Häusern der Privaten untergebracht.

Doch schon in der frühesten Morgenstunde des 26. Juli begann mit Beschießung des Dorfes Uettingen ein neuer Kampf, die Scheune im v. Wolfskel'schen Schloßhofe, wurde dadurch in Brand gesetzt, und das Schloß selbst an mehreren Stellen durchschossen. Die Ortseinwohner verkrochen sich in Keller, Todesangst war auf jedem Gesichte zu lesen.

Der Kampf zog sich langsam von Berg zu Berg gegen Roßbrunn hin und endete um ungefähr halb 9 Uhr Morgens.

Sogleich wurden mehrere Gemeinden zur genauesten Durchsuchung der beiden Schlachtfelder, der Getreideäcker und Wälder nach Verwundeten und Todten aufgeboten und Erstere nun auch in den Orten Uettingen und Remlingen in den Privats, in den Schul- und Gemeindehäusern, in den Kirchen und in den Schlössern des Herrn Grafen von Castell in Remlingen untergebracht, und Letztere in ganz vorschriftsmäßig hergerichtete Gräber begraben.

Gleiche Sorgfalt wurde der Verscharrung der gefallenen Pferde zugewendet. Das Elend dieser Orte, der Jammer der Verwundeten ist unbeschreiblich. Da lagen sie wimmernd neben einander, Freund und Feind mit gleichem Rechte auf unser Mitleid und unsere Hülfe. Und diese ward ihnen auch, so viel in unseren Kräften stand.

Die Bewohner gaben den letzten Strohhalm, die Kissen aus ihren Betten, die Hemden vom Leibe ab. Von den umliegenden Gemeinden wurde amtlich schleunigst Stroh requirirt, um den Verwundeten ein Lager zu bereiten, und bei anfänglich mangelnden Aerzten wurden solche schleunigst herbeigerufen, die opferwillig und opferfähig schnell Hülfe brachten.

Die Bevölkerung der betreffenden Orte that Wunder der Aufopferungsfähigkeit bei Tag und bei Nacht, bis auch von anderen Gemeinden beigerufene Krankenwärter erschienen.

Die Nachsuchung auf den Schlachtfeldern und in den Getreidefeldern und Waldungen der betreffenden Gemeinden Uettingen und Heimstadt wurde auf das Sorgfältigste wiederholt, die Gräber-Anfertigung und die Pflege der Verwundeten, deren Zahl in den genannten 4 Gemeinden 1200 überstieg und wovon in Uettingen allein mehr als 500 sich befanden, auf das Genaueste überwacht.

Was an den Gerüchten über Verbreitung von Verpestung der Luft in Uettingen, von späterem Auffinden nicht begrabener oder nur mit Laub oder Gesträuche bedeckter Leichen in Umlauf gesetzt wurde und sogar den Weg in öffentliche Blätter fand, ist völlig grundlos und gehört zu jenen müßigen Erfindungen, die, unbekümmert um Wahrheit und Recht, Neuigkeiten in die Welt zu schleudern suchen.

Der beste Beweis für die Nichtbegründung dieser verbreiteten Gerüchte liegt wohl offenbar in dem vortrefflichen Gesundheitszustande der Zivilbevölkerung in Uettingen, unter welcher ungeachtet der Cholera-Erscheinungen in allen Orten rings um Uettingen noch nicht ein einziger Cholerafall vorkam. Auch wurden die

anwesenden preußischen Stabsärzte in den Lazarethen zu Uettingen und Kemlingen in eigenem und im Interesse der Verwundeten zu solchen Uebelständen öffentlich nicht geschwiegen, und Abhülfe nicht nur gesucht, sondern vielmehr gefordert haben, wovon jedoch Niemand bisher etwas vernehmen konnte.

Zu den vier Lazarethen im Bezirke kam nun auch noch ein Preuß.-Militär-Lazareth zu Kreuzwertheim, woselbst jedoch auch die dortige arme Gemeinde bei dessen Unterhaltung in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Doch mit den beiden Treffen sollte für den Bezirk das Unheil noch nicht enden, nein, erst neue Leiden fingen an.

Am Nachmittage des 26. Juli kam die preußische Vorhut, die Gothaer, über das Schlachtfeld her gegen Marktheidenfeld angerückt, und zog dort ein. Auf der Stelle wurde vom Kommandirenden eröffnet, daß Niemand, auch kein Orts-Einwohner mehr den Markt verlassen, nicht einmal mehr auf das Feld gehen dürfe. Brücke und Ortsausgänge wurden durch Wache besetzt. Erst durch behördliche Vermittlung wurde Letzterm den Ortsbewohnern mittelst amtlicher Vorweise gestattet und nur nach und nach eine Erleichterung in der Zulässigkeit des Ortsverlassens mittelst Vorweise erzielt; jedoch nach Außen blieb der Bezirk gänzlich abgesperrt, aller Verkehr war eingestellt, nichts konnte uns zugeführt werden, wir waren auf unsere Reste angewiesen, für die Verwundeten waren die Auffäufungen im Lande nicht da, wir mußten ihnen anfänglich unsere Wäsche geben.

Auch für den engeren Bezirk Marktheidenfeld begannen nun die von der preuß. Division Flies zur Ablieferung nach Greußenheim ausgeschriebenen enormen Lieferungen, der Generalstab der Mainarmee mit General von Manteuffel zog in Marktheidenfeld ein und blieb zwei Tage daselbst. Requisitionen folgten über Requisitionen, unerschwingliche Vorspannsleistungen wurden gefordert, und zum vorhabtichen Transport von Lebensmitteln, der jedoch nicht zur Ausführung kam, wurden von der preuß. Feldintendantur in Marktheidenfeld ein Wagenpark mit täglich 110, und in Essetbach mit täglich 120 bereit zu haltenden Wägen eingeführt, wozu die Wägen nicht nur von den umliegenden bayerischen, sondern auch noch von drei badischen Bezirksämtern gestellt werden mußten.

Der Gemeinde Marktheidenfeld wurde auch von der preuß. Intendantur die fernere Unterhaltung eines überlassenen Magazins für im Bezirke einquartirte preußische Truppen mit Ochsen, Reis ꝛc. übertragen, für deren erstere Bedienung, Fütterung ꝛc. gesorgt werden mußte. Die Einquartirung wurde zumeist wesentlich vereinfacht, da dieses mitunter von den erscheinenden Militärs selbst gleich vorgenommen, und nur nach dem äußern Anscheine der Häuser die Zahl der Einzuquartirenden bestimmt wurde. Am 31. Juli l. Js. zog das preuß. Hauptquartier nach Erlingen ab und es blieben in Marktheidenfeld noch Besatzungen von preußischer Infanterie und Kavallerie bis zum 20. August l. Js., an welchem Tage die Letzten des 11. schlesischen Grenadier-Regiments Marktheidenfeld verließen.

Noch lange nicht war der Bezirk von den preußischen Truppen befreit (und jetzt noch befindet sich in den fünf Lazarethen neben den Verwundeten eine große Anzahl der Sanitäts-Mannschaft), als ein neuer gefährlicher Feind auftrat, und mit rapider Schnelligkeit seine Opfer forderte — die Cholera. Zuerst unter dem preußischen Militäre in den Orten Marktheidenfeld, Kemlingen und Uettingen (in letzterem Orte nur Ein Fall, und zwar gleich Anfangs) aufgetreten, forderte dieselbe auch bald in den Gemeinden Wüstenzell, Holzkirchen, Holzkirchhausen, Helmstadt, Tiefenthal, Bischbrunn und Stadtprozelten unter der Zivilbevölkerung ihre Opfer.

Nicht unerwähnt dürfen wir hier lassen (denn die Wahrheit sind wir auch dem Feinde schuldig, und die Tugend müssen wir auch von diesem rühmen), daß die in den Lazarethen anwesenden preußischen Aerzte unserer Bevölkerung mit aller Hingebung bei Tag und Nacht gegen diesen gemeinsamen Feind, die Cholera, die ersprießlichste Hülfe leisteten.

Aus diesen kurzen Umrissen dürften die Kriegsdrangsale und die sonstigen herben Leiden des Bezirks Marktheidenfeld von selbst redend erscheinen, und es ist eine Aufzählung nach Ziffern bei solchen Massen von Truppeneinquartirungen und Bewegungen, bei der langen Dauer des Aufenthaltes derselben im Bezirke, bei den ungeheuren Verheerungen der Felder und Wälder, durch die vorgefallenen beiden Treffen und vielen Vorpostengefechten wohl höchst überflüssig. Dieses Alles litten und duldeten wir ruhig in dem erhebenden Bewußtsein: **„Alles für Gott, König und Vaterland!“**

Benedek und der Feldzug in Böhmen.

Die Akten über die jüngsten, Jedermann überraschenden Ereignisse sind noch nicht geschlossen, vielmehr werden die noch zu Tage kommenden Enthüllungen erst dem Urtheil den richtigen Boden gewähren. Die Unglücklichen, wie die Abwesenden, haben immer Unrecht. Die Wahrheit dieses Satzes hat in aller seiner Härte jetzt der noch vor Kurzem hochgefeierte österreichische Feldherr zu erfahren. Nach den ersten ungünstigen Gefechten schob man in Wien die Schuld der Niederlagen auf das preußische Zündnadelgewehr, jetzt, nachdem es sich herausstellt, daß auch die österreichischen Armeezustände das Merkmal der Fäule tragen, welche den österreichischen Staat zu zerstören droht, — ist es lediglich Benedek, dessen Unfähigkeit und Leichtsinn Alles verschuldet haben soll. Es ist vorauszusehen, daß man

aus Oesterreich — treu den bisher noch maßgebenden Maximen — die Wahrheit nicht erfahren wird.

Ueber das Mißgeschick, das Oesterreich getroffen, geben indeß andere und unparteiische Berichte einige Aufklärung, zunächst, von den politischen hauptsächlich zu beachtenden Zuständen ganz abgesehen, in militärischer Beziehung.

„Der Erfolg macht das Urtheil — sagt ein Berliner Brief in der „Breslauer Zeitung". Benedek, vor fünf Wochen noch von Millionen Stimmen als der größte Feldherr der Jetztzeit gefeiert, auch von seinen Feinden als furchtbarer Gegner anerkannt, muß sich heute gefallen lassen, in seinem Vaterlande, noch mehr denn im Auslande, als gedanken- und kraftloser General verhöhnt zu werden. Wie man erst seine Fähigkeiten übertrieben hat, so vergrößert man jetzt seine Schuld. Er ist ein Mann von gewaltiger Energie, schnellem Entschlusse, ein musterhafter Korpsführer, aber — kein Feldherr. Prüfen wir die Ursachen, aus denen in den Freiheitskriegen die berühmten französischen Marschälle von den preußischen, damals noch unberühmten Generalen geschlagen wurden, so finden wir, daß die französischen Heerführer immer nur Augen für einen Theil ihres Heeres hatten, zu einer Uebersicht über die ganze Armee aber nicht fähig waren. Den Flügel, bei welchem sie sich befanden, leiteten sie vorzüglich; darüber vergaßen sie die anderen Heerestheile. Wir kennen die Vorgänge im österreichischen Generalstaabe während des Krieges nicht; aber der Tag von Königgrätz läßt uns vermuthen, daß Benedek dort in denselben Fehler verfiel, wie Ney bei Dennewitz. Wie der französische Marschall nur Augen für seine Angriffsfront gegen Tauenzien hatte, dabei die größere Gefahr übersah, welche ihm von Bülow in der Flanke drohte, so scheint auch Benedek nicht den gewaltigen Flankenstoß der schlesischen Armee in seiner vollen Bedeutung erkannt zu haben. Ueber den viel gefürchteten und nachträglich viel verspotteten Feldzugsplan des österreichischen Obergenerals haben wir jetzt einige Aufklärung erhalten. Benedek wollte sein Offensivfeld nach Schlesien verlegen und sich in Böhmen nur abwehrend verhalten. Man wird sich noch entsinnen, daß erst unmittelbar vor dem Beginne des Krieges die (preußisch-)schlesische Armee, die Anfangs nur aus dem fünften und sechsten Armeekorps bestand, durch das erste Korps und die Garde verstärkt, also in ihrer Offensivkraft, da die Besatzungstruppen dieselben blieben, verdreifacht wurde.

Besonders die Ueberweisung des Gardekorps mußte bedeutungsvoll erscheinen und für die Schlüsse Benedek's maßgebend sein. Spione, die, um ihre Wichtigkeit darzuthun, gerne mehr erzählen, als sie wissen, mögen die Stärke des schlesischen Heeres noch übertrieben und dadurch bei dem österreichischen Generalstabe die Vermuthung hervorgerufen haben: die preußische Offensive werde gegen das von allen natürlichen Vertheidigungsmitteln entblößte nördliche Mähren gerichtet sein. Diese Ansicht von den preußischen Plänen war die vorherrschende in der militärischen Presse Oesterreichs, sie muß auch im Hauptquartiere getheilt worden sein. Aus ihr erklärt sich leicht die Reihe von Fehlern, die das Verhängniß für das Nordheer herbeiführten. Das preußische Hauptquartier ließ sich nicht durch die günstige Gelegenheit verlocken, ein Stück Land ohne schwere Mühe zu okkupiren und einen sogenannten strategischen Erfolg zu erringen; es wußte, daß die Besiegung des feindlichen Heeres seine erste Aufgabe war, nach der sich die strategischen Erfolge schon finden würden, und hatte deßhalb vorerst keinen anderen Gedanken, als seine gesammte Streitmacht zu konzentriren.

Das Zentrum des Bogens, den die preußische Aufstellung nach der Okkupation von Dresden bildete, lag in Nordböhmen; hier also mußte die Konzentration versucht werden. Sobald Benedek seinen Irrthum erkannt hatte, warf er seine Korps nach Norden. Aber es blieb ihm nicht mehr Zeit, die Gebirgspässe mit hinreichenden Kräften zu vertheidigen und an einem Punkte eine überwältigende Truppenzahl zu konzentriren. Seine Korps wurden Schlag um Schlag einzeln überwältigt. Diese Niederlagen waren herbeigeführt durch das dem Oberfeldherrn zu Gebote stehende unvollkommene Instrument und die österreichische Taktik. An dem Mangel an Bildung und Begeisterung unter den österreichischen Truppen trägt natürlich Benedek keine Schuld; der Feldherr hat vielmehr durch seine natürliche Fürsorge für den gemeinen Mann nach Kräften auf die Hebung der Stimmung unter den Mannschaften gewirkt. Auch an der mangelhaften Infanterie-Taktik hat er nur indirekten Antheil. Seine Erfolge in Italien waren durch rücksichtsloses Draufgehen mit überwältigenden Massen bewirkt; in Schleswig hatte dieselbe Taktik einigen Lorbeer errungen, — kein Wunder, wenn der Laie sie für unfehlbar hielt, und wenn sie auch in der Armee großen Anklang fand. Sie nöthigte ja am wenigsten zur Geistesanstrengung, und indem sie den einzelnen Soldaten, selbst die unteren Offizierschargen, zu willenlosen Werkzeugen machte, entsprach sie dem Bildungsgrade und dem Temperament der österreichischen Soldaten. Aber Benedek war vor dem Kriege wohl einflußreich, doch nicht der Leiter der Armee. Die Instruktoren und Organisatoren des Heeres trifft die eigentliche Schuld."

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 203:

Leichenrede.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bagland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 208 Montag, 3. September 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

XIV.

Die Zeit ist für den Gontenhannes längst vorüber, in welcher er nicht nur, wie die meisten Auswanderer, den schweren Anfang in der neuen Heimath machen, sondern ein verlorenes Kind sich grämen, den Besitz des wiedergefundenen sich mühsam erkämpfen mußte. Er steht als betagter Hausvater inmitten seiner Kinder, deren jüngere ihm erst in Amerika geboren worden. Gottes Segen ist mit ihm gewesen. Sein Hof gehört unter die größten und schönsten der Gegend, er ist von seinen Mitbürgern weit in der Runde gekannt, geachtet und geliebt. Dem Unfug der Sklaverei hat er in dortiger Landschaft den ersten Stoß versetzt, sein mit Einsicht und Muth geführter Kampf hat ihm viele Freunde gewonnen, sein ehrenhafter Charakter und seine Freiheitsliebe hat sie ihm später nicht nur erhalten, sondern auch vermehrt. So oft er auch den Wunsch aussprach, sein Heimathland mit seinen schneebedeckten Bergen noch einmal wiederzusehen, er hat es gleichwohl noch nie bereut, es mit der neuen Welt vertauscht zu haben, so wenig, daß er mehrere seiner Verwandten und Bekannten ermunterte, auch herüberzukommen. Amerika, so hat er ihnen geschrieben, ist trotz Allem das Land für die armen Leute.

Das Kind seiner Sorgen und Schmerzen, der Hanesli, ist ein Jüngling geworden, und obwohl das Aelteste, ist er doch seines Herzens Stolz und Freude. Das Aenneli, seine Schwester, ist bereits verlobt mit einem Großsohn des alten Jägers Jean, und er selbst, der John Weeper, wie er nun heißt, schwankt auch bereits nicht mehr, welche unter den Töchtern des Landes er zu seiner Lebensgefährtin erwählen soll. Die Betty des alten Samuel, des Müllers Großtochter, ist ja schon damals seine liebste Gespielin gewesen, als er noch das Negerkind des Herrn Michel getragen. Sie hat so oft bitter geweint am Abend darüber, daß er nicht bei ihnen bleiben dürfe, sondern wieder zurückkehren müsse zu seinem bösen Herrn. Es war wahrlich kein Wunder, wenn der zum Jüngling herangewachsene John sein Auge auf die zur Jungfrau aufblühende Betty warf und ihr an einem schönen Sommerabend unter dem blühenden Pfirsichbaum neben der Mühle es sagte, daß sie ihm der liebste Mensch auf Gottes Erdboden sei, und er sei glücklich, wenn sie ihm ihrerseits ein ähnliches Geständniß machte.

Der John hat seinem Vater zwar keine Verlobungskarte abgegeben, so wenig als Anderen. Die Mutter wußte es gleichwohl bald, und theilte an einem Abend, als sie allein war mit ihrem Mann, demselben ihre Entdeckung mit: „Denke, ich glaube, der John und die Betty sehen einander gern.“

Der Hannes lächelte, als das Aenneli mit wichtiger Miene ihm diese Mittheilung machte. „Dieß ist mir nichts Neues, ich weiß Zwei, bei denen gerade dieß auch vorgekommen ist. Besinnst Du Dich noch, Aenneli, an jenen Abend, es war auch im Maien, und an jenem Birnbaum hinter unserem Hause. Es sind nun freilich schon bald vierundzwanzig Jahre, es ist seitdem Vieles über uns ergangen und wir sind inzwischen alt geworden, aber mir ist's, es sei erst gestern gewesen, da haben auch Zwei einander gesagt, daß sie sich gern sehen.“ Das Aenneli stand eine Weile schweigend da, es kamen ihm Thränen in die Augen, und gleichwohl lächelte es, als es ihm die Hand reichte. „Und dieselben Zwei,“ fuhr der Hannes fort, „können gottlob auch jetzt noch immer sagen, daß sie sich lieb haben.“ Dabei schloß er es in seinen Arm und küßte es herzlich. Es war ein Augenblick, in welchem die Eheleute, angeweht von dem Hauche der jungen Liebe ihres Kindes, es inne wurden, daß auch alte Liebe nicht rostet.

„Der John sehe Betty gern, hast Du gesagt, fuhr dann der Hannes wie aus einem Traum erwachend fort; ich gestehe Dir, daß ich das gern sehe. Nichts Lieberes könnte mir begegnen, als wenn die Zwei ein Paar würden.“

Das Aenneli stimmte ihm bei und fing bereits an, Pläne zu machen bezüglich der Einrichtung und des Haushaltes der zukünftig jungen Eheleute.

In dieses friedliche und glückliche Stilleben des Gontenhannes und in die süßen Liebesträume seiner Kinder hinein blitzte unerwartet der damals beginnende, glücklich beendigte amerikanische Bürgerkrieg. Es konnte nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite sich der Gontenhannes, seine Familie und seine Nachbarschaft wenigstens der Gesinnung nach stellen würde. Es handelte sich bei ihnen nicht darum, ob der Süden das Uebergewicht

Digitized by Google

über den Norden, oder der Norden das Uebergewicht über den Süden haben müsse, es handelte sich bei ihnen nicht um Spekulationen, zu welchen Manche hüben und drüben den Krieg benutzen und ausbeuten, es handelte sich bei ihnen einfach um den Kampf gegen das Institut der Sklaverei. Der Hannes und manche Andere waren Schweizer, schon als solche mußten sie wohl das Recht der Freiheit vertheidigen, dazu hatten sie wie Wenige die Mißbräuche und den Unfug der Sklaverei an sich selbst erfahren.

Seit dem Prozeß gegen den Mitchel und Konsorten hatten die Abolitionisten, die Gegner der Sklaverei, fast in der ganzen County das entschiedene, unbestrittene, moralische und numerische Uebergewicht über die Sklavenhalter, die Letzteren duckten sich, Manche verließen nach und nach die Gegend und zogen nach Süden, weil sie dort ihre Waare besser gesichert hielten. Mochte der Staat Kentucky immerhin zu dem Süden halten, jene ganze Gegend, welche, an Indiana gränzend, meist von Deutschen und Schweizern bewohnt war und in welcher die Familie des Gontenhannes ein überwiegendes Ansehen genoß, sie machte eine Ausnahme. Die Lage der Leute konnte freilich im Verlauf des Krieges eine peinliche werden, wenn man sie zwingen wollte, in der Armee des Südens Dienst zu thun. Da hatten sie nur die Wahl, entweder gegen die Beschlüsse und Behörden ihres Staates sich aufzulehnen, oder ihrer Ueberzeugung untreu zu werden.

Der John, der Sohn des Gontenhannes, gedachte es nicht zu dieser Alternative kommen zu lassen. Er war von vornherein entschlossen, am Kampf auf Seite der Nordstaaten Theil zu nehmen. Wer weiß, daß er Freude an den Waffen hatte, in denen er schon seit Jahren sich eifrig geübt, wer bedenkt, was er in seiner Jugend von den Sklavenhaltern erfahren und gelitten, der wird den Entschluß des jungen Mannes natürlich und begreiflich finden.

Er theilte seinem Vater mit, daß er den weiteren Verlauf des Krieges und ein Aufgebot Seitens der Sonderbundsregierung nicht abzuwarten gedenke, er beabsichtigte, sofort nach Indiana überzusiedeln, als Bewohner eines Staates, der zur Union halte, habe er das volle Recht, in die Armee der Union einzutreten, ohne ein Rebell zu werden. Der Vater billigte sofort seinen Entschluß. Es könnte mir, sagte er, nichts Aergeres begegnen, als wenn Du nur für die Aufrechthaltung der Sklaverei kämpfen müßtest, die mir so viel Bitteres bereitet hat, seitdem ich in Amerika bin. Einstweilen kannst Du ja beim Mokkijakob drüben bleiben. Und ja, ich habe auch Nichts dagegen, wenn Du selbst in den Kampf ziehst, es hat keiner so viel Grund dazu, wie Du und ich. Wenn ich jünger wäre, ich bliebe auch nicht daheim.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

Des andern Tages gegen die Mittagszeit machte der Doktor Martin den Vorschlag, des folgenden Tages eine zweite Exkursion nach dem Reptilienteich zu machen.

„Sie sind jenes Mal, sagte er, durch die Wuth, mit welcher Sie dem Jaguar zu Leibe gingen, um das Vergnügen gekommen, und ich selbst hatte nur halbe Freude, da Sie fehlten. Das holen wir morgen nach. Gründlich. Und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht an entschieden giftiges Zeug kommen sollten. An andere Bursche, als diese einfältigen „Zweifelhaften" da, welche nicht einmal nach Fröschen schnappen."

Er deutete mit diesen Worten geringschätzig auf den Kasten, in welchem sich einige der jüngst gefangenen Schlangen befanden, und welche in der That höchst friedliche Geschöpfe zu sein schienen.

Ehe aber Martin antworten konnte, hörte man Hufschläge vor dem Hause, und gleich darauf trat die Frau Müllerin ein, dießmal, mit Ostentation, auf einem Teller Martin einen Brief überreichend. Er erbrach denselben mechanisch und las:

„Mein lieber junger Mann!

Recht freundlich ersuche ich Sie, uns heute Mittag das Vergnügen zu gönnen, und einen Löffel Suppe mit uns zu genißen. Ich hoffe Ihnen eine erfreuliche Nachricht mitheilen zu können.

Der Ihrige Mispero."

„Niger haben Pferd für Sennor, sagte die Müllerin, freundlich grinsend." Der Doktor aber rief: „rasch, rasch, anziehen! Dieser Mispero hat Etwas mit Ihnen vor, ich weiß nicht was, aber er ist unbändig reich und ein nobler Kerl!"

Martin ging schweigend in sein Gemach und kleidete sich langsam an.

„Er weiß nicht," sagte er während dem zu sich, „er weiß nicht, was dieser noble Kerl mit mir vor hat, aber ich weiß es nur zu genau. Gott wird vermuthlich seiner Langmuth endlich überdrüssig geworden sein, mit welcher er mich täglich aus einer anderen Gefahr herausgeriffen hat, und wird mich heute friedlich abschlachten lassen. Sein Wille geschehe. Ich lasse mich lieber heute dort anständig von Menschen oder wenigstens Mohren abthun, als morgen in dem Sumpfe von dem Gewürme todtbeißen oder auffressen. Ich werde indessen jenem feigen Mörder bei erster Gelegenheit einen Fußfall thun, und ihm meine Unschuld zu beweisen suchen, und komme ich lebendig durch, so gehe ich morgen zum Hafen und verdinge mich bei dem ersten besten Kapitän, der nach Europa fährt, als Matrose. Hier habe ich's satt."

Hierauf nahm er mit merklicher Rührung vom Doktor Abschied, drückte der Müllerin krampfhaft die Hand,

bestieg das bereit gehaltene Pferd und folgte mit gesenktem Haupte dem Neger, welcher voranritt, ihm die Wege zu zeigen.

Trotz seiner Gemüthsstimmung aber mußte er doch unwillkürlich über die reizende Lage der Fazenda erstaunen, welche in einem Blumenkorbe zu liegen schien, halb gedeckt vom mächtigen Urwalde, halb die prachtvollste Aussicht bietend. Aber er hatte nicht lange Zeit, um sich zu blicken, denn der alte Mispero kam ihm entgegen, bewillkommte ihn auf das Herzlichste und führte ihn durch mehrere Zimmer in den Speisesaal, in welchem bereits Alles zur Mahlzeit hergerichtet war.

Hatte Martin sich vorher über die herrliche Lage der Besitzung verwundert, so war er jetzt fast starr vor Erstaunen über die Pracht, welche sich ihm im Innern des Hauses darbot. Nie in seinem Leben hatte er eine solche Fülle von silbernen und goldenen Geräthschaften gesehen, ja nie für möglich gehalten. Er vergaß fast für einen Augenblick das Schicksal, welches ihm bevorstand, und wendete kein Auge von den vor ihm ausgebreiteten Schätzen.

Mispero schien dieß nicht zu bemerken, sondern sagte freundlich: „Wir wollen jetzt gleich zu Tische gehen. Von meiner seligen Frau habe ich die deutsche Sitte angenommen, um Ein Uhr des Mittags zu essen, und nicht erst des Abends, wenn die Sonne sinkt. Wir sind übrigens ganz unter uns."

(Fortsetzung folgt.)

Benedek und der Feldzug in Böhmen.

(Fortsetzung.)

Es wurde schon an anderer Stelle einmal hervorgehoben, daß die österreichische Kriegstaktik eine schlechte ist. Von den Erfahrungen des Krimkrieges hat das Militärkabinet in Wien sich wenig zu Nutzen gemacht. Auf diesen Umstand weist auch die „Breslauer Ztg." hin. Das preußische Blatt führt nämlich fort:

„Dieselben Ideen, wie sie vor dem jetzigen Kriege die österreichische Militär-Verwaltung leiteten, waren unter Kaiser Nikolaus in der russischen Armee maßgebend. Eine vom General Okuneff herausgegebene, wahrscheinlich von Paskiewitsch inspirirte Broschüre faßte die russische Fechtart in den Worten zusammen: „Es muß mit Massen auf den als entscheidend erachteten Punkten losgegangen und dadurch der Feind niedergeworfen werden. Dazu ist eine Verminderung der Flankenangriffe und Umgehungsmanöver nöthig, welche den Gegner vor der Gefahr warnen und ihm den Rückzug bei Zeiten gestatten, um einer vollständigen Niederlage zu entgehen. Dagegen sind Frontangriffe und Durchbrechung des Zentrums zu empfehlen."

Allerdings bekam der Kaiser von Rußland nach Einführung der Präzisionswaffen eine Ahnung von der Gefahr dieser Fechtart. Er ließ Kompagnien-Kolonnen einführen, um die Entwicklung der Tirailleure zu erleichtern. Die Unbeholfenheit und geringe Fassungsgabe der russischen Soldaten und der Einfluß von Paskiewitsch ließen es aber nicht zu einer rechten Reform kommen. Als der Krieg in der Krim begann, klebten Mannschaften und Generale fest an dem Buchstaben des alten Reglements. Die russischen Kolonnen wurden durch die französischen Tirailleurschwärme zur Verzweiflung gebracht; das furchtbarste Artilleriefeuer, Massen-Angriffe, Kavallerie-Attaken blieben wirkungslos gegen die unfaßbaren Linien, welche ein verheerendes Feuer auf die dicht gedrängten russischen Massen unterhielten. Der Gewandtheit der französischen Infanterie gegenüber, die auf den zerklüfteten Höhen des Atlas und der Dschurdschura zu Meistern im zerstreuten Gefechte ausgebildet waren, blieb die zähe Tapferkeit der russischen Infanterie ohnmächtig.

Aehnliches wiederholte sich im jetzigen Kriege. Die Oesterreicher opferten stets ihre dichtgedrängten Infanteriemassen in dem wohlgezielten preußischen Feuer, sie wandten stets ihre ganze Kraft gegen die preußische Front; die Preußen aber siegten fast überall durch Umgehungsmanöver, so namentlich bei Trautenau, Königgrätz und schließlich bei Preßburg. Daß alle die blutigen Lehren nichts geholfen haben, daß der unverantwortliche Fehler der Oesterreicher sich auch bei Preßburg wiederholte, ist eine Versündigung der österreichischen Generale. Ein anderer schwerer Fehler der österreichischen Führung war die Geheimnißthuerei. Ursprünglich gegen das feindliche Heer — und um Verrath zu verhüten — gegen das eigene Volk gerichtet, wurde sie zuletzt zur Manie, wurde auf das eigene Heer ausgedehnt. Von der großen Menge wird überall und allenthalben jede Niederlage der Landeskinder dem Verrath zugeschrieben. Noch heute läßt sich kein preußischer Bauer ausreden, daß bei Jena die preußischen Truppen gar nicht zum Schlagen gekommen, sondern schon vor der Schlacht von ihren Generalen verkauft waren. Ebenso weiß der Bauer genau die Summe, für welche Magdeburg, Küstrin, Stettin verkauft wurde. Nicht anders werden die ungebildeten Klassen in Oesterreich über Magenta und Solferino denken. Aber wenn selbst Offiziere in das thörichte Gerede einstimmen, wenn der Befehlshaber eines gewaltigen Heeres sich von solchem Wahne nicht frei hält und die Geheimnißthuerei bis auf die Corps Chefs ausdehnt, so ist das ein Zeichen von grauenhafter Beschränktheit oder großartiger Demoralisation. Wenn Napoleon I. vor einer großen Schlacht stand und — wie Benedek vor allen seinen Niederlagen — Zeit zum Ueberlegen hatte, so versammelte er fast immer seine Marschälle, studirte mit ihnen das Terrain, hörte auf ihren Rath und entwarf den Plan. Dann zeigte er jedem einzelnen General auf

dem Terrain oder der Karte seine Aufgabe. War der Plan am Abend vor der Schlacht entworfen, so versammelten sich am nächsten Morgen die Marschälle nochmals um den Kaiser, erhielten abermals ihre Instruktionen und stellten sich erst dann an die Spitze der Truppen. Jeder General war also in das Ganze des Schlachtplanes vollständig eingeweiht, jeder richtete sonach seine Operationen zum Gelingen des Planes ein. Wenn aber der General nicht weiß, warum er diese oder jene Aufgabe vollbringen soll, so wird er zum blinden Werkzeuge, zum todten Maschinenrade. Es fehlt seiner Aktion das belebende Moment, es fehlt ihr die Freiheit. Immer ängstlich bedacht, sich kein Haar breit von der gegebenen Vorschrift zu entfernen, läßt er leicht die günstigste Gelegenheit zu Erfolgen unbenützt. In solcher Lage befanden sich die Chefs der österreichischen Korps. Wenn sie nichts Großes geleistet und — vielleicht mit Ausnahme von Gablenz — Fehler auf Fehler gehäuft haben, so trifft nicht allein ihre Unfähigkeit die Schuld. Noch größere Schuld trifft die Geheimnißträgerei des Oberbefehlshabers. Ein zufälliger Umstand, der allerdings auch leicht zum Verderben der Armee ausschlagen konnte, hat in dem preußischen Heere dem entgegengesetzten Verfahren Geltung verschafft. Die Chefs der beiden größeren Heeresabtheilungen waren Prinzen; die Oberleitung des ganzen Heeres aber lag in den Händen eines einfachen Adeligen. Dadurch wurde eine große Selbstständigkeit der Befehlshaber der drei Armeen herbeigeführt. Mit dieser Selbstständigkeit kam die Selbstthätigkeit. Wiederholt wichen die einzelnen Heerestheile von den gegebenen Instruktionen ab, wo neuere Nachrichten über Stellung oder Bewegungen des Feindes es rathsam machten, so daß im preußischen Heere von dem straffen Absolutismus Benedeks keine Spur zu finden war. Daß die Fäden dennoch in einer Hand fest zusammengehalten wurden, dafür sorgte die Autorität des Königs, welche die Anordnungen Moltkes stützte, um so mehr, als König Wilhelm wohl nicht ohne Antheil an der Entwerfung des Feldzugsplanes ist."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Laut der „Winterth. Ztg." sind in Winterthur seit wenigen Tagen fünf Personen aus derselben Familie und demselben Hause gestorben, während drei weitere Glieder der gleichen Haushaltung noch zwischen Tod und Leben schweben. Mit Recht, fährt das genannte Blatt fort, fragt man sich nach der Ursache dieser erschreckenden Erscheinung. In der Nachbarschaft herrscht nur eine Stimme darüber, daß sämmtliche Familienglieder schon längst körperlich und geistig angegriffen waren; wenigstens war dieß auf ihren blassen leidenden Gesichtszügen und den melancholischen Augen sichtbar. Wir wissen zwar nicht, welchen Ursachen der behandelnde Arzt diese auffallenden Todesfälle zuschreibt; allein wir sind darüber nicht im Zweifel. In diesem Hause wird seit Jahren ein Knochenmagazin gehalten, und zwar im Erdgeschoß, worüber Wohnungen gebaut sind. So oft nun dasselbe geöffnet wird, so entströmen demselben die abscheulichsten Dünste, wie von verwesenen Kadavern. Das Oeffnen geschieht im Sommer nicht häufig, wahrscheinlich, um die Nachbarschaft nicht zu allfälligen Klagen zu veranlassen, wodurch das in diesem Raume sich entwickelnde Gas eingezwängt, andere Ausgänge suchen muß, und da dringt es natürlich in die obern Theile des Gebäudes in verfeinertem Zustande, und vergiftet unvermerkt langsam, aber sicher dessen Bewohner. Es ist daher unbegreiflich, wie die Gemeinde in Folge früherer Klagen und namentlich einer Mittheilung in jüngster Zeit sich nicht veranlaßt fand, einzuschreiten. Erst nachdem das Statthalteramt hievon in Kenntniß gesetzt, scheint eine Untersuchung vorgenommen worden zu sein; von Vorkehrungen aber keine Spur.

Herr Petitpierre in Waadt belehrt die jungen Frauenzimmer der Westschweiz, welche als Gouvernanten und Kindermädchen ins Ausland gehen, wo sie am besten und am schlechtesten aufgehoben sind. Empfohlen werden hauptsächlich die Niederlande, England, die schweizerischen Familien in Italien, der ungarische Adel, Schweden, dann Rußland; weniger Frankreich, am wenigsten Wien, Italien und gar Polen. Von letzterem Lande sagt ein Pole selbst, die Schweizer wissen nicht, was sie thun, wenn sie ihre Töchter dorthin schicken. Deutschland wäre empfehlenswerth, hat aber selbst genug Erzieherinnen.

Logogryph.

Fünfe durchschneiden die Erde,
Viere durchschneiden die Luft,
Ehrliche Leute bethörte
Oefters mit Dreien der Schuft.

Auflösung der Charade in Nr. 204:

Ein Kameel geht eher durch ein „Nadelohr",
Als ein Reicher durch das Himmelsthor;
Warum suchst L..... du dein Heil
Dan' Unterlaß in Gut und Geld?
Weißt du denn nicht, daß so dein Theil
Am Himmel, in die Brüche fällt?

M. M.

Redakteur Gustav Wessert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 209 Dienstag, 4. September 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Mehr Schwierigkeit fand der John bei Miß Betty. Doch fügte sie sich und sprach kein Wort mehr dagegen, als er sie fragte, ob sie denn lieber wolle, daß er später in den Reihen seiner Feinde kämpfe? „Wenn man einmal in den Krieg ziehen soll," fügte er bei, „so ist's gut, wenn man es mit freudigem Herzen und für eine gute Sache thut!"

Der John reiste ab, von dem Segen seines Vaters und den unter Thränen ausgesprochenen Glückwünschen der Betty begleitet, um zunächst bei dem Freund seiner Familie, dem Mokkjakob, seinen Aufenthalt zu nehmen. Sein Beispiel fand Nachahmung; eine große Schaar seiner Alters- und Gesinnungsgenossen aus der County folgte nach, von ihm selbst für die Sache des Nordens begeistert und aufgemuntert von dem Gontenhannes, von dem alten Müller und dem alten Jäger. Der John und seine Mitausgewanderten verweilten in Indiana nicht lange als friedliche Landarbeiter, sie traten mit dortigen Kampflustigen, mit freigewordenen Negern, die aus Kanada zugezogen, zu einer freiwilligen Schützenkompagnie zusammen, und stellten sich der Bundesregierung zur Verfügung. John Weeper war ihr Kapitän. Einen besseren hätte die Kompagnie nicht finden können. John, selbst begeistert für die Sache, welcher er seine Sache weihte, verstund es, auch seine Leute anzufeuern. Er bewegte sich in der ersten Zeit nahe an der Gränze von Kentucky. Im Norden dieses Staates und bis gegen St. Louis hin war je nach dem Gang der Ereignisse für die Nordstaaten ein bedeutendes Gebiet gewonnen oder verloren. Je kräftiger man von Anfang an die dort vorhandenen Sympathien für den Norden unterstützte, um so sicherer wurde auch die Bevölkerung für denselben gewonnen. Die ersten Schläge sind oft von nachhaltiger Wirkung. Auch die Südstaaten schienen dieß einzusehen, ihre ersten Anstrengungen waren mit auf diese Gegend gerichtet. St. Louis selbst war eine Zeit lang von ihnen bedroht und wurde vorzugsweise durch die Anstrengung der deutschen Bevölkerung gesichert. Die Südlichen hatten aber noch einen besonderen Grund, warum sie gerade die County, in welcher der Gontenhannes wohnte, mit Truppen bedachten. Es war kein Geheimniß geblieben, daß viele junge wehrfähige Leute nach Indiana übergegangen, weil sie vorzogen, beim Norden Dienst zu thun. Man hatte damals kein gesetzliches Recht gehabt, diese Auswanderung und Uebersiedlung zu verwehren und zu bestrafen bei Solchen, die noch nicht zur Armee einberufen waren. Um so mehr nahm man davon Anlaß, die übelgesinnte County durch Mittel zu züchtigen, wie sie der Krieg zur Genüge an die Hand gibt. Es wurden Truppen dorthin gelegt und die Einwohner namentlich, von denen man wußte, daß Angehörige fort waren, hatten sich keiner schonenden Behandlung zu erfreuen. Einzelne unter ihnen hatten Aergeres zu erfahren, als bloße Plackereien. Es fehlte unter den südstaatlichen Truppen nicht an Solchen, welche den Krieg dazu zu benutzen gedachten, ihre Privatrache zu kühlen. Unter diese gehörte ein Lieutenant Rapp — wir werden bald erfahren, wer es war, der jetzt unter diesem Namen wieder auftauchte. Er trug wohl nicht ohne Grund einen gewaltigen Bart, der fast wie eine Maske aussah. Er war schon älter und entweder hatte ihn die freie Neigung oder die Noth dazu getrieben, im Krieg seine Beschäftigung und seinen Unterhalt zu suchen.

Der Lieutenant ließ eines Abends den Sergeanten zu sich kommen. Beide kannten einander offenbar schon länger. Er sprach zu ihm in vertraulichem Ton: „Höre, bevor wir wieder von hier abziehen, müssen einige Häuser in Flammen aufgehen, das des Gontenhannes da drüben, dann die Mühle, auch das, welches wir früher bewohnt. Die sollen wissen, daß wir nicht umsonst hier gewesen sind. Ich wollte, wir bekämen ein kleines Scharmützel, da ließe es sich am leichtesten thun. Geschieht's nicht, so sorge auf andere Weise dafür, du wirst schon Leute finden, die Dir helfen."

Sei es nun, daß der Sergeant sich an Leute wandte mit seinem Auftrag, die nicht zuverlässig waren, sei's, daß das angegebene Gespräch belauscht worden, der Gontenhannes erhielt durch dritte Hand eine Warnung und Mittheilung von dem ruchlosen Anschlag. Er besprach sich rasch mit den Mitbedrohten und dem wohlgesinnten Friedensrichter. „Wir haben," meinte er, bisher als Bürger unseres Staates ehrlich unsere Pflicht gethan, aber wenn wir von unseren eigenen Soldaten bedroht sind an Hab und Gut und Leben, so können

Digitized by Google

wir nicht länger müßig bleiben, wir müssen uns unserer Haut wehren und sollte es durch einen Aufstand geschehen."

Die Männer wurden einig, zunächst die Hülfe der nächsten Truppen der Nordstaaten in Anspruch zu nehmen. Die Betty übernahm es, die Botschaft an ihren Bräutigam zu überbringen, es wurde auf diese Weise jeder Argwohn vermieden. Der Kapitän Weeper hatte doppelte Ursache, die Hülfe zu leisten, da auch seine Braut und ihre Angehörigen mitgefährdet waren. Er traf rasch die nöthigen Anstalten, seine Soldaten begrüßten seinen Plan eines Ueberfalles der an der Nordgränze von Kentucky liegenden Feinde mit Jubel und Begeisterung. Er hoffte die Gegend auf immer von ihnen zu säubern.

Während die sorglosen Sonderbündler die Truppen der Nordstaaten 40 Meilen entfernt glaubten, wurden sie in dunkler Nacht plötzlich von ihnen überrascht; die Einen wurden getödtet, die Anderen gefangen, der Rest versprengt.

Der Wunsch des Lieutenants Rapp nach einem Scharmützel war unverhofft in Erfüllung gegangen, und anders, als ers dachte. Der Kapitän John Weeper stieß im nächtlichen Tumult auf ihn, ohne zu wissen, wen er vor sich habe. Es setzte einen Kampf Mann gegen Mann mit blanker Waffe ab. Der ältere, in den Waffen wenig geübte Mann, war dem jüngeren nicht gewachsen, er wurde von ihm tödtlich getroffen und zu Boden gestreckt. Der Kapitän hatte keine Zeit, sich um den Verwundeten zu bekümmern, der Kampf erforderte seine Anwesenheit anderwärts. Erst am Morgen, als der Feind auf allen Punkten überwunden und der Kampf beendigt war, suchten die Sieger die Todten und Verwundeten auf dem Kampfplatz auf. Unter den Todten befand sich auch der Sergeant und der John erkannte in ihm den einstigen Sklavenaufseher des Herrn Mitchel, den Schneidermathys, der hier das Ende seiner Laufbahn und das Ziel seiner hochfliegenden Pläne gefunden hatte.

(Schluß folgt.)

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür und Melusine trat ein. Sie erröthete, als Martin ihr ein ziemlich unbeholfenes Kompliment machte, und in einem Augenblicke, in welchem sie von ihrem Vater nicht bemerkt werden konnte, glaubte Martin ein flüchtiges Zeichen zu bemerken, welches sie ihm mit den Augen gab. Eben als er darüber nachsann, was dieß wohl bedeuten könne, traten die beiden Kommis, die Gestalten von gestern, ein.

„Jetzt werden sie beginnen", dachte Martin, und der Hausherr, indem er fast buchstäblich seinen Gedanken Worte lieh, sagte: „Beginnen wir jetzt."

Aber man fiel nicht über ihn her, um ihn zu erwürgen, sondern man setzte sich zu Tische, und jetzt trugen die Neger eine solche Auswahl der trefflichsten Speisen auf, eine solche liebenswürdige Vereinigung deutscher Kochkunst und amerikanischer Produkte, daß Martin seine Furcht fast vergaß und wacker zu schmausen begann.

„Freilich, dachte er. Vielleicht wollen sie dich mit Gift aus dem Wege räumen;" aber er sah, daß alle Anderen ebenfalls eine treffliche Klinge schlugen. Dann fiel ihm ein, daß die übrige Gesellschaft wohl ein Gegengift genommen haben könnte.

Da er aber auch dem Weine sein Recht anthat, ward er fast heiter und dachte: „Sie fördern Dich wenigstens auf eine anständige und höfliche Weise in die andere Welt; Essen und Trinken ausgezeichnet, Alle die Artigkeit selbst, die zwei Mörder fast unterwürfig; da sind schon Andere auf viel unangenehmere Weise ermordet worden."

Als die Tafel beendigt war, schlug der alte Mispero vor, den Kaffee im Garten zu nehmen; an dem Springbrunnen, dort sei es am kühlsten. Aber indem er das sagte, war er auch schon aus dem Speisesaale, und auch die Kommis verschwanden.

Jetzt befand sich Martin allein mit Melusine, und er begriff sogleich, wenn auch in dergleichen wenig erfahren, daß man ihn absichtlich allein mit ihr gelassen hatte. „Was soll denn jetzt daraus werden?" dachte er, indem er Melusine von der Seite ansah. Aber diese trat jetzt an ihn heran und fragte: „Haben Sie meinen Brief erhalten?"

Martin bemerkte, trotz seiner Verwirrung, jetzt wieder das Zeichen mit den Augen. Es schien zu sagen: „sprich ja!" — „Ja", sagte er herzhaft.

„Warum kamen Sie nicht?"

Verdammte Frage! Er blickte in ihre Augen, aber diese blieben jetzt stumm. Er senkte die seinigen zu Boden und schwieg.

„Warum kamen Sie nicht?" fragte sie fast tonlos zum Zweitenmale.

„Mein Gott! ich weiß nicht .... ich ... Ihr Herr Vater ..." er stockte; aber die Augen des Mädchens schienen ihn zu beleben. Jetzt fragte sie mit zitternder Stimme: „Lieben Sie mich?" Ihre Augen sagten ja.

„Unaussprechlich!" erwiderte Martin. Er hatte einmal diese Antwort gelesen, auf eine ähnliche Frage. Sie sprang auf ihn zu und breitete die Arme aus; er trat einen Schritt zurück — wollte sie ihn erstechen,

Digitized by Google

wollte sie ihn küssen — gleichgültig, er retirirte. Aber in diesem Augenblicke trat der alte Mispero ein.

„Edler, braver Jüngling, an mein Herz!“

Martin stand bereits in einer Ecke. Er hatte keine andere Wahl, daher umarmte er den Alten.

„Jetzt diese!“ er zeigte auf Melusine, welche wieder die Arme ausbreitete und schmelzend sagte: „Martino!“

Martin dachte jetzt Nichts mehr, ja er fürchtete jetzt Nichts mehr, sondern er küßte Melusine auf energische Weise und so anhaltend, daß sie sich endlich aus seinen Armen wand.

„Wollen Sie mein Schwiegersohn werden?“ fragte jetzt Mispero. Martin hätte fast wieder „unaussprechlich“ geantwortet, denn er war vollkommen verwirrt, doch besann er sich und sagte höchst passend: „Mit vielem Vergnügen!“

(Schluß folgt.)

Benedek und der Feldzug in Böhmen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der „Times“-Korrespondent bei dem österreichischen Heere, gewiß ein unparteiischer Richter, urtheilt gleichfalls ungünstiger über das österreichische Armeesystem, als über Benedek. In welch' schlechter Verfassung die österreichische Nordarmee war, wußte man recht wohl in Berlin, und darum ging das preußische kriegsungeübte Heer so sicher, zuversichtlich und fast verwegen gegen die — in ihren Cadres wenigstens — schlachtgewohnte österreichische Armee los; den Zustand der Armee kannte man auch im österreichischen Hauptquartier, und selbst Benedek klagte, als er denselben wahrnahm. Man hat also in Wien entweder die preußische Armee unterschätzt, oder glaubte nicht recht an den Ernst der Lage.

Wiederholt behauptet der „Times“-Korrespondent, daß auf Verwendung des Königs Johann Sachsen nicht zum Kriegsschauplatz gemacht wurde; er spielt auch darauf an, daß Bayern nicht die von Wien auf dessen Thätigkeit und Hülfe gesetzte Erwartung erfüllt habe, und fährt dann fort:

„Aber Vieles von den anderen bewegenden Ursachen ist noch Geheimniß.“

Dann erzählt der „Times“-Korrespondent:

„Die Ereignisse, welche der Schlacht von Königgrätz vorangingen, kommen allmälig an das Tageslicht. Es ist wohl am besten, die ganze Wahrheit herauszusagen: die österreichische Armee war vor dem 3. Juli geschlagen! Sie hatte ihre moralische Kraft verloren, ihre Generale waren ungehorsam und mißachteten die Befehle ihres Führers. Sie wurden tüchtig geschlagen; ihre Leute verloren das Vertrauen in sie und in sich selbst und waren voll Verzweiflung. In meiner Erzählung vom Marsche auf Dubenetz hob ich hervor, wie schweigsam die Truppe war. Ich hielt es für unbedeutend, da ich mit den Manieren der österreichischen Armee nicht bekannt war; aber jetzt weiß ich, daß die Stille ein Zeichen der Entmuthigung war, und daß eine solche Stille sonst nie vorzukommen pflegt. Diese Leute waren entweder mit den Preußen engagirt oder hatten von den Kämpfen bei Skalitz und anderwärts gehört. Sie waren niedergeschlagen, und obgleich die meisten von ihnen am 3. Juli tapfer fochten und viele Regimenter einen Muth und eine Ausdauer entwickelten, die der Feind entschieden anerkannte und die von keiner Truppe in der Welt übertroffen werden könnte, so muß im Ganzen zugestanden werden, daß die Armee ohne Vertrauen focht und daß sie jenes Geistes und Gefühls der Hoffnung und des Glaubens an den Erfolg ermangelte, welche einem Körper von Männern Schwung verleiht und ihn gleichsam mit Einer Seele belebt. Benedek bemerkte, bevor die Schlacht geschlagen war, daß seine Armee nicht Das sei, was sie sein sollte. Es steht als Thatsache fest, daß er geglaubt hat, er würde geschlagen werden. Zwei Tage vor der Schlacht bei Königgrätz sandte der Armeekommandant die Meldung: „Wir müssen Frieden machen!“ Nur der genaueste Kenner militärischer Taktik weiß die Geschicklichkeit zu schätzen, mit welcher Benedek seine ganze enorme Armee in der kurzen Zeit zwischen dem Kampfe bei Gitschin und der Schlacht bei Königgrätz in eine neue Linie aufstellte. Es war eine sehr schwierige und gefährliche Operation. Die Straßen waren eng und schlecht, der Feind war an beiden Flanken und die Gegend bewaldet. Als er das Korps des Erzherzogs Leopold gegen die Preußen sandte, gab er Sr. Hoheit gemessene Befehle, den Feind unter keiner Bedingung anzugreifen, sondern sich langsam unter dem Feuer seiner Artillerie auf eine Position zurückzuziehen, die er ihm ganz genau angab und wo er von einem anderen Armeekorps unterstützt worden wäre, welches bereits in eine sehr vortheilhafte Vertheidigungslinie vorgeschoben war. Er hoffte dadurch, die Preußen von ihrer vortheilhaften Stellung auf den Anhöhen wegzubringen und seinen eigenen Truppen die Wahl er Positionen zu verschaffen. Hätten die Preußen den Erzherzog angegriffen, so mußte er sich so lange zurückziehen, bis er die Hügelreihe erreicht, die derjenigen gegenüber war, von welcher die Preußen herabsteigen mußten.

Seine Flanken waren vollkommen gedeckt, und er hatte nichts zu thun, als die ihm gegebenen Befehle auszuführen und darauf zu sehen, daß ihm die Kanonen beim Rückzuge nicht abgenommen würden. Die Preußen hätten dann den von einem anderen Armeekorps unterstützten Erzherzog angreifen müssen, hinter welchem noch zwei weitere Armeekorps in erhöhter Stellung postirt waren — oder sie hätten sich zurückziehen müssen, um ihrerseits verfolgt zu werden; wenn sie ge-

Digitized by Google

schlagen wurden, wären sie von ihrer Armee getrennt und durch die Pässe nach Schlesien zurückgetrieben worden, während Benedek die volle Freiheit hatte, bald darauf seine ganze siegreiche Armee auf die von Turnau heranrückenden Preußen zu werfen. Aber der Erzherzog Leopold griff die Preußen auf den Anhöhen an, wurde verdrängt und aus seiner Operationslinie geworfen. So war der eine Plan vereitelt. (Erzherzog Leopold wurde bekanntlich sofort nach dieser Affaire wegen Nierenleidens von der Armee weggewiesen). Dann ereignete sich ein neues Mißgeschick: das 1. Armeekorps unter Clam-Gallas und die sächsische Armee unter dem Kronprinzen waren angewiesen, die von Münchengrätz und Turnau kommenden Preußen zu überwachen, jede Aktion, den unvermeidlichen Nothfall ausgenommen, zu vermeiden und bei einem Kampfe sich immerfort nach Miletin zurückzuziehen und vor Allem den Feind nicht anzugreifen. Anstatt nun diesen Befehlen zu gehorchen, griff das 1. Armeekorps die Preußen an und wurde geschlagen. Als endlich Benedek sich von Olmütz zurückzog, gab er dem Korps auf seinem rechten Flügel den Befehl, in Schlachtordnung zu marschiren. Das Korps that aber nichts dergleichen, sondern marschirte mit langen Reihen von Gepäck mitten in der Kolonne und hatte die Kanonen so gestellt, daß sie weder vertheidigt noch unterstützt werden konnten." Hierdurch ward bekanntlich der Unfall herbeigeführt, der den Oesterreichern sechszehn Kanonen kostete. Daß dieselben von einem Husaren-Regiment dem Feinde wieder abgenommen wurden, wird österreichischerseits amtlich behauptet. Rechnet man zu dem Gesagten noch die schlechte Verpflegung der österreichischen Armee, die zweifelhafte Haltung eines großen Theils der ungarischen Regimenter, so wird man Benedek zwar nicht für einen großen Feldherrn halten, aber ihm nicht mehr Schuld aufbürden, als er verdient.

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Kruse. †] In Gohlis bei Leipzig starb am 26. August der durch zahlreiche literarische Arbeiten, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde, bekannte russische Staatsrath und Professor Dr. Friedrich v. Kruse, 76 Jahre alt. Sein letztes Werk war der „Biographisch-historische Festkalender" Leipzig, 1866).

Aus Chamonnix vom 25. v. M. wird gemeldet: Vorgestern hat sich bei einer Ersteigung des Montblanc folgende erschütternde Katastrophe zugetragen: Mittwoch Morgens 10 Uhr verkündeten drei Kanonenschüsse die Abreise von Touristen nach dem Montblanc vom Hotel Royal aus. Es waren dieß drei Engländer, die, nachdem sie die bedeutendsten Schweizerberge ohne Führer glücklich bestanden hatten, nun hartnäckig trotz allen Abmahnungen und Vorstellungen entschlossen und bereit waren, die Besteigung dieses Riesenberges ohne Führer und ohne den sonst erforderlichen Proviant zu unternehmen. Abends gegen 6 Uhr avertirten uns mehrere Salven, vom Hotel Royal aus abgefeuert, von der Ankunft der übermüthigen Touristen auf dem großen Maulthier (aux grands moulets); sie hatten somit das Schwierigste dieser tollkühnen Ersteigung überstanden. Morgens 4 Uhr brachen sie von dort wieder auf und gegen 9 Uhr sah man sie auf dem Grand-Plateau, von dort aber wandten sie sich von dem gewöhnlichen Wege ab und setzten sich somit den größten Gefahren aus. Diese Nachricht lief windesschnell durch Chamounix und Jedermann, der nur im Besitze eines Perspektivs war, nahm dieses zur Hand, um mit den Augen den Waghälsen zu folgen. Trotz sehr häufigem Glitschen avancirten sie dennoch ziemlich rasch, so daß Niemand mehr an dem glücklichen Ausgang der Besteigung zweifelte. Schon waren sie dem Gipfel auf eine kleine halbe Stunde genaht, als man auf einmal mit Schrecken bemerkte, daß der hinterste fiel und mit Blitzesschnelle die flache steile Eiswand herunterrutschte, seine Gefährten, die am gleichen Stricke fest gebunden waren, den der Fallende sich um den Leib gezüchtet hatte, mit sich ziehend. So machten denn alle drei einen Fall über eine mehr als 100 Fuß hohe Eiswand hinunter, wo sie dann regungslos liegen blieben. Acht tüchtige Führer wurden sogleich zur Aufsuchung der Unglücklichen abgeschickt. Nahe bei der Unglücksstätte angekommen, sahen sie zwei der Engländer; der Eine ganz schneeblind mit einigen leichten Kontusionen am Kopf, der andere durchaus unversehrt und seinen nicht mehr sehenden Gefährten leitend. Den dritten mußten sie todt, mit eingedrücktem Schädel zurücklassen. Die Leiche des Letztern wurde den andern Morgen früh von den Führern geholt; sie ist diesen Abend erwartet, um nach England spedirt zu werden.

Charade.

Stellst du vor die beiden Zweiten
Das Gegentheil der Ersten hin,
Bist du nimmermehr das Ganze,
Erräthst wohl keines Räthsels Sinn.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 205:
Leben — Lieben.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 210 Mittwoch, 5. September 1866.

Ein verlornes Kind.

(Schluß.)

Der Lieutenant Rapp lebte noch und der Gontenhannes war nicht wenig erstaunt, als man den tödtlich Verwundeten in sein Haus brachte und er in demselben seinen erbitterten rachsüchtigen Feind und Verfolger, den Mitchel, wieder erkannte. Der Sohn des Hannes stund dabei, als er auf ein weiches Lager hingelegt, zum Erstenmale wieder die Augen aufschlug und die Beiden unverwandten Blickes anstarrte. „So? Ihr also seid es, Mitchel, und Ihr habt also nun schon zum Drittenmale an meinem Haus den Mordbrenner machen wollen? Was haben wir Euch gethan, daß Euer Haß so unauslöschlich ist? Ist es eine so große Sünde von meiner Seite, daß ich mich gegen das Unrecht, das Ihr mir zugefügt, zur Wehr gesetzt? Nicht wahr, das habt Ihr nicht gedacht, als Ihr das Büblein mir wegstahlt, daß Ihr Denjenigen geraubt, dessen Schwert Euch einmal treffen werde. Es gibt einen gerechten Gott im Himmel!"

Der Verwundete schwieg und schloß die Augen. Der Gontenhannes schien es zu bereuen, daß er harte Worte ausgesprochen. Es ging hinaus. Der Verwundete schlug seine Augen wieder auf und heftete sie auf den John. „Seid ohne Sorgen, Herr," bemerkte dieser, „es soll Euch bei uns an ärztlicher Hülfe und Pflege nicht fehlen."

Der Mitchel blieb stumm. — Der herbeigeholte Arzt machte wenig Hoffnung. Es traten zunächst Fieberphantasien ein, in denen er delirirte und tobte. So sehr auch der Fieberkranke verwirrt zu sein scheint, seine Seele ist doch dieselbe und sie bewegt sich unbewußt in den Gedanken und Gefühlskreisen des vorher gesunden Menschen. So tauchte in den Delirien des Mitchel die ganze Vergangenheit desselben in Schreckbildern auf und zog an seinem Geiste vorüber. Später trat ein Zustand der Abschwächung ein, der Kranke wurde ruhig und kam zum klaren Bewußtsein.

Es war an einem hellen Morgen, als er endlich auch zu reden anfing. Er verlangte den John zu sehen. Auf die Mittheilung, John sei mit seiner Kompagnie weiter marschirt, äußerte er: „es thut mir leid, daß er nicht mehr da ist." . . . „Ich fühle," fuhr er fort, „daß es mit mir zu Ende geht. Ich danke Euch für alle Euere Güte. Ich habe schwer gegen Euch gefehlt und leider auch gegen Andere. Wie möchte ich's so gerne gut machen. Ihr wißt, es ist noch ein nicht unbedeutender Rest des Vermögens hier. Ich durfte es als Verurtheilter, der sich seiner Strafe entzogen, nicht heraus verlangen. Ich wünsche es Euerem Sohne, dem Hanesli, zukommen zu lassen, und bitte Euch, einen Notar zu holen. Es ist wahr, ich bin mit Gedanken der Rache hieher gekommen . . . sie sind Gedanken des Friedens geworden, ich bin so froh, daß es so gegangen ist. Dem Herzen ist es doch am wohlsten, wenn es die Wege Gottes, die Wege der Liebe geht. Ach, wie lange hat's gedauert, bis ich das erkannt!"

Der Kranke barg sein Gesicht mit beiden Händen und schwieg.

Dem Hannes kamen Thränen in die Augen, als er am Bette stehend, diese Worte vernahm. Er ergriff die Hand des Mitchel und drückte sie ihm mit Wärme, indem er ihn seiner Verzeihung versicherte und ihm Trostesworte zusprach.

Der Notar wurde geholt. Das Testament wurde abgefaßt. Am folgenden Tage verschied der Kranke. „Ende gut, Alles gut," hoffen wir, gelte auch bei ihm.

Dem Hannes ward noch eine andere Freude zu Theil, die nämlich des Wiedersehens jener drei Flüchtlinge, welche er früher an den Erisee begleitet. Sie waren bald nach dem Beginn des Krieges aus Kanada herübergekommen und in die Kompagnie des John Weeper eingetreten, ohne zu wissen, daß ihr Kapitän der Sohn ihres Wohlthäters sei. Sie sahen zufällig einige Tage nach dem nächtlichen Ueberfall den Gontenhannes, während sie in Reih' und Glied standen. Sie traten aus, sie eilten auf ihn zu, ergriffen seine Hand und ergossen sich in Dankesworten, daß er ihnen zu ihrem Glück verholfen. Auf die Frage, wie sie ihm vergelten könnten, was er an ihnen gethan, antwortete der Hannes gerührt: Der beste Dank sei der, daß sie nun mitkämpfen für die Befreiung ihrer Leidensgenossen, und daß sie als wackere Soldaten ihre Pflicht thun. Es werde wohl nicht umsonst von Gott gefügt sein, daß sie unter das Kommando und die Fahne seines Sohnes gekommen. „Ja, er ist mein Sohn, euer Kapitän," fügte er bei, als sie ihn fragend anschauten, „habt ihn nur recht lieb, schon um meinetwillen."

Digitized by Google

Es bedurfte der letzteren Mahnung nicht, wenn sie schon vorher ihrem Kapitän mit Leib und Seele ergeben waren, von dem sie, wie Alle wußten, daß er auch schon in der Sklaverei geschmachtet, so waren sie es jetzt doppelt, nachdem sie erfahren, wer sein Vater sei. Ihre Augen glänzten vor Freude, als der John endlich selbst herbeikam, um nach dem Grunde der Störung und der langen Unterredung zu fragen. Der Vater theilte ihm in wenig Worten mit, daß das die Drei seien, denen er zur Flucht nach Kanada verholfen. „Du siehst, John, daß sie nicht undankbar gewesen sind, sonst wären sie nicht herübergekommen, um mitzukämpfen."

Der John reichte ihnen allen die Hand und begrüßte sie neuerdings als seine lieben Waffengefährten.

Die Ahnung hatte den Gontenhannes nicht betrogen, daß jede gute Handlung ihren Lohn empfängt, wie er damals zum Aenneli sagte, als er vom Erisee zurückkehrte. Der Kapitän Weeper fegte mit seiner Truppe ringsum die Gegend von den Feinden, feuerte die Einwohner an zum Kampf gegen die tyrannischen Sklavenhalter, verstärkte seine Kompagnie durch Neueintretende und organisirte zugleich eine Bürgerwehr, welche die Vertheidigung der County übernehmen sollte. Die Sonderbündler haben dort nie mehr Posto gefaßt. Der Kriegsschauplatz zog sich immer mehr südwärts. Weiter südlich marschirte auch der John mit seiner Schaar. An Kämpfen und Gefechten mit den Feinden fehlte es nicht, und nach einem solchen konnte der John seinem Vater heimschreiben, daß er seine Rettung und sein Leben einzig und allein der hingebenden Treue jener drei Kanadier zu verdanken habe, von welchen Einer ihm zu lieb sein eigenes Leben aufgeopfert habe.

„Siehst du, Aenneli," sagte der Hannes, hätte ich den Dreien nicht fortgeholfen, so lebte jetzt unser Sohn nicht mehr!"

Die Heldenthaten eines Furchtsamen.

(Schluß.)

„Jetzt hören Sie, sagte der Schwiegervater, damit Ihnen mein rasches Handeln nicht unzart, oder wenigstens allzu sonderbar erscheint. Ich bin reich, jetzt sehr reich, wie man sagt, und um Melusine, meine einzige Erbin, bewarben sich bereits viele junge Leute. Ihr gefiel Keiner, und mir eben so wenig, denn Alle hatten stets mehr den Mammon im Auge, als das Mädchen, und Alle suchten sich ihr auf verschiedene Weise zu nahen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ich ihr Bewerben billige oder nicht. Da erschienen Sie! Als mein Kind Ihre tollkühne That bei dem Dampfschiffe sah, den Trotz, mit welchem Sie mit gekreuzten Armen dem Tode in's Auge blickten, hatten Sie ihr Herz bereits gewonnen. Sie sprach den ganzen Tag über Nichts, als von dem kühnen jungen Manne. Als Sie darauf mit dem Tiger erschienen, den Sie allein getödtet hatten, während wir Alle, so lange er in unserer Gegend verspürt wurde, Furcht vor demselben empfanden, erklärte mir Melusine offen, daß sie nie einem anderen Manne angehören würde, als Ihnen. Von den musikalischen Künstlern erfuhren wir Näheres. Ihre Furchtlosigkeit bei jener Sturmesnacht, aber auch, daß Sie, eines Zweikampfes halber, Europa verlassen mußten. Junger Mann, ich liebe die Zweikämpfe nicht, aber ich weiß, daß diese unselige Sitte leider noch in Ihrem Vaterlande besteht. Während ich aber vielleicht die Hitze eines muthigen Jünglings, der allzuheftig auf seinen Gegner eindrang, entschuldigte, schwärmte Melusine auch für diese gesetzwidrige Handlung. Ich mußte mich gefangen geben .... aber unter einer Bedingung. Ich wollte Ihre Bescheidenheit erproben, ich wollte wissen, ob Sie, hinterrücks des Vaters, eine Tochter umgarnen würden. Auf mein Gebot mußte Melusine jenes Briefchen schreiben, und von jenem Augenblicke an wurden Sie ununterbrochen beobachtet. Fast hätte die Versuchung gesiegt, denn meine jungen Leute sahen wohl, wie im Hotel das Zeitungsblatt zitterte in Ihren Händen; aber Sie ermannten sich und gingen heimwärts, schnell, daß die beiden Beobachtenden Ihnen kaum folgen konnten. Dann sangen Sie! Nur ein reines Herz singt. Das gab der Sache den Ausschlag. Die heutige Probe war eigentlich überflüssig, doch wollte ich sie Ihnen nicht erlassen. Ich stand hinter der Thür, und Melusine mußte die Ihnen bekannten Fragen stellen. Sie gestanden ihr, daß Sie sie liebten, aber Sie berührten sie nicht! Sie haben, fügte Mikpero gerührt hinzu, ein eben so edles als muthiges Herz!"

Martin ergriff, wie es unter Brautleuten gebräuchlich ist, während der Rede des Vaters die Hände der Verlobten unter dem Tische und dabei wurden durch lebhafte Drucke von Melusinens zierlicher Hand manche Stellen der väterlichen Rede noch deutlicher erklärt.

Jetzt sagte Melusine: „Nun der Vater zufrieden, und Du seine Bedingungen erfüllt, kommen die meinigen." Sie sah ihn schmeichelnd an. „Du duellirst nicht mehr!"

„Nein, sagte Martin, auf keinen Fall."

„Du gehst nicht mehr allein in den Wald nach Tigern!"

„Da Du es wünschest, nein."

„Du gehst nicht mehr zu den giftigen Thieren in den Sumpf, von welchem mir des Doktors Negerin erzählt hat!"

Während sonst die Liebe schüchtern macht, machte sie Martin hier unverschämt, er that, als könne er sich nur schwer von diesem Vergnügen trennen, doch sagte er endlich: „Wenn es nicht anders sein kann, in Gottes Namen."

Digitized by Google

„Endlich, fuhr Melusine fort, endlich machst Du es, wenn Du Briefchen von Anderen bekommen solltest, wie gestern von mir, so, wie Du es mit dem meinigen gemacht hast."

Die zärtlichste aller Umarmungen war die Antwort auf diese letzte Bedingung der schönen Melusine.

In kurzer Zeit wurde die Vermählung des jungen Helden mit der schönen Melusine gefeiert, und der Doktor tanzte auf dieser glänzenden Hochzeit wie besessen, wenn auch auf etwas altväterische Weise, den deutschen Walzer.

Martin brachte die Frau Müllerin käuflich an sich, und diese reichte hierauf dem schwarzen Vetter ihre Hand. Der Doktor aber heirathete besonnener Weise nicht, weil er bereits im Vaterlande mit einer ehelichen Hausfrau versehen war.

Er kehrte indessen bald hierauf nach Europa zurück und die getrocknete Haut des Jaguars, welchen Martin Vollbart allein erlegt hat, liegt noch vor dem Schreibtische seines Studirzimmers und erinnert ihn stets an den Helden unserer Erzählung, welche wir hier schließen. Diese Geschichte beweist abermals, wie tausend andere Fälle, daß, eben so wie das wahre Verdienst und die wahre Thätigkeit, auch der wahre Muth stets anerkannt und von den Menschen sowohl, wie vom Geschicke, immer belohnt wird.

Der Aufstand in Irkutsk.

Der „Wanderer" bringt aus einer noch nicht erschienenen Nummer des „Czas" eine Korrespondenz aus Krakau, 22. August, welche nähere Details über die letzten Vorgänge in Irkutsk und dessen Umgebung enthält.

Wir theilen dieselbe im Auszuge mit. Ueber die Ursache des Aufstandes erzählt der Korrespondent:

Nachdem alle Fabriken und Bergwerke der Regierung bereits überfüllt waren und die Zahl der polnischen Verbannten trotzdem sich immer mehr häufte, beschlossen die Behörden eine Straße von Irkutsk bis Kiachta (an der Gränze von China) und eine zweite von Werchno-Udinsk über Groß-Nertschinsk (in nordöstlicher Richtung von Irkutsk fortlaufend), das Land am Amur, nach Petropawlowsk zu bauen. Eine Abtheilung, bestehend aus 1200 Verbannten aller polnischen Provinzen, darunter sehr viele aus Galizien, befand sich in Kultuk (südlich von Irkutsk, hart am Baikal-See), in einer wüsten und unfruchtbaren, lediglich von den Stämmen der Buriäten bevölkerten Gegend.

Der von der Regierung bestimmte Sold und Proviant gelangte selten und nur zum hundertsten Theile in die Hände unserer Verbannten, was eine Hungersnoth zur Folge hatte; als gewöhnlicher Gefährte des Hungers grassirten weit und breit verschiedene Krankheiten, besonders der Hungertyphus, dem täglich Viele der Polen erlagen.

Und so kam es, daß die Verbannten in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni die überfallenen Soldaten ihrer Waffen beraubten und die Widerstand Leistenden knebelten; einige warfen sich in der ersten Aufregung auf den Proviant-Kapitän, tödteten denselben, nahmen den obersten Leiter, Oberst Schatz, gefangen, und begaben sich mit den Waffen, Munition und Pferden der geringen Mannschaft gegen Nordost, in der Richtung der Telegraphenlie am See Baikal.

Dieß erfuhren gegen 3000 Arbeiter, russische Sträflinge. Auch diese beschlossen, sich zu befreien, ermordeten die ganze, aus zwei Schwadronen Kosaken und zwei Rotten Fußvolk bestehende Besatzung, nahmen ihnen die Waffen ab und verfolgten die Richtung der polnischen Verbannten, unter deren unmittelbaren Befehl sie sich stellten. Diese Nachrichten gelangten nach Irkutsk zum Kriegsgouverneur. Um die Rebellion zu dämpfen, entsendete derselbe vier Rotten Fußvolk, eine Abtheilung Kavallerie and sechs Kanonen. Die Unserigen, von dem Heranziehen der Russen benachrichtigt, bezogen einen Hinterhalt in den Engpässen von Selenga (von Irkutsk aus jenseits des Baikal-Sees) und umzingelten die vorbeiziehenden Russen. Viele Offiziere und beide russische Anführer fanden ihren Tod. Die Abtheilung wurde total vernichtet, die Kanonen sammt dem ganzen Lager erbeutet.

Der Kriegsgouverneur versammelte deßhalb alle Kräfte in und um Irkutsk und entsendete sie auf zwei Wegen (27. Juni), die Einen längs dem Baikal-See, die anderen auf Fahrzeugen über den Baikal, um auf diese Weise die Unseren im Rücken und in der Front anzugreifen. In der That besetzte die letzte russische Abtheilung den Hafen Posolski und verschanzte sich eiligst in dem dortigen Kloster.

Die Aufständischen, welche sich den Weg nach Nertschinsk bahnen wollten, stürmten gegen die Verschanzung, vertrieben und tödteten größtentheils die Russen. Die andere Abtheilung, längs des Ufers, welche den Aufständischen in den Rücken fallen sollte, überraschten die Buriäten und nöthigten sie nach bedeutenden Verlusten zum Rückzuge.

Mannigfaltigkeiten.

[Mettenius †.] Am 18. August starb in Leipzig der ausgezeichnete Botaniker der dortigen Hochschule Professor Mettenius im Alter von 43 Jahren an der Cholera.

[Statistisches.] Als Friedrich II. am 31. Mai 1740 den Thron bestieg, hatte der preußische Staat

einen Umfang von 2190 Q.-M. mit 1¼ Millionen Einwohnern. Friedrich vergrößerte ihn durch die Erwerbung Schlesiens und Westpreußens, so daß er bei seinem Tode, am 17. August 1786, einen Umfang von 3515 Q.-M. mit etwa 6 Mill. Einwohnern hatte. Achtzig Jahre später an demselben Tage, den 17. August 1866, wurde dem preußischen Landtage ein Gesetz vorgelegt, durch welches dem preußischen Staate das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau und die freie Stadt Frankfurt einverleibt werden. Diese Länder haben zusammen mit Schleswig-Holstein einen Flächen-Inhalt von 1280 Q.-M. mit 4,189,015 Einwohnern. Nach der Zählung von 1864 hatte das Königreich Preußen 19,304,843 Einwohner, welche auf 5122 Q.-M. lebten, nach Hinzurechnung der Erwerbungen von Hannover ꝛc. jetzt also 23,493,858 Seelen auf 6401 Quadrat-Meilen.

[Eine verstockte Selbstmörderin.] Eine tragische Scene spielte sich am 29. August, Nachmittags um 4 Uhr, nächst der Aspernbrücke in Wien ab. Ein anständig gekleidetes Frauenzimmer kam zum Donauufer hinab und stürzte sich jählings in den Fluß. Ein Herr, welcher seinen großen Hund eben im Donaukanale schwimmen ließ, warf demselben einen Stein zu, in der Richtung, in der die Unbekannte schwamm und eiferte ihn durch Geberden an, den schwimmenden Körper an's Ufer zu bringen. Unterdeß war das Frauenzimmer, von ihren bauschigen Kleidern getragen, mehrmals auf- und untergetaucht, und der sie suchende Hund erfaßte sie gerade in dem Momente, als sie wieder an die Oberfläche des Wassers kam, mit den Zähnen am Kleide und versuchte mit ihr das Ufer zu erreichen. Die Selbstmörderin widersetzte sich ihrer Rettung mit aller Kraft und zog den sie festhaltenden Hund nach unten. Unter der entsetzten Menge, die diesem fürchterlichen Kampfe, der kaum so lange währte, als man zur Schilderung desselben braucht — beiwohnte, befand sich auch ein Polizeisoldat (wie es heißt, ein Feldwebel), der mit einem beherzten Sprunge dem Frauenzimmer zu Hülfe eilte. Kaum hatte er jedoch die Unglückliche erfaßt, so zog sie auch ihn in die Tiefe und im nächsten Augenblicke waren alle drei, die Frau, der brave Soldat und der Hund, in den Wellen verschwunden. Die Menschenmenge blieb fast starr vor Entsetzen, als der glatte Wasserspiegel die drei Opfer unter seiner Decke verhüllte.

Die „Bas. Ztg." meldet aus Liestal: Bei den Schießversuchen mit den verschiedenen Hinterladungsgewehren hat die Peabody-Büchse am besten gefallen. Am Spenser'schen Repetirgewehr betrachtet man es als einen Nachtheil, daß man nicht auch einzelne Schüsse laden und schießen kann, ohne die Munition in der Patronenhülse in Anspruch zu nehmen, wie Dieß beim Henry-Stutzen der Fall ist. Die Gewehre haben gut geschossen; zu gehöriger Handhabung derselben bedarf es aber so guter Uebung wie bei den Waffen nach dem alten System.

Im Haag und sonst in Holland hat man während der Cholera-Epidemie auf öffentlichen Plätzen zur Reinigung der Luft Theertonnen brennen lassen und meint, einen sehr guten Erfolg bemerkt zu haben. Das Mittel dürfte auch anderwärts zum empfehlen sein. Nach dem großen Brande in Antwerpen soll auch dort die Cholera sofort abgenommen haben, was sich nur aus der durch das Feuer herbeigeführten Reinigung der Luft erklären läßt.

In Toulon sind ungefähr 70 bis 80 junge Mädchen in Gefängniß-Wagen angekommen. Dieselben sind dem Zentral-Gefängnisse von Clermont entnommen worden, und werden nach Cayenne gebracht und dort mit den Galeerensträflingen verheirathet, die sich durch gutes Betragen ausgezeichnet haben. Jedes Paar wird ein Stück Land erhalten.

Charade.

1. 2.

Ein Regen, der nach rauhen Stürmen
die Ruhe wiederbringt

3. 4.

Ein Baum, deß abgelöste Zweige
der Weinstock um sich schlingt.

1 — 4.

Ein Denkmal, das um Gräber flüstert,
In dessen Wölbung es wohl gelingt,
Daß, wenn Verlust den Sinn dir umdüstert,
Von Auferstehung die Nachtigall singt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 206:
Schmaus.

Richtig gelöst von G. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 211 Donnerstag, 6. September **1866.**

Das Kreuz der Lagunen.

Venetianische Novelle von Oskar v. Wiţleben.

Einleitung.

Wohlthuende Wärme der Luft umgab uns, die Sonne war im letzten Quadranten ihres heutigen Daseins, ihre Strahlen hatten nicht mehr das Versengende. Wir folgten dem Kanal grande auf seiner Schattenseite entlang, soweit er nach Mestre hinreicht. Die Paläste wurden zuletzt seltener und waren fast alle unbewohnt, nur hin und wieder zeigte ärmliche Wäsche, die auf den marmornen Balkonen hing, ein inneres Leben. Der Botanische Garten war in unserer Nähe, auch der von Papadopoli wurde genannt. Der Kanal, der sich wie eine Riesenschlange durch Venedig windet, macht noch vor dem Austritt einen kurzen Bogen; diesen umrudert, genießt man plötzlich das weite Bild nach Mestre. Rechts die Brücke der Eisenbahn, links das rothe Gebäude des Hospitals. Wir zogen weiter im ruhigen Spiegel; Stille herrschte überall, die Sonnenstrahlen fielen auf das Riesenwerk der Brücke und erleuchteten ihr Gestein bis hin nach dem Festlande; zwischen ihren weiten Bögen sah man das blaue Wasser von jenseits und jede dieser Wölbungen gab ein Bild auf die Lagunen, nach Murano und der terra ferma. Gondeln mit Fremden durchfuhren die Brücke, sie sahen klein aus, gegen die großen Bögen. Alles war voll Bewunderung über die Ausführung dieses langen Steinbaues über das Meer. Als wir uns von der Brücke forwendeten, hin nach der Gegend von Fusina, war der herrlichste Sonnenuntergang vor unseren Blicken. In langen Ruderschlägen drangen wir auf golden blendender Bahn vorwärts, daß wir wie von Feuer umgeben waren. Rechts war die lange Kette der Alpen im hellsten Lichte, man konnte ihre Wälder und Thäler unterscheiden.

Auf meine Person wirkt der Untergang der Sonne in Hinsicht des Bildes, Naturschauspiels, so wie des Gefühls weit beruhigender, erhebender, als der Anfang. Ich hatte hier in der Gondel, neben und vor mir, anders Fühlende, und obgleich die Sonne in stolzer Majestät vor unsern Augen verschwand, ihre Strahlen immer mehr zurücktraten auf der ungeheuren Bahn des Erleuchtungskreises, um der Nacht die Länder zu überlassen, so war doch nach der Ansicht meiner Freunde das Anbrechen des jungen Tages vorzuziehen. Wenn mich auch manch' herrlicher Anfang der Sonne auf den Alpen, auf dem Meere entzückt hat, als Beginn der Thätigkeit, so wird jeder Mensch in seinem Leben doch immer mehr das Abendwerden erblickt haben und wenn er auch sechs Tage in der Woche früher auf ist, als die Lerche und der Hase auf dem Felde. Die Sonne geht meistens versöhnender unter, als sie am Morgen erschienen. — Mit dem Abend kehrt in der ganzen Natur ein Wechsel ein, denn du fühlst am Puls, in deinen Nerven, du siehst ihn an den Pflanzen und kannst ihn bemerken an allen Dingen, die dich umgeben. Wäre ich ein überaus thätiger Mann, so würde ich sagen, es ist der Augenblick, wo die Ruhe eintritt nach der Arbeit, es ist das wohlthuende Gefühl der Stille nach dem Geräusch; man sieht in die Abendgluth hinein, hat den Tag in der Vergangenheit, und ist er ein stürmischer gewesen, so bringt der Abend die Ruhe, den Frieden; — sprachen die Leidenschaften in der Brust wild und ungerecht, so werden sie denkender, milder im Angesicht des Abends. Die Maler benutzen den Untergang der Sonne leider oft zu viel bei ihren Landschaften. Die Sonne nimmt von der Gegend in weit volleren Farben Abschied, als sie die Farben des Morgens schuf; da gibt es glühendes Roth bis zum Rosa, ein dunkles Violett, das lichter wird, bis zum schönen Blau, welches wieder mehr und mehr dunkelt. Die Dämmerung des Morgens ist unbestimmter, auch bei'm klarsten Tage hatte die Sonne mit mächtigen Dünsten zu ringen gehabt, die elektrisch werden wollten. — Das Erleuchten beginnt mit dem Begrüßen der Bergspitzen, die den letzten Abschied gehabt haben, doch ist es mit Grau gemischt, der Uebergang rascher, ohne das lange, rothe Glühen des Abends. Ich gebe zu, daß es immer schwierig bleiben wird, in Worten einem dieser Naturerzeugnisse den Vorzug zu geben, es ist ein reines Gefühl; — die Musik liebt den Sonnenaufgang mehr, als den Abend; das Zitternde derselben im Augenblick der Dämmerung, immer stärker werdende, bis zum Zusammenströmen aller Instrumente, wenn die Königin am Himmel erscheint, hat uns „in der Wüste", „es werde Licht", „Sonnenaufgang" ꝛc. nimmer entzückt, schwieriger würde es der Musik sein, das langsame Abnehmen des Lichtes zu beschreiben.

Brustkranke empfinden beim Abend mehr physisches Leiden, es treten auch Beängstigungen ein; Nervenkranke werden dagegen wohler, wenn die Sonne untergeht, in ihnen kehrt eine Ruhe zurück, die der Tag und seine Reflexionen nicht brachte.

Der Landmann würde den Abend mit der Ernte, der Arbeiter mit der Feier, der Arzt mit der nothwendigen Ruhe des Körpers, der Krieger mit dem Siege nach Kämpfen, der Greis mit dem Alter des Menschen, der Philosoph mit der Nothwendigkeit des Zweifels zum Glauben, und der Priester mit dem Tode vergleichen. Aber so wie wir häufig schlechte Ernten, wenig schöne Greisesgestalten sehen, so gibt es auch manche graue Abende, bei denen man erst an der Dunkelheit bemerkt, daß die Sonne fehlt.

Vor uns war das prächtige Schauspiel und alle unsere Blicke waren ihm zugewandt, nur manchmal gaben wir den Augen eine andere Richtung, um sie wieder an der Dunkelheit zu stärken. Leichte Wolken wie Schaumflocken umgaben die Sonne, im Feuer brannten die ersten, entsendeten das Roth zu den nächsten, die es aufnahmen und weitergaben, bis es bleicher wurde.

Das Wasser war ruhig, wie eine Ebene um die Kähne der Schiffer, die Gestalten darauf, waren schwarz gegen den flammenden Hintergrund. Seemöven spielten in Masse mit der Gluth des Wassers und wenn sie hineinschossen mit den Flügeln, da spritzte es wie Feuer und auf ihren weißen langen Flügeln glänzte es wie Silber. Nach dem Campo marso ging der Weg der Gondel, von dem den Platz umgebenden Wall blitzte das Bajonnet einer Schildwache.

Vor einem der großen schwarzen Baumstämme, deren viele eingerammt stehen, hielten wir aus Achtung, denn die Sonne sollte im nächsten Augenblick uns verlassen. Der alte Baumstamm hatte an seiner Spitze ein roh gezimmertes, hölzernes Kreuz, das Feuer des Himmels warf seine Strahlen über das Wasser und über das Kreuz. — Die Sonne war fort, — das Wasser hatte das sanftere Licht der Abendröthe aufgenommen, einzelne kleine Wolken glänzten noch wie feurige Zungen im rothen Lichte, doch auch sie erbleichten zu sanfteren Färbungen.

Wir aber sahen Alle mit den Augen der Sehnsucht dem Bilde nach, von den Thürmen Venedigs läuteten die Glocken und die Gondoliere nahmen ihre Hüte ab. Vor uns war das hölzerne Kreuz, das Licht des Abends umfloß es und der leichte Wind kräuselte die Welle am Fuße des alten, schwarzen Stammes.

Als die Gondel wieder weiter glitt, wir aber noch immer nach dem Kreuze sahen, da fragten wir natürlich, welche Erinnerung dieses einsame Kreuz auf der weiten Wasserfläche habe; — daß es ein Grab bezeichne, fühlten wir, deckt doch das Wasser des Meeres so viele Todte, wie der größte Kirchhof sie nicht hat. Cornelio hörte, was wir fragten, zog sein Ruder ein und erzählte eine Geschichte, wobei er häufig nach der langen Straße der Zattere hinwies. — Die Erzählung hatte aber der Lieblichkeit so viel, daß ich beschloß, sie zu Hause, freilich nicht so kurz, wie sie der Gondolier uns mittheilte, niederzuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera, ihre Verbreitungsart und unsere Mittel zur Verhütung derselben.

(Aus dem Standard.) *).

Ueber die Mittel, wodurch die Cholera verbreitet wird, und über die Mittel, wodurch wir diese Verbreitung in einem nicht unbeträchtlichen Grad beschränken können, gibt es gegenwärtig keine höhere Autorität als Professor Pettenkofer in München. Es haben sich ihm Gelegenheiten in sehr großer Ausdehnung dargeboten, die Krankheit zu beobachten, welche in Deutschland von 1854 bis 1859 mehr oder weniger geherrscht hat, und neuerdings an mehreren Orten mit großer Heftigkeit ausgebrochen ist. Von seinen Fähigkeiten als Beobachter zu sprechen, ist überflüssig, wir wollen nur daran erinnern, daß er gleich Thukydides und andern Geschichtschreibern von Epidemien an seiner eigenen Person die Pestilenz erfahren hat, welche er beschreibt.

Seine erste Publikation über die Ursache der Cholera wurde der Welt bereits vor zwölf Jahren vorgelegt. Wir wollen aber diese gleich allen seinen frühern Abhandlungen übergehen und unsern Lesern die Ergebnisse seiner erneuten und gereiften Erfahrungen vorlegen, welche er im vergangenen und in diesem Jahr der Oeffentlichkeit übergeben hat. Diese Ergebnisse, die sich hauptsächlich auf die Verursachung und auf die Mittel zur Verhütung der Cholera beziehen, finden sich in der periodischen „Zeitschrift für Biologie," welche von ihm und einigen seiner Münchener Kollegen herausgegeben wird. So betrübend einige Fälle sind, die er bespricht, wo z. B. die kleine sächsische Stadt Werdau in zehn Wochen 2 Prozent ihrer ganzen Bevölkerung verlor, so haben sie doch Pettenkofer in den Stand gesetzt, durch den gewonnenen Einblick in die wahre Natur und den Ursprung des Uebels Regeln für die Prophylaxis aufzustellen, welche in uns ein vernünftiges Vertrauen und ein Gefühl von Sicherheit erwecken, die das gerade Gegentheil von dem Schrecken und der Muthlosigkeit

*) Im „Standard" vom 6. August 1866 hat Professor Rolleston in Oxford seinen Landsleuten die Cholera-Theorie Pettenkofers vorgeführt. Der Artikel wird nicht nur als die Stimme eines auswärtigen Sachverständigen, sondern auch als ein Muster von klarer Auffassung, von Uebersichtlichkeit und populärer Darstellung auf streng wissenschaftlicher Grundlage Vielen willkommen sein.

sind, welche sonst der Streit der Theorien und der Ausgang in verzweifelnden Nihilismus hervorruft.

Wir werden zuerst mit den Grundsätzen Pettenkofers über die Verursachung der Krankheit beginnen; zweitens werden wir seine Rathschläge zur Verhütung ihrer Verbreitung aufstellen, und drittens werden wir unsern Lesern einige wenige Thatsachen und Ereignisse vorführen, welche seine Theorie begründen und seine Praxis rechtfertigen. Der Raum hindert uns, seinen Arbeiten vom Standpunkt der Wissenschaft aus genug zu thun, aber wir erzielen dafür etwas praktisch Gutes, indem wir in der gegenwärtigen kritischen Zeit diesen Ergebnissen seines langdauernden Studiums dieser Krankheit die größtmögliche Publizität geben. Einige dieser Ergebnisse sind in England wenig oder gar nicht bekannt.

Für die Verbreitung nun sind nach Pettenkofer zwei wesentliche Bedingungen nothwendig: die eine davon hängt vom persönlichen Verkehr ab, die andere von der eigenthümlichen Beschaffenheit des Orts oder Bodens, und wenn oder wo immer, die eine von den beiden fehlt, dort kann sich keine Choleraepidemie entwickeln. Das persönliche oder kontagiöse Element besteht in der Gegenwart des spezifischen Cholera-„Ferments" oder „Keims", für gewöhnlich, wie er sich vorstellt, in der Luft, oder manchmal auch, wie er jetzt 1866 zugibt, in unserm Trinkwasser. Dieses Ferment oder dieser Keim entsteht durch die und in den Ausleerungen von Choleraskranken, und durch und in solchen Personen, welche zwar nicht von der ausgebildeten Krankheit ergriffen sind, aber innerhalb der Sphäre ihrer Verwüstungen leben, wo immer solche Auslehrungen undesinfizirt gelassen werden.

Das lokale oder miasmatische Element wird durch die Gegenwart einer porösen Bodenschichte geliefert, welche mit menschlichen Exkrementen, die durchaus nicht von Choleraskranken zu kommen brauchen, imprägnirt ist, und über Grundwasser in keiner sehr beträchtlichen Tiefe liegt. Die günstigste Zeit für die Empfänglichkeit einer solchen Oertlichkeit für das spezifische erregende Ferment ist, wenn das Grundwasser ungewöhnlich tief gesunken ist, nachdem es zuvor ungewöhnlich hoch gewesen war.

Wenn die Ausleerungen von Personen, die sich in den angegebenen Umständen befinden, in einen Ort gebracht werden, welcher der eben angegebenen besonderen lokalen Eigenthümlichkeiten entbehrt, so wird keine Fortpflanzung der Krankheit stattfinden, und umgekehrt, wenn in einen solchen disponirten Ort, wie wir ihn beschrieben haben, keine spezifischen Choleraauswürfe gebracht werden, so wird niemals Cholera in seinen Mauern entstehen, obschon sie von jeder Art menschlichen Unraths — mit Ausnahme des einzigen spezifischen — erfüllt sein mögen.

Nach Pettenkofer's eigenen Worten ist die Cholera weder ganz ein Kontagium, noch ganz ein Miasma, sondern ein Bastard von beiden. Wenn die beiden zusammenkommen, wird ihr Sprößling die ganze, ja mehr als die ganze Bösartigkeit der beiden Eltern zeigen, aber ihr Zusammenwirken ist nothwendig zu seiner Entstehung. Der Ort, wo ihre Vereinigung stattfindet, kann in dem porösen und unreinen Boden, oder aber auch in dem Körper des Kranken selbst sein. Pettenkofer neigt sich, ohne jedoch positiv zu sein, zu Gunsten der zweiten Ansicht.

Die Zeitdauer der Ausbrütung dieses scheußlichen Embryos kann sich auf drei Wochen erstrecken, kann aber auch unbestimmt, wenigstens zehnmal kürzer sein. Ein überstandener Choleraanfall verleiht eine fast absolute Sicherheit gegen einen zweiten, was den meisten unserer Leser neu sein wird, gleich vielem Andern, was wir mitgetheilt haben.

Bezüglich der prädisponirenden Kraft gewisser individueller leiblicher Bedingungen ist wenig gesagt, da hierüber ohnehin allen mehr bekannt ist als über die meisten übrigen Beziehungen. Doch hat Pettenkofer auch über diesen Punkt aus seiner reichen Erfahrung etwas hinzugefügt, und mit dem Licht jener physiologischen Wissenschaft erhellt, welche an seinen Arbeiten so großen Antheil hat. Eine wässerige Beschaffenheit des Körpers betrachtet er, wahrscheinlich genug, als günstig für die Entwicklung einer Krankheit, wie die Cholera ist, und diese wässerige Beschaffenheit findet sich, wie die Physiologie lehrt, normal in zarten kindlichen und im hohen Greisenalter, und sie kann in uns, wie bei Thieren, künstlich durch Ueberanstrengung oder durch theilweise Entziehung oder Verkümmerung animalischer oder anderer sehr stickstoffreicher Kost erzeugt werden, welche so wesentlich für die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft des Körpers ist. Nun hat uns die thatsächliche Erfahrung gezeigt, daß gerade dem Kindes- und Greisenalter und den Armen, welche solche Kost am wenigsten genießen, die Cholera am tödtlichsten ist. Wir können hinzufügen, daß Dr. Acland in seinem Werk über die Cholera in Oxford gezeigt hat, daß in dieser letztern Klasse viele Leben durch Befolgung einer Fleischdiät während der Epidemie des Jahres 1854 gerettet worden sind. Mithin weisen sowohl die Wissenschaft als positive und negative Erfahrung gleichmäßig in derselben Richtung auf diese besondere leibliche Prädisposition hin, und rathen uns einstimmig zur Vorsicht bei uns selbst und zur Mildthätigkeit bei andern.

Pettenkofers Vorschläge über die Mittel zur Verhütung der Ausbreitung der Krankheit, wo sie sich bereits in oder nahe einem Orte gezeigt hat, sind, gleich seiner Theorie über die Verbreitungsart, getragen auf der einen Seite durch wissenschaftliche Gründe, auf der andern das Zeugniß thatsächlicher praktischer Erfahrung. Das schwefelsaure Eisen, der grüne Vitriol oder Eisenvitriol des Handels, ist sein hauptsächlichstes Desinfektionsmittel, und eine gesättigte Lösung davon (1 Theil Wasser löst beiläufig 1/3 Theil dieses Salzes) wurde mit dem besten Erfolg in oder über alle Gemäthe ꝛc. gegossen,

welche bestimmt waren, mittelbar oder unmittelbar Cholera-Ausleerungen aufzunehmen. Die Cholera-Ausleerungen sind, wie es sich gezeigt hat, in ganz frischem Zustande nicht fähig, die Krankheit mitzutheilen, aber sie erlangen diese Kraft am zweiten Tag, wenn sie, sich selbst überlassen, in alkalische Gährung oder Fäulniß übergehen. Wenn aber Eisenvitriollösung in hinreichender Menge zugefügt wird, so bleiben sie monatelang unverändert, unvergohren, sauer und unschädlich. Es ist die Erhaltung des sauren Zustands in den Exkrementen, was die Entwicklung des spezifischen Choleraleims oder Ferments verhindert. In dieser Rücksicht ist dieses Eisensalz, und wir können hinzufügen auch das Eisenchlorid, den schwefelsauren, schwefligsauren oder den Chloriden der alkalischen Erden vorzuziehen, auf welche wir, wenigstens auf manche derselben, in England so großes Vertrauen setzen, und welche wir — höchst unchemisch — selbst mit Eisenvitriol verbinden, wenn wir überhaupt davon Gebrauch machen. Eisenvitriol ist nebst seiner besondern Berechtigung auch sehr billig und in jeder beliebigen Menge zu haben, wirkt nicht merklich oder schnell auf Metallröhren oder Mörtel oder Cement.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Calcutta, vom 16. Juli, schreibt der Korrespondent der „Times“: Wiewohl man mit Einheimsung der neuen Reisernte, Dank dem rechtzeitigen Regen, in ganz Bengalen, und selbst in Orissa, begonnen hat, fährt die Hungersnoth in der Provinz Orissa grausam zu wüthen fort. Nach offiziellen Angaben starben den Hungertod in der letzten Woche des Juni blos in Kattack 3000 Menschen; wie viel es eigentlich gewesen sind, wird man wohl nie erfahren. In Balasor werden täglich auf Staatskosten 11,000 ernährt, aber diese sind an Kräften so herabgekommen, daß nur etwa 2000 etwas für ihre Nahrung zu arbeiten vermögen. In diesem einzigen Bezirk kommen im täglichen Durchschnitt 768 Todesfälle vor. Die Leichen der Verhungerten werden in den Fluß geworfen, da sich bei eintretender Regenzeit die großen Gruben, die man zu graben suchte, schnell mit Wasser füllten. Ein einziger Reisender kam auf einer Strecke von 20 englischen Meilen der Heerstraße an 22 Leichen vorüber; unter einem Baum sah er drei Kinder todt liegen. Im dritten Bezirk Puri, wo die Noth nicht ganz so groß ist, werden doch täglich 1200 Personen auf Staatskosten genährt. Die Priester des Dschagannätha, in der gleichnamigen Tempelstadt am Meer, haben den Reis, der sonst ihrem Götzen als Opfer dargebracht wird, unter das Volk vertheilt; aber auch dort kamen in einer Woche 69 Fälle von Hungertod vor.

Heldin des Tages ist in New-York die Königin Emma, Wittwe des verstorbenen Königs Kamehameha IV., welche sich zum Besuche dortselbst befindet. Die Königin Emma ist die erste Königin, die jemals Nordamerika betreten hat. Sie ist etwa 28 Jahre alt, von mittlerer Statur, schlank, mit schwarzen, glänzenden Augen, schwarzem, schlichten Haar und gelblichem Teint. Ihre Erscheinung ist angenehm und ihre Manieren liebenswürdig. Ihr Vater war ein hawaischer Häuptling, ihr Großvater ein englischer Seemann, nämlich jener Kapitän Young, durch dessen Hülfe der ganze Archipel der Sandwichinseln zuerst der Herrschaft des Häuptlings Kamehameha unterworfen und die königliche Würde in dessen Dynastie erblich gemacht wurde. Von jenem Ursprunge rührt der gelbe Teint der Königin-Wittwe her. Die Missionäre haben ihr eine gute Erziehung angedeihen lassen, und sie wird von ihrem eigenen Volke hoch geehrt und geachtet. Vor etwa sieben Jahren vermählte sie sich mit dem König Kamehameha IV. Ein Sohn entsproß jener Ehe, der aber schon in seinem fünften Lebensjahre starb. Die Königin spricht geläufig englisch und französisch. Ihre Reise nach Europa hatte zum Zweck, die englischen Missionsgesellschaften und das britische Volk zu bewegen, Kirchen auf den Sandwichinseln zu gründen. Jene Mission ist jedoch als verfehlt zu betrachten, denn sie erhielt für ihren Zweck nicht mehr als 50,000 Dollars.

Den bei Königsgrätz gefallenen österreichischen Kriegern soll auf dem Schlachtfelde ein Monument gesetzt werden. Bereits hat sich unter den Offizieren der dort im Feuer gewesenen Regimenter ein Komite hierzu gebildet. Das Denkmal wird aus Metall gegossen sein, und einen Marmorsockel erhalten.

Das Offizierkorps der preußischen Garde beabsichtigt mit königlicher Genehmigung den im jetzigen Feldzuge gefallenen Kameraden und Mannschaften dieses Truppentheils auf einem der öffentlichen Plätze in Berlin ein Denkmal zu setzen, das die Form eines Obelisks erhalten soll.

Charade.

Wohl dem, dem das Erste so sehr das Zweite ist,
Daß er darüber das Ganze vergißt.

Redakteur Gustav Meissner. — Druck und Verlag der A. Weisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 212 Freitag, 7. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

I.

Dort links, nach Santa Chiara, wo der Theerrauch in die Höhe steigt und schwarze Schiffe liegen; seht! das weiße, kleine Haus, drei Fenster sind unten, zwei oben, neben der Osteria vina — von dort will ich erzählen:

Auf der Schwelle des Hauses saß die kleine Angela und spielte mit der Emsigkeit und dem Ernste, wie Kinder häufig eigen ist. Natur hatte ihren schwarzen Haaren Locken gegeben, und wenn ihre großen Augen aufblickten, weil ein Vorübergehender seinen Schatten auf den Spielplatz warf, da sah man gern in ihr liebes Gesicht, denn es blickte der freundliche Himmel daraus. Drüben an der Schiffswerft erklang ein mächtiges Beil, heller und fleißiger, als die andern, das war Domenico, der Vater der kleinen Angela, und wenn der kräftige Schlag der Axt anhielt, so blickte der Zimmermann nach seinem Töchterchen auf der Thürschwelle. Um Angela herum lag eine ganze Bevölkerung von hölzernen Spielsachen: da war ein Vogel, ein Hund, ein Männlein und auch ein Pferd; mit einer Kugel warf die Kleine öfters darnach, und wenn das Männlein oder der Hund übereinander rollten, so war große Freude auf dem Gesicht, dafür aber hatte auch der Hund nur drei Beine und das Männlein keinen Kopf. Das Pferd war ihr Stolz, noch war es nicht zerbrochen, sie nahm es häufig in die Hand, besah es rechts und links; denn es war so wunderlich, hatte einen langen Schweif, hohen Hals, kleine Ohren und war doch nicht größer als der Hund. Noch nie hatte sie ein Pferd gesehen und seit dem ein alter Schiffer, des Vaters Freund, ihr das Spielzeug aus Mestre mitgebracht hatte, war in ihr häufig der Wunsch aufgetaucht, auch einmal ein lebendiges Pferd zu sehen. Es müßte doch sehr wunderbar sein, so dachte sie, wenn sie das hölzerne Pferd betrachtete. Abermals war Schatten auf ihrem Spielplatz, doch nur ein kleiner, und als Angela aufsah, da war es Paolo, der vor ihr stand und sie anlachte. Der kleine Paolo hatte zwar einen großen Flick auf den blauleinwandenen Hosen, doch war sein Hemde rein, der alte Hut, viel zu groß, saß auf seinem braunen Gesicht bis an die Ohren und sein kurzes schwarzes Haar, die großen Augen, die Reihe weißer Zähne, seine kauernde Stellung, gab ihm mehr das Ansehen eines Affen, als des siebenjährigen hübschen Paolo. Er kam eben aus dem Unterricht, den er weiter oben bei einem Schuhmacher erhielt, der das A-B-C. den Kindern bei'm Klopfen der Schuhsohlen eintehrte. An dem einzigen Knopf seiner Jacke war eine Schiefertafel, als Zeichen seiner Gelehrsamkeit, angebunden, worauf Hieroglyphen gezeichnet waren, wie sie die Krähe auf den Schnee macht. Bald hätt ich vergessen zu sagen, daß Paolo nur den Hut trug, wenn er in die Schule ging, so wollte es die Mutter; sonst trug er eine grün-wollene Zipfelmütze.

Angela lachte ihren Spielgefährten wieder an; sie war Paolo so gut, wie dem Vater und dem grauen Zeisig drinnen in der Stube, — vielleicht liebte sie ihn noch mehr; denn als er sie so lustig ansah, reichte sie ihm ihr liebstes Spielzeug, das Pferd, hinüber. „Paolo, sieh einmal, da ist der Vogel umgefallen und der Hund will gar nicht mehr stehen."

„Laß nur," — sagte Paolo — „ich werde ihm die Beine ganz gleich abschneiden und dann muß er ruhig sein."

Da blickte ihn die Kleine fragend an und ihr Gesicht bekam einen trüben Zug, doch schnell vergessend, stand sie auf, daß Vogel, Hund und Mann über einander fielen; sie sah das Pferd in Paolo's Hand.

„Paolo, hast Du schon so was gesehen? Den Vater fragte ich gestern, da sagte er mir, ich sollte nur Dich fragen, Du lerntest ja lesen und liefest in den Gassen umher."

Der Paolo besah drs hölzerne Pferd von allen Seiten und wurde ganz roth, als er langsam sagte: „Nein, aber der Carlo vom Schuster zeigte mir gestern ein Bild, da war auch ein solches Thier und darauf saß ein Mann; dann meinte er, daß der Pietro ihm einmal gesagt habe, auf dem Platze da drüben, wo die Trommel brummt, da wären manchmal solche Thiere; er hätte sie aber auch nicht gesehen; — sie wären sehr groß, hätten rechts und links Flügel, es gäbe aber auch welche ohne Flügel, die hätten eiserne Füße und könnten daher nicht leicht fort."

Angela hatte sich an seinen Arm gelehnt, die Augen

waren immer größer geworden und als vom Fliegen die Rede war, da lachte sie sehr und sich an Paolo schmiegend, sagte sie: „Ich möchte wohl diese Thiere sehen, ob sie wohl hoch fliegen? Wie wollen wir es aber anfangen?“

„Komm nur nach dem Platz drüben, da sehen wir blos über den Damm hinüber, vielleicht gibt es jetzt welche dort, und wenn wir recht weit davon sind, werden sie uns auch kein Leid thun; denn sie sollen gar böse sein, das hat Pietro auch gesagt.“

Die kleine Angela hielt sich an die weiten Beinkleider des Paolo, ließ den Vogel, Hund und Männlein vor dem Hause liegen und so wandelte das Paar mit pochendem Herzen dem Campo marso zu. Aber Paolo hatte vergessen, daß ein großer Soldat dort Wache hielt und Niemand auf den Exerzierplatz läßt; als nun die Kinder hinkamen und der ersehnte Augenblick gekommen schien, da mußten sie umdrehen, denn der große Mann mit der Flinte hatte sie angebrüllt, so daß Angela gleich weggelaufen war und das hölzerne Pferd, das sie immer noch in der Hand hatte, an ihr Herz drückte. Paolo hatte sie bald eingeholt und sie gingen still wieder nach dem Hause zurück.

Angela war ganz traurig geworden, da tröstete Paolo sie: „Ich werde den Vater bitten, daß er mich nach Mestre hinüberfährt, wenn er Fremde abbringt, dann werde ich schon ein Pferd zu sehen bekommen und werde Dir es beschreiben.“

Der Vater des Paolo war der alte Francesco, unter dem Namen Cecco bekannt; er hatte nach langer kinderloser Ehe vom lieben Gott den Paolo erhalten; doch da sein Geschäft das eines Gondoliers an der Piazetta war, so hatte er den Jungen seiner Frau ganz überlassen und ihr nur manchmal früher gesagt: „Wenn der Junge was Ordentliches lernt, so soll er Etwas werden, mit dem Gondoliergeschäft geht's jedes Jahr schlechter.“

Und dieß war wirklich der Fall, denn nur dann waren glückliche Zeiten für ihn, wenn der Zufall ihm einen Fremden brachte, der den Francesco wegen seiner gewonnenen Kenntniß und Erklärung der Paläste und Merkwürdigkeiten auf Wochen lang miethete. Sogar einmal, vor drei Jahren, war er vier Monate hintereinander der Gondolier einer Engländerin gewesen; sie ging immer in Schwarz, sah traurig aus und liebte die Einsamkeit von Torcello, vom Lido. Den kleinen, munteren Paolo hatte sie manchmal kommen lassen, ihm die Backen gestreichelt und einmal sogar ein schönes Bilderbuch geschenkt; doch öfters, wenn sie ihn lange angesehen hatte, waren Thränen in die Augen der blassen Frau gekommen; sie hatte dann bald den Paolo mit Zuckerwerk nach Hause geschickt.

Es kam der Frühling mit seinen milden Lüften, es kamen die Blümlein und siehe, die Dame wurde heiter; Briefe aus der Heimath hatten ihr lang entbehrten Trost gesandt. Sie besuchte jetzt den großen Garten und die schöne Riva di Sciavoni; und eines Tages — Francesco hatte den Tag im Kalender schwarz angestrichen — da sagte die schöne Dame, sie müsse wieder in ihr nordisches Vaterland, beschenkte ihn reichlich und reiste fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera, ihre Verbreitungsart und unsere Mittel zur Verhütung derselben.

(Schluß.)

Das Gas, welches durch Verbrennen von Schwefel entsteht, ist wegen seines gasförmigen Zustands geeignet Zimmer, Holzwerk und Geräthe, auf welche eine Eisenvitriollösung nicht wohl angewendet werden kann, zu desinfiziren, und schweflige Säure, das Produkt dieser Verbrennung, ist in einer wässerigen Lösung, aber nicht an eine Basis gebunden, nicht als schwefligsaures Salz, dem Chlorkalk für den Zweck des Waschens infizirter Kleidungsstücke vorzuziehen.

Diese Vorschläge Pettenkofers wurden im vergangenen Jahr einer praktischen Prüfung in der sächsischen Stadt Zwickau unterworfen. Dort waren alle nöthigen örtlichen Bedingungen vorhanden: das persönliche Element, der spezifische Keim, war von außen eingeschleppt, und die Cholera schickte sich an, sich zu verbreiten; aber auf eine ganz allgemeine Anwendung von Eisenvitriol stand sie von ihren Verheerungen ab.

Wir wollen nun eine andere geschichtliche Thatsache mittheilen, welche nicht zur Veranschaulichung der Nothwendigkeit des persönlichen Verkehrs zur Verbreitung der Cholera, sondern zur Veranschaulichung der gleichfalls nicht minder unerläßlichen Gegenwart eines porösen, feuchten, verunreinigten Untergrundes dient. Das Transportschiff „Carnatic“ lag im Hafen von Madras und erwartete Truppen zur Einschiffung, während daselbst eine Cholera-Epidemie wüthete. In der Zwischenzeit hatten die Matrosen, wie es üblich ist, Erlaubniß, ihre dienstfreien Tage am Lande zuzubringen, auf einem disponirten Boden und inmitten einer von der Krankheit ergriffenen Bevölkerung. Die Truppen, auf welche das Schiff wartete, kamen aus einer nicht infizirten Gegend vom Innern des Landes nach Madras; sie wurden von einem weise und richtig urtheilenden Befehlshaber geradenwegs durch die Stadt durch, ohne darin Halt zu machen, geführt, und das Schiff ging in See. Nach sieben Tagen brach die Cholera unter den Matrosen aus; aber diese übertrugen, obschon sie von den Soldaten gepflegt wurden, die Krankheit auf keinen derselben, indem wohl der kontagiöse Faktor der Cholera im Ueberfluß vorhanden war, aber das miasmatische Wesen auf dem offenen Meer natürlich fehlte.

In gleicher Weise erkrankten die Matrosen auf Admiral Deans-Dundas Flaggenschiff „Britannia“ sechzehn Tage nach ihrer Abfahrt von Varna an Cholera von einem höchst verderblichen Charakter, und obschon an Bord dieses schwerfälligen Dreideckers eine so große Sterblichkeit herrschte, daß man gezwungen war, ein anderes nicht infizirtes Schiff auf offener See anzuhalten, um sich seiner Hülfe zu bedienen und mehrere Kranke darauf zu transferiren, so fand doch nicht die mindeste Mittheilung der Krankheit an die Mannschaft des frischen Schiffes statt.

Diese geschichtlichen Thatsachen setzen uns hinreichend in den Stand, die kontagionistischen und nicht-kontagionistischen Theorien mit einander zu versöhnen, und, was von praktischer Bedeutung ist, sie zeigen uns, wie wir uns sichern können, wenn wir mit Cholera zu thun haben — eine Gewißheit und eine Sicherheit, welche wir nie erwarten dürfen, wenn wir mit weniger verderblichen, aber mit mehr persönlich ansteckenden Krankheiten, wie Scharlach, Typhus und Blattern, zu thun haben. Die Verbreitung des spezifischen Ferments durch die Luft erklärt, wie es uns scheint, die weite Verbreitung einer Geneigtheit zu Diarrhöen während einer Cholerazeit, und die Verdünnung, welche eine solche Art der Fortbewegung in sich schließt, erklärt seine verhältnißmäßige Machtlosigkeit in der Mehrzahl der Fälle. Die Verbreitung desselben Ferments im Trinkwasser sichert mit aller Wahrscheinlichkeit die Imprägnirung des Trinkers mit einer größeren Dosis des Giftes, als gewöhnlich durch die Lunge aus der uns umgebenden Luft eingeathmet werden kann, und auf diesem Wege begreifen wir, aufgeklärt durch Pettenkofers Ansichten, die enorme Sterblichkeit, welche schon öfter auf eine derartige Verunreinigung folgte. Die Wirkung eines konzentrirten Giftes ist jedenfalls verschieden von der eines verdünnten, und da der kubische Raum der Luft, die wir athmen, ganz unverhältnißmäßig größer als der des Wassers ist, das wir trinken, so ist auch die Verdünnung gleicher Mengen eines Giftes in der Luft enorm größer als im Wasser.

Pettenkofers Arbeiten sind, wie uns scheint, vom allerhöchsten Werth sowohl wissenschaftlich als praktisch. Wissenschaftlich geben sie uns eine auf Gründe gestützte Erklärung und Erläuterung von vielem, was vorher widersprechend und unerklärlich war. Solche Steine des Anstoßes waren z. B. die lange Immunität gewisser Städte, welche sonst durchaus keine sanitarischen Ansprüche auf eine solche Freiheit von Cholera haben, ferner die ausgesprochene und unläugbare Verwandtschaft, welche die Cholera auf der einen Seite mit den miasmatischen und auf der andern mit den kontagiösen Krankheiten zeigt. Praktisch versehen sie uns mit mehr oder weniger sichern Mitteln der Voraussicht, wie der wahrscheinliche Verlauf einer drohenden Epidemie in einer Stadt sein wird, falls wir mit der praktischen Geschichte und Bedingniß des Orts bekannt sind. Und außerdem, daß uns seine Arbeiten vorher warnen, bewaffnen sie uns auch vorher. Nebstdem, daß sie uns in den Stand setzen, zu sehen und vorherzusehen, haben sie uns auch mit bestimmten Waffen für den Kampf ausgerüstet. Es ist die Pflicht Aller, welche mit öffentlicher Autorität über diesen Gegenstand sprechen, sich zu Herren des Details dieser Arbeiten zu machen. Wir haben in unserm Kreis unsern Lesern gegenüber unsere Pflicht gethan, indem wir ihnen die breiten Grundlinien und die Hauptzüge derselben vorlegen.

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.

I.

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,“ und, als ob nichts gewesen wäre, nichts von Blut und Thränen die Augen getrübt hätte, greifen sie wieder zum Reisehandbuch und zur Eisenbahnkarte, füllen sie wieder die lang entleerten Waggons und suchen in Hast und Eile im Nachsommer zu erhaschen und einzuholen, was ihnen das Trauerspiel des Vorsommers an der „Reisesaison“ verdorben hat. Hunderte thun Das, und so würde es am Ende Niemand wundern, wenn auch wir auf die oft an uns gestellte Frage: „wo gehen Sie nun noch hin?“ eine sehr bestimmte, vielleicht manche im Winkel gesponnene, weitergehende Pläne ausführende Antwort hätten. Allein Berg und See, Alles, was sonst das Herz entzückte, würde mir auch im hellsten Sonnenlicht mit demselben dunklen Trauerflor umzogen sein, der sich vor Wochen noch über Alles gelagert hat. Für den unsäglichen Jammer des Vaterlandes, für sein herzzerreißendes Elend wüßte ich auch an den gesittetsten Stätten der Welt keinen Trost. Der muß anderswoher kommen. Wenn mich's hinauszieht und man nun hinauskann, ohne daß man Denen daheim Sorge vor feindlichem Ueberfall oder sonst Dergleichen zu bereiten braucht, so kann mein Weg kein and'rer sein, als zu jenen Gegenden, welche eben der Schauplatz jenes Trauerspiels waren, das noch immer Herz und Sinn düster gefangen hält. Auf unserm bayerischen Boden, dem nun, Gott sei Dank, doch fast ganz unverletzt erhaltenen, hat ein Hauptakt jenes Dramas gespielt. Die Scene hat gewechselt, aber wo sie war, da sieht es arg und traurig aus. Mit meiner nächsten Nähe fange ich an.

Ein heller Morgen nach vielen trüben war's, da ich vor wenigen Tagen wieder gen Würzburg fuhr, in einer ruhigeren, ungestörten Fahrt, als jene war, da die Kanonen zum ernsten „Tag von Würzburg“ aufspielten. Wie anders sah es auch dießmal aus: das alte Leben wiedergekehrt, der rege Verkehr wieder in den Straßen, Alles im friedlichen Geleise, trotzdem, daß Preußen an den Thoren und Wachen standen, an denen sonst die

Bayern schulterten. Aber auf der Brücke sahen wir auch diese wieder, und im Mainviertel zeigten sie uns den Weg zu der Straße, auf der sie am Tage von Roßbrunn in hellen Haufen den Rückzug von der Schlacht, in der sie so leicht hätten Sieger bleiben können, zur Stadt angetreten hatten. Hier waren sie zum Theil durch, zum Theil auf den Schiffbrücken über den Main gegangen; neue Pontons sind an die Stelle Letzterer getreten, aber von den Preußen geschlagen, an denen sie wiederum die Wache hatten. Vom rechten Ufer schaut das Schenkenschloß, der alte Thurm, herunter, der sich es genau ansehen konnte, wie die Granaten hinüber und herüber sausten und man doch ganz anders Krieg führt, als zur Zeit, da er gebaut worden. Die Uferlandschaft ist reizend: die Rebenberge hüben und drüben, das Kloster Himmelspforten am Main, dann Zell mit der gewaltigen Fabrik, deren treuen Verbündeten der Großmacht, welche doch am Ende den Kampf mit allen andern Großmächten aufnimmt: Alles eint sich zu einem lieblichen Bild.

Bei Zell steigt die Straße steil den Berg links hinan und kommt bald auf der Hochebene an, von der aus von Würzburg nur noch die jenseitigen Uferhöhen zu sehen sind. Bald verschwinden auch diese, die Straße geht einsam fort. Es ist die olte, einst so viel befahrene Frankfurter Reichsstraße, still und verödet, seitdem drüben auf dem andern Ufer die Eisenbahn geht. Aber vor 4 Wochen, da war sie auf einmal wieder belebt, da stand und zog es auf ihr heran, Mann an Mann und Roß auf Roß; hier kommt schon die Stelle, wo sie sich sammelten, die Reiterregimenter, um jenen glänzenden Angriff auszuführen, der unserer Kavallerie doch Genugthuung verschaffte, dem Feinde zeigen zu können, daß auch sie der seinen die Spitze zu bieten vermöge.

Dort, ungefähr 2000 Schritte seitwärts der Straße, sind die „Hettstatter Höfe"; an denen vorbei ging der rasende Sturm, voran die Kürassiere, mit den fast gespenstisch flatternden weißen Mänteln, die kleine Anhöhe hinauf, die dort die Aussicht deckt, und dort an jenem Wäldchen, das dann alsbald sichtbar wird, kam's zum furchtbaren Stoß und Anprall, von dem die tapfern Husaren, die entronnen sind, noch lange erzählen werden. Am Waldessaum sind die Gräber Derer, die sie nicht mitgenommen haben von der Wallstatt, aber wenige im Vergleich zu denen, denen wir noch begegnen werden. An den „Hettstatter Höfen" selbst sieht es traurig aus; vom Garten sind Zaun und Stöcke abgerissen, die Preußen haben sie zu ihren Lagern gebraucht, und diese Lager stehen nun noch auf den Fluren, die nun weithin das gleiche traurige Ansehen der Verwüstung und Vernichtung haben. Man muß genau zusehen, um herauszufinden, daß hier noch Tage vor der Unglückszeit die hoffnungsreichsten Saaten wogten, die üppigsten Felder grünten. Wie eine festgetretene Tenne erscheint die Fläche da, wo die Reiter über sie hinausgesaust; dort ist sie wieder mehr durchwühlt; an andern Stellen erkennt man auf den Boden deutlich die breiten Streifen noch, welche mitten durch die hochwallenden Aehren hindurch Fußkolonnen gezogen; an andern wieder hat wucherndes, grünes Unkraut das zerstampfte und zertretene Land wie mit einem schützenden Kleid überdeckt. Aber von der Ernte, die gerade hier so reich zu erwarten stand, keine Spur mehr; ja das Wenige, was allenfalls noch zu retten wäre, lassen sie auch draußen liegen und vollends verderben; wir fanden sogar Tische und Stühle in den verlassenen Lagern noch stehen; in den Dörfern haust nun ein anderer Feind, der sie apathisch macht, sich fast nicht mehr um Das kümmern läßt, was der andere noch übrig gelassen.

Kleinigkeiten

Bekanntlich bezeichnen die in der letztgenannten Zeit oft in den Zeitungen gelesenen Ausdrücke „Chauvin, Chauvinismus, chauvinistisch" eine krankhafte politische Richtung in Frankreich, welche die Eroberungen und den kriegerischen Ruhm des ersten Kaiserreichs in unsern Tagen um jeden Preis wiederholen möchte. Weniger bekannt möchte die Entstehung dieses politischen Spitznamens sein. Die Bezeichnung „Chauvin" stammt aus einem Lustspiel „Le soldat laboureur", in welchem ein alter Soldat Namens Chauvin, der unter Napoleon gedient hat und sich durch eine lächerliche und maßlose Bewunderung der Kriegsthaten des großen Kaisers hervorthut, die Hauptrolle spielt. Diese Figur ist zum Typus geworden, und wie Tartüffe den Heuchler, George Dandin den unglücklichen Ehemann ꝛc. bezeichnet, so ist auch Chauvin der charakteristische Name für den unverständigen, eingebildeten und kenntnißlosen französischen Politiker geworden, dem die „Gloire" ein tägliches Bedürfniß geworden ist.

Räthsel.

1 schämet sich der Mann zu sagen;
2 rollt durch ferne Räume hin;
1 und 2 erquicken manchen Magen;
3 bringt dem Fleißigen Gewinn,
3 und 4 möge immer blühen,
4 und 5 wünsch' ich dir unverletzt,
Und immerdar sei dein Bemühen,
Daß man 3, 4, 5 bei dir schätzt.
5 kann man's halbe Ende nennen,
2 und 1 lehrt einen Autor kennen
1, 2, 3, 4, 5 sorgen gern
Für Leckermäuler nah und fern.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 213 Samstag, 8. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

Lange war Gecco traurig und es war ihm noch jetzt lieb, wenn er von der bleichen Frau im schwarzen Gewande erzählen konnte; es war seine glückliche Zeit gewesen, mit ihr schien sein guter Engel gewichen.

Das schöne Bilderbuch, das sie an Paolo geschenkt hatte, war von seiner Mutter in der hölzernen Truhe, unter dem Weihwasser-Behälter, aufbewahrt und nur des Sonntags, wenn Paolo fein sittig mit der Angela zu Hause blieb, da wurden die bunten Blätter angesehen und Paolo buchstabirte der horchenden Kleinen ein Märchen vor, das ihr immer sehr gut gefiel und sie sah dabei den Paolo ganz stolz von der Seite an.

Francesco's Weib, Orsola, war eine sehr ordentliche Frau; die Nachbarschaft sprach zwar von ihrem heftigen Charakter, der oft zum Zank Anlaß gab, doch war es Verläumdung; sie war nur ein wenig zu raschen Wesens und die Liebe zum Gelde spielte in ihrem Leben eine Hauptrolle. Orsola sparte gern und hielt ihren Mann kurz, denn sie sagte: „Männer werden gar zu leicht Trinker, wenn man ihnen das unnütze Geld läßt." Doch das Wörtlein „unnütz" war gar ein ausgebreiteter Begriff bei ihr und nur die Einfachheit eines Venetianischen Gondoliers konnte damit zeitweise auskommen. Indeß entstand doch dadurch Unfriede, und herrscht dieser Druck einmal im Hause, so gibt es immer Ursache dazu, möge sie herbeigezogen sein, woher sie wolle, um nur das Bittere dabei zu zeigen. Dieß machte endlich, daß Francesco jetzt seiten zu Hause war; es kam Beiden so besser vor, dann war kein Streit.

Der Zimmermann Dominico wohnte mit Angelo im obern Stock; noch mit Trauer dachte er seiner Frau, die bei der Geburt der Tochter starb. Orsola war von da an des Kindes treue Pflegerin, besorgte seine und des Vaters Nahrung und Kleidung, wofür sie vom Letzteren Kostgeld erhielt, welches sie sich aber immer eine Woche voraus, wenn er sein Lohn von der Schiffswerft erhielt, von ihm geben ließ. Mutter Orsola meinte, es wäre der Ordnung wegen; dabei klagte sie häufig über theure Zeiten, die Küche verlangte Zuschuß, oder Angela ein neues Röckchen.

Die heitersten Stunden von Dominico waren, wenn er in der Mittagshitze in seine Stube trat und die blanke Axt hinter die große Wanduhr gestellt hatte, nicht wie die anderen Arbeiter zu ruhen, sondern dann nahm er die kleine Angela auf den Arm, belachte sie und beantwortete ihre kindlichen Fragen, die aus dem kleinen Kopf urplötzlich auftauchten. Da sprach er ihr vom lieben Gott, der die Kindlein so liebt, von der Mutter, die so gut gewesen sei; — auch erzählte er ihr die Geschichte der Heiligen, deren Bilder in schwarzhölzernen Rahmen im Zimmer herum hingen. Der St. Georg gefiel der Kleinen am besten, weil er ein braunes Pferd ritt, das wie ihr hölzernes aussah. Auch fuhr der Vater sie und den Paolo Abends nach der Arbeit oft auf seinem alten Kahn in den Lagunen umher, häufig um zu fischen; doch da mußten sich beide Kinder sehr ruhig verhalten, denn der Kahn war schmal und schwankte leicht. Dabei zeigte er ihnen drüben die lange Alpenreihe, die in dem letzten Licht der Abendröthe glühete und sagte, dort wäre ein schönes Land, voll grüner Bäume, Blumen und die Vöglein tanzten in den Zweigen und Gängen; — dort wäre in den Bergen auch der ewige Schnee und grüne, schöne Eissäulen; überall wäre es der liebe Gott, der Alles gemacht hätte.

Dabei dachte Angela an die Märchen, die ihr Paolo vorgelesen hatte, von den kleinen Menschen in goldenen Palästen, wo Bäume von Silber und darauf Vögel von Rubin. Doch Paolo stieß sie an und flüsterte ihr zu: „Da drüben sind auch die Pferde". Da machte Angela noch größere Augen und sah lange nach den Bergen hin.

II.

Die Erde hatte vierzehnmal seitdem, nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, ihre Kreise um die goldene Sonne beschrieben, ein Weg war wie der andere unverändert derselbe, und doch behauptet die neue Zeit und ihre Hypothesen, es wäre ein spielförmiges Vorwärtsschreiten, doch der Mensch kann mit seinen kleinsten Maßen erst in dreißig Jahrtausenden wissen, was das Wort „Vorwärts" bei der Sonne und ihren Schützlingen sei. „Und die Sonne steht doch still", murmelte

ein berühmter Mann zwischen den Zähnen, als die gelehrte Zeit ihn zwingen wollte, es zu widerrufen. Dort ist Alles unverändert, was da oben sich schaffet und endet; ihr kleinen Menschen mit dem großen Geist, ihr sehet es nicht, wohl aber zeiget jede Spanne der Zeit eure Veränderung; — doch der Wurm zu euren Füßen, nur einen Tag lebend, er merkt sie nicht. Der Mensch glaubt aufwärts zu eilen, wo das Licht glänzt, er glaubt abwärts zu steigen und stehet die Finsterniß, allein Niemand behaupte: es gebe einen Stillstand. „Sonne, stehe still, Erde, bewege dich!“ steht in der heiligen Schrift; doch in der Ewigkeit hat es einen Anfang gegeben und es wird Alles seinen Untergang haben; im Begriffe Anfang liegt das Ende und Alles, was wir hier schauen, ist die Vergänglichkeit. — —

Es war des Abends, die Sonne schon für andere Länder aufgegangen, die Lagunen waren ruhig, die Fischer kehrten von allen Seiten zurück, riefen sich zu und sangen Lieder..

In der Stube des Gondoliers Franceeco brannte Feuer auf dem Herde, seine Frau bereitete die Polenta; sie war älter geworden, ihre Züge, die das Feuer beleuchtete, schärfer. Es mag Andern auch so gehen; wenn man lange von Bekannten fortgewesen ist, weder Briefe noch andere Nachricht erhalten hat, so nähert man sich nur langsam der wohlbekannten Schwelle. — Was für Veränderungen sind vorgegangen und wen werde ich nicht finden? Man frägt nur mit halber Stimme nach dem Freunde, blickt am liebsten zum Fenster zuerst hinein. — Den Franzeeco hatten sie vor einem Monat begraben, er litt schon lange an Schwäche in Armen und Beinen, die zunahm, — er starb. Die Kurkosten und das Begräbniß halten der Orsola viel gekostet, was sie schmerzhaft empfand. Der Zimmermann wohnte noch oben; er war der ehrliche Dominico und früher, doch die so sehr anstrengenden Arbeiten hatten auch ihn weit schneller, als seinen Jahren angemessen, gealtert. Dennoch erklang seine Axt noch halbe Tage lang auf der Schiffswerft, dagegen versorgte er mit Fischen die Küche mehr, als früher.

Vor der Thür auf der Bank saßen zwei Personen, die wir schon kennen: die eine war Dominico, seine Pfeife glühete, kleine Wölkchen stiegen blau in die Luft und sahen doch grau aus gegen das Himmelsblau; neben ihm, angelehnt an seinen Schultern, saß ein junges Mädchen, ihr großes, schwarzes Auge blickte nach der Abendröthe und ihre braunliche Gesichtsfarbe, wie sie den Italienerinnen eigen, kleidete dem so regelmäßig feinen Gesicht; ihre wunderbar welchen Züge zogen an, sie waren der Schmuck der Lieblichkeit; — man trifft sie nur bei Menschen, die sich recht von ganzem Herzen freuen, aber auch von ganzer Seele tief betrüben können.

Ein weißes Tuch, das auf dem Kopf befestigt gewesen, denn sie hatte so eben drüben die Abendmesse gehört, war hinten herabgefallen, nur noch der leichte Knoten hielt es; mit der Hand strich sie ihr gescheiteltes Haar glatt, das noch immer, wie bei der kleinen Angela, sich in Locken legen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Fieber.

Von Dr. W. Bertram.

Dieser Ausdruck läßt sich bis in's zwölfte Jahrhundert zurückführen, in die Zeit, wo Klöster die Pflanzstätten des gelehrten Wissens bildeten, wo Heidnisches und Christliches sich in enger Vermischung befanden und wo Virgil und Horaz in den geistlichen Schulen neben Moses und Johannes gepflegt wurden. Mit dem Romanismus, der unser nationales Leben so vielfach gefälscht hat, kam auch das Wort Fieber aus dem Latein zu uns herüber. Denn das lateinische Wort **febris** (Fieber), welches, durch eine Versetzung der Buchstaben, aus **ferbis** entstanden ist, stammt von **ferveo**, ich glühe, ich walle, und schließt sich somit an das griechische Wort **pyretos** an, welches, von **pyr** (das Feuer), abgeleitet, den Zustand der Feuergluth ausdrückt. Sonderbar genug nimmt sich daher für den, welchem die Geschichte der Sprache und die Wurzeln der Worte offen liegen, unser kaltes Fieber aus. Aber es ist auch ein sonderbares Ding, dieß kalte Fieber! Meint man doch wirklich, daß erstarrende Kälte und glühender Brand darin mit einander gemischt seien; während Hand und Stirn und Fuß eisig anzufühlen sind, zehrt Glühhitze an den Eingeweiden. Welcher Empfindung soll man glauben, den äußerlichen, die Jeder mit fühlen kann, oder der innerlichen, die nur der gemarterte Kranke wahrnimmt? Welche Bezeichnung ist die richtigere, die germanische, welche den schweren Anfang des Leidens festhält, oder die hellenische, welche die Störung in ihrem Verlaufe wiedergibt? Mehr als zweihundert Jahre sind darüber hingegangen, ehe diese Fragen endgültig beantwortet werden konnten. Das Beobachten der Natur ist gar schwer und die bloßen Sinne sind oft sehr trügerische Werkzeuge. Sehr langsam, durch die Arbeit vieler, einander ablösender Geschlechter, werden die Mittel und Wege gefunden, welche ein späteres, wenigstens in der Erkenntniß glücklicheres Geschlecht zum Ziele führen. Zu allen Zeiten haben die besseren Aerzte sich eifrig bemüht, die mechanischen Mittel, welche die fortschreitende Technik jedem Einsichtsvollen zur Verfügung stellt, für ihre Zwecke, die Erforschung und Heilung von Krankheiten, zu benutzen. Nicht wenig haben sie durch eigene Erfindung hergestellt. Aber der Gebrauch führt auch sehr leicht zum Mißbrauch, der Gewinn verleitet oft zum Verlust! So geschah es zuerst mit der Uhr. Schon lange hatte man den Puls gefühlt und gezählt, und

man wußte, daß er in fieberhaften Krankheiten von großer Bedeutung sei. Als man in der Uhr ein so sicheres Werkzeug fand, um die Zahl der Pulsschläge in einer bestimmten Zeiteinheit sicher festzustellen und eine zuverlässige Vergleichung zwischen früheren und späteren Pulsbestimmungen zu machen, da verlor sich mehr und mehr der Gedanke, daß das Fieber eine ursprüngliche und wesentliche Beziehung zu der Wärme des Körpers habe. Viele begnügten sich damit, die Hand des Kranken zu fassen, mit ernsthafter Miene die Uhr zu ziehen und den Puls zu fühlen. Für sie war Fieber gleichbedeutend mit Vermehrung der Pulsschläge und da nun jeder Pulsschlag einer Zusammenziehung des Herzens entspricht, so schien kein Schluß natürlicher, als daß das Fieber seinen wesentlichen Sitz im Herzen und in den Gefäßen habe. Geraume Zeit ging hin, ehe man zu der Uhr das Thermometer fügen konnte. Aber kaum war das Thermometer durch die Bemühungen unseres Landsmannes Fahrenheit hergestellt, als es auch schon die Aerzte zur Erforschung der Körpertemperatur in Anwendung zogen. Daß so endlich zuverlässige Thatsachen zusammengetragen wurden, welche die Fieberfrage ihrer Erledigung zuführten, ist wesentlich ein Verdienst der deutschen Wissenschaft. Wir wissen jetzt, daß auch im Fieberfrost der Körper glüht, und daß nur die Oberfläche jene Erkältung erfährt, welche den Kranken selbst und noch mehr seine Umgebung täuschen kann. Wir wissen jetzt, daß die mittlere Körpertemperatur gesunder Menschen zwischen 36 und 37 Grad des hundertheiligen Thermometers schwankt.

In der Erzeugung und Erhaltung dieser Temperatur ist der Körper nur zum Theile abhängig von der äußeren Wärme, welche ihm als solche unmittelbar zukommt. Die umgebende Luft kann sich um viele Grade erhitzen oder erkälten, und doch ist der Körper im Stande, seine Eigenwärme zu behaupten. 30 Grad mehr oder weniger in der Atmosphäre ändern die Eigenwärme des Körpers oft nicht um $^1/_2$ Grad. Das Gefühl des Kalt- und Warmseins ist gar kein Maßstab für die wirkliche Temperatur des Körpers, es bezeichnet nur den augenblicklichen Zustand der Hautnerven, am häufigsten die Empfindung der Differenz, und schon so begreifen wir es, daß der Fieberkranke bei derselben Blutwärme das Einemal Frost, das Anderemal Hitze empfinden kann.

So schlecht ist es mit unserem Bewußtsein bestellt, daß wir häufig den Zustand unseres eigenen Leibes ohne technische Hülfsmittel nicht abzuschätzen wissen. Unvollkommenes Geschöpf, wenn es sich auf seine Gefühle, seine Ahnungen, sein bloßes Bewußtsein verlassen will! Und doch wie vollkommen, wenn die schön geordnete Mechanik seines Leibes ohne sein eigenes Wissen in regelmäßiger Arbeit ist, wenn alle Regulatoren wirken! Sinkt die äußere Thätigkeit, so beginnt die innere Thätigkeit der Organe.

Wie in einem Ofen verbrennen die Stoffe, durch die Lungen dringt das Phlogiston, die brennende Luft, der sogenannte Sauerstoff, ein und ebenso entweicht durch sie der größere Theil der verbrannten Stoffe, in Form von Kohlensäure, wie sie aus dem Ofen entweicht, nachdem das Holz in Luft verwandelt ist. So erwärmt sich der Körper. Steigt dagegen die äußere Temperatur, so treten die Regulatoren in Wirksamkeit, um die innere Erhitzung nicht überhand nehmen zu lassen. Die Haut beginnt feucht zu werden, die verdampfende Feuchtigkeit bindet Wärme, der Körper kühlt sich trotz der heißeren Umgebung ab. Der Durst erwacht, wir nehmen kühles Getränk, welches nicht nur durch seine niedrige Temperatur wohlthätig einwirkt, sondern auch der Haut neue Verdampfungsflüssigkeit stellt. So vollkommen arbeiten diese und andere Regulatoren, daß jenes Gleichgewicht der Funktionen, welches das Gefühl des Wohlseins erzeugt, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen eine ziemlich lange Zeit erhalten werden kann. Die natürliche Eigenwärme ist also keineswegs, wie die Alten meinten, eine eingeborne, gleichsam eine Mitgift der Götter, und somit selbst göttlich, sie ist auch nicht ein unaufhörlich erneuertes Geschenk der Sonne, jenes guten Gestirns, das unserer Erde als unentbehrliche Wärmequelle dient, sondern sie ist ein selbstständiges Erzeugniß des Körpers, ein Arbeitslohn thätiger Organe.

Und nicht allein die Wärme des gesunden Leibes ist es, auch die Fiebergluth des kranken Körpers hat keine äußere Quelle, auch sie ist ein Erzeugniß innerer chemischer Umsetzungen der Stoffe, der Ausdruck eines wirklichen inneren Brandes. Dieser Brand aber verzehrt nicht bloß die von außen mit der Nahrung eingeführten Stoffe, sondern er ergreift die Gewebe des Körpers selbst, je schwerer das Fieber, um so schneller zehrt es, um so früher kommt jene so erschreckende Abmagerung, welche den lange andauernden Fiebern den Namen Zehr- oder hektische Fieber gegeben hat.

Wenn man weiß, daß der Mensch in der eisigen Polarzone, wo das Quecksilber gefriert, und in der dörrenden Gluth der Tropen, wo die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf den Scheitel wirft — seine mittlere Wärme behaupten kann, so schließt man leicht, daß in dem Fieber nicht so sehr die Temperaturgrade des Körpers abweichend sein können, als vielmehr, daß die Regulatoren eine Störung erfahren haben müssen. Und in der That lehrt uns das Thermometer, daß in der Mehrzahl das Fieber die Körpertemperatur nur bis 38 und 39 Grad des hundertheiligen Thermometers, also um beiläufig 2 Grad, steigert und daß nur in den schwersten Nerven- und Wechselfiebern, so wie in manchen Entzündungs- und Ausschlagsfiebern, die Temperatur des Blutes 40 und 41 Grad erreicht, also 3—4 Grad über das natürliche Mittel sich erhebt. Dennoch ist schon eine geringere Steigerung der inneren Temperatur fast unerträglich, der Durst wird unstillbar, die Brust hebt sich schneller, um kühlere Luft einzusaugen, hastig arbeitet das Herz, unruhig wird der Körper hin und her ge-

Digitized by Google

worfen, der Geist wird aufgeregt, widerwillige Gedanken erheben sich in immer ungestümerem Gedränge, immer mehr der Selbstbestimmung entzogen, und endlich erschöpft sich der organische Bau in seinen innersten Bestandtheilen, weil die Regulatoren nicht ausreichen, dem fortschreitenden Verbrauch der Körpergewebe genügend Einhalt zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 2. August starb in Baden bei Wien Mathias Gullia, Kassier des Josephbades, bekannt als der letzte der kaiserlichen Hofzwerge. Er war zu Istrien 1814 geboren, der Sohn wohlgeformter Eltern, und gehörte mit seiner Gestalt eines dreijährigen Kindes, dem richtigsten Ebenmaße seines winzigen, 2 Schuh 10 Zoll messenden und 23 Pfund wiegenden Körpers, welche Größe er im fünften Lebensjahre erreicht hatte und behielt, zu den merkwürdigsten und interessantesten Naturerscheinungen. In den Vierzigerjahren kehrte er von längeren Reisen nach Wien zurück und erhielt von Seite des kaiserlichen Hofes viele Gunstbezeugungen, bewohnte Laxenburg und wurde gewöhnlich bei Hoftafeln den fremden hohen Gästen vorgestellt, mit denen er in unbefangener Weise konversirte. Kaiser Ferdinand machte ihn zum Tafeldecker, und als solcher genoß er bis zu seinem Lebensende eine Pension. Gullia hinterläßt eine Wittwe mit vier stattlich gebauten Kindern. Seine Leiden währten nur 12 Stunden; er starb in Folge des Genusses von 24 Zwetschgenknödeln, die wohl sein kleiner Magen nicht zu verdauen vermocht hatte.

Ein Beamter der preußischen Feldpostexpedition der 15. Infanterie-Division war auf der Tour von Iglau nach Znaim seiner Expedition um ein Bedeutendes vorausmarschirt und befand sich allein auf der Landstraße, wo ihm ein österreichischer Soldat begegnete. Der Postbeamte als wackerer Preuße hält den Oesterreicher mit den Worten an: „Sie sind mein Gefangener." — „O nein, alter Freund," entgegnete der Oesterreicher, „wir sind holter hier allein, und da nehme ich Sie gefangen." — „I wo", sagte der Preuße, „wir sind die Sieger, und Sie mithin mein Gefangener." So stritten sich die Beiden eine Zeit lang herum, bis sie sich zuletzt dahin einigten, daß sie sich gegenseitig gefangen nehmen wollten. Sie nahmen sich in Folge dessen in den Arm und marschirten nebeneinander, sich von ihren Kriegserlebnissen unterhaltend, dem Ziele des Preußen zu. Als sie dieß bald erreicht, sagte der Oesterreicher zum Preußen: „Nun, Kamerad, wir haben uns gegenseitig gefangengenommen, jetzt wollen wir uns auch gegenseitig auswechseln!" Sie sprachens, thatens und trennten sich unter wärmster Freundschaftsversicherung.

Ein Fuhrmann, der in Berlin ansässig und nicht mehr militärpflichtig ist, wurde von einem Fuhrherrn als Führer zweier Gespanne, welche den ausrückenden Truppen nachzufolgen hatten, engagirt und ging beim Beginn des Krieges mit der Garde nach dem Kriegsschauplatz ab. In der Schlacht bei Königsgrätz kam ein Hauptmann vom 3. Artillerie-Regiment, das besonders stark im Feuer war, an den Wagen des Fuhrmanns gesprengt und befahl ihm, seine Pferde aus- und vor die Geschütze zu spannen. Der Mann folgte sofort dem Befehl und benahm sich dabei so sachkundig, daß der Hauptmann ihm zurief: „Waren Sie Soldat?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann," lautete die Antwort, „bei der 3. Artillerie-Brigade in Magdeburg." — „Da können Sie gleich den erschossenen Stangenreiter ersetzen," lautete der weitere Befehl, gegen den der Fuhrmann als alter Soldat nicht den geringsten Widerspruch erhob. Er ließ seinen Wagen stehen, übernahm den ihm angewiesenen Posten, und machte so im Zivilanzuge die ganze Schlacht mit, kam auch unverwundet davon, und befindet sich noch jetzt gesund und munter bei der Armee. Seine Wagen hat er freilich nicht wieder zu sehen bekommen.

Im „Bieler Tagbl." wird darauf aufmerksam gemacht, daß in Worb (Bern) noch eine 93jährige Veteranin lebt, Frau Elis. Balpi, geb. Bohrer, welche, mit einer Sense bewaffnet, 1798 gegen die Franzosen ins Grauholz zog.

Charade.

Das Erste, wie das Zweite,
Die helfen Beide gehen;
Kommt unter Eins das Ganze,
So bringt es Eins zum Stehen;
Dann aber geht das Ganze,
Das früher ward getragen,
Und trägt noch schwere Lasten;
Wie dröhnen seine Klagen!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 208:
Pflug, Flug, Lug.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 214 Montag, 10. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

— „Ach, was werden sie da viel Noth leiden," — grollte Dominico — „sind es doch jetzt nur Zwei statt Drei, und Paolo ist ein tüchtiger Bursch. Der Francesco, Gott habe ihn selig, war kein schlechter Mensch, aber ein schwacher, der sich verführen ließ zum Herumtreiben und Haus und Frau vergaß; ich habe es ihm wohl häufig vorgehalten; ja, da hat er immer geantwortet: „ich kann nicht anders, es muß so sein." Geld war nie im Hause, wenn nicht die Frau und ich es zusammenhielt; — na, es thut nichts, ist es doch gut gewesen. Daß unsere Alte drinnen klagt und rothe Augen hat, das hat sie gethan, so lange ich sie kenne; gleich wenn's etwas schief geht, so spricht sie vom Verhungern und ist zänkisch gegen alle Welt. Doch wenn ich ihr von Paolo erzähle, der ein so braver Gondolier geworden ist, da fühlt sie denn auch, daß der Himmel noch nicht zusammenstürzen wird."

— „Aber Du solltest sie nur hören, wenn ich meine Arbeit verlasse, um ihr zu helfen," — entgegnete nach einer Weile Angela ihrem Vater — „da spricht sie von früheren, besseren Zeiten, und es wären jetzt die Schmerzenstage. Sieh, Vater, das kann ich nun gar nicht begreifen, — wenn sie es nur nicht den Paolo entgelten läßt, das wäre ein Unglück. Er ist immer lustig, springt, wenn ich des Morgens in seiner Gondel sitze, und Abends, wenn er zurückkommt, bringt er immer Geld nach Hause; müßte er nicht traurig werden, wenn er die Mutter so klagen hörte?"

„Du sprichst wie ein junges Mädchen, das immer in der Kammer oben saß, oder nur gehört hat, was der Paolo schwatzt; — junges Blut ist nicht lange trübe; von Nothleiden ist nicht die Rede, das weiß der Paolo, und die Schulden in der Apotheke und bei'm Doktor werden auch bald bezahlt sein und damit Basta. — Deine Mutter dort war gerade so wie Du, nur etwas vernünftiger, die freute sich über einen schönen Abend mehr, als wenn sie sollte zum Tanz gehen und theilte gern Freud' und Leid mit Andern; — doch ist das auch nicht immer gut, es kann zu weit gehen, macht eine kleine Welle zur Woge und bringt mehr Leid in's Haus, als Nutz; Alles muß seine Balance haben, ist eine Seite zu schwer, da fällt das Schiff um."

„Wo nur der Paolo bleibt?" — sagte Angela, die den Vater zuletzt nicht mehr angehört hatte — „ich suchte ihn heute Abend an der Piazetta auf, doch die Burschen machten nur ihre Scherze mit mir, umgaben mich und riefen mir zu: „Signora, kommt mit mir, ich bin der Paolo!" Als ich weiter ging unter dem Bogengang des Platzes, da mußte ich bei den Türken vorüber; einer stand auf, er trug einen weißen Mantel und einen langen, schwarzen Bart, seine Hand, die voller goldener Ringe war, legte er auf meinen Arm; ich sah ihn erschrocken an, da sagte er: mia bella Gazella, vient comme: moi (Meine schöne Gazelle, komm' her zu mir.) Ich aber floh, und werde jetzt nur mit Euch oder Paolo dort hingehen, denn die andern sind böse Menschen."

Dominico holte die Tabakstasche aus dem Aermel seiner Jacke hervor, lachte vor sich hin, stopfte die kleine Pfeife und sagte nach einer Pause: „Ja ja!" Er stand dann auf, sah sich den Himmel an. „Ein schöner Abend, recht sternhell, und alle Menschen sitzen vor den Thüren, ich aber brauche eine Kohle für die Pfeife und muß hinein."

Angela blickte lange nach dem Wasser hin und horchte aufmerksam, wenn der ferne Ruderschlag einer Barke erklang. Sie wartete auf Paolo, wie sie es jeden Abend that, immer mit klopfendem Herzen und banger Sehnsucht. Seitdem sie lebte, war Paolo ihr Gefährte gewesen; er hatte sie klein gehütet, ward später ihr Vertrauter, sie betrachtete ihn als einen Theil ihres Herzens, das für ihn oft schneller klopfte, so wie es auch jetzt der Fall war. Die einfache Umgebung im Hause, aus der sie nur heraustrat, wenn sie nach dem Kloster oder in die Messe ging, hatte ihr gegen Fremde eine Scheu und Schüchternheit gegeben; Angela war nicht wie andere Mädchen, die sich auf den Tanz und auf die Abende der Riva und Piazetta freuen, sie saß zu Hause, wie früher, neben dem Vater, seine Geschichte anhörend, und so hatte sich ihr unerfahrenes, kindliches Gemüth erhalten, wie es in Italien mit siebzehn Jahren selten ist; sie liebte den Paolo, was ging sie die übrige Welt an? — Ob er sie liebte, hatte sie nie gefragt; es verstand sich von selbst, er war am lustigsten mit ihr, theilte ihre Freuden und kleinen Sor-

Digitized by Google

gen. An den Festtagen fuhr er sie hinaus auf den Kanal, da zog Angela ihr bestes Mieder an und den schwarzen Schleier; wenn dann vorüberfahrende Herren Blumen nach Angela warfen, ihr winkten und lange nachsahen, da wurde Paolo roth und setzte seine wollene Mütze tiefer in die funkelnden Augen, aber Angela lachte ihm zu und warf die Blumen ins Wasser, daß sie noch lange dem Schiffe nachschwammen.

Horch! Kräftige Ruderschläge, — eine schwarze Barke nähte sich; da erscholl ein heiterer Gesang: „I o-le-voglio ben assaï, a-le pense a me.“

Angela sprang auf, rückte das Tuch über den Kopf und eilte dem Paolo entgegen.

„Ah mia cara! Wartest Du noch meiner? Daß der Nachthau Dir nur nicht die Aeuglein trübe; — ich konnte nicht früher kommen,“ sagte Paolo, indem er landete, das lange Ruder einzog und der Angela die Hand reichte. Sie sprang wie eine Gazelle in die Barke, faßte Paolo bei den Schultern und schaute ihm in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Die badische Kriegführung.

Wien, 4. September.

Unter dem Titel: „Acte mäßige Enthüllungen über den badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen in dem so eben beendigten preußisch-deutschen Kriege“, ist hier so eben eine Broschüre erschienen, welche zu den Aufklärungen über die Haltung unserer süddeutschen Bundesgenossen in dem eben beendeten Kriege so schätzbare Beiträge bietet, daß wir uns am besten jedes Raisonnements enthalten, und uns einfach auf die Wiedergabe der mit Beweismitteln belegten Thatsachen aus jener Broschüre beschränken.

Das achte Armeekorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen, als vom Bunde ernannten Kommandanten, bestand aus einer badischen, aus einer hessischen und einer württembergischen Division *), von denen die Erstere 10,000 Mann zählte. An die Spitze derselben stellte der Großherzog von Baden, der Schwiegersohn König Wilhelms von Preußen, seinen nächstälteren Bruder, Prinzen Wilhelm, welcher selbst als Offizier in preußischen Diensten stand. Von dem Momente, wo Prinz Wilhelm seine Bestallung empfing, wußte man in Baden, wie man daran war — denn durch alle Zeitungen war, ohne ein Dementi zu erfahren, der denkwürdige Ausspruch des Divisionärs gegangen: „kein Ehrenmann könne gegen Preußen kämpfen.“

*) zu der sich noch die österreichische Brigade Hahn, einige Tausend Mann Nassauer und eine Abtheilung kurhessischer Husaren gesellte.

Leider gaben die Bundesgesetze, die Bundeskriegsverfassung und die Korpsakte des achten Armeekorps weder dem Prinzen von Hessen noch dem Oberfeldherrn des Bundes, Prinzen Karl von Bayern, ein Recht zur Einsprache gegen die seltsame Wahl des Großherzogs. Mehr noch! Der Korpsgeneral des achten Korps war nicht ermächtigt, über seine Untergenerale eine kriegsgerichtliche Prozedur zu verhängen; er hätte den Prinzen Wilhelm nur „provisorisch suspendiren und bei seiner (badischen) Behörde eine Untersuchung gegen ihn beantragen können!“

So durfte denn Niemand dagegen protestiren, daß Prinz Wilhelm das Kommando gegen Preußen übernahm, wenige Tage, nachdem er im Karlsruher Herrenhause dem Geheimrath Bluntschli für dessen vom ganzen Lande mißbilligtes preußenfreundliches Auftreten „die Anerkennung und ausgezeichnete Achtung seiner Person und Wirksamkeit“ ausgesprochen.

Es mußte indessen dem Obigen zufolge, nach der einmal getroffenen unglückseligen Wahl Badens, einfach dem Prinzen Wilhelm von Baden überlassen bleiben, sich mit seinem Gewissen über den offenbaren Konflikt, in den er sich mit seinen Pflichten als General und mit seiner Ueberzeugung als Mensch gesetzt hatte, abzufinden.

Die übrigen kommandirenden Offiziere haben denn auch auf jenen Prinzen wenigstens insoweit bauen zu dürfen geglaubt, daß derselbe, nachdem er einmal seine Truppen als Bundesgenossen in das Feld geführt, wie ein ehrenhafter Militär erschienen sei, bei dem die eigenen Gelüste gegenüber den Zwecken der gemeinsamen Fahne schweigen müssen.

Inwieweit nun Prinz Wilhelm dieses zu den gemeinschaftlichen Operationen unbedingt erforderliche Vertrauen rechtfertigte, und welchen Namen die ewig gerechte Geschichte ihm demnächst hiefür beilegen wird, mag der denkende Leser aus den folgenden Mittheilungen entnehmen.

Auf den Befehl des Oberfeldherrn der westdeutschen Armee, des Prinzen Karl von Bayern, sollte die Vereinigung des siebenten (bayerische Truppen) und achten Armeekorps, nachdem die Kapitulation der Hannoveraner zur traurigen Thatsache geworden war, bei Hersfeld und Vacha stattfinden und wurden deßhalb vom 2. bis 5. Juli die Märsche des achten Armeekorps durch den Vogelsberg nöthig, in welchem dasselbe bekanntlich bereits bis zu einem Tagmarsch vor Fulda schlagfertig konzentrirt worden war.

Damals hatte die zweite Division (die badischen Truppen unter Prinz Wilhelm) den gemessenen Befehl gehabt, sich der Punkte Gießen und Wetzlar zu bemächtigen.

Es wurde dazu noch ein besonderer Befehl ausgefertigt und dieser bezeichnete es ausdrücklich als die Aufgabe der zweiten Division, die Städte Wetzlar und Gießen zu besetzen und damit sowohl die Basis

am Main zu decken, als auch der Armee im Vorrücken in das Fuldathal in Flanke und Rücken zu sichern.

Am Schlusse dieses Befehles standen die Worte: „Ein allenfallsiger Rückzug, welcher jedoch außer Wahrscheinlichkeit liegt, hat in der Stellung vorwärts Frankfurt, das zur Vertheidigung hergerichtet wird, zu geschehen."

Es versteht sich nun von selbst, daß diese dem Prinzen Wilhelm jetzt vielleicht sehr willkommene Stelle unmöglich mißverstanden werden konnte, wenn man namentlich den Passus unmittelbar vorher in das Auge faßt, welcher wörtlich lautet: „Das Kommando wird in der Nähe der Lahn eine geeignete Zentralstelle auswählen, um bei einem überlegenen Angriff sich darin konzentriren zu können."

Man hatte also bei einem eventuellen, jedoch „außer aller Wahrscheinlichkeit liegenden" Rückzug aus der so überaus wichtigen Stellung schon damals nur unter der einzigen Voraussetzung reden wollen, daß dieser Rückzug durch überlegene Angriffe dringend nöthig werde und selbst Prinz Wilhelm wird nachträglich nicht behaupten wollen, daß hier eine andere Auslegung auch nur irgendwie denkbar wäre.

Er wird dieß umsoweniger, als jene Stelle durch den bündigen Operationsbefehl des folgenden Tages keinerlei Zweifel mehr darbieten kann, indem es dort in präzisester Weise heißt: „Die zweite Division bleibt in ihrer Aufstellung. Es wird ihr jedoch Vorsicht anempfohlen und sorgfältige Aufklärung gegen Marburg und entlang der Bahnen nach dem Rhein."

Durch diesen späteren Befehl erscheint daher auch selbst der leiseste Schein einer Vertheidigung der hierauf folgenden Handlungsweise des Prinzen Wilhelm ausgeschlossen.

Am 5 Juli traf nämlich ein die seitherigen Operationen nutzlos machender Gegenbefehl des Prinzen Karl von Bayern im Hauptquartier des achten Armeekorps ein, wornach sich die bayerischen Truppen, nach einem unglücklichen Treffen mit den Preußen bei Kaltennordheim, im Rückzug aus dem Werrathal gegen Franken befänden und die Vereinigung der beiden Korps an einer weit südlicheren Stelle angeordnet wurde.

Prinz Alexander hatte in Folge dessen am 6. Juli den befohlenen Rückzug antreten müssen und auf der ersten Rückzugsstation seines Hauptquartiers, zu Grainfeld, wurde ihm ein badischer Lieutenant gemeldet, welcher aus dem badischen Hauptquartier im Auftrag des Prinzen Wilhelm die im höchsten Grade überraschende Kunde überbrachte, die badische Division habe ihre Stellung verlassen, um sich hinter Frankfurt zurückzuziehen!!!

Verschiedene Offiziere wollten an jenem Lieutenant eine gewisse Naivetät des Benehmens bemerkt haben und hieraus Schlüsse auf den Umstand ziehen, daß gerade er zur Ueberbringung des delikaten Auftrages vom Prinzen Wilhelm auserwählt worden war. Thatsache ist, daß besagter Lieutenant ganz unbefangen und gewissermaßen als Kuriosum einigen Offizieren des Hauptquartiers erzählte, in Wetzlar hätten die preußischen Gendarmen mit einem zurückgebliebenen badischen Dragoner in kordialster Weise fraternisirt und denselben versichert, den Badensern geschähe ja durch die Preußen nichts Böses!*)

Auf obige Meldung — dieselbe erfolgte wie erwähnt am 6. Juli — wurde sofort Seitens des Oberkommando's der im Hauptquartier befindliche badische Major Kraus, Sous-chef des Generalstabs, abgesandt, um über die unbegreifliche Retirade nähere Erkundigungen einzuziehen.

Die demselben ertheilte schriftliche Instruktion, ist, wie noch einige andere für unseren Zweck bedeutungsvolle Dokumente, aus den Akten spurlos verschwunden.

Deren Inhalt ist indessen in auf andere Weise sehr leicht nachweisbarer und konnte nach den gegebenen Verhältnissen auch nur dahin lauten, daß das höchste Erstaunen über die Rückbewegung ausgesprochen und gleichzeitig darauf hingewiesen wurde, wie jetzt die beiden andern im Rückmarsch befindlichen Divisionen durch die Badenser am linken Flügel völlig preisgegeben seien und namentlich die zwischen Alsfeld und Hersfeld herumschwärmende Reservereiterei dem Feinde geradezu in die Hände geliefert werden könne.

Ferner ward das Befremden darüber kundgegeben, daß die Meldung einer so wichtigen ohne und wider allen Befehl vorgenommenen Aenderung nicht von irgend welcher schriftlichen Motivirung begleitet gewesen sei.

Mündlich ertheilte Prinz Alexander dem Major Kraus die weitere Instruktion, den Prinzen Wilhelm nöthigenfalls zu bedeuten, daß er seines Kommando's enthoben würde, falls er nicht augenblicklich gehorche.

Prinz Wilhelm befand sich zu jener Zeit bereits in

*) In naher Verwandtschaft mit dieser Aeußerung steht ein an das Kommando der 3. Schwadron des 1. großherzoglich hessischen Reiter-Regiments eingesendeter Bericht des hessischen Lieutenants Zimmermann d. d. 21. Juli, welcher dem Hauptquartier zur Einsicht mitgetheilt wurde und wörtlich also lautet:

„Der gehorsamst Unterzeichnete erfuhr am 20. Juli in Miltenberg von seinem Quartierträger, daß einer der zwei Tage zuvor bei demselben einquartirten badischen Offiziere vom Stabe Sr. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Baden die Aeußerung gethan habe: „So lange die Badenser in Miltenberg seien, brauchten die Bürger keine Angst zu haben, daß es in der Stadt zu einem Gefechte komme, sie thäten den Preußen nichts und die Preußen thäten ihnen auch nichts." !!!)

„Der Name des betreffenden Offiziers ist dem Unterzeichneten entfallen.

Zimmermann,
Lieutenant."

Frankfurt und von dort aus richtete er denn eine etwas unklare schriftliche Meldung an das Armeekorps-Kommando, die wir in ihrem Wortlaut dem Publikum nicht vorenthalten wollen:

„Frankfurt, den 6. Juli 1866. Abgegangen um ½6 Uhr Abends. „Das Kommando der zweiten Division meldet, daß am 5. ds. Mts. eine konzentrirte Stellung bei Butzbach bezogen wurde, um die Punkte Wetzlar und Gießen zu beobachten, deren Besetzung zu Zersplitterung der Kräfte geführt haben würde. Am 6. wurde sodann eine Aufstellung bei Bildel hinter der Nidda bezogen. Die Dislokationsliste vom 6. ds. Mts. ist angeschlossen. Der Divisions-Kommandeur: Prinz Wilhelm von Baden."

Wir machen hierbei zunächst auf die Unterlassung einer jeden Motivirung für den in der Meldung nur mit dem Wörtchen „sodann" vermittelten Rückzug aufmerksam und fügen für den mit den geographischen Verhältnissen nicht näher Vertrauten bei, daß Bildel etwa 7 Stunden auf der südlichen Straße von Butzbach nach Frankfurt zu liegt, nicht ganz 3 Stunden von letzterer Stadt entfernt.

Die anfänglich vermißte Motivirung kam indessen in einer zweiten, nicht minder auffallenden Meldung nach. Dieselbe ist datirt „Frankfurt, am 7. Juli, 5 Uhr Früh" und berichtet Folgendes: Der Kommandant der zweiten Division hat die Ehre, hiermit zu melden, daß er seinen Marsch nach Bübel zu etwaiger Aufnahme der durch das Fuldathal sich repliirenden Divisionen des Armeekorps dadurch motivirt glaubt, daß in seiner Front und beiden Flanken — — vom Feinde weder etwas zu vernehmen noch zu sehen war. (!!) Dagegen lauteten die Nachrichten (?) dahin, daß bereits feindliche Abtheilungen bis Brückenau einerseits und Rüdesheim andererseits vorgeschoben waren. (Diese angeblichen „Nachrichten" hätten also nur von Orten gesprochen, welche zu jener Zeit gar nicht im Bereiche der Operationen des 8. Armeekorps liegen konnten.) Da somit (wir bitten im Vergleich zum Vorhergehenden auch dieses logische Wörtlein zu beachten) an ein Halten der ohnehin sehr schwer zu vertheidigenden Stellung Gießen-Wetzlar nicht gedacht werden konnte, wohl aber ein Abdringen von der Hauptstraße nach Frankfurt und von den Hülfsmitteln sehr möglich erschien und vermuthet werden konnte, daß das Armeekorps sich mit kgl. bayerischen Truppen vereinigen werde, somit ein Zwischenraum von 3mal 24 Stunden zwischen dem Korps und der zweiten Division entstehen würde, so hielt der Kommandant desselben es für nöthig — sich dahin zu wenden, woher etwa der Feind erwartet werden konnte. (Woher er aber natürlich nicht kam, in welcher Beziehung die „Nachrichten" jedenfalls sehr trügerische gewesen sein müssen!) Auf hohen Befehl erfolgt soeben der Vormarsch auf Friedberg." (Friedberg liegt drei Stunden nördlich von Bübel. Major Kraus hatte nämlich nach langem Suchen den Prinzen Wilhelm zu Frankfurt endlich gefunden und ihn mit der Stimmung des Hauptquartiers bekannt gemacht.) Die Meldung schließt nach den obigen Sätzen mit den Worten: „Unsere Vorposten wollen bei Bonames feindliche Patrouillen gesehen haben — ich glaube, daß dieß unmotivirt ist. Der Kommandant der 2. Division. Prinz Wilhelm von Baden."

Wir haben wohl nicht nöthig, zu versichern, daß wir in diesem ganzen seltsamen Machwerk nur die letzte Bemerkung zu unterschreiben gewillt wären, daß nämlich Prinz Wilhelm nicht allein glaubte, sondern genau wußte, daß bei Bonames — Eisenbahnstation zwischen Bübel und Frankfurt — zu jener Zeit nicht plötzlich feindliche Patrouillen sein konnten und man könnte bei der fühlbaren „Absicht" dieser wenig fein angebrachten Bemerkung „verstimmt" werden, wenn man nicht von Gefühlen weit stärkerer Art erfüllt wäre!

Alle anderen Ausführungen der citirten Meldung leiden an einer so unläugbaren Unklarheit, daß man kaum glauben könnte, dieselben seien im Zustande vollen Bewußtseins zu Papier gebracht worden.

Aber gerade die große Ungeschicklichkeit, welche sich durch die Abfassung aller derartigen Entschuldigungen Seitens des badischen Prinzen hindurchzieht, hat insofern ihr unverkennbar Gutes, als sie uns unsere Deduktion wesentlich vereinfacht und erleichtert.

Während Prinz Wilhelm sich also vorgeblich deshalb zurückgezogen hatte, weil er vom Feinde nichts sah, aber nichtsdestoweniger an eine Vertheidigung der ihm zur Bewachung überlassenen Städte nicht denken konnte, sich daher dorthin wandte, woher etwa der Feind erwartet werden konnte u. s. w. u. s. w. — währenddessen hat derselbe Prinz dem österreichischen Mitbevollmächtigten am deutschen Bunde, dem Generalmajor Pacheny zu Frankfurt, vielfach neue und ganz andere Mittheilungen über den Grund seines Rückzuges gemacht.

Auf den total unerwarteten Einzug des Prinzen Wilhelm in Frankfurt begab sich der letztgenannte Offizier nämlich alsbald in dessen Hotel und machte von der hierauf stattgehabten interessanten Konferenz umgehend — noch am 6. Juli Abends — schriftliche Meldung in das Hauptquartier des 8. Armeekorps.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 209:
Scharfsinnig.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weisland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 215 Dienstag, 11. September 1866.

Die badische Kriegführung.

(Schluß.)

Hiernach hat ihm Prinz Wilhelm eröffnet, „daß sein Rückzug hierher nicht auf direkten Befehl, sondern nur im Sinne der ihm im Allgemeinen (!) ertheilten Instruktion geschähe, welche dahin laute, daß er sich vor überlegenen Kräften zurückziehen und — nöthigenfalls bei Frankfurt durchschlagen sollte!"

(Abgesehen davon, daß der letzte Satz als eine reine Erfindung erscheint, waren aber doch nach des Prinzen Wilhelm eigener Meldung gar keine feindlichen Kräfte überhaupt bemerkbar gewesen und ist der seinem eigenmächtigen Schritt somit jedenfalls die „im Allgemeinen ertheilte Instruktion" nicht maßgebend gewesen.)

Generalmajor Packeny entnahm aus dem Gespräch ferner:

„Daß Prinz Wilhelm die Absicht habe, schon morgen (7. Juli) die Aufstellung bei Bibel zu verlassen und sich auf das linke Mainufer zurückzuziehen, ja daß selbst aus seinen Aeußerungen hinsichtlich der Bedrohung der badischen Landesgränzen (!!!) und der dadurch nothwendigen Sicherung sich ihm (Packeny) die Vermuthung der Absicht eines weiteren Rückmarsches aufdrängte."

Den Bemühungen des Herrn Packeny „gelang es — dessen Bericht zufolge — nicht, den Prinzen Wilhelm von dem beabsichtigten Rückzug hinter den Main abzubringen. Er wolle sich's noch überlegen und sich dann entscheiden, beifügend, daß ihm an der Sicherung (!) seiner Truppe mehr liege, als an der Existenz Frankfurts, und daß er seinem allerhöchsten Herrn gegenüber schon die Verantwortung übernehmen werde!"

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli traf indessen Major Kraus mit den energischen Weisungen aus dem Hauptquartier bei dem Prinzen ein, nachdem Ersterer aus Friedberg um 6 Uhr 5 Minuten Abends in das Hauptquartier folgende Meldung hatte abgehen lassen:

„So eben hier angelangt, erfuhr ich, daß die zweite Division heute Nacht theils mit Eisenbahn (!!), theils marschirend gegen Frankfurt zurück sich zog. Herr Regierungsrath Trapp (der oberste Verwaltungsbeamte jenes Bezirkes), zu dem ich mich verfügte, konnte mir keinerlei Auskunft über den Grund dieser Rückwärtsbewegung geben, da nach den Kundschaftsnachrichten weder von Gießen noch Wetzlar größere feindliche Truppenabtheilungen im Anmarsche sind. Ich kann den Grund dieser Rückwärtsbewegung nur (!) in einer Bedrohung von Mainz oder Frankfurt von dem Rheine her finden, und da ich hier nirgends Aufklärung darüber erhalten kann, so folge ich sofort der badischen Division, um nach Maßgabe der Verhältnisse sie zu einer Vorwärtsbewegung gegen Friedberg zu bestimmen."

Die mündlichen Auseinandersetzungen des gewissermaßen mit der Diogeneslaterne nach dem Prinzen Wilhelm herumgeirrten badischen Majors Kraus, dessen Entsendung zu seinem eigenen Kommandeur in einer so kritischen Sache ein ehrendes Zeugniß gerechten Vertrauens war — diese Auseinandersetzungen und die Bemerkungen des Prinzen Wilhelm hierzu sind uns selbstredend nicht zur näheren Kenntniß gekommen. Der Prinz mochte indessen allmälig die unauflöslichen Widersprüche, zu denen ihn ein böses Gewissen nach und nach gebracht hatte, einsehen und so ist es denn in der That dem Major Kraus, resp. dessen sicherlich sehr ad hominem gehenden Vorstellungen im Verein mit andern äußeren Einflüssen gelungen, den bereits auf dem offenbaren Wege in die Heimath begriffenen Prinzen — es waren zu diesem Behufe sogar schon Vorbereitungen auf der von Frankfurt nach Heidelberg führenden Main-Neckar-Bahn getroffen worden — zum scheinbaren Gehorsam zurückzubringen.

Bevor wir nun im weiteren Verlauf unserer Schrift dieses Wort „scheinbar" näher motiviren, wollen wir noch mit einigen Worten der eben erwähnten anderen Einflüsse gedenken, welche wohl unterstützend auf die Umkehr einwirkten.

Vor Allem richtete nicht allein der Bundestag, sondern auch Prinz Karl von Bayern — auf eine ihm gemachte telegraphische Meldung der Retirade durch den bayerischen Bundestagsgesandten v. Schrenk — am 7. Juli an den Prinzen Wilhelm den telegraphischen Befehl zur sofortigen Umkehr in die befohlene Position.

Digitized by Google

Bestimmender als diese Weisungen „von Oben“ waren aber vielleicht noch die Erfahrungen, welche Prinz Wilhelm damals in Frankfurt „von Unten her“ machen mußte. Während sich nämlich die dortige in größter Aufregung befindliche Bevölkerung im ersten Augenblicke die wahren Ursachen der ebenso unverhofften als unheilverkündenden Rückkehr der Badenser nicht zu erklären vermochte, gebührte der zu jener Zeit noch nicht unterdrückten „Neuen Frankfurt Zeitung“ das entschiedene Verdienst, daß sie, sofort über die eigentliche Sachlage unterrichtet, freimüthig und offen das Verfahren des Prinzen Wilhelm an den Pranger stellte, wodurch selbstverständlich die in einer, wie die Folge zeigte, äußerst begründeten schlimmen Ahnung verfirende Frankfurter Bürgerschaft nur noch mehr allarmirt werden konnte.

Es kam deßhalb zu lauten, sehr deutlichen Demonstrationen und diese mögen denn wesentlich mitgewirkt haben, daß der Prinz die dem österreichischen Generalmajor Packeny gegenüber abgegebene fortwährende Weigerung zum Eintritt in den Gehorsam aufgab und damit den nicht mißzuverstehenden Kundgebungen aus den Kreisen des Volkes dasjenige Gewicht beilegte, das er den bloßen Vernunftgründen Packeny's versagt, dem er ja ausdrücklich schon damals die „Existenz“ Frankfurt als nicht maßgebend für seine Schritte bezeichnet hatte.

Sollte jene nachträglich besonders auffallende Aeußerung am Ende gar im Zusammenhang stehen mit einer etwaigen vorherigen Kenntniß der preußischen Pläne wider die alte herrliche Kaiserstadt?!

Nur die Zukunft wird im Stande sein, diese Frage in ihrer ganzen Tragweite zu beantworten!

Prinz Wilhelm sah sich also unter dem unabwendbaren Drang der Verhältnisse zur Umkehr nach Friedberg genöthigt.

Am 10. Juli ward nun aus dem Hauptquartier des Armeekorps, Bornheim, ein Operationsbefehl erlassen, in dem hinsichtlich der Badenser bestimmt war: „Die zweite Division wird ein Bataillon und zwei Geschütze auf der Eisenbahn bis Butzbach und Gießen verschieben und feindliche Abtheilungen, welche sich dort festgesetzt haben sollten, vertreiben. Ueber ihre Fortschritte und Nachrichten ist Meldung zu erstatten.“

Dieser Operationsbefehl, welchem in seiner Totalität die Absicht zu Grunde lag, die bei Kissingen schwer bedrohten Bayern durch eine Vorwärtsbewegung zu unterstützen und — was die Badenser anlangte — den Feind durch Bedrohung in seiner Flanke und in seinem Rücken von weiterem energischen Vorgehen wider das 7. Armeekorps abzuhalten, resp. ihn hierin wenigstens zu schwächen — auch dieser Befehl wurde von dem Prinzen Wilhelm einfach nicht befolgt und dieß in einem ebenfalls aus den Korpsakten verschwundenen Telegramm mit angeblichen Bewegungen des Feindes zu motiviren gesucht.

Der Befehl ist darauf an demselben 10. Juli telegraphisch wiederholt worden, und so erfolgte denn am anderen Tage d. d. Eschersheim, 11. Juli, 6 Uhr Abends, nachstehende Meldung:

„Das Divisionskommando meldet, daß die mit Tagesbefehl (soll doch wohl heißen, Operationsbefehl!) Nr. 12 angeordnete Entsendung von einem Bataillon und zwei Geschützen bis Butzbach und Gießen heute Früh mit Tagesanbruch abging, nachdem ungenügendes Fahrmaterial und ungünstige Verladestellen zu Bilbel langen Aufenthalt veranlaßt haben. Da die Eisenbahn bei Butzbach am 8. dieses auf dießseitigen Befehl unbrauchbar gemacht und noch nicht wieder hergestellt worden ist, konnte nur bis dahin vorgegangen werden. Nirgends wurde auf preußische Truppen gestoßen und auch Gießen ist zur Zeit unbesetzt und es wurde dortiger Telegraph durch einen Beamten wieder in Bewegung gesetzt. Der Kommandant der Reserve-Reiterei wurde rechtzeitig von der Entsendung des Detachements benachrichtigt. Das Detachement rückte um 12 Uhr wieder in seine Standquartiere ein. Der Divisions-Kommandant: A. B. Der Chef des Generalstabes: Keller, Oberst.“

Auch hier ist nur der Schlußsatz, welcher die nicht im Befehl vorgesehene überaus rasche Rückkehr in die Standquartiere konstatirt, klar. Im Uebrigen gibt dieselbe dunkle Fassung, wie früher, auch hier zu gerechten Bedenken Anlaß.

Nach dem verhängnißvollen „langen Aufenthalt“ in Bilbel, von dessen eigentlichen Triebfedern wir, als von Vermuthungen absehen müssen, ist eine Truppe mit Tagesanbruch nicht allein bis Butzbach, sondern auch — expressis verbis — bis Gießen abgegangen.

Gleich darauf wird aber diese Angabe wieder zurückgenommen und im Widerspruche mit derselben referirt, es sei in der That nur bis Butzbach vorgerückt worden.

Das Merkwürdigste ist aber der Grund, der hierfür angeführt wird, daß nämlich die Eisenbahn zerstört sei!! Man muß, um dieß richtig würdigen zu können, zunächst wissen, daß Butzbach von Gießen etwa drei Wegstunden entfernt ist, daß sonach eine Eisenbahn zur Erreichung letzterer Stadt gar nicht nöthig war, falls man dieselbe ernstlich erreichen wollte, daß es aber außerdem ein geradezu unbegreiflicher und unverzeihlicher taktischer Fehler, daß es — man verzeihe uns den Ausdruck — geradezu ein Wahnsinn gewesen wäre, in eine Stadt mit der Eisenbahn zu fahren, von der man durchaus keine sichere Kunde hatte, ob und in wie weit dieselbe vom Feinde bedroht oder inzwischen gar okkupirt war.

Es sieht dieß jeder Laie ein und in den maßgebenden militärischen Kreisen war man damals noch der Ansicht, Prinz Wilhelm befinde sich hinsichtlich aller feindlichen Operationen in vollkommenster Unwissenheit.

Lautet also auch diese Meldung des Prinzen in sich

selbst widersprechend, so sind wir doch in der glücklichen Lage, aus sehr guter und zuverlässiger Quelle über den Aufenthalt der Badenser in Gießen einige uns nachträglich zugekommene Nachrichten zu geben.

Dieselben beziehen sich indessen nur auf die erste Expedition — vor dem geschilderten Rückzuge nach Frankfurt — und von einem zweiten Einrücken haben wir niemals etwas gehört, so daß also in der widersprechenden Meldung die letztere Mittheilung, bei der das Nichteinrücken in Gießen mit der von Butzbach aus zerstörten Eisenbahn motivirt wird, die richtige zu sein scheint. Damals fiel es in Gießen allgemein auf, daß die dort am 1. Juli eingezogenen Badenser zwei volle Tage daselbst verweilten, ohne sich irgend welche nähere Lokalkenntnisse, etwa durch Befragung der über die dortige Gegend stets sehr genau instruirten Behörde, zu verschaffen. Erst nach Verlauf zweier Tage, am 4. Juli, wurde von einem Generalstabs-Offizier bei der Behörde offiziell angefragt, ob preußische Truppen im benachbarten Kreise Wetzlar lägen.

Es wurde demselben hierauf die feste Versicherung ertheilt, daß in Wetzlar nur einige Kranke befindlich seien, aber in Betzdorf (bei Siegen) etwa 120 Jäger und Pionniere sich aufhielten, dieselben, welche schon öfter die mit sehr fühlbarer Anwendung des Kriegsgebrauches ausgeführten Streifzüge nach Wetzlar, Butzbach, Gießen und Umgegend unternommen und die Weisung hätten, beim Herannahen der Bundestruppen die Deutz-Gießener Bahn zu zerstören.

Der badische Generalstabs-Offizier befahl hierauf, daß Seitens der Behörde der Kreis Wetzlar nochmals ausgekundschaftet werden solle, welchem Befehl durch zuverlässige Polizisten sofort entsprochen wurde. Abends spät meldeten diese, daß keine preußische Truppen angekommen seien. Trotzdem entstand schon vor deren Rückkunft unter den Badensern ein Lärm, die Preußen seien im Anrücken, worauf die Lahnbrücke, wenn auch in möglichst ungenügender Weise und nota bene! auf der zufällig falschen Seite — nach Gießen zu — verbarrikadirt wurde!

Die sämmtlichen militärischen Maßnahmen sahen überhaupt auf eine auch für den Laien verständliche Weise mehr einer Spielerei, als wirklichem kriegerischen Ernste ähnlich und haben dieß badensische Offiziere selbst, mit deutlichem Ingrimm, zu verstehen gegeben! Wie natürlich, sah denn auch weder an diesem, noch an dem folgenden Tage (5. Juli) irgend Jemand einen Preußen, worauf denn der früher geschilderte Rückzug erfolgte, welchem Prinz Wilhelm sofort beim ersten Lärm mit seinem Generalstab und der Kriegskasse vorausgeeilt war.

Ein genaues Durchsuchen der Gegend, das Vorrücken einer Spitze ꝛc. hat nicht stattgefunden und in Gießen war deßhalb schon damals die Meinung allenthalben verbreitet, Baden habe für sich Frieden mit Preußen geschlossen und Prinz Alexander sei „verrathen und verkauft."

Man wurde in diesem Glauben umsomehr bestärkt, als man erfuhr, daß die in Betzdorf stationirten, oben erwähnten 120 Jäger und Pionniere während des kurzen Aufenthaltes der Badenser in Wetzlar — am 1. Juli — in den dortigen Dom geflüchtet seien, aber von jenem nicht im Geringsten behelligt worden seien.

Es zirkuliren über die Motive dieser Thatsache die merkwürdigsten Gerüchte, deren Begründetsein sicherlich noch untersucht resp. festgestellt werden wird. Als Faktum ist aber ferner jetzt schon anzusehen, daß jenes im Dom nicht ausgehobene „fliegende Korps" die überaus oberflächliche Beschädigung, welche die Badenser damals an der Wetzlarer Bahn vornahmen, mit Leichtigkeit alsbald repariren und somit ihre Streifzüge fortsetzen konnte.

Wir können dem Verfasser nicht in alle Details folgen und bringen das Folgende im Auszuge. Es ist mehr als auffallend, wie, nach preußischen Meldungen, bei den Treffen um Aschaffenburg, an der Tauber, am Main, die Badenser theils vorsätzlich zu spät kamen, theils nicht feuerten, theils ihre Positionen freiwillig räumten, als eben der Feind den Rückzug antreten wollte — wie bei dem blutigen Kampfe vom 14. Juli vor Aschaffenburg der hessische Oberlieutenant Möller von dem Kommandanten dreier auf der Chaussee zwischen Aschaffenburg und Babenhausen liegender badischer Bataillone, den er dringend um Unterstützung ansprach, die kühle Antwort erhielt: „Es sei den Badensern kein Befehl zur Theilnahme am Kampfe zugekommen!" Auf eine Weisung des Prinzen Alexander durch den Major Kraus zum Vormarsch entgegnete derselbe Kommandant, er habe nur von dem Prinzen Wilhelm Befehle entgegenzunehmen. Einer direkten Aufforderung des Korps-Kommandanten an den badischen Divisionär persönlich, die Preußen anzugreifen, versprach Prinz Wilhelm nachdrücklich nachzukommen, und ließ dieselbe dann einfach unberücksichtigt liegen.

So gelang es den Preußen, sich am linken Mainufer festzusetzen. Bei den weiteren Operationen zur Vereinigung des 7. und 8. Korps kamen die Badenser am 23. Juli allerdings bei Hundheim in's Feuer. Da sie indessen nur 13 Todte und 56 Verwundete hatten, während die anderen Bundestruppen arg mitgenommen wurden, war die Ueberzeugung allgemein, daß Preußen und Badenser hier nur eine „blutige Komödie" aufgeführt, die vielleicht mit einem „Mißverständnisse" begonnen haben mochte. Der Großherzog war aber selbst hierüber schon so konsternirt, daß er sofort telegraphisch Auskunft verlangte, „ob das wahr sei", und ob noch immer keine Anstalten wegen Waffenruhe getroffen würden. Die Preußen wußten schon, daß sie ihren Hauptangriff stets auf die Position der Badenser zu richten hatten; das thaten sie denn auch am 24. Juli bei Tauberbischofsheim, wo Prinz Wil-

Digitized by Google

heim Werbach sofort räumte. Er hatte wieder nur 7 Todte, während die Württemberger über 800 Mann verloren. Im Ganzen hatten die Badenser 82 Mann eingebüßt: aber im Heere selber munkelte man, die Vermißten seien wohl nur über Nacht bei den Preußen, um neue Instruktionen einzuholen — übrigens feuerten die Preußen auf die Badenser erst, nachdem die badische Artillerie gegen Befehl zu schießen begonnen! Auf eine Anfrage des Prinzen Alexander über die Motive dieses Rückzuges erwiderte Prinz Wilhelm wörtlich auf einem Bleistiftzettel: „In der Richtung von Werbach auf Raubrunn starke Staubwolken, Geschütz- und Kleingewehrfeuer, daher Rückmarsch." Genau dasselbe Stück führte Prinz Wilhelm am 25. bei Gerchsheim auf. Eine „ernsteste Rüge" des Prinzen Karl von Bayern, „daß die badische Division, obschon sie den Bayern ganz nahe stand, keinen Schritt und Schuß that, um in das Gefecht einzugreifen", blieb ohne Antwort — obschon der Prinz von Hessen bei Mittheilung jenes Verweises ausdrücklich hervorhob, daß der badische Divisionär den „auf's Heftigste angegriffenen Bayern jede Hülfe abgeschlagen, als diese ihn darum angegangen."

Am 29. Juli schon fand man in Karlsruhe, daß der Heimberufung der Division kein Hinderniß mehr im Wege stehe. In drei Telegrammen wies der Großherzog seinen Bruder an, „selbst die nöthigen Befehle zur Rückkehr zu geben und sofort mit dem General Manteuffel Verabredungen über den Abmarsch der Badenser zu treffen, da nach Meldung aus dem preußischen Hauptquartier die Badenser ungehindert abziehen können." So erhielt Prinz Wilhelm von Hause Vollmacht, „den Rückmarsch nach eigenem Ermessen anzutreten, um baldigst badisches Gebiet zu erreichen": und schon am 1. August wurde, ohne vorherige Bestellung die für Baden bestimmte, von oben her freudig begrüßte preußische Einquartierung in einem badischen Extrazuge von Darmstadt abgeholt. Natürlich! man konnte möglicherweise preußischen Schutz brauchen; denn die badische Division schied mitten im Kriege aus dem 8. Armeekorps, das den Preußen noch völlig kampfbereit gegenüberstand — mit so hochverrätherischer Eile, daß die Badenser sogar die beiden über den Main geschlagenen Brücken durch Herausnahme ihrer eigenen Pontons aus deren Mitte zerstörten und so den Bundestruppen den Uebergang über den Fluß unmöglich machten.

Hat da der Verfasser nicht Recht mit seiner Behauptung: Prinz Wilhelm habe seine Schuldigkeit gegen Preußen besser erfüllt, als wenn er dem 8. Armeekorps als offener Feind gegenübergetreten wäre? Da begreift man es freilich, daß die schwache preußische Mainarmee mit der ihr viermal überlegenen Bundesarmee im Handumdrehen fertig wurde.

Ueber das Fieber.

(Fortsetzung.)

Diesem Verbrauche so früh als möglich entgegenzuwirken, ist dringend und wichtig. Zuweilen geschieht dieß schon freiwillig. Ein solches Ereigniß hat man die Entscheidung (Krisis) genannt, und als Beispiel dafür dient namentlich das kalte Fieber. In diesem nämlich setzt sich jeder Fieberanfall aus drei regelmäßigen Stadien zusammen. Zuerst empfindet der Körper die eingetretene Störung als Frost, dann kommt die Gluth zu freier Erscheinung, endlich folgt der Schweiß und mit ihm die Krise, und darauf oft eine lange Zeit des Nachlasses, bis in einem neuen Anfall derselbe Verlauf der Stadien sich wiederholt. Da nun aber den meisten Fiebern etwas vom Wechselfieber anhaftet und die meisten ein bestimmtes regulatorisches Stadium erkennen lassen, so mußte sich natürlich den alten Aerzten die große Bedeutung der Krisen, wie sie dieselben einmal aufgefaßt hatten, immer wieder vor Augen stellen. Nur ist der Schweiß nicht immer das Zeichen eines wirklichen Nachlasses. In den Zehrfiebern dauert der innere Zerstörungsprozeß fort, auch während der Kranke in Schweiß zerfließt und in den Nervenfiebern folgt einem Schüttelfrost oft wochenlange Hitze, mit abwechselndem Steigen und Fallen der Temperatur, und wenn nach langer, langer Zeit die kritischen Ausscheidungen kommen, so sind sie nicht sowohl die Mittel der Besserung, wie die Folgen derselben.

Ueberhaupt läßt sich die verwickelte Mechanik des Fiebers nur begreifen, wenn man die eigentliche Mechanik des Körpers erschaut. Man darf sich den Körper nicht denken als eine in sich todte Masse, wie die Griechen sagen, der Hauch (das Pneuma) oder, wie die alten Juden es ausdrücken, der lebendige Odem eingeht, um Alles in Thätigkeit zu setzen. Auch darf man sich den Körper nicht vorstellen wie eine eigentliche Maschine, welche die Seele nach ihrer Absicht und Willkür regiert. Man muß im Gegentheil den Leib als einen vielgliedrigen, durch und durch belebten Organismus auffassen, dessen einzelne Theile allerdings mechanisch arbeiten, von denen aber doch jeder einzelne zugleich den Grund seiner Thätigkeit, das Leben, in sich selbst hat. Viele Leben sind hier zu einem Gesammtleben vereinigt, viele Sonderexistenz, mit unabhängiger Lebens- und Wirkungsfähigkeit, sind in eine gemeinsame Abhängigkeit zu einander gesetzt, und in dieser Abhängigkeit werden die einen von den andern beeinflußt, jede nach ihrer Art und der Art der andern. Manche sind höher ausgestattet und darum edler und wichtiger in dem großen Gemeinwesen, andere sind schwächer, klein, arm und vereinzelt, scheinbar von sehr geringer Bedeutung und doch in vielen Fällen der Noth schwer zu entbehren.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der K. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 216 Mittwoch, 12. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

„Was Dir heiß ist, Paolo; ich habe Deiner recht gedacht. Nicht wahr, Du konntest nicht eher kommen, Du führest Fremde?“

„Angela, ich komme vom Lido her, und die beiden Signore's, die ich fuhr bis nach dem Kanal Balotta, haben mich gut bezahlt, mehr als ich wollte,“ — dabei schlug er auf seinen Beutel, den er im hellblauen Gürtel trug.

„Als wir zurückkamen,“ — fuhr Paolo fort — „hatten sie einen großen Blumenstrauß auf dem Sitz dort vergessen, den ich ihnen gleich nachtrug. Die Blumen dufteten herrlich; oben aber sagten sie zu mir, ich sollte ihn nur behalten und meinem Liebchen schenken, da habe ich denn an Dich gedacht und hier ist er.“

Das Bouquet hatte er unter seiner bunten Jacke versteckt, es waren Tuberosen und Jasmin, mit köstlichem Geruch.

Paola nahm seine Laterne in die Höhe, die noch brannte, denn in den kleinen Kanälen war es schon Nacht; und dieß Licht beleuchtete beide Figuren. Angela hatte die Blumen und lachte mit ihren Augen ihm zu, indem sie neckend das Bouquet ihm an die Nase hielt.

Was ist doch der Paolo für ein hübscher Gondolier geworden, der schönste von Allen, so meinte Angela; die rothe Mütze auf den schwarzen Locken, und darunter ein Gesicht, welches durch seine frische Jugend und Heiterkeit anzieht, seine Augen groß und glänzend, schöne weiße Zähne und über der Lippe der leichte Flaum des schwarzen Bartes; ja alle Welt müßte ihm gut sein.

„Nun, Angela, was stehen wir noch so lange hier,“ — sagte er, seine Jacke über die Schultern werfend — „da nimm die Laterne, ich werde die beiden Ruder nehmen, die Gondel schließen und dann hinein ins Haus.“

Dort löschte Paolo das Licht aus, legte die Ruder an den Platz. Als er die Thürklinke erfaßte, um in die Stube zu treten, da hing sich Angela an seinen Arm und ihr Gesicht berührte leise das seinige. „Es ist draußen schön,“ — flüsterte sie — komm' heraus, setze Dich zu mir vor die Thür; es ist so warm und die Sternlein schauen aus dem blauen Himmel hervor; der Vater ist bei der Muttee, sie wird uns schon rufen, wenn die Polenta fertig ist; komm nur, ich habe Dir auch was zu sagen.“

Sie saßen Beide draußen, recht nahe aneinander, Paolo hatte seine Jacke auf ihre Schulteen mit ausgebreitet; sie koseten wie die Kinder und sahen sich in die Augen. Paolo sprach, darüber lachend: „Was hast Du doch für große Augen, Angela! Heute sagte mir Pietro, der Sohn vom alten Schuhmacher, daß Du die allerschönsten Augen hättest, die er kenne; er wollte mich zwar damit nur ärgern, aber Recht hat er doch, mein Täubchen. Weißt Du, daß ich mir vorgenommen habe, Dir eine neue seidene Schürze zu kaufen? ich sah eine auf der Riva, die war blau, wie der Himmel, mit bunten Blumen durchwirkt, so schön anzusehen, daß — doch Du bist ja auf einmal so traurig geworden, warum das?“ —

„Sieh', ich weiß,“ — sagte Angela — „daß Ihr Beide, Du und Deine Mutter, selbst nicht viel habet, sie klagt immer und da macht es mir keine Freude, wenn Du mir was schenken willst. Gib das Geld Deiner Mutter, damit sie recht freundlich gegen Dich ist. — Aber nun wollte ich Dir auch Etwas sagen,“ — und sie bog sich näher zu ihm — „ich hatte mir es schon lange vorgenommen; siehe, ich habe mir Etwas erspart von dem Gelde, das ich von den Nonnen von Zitelle erhalten habe, und da mein Vater und ich nicht Noth leiden, so wollte ich Dir es geben für Deine Mutter, damit wir sie Alle einmal recht froh sehen.“

Angela holte dabei aus dem blauen Mieder einen kleinen Beutel hervor und legte ihn klingend in Paolo's Hand. Er aber schlang den Arm um das reizende Geschöpf, drückte sie dankbar an sich, und indem er sich zu ihr herunter neigte, sprach er lachend: „Meine goldene Kleine, wie bist Du so lieb, nimm nur Dein Geld zurück, und wenn ich es nöthig habe, werde ich es Dir sagen. Jetzt bin ich ein reicher Mann,“ er zeigte auf seinen Gürtel — „hier drin habe ich 15 Francs, und die gebe ich noch heute der Mutter. — Höre, Angela, ich habe Dir auch schon längst was sagen wollen. Bist Du mir wohl so von Herzen gut? Denn siehst Du, nur hier draußen, wo wir allein

Digitized by Google

sind, nicht drinnen, bei der Mutter kann ich Dich so etwas fragen."

Angela sah nach den Sternen, ein blitzender Reflex fiel aus ihren Augen herunter, — es war eine Thräne. Nach einer Weile sagte sie zitternd: „Hättest Du gefragt, ob ich den Vater liebe, das blaue Wasser oder die Sterne da oben, so würde ich Dir sagen: Ja, recht sehr! Doch Dich, Paolo, siehst Du, wenn Du mir noch so böse wärest, noch so schlecht würdest, ich liebte Dich dennoch, wenn es auch mein Tod wäre.

Dabei flossen ihre Thränen aus den schönen Augen. „Angela," — rief Paolo im Drange seines überströmenden Herzens — wie bist Du so wundersam; noch nie habe ich Dir gesagt, daß ich Dich liebe; doch heute habe ich eine fröhliche Hochzeit in St. Giorgio gesehen, — sie sahen Beide so glücklich aus, als sie vor dem Altare standen: — sage mir, Angela, willst Du meine Braut sein, und später meine Frau? — Theilen so Schmerz, als Leid, willst Du?"

Da hatte Angela ihn heftig umarmt, er fühlte ihre Lippen die seinen berühren, und sie zittert in seinen Armen, doch als er sie recht an sich pressen wollte, da war sie ins Haus entflohen, und er sah ihre Gestalt die Treppe hinauf eilen.

Längst war sie verschwunden, Paolo stand noch da. „Die Angela ist doch ein wunderliches Mädchen," — sagte er — „das ist nicht Brautleute Manier; sie läuft fort, als ich das Erstemal von Liebe mit ihr spreche, es ist ein komisches Wesen, die Angela."

Paolo war durchaus ein guter, unverdorbener Mensch, doch hatte ihm Natur den Charakter seines Vaters gegeben, nicht den bestimmten seiner Mutter. Er gehörte der Klasse von Menschen an, welchen wir in allen Kreisen unzählig begegnen, die mit Schnelligkeit sich für eine gute That begeistern lassen, bald über ein Unglück weinen, und großen, flammenden Antheil nehmen, sich jedem Eindruck hingeben, mit allem Feuer der Wahrheit und des Augenblicks. Diese Menschen, die wir für edel halten, ziehen uns sehr an; doch beobachten wir sie länger, so sehen wir, ihr Zustand ist vorübergehend, aus der einen Schwingung der Auffassung fallen sie in die andere, nirgends wird es That, Alles ein ewiger Anfang, ein Aufjagen von Staub, ohne Halt und Ziel. — Ich nenne sie die reinen Gemüths-Menschen; vornehmlich sind sie Frauen gefährlich, denn es liegt deren Ideenwelt näher, die hellblitzende Gemüthsbewegung für die wirklich dauernde Thatkraft anzusehen.

Schweres, dickes, graues Wasser eines Sees, in welchem sich die Sonne matt spiegelt, der Wind weht über die Fläche und das Schilf wankt hin und her; doch es ist Alles nur der Anstoß von Außen, der das Rohr bewegt und die Wellen heben und fallen läßt, drinnen wird es nie klar, — und das Innere weiß nichts von Außen. Des Menschen Gemüth ist schön, wenn es als edler, reiner Quell hinaufsteigt und den Verstand zur That führt! — doch die Wesenheit des Gemüths allein, sagt Hegel, ist das Unbestimmte. Das Schwierigste für solche Menschen ist das Handeln nach einer Richtung, sie sind und wollen Alles zugleich; doch nur die Kraft der Vernunft weiß gerade zu gehen, weiß sich einen Glauben zu schaffen und eine That.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Fieber.

(Fortsetzung.)

So ist der Leib des Menschen, des Thieres oder der Pflanze überhaupt nur zu vergleichen mit organischen Einrichtungen, wo lebendige, mit eigener Selbstbestimmung begabte Einzelwesen mit einander in Beziehung treten, also nur mit der Familie, dem Staate, der Gesellschaft. Auch hier stehen ja die Kleinen und Unmächtigen — neben den Großen und Einflußreichen — alle als lebendige Glieder eines größern Ganzen — doch jedes mit eigenem Leben und Wesen, mit besonderem individuellen Ausdruck. Auch im Leben der Staaten und der Gesellschaft spricht man deßhalb von Fiebern und deren Krisen, um so häufiger, je mehr die natürlichen regulatorischen Kräfte gefesselt sind.

Wo liegen nun in der gesellschaftlichen Zusammenfügung des menschlichen Leibes die großen regulatorischen Einrichtungen? — Sie liegen zunächst im Blute und im Magensystem. Das Blut ist das Mittel des Verkehrs der Stoffe; in seinen Gefäßen, den Verkehrsadern, strömt es zu allen Theilen und kehrt nach langem Umlauf, vielfach verändert, zurück zum Herzen, um von da wieder durch die Lungen, das große Exportium des Gasaustausches, getrieben zu werden. Von dort bringt es den Sauerstoff mit, welcher die Stoffe verbrennt, und dahin führt es die Kohlensäure zurück, welche aus der Verbrennung hervorgegangen ist. Aus dem Blut schöpft jeder Theil seinen Antheil an Stoffen, an das Blut gibt jeder zurück, was für ihn unbrauchbar geworden ist. Kann man sich da noch wundern, daß das Blut eine Quelle allgemeiner Störung, der Mittelpunkt konstitutioneller Erkrankungen werden kann? Auf verschiedenen Wegen dringen schädliche Stoffe in's Blut und werden, indem sie in die einzelnen Theile gelangen, ein mächtiges Ferment für innere Zersetzung. So entstehen die Infektionsfieber, bei denen das Blut sich zunächst verunreinigt, durch allerlei verdorbene Substanzen, der Mehrzahl nach chemische Stoffe, die aus der Zersetzung organischer, pflanzlicher oder thierischer Körper entstanden sind. Der Erdboden, die Wohnungen, die Nahrung und das Gewerbe können Gelegenheit zu solchen Zersetzungen bieten — aber auch der eigene Körper kann das Material hergeben, und so zu der schlimmsten, weil

Digitized by Google

geheimnißvollen Infektion — zur Selbstinfektion, Veranlassung werden. Dazu gehören viele der sogenannten Wund- und Entzündungsfieber, wie man sie besonders in überfüllten Hospitälern und im Gefolge großer Schlachten sich ausbilden sieht. Indessen nicht jede Infektion des Blutes bringt Fieber hervor. Cholera zum Beispiel, eine der schlimmsten Infektionskrankheiten, ist nicht fieberhaft, bedingt vielmehr eine erhebliche Abnahme der Eigenwärme.

Die Verunreinigung des Blutes bringt nur dann Fieber, wenn zugleich das Nervensystem in seinen wichtigsten Theilen mit ergriffen wird, wenn also vom Blute aus die schädlichen Stoffe in gewisse nervöse Theile eindringen. Nun gibt es aber viele Wege zum Nervensystem — und so gibt es denn auch manches Fieber, bei dem das Blut ganz unbetheiligt und eine Vereinigung auf diese Weise ausgeschlossen bleibt. Dahingegen ist das sogenannte Nervenfieber — der Typhus — gerade eine so ausgemachte Infektionskrankheit, daß vorzugsweise bei ihm der Verdacht auf wirkliche Vergiftung nahe liegt. Ursprüngliche Fieber des Nervensystems sind in populärer Weise bekannt genug. Dahin gehört vor Allem das Liebesfieber — von dem die Geschichte der Medizin gar wunderbare Beispiele und Geschichten kennt. Dahin könnte man vielleicht mit einigem Recht das Geld-, das Kanonen-, ja sogar das Demokratenfieber zählen, wenn die Temperaturerhöhung dabei positiv nachgewiesen wäre.

Ganz sicher aber kann man dahin jenes Fieber rechnen, welches durch übermäßige und anhaltende Anstrengung, sei es geistig oder körperlich, hervorgerufen, nachdem die Konstitution vorher erschöpft, das Nervensystem geschwächt ist. Denn in allen Fällen konstitutioneller Schwäche, bei ursprünglich schwächlicher Anlage, bei mangelhafter Ernährung, bei Erschöpfung durch Arbeit, ist das Nervensystem zu fieberiser Aufregung geneigt. Wir sind gewohnt zu sagen — Aufregung. Darunter darf man sich aber durchaus nicht vorstellen, daß im Fieber eine größere Kraftentfaltung von Seiten des Nervensystems als Regel vorkommt. Im Gegentheil, alle größere Kraftentwicklung geschieht nur stoßweise — für sehr beschränkte Zeit — und ist vielmehr auf eine gesteigerte Reizbarkeit zu beziehen. Eine solche ist aber vielmehr ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Von vorn herein zeigt sich häufig ein sehr ausgesprochenes Gefühl von Ermüdung und Kraftlosigkeit. Die Muskeln gehorchen nur sehr träge den an sie gemachten Anforderungen, man dehnt und streckt sich wie nach großer körperlicher Anstrengung, man ist unlustig zu jedem Genuß, man fröstelt vor dem leisesten Luftzug, kurz, man nimmt in allen seinen Theilen eine lebhafte Störung wahr, welche nicht so sehr die Theile in ihrem eigentlichen Wesen und Sein, als vielmehr in ihren Beziehungen zu einander trifft. Das allgemeine Gleichgewicht der Theile ist aufgehoben und damit das Gefühl der inneren Disharmonie gegeben. Diese Disharmonie tritt bald noch stärker hervor. Die Zusammenziehungen des Herzens steigern sich, der Pulsschlag wird häufiger, während alle andern Muskeln träger sind. Aeußerer Frost stellt sich ein, während die innere Wärme immer glühender wird.

Wir können auch leicht begreifen, warum die Oberfläche des Körpers kalt wird, obschon das Blut heißer als gewöhnlich ist, denn die Blutgefäße der Haut ziehen sich zusammen, verengern sich, bis nur noch so wenig Blut in sie einströmt, daß die Zuströmung die Temperatur der Oberfläche nicht einmal auf der normalen Höhe erhalten kann. Und doch ist die Zusammenziehung der Gefäße eine Erscheinung, welche, wie die vermehrte Thätigkeit des Herzens, auf ungewöhnliche Arbeit der zusammenziehenden Theile hinweist. Wie kann man darin ein Symptom der Schwäche erkennen? Und doch ist es ein solches! Denn im natürlichen Gange des Lebens wirkt das Nervensystem überall als ein Moderator. Es ist diejenige Einrichtung, welche in dem organischen Gemeinwesen nicht nur zwischen den Theilen vermittelt, sondern auch die Zufuhr des Blutes regulirt, indem es sowohl die Bewegungen des Herzens, als auch die Weite der Gefäße verändert. Verliert es die Fähigkeit, dieses vermittelnde oder diese regulatorische Thätigkeit zu üben, wird es in seinen eigentlichen zentralen Elementen gelähmt, so mögen immerhin einzelne Theile des Körpers, ja sogar einzelne Abschnitte, eine gesteigerte Thätigkeit entfalten, die Thatsache wird dadurch nicht geändert, daß der Körper in seinen wichtigsten Theilen, gleichsam in seinem Kern, eine gefährliche Schwächung erfahren hat!

Je deutlicher sich diese Ueberzeugung bei den Aerzten der neueren Zeit festgestellt hat, um so mehr ist eine Vorstellung zurückgedrängt worden, welche noch vor wenigen Dezennien die größte Anerkennung fand, nämlich die, daß das Fieber an sich eine heilsame Reaktion des Körpers gegen irgend eine in ihn eingedrungen oder in ihm entstandene Störung sei, und daß diese Reaktion in der Krise ihren natürlichen Abschluß — gleichsam ihren Sieg — erringe! Diese Vorstellung hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aerzte an das sogenannte exspektative Verfahren, manche an das bloße Zusehen, an das Abwehren neuer Schädlichkeiten zu gewöhnen, und obwohl auch dieser Nihilismus sein Gutes gehabt hat, indem er Aderlassen und der übermäßigen Häufung zusammengesetzter gefährlicher Arzneimittel Schranken gesetzt hat, läßt sich doch nicht läugnen, daß er ebenfalls viel beigetragen, die eigentliche Kunst in Mißkredit zu bringen.

(Schluß folgt.)

Zur Schlacht von Königgrätz.

Der Berichterstatter der „Times" auf der österreichischen Seite, welcher mit seinem Kollegen, ihrem

Militär-Korrespondenten im preußischen Hauptquartier, dieser Tage das Schlachtfeld von Königgrätz besuchte, ist in der Lage, einen Irrthum zu berichtigen, der bereits zu vielen Kontroversen Anlaß gegeben und sich selbst in die preußischen Militärkarten und Darstellungen der Schlacht eingeschlichen haben soll: die Verwechslung Lipa's mit Chlum. „Mein Besuch des Schlachtfelds — schreibt der genannte Korrespondent aus Pardubitz vom 23. August — wird, wenn er weiter keinen Nutzen stiftet, jedenfalls Denen von Ihren Lesern, die sich für militärische Dinge interessiren, ein gutes Theil leidenschaftlicher Kontroverse und nutzloſen Streites ersparen. Man erinnert sich, daß Benedek in seiner telegraphischen Depesche — bis jetzt der einzigen, die österreichischerseits in Bezug auf die Schlacht veröffentlicht worden, obgleich es heißt, daß ein offizieller Bericht erscheinen soll, sobald die Untersuchungskommission mit ihren Arbeiten zu Ende gekommen sein wird — behauptet, daß der Nebel und Rauch es den Preußen möglich gemacht, sich unbemerkt in eine wichtige Position einzuschleichen, und daß dieser Umstand ihn zum Rückzuge bestimmt hätte. Die erwähnte Position war das Dorf Chlum. Ihr österreichischer Militärkorrespondent, der sich mit dem Feldzeugmeister und seinem Stabe auf dem Kampfplatze befand, gab Ihren Lesern einen detaillirten Bericht der Vorgänge mit vollkommener Genauigkeit, soweit seine persönliche Beobachtung reichte, und ich selbst habe das Nämliche zu thun versucht.

Ersterer berichtete, wie Benedek plötzlich gemeldet wurde, daß die Preußen in Chlum seien, das unbesetzt geblieben war, und wie er, nach dem Punkte hinreitend, um selber sich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Meldung zu überzeugen, mit seinem Stabe von einer Salve empfangen wurde, die drei seiner Begleiter niederwarf, und keinen Zweifel übrig ließ an der Gegenwart des Feindes im Zentrum seiner Stellung und an einem Orte, aus dem er ihn vergebens wieder zu vertreiben suchte. Schreiber Dieses, berichtend, was er seinerseits von Zeit zu Zeit bemerkte, schilderte das Vordringen der Preußen, ihre plötzliche Erscheinung in Chlum und die vergeblichen Versuche, es wieder zu erobern.

Ihr Militär-Korrespondent beim preußischen Heere auf der anderen Seite, der mit Prinz Friedrich Karl auf dem Kampfplatz war, gab seinen Bericht vom Siege, ohne Chlums besonders zu gedenken, aber in einer spätern detaillirten Darstellung bemerkte er, daß Chlum die Scene eines heißen Kampfes gewesen sei, von den Oesterreichern besetzt gewesen wäre und tapfer vertheidigt worden sei, woraus man denn den Schluß gezogen hat, daß Benedek's Behauptung nur eine Entschuldigung für seine Niederlage gewesen.

Um es kurz zu machen, mit seinem Kollegen aus dem preußischen Hauptquartier das Schlachtfeld durchwandernd, stellt sich unserm Berichterstatter heraus, daß Jener mit seiner Umgebung Lipa für Chlum gehalten habe, wodurch sich denn der Widerspruch auflöst. Die beiderseitige Strategie und Taktik betreffend, hält der Korrespondent nach sorgfältiger Untersuchung des Terrains und Vergleichung aller Berichte sich zu folgenden Urtheilen berechtigt:

1) Daß Benedek eine Position inne hatte, die weit über seine Widerstands- und Vertheidigungsmittel war.

2) Daß er die Deckung seiner rechten Flanke vernachlässigte und keine angemessenen Maßregeln ergriff, um dem Vordringen des Kronprinzen zu wehren.

3) Daß er persönlich keinen geeigneten Standpunkt wählte, um das Schlachtfeld zu überschauen.

4) Daß die Preußen die österreichische Armee hätten vollständig aufreiben können und in der Verfolgung und dem Gebrauche ihrer Kavallerie keine Energie zeigten.

5) Daß dem Vordringen des Kronprinzen gegen den großen Baum fast gar kein Widerstand geleistet wurde.

6) Das die Vernachlässigung Chlums unverzeihlich war.

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin starb am 26. August der Schriftsteller Arthur Müller, bekannt als Herausgeber der in Berlin im Jahre 1848 erschienenen „Ewigen Lampe." Derselbe war erst vor einigen Jahren bei der letzten Amnestie aus Brüssel, wo er seit 1848 im Exil gelebt, nach Berlin zurückgekehrt.

Ueber die Auffindung des transatlantischen Kabels von 1865 wird aus London folgendes Nähere berichtet: Vom Great Eastern sind gute Nachrichten eingetroffen, und zwar durch das Kabel von 1865. Das Ritzende ist am Morgen des 2. Septembers glücklich aus der Tiefe heraufgebracht und auf dem Great Eastern mit dem Ergänzungsstücke verbunden worden, dessen Legung bereits begonnen hat. Die elektrische Beschaffenheit des alten Kabels ist vortrefflich. Aufgefunden wurde dasselbe schon am 10. August von den Dampfern Albany und Terrible und sofort an die Heraufschaffung gegangen; dieselbe mißlang jedoch, da die gebrauchten Taue rissen. Kein besseres Glück hatte Anfangs der Great Eastern, der zwei Tage später zur Stelle kam. Die Meerestiefe ist dort 2400 Faden, es ist daher nicht zu verwundern, daß zu wiederholten Malen, nachdem man des Kabels habhaft geworden, die wuchtige Masse wieder entschlüpfte. Die noch übrige Arbeit ist verhältnißmäßig eine leichte, und der Berechnung nach wird die zweifache Verbindung der beiden Hemisphären in dieser Woche noch vollendet werden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 217 Donnerstag, 13. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

Paolo verstand die Liebe der Angela nicht, ihr Charakter, in seiner scheinbaren Schwäche, hatte Riesenkraft des Willens. Er liebte sie nach seiner Weise; sie war ein schönes Mädchen, die Gewohnheit hatte auch ihren Theil, doch ihre Hingebung zu fühlen, war ihm unmöglich, und wenn er ihr wehe that, so wußte er es nicht. War es doch seiner Seele unbekannt, als er der Verschwindenden nachblickte, was Angela so eilig hinauftrieb. Sie kniete oben am Kruzifix und die Thränen rollten aus ihren langen Wimpern, sie war so glücklich wie noch nie; es wollte ihr die Brust vor lauter Wonne springen, sie mußte allein sein, denn in ihr war Alles Gebet. — Mein Gott, mag jetzt das Unglück über mich kommen, ich danke Dir, ich bin einmal recht glücklich gewesen." — —

Drunen am Herde saß unterdessen Dominico, hatte die Kohle auf seine Pfeife gelegt, und sah ins Feuer, wie die Mutter Paolo's das weiße Mehl des Mais in das Wasser schüttete, den Löffel darin eifrig bewegte, den Topf mit den Fischen gewaltig rückte, so daß er an den andern hart anstieß.

Dominico wußte von früher, daß, wenn sie heftig in ihren Bewegungen war, ihr etwas auf dem Herzen lag, was sie gern aussprechen wollte, und nur dazu eine Gelegenheit suchte. — In seiner Gutmüthigkeit fragte er sie: „Nun, was habt Ihr denn? Ihr bewegt die Lippen und seid so rasch in Allem, wie ich Euch lange nicht sah?" Da warf Orsola noch einige Reiser ins Feuer, daß die Funken flogen und sagte:

„Da soll man noch ruhig sein, wenn man über schwere Zeiten klagen muß, Ihr könnt wohl da sitzen und rauchen, daß es eine Lust hat, aber unser eins hat nur seine liebe Noth, und seit mein Mann todt ist, — Gott hab' ihn selig, — da ist es erst recht arg geworden, da sind die Rechnungen in der Apotheke und für den Doktor, da muß ich morgen den Miethzins zahlen, der viel zu groß für mich arme Frau ist; — ich habe nur Kummer und Elend auf meine alte Tage." Dominico hörte sie geduldig an, ihre Klagen war er schon gewohnt, und hörte als alter Freund ihr theilnehmend zu. Orsola fuhr aber fort: „Mein Verwandter, drüben auf der Quinta-valle, der reiche Enrico, der hat es mir gestern, als ich bei ihm war, gesagt, wozu ich einen so großen Miethzins zahlte, denn wer arm ist, schränke sich ein, und er hat Recht. Ueberdieß ist mir jetzt meine Wohnung hier zu groß und zu kostspielig, da drüben gibt es weit billigere Wohnungen, passender für eine arme Wittwe und ihren Sohn; — auch hat er noch gesagt, daß er mir das Geld, um her den Wirth zu bezahlen, borgen wolle, wenn ich hier ausziehe und — — es muß doch heraus, so habe ich denn eine Stube und Kammer bei meinem reichen Vetter gemiethet und werde morgen hinziehen. Auch ist der Vetter dem Paolo so gut, er hat ihm erst vor drei Tagen neues Tuch zur Jacke geschenkt, und" —

„Und dann hat er auch eine Tochter," fiel der alte Dominico hier ein, dessen Pfeife während der Rede erloschen war.

„Ja, ja! ich hatte mir gleich so Etwas gedacht, wie Ihr gestern mit dem Wirthe so lange spracht. Wir wohnen jetzt schon dreiundzwanzig Jahre zusammen, ich glaubte, es sollte noch für lange sein; man denkt auch im Alter manchmal falsch. Jetzt werden fremde Leute hier einziehen, und der alte Dominico wird allein oben wohnen. Was den Miethzins anbelangt, den hätte ich auch schon zusammen gebracht und so ganz ohne Geld könnt Ihr auch nicht sein. Doch wenn es sein muß, wenn mir auch der Abschied schwer fallen wird, ich hatte den Paolo wie meinen Sohn lieb, und meiner Angela, der wird's zu Herzen gehen; — man hat schon Schwereres erleiden müssen und — —" Er steckte sich von Neuem die Pfeife an, reichte Frau Orsola die Hand, die mit der Schürze sich über's Gesicht fuhr: „Bedenkt Euch noch, vielleicht läßt sich Alles ändern, doch glaubt immer, was es auch sei, daß Dominico Euer alter Freund bleiben wird."

Er ging hinaus, wo die Sterne schienen, sah oben Licht in der Kammer seiner Tochter, da schüttelte er den Kopf und seufzte.

Den andern Morgen war der Entschluß nicht geändert; denn die Mutter von Paolo sah in die Zukunft und hatte ihren Zweck vor sich.

Angela aber war bleicher als sonst, auf dem lieben Gesicht lag, trotzdem, daß Paolo sie seine liebe Braut nannte, tiefe Betrübniß. Sie sah die Zubereitunge

der Abfahrt; der Gondel Paolo's und der alte Kahn Dominico's halfen die Sachen führen. Der reiche Vetter kam, bezahlte den Miethzins und sah Angela kaum an.

Als nun Alles aufgepackt war, ging Paolo hinauf zu Angela, welche sich weinend an seine Brust warf. „Sei kein Kind, Angela," — sagte er, sie beruhigend — „Du bist meine kleine lustige Braut, bald wirst Du mein Frauchen sein; wir sind ja nicht getrennt, Abends komme ich wie immer zu Dir und dann plaudern wir und bauen in die Zukunft unsere Hütte; aber trockne Deine Thränen, mein Engel schau mich freundlich an, — wenn die Sonne zur Ruh geht, so bin ich wieder bei Dir und des Morgens stets auf der Piazetta."

Da faßte sich Angela und blickte ihn mit ihren großen Augen heiterer an, nahm dann ein kleines Säcklein von rothem Sammet an schwarzer Schnur von ihrem Halse, hing es Paolo um, so daß es auf seiner Brust sichtbar war und sagte: „Es ist dieß hier das Beste, was ich Dir geben kann, es ist von meiner Mutter, die mir es auf dem Sterbebette segnend um den Hals hing; es schützt gegen den bösen Blick und gibt Glück dem Menschen, — es schützt auch Deine Treue zu mir; — — denn wisse, sie sah ganz verklärt aus, — wenn Du mich vergißt und eine Andere nähmest, so — und Thränen kamen von Neuem — so würde ich Dich dennoch lieben und lieber sterben, als von meiner Liebe für Dich lassen."

„Woran denkst Du? Meine liebe Angela, über's Jahr, wenn Du was gespart hast und ich auch, wenn die Frühlingslüfte wehen und die Blumen wieder blühen, da wirst Du mein herrliches Weib; wir werden uns dann immer haben."

Er drückte Küsse auf ihre bleichen Lippen und eilte in die Gondel.

Sie schaute ihm nach und wußte gar nicht, wie Alles so plötzlich gekommen war. Es war wie ein Traum, doch das klopfende Herz zuckte schmerzhaft zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Kempten, 7. September.

Die vielbesprochene Komödie von der Annexion der unweit Lindau liegenden preußischen Enklave „Achberg" durch eine kleine Schaar von Insulanern aus Lindau hat noch ein Nachspiel erhalten. Als nämlich durch die Berichte in öffentlichen Blättern die sonderbare Historie sich in weitern Kreisen verbreitete, fand die jeder Romantik entschieden abholde Justiz sich veranlaßt, über den Ursprung und Verlauf der Begebenheit nähere Nachforschungen anzustellen, in Folge deren gegen 14 Theilnehmer jenes freilich etwas zu weit gegangenen Schwankes Untersuchung eingeleitet, jedoch nur gegen sieben derselben gerichtliche Anklage erhoben wurde. Der absonderliche Fall wurde gestern in öffentlicher Sitzung des hiesigen königl. Bezirksgerichts verhandelt. Von den Angeklagten erschien nur der königl. Advokat Hermann Beckh persönlich. Die Vertheidigung hatte der königl. Advokat Dr. Völk übernommen. Die Anklage war auf das Vergehen der ungesetzlichen Bewaffnung, der Eigenthumsbeschädigung und der Anmaßung eines öffentlichen Dienstes gerichtet, der Sachverhalt selbst stellt sich im Wesentlichen folgendermaßen dar: Nachdem am 19. Juni l. J. die (unbegründete) Nachricht in Lindau eingetroffen war, daß die Preußen bei Hof in bayerisches Gebiet eingefallen, begaben sich am darauffolgenden Tage, den 20. Juni, auf Aufforderung des königl. Advokaten Beckh in Lindau, dieser selbst, der Schreiber Joseph Moser, der Kaufmann Karl Aug. Geist, der Schneidermeister Friedrich Magerl, der Großhändlerssohn Otto v. Pfister, der Apothekerprovisor Johann Daßberger, der Gerbermeister Christian Wolpertinger, und noch weitere sieben junge Männer aus Lindau nach der ein paar Stunden von Lindau entfernten und aus zwei Dörfern bestehenden königl. preußischen Enklave Achberg, um daselbst eine Annexion im Scherze auszuführen. Die vierzehn Lindauer marschirten in mehreren Abtheilungen nach dem Hauptorte Achbergs, dem Pfarrdorfe Essaratsweiler; Beckh, Moser, Magerl, Geist, Wolpertinger und Otto v. Pfister hatten sich bereits von Lindau aus theils mit Flinten, theils mit Pistolen bewaffnet, während Daßberger erst in Essaratsweiler sich mit einer Schußwaffe versah. Im letzteren Orte angekommen, wurde im Wirthshause das „Hauptquartier" aufgeschlagen, die im Orte befindlichen Böller an den Fenstern des Hauptquartiers aufgepflanzt und zur Besitznahme des Landes geschritten. Zu diesem Behufe stellten sich die Lindauer unter Anführung ihres „Hauptmanns" Beckh an der Ortstafel in der Mitte des Ortes auf, worauf der Gerbermeister Christian Wolpertinger eine von dem königl. Advokaten Beckh mitgebrachte Proklamation verlas, des Inhalts, daß die Achberger nun freie Bürger des neuen deutschen Reiches und Bundes seien, und daß der bayerische Staat dieselben als solche mit deutschem Gruße aufnehme. Bei dieser Gelegenheit wurde die bezeichnete Ortstafel, an welcher man das Bildniß Bismarcks angeklebt hatte, durch Anschlagen mit einem Hammer beschädigt, und sie mußte sich noch weiter gefallen lassen, statt der schwarzen Farbe mit blauer Farbe überstrichen zu werden. Oberhalb dieser Tafel wurden dann die deutsche und bayerische Flagge angebracht und mit Hochrufen und Schüssen begrüßt. Nachdem dieser Akt vorüber war, verfügte sich der kgl. Advokat Beckh mit Otto v. Pfister und Johann Daßberger vor das Pfarrhaus, woselbst in Abwesenheit des Herrn Kaplans mit den beiden Haushälterinnen unter-

handelt wurde; von da ging man zum Lehrer in Essaratsweiler und eröffnete demselben, daß nunmehr von dem Achberg'schen Besitz ergriffen worden, und daß er als Lehrer vorderhand in seinem Amte bestätigt werde. Weniger glatt ging die Geschichte mit dem in Folge des Schießens herbeigekommenen Förster ab. Der 82jährige Mann protestirte lebhaft und verlangte, daß die Lindauer sich erst als „Reichskommissäre" legitimiren sollten rc. Schließlich wurde jedoch auch er über die Sache, welcher er einen ernsthafteren Charakter beigelegt hatte, beruhigt. Die Lindauer kneipten hierauf noch längere Zeit im Wirthshause zu Essaratsweiler mit den Achbergern und traten sodann Abends den Rückmarsch nach Lindau an. — Auf Grund dieser von den Obgenannten vollführten Handlungen beantragte die kgl. Staatsanwaltschaft gegen den kgl. Advokaten Hermann Beckh eine 30tägige auf einer Festung zu erstehende Gefängnißstrafe, gegen Otto v. Pfister eine 8tägige, gegen Johann Daßberger und Karl August Geist je eine 6tägige, gegen Joseph Moter, Friedr. Magerl und Chr. Wolpertinger je eine 3tägige Gefängnißstrafe. — Der Vertheidiger bestritt die Anklage in allen ihren Punkten, indem 1) kein bewaffneter Haufe angenommen werden könne, weil sich die Angeschuldigten auf einem Spaziergange befunden und in Abtheilungen nach Essaratsweiler marschirt seien, 2) eine Bestrafung wegen Beschädigung der Ortstafel (Hoheitszeichen) nicht eintreten könne, da hiezu ein Strafantrag der königl. preußischen Regierung vorliegen müßte, was jedoch nicht der Fall und der Schaden der Beschädigung bereits ersetzt sei, und 3) eine Anmaßung eines öffentlichen Dienstes nicht angenommen werden könne, da ja die Angeklagten sich als Vertreter eines Reiches ausgegeben, das gar nicht einmal existire, — weßhalb von denselben die Freisprechung sämmtlicher Angeschuldigten, eventuell die Herabsetzung der Strafe auf das Minimum beantragt wurde. — (Die Urtheilspublikation fand erst am 10. d. M. statt. Advokat Hermann Beckh und dessen sechs Genossen wurden von der gegen sie erhobenen Anschuldigung des Vergehens der ungesetzlichen Bewaffnung, der Eigenthumsbeschädigung und der Anmaßung eines öffentlichen Dienstes **freigesprochen**, dagegen die Sache gegen den k. Advokaten Beckh zum k. Bezirksgerichte Kempten als Disziplinarbehörde verwiesen. Die Freisprechung erfolgte im Wesentlichen aus denselben Motiven, welche der Vertheidiger, Herr Dr. Völk, geltend gemacht hatte.)

Wundertrank.

Nimm und mische:
Geistesfrische, —
Willenseinheit, —
Seelenreinheit; —
Freies Streben,
Lust am Leben,
Zwanzig Meilen Wanderschaft, —
Strammgehalt'ne Leidenschaft, —
Abgestoß'ne Jugendhörner,
Reimverlies'ne Schlummerkörner
Holder Träume — bunte Schäume.

Thu hinzu
Zwei Augen voll
Thränen — deren Naß entquoll
Nicht dem Schmerz, der bitt'ren Wehmuth
Reinl der Wonne, Dank und Demuth; —
Dann ein Herz voll sanfter Triebe,
Etwas Freundschaft und viel Liebe;
Eine ganze Brust voll Lieder, —
Rührigkeit gesunder Glieder,
Muth im jähen Mißgeschicke,
Mäßigkeit — in raschem Glücke.

Setz' zum Ganzen
Gleich Gewicht
Treu erfüllter Menschenpflicht,
Lös' es alles — in Entsagung;
Laß es steh'n, bis zur Vertagung
Deiner Wünsche, groß und klein, —
Daß sich's klärt hell und rein.
So bereitest Du am besten
Einen Trank, der nicht berauscht,
Den für Nektar, selbst mit Gästen
Des Olymps, kein Kluger tauscht;
Einen Trank, so mild zu schlürfen,
Wider jegliches Bedürfen
Lebenslänglich Dir gedeiht —
G' ist der Trank: — **Zufriedenheit.**

Maier.

Mannigfaltigkeiten.

[Die eiserne Krone], die bekanntlich in Wien reklamirt werden soll, ist ein goldener, mit Juwelen besetzter Reifen, der auf der inneren Seite mit einem dünnen eisernen Streifen belegt ist. Letzteres Eisenband wurde der Sage nach aus einem der Nägel des Kreuzes Christi gearbeitet, den die Kaiserin Helena aus Palästina zurückgebracht haben soll. Sie war im Jahre 593 von Papst Gregor der longobardischen Königin Theodolinde gegeben worden und gegen das Jahr 600 wurde zuerst König Agilulf damit gekrönt, ein Beispiel, dem dann alle seine Nachfolger, 34 an der Zahl, treulich nachgefolgt sind. Nachdem sich Karl der Große im Jahr 774 mit ihr gekrönt, thaten auch alle fränkischen wie italienischen Könige nach ihm dasselbe. Otto der Große, der erste deutsche Kaiser und König von Italien zugleich,

setzte sie sich 962 aufs Haupt, Friedrich Barbarossa 1155, Karl V. in Bologna um 1530. Nach dem Tode Karl's V. vergingen 247 Jahre, ohne daß ein Fürst sich mit ihr gekrönt, d. h., ohne daß ein König von Italien existirt hätte. Napoleon I. machte sich darauf zum Könige von Italien, 1805, und gründete den bekannten Orden von der eisernen Krone, mit dessen Verleihung noch jetzt die persönliche Erhebung in den Adelstand verbunden ist. Im Jahre 1838 krönte sich auch Ferdinand I. als Beherrscher des lombardisch-venetianischen Königreichs mit ihr. In der Nacht vom 22. zum 23. April 1859 flüchteten die Oesterreicher das Kleinod erst nach Mantua und dann nach Wien, wo es sich noch befindet. Den Orden der eisernen Krone will man den Habsburgern gern lassen, da man weiß, sie halten darauf, wie sie ja auch unter Karl VI. am Orden des Goldenen Vließes festhielten, obwohl ihnen kein Fuß breit spanischen Bodens mehr gehörte. Was die Krone anbetrifft, so hofft man indeß um so eher auf Rückgabe derselben, da das Königreich Italien in der Lage ist, durch Herausgabe des Eigenthums der vertriebenen Herzoge von Modena, Toskana ꝛc. Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der Berichterstatter der amtlichen „Prager Ztg." im Hauptquartier äußert sich also über den Feldzeugmeister Benedek: Ob Benedek ein Feldherr im großen Sinne des Wortes ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist er aber der gemüthlichste Sabreur, den man sich denken kann, Soldat durch und durch, und die Liebe, womit das ganze Heer an ihm hing, war eine durchaus spontane und ungemachte. Ohne Zweifel war der Feldzeugmeister vor dem unglücklichen Feldzuge in Böhmen der populärste Führer in der Armee. Auch schon darin, daß selbst nach den schwersten Schlägen nie ein Wort der Klage speziell über ihn laut wurde, während man mit wenig schmeichelhaften Benennungen für andere Persönlichkeiten wahrhaft durchaus nicht kargte, liegt ein weiterer Beweis für das große Vertrauen des ganzen Heeres in den beliebten Führer. Zuweilen erschien der Feldzeugmeister des Abends ganz unerwartet in der Bahnhof-Restauration (in Olmütz). „Sitzen bleiben, meine Herren" — war das erste Wort, womit er die sich erhebende Versammlung begrüßte. — „Aber so bleibts doch sitzen! Muß ich denn überall kommandiren?" — Dann setzte er sich zu uns und fing an von allerlei zu plaudern. Mit ihm kam gewöhnlich Baron Henikstein und General Krizmanic. Seine Bemerkungen waren mitunter sehr originell. Selten nahm der Feldzeugmeister an dem Kartenspiele der Offiziere Antheil, und machte dann nie mehr als einen Robber. Ueberhaupt verweilte er nie länger als eine Stunde unter uns. Einmal hatte er verloren und zog das wohlbekannte Portemonnaie, um zu bezahlen. Aber die Kasse war leer. „Ja, ja, es wäre halt doch schön, wenn man reich wäre!" sagte er mit komischem Seufzer. „Jetzt muß ich als Kommandant am Ende gar noch Schulden machen."

Die Wiener medizinische Wochenschrift schreibt: Aus so vielen größeren und kleineren böhmischen Orten kommt uns die gleichlautende, höchst interessante Nachricht zu, daß die Anzahl der dort an der Cholera erkrankten und gestorbenen Preußen eine erschreckend große sei, während die österreichischen Bewohner daselbst nur ganz wenig von der Seuche heimgesucht werden. Es läßt sich dieses so handgreifliche Mißverhältniß nur in der Art erklären, daß die armen Böhmen reinlicher in ihrer Wohnung, mäßiger in ihrer Nahrung, vorsichtiger in ihrer ganzen Lebensweise sind, während die siegestrunkenen und appetitgesegneten Herren Preußen, um die günstige Gelegenheit des — Gratisessens nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, so viel, so oft, so lange, und so Alles unter einander essen und trinken, bis sie selber „ein guter Bissen" für die Cholera geworden. Das Essen, welches Nichts kostet, soll für preußische Konstitutionen eine ganz eigenthümliche, physiologisch-konstatirte, verdauungsanregende, magenerweiternde Kraft besitzen! Nun, wo die Verpflegung unserer, so liebwerthen Gäste auf eigener Faust beginnt, wo sie Alles zahlen müssen, was sie essen und trinken, wird ihre Diät voraussichtlich eine mäßigere, klügere, und wir sind dessen überzeugt, ihre Sterblichkeit an der Cholera auch eine geringere werden. Wie dem aber auch sei, wäre es höchst wünschenswerth, die Herren Preußen nicht länger mehr als Cholera-Züzier und Züchter im Lande zu behalten, ihnen baldmöglichst ihre unvermeidliche Kriegsentschädigung einzuhändigen, und sie, aus dringlich-sanitären Rücksichten, ehethunlichst in ihre geliebte Heimath zu expediren. „Los werden ist alles Geld werth!" lautet ein bewährtes, orientalisches Sprichwort!

Logogryph.

Das Ganze zeigt des Lebens Winter an;
Den Kopf hinweg gethan,
Im Sommer es nur reisen kann;
Den Hals auch fort alsdann,
Der Winter uns dieß bringen kann.

Auflösung der Charade in Nr. 210:

Es schwimmen in „Thränen" die Jungen und Alten;
Es fehlen die „Weiden", um sich d'ran zu halten.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 218 Freitag, 14. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

III.

Wehe Euch Ihr Menschen, die Ihr die Beständigkeit des Glückes suchet; dieß ist vergebens, eben so wenig als der Schmerz von Dauer ist. Es ist eben nur der Wechsel der Unterschied beider; — im Weiterfluthen auf dem Strom Eures Daseins sind es nur Empfindungen. Wirft Euch die Woge des Meeres hinauf, wo die Sonne blitzend leuchtet und silberne Sternlein Euch umgaukeln, so nennt Ihr dieß Glück, strömt sie hinab mit Euch in die Finsterniß, dann fühlt Ihr das Unglück.

Könnt Ihr im Fallen auch der Tiefe gedenken des tröstenden Zauders dort oben, so seid Ihr im Gleichgewicht; doch der Mensch findet es selten, denn in seinem Innern herrschet der Schwindel. Das Herrlichste, das Schönste dürfen wir nur im Fluge genießen und nimmer hoffen, daß es bleibe. Fasset nach den blitzenden Sternen der Woge und siehe, unter Euer Hand werden sie vergehen und Ihr bangenden Menschen glaubet dann, die Sternlein nie erblickt zu haben.

Angela hatte wieder hellere Tage, Liebe und Hoffnung durchströmte ihr Inneres. Paolo kam Abends mit der Barke gefahren und setzte sich zu ihr, oder er holte sie ab, wenn die Berge leuchteten im scheidenden Sonnenlichte; sie sahen auf den Lagunen die Fischerböten und darüber zogen die Vögleins nach dem Süden. Wenn sie wieder zurückkommen werden, nach langem Fliegen in Mestre und auf den Inseln ausruhen, sich ein Weibchen suchen, um zusammen das Nest im fernen Lande zu bauen; — da, meinte Paolo, da würde Angela auch sein Weib werden, und sie blickte ihn schelmisch an, trieb allerlei kindische Possen und Reden, bis dann ein leiser Kuß ihr die rothen Lippen verschloß; — dann aber blickte sie erschrocken sich um, ob Niemand sie belauscht. Doch die Schiffer und Gondoliers wußten recht gut, daß der Paolo die Angela heirathen würde und zwar nächstes Frühjahr, sie würden ein hübsches Paar, fügten sie hinzu. Andere meinten, die Mutter wollte es nicht zugeben, weil die Angela so gar nichts hätte, und das ganze gut jetzigen Zeit nicht mehr, wo Alles theuer. Aber bei den Liebenden sah man keine Veränderung, wenn die Sonne unterging, kam Paolo wie gewöhnlich, und des Morgens ging Angela, um ihn zu sehen, nach der Piazetta. — Das hübsche Mädchen war nicht mehr so furchtsam, und wenn auch jetzt mancher Fremde sie durch die goldene Brille anstarrte, so schlug sie die Augen zu Boden, ließ sie sprechen, was sie wollten, und ging ohne Furcht ihren Weg.

Unten in der ehemaligen Wohnung von Paolo's Mutter waren noch an demselben Tage ein Maurer mit seiner alten Frau und seinem Sohn Andrea eingezogen. Die Wohnungen auf der Zattere waren von den Handwerkern, die am Brückenbau nach Mestre beschäftigt waren, sehr gesucht; da lag nahe dabei und der Maurer, so wie sein Sohn fast den ganzen Tag draußen in der Arbeit. Der junge Andrea war eigentlich häßlich zu nennen, er hatte ein breites Gesicht, großen Mund, blaßblaue kleine Augen und mattes, blondes Haar, dabei war er groß und stark, trat überall sehr fest auf und hatte Hände, daß, wenn er im Vorbeigehen die Kinder vor den Häusern streichelte, denn Andrea liebte die Kinder, seine Hand immer über das ganze Gesicht derselben, und noch auf allen Seiten darüber hinaus ragte. Seine alte Mutter, welche vom Schlage getroffen war und nur herum rutschen konnte, um die häuslichen Geschäfte theilweise zu vollziehen, trug Andrea immer gegen Abend vor die Thüre und holte seinen Strohsack heraus, um ihr einen weichen Sitz zu machen. In die Messe ging er fleißig, dort hatte ihn Angela oft gesehen, und war ihm begegnet; so war ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen entstanden.

Wenn Paolo da war, ging Andrea immer mit großen Umwegen bei dem Paare vorbei; erstens war ihm Paolo zuwider, dann wollte er auch nicht hören, was sie flüsterten und sie nicht stören; aber wer ihn beobachtet hätte, wenn er Angela allein begegnete, sie ihn grüßte, hätte bemerkt, daß Andrea immer roth ward und stotternd ihren Gruß erwiderte. Des Morgens stand er früh auf, suchte die Werkzeuge zusammen und sang dabei gewöhnlich ein Lied, das Niemand verstand, doch so laut, daß es Jeder im Hause hörte. Der alte Dominico stand mit dem Maurer auf dem Fuße, daß

Digitized by Google

sie schweigend zusammen des Abends ihre Pfeife rauchten; der Vater des Andrea sprach überhaupt in seinem Leben sehr wenig; Angela erzählte, als sie dieß Alles dem Paolo lachend schilderte, es wäre ein Wunder, wenn man den Maurer einen langen Satz zusammenhängend aussprechen hörte.

Die Mutter Paolo's wohnte nun, nach ihrem Wunsche, recht dicht beim reichen Vetter, der auf einmal ihr lieber Verwandter geworden war. Enrico und die Alte drückten sich beim Abschiede häufiger die Hand, so daß die Nachbarschaft glaubte, der alte Gatsch wäre in seinen späteren Jahren noch närrisch in die Orsola geworden; doch diese war, wie schon immer gesagt, eine spekulative Frau: es war nicht allein die Wäsche, die sie jede Woche für andere Leute wusch, sie sah weiter hinaus in die Zukunft, wie eine gute Mutter sehen muß, sie sah in der Ferne das Glück ihres Sohnes, und dieß war — was konnte es anders bei ihr sein? „das liebe Geld."

Der reiche Vetter hatte nämlich ein Töchterlein, die dicke Brigitta, welche schon lange gern heirathen wollte, doch beim Willen war es immer geblieben. Die Freier, welche durch den Magnetismus ihrer schwarzen Augen und des Geldes angezogen wurden, hatte die stolze Art Enrico's, auch das Gerede der neidischen Welt, welche überall erzählte, Brigitta wäre eine böse Sieben, die sich nur zu putzen verstände, und alle Leute zusammenklatschte, abgeschreckt. Dabei war Brigitta sieben und zwanzig Jahr geworden, was in Italien bei einer ehrsamen Jungfrau auffallend ist, da man dort immer sehr früh heirathet.

Paolo hatte wohl manchmal mit der Mutter den Herrn Vetter schon früher besucht, aber seine Gedanken waren immer zu sehr mit Angela beschäftigt, als daß er denken konnte, daß die heißen Blicke, welche Brigitta dem hübschen Burschen zuwarf, Zeichen einer außergewöhnlichen Zuneigung sein könnten. Doch gab Brigitta ihren Plan nicht auf, wußte den Vater, dessen Stolz sich seit einiger Zeit gelegt hatte, dazu zu stimmen, die Familie ins Haus zu nehmen, um den jungen Burschen aus der gefährlichen Nähe Angela's zu entfernen.

Orsola stimmte natürlich Allem bei. Als sie am andern Tage hörte, daß Paolo die Angela zum Weibe begehre, es ihr auch schon versprochen hätte, war sie böse geworden, hatte die Thüren geworfen und ihm endlich kurz entgegnet, daß sie es nie zugeben würde, indem sie in ihrer eigenen Ehe genügend erfahren hätte, was eines armen Gondoliers Herrlichkeit in seinem Hause wäre, und es sei der Nagel zu ihrem Sarge, wenn er noch einmal davon spräche. Allein so rasch war es nicht abgethan, Paolo wurde durch diesen offenen Widerstand nur noch mehr in seinem Vorhaben bestärkt.

Am Abend sagte er Angela davon nichts, und als sie die Wolken auf seiner Stirn bemerkte, erzählte er ihr irgend eine andere Ursache seines Verdrusses. Doch konnte er nicht ausweichen, daß er öfters die Abende mit seiner Mutter beim Vetter sein mußte, wo, bei gutem Rizotti und Fischen, Brigitta sehr lustige Geschichten zu erzählen wußte. Eben so wenig konnte er es abweisen, Brigitta in seiner Gondel zu fahren.

Wenn er nach mehreren so verlebten Abenden zu Angela eilte, war ihm freilich das Herz schwer und sein Gewissen drückte ihn; fragte ihn dann Angela, weßwegen er ausgeblieben, da schwatzte er ihr von Fremden vor, welche er nach dem Lido oder in die Fenice gefahren habe; — er hatte plötzlich die Aufrichtigkeit gegen sie verlernt, denn er beruhigte sich bei der Lüge, daß es Angela schmerzen müßte, wenn er die Wahrheit sage.

Angela fühlte doch bald, daß etwas Fremdes zwischen ihnen läge, sie hörte später auf, als die Abende, wo Paolo nicht kam, sich mehrten, ihm Vorwürfe zu machen, sie wurde stiller und die fröhlichen, kindlichen Ergießungen, die ihr reizendes Gesicht so verschönerten, wurden seltener.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.

II.

Solcher „preußischer Lager" fanden wir auf unserm Wege allein von Hettstadt bis Roßbrunn drei: aus allerlei Material flüchtig aufgebaute Hütten, deren Decke die schönsten, von den Feldern frisch abgeschnittenen Waizengarben sind, allerdings kümmerliche Wohnungen, wahre Troglodytenhöhlen. Die Preußen haben's auch nicht allzu gut und üppig gehabt, trotz aller Requisitionen, sie haben sich auch acht Tage lang, wie ich's von mehr als einem ihrer Offiziere gehört, ohne Brod, mit Hülsenfrüchten und halbreifen Kartoffeln, die sie vom Felde genommen, begnügen müssen. Von den Hettstadter Höhen bis zum Dorfe Hettstadt ist's eine halbe Stunde; wir kamen hier zum ersten Cholerort, in dem die böse Seuche damals ziemlich stark auftrat. Von Hettstadt nähert man sich nun mehr und mehr dem Schauplatz der blutigen Hauptgefechte am 26. Juli. Zunächst wird Roßbrunn im Thale sichtbar. Wir sehen das Dorf an einen waldigen Hügel sich anlehnen, vor dem Ort selbst ein schmales, links von der Hauptstraße abgehendes Wiesenthal, dessen andere Seite wieder ein Wäldchen flankirt. In letzterm Wäldchen stellten sich die Bayern zum letzten Widerstand gegen die von Uettingen her nachdrängenden Feinde, wie auch auf der rechten Seite der Straße von der Anhöhe hinter dem Posthause herab ein lebhafter Kampf sich entspann. Das Posthaus, mit einigen Nebengebäuden getrennt vom

Dorfe an der dort sich verzweigenden Straße liegend, war mit bayerischen Jägern besetzt, und trägt einige ziemlich bedeutende Kugelspuren. Von ihm aus sehen wir den Wiesengrund von Uettingen hinab, in dessen Mitte, wieder eine kleine halbe Stunde entfernt, das hübsche Dorf sichtbar wird. Eine strategisch günstigere Lage kann man sich nicht denken. Zu beiden Seiten hart neben Uettingen erheben sich zwei nicht unbedeutende Anhöhen, der Offort (?) und der Kirchberg. Beide waren am Morgen des 26. Juli mit bayerischer Artillerie wahl besetzt, eben so ein dritter, der hinter Roßbrunn aufsteigende Heiligenberg, welcher mit jenen beiden andern die Spitze eines Dreiecks bildet. Das Thal, welches diese Berge dominiren, ist eng; in ihm stand die preußische Armee förmlich einaezwängt, nachdem sie am Abend des 25. von der Höhe von Helmstadt her in dasselbe herabgestiegen war; sie konnte nicht mehr entrinnen, sie konnte, mußte hier vernichtet werden. Aber auch hier mußten die kaum beginnenden Siegesfanfa en in die düstern Retraitsignale verwandelt werden! Allerdings soll das unverantwortliche Weichen des achten Armeekorps aus der Schlachtlinie das der Bayern nothwendig gemacht haben, allein, wenn man mit einem ungetrübten, nach Begriffen der „höhern Taktik“ freilich vielleicht blöden Augen, jene Stellungen, die unsere Armee innegehabt, ansieht, sa kann man eben doch nicht umhin, die Vermuthung zu wagen, daß sie selbst trotz und ungeachtet jener Flankengefährdung hier hätte einen, dann auch jene paralysirenden Sieg erringen können. Aber sa ist's eben anders gekommen, und stolz rechnet die Mainarmee in jenem bis in die zwanzig hinauf addirenden Tagesbefehl ihres Führers den „Sieg von Roßbrunn“ zu einem ihrer glänzendsten. Warum aber die Preußen die Schlacht nach Roßbrunn, und nicht nach Uettingen benennen, ist uns unklar. Bei Uettingen fand der Hauptkampf, der blutigste und entscheidendste Wahlgang statt, dem gegenüber der bei Roßbrunn nur ein Rückzugsgefecht war. Schon die Nacht vom 25. auf 26. war für Uettingen eine bange, düstrer Ahnung volle. Den von Helmstadt her rückziehenden und von Remlingen her anrückenden und auf jenen Bergen und im Thal nach Roßbrunn zu Stellung nehmenden Bayern folgten nach wenigen Stunden die Preußen, ungestüm Quartier fordernd und nehmend, schon die Hauptgebäude des Ortes, namentlich das Schloß und Pfarrhaus zu Lazarethen, einstweilen für die Verwundeten des vorhergegangenen Tages, einrichtend. Nur weniger Raum war zwischen den feindlichen Vorposten und ihren Bivouaks.

Mit dem Morgengrauen des 26 begann der Kampf, ein mörderisches Feuer, von den obengenannten Bergen. Auf allen Seiten des Dorfes brachen nun die Preußen aus, durch Höfe und Gärten sich Bahn machend; ihre Artillerie fuhr hart am Fuß des Kirchbergs auf; das 36. und 59. Regiment stürmten mit Todesverachtung die Höhen. Furchtbar wurden namentlich die Reihen des Erstern gelichtet; die Hälfte seiner Offiziere fiel oder wurde verwundet. Zwischen dem Berg, über den die Straße nach Helmstadt geht, und dem Offort, welchen dieses Regiment zu stürmen hatte, zieht sich wieder ein schmales Wiesenthal; in dem ruhen viele Opfer jenes Sturmes, wie sie eben von den Waffengefährten ein schnell bereitetes, nicht eben mit großer Sorgfalt hergestelltes Ruhebett auf allen jenen Feldern fanden. Sie machen einen eigenthümlichen, tief erschütternden Eindruck, diese vereinzelten, großen, schon in ihrer Ausdehnung auf die Menge der in ihnen geborgenen Schläfer schließen lassenden Grabesstätten auf dem zertretenen Ackerland oder in der grünenden Wiese oder unter den rauschenden Waldesbäumen, in denen sie nun still und friedlich beisammenschlafen, Freund und Feind, über denen man bitterlich weinen muß, daß sie Söhne Eines Landes, Kinder Eines Blutes umschließen, und an denen die Liebe, die der Mutter oder der Tochter oder der Braut, doch eigentlich nicht die Thränenopfer bringen kann, weil sie nicht weiß, wo sie die Ihren zu suchen hat, da Niemand die Namen kennt, die auf den Kreuzen jener Gräber zu stehen hätten.

Ueber das Fieber.

(Schluß.)

Vom Standpunkte des gesammten Organismus, der Körpereinheit oder besser Gemeinsamkeit aus betrachtet, ist das Fieber weder eine Reaktion noch Aktion, sondern vielmehr eine Passion, ein Leiden. Diesem Leiden wird ein Ziel gesetzt durch die Herstellung des Gleichgewichts in den Funktionen. Die vermehrte Verbrennung der Organtheile, die gesteigerte Thätigkeit des Herzens müssen herabgesetzt, die Schwächung des Nervensystems, die verminderte Thätigkeit der Sekretionsorgane müssen gehoben werden. Die Individualität des Kranken, der besondere Zustand seiner Organe, die Natur der Fieber erzeugenden Ursache, die Zeit, die Krankheit und vieles, vieles Andere entscheiden über die Wahl der Mittel, welche dazu dienlich sind, und welche ganz verschieden gegriffen werden müssen, je nach den Umständen. Das Einemal wenden wir uns direkt gegen die Hitze, das Anderemal gegen das Herz, und wieder in andern Fällen stärken wir das Nervensystem oder ändern die Blutmischung, oder erregen die Sekretionsorgane.

Das ist, was man die hippokratische Methode nennt. Individualisirung des Falles, Analyse desselben mit allen Hülfequellen der Technik, mit aller Anstrengung der Sinne und des Geistes, Wahl der Mittel nicht nach dem Krankheitsnamen, der mit der Zeit wechselt, sondern nach der Eigenthümlichkeit des Falles. Die hippokratische Methode von heute gleicht in den Einzelheiten

ihrer Ausführung, in der eigentlichen Praxis, der von Hippokrates selbst geübten, überaus wenig, aber in ihren Grundsätzen ist sie dieselbe geblieben. Sie ist die Grundlage der wissenschaftlichen Medizin, und wenn wir für unsere Nation das Vorrecht in Anspruch nehmen dürfen, daß sie, trotz ihrer Zersplitterung und der dadurch auch für die Wissenschaft hervorgehenden Hemmnisse, auch in diesem Streben das vorderste geblieben ist, so dürfen wir vielleicht hoffen, daß es ihr noch beschieden sein werde, auch den poetischen Einfluß, welchen geläuterte Erfahrungen über Leben und Krankheit auf die inneren Verbesserungen des Volkslebens ausüben können, vollständiger durchzuführen, als es vor unserer Zeit der Fall war.

Vermischtes.

[† Friedrich Beckmann,] k. k. Hofschauspieler und Regisseur des Burgtheaters, ist am Freitag den 7. Sept., Morgens 1 Uhr, im 64. Lebensjahr dem Leiden erlegen, welches ihn seit mehr als Monatsfrist an das Krankenlager fesselte. Beckmann war 1803 in Breslau geboren, betrat, nach seiner eigenen Angabe, zuerst die dortige Bühne als Statist, kam dann in das Königstädtische Theater in Berlin und erlangte bald eine außerordentliche Beliebtheit in Lokalrollen. 1841 gastirte er zum Erstenmale in Wien, vier Jahre später wurde er Mitglied des Theaters an der Wien und kam 1846 an das Hofburgtheater. Beckmann war wohl der popolärste Komiker der deutschen Bühne. Er erfreute sich hoher Auszeichnungen, war Ritter des Franz-Joseph-Ordens, des herzogl. sachsen-ernestinischen Hausordens und Besitzer der k. preußischen Rettungsmedaille am Band des Rothen-Adlerordens.

[Ein edler Kaiserjäger.] Ich wurde (so erzählt ein in der Schlacht bei Königgrätz verwundeter preußischer Freiwilliger) durch die Kugel eines österreichischen Kaiserjägers schwer an der rechten Schulter verwundet und gerieth, als unsere Kompagnie vor der Uebermacht der heranstürmenden Feinde zurückzuweichen genöthigt war, mitten unter die Oesterreicher hinein. Kraftlos und der Ohnmacht nahe und zudem von einem verzehrenden Durst bis auf's Aeußerste geplagt, dachte ich jeden Augenblick meinen Tod zu erwarten. Da gewahrte ich in meinem halbtodten Zustande ungefähr 10 Schritte von mir in einer etwas tiefer liegenden Wiese einen kleinen Graben, der mit etwas schmutzigem Regenwasser gefüllt war. Mit Zusammenraffung meiner wenigen Kräfte rief ich einem eben an mir vorbeieilenden Kaiserjäger zu, er möge doch einem sterbenden deutschen Bruder die letzte Bitte um einige Tropfen Wasser nicht versagen, indem ich ihm zugleich mit der Hand nach dem Graben deutete. Er drehte sich auf der Stelle herum, und als er mich blutend am Boden liegen sah, rief er in seinem gemüthlichen Dialekt: „Wart Kam'rad! sollst's scho' hab'n!“ nahm meine Feldflasche — von der seinigen war die untere Hälfte weggeschossen — und lief nach dem Graben. Er war im Begriff, die gefüllte Flasche wieder heraufzuziehen, als ihn die Kugel eines unserer Füsiliere (vom 71. Regiment) erreichte und ihn so an der Erfüllung eines edlen Zuges von Menschenliebe und Aufopferung hinderte. Lautlos sank der Brave in den Graben; die Kugel hatte ihm den Schädel zerschmettert. Ein lauter Schrei entfuhr mir: ich sank in Ohnmacht und als ich erwachte, befand ich mich im Feldlazareth. Ich bin jetzt wieder ziemlich geheilt, aber meine Wunde brennt jedesmal vor Schmerz, wenn ich des braven Jägers gedenke. Aus seinen Papieren erfuhr ich seinen Namen, er hieß Joseph Schleidner. So lange ich lebe, bewahre ich diesem Braven ein ehrendes Angedenken.

[Einen Großvater als einberufenen Landwehrmann] hat das in Berlin garnisonirende Ersatzbataillon eines Garderegiments aufzuweisen. Derselbe gehört zu den ältesten Jahrgängen der Landwehr und hat zwei Söhne im stehenden Heer. Vor Kurzem erreichte ihn in der Kaserne die erfreuliche Nachricht, daß ihm ein Enkel geboren sei. Trotzdem jene Verhältnisse unter den obwaltenden Umständen keineswegs die günstigsten sind, war diese Kunde doch geeignet, ihn schon durch die Seltenheit des Vorfalles in eine Art Galgenhumor zu versetzen, und mit Unterstützung seiner Kameraden beschloß er, den merkwürdigen Tag durch eine kleine Kneiperei zu feiern. Leider mochte er dabei aus leicht verzeihlichen Ursachen das rechte Maß ein wenig überschritten haben, da er am selbigen Abend durch einen jungen Offizier in etwas angetrunkenem Zustande auf der Straße betroffen und angezeigt wurde, weil er seinen Rock nicht vorschriftsmäßig zugeknöpft hatte. Unser armer Grenadier, welcher, seiner Versicherung nach, während seiner ganzen Dienstzeit nie bestraft worden war, bekam Gelegenheit, fünf Tage lang darüber nachzudenken, welch' ein Glück es ist, als Soldat Großvater zu werden.

Logogryph.

Macht doch ein ganz Gebirg geschwind
Mir aus geköpftem jungen Rind!

Redakteur Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 219 Samstag, 15. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

Monate waren seitdem vergangen, der November zu Ende, die Abende länger, kälter. — Angela saß oben beim Vater und arbeitete still, was die guten Frauen des Klosters ihr gaben, doch so manche Thräne stickte sie mit, wenn wieder ein Abend veeging und Paolo kam und kam immer nicht.

Eines Tages sagte Pietro, dee neben Paolo an der Piazetta seine Gondel hatte: „Nun, Paolo, du machst Dich ja jetzt an die Brigitta, ich dachte es mir gleich, daß es mit Dominico's Tochter nichts wäre. Du bist ein kluger Bursche, das hätteich zwar nimmer gedacht; — überdieß tröstet sich Angela schon darübee, sie hält's mit dem langen Andrea, ich habe sie erst gestern zusammen aus der Messe kommen sehen."

Dem Paolo schnürte es Kehle und Herz zusammen, antworten konnte er dem Pietro nicht, er hätte ihn am liebsten mit dem Ruder auf den Kopf geschlagen. Angela ihm untreu? — Unmöglich! — Und wenn es doch so wäre, — seit einiger Zeit war sie so still, wenn er zu ihr kam, nicht wie sonst wurde er fröhlich empfangen? Da wüthete in ihm der Argwohn und ohne sich selbst zu überzeugen, verdammte er Angela und ging heute und morgen nicht hin. Seine Mutter kam vom reichen Vetter, erzählte von Brigitta, daß sie nur von ihm spräche, ihm eine rothe Schärpe zum Namenstage stricke und lustig und heiter sei; er solle, sagte sie weitee, nue freundlich gegen sie sein, denn es wäre ein Goldmädchen.

Des Abends wae Paolo beim Vetter Enrico, Brigitta rückte ihm näher und arbeitete an der schönen Schärpe, ihr Athem berührte ihn heiß und ihre Augen glühten in den seinen, ihr Mund flüsterte zu ihm die Sprache der Liebe; — da war ihm ganz eigen geworden und er recht freundlich gegen sie; — das Bild der zarten Angela verblich aber immer mehr vor der üppigen Gestalt Brigitta's.

Zu Hause hatte die Muttee zu Paolo gesagt, daß der Vettee sie um den geborgten Miethzins gemahnt hä'te und dieß Geld drücke sie sehr, aber noch mehe, daß Paolo nicht merke, wie ihn Brigitta liebe und nach ihm seufze; doch die Welt sage recht, Paolo wäre zu einfältig dazu und liefe noch immer der Zimmermannstochter nach. Auch kränke er nur seine alte Mutter dadurch, die ein sorgenfreies Alter haben würde, so aber nur immerwährend Kummer.

Als Paolo die Mutter so klagen hörte, wurde ihm weich und weh im Innern, schon längst war er mit sich zerfallen, er seufzte und sagte: „ich kann nicht anders, ich habe ihr mein Versprechen gegeben, bin jetzt unglücklichee, als Ihr glaubt, Mutter; wollte am liebsten in dee Tiefe der Kanäle begraben liegen."

Am andern Morgen war Angela nach der Piazetta gegangen, um den Paolo zu sehen, doch nur der Pietro war da, der sie mit spöttischer Miene fragte, ob sie den Paolo oder den Andrea suche, der Paolo hätte drübee ein anderes Liebchen, die reiche Brigitta.

Tödtlicher Schreck durchzuckte die Angela, sie schwankte nach der Kirche St. Markus, hinter ihr war rohes Gelächter. Dort vor dem Gnadenbilde der Jungfrau warf sie sich verzweifelnd nieder und in ihr wae es, als ob ihr Blut aufhöre zu fließen.

Paolo's Mutter hatte das große Tuch, ihren neuen Rock und den Fächer hervorgenommen, war hinüber nach der Zattere gegangen, und trat nach langer Zeit wieder beim alten Dominico ein, der ihr verwundert entgegen kam. Nach kurzer Einleitung sagte sie ihm, wie immer, daß sie jetzt viel Elend und Kummer habe, und daß er an all' ihrem Unglücke Schuld wäre. Dominico riß fragend seine Augen auf, nahm die Pfeife aus dem Munde, doch Orsola fuhe fort und meinte, Angela sei schlecht erzogen, daß sie immer dem Paolo nachliefe, der doch nichts mehe von ihr wissen wolle, und jetzt eine reiche Heirath mit des Vetters Tochter machen würde; Paolo hätte einmal in seiner Gutherzigkeit Angela nothgedrungen versprochen, sie zu heirathen, es sei aber niemals sein Ernst gewesen, seine Liebe schon längst vorbei, und er sehe sehr gut ein, daß dieses Verhältniß nur zum Unglück für ihn und seine Mutter führen würde; sie verlange aber jetzt vom alten Dominico, daß er der Angela sagen solle, es wäre mit Paolo aus, und sie solle ihm sein Versprechen zurück geben.

Orsola hatte ohne Aufhören rasch gesprochen, so daß Dominico sie nicht unterbrechen konnte; zuerst wae er erstaunt, dann ergrimmt übee ihee Schändlichkeit und

Undankbarkeit und im weitern Verlaufe hatte sich sein Stolz aufgerichtet, gegen die Verleumdungen seiner Tochter: „Wenn auch nichts Wahres an Eueren gehässigen Worten ist, und ich nur daraus sehe, wie Paolo schlecht an meinem armen Kinde gehandelt hat, so versprech' ich Euch, daß Angela sein Gelöbniß zurückgeben wird, um das Glück Eurer Sippschaft nicht zu stören."

Angela hörte das Vorgefallene von ihrem Vater, doch ihre Augen waren ohne Thränen und in ihrem Innern war es öde und leer.

Paolo war nun frei, doch fühlte er sich niedergedrückt; seine Schuld preßte ihn schwer, daß er kaum athmen konnte. Er war wirklich ein unglücklicher Mensch, verdammte seine Schwäche, zürnte der Angela und doch schmerzte ihn ihr Andenken; er konnte die Mutter manchmal hassen; die ganze Welt war ihm zuwider, er wurde bleich und magerte in dieser Zeit zusehends ab. Auf der Piazetta konnte er nicht bleiben, denn da waren Pietro, Camillo und Mehrere, die ihn stets neckten. Mit seinem Frohsinn war es vorbei, er wollte weder Brigitta noch Angela; — doch die Orsola triumphirte, denn sie sah das Spiel gewonnen.

Es war an einem Freitag des Morgens; Paolo war seit langer Zeit wieder mit seiner Gondel an der Piazetta.

Tausendmal hatte er seine Schwäche bereut, und tausendmal hatte er zu Angela eilen wollen, doch ihm war Angela entfremdet.

Er stand an den einen Pfeiler der alten Münze gelehnt und wartete der Fremden, doch schaute er nicht auf, ihm war es gleich, wer vorüberging. Da fühlte er etwas seine Schultern berühren und vor ihm stand in den schwarzen Schleier gehüllt, — Angela — aber wie verändert! das liebe, schmale Gesicht war bleich, die Augen sahen matt vom Weinen aus. „Angela!" rief er aus.

Da sagte sie mit leiser, fester Stimme: „Komm mit mir, Paolo." Sie schritt voraus nach der Markuskirche, hin nach dem kleinen Eingang beim Palast, am marmornen Löwen vorbei. In ihm wogte es und doch rief eine innere Stimme ihm zu, der im andern Augenblicke fluchte, sie liebt den Andrea, glaube ihr nichts; denn Pietro und die Mutter haben es gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Wilhelm Osann †.

Eine biographische Skizze.

Von einem seiner Schüler.

Es war in den Abendstunden des 12. Septembers 1866, als sich unter dem Geläute der Glocken der Friedhofskapelle ein zahlreicher Leichenkondukt vom Leichenhause des Würzburger Friedhofs nach einer Familiengruft in stiller Trauer bewegte, um den Manen eines Universitätslehrers die letzte Ehre zu erweisen, nämlich des langjährigen Professors der Physik und Chemie, Osann.

Gottfried Wilhelm Osann, der Philosophie Doktor, königlicher Hofrath, öffentlicher ordentlicher Professor der Physik und allgemeinen Chemie, korrespondirendes Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, Konservator des physikalischen Kabinets und des Kabinets für allgemeine Chemie, Dekan der philosophischen Fakultät und Senior der Julius Maximilians-Universität, war geboren am 26. Oktober 1797 zu Weimar. Sein Vater war der herzoglich sächsische Regierungsrath Osann. Nachdem er seinen Vater im sechsten Lebensjahre durch den Tod verloren hatte, verehelichte sich seine Mutter, eine geborne Hufeland, wieder mit dem herzoglich sachsen-weimarischen Staatsminister Christian Gottlob v. Voigt.

Schon in der Kinderstube erhielt er durch seine Mutter den Sinn für das Schöne und Höhere. Seine Mutter war nämlich eine Tochter des weltberühmten späteren preußischen Staatsrathes, Leibarztes und Professors Dr. Christoph Wilhelm Hufeland, des Verfassers des unsterblichen Werkes: „Makrobiotik" oder „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", und zog durch ihre Persönlichkeit die Celebritäten Weimars in ihre häusliche Zirkel. Osanns Jugendjahre fielen in jene goldenen Zeiten der deutschen Literatur, als in der Musenstadt Weimar unter dem kunstsinnigen Herzoge Karl August von Weimar die Dichterheroen Göthe und Schiller in fruchtbarer geistiger Produktivität lebten und sehr häufig in das Voigt'sche Haus kamen. Durch Göthe's Naturstudien, namentlich über Licht und Farbe, Morphologie, Gegnosie, erhielt der junge Osann die ersten Anregungen zum Studium der Naturwissenschaften, die er sich später zu seinem Lebensberufe wählte.

In den Jahren 1819—1821 lag er auf den Universitäten Jena, Erlangen und Berlin dem Studium der Naturwissenschaften eifrig ob, und zwar mit solchem Erfolge, daß er bereits im Jahre 1821 einen Ruf als kaiserlich russischer Hofrath und Professor der Physik an der Universität Dorpat erhielt. Diesem Rufe leistete Osann auch Folge. Hier entfaltete der jugendliche Lehrer, obwohl er eine Konkurrenz mit tüchtigen Fachmännern zu bestehen hatte, eine große Thätigkeit und trat auch als Schriftsteller auf. Im Jahre 1823 verehlichte sich Osann mit einer Nichte Göthe's, Christiane Johanna Stolz aus Arnstadt in Thüringen, aus welcher Ehe 5 Kinder, 4 Söhne und eine Tochter, entsproßten, von denen 3 Söhne und eine verheirathete Tochter ihn überlebten. Seine Gattin starb am 13. April 1853 in ihrem 50. Lebensjahre.

Im Jahre 1828 erhielt Osann einen Ruf auf die durch den Tod des Professors Sorg verwaiste Lehrstelle als Professor der Physik und allgemeinen Chemie an

der Würzburger Universität. Osann, der während seines 7jährigen Aufenthaltes die Liebe zu seinem deutschen Vaterlande nicht verloren hatte, nahm diesen Ruf an und erhielt zugleich den Titel eines königlich bayerischen Hofrathes.

In dieser Eigenschaft wirkte er 38 Jahre ununterbrochen bei fester und dauerhafter Gesundheit und erlag am 10. September 1866 einem mehrmonatlichen Herzleiden.

Das physikalische Kabinet, das im Jahre 1749 unter Fürstbischof Karl Philipp von Greifenklau gegründet wurde und die Professoren Blasius Henner und Ambos Egel aus dem Jesuitenorden, dann Straßberger, Stahl und Sorg als Konservatoren und Leiter gehabt hatte, erfuhr durch Osann seine der Anforderungen der Zeit und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechende Regeneration und wurde durch zahlreiche und werthvolle neue Anschaffungen bereichert. Im Fache der Mechanik sind besonders hervorzuheben eine Fallmaschine von Atwood, eine äußerst feine chemische Waage mit Grammengewicht von Bentling in Berlin, eine Tarinowaage von Messing von Schmitt in Heidelberg, ein großer Kompensations-Sekundenpendel von Luzengeiger in Tübingen; im Fache der Hydrostatik eine große Brama'sche hydrostatische Presse von Dr. Körner in Jena; im Fache der Pneumatik eine doppelstiefelige Luftpumpe mit einzuschraubender Barometerprobe von Dr. Körner; und ein von Osann erfundener Apparat zur Bestimmung der spezifischen Gewichte der Gasarten; im Fache der Akustik eine Vorrichtung zur Hervorbringung der Marr'schen Klangfiguren und eine Sirene nach Coignard-Latour; im Fache der Optik ein Lichtpolarisationsapparat von Fraunhofer in München, eine Camera lucida nach Wollaston, ein Licht-Reflexions-Apparat von Fraunhofer; im Fache der Meteorologie ein Hygrometer von Daniell, ein Psychrometer nach August; im Fache der Pyrometrie ein Dampfapparat von Wollaston; im Fache der Cohäsion und Elasticität ein Wasserkompressionsapparat von Oerstedt; im Fache des Magnetismus ein Apparat zur Hervorbringung elektrischer Funken durch Magnetismus mit einem großen Hufeisenmagnet, ein Apparat zur Hervorbringung des Rotations-Magnetismus und zwei Vorrichtungen zur Hervorrufung des Thermomagnetismus; im Fache der Elektricität eine Elektrisirmaschine im größten Styl mit außerordentlicher Wirkung; im Gebiete des Galvanismus ein Fingerhutapparat von Wollaston und ein von Osann konstruirter Deflagrator; im Gebiete der Chemie eine Cylinderröhre mit Tubus, eingetheilt in Kubikcentimeter, ein Apparat von Woolf, ein Wasserzersetzungsapparat von Faraday mit Platindrähten und ein großes von Osann konstruirtes Knallluftgebläse nach Newton; ferner eine sehr genaue astronomische Taschenuhr (Chronometer) von Luzengeiger in Tübingen und ein magneto-elektrischer Apparat von Pixii.

Osann bekleidete öfters die Stelle eines Mitgliedes des akademischen Senates und des Universitäts-Verwaltungs-Ausschusses und wirkte eifrig für das Wohl der alma Julia.

Im Studienjahre 1848/49 bekleidete Osann die Würde eines Rector magnificus. In jenen schwierigen Jahren, als die Ideen und Wogen der Revolution auch die studirende Jugend erfaßt hatten, war es Osann, der die damals in zwei große Parteien gespaltene akademische Jugend beschwichtigte und von Ausschreitungen zurückhielt. Er war es, der den am 20. Mai 1849 durch bedauernswerthe blutige Exzesse zwischen Soldaten und Studenten veranlaßten Studentenauszug nach Werthheim durch energisches Auftreten zu verhindern bestrebt war, und als ihm dieß nicht gelingen konnte, den ausziehenden Studirenden mit mehreren anderen Professoren das Geleite gab. Ihm ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß dieser Studentenauszug keine weiteren nachtheiligen Folgen für die Studirenden und die Universität hatte.

Osann hatte ein großes Feingefühl für das Schöne. Er betrieb die Tonkunst in seinen Mußestunden und machte alljährlich eine Ferienreise in die Alpenwelt.

Osann fühlte sich heimisch im Freundeskreise, wo er meistens heiterer Laune und guten Humors war. Ein noch in Erinnerung stehendes thätliches Attentat in einem hohen Zirkel gegen ihn von Seite eines hohen Offiziers wegen der Vertheidigung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse endigte bekanntlich mit der Niederlage und Strafversetzung desselben.

Osann, der in seiner Jugend die Freiheitskriege durchlebt hatte, hatte stets ein reges Interesse für Deutschland und zählte zu den Großdeutschen. Er führte stets den Arndt'schen Vers im Munde:

Das ganze Deutschland soll es sein!

Osann war ein anerkannter Charakter und ein beliebter Jugendlehrer, der seinen Zuhörern, die nach Tausenden zählten, nicht blos Lehrer, sondern auch Freund war.

In Würdigung seiner Schriften, wovon die „Meßkunst der chemischen Elemente" in zweiter Auflage erschien, und wir noch seine „Anwendung des hydro-elektrischen Stroms als Aetzmittel" und seine „Beiträge zur Physik und Chemie in zwanglosen Heften" nennen wollen, wurde er zum korrespondirenden Mitgliede der kgl. Akademie der Wissenschaften in München ernannt. Auch die physikalisch-medizinische Gesellschaft in Würzburg verlor an Osann ein sehr thätiges Mitglied.

An seiner Gruft kam uns unwillkürlich die schöne Stelle aus Horatius Odarum Libor. II. Oda 3. vers. 25 in's Gedächtniß, womit wir unsere Lebensskizze des Verewigten schließen wollen:

Omnes eodem cogimur: omnium
Versatur urna, serius ocius
Sors exitura, et nos in aeternum
Exilium impositura cymbae.

(All' Einen Weg zieh'n müssen wir; Aller Loos,
Ob's später fällt, ob früher, gerüttelt wird's
Im Urnenschwung, um uns zu ewig
Währendem Bann in den Kahn zu setzen.)

R.

Mannigfaltigkeiten.

Unter den vielen Tapferen, welche auf dem Schlachtfelde bei Königgrätz den Heldentod fanden, befand sich auch der k. k. Hauptmann v. S., ein geborener Böhme. Seine Gattin hatte er bereits früher in Krems durch den Tod verloren. Der einzige Sohn des Verblichenen, ein 11jähriger Knabe, stand nun völlig verwaist in der Welt. Da faßte das Kind den abenteuerlichen Beschluß, sich nach Prag zu Hrn. General der Infanterie, Vogel v. Falckenstein, zu begeben, und denselben zu ersuchen, er möge ihn versorgen. Nach seiner kindlich naiven Auffassung waren die Preußen ohnedieß verpflichtet, für seine Zukunft zu sorgen, da sie an dem Tode seines Vaters Schuld trugen. Er machte sich, ohne irgend Jemand etwas mitzutheilen, mit seiner geringen Baarschaft auf den Weg. Allein schon in Budweis war sein Reisegeld zur Neige gegangen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Gutherzigkeit fremder Leute in Anspruch zu nehmen, die ihm zur Weiterreise nach Prag verhalfen. Hier angekommen, traf er den General nicht mehr an — dieser war bereits 2 Tage zuvor nach Teplitz abgereist. Aller Hülfe entblößt, wußte er nicht, wohin er sich wenden solle. Endlich fand sich eine gutherzige Frau auf der Kleinseite, die den Knaben zu sich nahm und obwohl selbst unbemittelt, für seinen momentanen Unterhalt sorgte. Die brave Frau führte den Knaben Samstag direkt zu dem Herrn Bürgermeister Dr. Bielsky, und dieser nahm ihn Nachmittags mit sich zu seiner Familie auf seine Villa. Da der Knabe eine für sein Alter ungewöhnliche Begabung an den Tag legte, so gewann man ihn allenthalben sehr lieb. In der Stadtrathssitzung kam der Fall nun zur Sprache und es wurde der einmüthige Beschluß gefaßt, daß aus Gemeindemitteln das verwaiste Kind unterstützt, und für seine Zukunft Sorge getragen werde.

Ein Gratzer Blatt schreibt: „Auch die steyerische Eisenindustrie hat bei Lissa ihren Sieg erfochten; es waren Panzer aus steyerischem Eisen, welche die Schiffswände der schönen österreichischen Fregatten vor den wuchtigen Geschossen der italienischen Flotte und vor den Spornen ihrer Widderschiffe schützten. Auf den steyerischen Hütten zu Zeltweg und Store wurden die Panzer geschmiedet für die ruhmgekrönten Schiffe „Ferdinand Max" und „Habsburg" und „Kaiser Max", „Don Juan d'Austria", „Prinz Eugen", „Salamander" und „Drache". Sie alle waren zum größten Theile mit Platten aus diesen vaterländischen Werken armirt. Sind schon die spezifischen Eigenschaften des steyerischen Eisens die Grundbedingung für die Fabrikation vorzüglich widerstandskräftiger Panzerplatten, so gereicht gleichwohl das Resultat des heißen Tages von Lissa den genannten Werken zur Ehre, da sie es verstanden, aus dem guten Material durch Anwendung schwieriger und komplizirter Manipulationen Platten von bis jetzt unübertroffener Festigkeit herzustellen. Blieben die 300pfündigen Kugeln der modernen Geschützungeheuer, wie sie unseren Feinden zu Gebote standen und von denen sie unsere artilleristisch minder günstig bestellte Eskadre das Schlimmste zu befürchten war, in den Panzerwänden unserer Fregatten stecken und war so Schiff und Mannschaft geschützt, so wurden die Panzer der feindlichen Schiffe schon durch die aus unsern 48-Pfündern gegebenen wohlgezielten Breitseiten buchstäblich in Fetzen geschossen, und doch waren es Fabrikate der berühmtesten Werkstätten in Frankreich, England und Amerika, denen gegenüber die Superiorität des steyerischen Eisens in so eklatanter Weise bewiesen wurde. Dieses Eisen hat seinen Ruhm neuerdings glänzend bewährt und wird ihn wohl bewähren, so lange man Pflug und Waffen brauchen wird."

Ein seltsamer Prozeß wird in London verhandelt. Bei einem Eisenbahnunfalle blieb vor ungefähr einem Jahre ein gewisser John Linfreet todt. Dessen Familie trat gegen die Eisenbahngesellschaft klagend auf, und diese wurde zur Zahlung einer großen Entschädigungssumme an die Angehörigen des Opfers verurtheilt. Nachgerade wurde entdeckt, daß jener Linfreet den Zug ohne Fahrkarte bestiegen hatte, und die Eisenbahngesellschaft ruft nun hinwiedee dessen Familie vor Gericht, um sie zur Rückzahlung der schon geleisteten Summe anhalten zu lassen. Sie motivirt ihre Klage damit, daß Linfreet, da er nicht sein Fahrbillet bezahlt, nicht das Recht hatte, den Zug zu besteigen, somit auch nicht als Eisenbahnpassagier der Gesellschaft getödtet worden sei.

Räthsel.

Die erste Sylb' hat Zähne und Haare,
Die Zweite Zähne in den Haaren;
Wer auf den Zähnen nicht hat Haare
Vom Ganzen kaufe keine Waare.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 220 Montag, 17. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

Links am Eingang der Kirche ist eine dunkle Kapelle, wo ein Bischof auf seinem Sarg von Stein liegt und am Altar zwei Löwen die Lämmer zerreißen, hierher ging Angela; — ihre Stimme zitterte, und sie sah zu Boden, doch später richtete sie ihre Augen langsam nach ihm auf und ihre Rede wurde fester: „Paolo, — ich habe Dich hierher gerufen, nicht um Dir Vorwürfe zu machen, wegen dessen was geschehen, — möge Gott der Herr über unsere Handlungen gnädig richten. Weiß ich doch selbst nicht, was ich verbrochen, — doch ich habe gefehlt, sonst hätte nicht solches Wehe über mich hereinbrechen können. Was habe ich gelitten, Paolo, daß Du so gar nicht meiner dachtest; wenn Du mich nicht mehr liebtest, — warum warst Du nicht aufrichtig? Ich habe manchmal Deiner im Bösen gedacht, — doch mein Herz war eitel und hatte an Deine Liebe geglaubt und meine Wünsche waren stets für Dein Glück. — Die Menschen mögen Recht haben, daß sie sagen, es wäre Dein Unglück geworden, — doch begreifen kann ich sie nicht. — Paolo, ich habe viel geweint, — um aller Heiligen Willen, unterbrich mich nicht, — denn sieh, ich weine nicht mehr; jetzt ist ja Alles vorbei."

„Deine Mutter verlangt, daß ich Dir Dein Versprechen zurückgeben soll, deßwegen bin ich hier in der Kapelle. Unser Bündniß, das Du mir auf der Bank des Hauses, unter den Sternen gabst, war gelöst, ehe es gesprochen; denn ich denke, es sind nicht die teeren Worte, die mir so glaublich klangen, es war mir, als ob sich die Seele theilte und aufnahm die Heiterkeit der Deinen. — Doch es war ein schöner Traum.

Noch einmal wollte ich Dich sehen, Paolo, — noch einmal Deine Augen betrachten — und für Dich beten, daß die gebenedeite Mutter Gottes Dich segnen möge und alles Weh, womit Dich der Herr belade, mir übergebe, ich werde es mit Freuden um Deinetwillen tragen. — — — — Denke manchmal an Deine Angela, lebe wohl, — recht wohl," — — — sie tastete mit der kleinen Hand nach der seinen, — ihr wurde dunkel vor den Blicken.

Paolo aber fiel zu ihren Füßen und die Thränen drangen überströmend aus seinen Augen, er umfaßte ihre Knie und fühlte ihre Hand auf seinem Kopf segnend ruhen. — „Angela, meine Angela, verzeihe mir und sei wieder meine liebe Kleine, sei wieder fröhlich; denn ich habe schlecht an Dir gehandelt, ich habe Deine Liebe nicht verdient." Reue kam über ihn, — er wollte Alles wieder ins alte Geleis bringen, mit festem Willen des Entschlusses, — da blickte er endlich in seinen Schmerzen aufwärts — und siehe, Angela lag in Ohnmacht gesunken, ein Lächeln schwebte um ihre bleichen Lippen, als ob sie himmlische Musik inmitten ihrer Leiden höre. — Andrea stand hinter ihr und hatte sie im Umsinken aufgefangen, — ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Der Andrea war ihr vom Hause gefolgt, weil sie gar so bleich und krank aussah, dachte, wenn ihr ein Unglück begegnet, so sei doch Jemand da, ihr zu helfen; er hatte sie mit Paolo in die Kirche gehen sehen, stand am Gitter der Kapelle, sah wie Angela immer schwächer wurde und war ihr beigesprungen.

Paolo starrte die Gruppe aufspringend an, das Heil seiner Seele war fort, er wurde roth im Gesicht, sein Mund verzog sich zum Hohn, die Thränen erstarrten auf halbem Wege, er versuchte sogar zu lachen, — der Elende, arg Getäuschte, — und rief: „Ha, Andrea! sorgst Du so für Dein Liebchen, — mache, daß sie Dich nicht auch betrügt, wie mich." —

Andrea hatte auf seine Reden nicht gehört, er war beschäftigt mit der Angela, sein Herz pochte gewaltig, als er sie nach dem marmornen Weihwasserbecken trug und ihr mit der Hand Stirn und Schläfe benetzte. Da schlug sie die Augen auf, athmete schwer — sah sich um — faßte nach der Stirn und fragte rasch: „Wo bist Du, ich sehe Dich nicht mehr?" — Und als sie ringsum geblickt, Andrea nur allein gesehen, da schauderte sie zusammen und sprach die flüchtigen Worte: „Nach Hause, Andrea, denn ich bin sehr krank, meine Glieder zittern und meine Brust schmerzt vom Fieber geschüttelt." —

Draußen hatte Paolo einen Stein gesucht, das rothsammetne Amulet von Angela sich vom Halse gerissen und es mit dem Stein in den Kanal versenkt, wo er am tiefsten ist.

Zwei Tage darauf hieß es in der Nachbarschaft Quinta-valle, daß Paolo die Brigitta zur Ehe verlangt

habe. Im Hause Enrico's war große Freude, Brigitta war heiter und gut gegen Jedermann, ihr Wunsch war erfüllt und schon im Februar sollte die Hochzeit sein. Die alte Orsola zog ihren neuesten Rock an, legte ihr bestes Tuch wieder um und ging stolz bei allen Leuten vorbei nach der Kirche, um den lieben Gott um ferneren Beistand zu bitten und allen Heiligen für ihre treu geleisteten Dienste zu danken; dann betete sie noch zwanzig Vater unser, denn Orsola war eine fromme Frau und täglich in der Kirche zu sehen.

IV.

Der Frühling war gekommen, die Blumen mit ihren Leichen läuteten auf der terra ferma und alle Glocken Venedigs auch. Vöglein mit ihren Liedern sangen am Himmelszelt, in den Kanälen war milde Luft, der Gondo'ier schaukelte sich lustig in seiner schwarzen Gondel und vorbei zogen von Mestre die Kähne, gefüllt bis an den Rand mit Blumen und Duft.

Die Hochzeit Paolo's mit Brigitta war schon gewesen und die Nachbarn sprachen noch immer von den Lustbarkeiten, die in Quinta-valle lange nicht so glänzend gesehen worden waren. Die beiden Eheleute wohnten in Enrico's Hause und Brigitta konnte brav die Hände in den Schoß legen; denn der Vater sorgte mit seinen Küchenjungen für die Gäste und für die Seinen. Paolo's Gondel war angekettet im Kanal und bewegte das schwarze Dach bald rechts, bald links, voll Verwunderung, so lange auf einee Stelle zu bleiben; doch ihr Führer war voll Lob und Liebe zur Brigitta und hatte mehr Freude an allen den ungewohnten Annehmlichkeiten des Hauses, als in der glühenden Hitze in seiner Gondel an der Piazetta zu warten. Unten in der Garküche Enrico's brannte das ungeheure Feuer auf dem Herde, rings herum standen die großen Kupfertöpfe mit den berühmten Fischsuppen, den Reisspeisen und der Polenta; für die reicheren Gäste, die da waren, die Schiffer, welche sich Capitano nennen ließen, die Schreiber, Aktuarien, Feldärzte und Beamten der Douanen, drehte sich auch manch' Huhn am Spieß, und dort, wie eine Perlenschnur, die kleinen Vögel, die der Sennor Bartolo, ein alter Kunde, so liebte. Die Jungen drehten und begossen die Braten, schürten das Feuer und es war viel Leben in der räucherigen Küche.

Enrico, mit weißer Schürze und mächtigem Kochlöffel im Gürtel, hielt strenges Regiment unter den Jungen, am häufigsten wurde sein Scepter gegen den munteren Giuseppo geschwungen, der vor lauter Lustigkeit Manches verfah; — trat dann Paolo herein, steckte Enrico sein hölzernes Schwert an die Seite, reichte seinem Schwiegersohn die Hand und sagte: „Buon giorno, mio genero!“ Dieß war dann immer der Stolz Paolo's, vor aller Welt vom reichen Vetter Schwiegersohn genannt zu werden. Die alte Orsola war auch oft dort und bekümmerte sich mit großer Liebe um alle Kleinigkeiten, wie es Schwiegermütter zu thun pflegen. Ihrem Schwiegertöchterlein schien es weniger angenehm zu sein, denn schon mehrere Auftritte waren vorgefallen, in denen Orsola gefühlt, daß das Glück ihres Sohnes wenigstens nicht auf sie sich ausgedehnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den großen Petroleum-Brand in Antwerpen

bringt der „Schw. Merkur“ folgende Schilderung aus dem Privatbriefe eines Württembergers: Nachdem die Cholera beinahe ganz verschwunden war, brach ein großes Brandunglück über einen der ärmsten Theile der Stadt aus. Das Feuer hat über 14 Tage gebrannt, und nur den enormen Anstrengungen und der blindesten Tollkühnheit einer Anzahl ungeheuer bezahlter Arbeiter ist es zuzuschreiben, daß das Unglück auf eine verhältnißmäßig geringe Ausdehnung beschränkt blieb. In einem uralten, jetzt zu Magazinen eingerichteten Gebäude Namens de Gans, worin große Vorräthe von Baumwolle, Wolle, Hanf, Reis, Hölzer und Petroleum aufgehäuft lagen, brach das Feuer in einem Petroleumraum durch die Unvorsichtigkeit eines Küfers Morgens gegen 6 Uhr aus, der sein Leben denn auch gleich mit verlor. Durch die sich entwickelnde Hitze fingen sofort die umliegenden Petroleumfässer an, zu explodiren, und das brennende Oel lief sofort im ganzen Hofraum umher, so daß die Löschmannschaften sich zurückziehen mußten, nachdem sie die Oeffnungen der ebenfalls mit Petroleum angefüllten Keller sorgfältig verstopft hatten. Das Magazin de Gans war in Folge der Petroleum-Explosion ganz in Feuer gehüllt, das vier Häuserhöhen zum Himmel auflohderte. An ein Retten war bei diesem Gebäude nicht mehr zu denken; man beschützte daher die Nachbarschaft, konnte aber nicht verhüten, daß schon um 10 Uhr ein zweites Entrepot mit Petroleum und Wolle, ebenfalls in vollen Flammen stand, nämlich la Crypte. Bis gegen Mittag war kein Wind, und der Zustand des Feuers blieb derselbe. Um 12 Uhr entstand jedoch eine furchtbare Katastrophe. Das Magazin de Gans stürzte mit entsetzlichem Gekrach zusammen, und zerschmetterte die umstehenden bedeutend kleineren Häuser; kurz nachher knackte auch die Crypte zusammen, doch fielen dort die Giebel nicht mit. Nun, als das Feuer ganz zu Boden lag, entstand eine kurze Pause, und man hätte glauben können, die Hauptgefahr sei vorbei. Durch die sich am Boden konzentrirende Gluth entwickelte sich aber eine solche Hitze in den Kellern de Gans, daß eine Explosion jeden Augenblick zu befürchten stand. Für Militär und Pompiers wurde daher allgemeine Retraite geblasen, und kaum hatten sie den Platz verlassen, als mit einem dumpfen Krach eine furchtbare kohlschwarze Rauchwolke sich aufthürmte und das brennende Petroleum über die Straße lief. Das waren die Keller de Gans, worin 3000 Faß Petroleum lagen. Das brennende Petro-

Digitized by Google

leum wurde von den Soldaten und Pompiers sofort abgegraben und dann mit Sand ausgelöscht, den Keller mußte man aber ganz seinem Schicksale überlassen, da man durch Zugießen von Wasser die Sache nur noch schlimmer gemacht, und eine Verstopfung des durch die Explosion gebildeten Herdes nur zu einer zweiten Explosion geführt hätte. Nach 1 Uhr entstand ein heftiger Wind, der ein furchtbares Gewitter brachte, mit starkem Regen, welch letzterer all' den Petroleumrauch auf die Stadt drückte, so daß kaum zu athmen war. Der Wind schleppte das Feuer in einige Privathäuser, die man aber auch ruhig brennen ließ, weil eine Gefahr der Fortpflanzung von dieser Seite nicht zu befürchten stand. Man fürchtete jetzt für ein drittes Magazin mit viel Zucker und Hanf, konnte es aber bis gegen Abend halten; da indeß der Wind nicht nachließ, fing auch dieses Feuer und setzte ein viertes Magazin, das Fleeschhuys, in direkte Gefahr; in letzterem lagen für Millionen Wolle, die nun mit größter Hast weggenommen wurde, in den Kellern überall Petroleum. Die Fenster des Fleeschhuys wurden zugemauert und die umliegenden Häuser noch während der Nacht abgerissen und dem Boden gleich gemacht, um wenigstens die überirdische Verbindung mit dem Feuer abzuschneiden. In dieser Beziehung war man nun ganz ruhig, fürchtete aber sehr für die Keller. In der Nacht gegen 3 Uhr kam denn auch eine zweite Explosion mit donnerähnlichem Gekrach, wodurch einige kleine, zum Glück schon leere Häuser einstürzten. Es war das ein neuer Keller mit 2000 Fässern Petroleum. Jetzt kannte die Polizei keine Rücksichten mehr; die Einwohner der nächstliegenden Straßen wurden, zum Theil mit Gewalt, aus ihren Häusern gejagt, ohne daß sie auch nur noch das Geringste hätten retten dürfen. Die entfernteren Nachbarn wurden aufgefordert, Alles in Sicherheit zu bringen, da ihnen vielleicht in kürzester Zeit gleiches bevorstehe. Dieser Samstagmorgen war das Schauderhafteste, was ich je gesehen. Aus allen Häusern hingen Stricke heraus, mit Tischen und Möbeln daran, um zu retten. Auf der Straße ein Gewühl und Geschrei von Tragenden und Führenden, die Wagen gingen durcheinander und sperrten sich — kurz, ein sauve qui peut, wie es die lebhafteste Phantasie nicht ausmalen kann. An einzelnen Stellen war das Straßenpflaster aufgerissen, um die Kanäle und Gasleitungen abzustechen, damit nicht durch sie das Petroleum weiter gehe. In diesen beiden Kellern blieb das Feuer aber zum großen Glück konzentrirt, und obgleich nur fünf Meter Terrain zwischen dem Keller des Fleeschhuys und dem zuletzt explodirten waren, war die Hitze doch nicht stark genug, um jenen ebenfalls zur Explosion zu bringen. Wäre es zu dieser Explosion gekommen, so wäre die halbe Stadt verloren gewesen, weil das Fleeschhuys, eine ehemalige Kirche, in unterirdischer Verbindung mit dem Stele, dem ehemaligen Inquisitionsgebäude und der mitten in der Stadt liegenden Wohnung Herzog Alba's steht. Das Petroleum sickerte überall durch die Erde, so daß in benachbarten Kellern und Gemächern fortwährend Pumpen beschäftigt bleiben mußten, um das eindringende Petroleum auszupumpen. Die Brunnen der Nachbarschaft sind natürlich auch auf einige Zeit verdorben. Jetzt ist das Feuer gänzlich erloschen, nachdem es über drei Wochen gebrannt, und vierzehn Tage lang so stark, daß wir stets gerötheten Himmel und einen ganz unerträglichen Petroleumgestank in der Stadt hatten. Man konnte fast keine Suppe essen, ohne den Petroleumruß mitzuschmecken.

Näheres über die Ermordung der französischen katholischen Missionäre in China.

Der Pariser „Etendard" bringt Nachrichten sehr bedauerlicher Art, die ihm mit der letzten Post aus China zugegangen sind. Es handelt sich nun um neun französische katholische Missionäre, worunter zwei Bischöfe, die in Korea den Märtyrertod erlitten haben. Am 11. Juli, schreibt man aus Tsche-fu, befand sich der Kontre-Admiral Roze, der seine Flagge auf der Fregatte „Guerrière" aufgezogen hat, und die Seedivision von China und Japan kommandirt, in Tientsing. Er sah einen Mann in koreischer Tracht sich ihm nähern, der ihm Folgendes mittheilte: „Ich bin Franzose und Missionär auf Korea. Ich bin auf einem kleinen Nachen in Begleitung einiger Christen entflohen, und nach siebentägiger Fahrt in Tsche-fu angekommen. Da ich erfuhr, daß Sie in Peking seien, ging ich sofort nach dieser Hauptstadt, um Ihnen anzuzeigen, daß auf Befehl des Königs von Korea mein Bischof, sein Koadjutor und sieben meiner Kollegen im Monat März ermordet worden sind, unter dem alleinigen Vorwande, daß sie Europäer seien. Etwa 40 einheimische Christen mußten dasselbe Loos erdulden. Einige Tage vor diesem schrecklichen Ereigniß waren die Russen an der Nordküste von Korea angekommen und hatten um eine Gebietskonzession nachgesucht, um einige Häuser zu bauen und dort einen internationalen Handel zu gründen. Auf die ausweichende und aufschiebende Antwort des Königs waren sie wieder fortgegangen, hatten aber gesagt, sie würden bald wieder erscheinen. Darauf verbreitete sich das vom Hof ausgehende Gerücht: der König hege lebhaft den Wunsch, den europäischen Bischof zu sehen, und die christliche Religion soll den Schutz der Regierung genießen. In der That wird der Bischof zum König berufen; statt aber in den Palast geführt zu werden, wirft man ihn ins Gefängniß der Verbrecher. Kurze Zeit nachher läßt ihn der König vor sich führen, und fragt ihn: ob er nicht durch seinen Einfluß den Aufenthalt hindern könnte, welchen die Russen auf Korea

Digitized by Google

beabsichtigten. Der Bischof, Mgr. Berneux von Mons, Bischof in partibus von Capa, antwortete: er sei Franzose, und sei als solcher den Projekten und den Angelegenheiten der russischen Unterthanen durchaus fremd. Der König fragte ihn darauf: wenn man Euch etwas Uebles zufügte, würde der Herrscher Eures Landes kommen und Euch rächen; würde er Krieg mit uns führen? Der Bischof antwortete: Napoleon III., mein Herrscher, ist der Beschützer, der Vertheidiger, der Vater aller seiner Unterthanen. Ihr wißt, was er in China gethan hat. Seine Armee ist siegreich in Peking eingezogen, und der große Kaiser des Reiches der Mitte ist gezwungen worden, zuvörderst zu fliehen, und sich sodann den gerechten Forderungen Frankreichs zu fügen. Seid ihr gerecht gegen uns, so wird Napoleon euer Freund sein, und wir werden euer treuer Diener bleiben. Darnach sprach der König die freundlichsten Worte, und der Bischof wurde vom Gefängniß der Verbrecher nach demjenigen der großen Mandarinen des Königreichs abgeführt. Aber diese Güte war nur erheuchelt. Die Stunde der Verfolgung hatte geschlagen, und die ehrwürdigen Väter Beaulieu, Dorie und Ranfer de Bretenières wurden gleich ihrem Bischof verhaftet, ins Gefängniß geworfen und mit ihm am 8. März vor den Mauern der Stadt enthauptet. Drei Tage später erduldeten die ehrwürdigen Väter Pourthié und Petit-Nikolas dasselbe Schicksal. Der 30. März, Charfreitag, war wiederum ein Tag neuer Hinrichtungen. Mgr. Daveluy, Bischof von Akona, Koadjutor des Mgr. Berneux, so wie die PP. Aumaitre und Honr wurden enthauptet." Von der Mission auf Korea existiren nur noch 3 Missionäre, die PP. Frétou, Calais und Ridel. Die beiden erstern halten sich in den Gebirgen versteckt, der dritte ist derjenige, welcher dem Admiral Roze diese traurigen Ereignisse mitgetheilt hat.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein trauriger Katechismus.] Mit welchen Schwierigkeiten — schreibt man aus Berlin — unsere Aerzte in den Lazarethen zu kämpfen hatten, erhellt unter Anderm auch aus einem Tableau, das uns im Originale vorliegt. Um nämlich die Verständigung der Aerzte mit den verwundeten nichtdeutschen Oesterreichern zu ermöglichen, ist man auf den praktischen Gedanken gekommen, eine Sprachentabelle anfertigen zu lassen, auf welcher die wichtigsten Fragen, die ein Arzt an den Kranken zu richten hat, übersichtlich zusammengestellt sind. In der ersten Rubrik stehen diese Fragen in deutscher Sprache, in den nächstfolgenden die Uebersetzung derselben ins Polnische, Böhmische, Ungarische, Italienische und Walachische mit beigefügter Aussprache. Die 14 Fragen, resp. Antworten der ersten Tabelle gestatten einen traurigen Einblick in die furchtbaren Scenen des Lazareths. Sie lauten: 1) Schmerzen gehabt? 2) Schmerzen gewichen? 3) Geht es besser? 4) Haben Sie Oeffnung gehabt? 5) Haben Sie Appetit? 6) Haben Sie Durst? 7) Wo schmerzt es? 8) Haben Sie geschlafen? 9) Doktor spricht: „Knochen abschneiden." 10) Bewilligst Du? 11) Ich bewillige! 12) Ich bewillige nicht! 13) Wenn Du nicht bewilligst, so mußt Du leider sterben! 14) Wenn Du aber bewilligst, so wirst Du leben."

[Eine Musterstadt in der Sorge für Bildung und Erziehung.] Keine Stadt der Welt hat so viel für Volksbildung, für Erziehung im Allgemeinen, für Schulen und Lehrer, für volle Bildungsmittel und Veredlungszwecke gethan wie Boston. Auf jedes Schulkind der Stadt werden jährlich im Durchschnitt fast 10 Dollars Schulgeld aus öffentlichen Mitteln hergegeben, ganz ungerechnet die Summen, welche aus Privatbeuteln fließen. Die Schulhäuser sind Paläste, die Lehrergehalte sind höchst anständig, die Fürsorge für stete Hebung des Schulwesens ist in den weitesten Kreisen verbreitet. Jeder Bostoner betrachtet die Schulen für die besten Versicherungsanstalten für den Himmel, wie gegen alles Unglück der Erde. Der Handwerker mit 700 bis 1000 Dollars Jahreseinkommen verwendet davon mindestens 2 bis 300 Dollars auf die möglichst gute Schulung seiner Kinder, auf gute Bücher, Zeitungen, Vorlesungen und dergleichen mehr. Kein wohlhabender Mann stirbt, ohne ein verhältnißmäßig bedeutendes Legat für Erziehungsanstalten auszusetzen. Unterzeichnungslisten für alle Bildungszwecke ergeben immer mehr als den dringendsten Bedarf. Aber mehr noch als diese alle Angloamerikaner auszeichnende Freigebigkeit wirkt die rege Theilnahme eines Jeden am allgemeinen Geistesfortschritt, das thätige, ermunternde Beispiel der Werthschätzung geistiger Güter. Die Folgen sind unabsehbar. Boston hat, obwohl erst zweihundert vier und dreißig Jahre alt, vielleicht schon mehr bedeutende Männer und Frauen hervorgebracht, als irgend eine andere Stadt der modernen Welt.

Logogryph.

Ich starb, weil ich's gewagt, das Strahlendste zu lieben,
Doch werd' ich ohne M in meiner Brust geschrieben,
So leb' ich, ein erhabenes Wort,
Ein Strahl der Gottheit ewig fort.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 221 Dienstag, 18. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Fortsetzung.)

So waren drei Wochen in der Ehe vergangen; Paolo war bald inne geworden, daß Brigitta's Taubennatur nur Maske gewesen, denn die Fluth ihrer bösen, verwöhnten Gemüthsart brach über ihn los, und unter dem Platzregen ihrer beschimpfenden Worte wußte er keinen Rath sich zu geben. Bald war er zu lange ausgeblieben, und ihm wurden alle Schandthaten zugemuthet, bald war er nicht rasch genug, da mußte er natürlich Launen und bösen Willen haben; dann sollte er sich einer Klatscherei in der Nachbarschaft annehmen, die Brigitta betraf, welches er auch that, aber nach allen Seiten mit Undank. Paolo ging nach solchen Scenen gewöhnlich hinaus und seufzte, und wenn er auch einmal gegen Brigitta fest auftrat, so hatte er es gleich Anfangs verfehlt, wo er ihre Fehler entschuldigte. Seine Heiterkeit, die nur auf kurze Zeit dagewesen war, verschwand, er wurde düsterer, dachte manchmal hinüber nach der Zattere, wo der alte Dominico wohnte, doch es war nur vorübergehend.

Eines Tages saß er in seiner Gondel, putzte sie blank, daß der stählerne Schnabel funkelte; Brigitta hatte wieder mit ihm gezankt, ihm vorgeworfen, daß er ein Faullenzer sei. Paolo war zu dem Entschluß gekommen, wieder gewöhnlicher Gondolier auf der Piazetta zu werden. Dann kam er des Mittags und des Abends nur nach Hause, hatte seine Freiheit und das grüne Wasser der Kanäle wieder.

Die Genossen am Platze begrüßten ihn meistens mit scheelen Blicken, und Pietro rief: „Die Herrlichkeit Deiner Tage ist bald zu Ende gegangen; nicht wahr, Brigitta weiß Einem heiß zu machen, mehr als die Sonne hier um Mittag? Dein Schätzchen drüben, die Angela, ist sanft und bleich, wie eine Taube; noch manches Mal ist sie auf dem Platze gewesen mit dem langen Andrea, aber geheirathet hat sie ihn doch nicht."

Diese letzte Nachricht machte einen großen Eindruck auf Paolo. „Angela nicht verheirathet und so bleich? — Wenn sie ihn noch immer liebte?" — Es erfüllte seine Seele mit Verzweiflung und Entzücken und die Reue goß das langsame Gift in alle seine Gedanken. Paolo war jetzt täglich auf der Piazetta, und wenn auch Anfangs Enrico viel dagegen sprach, so war es Brigitta recht, sie gab dem Paolo nichts mehr und verwendete ihr Geld auf Putz und seidene Kleider; man sah sie fleißiger auf der Riva di Chiavoni spazieren gehen und, wie die Nachbarschaft sich zuflüsterte, holte sie immer dazu der junge Barbeno ab.

Während des Winters war Angela lange krank gewesen, doch die wärmere Witterung hatte ihre Kräfte wieder zunehmen lassen. Dem Dominico kehrte wieder die Freude und das Hoffen in sein altes Herz; allein die Röthe der Gesundheit wollte nicht bei Angela kommen, ihre schlanke Gestalt war mager geworden, ihre großen Augen lagen tiefer und hatten das unheimliche Feuer der Brustleidenden. Mit noch eben derselben Liebe, wie früher, dachte sie an Paolo, nannte seinen Namen im Gebet, und wenn der Schlaf ihre Augen schloß, sie bleich wie eine Todte da lag, da flüsterten ihre Lippen: „Paolo!" Der brave Andrea, den das kranke Mädchen wie einen Bruder liebte, war ihr Vertrauter; oft schickte sie ihn hinüber nach der Piazetta und der Quinta-valle, um ihr Nachricht von Paolo zu bringen. Der Treue eilte hin und erzählte ihr immer vom Glücke des jungen Gondoliers; dann sah Angela dankend zum Himmel und auf ihrem Angesichte entflammte Roth.

Wenn das bleiche Mädchen vor der Thür saß und in die untergehende Sonne sah, lehnte sie den Kopf ermüdend an des Vaters Schulter, gab ihre Hand an Andrea; wenn dieser ihr von seiner Liebe sprach, sie zum Weibe begehrte, dann lächelte Angela ihn schmerzhaft an und sagte freundlich: „Lasse, Andrea, noch einige Zeit verstreichen, mich erst wieder gesund werden; wenn dann bessere Tage kommen, wer weiß, was geschieht; — doch sei mir immer mein treuer Andrea, dem ich recht gut bin, den ich aber," — setzte sie leiser hinzu — „nicht lieben kann." Er war immer glücklich, wenn sie so tröstend zu ihm sprach und folgte ihrem Willen, ohne zu klagen.

Es war in den letzten Tagen des April, die Gesundheit Angela's schien zu blühen, wie die weiße Wasserblume, welche sie in der Hand hielt, als sie über die Piazetta nach der dunkeln Kapelle, wo sie Paolo zum Letztenmale gesehen, ging. Dort vor dem Altare kniete sie nieder, und mit dem Antlitz des tiefsten Schmerzes

und der Liebe betete sie. Da hörte das Mädchen neben sich laut weinen, und als sie sich umwandte, kniete Paolo hinter ihr; nicht war er mehr der hübsche Gondolier von früher, Krankheit und Sorge hatten ihm seine Jugendfrische geraubt. Paolo hatte Angela erblickt, wie sie über den Platz ging, nach langen Zeiten wieder gesehen, er konnte nicht bleiben, er eilte ihr nach.

Als Dominico's Tochter ihn sah, stürzte sie mit dem Ruf des Entzückens an seine Brust, blickte zu ihm empor, streichelte seine schwarzen Haare, nannte unter Thränen seinen Namen, fragte, ob er ihrer gedacht, und — Alles war vergessen in seinem langersehnten Anblick. Paolo aber rief: „Angela, vergib mir meine Schuld an Dir, um meiner Seele willen!"

Da hatte sich Angela aufgerichtet, sah hinauf nach dem Bilde des Gekreuzigten und sagte sanft: „Meine Liebe zu Dir wird immer sein und die Versöhnung Gottes ist ewiglich!"

V.

Draußen über dem Lido da tanzten die Wellen ihren mystischen Reigen, da sprangen sie aufwärts im schönsten Grün, dort hinab dunkel mit Gebraus; hin und wieder tauchten aber Meergötter auf, mit weißem, langem Haar und dräuenden Gesichtern, sie schüttelten sich auf der Spitze der Wellen und versanken dann wieder. Die Menschen, den von den fernen Schiffen sie erblickten, sahen nur den Schaum der überstürzenden Wellen, — doch es waren die Unglück verkündenden Meerkreise. Der Wind kam von der See, die Lootsen fuhren hinaus, um die Schiffe in den Hafen zu bringen.

Ueber den dunkelblauen Himmel eilte eine kleine, schwarze Wolke, ein unbedeutender Fleck, doch er jagte mit wilder Hast über den Horizont. Der alte Lootse zog die Kapuze seines braunen Marinari über den Kopf und sagte: „Das ist der Seeteufel dort oben, wenn er kommt, haben wir Sturm noch vor Nacht."

Der Wind wurde heftiger, pfiff in der Takelage der Schiffe sein unheimliches Lied, brauste daher in den Wassern und trieb die Wellen hoch, daß sie sich bäumten, wie muthige Rosse, und dem Ufer in langen Reihen zujagten. Auch der Wolken wurden mehr, sie zogen in leichten Schaaren vorüber, doch dort am Ende des Himmels tauchten sie als schwarze Massen auf, wälzten sich vorwärts und der Sturm folgte ihren Schritten. Hei! wie wurden die Wellen so tief und brüllten, wenn sie hinaufsprangen, um die finstern Wolken mit Schlachtgesang zu begrüßen.

Die Sonne war noch nicht untergegangen, doch war es dunkel geworden; der Schiffer des Lido saß in seiner Hütte und seine Frau schlug ängstlich das Kreuz auf Stirn und Brust.

An den Murazzi's und den Mauern der Malomocca gab es Kampf, die Riesenwogen rasten mit Macht gegen die Steinwände, überall, wo man hinsah, war nur der Schaum und darüber der Sturm.

Dort an den Eingängen der Lagunen drangen die Wellen mit ihren Massen, wild schreiend, hinein, machten Platz den tollen Gesellen hinter ihnen, und das Wasser des Hafens wurde angesteckt von der Empörung, stieg und setzte die Wellen weiter fort. Die Sonne ging unter, die Nacht nahm zu, es war zuletzt nur der Schaum der Wellen, welcher unheimlich leuchtete.

„Mas, hörst Du nichts?" Und mit offenem Munde horchte der Mas; nur der Sturm heulte und das Meer brüllte. „Nein! Es sind Nothschüsse! Eins! — zwei! — drei! — Herr! gib Denen da draußen ein ruhigeres Grab, als die Wellen."

(Schluß folgt.)

Zum bayerischen Feldzuge.

(Aus der Allg. Ztg.)

Fulda, Ende August 1866.

„Die urkundliche Darstellung des Marsches der bayer. Armee zur Rettung der Hannoveraner" (siehe „Erheiterungen" Nr. 201) leidet in ihrer Schlußbetrachtung an einigen nicht unerheblichen Unrichtigkeiten, deren genauere Erörterung um so beachtenswerther sein dürfte, als dieser Marsch nach den Worten des Herrn Verfassers das Verhängniß des ganzen Feldzugs war. Wir bekennen uns von vornherein zu der Ueberzeugung und sind darin durch preußische Offiziere, die bei Langensalza gefochten, bestärkt worden, daß die Hannoveraner bis zum 26. Juni recht gut durchbrechen konnten, wenn sie eine Ahnung von der geringen ihnen gegenüberstehenden Truppenzahl gehabt hätten. Als sie aber ohne genügenden Grund von Eisenach zurückgingen, gaben sie sich damit selbst verloren. Anderntheils hegen wir aber auch die Ueberzeugung, daß, wenn die bayerische Armee, ohne erst lange die ausgesandten Kundschafter zu erwarten, von Neustadt aus sich rasch in den Werragrund vorgeschoben und, wie sie Dieß beabsichtigte, die Bahn zwischen Vebra und Eisenach rechtzeitig zerstört hätte, die gerade durch Heranziehen der rheinischen und westphälischen Regimenter den Preußen die größten Dienste leistete, die Hannoveraner freien Durchzug gefunden und sofort in Verbindung mit den Bayern eine Position gehabt hatten, an die sich der Feind nicht ohne Weiteres gewagt haben würde. Von Göttingen und Eschwege aus blieb den Hannoveranern überhaupt kein anderer Weg als das Werrathal, da sie einestheils der Festung Erfurt und anderntheils der Straße nach Kassel nicht zu nahe kommen durften. Eine Vereinigung über Fulda war an sich schon ein Umweg, der die Bayern wenigstens zu einem großen Bogen genöthigt hätte.

Nachdem aber die Hannoveraner kapitulirt hatten und die Bayern die Verbindung mit dem 8. Armeekorps anstrebten, war Fulda, allenfalls nach Hünfeld, der einzige Punkt, wo dieselbe zu bewerkstelligen war. Nach der Schlußbetrachtung des Herrn Verfassers sollte man nun annehmen, als ob diese Verbindung hier gar nicht möglich und als ob die bayerische Armee nicht mehr im Stande gewesen wäre, ihr Gefechtsfeld auf die ihr sehr günstige Nordwestseite der Rhön zu verlegen, statt erst im Saalgrund den Kampf annehmen zu müssen. Wir sehen davon ab, daß bereits am 25. ein bayerischer Truppentheil anderthalb Stunden von hier lagerte und daß am Abend desselben Tags ein Reiterpiket sich vor den Thoren der Stadt zeigte, da einestheils das 8. Armeekorps noch nicht in unserer unmittelbaren Nähe war, anderntheils die Lage der Hannoveraner eine Veränderung des Marsches erforderte. Acht Tage später am 2. Juli Nachmittags ritt eine bayerische Kürassierpatrouille durch die Stadt und überzeugte sich, daß weit und breit kein Feind zu sehen war. Am folgenden Morgen um 10 Uhr nahmen hier zwei Kürassierregimenter nebst Artillerie Quartier, während in der nächsten Umgegend das dritte Kürassierregiment und ein Ublanenregiment lag, das in der Nacht die Stadt passirte. Tags darauf um 6 Uhr trafen die Kürassiere auf eine feindliche Abtheilung bei Quecksmoor (reichlich zwei Meilen von hier nördlich); auch das Gefecht bei Dermbach, das fast ebensoweit von dem genannten Defilé östlich liegt, fand an diesem Tage statt. Die von Hünfeld zurückgehenden Truppen, statt auf halbem Weg, etwa bei Marbach, Vorposten auszustellen, da an diesem Tage die Preußen unmöglich bis Fulda vordringen konnten, begnügten sich damit, solche etwa 25 Minuten nördlich der Stadt aufzustellen, wo der Ausblick nach der feindlichen Seite gänzlich gehindert war. Nach achtstündigem Aufenthalt marschirten die Bayern zwischen 5 und 6 Uhr ab und gaben damit die Sache auf, deren Vertheidigung allerdings in jeder Hinsicht gänzlich nutzlos gewesen wäre. Anderthalb Stunden später erschienen von Gelnhausen kommend drei württembergische Offiziere zu Wagen hier, die ersten Militärs, an denen wir die schwarz-roth-goldene Armbinde sahen. Als sie den Stand der Sache erfuhren, reisten sie mit Extrapost unmittelbar nach Lauterbach weiter, wo das Hauptquartier des 8. Armeekorps war. Von dort rückten in großen Massen Darmstädter unter dem Prinzen Ludwig von Hessen am folgenden Tag, am 5. Juli, in die Dörfer Großnlüder und Oberbimbach ein, die ungefähr zwei Stunden von hier nordwestlich liegen. Ein ungefähr 15 Mann starkes Reiterpiket derselben hielt am Abend längere Zeit vor dem hiesigen Rathhaus, während bayerische Ublanen noch in der Stadt gesehen wurden. Wenn auch Dieß noch nicht als eine Vereinigung der beiden Armeekorps betrachtet werden konnte, so war diese doch südlich von der Stadt am 6. unschwer zu bewerkstellen, da die Bayern die Rhön und die Bundestruppen die westlichen Höhen des Fuldathales innehatten. Allerdings war ersteren nach dem für sie ungünstigen Gefechte bei Dermbach (ungünstig, weil sie, ohne dazu gezwungen zu sein, ihre Position aufgaben) die Transversalverbindung Gelsa-Hünfeld verloren gegangen (die zweite von dem Herrn Verfasser angeführte, Hilders-Fulda, kann nicht in Betracht kommen, da sie nur auf Schlangenwegen auszuführen gewesen wäre und zudem für größere Kolonnen nach so anhaltendem Regenwetter unpraktikabel ist); was aber bewog sie, den Nordwestabhang der Rhön mit der Straße nach Brückenau und Kissingen ohne jegliche Deckung zu lassen? Vermutheten sie vielleicht das Vordringen der Preußen über Meiningen? Diese, deren Aufgabe darin bestand, den Main zu erreichen, waren erst am 6. Juli, Früh 11 Uhr, hier eingerückt, während wir jeden Augenblick den Einmarsch des achten Armeekorps erwartet hatten. Sie erschienen in einer Stärke von 17,000 Mann (Korps Beyer) und hatten an diesem wie am folgenden Tag, wo sie hier rasteten, ihre äußerste Feldwache jenseits des Dorfes Bronnzell (nur eine Stunde von hier südlich). Ein eigentliches Vorrücken fand erst statt, als die gesammte West- (später Main-) Armee in einer festgeschlossenen, wohlgegliederten Linie sich aufgestellt fand. Das Korps Beyer begann seinen Ausmarsch in der Frühe des 8. Juli; ihm auf dem Fuß folgten die Division Göben und das Korps Manteuffel, das größtentheils hier einquartirt wurde. Im Ganzen mögen es 54,000 bis 60,000 Mann gewesen sein, die gegen die doppelte Anzahl Gegner zu operiren hatten. Die Hauptschwierigkeiten lagen aber im Terrain. Die bayerische Armee hatte vom 4. bis zum 8. Juli Zeit gehabt, die Bewegungen der Preußen zu verfolgen, die in einem nicht unbedeutenden Bogen zu marschiren hatten, während sie selbst sich in direkter Linie zurückziehen konnte. Sobald die Preußen einmal die Richtung Fulda eingeschlagen hatten, blieb ihnen nur ein einziger Weg nach dem Süden übrig, nämlich die Heerstraße nach Hanau. Hier bildete aber der sogenannte Distelrasen oberhalb Schlüchtern und weiterhin in erhöhtem Maße der bekannte Paß bei Aufenau ein Defilé, wo einer überlegenen Truppenmacht wenige Bataillone den Durchzug verwehren konnten. Die preußischen Offiziere erkundigten sich daher auch hier sehr angelegentlich nach den dortigen Terrainverhältnissen und nahmen die Sache daraus nicht leicht. Daß aber der oberkommandirende General Falkenstein die Kühnheit auf die Spitze treiben und mitten durch die Rhön nach dem schauderhaften Wetter der letzten Tage ziehen würde, hätte hier am wenigsten Jemand vermuthen können. Allerdings hatte er dabei den Vortheil, daß sein Gegner ihn dort schwerlich erwartete und daß seine geringe Truppenzahl nicht so auffällig wurde. Er hatte den weiteren Vortheil, daß er sich von dem 8. Armeekorps entfernte, welches eine geraume Zeit aus bis jetzt noch unerklärten Gründen auf den unwirthlichsten Höhen

des Vogelgebirges hin- und hermarschirt war, ohne eine Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen, und welches weder damals noch später einen Versuch machte, den Feind auf seinem Marsche in die Rhön zu stören oder wenigstens die ungeheueren, beinahe ohne jegliche Bedeckung tagelang so zu sagen unter seinen Augen dahinziehenden Trainkolonnen und Proviantzüge zu beunruhigen. Aber schlimm, sehr schlimm hätte der ganze Zug für die Preußen ausfallen können, wenn die bayerische Armee auf den die Straße von hier nach Brückenau beherrschenden Höhenzügen von Motten und Kothen, die parallel mit der Rhön laufen und mit ihr in engster Verbindung stehen, Stellung genommen hätte, wozu ihr die Zeit vom 5. bis 8. Juli verstattet war. Von hier aus konnte sie zugleich unschwer die Straße nach Schlüchtern überwachen, während das achte Armeekorps von Westen und Süden in ihre Operationen einzugreifen hatte, die durch Terrain und Raum wesentlich unterstützt worden wären. Statt dessen gab sie den Nordwestabhang der Rhön und den Sinngrund preis, verzichtete auf ein Zusammengehen mit dem der Leitung ohnehin sehr bedürftigen achten Armeekorps und nahm erst im Saalethal das Gefecht an. So konnten die Preußen einen Theil ihrer Truppen durch das nicht vertheidigte Defilé des Distelrasens schicken und von Schlüchtern aus über Schwarzenfels nach dem Weingrund abschwenken lassen. Dadurch, so wie auch durch die Forcirung der Saalübergänge war der Paß von Aufenau, den neuern Berichten zufolge (Didaskalia des Frankf. Journals vom 25. und 26. August) nicht einmal nachhaltig besetzt, gänzlich paralysirt und der Weg nach dem Main gewonnen. Dieser vierzehntägige Zug Falkensteins von Langensalza an den Main mitten durch überlegene feindliche Truppenmassen, unter Terrainschwierigkeiten aller Art, der den Feldzug vollständig entschied, verdient, daß man ihn in seinen Einzelnheiten studirt. Der General hat sich dabei als ein ausgezeichneter Stratege bewiesen, wenn man auch im Hauptquartier mit seinem Uebermaß von Kühnheit nicht einverstanden war und ihn deßhalb, wie es heißt, zum Gouverneur von Böhmen bestellte.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Anweisung auf „Fünfundzwanzig."] Die Denunziationen der ärarischen Güter, die in geheimer Verwahrung in Prag zurückgelassen wurden, an die Preußen waren nicht seltene Fälle. Der eine Fall, dessen die „W. Pr." Erwähnung thut, hat einen ziemlichen Beigeschmack von Humor, und dürfte schon deßhalb der speziellen Aufführung werth sein. Als die Besetzung Prags durch die Preußen in nahe Aussicht gerückt war, wurde ein Maurer unter Anderem auch damit beauftragt, im kaiserlichen Schlosse auf dem Hradschin irgend welche Werthsachen einzumauern, nachdem man durch eine ansehnliche Belohnung sich seiner Verschwiegenheit versichert zu haben glaubte. Kaum waren jedoch einige Tage seit der Invasion der Preußen verstrichen, als sich beregter Maurergeselle gerade auf's Schloß verfügte und unter der Erklärung, wichtige Enthüllungen machen zu wollen, sich beim Ober-Kommandanten des preußischen Invasions-Korps melden ließ. Er wurde vorgelassen. „Was haben Sie mir mitzutheilen?", fragte der preußische General in etwas rauhem Tone zu dem Denunzianten von sehr zweideutigem Aussehen. „Ich kann angeben, wo die kaiserliche Statthalterei vor ihrem Abzuge aus Prag sehr viele Werthsachen vergraben ließ", war die Entgegnung. — „Wie so sind Sie in der Lage, dieß thun zu können?" — „Ich habe sie selbst eingemauert." — Diese gemeine Schurkerei frappirte den feindlichen General; aber er ließ wenig davon merken und fragte weiter: „Was erhielten Sie für Ihre Mühe und gewiß auch für die treue Bewahrung des Geheimnisses?" — Der Maurer, in der Meinung, der General thue diese Frage nur, um seinen Verrath doppelt, ja dreifach zu belohnen, beeilte sich zu erklären, daß er Alles in Allem 25 fl. erhielt. — „Die sollen Sie von mir auch haben," versetzte Jener, „nur", fügte er hinzu, „wird es Ihnen vielleicht bekannt sein, daß ich all' das zu Zahlende beim Bürgermeister anweise," worauf er einige Worte auf einen Zettel schrieb und diesen dem ungeduldig Harrenden übergab. Der Denunziant, des Lesens kaum oder nur wenig mächtig, ging getrost mit seinem Zettel zum Dr. Belsky. Was dieser jedoch der Anweisung entnahm, mochte dem Ueberbringer nicht allzu angenehm in die Ohren klingen, denn die Anweisung lautete: „Lassen Sie dem Ueberreicher dieses 25 verabfolgen; er hat sie redlich verdient."

In einer kürzlich in Berlin erschienenen Biographie Dreyse's wird erzählt, derselbe habe seine Erfindung des Zündnadelgewehrs, außer mehreren anderen Regierungen, mit denen er deßhalb in Unterhandlung trat, auch der österreichischen angeboten. Der kaiserliche Gesandte in Berlin habe ihm aber das eingereichte Modell mit der Bemerkung zurückgegeben: „daß man keinen Gebrauch davon machen könne — in Wien gebe es auch gescheute Leute."

Auflösung der Charade in Nr. 211:
Braulschatz.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 222 Mittwoch, 19. September 1866.

Das Kreuz der Lagunen.

(Schluß.)

Vor dem Hause stand Dominico mit Andrea, der eben von der Arbeit kam. „Das ist ein Wetter, Vater Dominico, wer da zur See ist!"

„Manch' gutes Schiff" — sagte ruhig der alte Zimmermann — „wird morgen seinen Kiel aufwärts der Sonne zeigen; wenn hier die Wellen so hoch gehen, wie wird's erst in der See sein; wohl Dem, der in seinem vier Pfählen geblieben ist."

Die blasse Angela stand an der Hausthür und sah in die Finsterniß, dachte an Paolo, doch der Vater und Andrea wußten nicht, daß sie da war.

„Ehe ich her kam," — sagte der Andrea — „fuhr bei der Brücke eine Gondel vorbei; das Wasser ging schon recht hoch und als sie uns nahe war, sagte unser Maurermeister, es seien darin drei Engländer, die nach Mestre fahren, und denkt Euch, der tolle Gondolier, der sie führte, war der Paolo von der Piazetta."

Die letzte Hälfte der Rede hatte Andrea schreien müssen, da der Sturm den Ton seiner Stimme verschlang. Angela hatte doch den Namen gehört, trat aus der Thür und fragte mit ellender Stimme:

„Um Gottes willen, Paolo wäre auf dem Wasser? sagst Du, Andrea?"

„Gehe, mein Kind, hinauf, der Sturm weht nicht für Kranke; Paolo ist ruhig in Mestre, lacht über das Wetter bei Wein und Karten, wie sein Vater es machte." Dominico schob sein Töchterlein sanft ins Haus zurück.

Draußen in den schwarzen Wolken leuchtete der Blitz, es war kein Regen, kein Donner, nur der wilde Sturm; Finsterniß herrschte überall, und wenn das elektrische Feuer aufflammte, sah man das empörte Wasser. In den Kanälen war keine Gondel zu sehen; hohe Wellen hatte der Canal grande und an die Marmorstufen der Paläste, bis hinein in die Atrios, schlug ihr schäumendes Wasser. Selbst die grünen, flachen Lagunen nach Mestre hin waren tobendes Meer geworden, die Fluth trieb weit hinein in das Land und die hohen Baumstämme, welche in das Wasser hin und wieder eingerammt sind, wurden überstürzt von den Wellen. An den Mauern des hohen Hospitals, der vorspringenden Ecke Venedigs nach der terra ferma hin, trat das Wasser bis hinauf an die Fenster, und das große Gebäude erzitterte vor dem Element, wie innen die Kranken, welche keinen Schlaf fanden und glaubten, der jüngste Tag sei gekommen.

In scharfen Zacken des Blitzes ward es hell in der Finsterniß. Schwarze Wogen kämpften unter einander und der Sturm mischte sich hinein; — noch ein Blitz leuchtete auf. War es nur eine Täuschung? Es schien eine schwarze Gondel auf dem Wasser willenlos herum zu taumeln. Die Blitze folgten häufiger, das Fahrzeug war auf der Spitze der Woge oder verschlungen in der Finsterniß, doch immer tauchte es wieder auf und darinnen stand ein Mensch, das Ruder war seiner Hand entrissen; was nützte ihm hier dieses? der Sturm raf'te in seinem langen Haar, er merkte es nicht; — immer wilder wurde das Fahrzeug geworfen, die Wellen hatten ein teuflisches Spiel, mächtige Wogen entrissen es wieder, um es noch höher zu schleudern. Und der Mensch im Fahrzeuge war niedergekniet, er sah durch die Finsterniß, durch Sturm- und Wogenbraus hinauf nach dem Ewigen; seine Arme waren ausgebreitet gegen den schwarzen Himmel, — eine Welle hob die Barke auf ihren Rücken, näher den Wolken. Da rollte der Donner lauter als der Sturm heulte, und wieder blitzte es. Schwarze Wolken kämpften unter einander, sonst erblickte man nichts, als das Grausen des Todes.

Zur selben Zeit lag Angela auf den Knien in ihrer Kammer; Röthe war auf ihren Wangen und an den Schläfen flogen die Pulse, ihre Lippen bewegten sich fieberhaft. Innere Unruhe, größer als draußen das Wetter, hatten sie zum Gebet getrieben. Ihre Lippen zitterten plötzlich schneller, der Schweiß trat auf ihre weiße Stirn, — da blitzte es grell auf, und Angela stürzte mit einem Schrei zu Boden. Die Nachtlampe auf dem Tisch war aufgeflackert und erloschen.

Am andern Morgen war das Wasser der Lagunen glatt, und freundlich leuchtete die Sonne am blauen Himmel; die Natur hatte schon vergessen, was gestern war. Hinausfahrende Schiffer fanden einen Leichnam festgeklammert an einen Baumstamm, in der Nähe des Hospitals, und als sie ihn herausgezogen, war es Paolo; — er war schon kalt und starr.

Die Sonne ging unter, manches Auge blickte ihr dankbar nach, denn die Ruhe hatte sie in die Herzen

Digitized by Google

gebracht und vielen Schiffern, draußen in der fürchterlichen Nacht, hatte sie doch wieder freundlich geschienen; — Manchem freilich auch nicht; — doch wir Menschen müssen nur die Zurückbleibenden bedauern, nicht Die, welche hinauf gingen in den ewigen Osten.

Von der Chiara stieß eine Barke ab, die von der Hand eines Mädchens geführt wurde. Wenn man ihre Blässe betrachtete, durch welche die Adern blickten, ihre abgemagerten Hände, so erstaunte man ihre Kraft, das Fahrzeug leiten zu können; doch es war die Kraft des menschlichen Willens, die selbst den Tod auf Stunden entfernt halten kann. Die Gestalt im Kahne konnte man nur mit den Augen des Schmerzens ansehen, es war das tiefe Leid und doch die Lieblichkeit.

Dort vor dem Stamme im Wasser, wo man des Morgens Paolo gefunden, hielt das Mädchen den Kahn an, sah nach den letzten Strahlen der Sonne, hob vom Boden der Gondel ein kleines gezimmertes Kreuz, nahm den Nagel und Hammer und befestigte das Kreuz an dem alten Stamme im Wasser. Keine Thräne floß, ihre Augen waren ohne Glanz, Alles, was sie that, war ohne Ausruf, still, bleich, kalt — sie sah aus wie eine Sterbende, welche das letzte, heilige Werk vollendet.

Als Alles nun beendet, die Sonne noch einmal über das Wasser blickte, das Kreuz und das Mädchen in goldene Glorie hüllte, da klang es von den bleichen Lippen, die Augen der Sterbenden sahen aufwärts: „Herr, mein Gott, schenke mir den ewigen Frieden!“

Am Ufer suchte Andrea nach der Angela mit klopfendem Herzen; als er sie endlich erblickte, trug er Angela nach der Hütte, denn die Anspannung ihrer Kräfte hatte aufgehört. — —

Das Gefecht bei Tauberbischofsheim am 24. Juli 1866.

Im „Staatsanzeiger für Württemberg“ veröffentlicht — „veranlaßt, wie das amtliche Blatt sich ausdrückt, durch mannigfache Entstellungen und Unwahrheiten“, die durch Wort und Druck über das in der Ueberschrift genannte Gefecht verbreitet worden — das württembergische Kriegsministerium einen Bericht über dieses Gefecht, wie derselbe, nur mit einigen unwesentlichen Aenderungen, schon am 31. Juli an das Kommando des 8. Bundesarmeekorps eingegeben worden ist. Derselbe beginnt mit der Aufzählung der Dispositionen, die Tags vorher in Folge eines Operationsbefehls getroffen und von den einzelnen Abtheilungen der württembergischen Division des 8. Armeekorps befolgt worden waren, um die der Division angewiesene Stellung hinter Bischofsheim zu beziehen. Diese Stellung wird sodann näher bezeichnet, wie folgt: Impfingen war von dem 7. Infanterie-Regiment, dem 2. Jägerbataillon, 6 Geschützen der 6. leichten Fußbatterie und 1 Schwadron des 1. Reiterregiments besetzt. In Bischofsheim selbst stand das 2. Infanterieregiment, rückwärts des Orts auf dem rechten Tauberufer 2 Geschütze der 6. leichten Fußbatterie und die 1. Schwadron des 1. Reiterregiments. In der Hauptstellung hinter Bischofsheim waren in der Vertiefung zwischen dem Hammberg und Edelberg aufgestellt: die 1. Brigade mit dem rechten Flügel an der Straße, die 1. reitende Batterie auf dem Kamm des vorliegenden Rückens, links von der 1. Brigade die 3. Brigade mit der 7. leichten Fußbatterie vorwärts und seitwärts des linken Flügels der Brigade. Die zur 1. Brigade gehörigen 2 Schwadronen des 1. Reiterregiments erhielten ihre Aufstellung rückwärts des rechten Flügels der Brigade in der Vertiefung an der Straße. Das 4. Reiterregiment stand in zweiter Linie auf dem freien Plateau des Edelberges. „Die in dieser Weise durch die Division eingenommene Stellung — fährt der Bericht sodann fort — bot folgende Vortheile dar: Das Gros der Division (1. und 3. Brigade) war durch die Terrainfiguration gegen Einsicht und Feuer des Feindes ziemlich vollständig gedeckt, dabei aber in der Lage, dem aus Bischofsheim etwa debouchirenden Gegner mit Feuer und blanker Waffe in günstigem Verhältniß entgegenzutreten. Die Artilleriepositionen gaben bei ziemlich geschützter Aufstellung der Batterien die Möglichkeit, den Anmarsch des Gegners, soweit er überhaupt eingesehen werden konnte, sodann Bischofsheim selbst und die Debouchees des Ortes mit Vortheil zu beschießen. Der Ort Bischofsheim selbst ist von den Höhen des linken Tauberufers so vollständig beherrscht, daß ein längeres Festhalten des Ortes selbst zu den taktischen Unmöglichkeiten gehört; es konnte nur davon die Rede sein, das Debouchiren des Feindes über die Tauber zu verhindern. Der anrückende Gegner hatte den Vortheil eines gedeckten und ungesehenen Vormarsches auf der Straße von Külsheim her und günstiger überhöhender Artilleriepositionen bei der Kapelle auf den Höhen des linken Tauberufers etwa um halb 12 Uhr. Gegen Mittag wurden von Impfingen aus stärkere Kolonnen bemerkt, welche aus dem Walde auf dem Plateau von Külsheim theils gegen Hochhausen und den Werbach hinunter, theils gegen Bischofsheim hinüberzogen. Um halb 2 Uhr fuhren feindliche Batterien gegenüber von Impfingen und Bischofsheim auf und das Artilleriegefecht nahm von beiden Seiten seinen Anfang, wobei gegenüber den preußischen Berichten bemerkt wird, daß dießseits nicht 4, sondern 2¼ Batterien thätig waren. Gleichzeitig begann der Angriff des Feindes mit Infanterie auf den Ort Bischofsheim. Das 2. Regiment wies die ersten Versuche des Feindes zurück und machte namentlich auch der feindlichen Artillerie durch Plänklerfeuer zu schaffen. Bald aber ging der Feind mit überlegenen Kräften, insbesondere auch von der Seite von Königsheim vor. Da ein Festhalten des Ortes durch das 2. Regiment wegen des Anrückens starker Infanteriekolonnen gegen die rechte Flanke des

Ortes nicht thunlich erschien, so ging das Regiment fechtend über die Tauberbrücke zurück. Ein längerer Widerstand in der Front wäre allerdings ohne jene Flankenbedrohung möglich gewesen, hätte aber wegen letzterer dem Regiment sehr verderblich werden können. Der Feind besetzte hierauf das linke Tauberufer und die dahin gewendeten Häuser der Stadt. Zunächst zur Aufnahme des 2. Infanterie-Regiments und sodann, um das Debouchiren des Gegners zu verhindern, wurden nun von der 1. Brigade gegen die Brücke auf und entlang der Straße das 2., sodann das 1. Bataillon des 5. Inf.-Reg., später das 2. Bataillon des 1. Inf.-Reg. und das 3. Jäger-Bat. vorgeschickt. Zu demselben Zwecke rückten von der 3. Brigade das 1. Bat. des 3., dann das 1. Bat. des 8. Inf.-Reg. an die südlich der Straße gelegenen durchschnittenen Hänge, und das 1. Jäger-Bat., so wie das 2. Bat. des 8. Inf.-Reg. in flankirender Richtung durch die an der Lorenzenkapelle hinziehende Schlucht vor. Von diesen Bataillonen waren übrigens in der Regel nur je 3 Kompagnien im Feuer, die übrigen in der Reserve, von dem Bataillon des 3. Regiments kam nur eine einzige Kompagnie zum Schuß. Die preußischen Angaben von 5 bis 6 Bataillonen, die wiederholt zumal angegriffen, sind daher höchst übertrieben. Es waren nur etwa 3, höchstens 4 Bataillone gleichzeitig im Gefecht und von diesen nur ein Bruchtheil in der eigentlichen Feuerlinie Bei dem verheerenden Feuer des besonders entlang des Ufers vollkommen gedeckt stehenden Gegners war es indessen den gegen Bischofsheim vorgerückten Bataillonen nicht möglich, weitere Fortschritte zu machen und in den Ort selbst einzudringen, dagegen wurden die Versuche des Gegners, über die Linie der Tauber vorzudringen, entschieden zurückgewiesen und eben damit auch die Aufgabe der Division vollständig gelöst. Eine Umgehung von Bischofsheim in der Richtung auf Dittigheim hätte nicht von einem Theile der Division ausgeführt werden können, da eine solche Umgehungskolonne direkt auf die bedeutenden preußischen Reserven hätte stoßen müssen und dadurch der Gefahr ausgesetzt worden wäre, durch überlegene Kräfte vereinzelt geschlagen zu werden. Wenn eine solche Umgehung gemacht werden wollte, mußte sie daher von der zur Verfügung stehenden 4. Division als einem größeren selbstständigen Truppenkörper unternommen werden. Ueber diese aber stand dem württembergischen Kommandanten um so weniger eine Verfügung zu, als der Korpskommandant selbst gegenwärtig war. Eine Vertreibung der Preußen aus Tauberbischofsheim dadurch, daß der Ort in Brand geschossen wurde, hätte allerdings herbeigeführt werden können und lag auch Anfangs in der Absicht des Divisionskommandanten. Allein die Erwägung, daß Tauberbischofsheim zu einem befreundeten Nachbarstaate gehöre und daß das Wesentliche des Operationsbefehls, nämlich die Festhaltung der Stellung auf den Höhen des rechten Tauberufers, auch ohne diese harte Maßregel erreicht werden konnte und wirklich erreicht worden war, mußte ihn hievon zurückhalten. Während der Infanteriekampf um die Uebergänge bei Tauberbischofsheim stattfand, war die Artillerie der Division mit 2 Geschützen der 6. leichten Fußbatterie in heftigem und erfolgreichem Gefechte mit den Batterien des Feindes begriffen, so daß nach 2½stündigem Feuer diese zum Schweigen gebracht waren. Hierauf wirkten die beiden Batterien durch die Beschießung der an der Brücke gelegenen Häuser, so wie des Ortsausgangs gegen das Debouchiren des Feindes und fügten demselben durch Feuer auf seine Reserven und den stark besetzten Kirchhof Verluste zu. In dieser Weise dauerte der Kampf bis gegen 6 Uhr Abends. Um diese Zeit wurde Seitens des Korpskommandos die Ankunft der 4. Division zur Aufnahme, beziehungsweise Ablösung der 1. angezeigt, worauf mit dem Einrücken derselben in die Gefechtslinie gegen 7 Uhr die Truppen, soweit Solches nicht schon theilweise geschehen, allmählich aus dem Kampfe zurückgezogen und in ihrer ersten Stellung gesammelt wurden. Von da trat die Division vollständig geordnet den Rückmarsch auf Großrinderfeld an, und zwar die erste Brigade auf und entlang der Straße, die dritte südlich derselben entlang des Nordwestrandes des Waldes „im Moos". Die Stärke der feindlichen Truppen, welche im Orte Tauberbischofsheim selbst in's Gefecht kamen, hat nach dem, was hierüber mit ziemlicher Zuverlässigkeit in Erfahrung gebracht werden konnte, mindestens 7 Bataillone (15. und 55. preußisches Infanterieregiment, lippe-detmold'sches Bataillon) und 2 bis 2½ Batterien betragen, während die Gesammtstärke der der 1. Division theils unmittelbar gegenüberstehenden, theils aber weiter rückwärts in Reserve gehaltenen feindlichen Kolonnen nach den Notizen eines zuverlässigen Augenzeugen sich auf 22 Bataillone und 6 Batterien mit 2 oder 3 Kavallerieregimentern belaufen haben soll. Das Gefecht der Truppen der 2. Brigade bei Impfingen bestand wesentlich in einem Artilleriekampf. Der Feind fuhr auf den jenseitigen Höhen nach und nach etwa 16 Geschütze auf, welchen 6 Geschütze der sechsten leichten Fußbatterie gegenüberstanden. Diese kämpften zu Anfang mit erfolgreicher Wirkung, indem mehrere feindliche Geschütze demontirt wurden. Später mußte die 6. Batterie gegenüber der feindlichen Uebermacht aus dem Feuer gezogen werden, worauf die preußische Artillerie ihr Feuer in mehr oder weniger kurzen Pausen auf das Dorf richtete, ohne indessen der Besatzung desselben Schaden zu thun." Bezüglich der in diesem Treffen erlittenen Verluste bemerkt der Bericht: „Wenn dieselben bedeutender sind, als die der preußischen Truppen, so trägt hieran allerdings zum Theil die vortheilhaftere Bewaffnung, noch mehr aber der Umstand die Schuld, daß die Preußen in den Häusern von Tauberbischofsheim und im Taubercanal vollkommen gedeckt sich aufstellen konnten, während das Terrain auf dem diesseitigen Tauberufer fast gar keinen Schutz bot."

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Die Jungfrauen, welche dem Könige in Berlin beim Empfange am Pariser Platz den Lorbeerkranz überreichen sollen, sind (wie die „Ger. Z." mittheilt) bereits ausgewählt und sollen eine wahre Zierde und Elite der Jugend bilden. Die zur Auswahl niedergesetzte Kommission ist eifrig bemüht gewesen, dieses Ziel zu erreichen. Im Uebrigen ist der Andrang so groß gewesen, daß man die Zahl von 25 auf 50 hat erhöhen müssen, um nur einigermaßen den Anmeldungen gerecht zu werden. Wie groß der Wunsch in der Damenwelt, hieran Theil zu nehmen, sein muß, läßt sich schon daraus entnehmen, daß der Kommission sogar Anmeldungen unter Beifügung eines photographischen Bildes zugegangen sind.

Ein drittes transatlantisches Kabel soll die alte mit der neuen Welt verbinden. Bereits habe sich zu diesem Zwecke eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 600,000 Pf. St. gebildet und glaube weder die Konkurrenz der jetzt bereits bestehenden Kabelgesellschaft, noch jene der in der Bildung begriffenen, russisch-nordamerikanischen Telegraphenlinie fürchten zu müssen. Von der letzteren meint der „Messager franco-américain", daß die Telegraphendrähte zu Lande durch die strenge sibirische Kälte und zur See in der Behringsstraße durch die Reibung an dem Felsboden sehr gefährdet sein würden. Die neue Linie soll von der Chesapeake-Bai bis zu den Bermuden, von dort zu den Azoren und dann nach Portugal gezogen werden.

In den Vereinigten Staaten gibt es verhältnißmäßig noch wenige Piano's. Ein entzückendes Gefühl süßer Ruhe bemächtigt sich des von Klavierwüthigen in jeder Etage unserer fünfstöckigen Häuser zugleich gequälten Deutschen, wenn er hört, daß nach sorgfältigen statistischen Angaben die Zahl der in Amerika vorhandenen Piano's sich im Ganzen auf 2895 beläuft. In Maine, New-Hampshire, Vermont und Massachusetts sind zusammen nur 48 Piano's. Neun Staaten, nämlich Rhode-Island, Connecticut, Delaware, Virginien, Louisiana, Illinois, Wisconsin, Minnesota und Kansas, so wie die Territorien von Nevada, New-Mexiko, Utah, Washington und Montana kennen das Piano kaum dem Namen nach.

Die Erbauung von Arbeiterwohnungen ist in London nicht bloß ein verdienstliches, sondern auch ein gewinnbringendes Geschäft. Ein dortiges, diesen Zweck verfolgendes Aktienunternehmen mit einem Anlagekapital von 24,000 Pfd. Sterl. brachte den Theilhabern für das erste dießjährige Semester eine Jahresdividende von 5¾ Prozent. Uebrigens wird in Folge des Umsichgreifens der städtischen Eisenbahnen und der Stadtverschönerungen die Arbeiterwohnungsnoth in der britischen Metropole immer größer, und es kommen bei den polizeilichen Ausräumungen ganzer Häusergruppen von ihren Insassen, die nicht wissen, wohin sie den Fuß setzen sollen, nicht selten erschütternde Scenen vor.

Vom Komité der „Alliance Israélite" in Paris (Präsident Cremieux) ist ein jährlicher Preis von 200 Francs für die gediegenste Leistung auf dem Gebiete der hebräischen Literatur ausgesetzt. Der erste, der den Preis erhalten hat, ist Dr. Letteris, ein geborner Oesterreicher.

Charade.

Ich wandert' in des Ersten Wüste
Verirrt in Einsamkeit und Noth,
Kein Stern, kein Lichtstrahl mich begrüßte,
Mir drohte nah ein großer Tod.

Da hört ich fern und sanft erklingen
Der beiden Letzten holden Ton,
Wie strebt mein Schrei, hindurch zu dringen,
Er tönt hinaus, man hört mich schon!

Es nahen hetfende Gestalten,
Den Abgrund hellt ein freundlich Licht,
Der Menschenliebe treues Walten
Das Grau'n des Ersten kühn durchbricht.

Ich ward gerettet, wohl geborgen,
Im sichern freundlichen Asyl;
Fort wandert' ich am nächsten Morgen,
Erreichte bald das ferne Ziel.

Oft kehren freudig die Gedanken
Zu dieser Rettungsthat zurück,
Seh blühend ich das Ganze schwanken,
So steht sie hell vor meinem Blick.

Auflösung des Räthsels in Nr. 212:
Austernhandlungen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 223 Donnerstag, 20. September 1866.

Auf'm Wörth.

Eine Schmugglergeschichte von W. O. v. Horn.*)

Es ist ein erquicklich Ergehen des Geistes, wenn er sich in die Bilder jugendlicher Vergangenheit versenkt, besonders in die der frischen, fröhlichen Knabenzeit, die noch überstrahlt ist von einem rosig-goldenen Morgenlichte. Da wird das alte Herz wieder frisch und froh, und es wird ihm in süßer Selbsttäuschung zu Muthe, als seien die goldenen Tage noch da, die doch mehr denn ein halbes Jahrhundert schon zu Grabe gegangen sind; aber man setzt innerlich erquickt ein Kreuz auf dieses Grab. In solchen Stunden, da Vergangenes gegenwärtig, Altes wieder jung wird, tauchen Bilder, Personen, Erlebnisse und Begebenheiten wieder auf, an die man, Gott weiß, wie lange nicht gedacht hat; die Personen stehen wieder, wie sie geleibt und gelebt, vor dem inneren Auge, mit Allem, was sich auf sie bezieht und was drum und dran hängt.

Mir ist es so ergangen, als ich das Bild des Städtchens erblickte, in dem ich Kindheit und Knabenzeit verlebte. Da hat mit stillee Wehmuth mein Auge auf den uralten Ruinen geruht; hat über den Mauern weg die Lücken gezählt, welche ein verheerender Brand gemacht; hat vergeblich das hohe Dach des Vaterhauses gesucht, das auch dem gefräßigen Elemente zur Beute fiel, und hat dann ausgeruht auf dem „Wörthe," der anggestreckten Insel unterhalb des Städtchens, und dem Häuschen darauf, das nun auch in Trümmern liegt, die wieder aufzubauen, wie sie gewesen, keine Menschenseele Sinn und Liebe hat, wenn auch das unerläßliche Geld da wäre. —

Auch die Insel, das „Wörth", ist nicht mehr, wie sie war, als ich gar manche glückliche Stunde in ihrem schwellenden Grase, im erquickenden Schatten ihrer Erlen und Pappeln verlebte. „Es nagt die Zeit mit gierigem Zahn an allem Alten, und wo's die Zeit nicht thut und die Naturgewalten, da thuts der Mensch in seiner Gier", in der allerwiderlichsten, der Habgier, die unersättlich ist. So ist es auch dem „Wörthe" ergangen und seinem Häuschen, das nun in Trümmern liegt, ohne Hoffnung einer fröhlichen Urständ. — Leider, leider!

In der Stunde, da meine Seele sich in diese Bilder der Vergangenheit versetzte, ist denn auch eine Begebenheit aus jenen Tagen der Jugend wieder lebendig geworden, in deren Entwickelung ich selbst eine kleine Rolle spielte, deren Gänge ich genau kannte, deren handelnde Personen mir, namentlich Eine, der brave Herrmann, theuer und werth waren. Es macht mir eine große Freude, sie wiedererzählen zu können: ich lebe sie dann noch einmal mit durch in Leid und Freude. Vorerst aber zum „Wörthe".

* * *

Unterhalb Bacharach (denn das ist der Ort, dessen ich oben gedachte) näher dem linken als dem rechten Ufee des Rheines, liegt eine langgestreckte Insel, gemeinhin das Wörth genannt, zu welchem Worte in der Regel der Name des zeitweisen Besitzers gesellt wird, wie es denn Merian das Heileffen-Wörth nennt, da zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und bis zum Aussterben dieser Familie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Familie Heileß im Eigenthumsbesitze der Insel sich befunden hat.

Die Insel hat einen bedeutenden Flächenraum, und die späteren Besitzee haben Ackerland aufgebrochen, wo früher Wiesen waren. Mir steht die Insel noch vor der Seele, wie sie um die Zeit von 1811 gewesen, da der große, herrliche Komet am Himmel stand, und die Sonne den besten Wein des Vierteljahrhunderts in den Beeren der Traube braute, obgleich die Begebenheiten in's Jahr 1812 fallen.

Damals bedeckte ein wucherndes Weidendickicht die Ufer und hing in seinem üppigen Wuchse so weit über die grüne Fluth des Rheines, daß sich Kähne darunter so verbergen konnten, daß sie das Auge derer, die vorüberschifften, nicht zu entdecken vermochte.

Hinter diesem Weidendickicht erhob sich das sandige Ufer der Insel zu ziemlicher Höhe, und ringsum bedeckte sie bis zur Mitte ein Wald von Eichen, Erlen und Pappeln, darunter auch wohl einmal eine alte, knorrige Korkulme. Dicht stand dieser Wald gerade nicht, und das gab den Bäumen eben den rechten Spielraum, sich zu erfreulicher Höhe auf weitem Umfange zu recken; sie standen vielmehr gruppenweise oder

*) Aus der sehr schätzenswerthen Zeitschrift: „Die Maje". Verlag von Julius Rödner in Wiesbaden.

Digitized by Google

vereinzelt. Dazwischen siedelten sich Haselnußstauden an, und nirgends wuchsen saftigere Erdbeeren und rankten dickere und süßere Brombeeren als hier. Erdbeeren, Haselnüsse und Brombeeren, das waren für das Knabenvolk jener Tage lockende Dinge, die zu gewagter Kahnfahrt einluden; allein die Insel barg noch zwei Dinge, die nicht minder anziehend waren.

Am südlichen Ende, wir sagten: „am Kopfe" der Insel, links von dem Häuschen, befanden sich eine Menge dunkler Sauerkirschbäume und Hecken, die meist reichlich trugen, sogenannte: „Amarellen". Ob sie jemals eine Menschenhand gepflanzt, oder ob dahin von Vögeln getragene Kerne dieser Kirsche der Uranfang dieser eine ganze Strecke bedeckenden Fruchtbäume und Hecken waren, wußte Niemand, und uns naschenden Knaben machte es kein Kopfbrechen. —

Waren sie reif, und die Zeit kannten wir genau, dann hielt uns Nichts ab, so lange zu bitten, bis uns der Eigenthümer mit hinübernahm oder uns gestattete, selbst die gefahrlose Kahnfahrt zu versuchen.

Das Zweite waren die zahlreichen Singvögel, Lerchen, Drosseln, Rothkehlchen, Grasmücken und Nachtigallen, welche dort in ungestörtem Naturfrieden sich ihres Lebens freuten. Ihre Nester zu suchen, war eine unsägliche Lust, obgleich eine heilige Scheu und ein ausdrückliches Versprechen, dem Eigenthümer der Insel gegeben, uns abhielt, die frevelnde Hand an Eins dieser Nester zu legen.

Außerdem hatten sich auch jagdbare Thiere hier angesiedelt. Hasen huschten über die Rasenflächen dem Dickichte zu, wenn sie unsere Nähe merkten. Ganze Völker Feldhühner erhoben sich mit rauschendem Flügelschlage, nicht selten uns heftig erschreckend, und Rudel von Rehen weideten im Schatten der schönen, weitästigen Bäume, die, weil wir sie nie schreckten, zuletzt ganz zahm wurden, aber freilich im Herbste als Opfer ihres Zutrauens fielen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kinzigthal und seine Umgebung.

Aus dem Schooße gewaltiger, kühner Waldberge, welche in ziemlich charakterloser Bildung als Wasserscheide die Rhön mit dem Vogelsberge und Spessart verbinden, in der Nähe der Ortschaften Sterbfritz und Ramholz entspringen drei Quellen, die nach einem kurzen Irrlaufe durch ihre Geburtsthäler sich brüderlich einen. Der neue, noch namenlose Bach, von dem Dorfe Herolz eine Zeit lang das Herolzer Wasser genannt, verbindet sich bei Schlüchtern mit dem gleich großen, bei Hutten quellenden Elmbache, und gewinnt von nun an sowohl bestimmt den Namen Kinzig, als auch die Herrschaft eines eigentliche Thales, das in regelmäßiger, lieblich abwechselnder Bildung den immer stolzern Fluß bis zwei Stunden vor seiner Mündung geleitet.

Von Weiden und Erlen überschattet, von fruchtbaren Wiesenflächen begränzt, windet sich die Kinzig in tiefen Ufern, die nur selten den Wasserspiegel zeigen, von Schlüchtern nach Steinau und Salmünster hinab. Eng, oft düster waren bisher ihre Umgebungen, aber ein lachender Wiesengrund öffnet sich ihr nun, wenn sie von Salmünster hinabeilt. Wohl jeder Reisende oder Spaziergänger weilt gern an vielen Stellen des Wegs zwischen Aufenau und Wächtersbach, wo der ganze, höchst fruchtbare Wiesengrund in überraschender Schönheit sich ausbreitet. Hier mündet die Bracht ein, deren schönes gesegnetes Thal eine Fernsicht von zwei Stunden eröffnet. In engen Schlangenkrümmungen, als wolle sie nur ungern von den lieblichen Angern und Geländen scheiden, schleicht nun die Kinzig durch das enge, düstre Thal von Wirtheim bis Höchst hinab, wo sie nun, plötzlich befreit, durch ein weites, lustiges Thal gesitt' an Gelnhausen und Meerholz vorüber, der Ebene zuströmt, die schon hinter Seibold sich eröffnet, und erst bei Hanau in ihrer ganzen Großartigkeit sich zeigt.

Auf diesem ganzen, etwa fünfzehnstündigen, oft höchst seltsam schlangenartigen Laufe bildet die Kinzig mit ihrem Thalgebiete die Gränzscheide zwischen den Gebirgen Vogelsberg und Spessart. Ersteres, der Vogelsberg, beginnt ostwärts von Schlüchtern, und endet nördlich zwischen Homburg und Aisfeld, zieht also in seiner Hauptrichtung von Südost nach Nordwest. Er bildet eine zusammenhängende, in ihrer Ausdehnung wohl 40 Quadratmeilen umfassende, vulkanische Masse, welche von Basalt starrt, und mit mannigfach veränderten, dichten und porösen Laven überstreut ist. Ueberall ist nur die jüngste Flötz- und Trappformation sichtbar; doch beständig abwechselnd in dieser Ordnung bunter Sandstein, rothes Thonlager, Muschelkalk, Kling- und Grünstein. Die Basaltstrecken und Kuppen zeigen übrigens eine sehr üppige Vegetation für Botanik und Oekonomie. Die einzelnen Berge, deren keiner über 2500 Fuß hoch ist, erscheinen meist als schön gerundete, mit Laubwaldungen geschmückte Kuppen. Das Thal der Lüder theilt das Vogelsgebirge in eine nördliche höhere und in eine südliche niedere Hälfte. An beiden Abhängen, so wie auch in das Kinzigthal fällt es verhältnißmäßig sehr schroff herab.

Der Spessart, ein Massengebirg, dessen Vorberge sich meistens sanft in das Kinzigthal senken, dehnt sich über etwa 32 Quadratmeilen aus, und wird getheilt in den Vor-, Alt- und Hinterspessart. Die Grundlage der ganzen Gebirgsformation ist Granit, Gneuß und Glimmerschiefer, worauf rother und gefleckter Sandstein. Im Vorspessart zeigt sich viel Kalkstein, im Hinterspessart viel Basalt.

Das Rhöngebirge, welches die Wiege des Kinzigflusses begränzt, zieht sich von der Werra her, von Bach herauf, zwischen den Quellen der Fulda und

fränkischen Saale. Es ist ein massives Gebirgssystem, dessen Grundlage von Sand- und Quadersteinen gebildet wird; darauf lagert sich rother Thon, über diesem Trapp, Basalt, Tuff, Mandelstein und Porphyrschiefer. Die Berge, deren höchste Kuppe, der Kreutzberg bei Bischofsheim, 2835 Fuß hat, sind theils nackt, theils mit Nadel- und Laubholz bedeckt, und in ihrer Form mehr abgerundet, als spitz.

Von der Einwirkung dieser verschiedenartigen Gebirgssysteme hängt nun auch Klima und Fruchtbarkeit des Kinzigthales ab. Rauh und nur sehr beschränktem Feldbau günstig ist der obere Theil des Thales um Schlüchtern und Steinau, obgleich noch bei letzterer Stadt Rebgelände sich an die rauhe Berge gewagt haben; milder ist die Luft, reicher und gefälliger der Boden des mittleren Theiles um Salmünster, Wächtersbach und Wirtheim; am mildesten aber, fast ganz südländisch der untere Theil von Gelnhausen bis Hanau. Während im obern Kinzigthale nur Hafer, Gerste, Roggen und geringere Obstgattungen die meisten Felder bedecken; im mittlern die edlern Obst- und Getreidearten nur selten die Mühe des Pflanzers belohnen, so gießen über die Berge und Thalgelände des untern Flußgebietes Pomona, Ceres und Bachus ihr reichstes Füllhorn aus.

Ein blühender Garten ist es, welcher dem Wanderer zu beiden Seiten der Heerstraße entgegenlacht, wenn er im Sommer von Gelnhausen nach Hanau reist. Die Fluren wogen von dem Segen der edelsten Getreidearten, und erzeugen in üppiger Fülle jeglichen andern Bedarf für Mensch und Vieh; an den Wegen und um die Dörfer ziehen sich dichte Haine des besten Obstes, und selbst die köstlichern, bei uns eingebürgerten Fruchtgattungen des Südens gedeihen bei mäßiger Sorgfalt fröhlich in den Gärten. Im tiefern Thale, an den Ufern der Kinzig dehnen sich herrliche Wiesen aus, welche nicht selten drei- auch vierfache Ernte gewähren. Die schöngebildeten, sanft niedergesenkten Berge tragen auf ihren Häuptern reiche, stolze Waldungen, während an den beiden Seiten fröhliche Rebgelände einen köstlichen Wein bereiten. So ist in diesem gesegneten Landstriche fast jede Art der landwirthschaftlichen Thätigkeit, und meistens mit Glück versucht worden. Ein eigenthümlicher Schmuck und Reichthum aber, welcher dem ganzen Kinzigthale eigen ist, besteht in den herrlichen, üppigen Wiesengründen, welche beide Ufer des Flusses begränzen, und durch ihre regelmäßig reiche Futtererzeugnisse die Viehzucht zur einer Hauptnahrungsquelle besonders des oberen Kinzigthales machen. Eine Hauptursache dieser Fruchtbarkeit ist in den häufigen Ueberschwemmungen der Kinzig zu suchen, welche im Frühling und Spätherbst das Thal in einen großartigen Bergsee oder einen gewaltigen Strom verwandeln. Wenn aber dieselben zu ungewöhnlicher Zeit eintreten, dann vernichten sie auch nicht selten alle Hoffnung auf eine erwünschte Ernte. Solche Unfälle sind aber sehr häufig, weil die Kinzig in ihrem Laufe ungewöhnlich viele und seltsame Krümmungen macht, wodurch auch bei geringerem Wasserstande die Ueberschwemmung leicht bewirkt wird.

Ueberblicken wir nunmehr die zahlreichen Orte, welche in und an dem gesegneten Kinzigthale liegen und werfen wir unsern Blick zuerst in ein von dem Orbbache durchflossenes Seitenthal des Kinzigrundes, so erblicken wir das Orber Reisig mit seinen Wildfeldern und Steppen. Dasselbe nimmt das Herz des Landgerichtsbezirkes gleichen Namens ein, und hat die Siedelungen nach Osten in den Jossagrund, und nach Westen in die Thäler des Biber- und Orberbaches gedrängt. Am Ursprung der Jossa finden wir die Ortschaften Billbach und Leigenbrunn, durch die Basaltkuppe des Beilsteines geschieden, dessen Höhe die Ruinen einer Waldburg krönen. Tiefer unten am linken Jossufer liegt das kleine Dorf Burgjoß, vordem den Herren von Hutten zuständig, welche in diesem Bezirke stark begütert waren und namentlich auch zu Hausen, einem Weiler an der kurhessischen Gränze, eine befestigte Burg besaßen. Kaum ein Stündchen östlich von Hausen liegt auf der Hochebene das kleine Dörfchen Alsberg, in früherer Zeit Adlerberg genannt.

Der Westtheil des Bezirkes, das Flußgebiet der längs der Landmarke hinströmenden Kinzig mit ihren Nebenbächen, der Bieber und Cassel, zeigt noch Spuren römischer Kultur. Vom Taunus herüber gegen die Kinzig zog sich der befestigte Erdwall mit seinen Gräben, welchen Drusus — weniger vielleicht zum Schutze seiner Legionen als in der stolzen Hoffnung der Unterjochung des nördlichen Deutschland — hatte aufwerfen lassen. Reste des „Pfahlgrabens" (Pohlgrabens), wie ihn das Volk nennt, zeigen sich insbesondere bei dem Dorfe Cassel am Einflusse des Casselbaches in die Bieber. Die beim Dorfe Wirtheim an der Biebermündung zusammentretenden Höhen der Kinzigufer bilden einen Engpaß, welcher dem für strategisch bedeutsame Punkte geübten Römerauge kaum entgangen sein konnte. Die Konjektur, daß von diesem Defile der Wall längs des Casselbachthales dann in westlicher Ausbeugung gegen den Hochrücken des Spessarts lief, gewinnt damit an Wahrscheinlichkeit, und bestätigt sich auch in den Lokalnamen. Cassel weist auf ein altes castellum zurück; ein benachbarter Walddistrikt heißt Römerspiegel. Das Thal, in welchem Cassel liegt, schließt südöstlich mit einem isolirten Bergkegel, dem sogenannten Happes-Küpel, ab. Mauerträmmer decken seinen Rücken, vielleicht die Reste eines römischen Castrums, das in der Linie des Pfahlgrabens lag.

Wir beschließen unsere Wanderung auf dem Gebiete des Orber Reisig in dem Pfarrdorfe Aufenau an der Kinzig, das mit dem gegenüber liegenden Neudorf den Herren von Forstmeister zugehörte, deren Schloß in dem benachbarten Weiler Kinzighausen stand. Die Edlen von Forstmeister zu Gelnhausen hatten weiland die forstliche Obrigkeit im Reichsforste (Büdinger Walde)

zu Lehen. Als Mitte des 14. Jahrhunderts die kaiserliche Burg zu Gelnhausen an Günther von Schwarzburg und die Grafen von Hohenstein verpfändet ward, übernahmen die Forstmeister Burgmannenamt, und wußten sich als solche durch Erwerbung von Gerechtsamen und liegender Habe so ansehnlich zu bereichern, daß sie ihre Schlösser bauten, während die Kaiserburg zerfiel. So entstand auch das Schloß zu Kinzighausen, von seinem Anstriche das „blaue Wunder" genannt. Jetzt ist es bis zum Erdgeschoß abgebrochen. Kinzighausen bildete mit Auferau (vordem Auferau, vielleicht aus „auf der Au" kontrahirt) und Neudorf die „Herrschaft Auferau", welche durch Kaufvertrag vom 1. März 1781 an Kurmainz gelangte, jedoch erst im Jahre 1787 förmlich in Besitz genommen ward. Bis zum Jahre 1812 bestand ein eigenes Justizamt zu Auferau, welches erst 1814 dem königlichen Landgerichte Orb einverleibt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Hermann Goldsmith †], bekannt als Astronom, starb am 10. Sept. zu Fontainebleau, wo er Stärkung seiner schwachen Augen suchte. Er war in Frankfurt am 27. Juni 1802 geboren und widmete sich zuerst dem Handel, dann unter Schnorr und Cornelius der historischen Malerei, endlich der Astronomie, welche er privatim zu Paris trieb seit 1848. Er entdeckte nicht weniger als 14 kleine Planeten. Goldsmith opferte sein Vermögen der Wissenschaft und bezahlte sein Streben noch mit dem Verlust seines Gesichts. Er war Israelite.

Der „Thurm der Jeanne d'Arc" ist kürzlich verkauft worden, und das Blatt „L'Union" erzählt bei dieser Gelegenheit: „Es galt bisher für ausgemacht, daß die Jungfrau von Orleans ein einfaches Landmädchen gewesen, von armen, niedrigen Eltern geboren, und daß erst in Folge ihrer Heldenthaten ihr Vater und ihre Mutter, so wie ihre Brüder Jacquemin, Jean und Pierre, ihre Oheime, Neffen, Nichten und ihre ganze Nachkommenschaft von Karl VII. unter dem Namen Du Lys, den sie später geführt, geadelt worden sind. Unbekannt aber ist, daß die Familie d'Arc von vornehmem Ursprunge war und daß nur die Armuth sie gezwungen, als Bauern und Arbeiter zu leben. Vor ihren Unglücksfällen führte die Familie d'Arc als Wappen im blauen Felde einen goldenen, mit drei goldenen Pfeilen zusammengebundenen Bogen. Jeanne d'Arc erschien also in der Welt wie ein Gestirn, das der Familie ihren früheren Glanz zurückgab, den die Armuth so lange verdunkelt hatte."

[Eine Bittschrift.] Folgende wörtlich getreue Bittschrift sandte ein Vater, dessen Sohn Soldat werden sollte, an den König von Preußen: „Thränenwerthester Herr König! Eure Majestät werden gütigst verzeihen, wenn ich Ihren Thron besteige! Ich bin Seidenwirker. Voriges Jahr brachte ich meinen Sohn zu Gott (er wurde konfirmirt), dieses Jahr zum Tischler. Mein Sohn soll drei Jahre dienen, es könnte mit einem Jahr abgemacht sein und wird schon gehen. Eure Majestät haben ja schon oei mancher Gelegenheit ein Auge zugedrückt, drücken Sie nochmal ein Auge zu!"

Eine Nürnberger Anzeige von 1640 lautet also: Isaak Makeri, Barbier, Perückenmacher, Georgus, Farrschreiber, Schuhlmeister, Huefschmidt, und Geburzhelser. Rastirt vor ein Krüzer, schneidt die Haar vor zwei Krüzer und Puter und Pomade obendrein die jungen artichen Fräuleins, stigt die Laternen an Jahr oder Vierthel Jahrweise, die jungen Edelleute lernt ihre Mutterspraye grahmadickotisch und ganz leicht, sorgt sor ihren Sitten und lernts buchstabyrn. Beschlächt die Ferste meisterhaft, magd und flickt Schu und Stiffel, ternts Hobo und Flautt, läst Aater, setzt Schropkopf ganz gering, gib zu Borchirn sor ein Krüzer es Stück, lernt in die Häusser die Kodiljons und andere Tanz, verkaust Parfimery oller Art, Pabier, Stiffelwichs, gesalsene Härink, Honigkung, Pürschten, Meusesalen und antere Conseks, Herz sterkend Wurzel, Kartoffeln, Brahdwürst und anteres Gemüß.

NB. lernt auch die Chografie und fremde Wahren alle Miewog und Sonnabent. Isaak Makeri.

Charade.

Der Schlosser macht die ersten Beiden,
Das Letzte birgt der Kopf vom Kohl.
Hast Aengste du, hast Quat und Leiden,
An meinem Ganzen wird dir wohl;
Das treuste Lieben, treuste Sorgen,
Der kühnste Muth ist drin verborgen.

Auflösung der Charade in Nr. 213:
Radschuh.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 224 Freitag, 21. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

So lebten wir harmlos glückliche Stunden auf der friedlichen Insel; aber wenn die Sonne hinter den Felsen der Vogelswiese (eigentlich Vogtswiese) auf dem linken Ufer verschwunden war, dann hielt uns keine Macht der Erde mehr im friedlichen Bereiche dieser schönen Insel. Wir stiegen schnell in unsern Kahn, der gewöhnlich ein leichtes Dreibord war; auch „Seelenverkäufer" genannt, schifften zum linken Ufer und zogen an der Leine wechselsweise unser Fahrzeug um den steinigen Vorsprung des „Ketzers" herum und kehrten müde, aber glücklich, zu unserem heimischen Herde zurück, wo wir aber, der Besorgniß der Eltern wegen, wohlweislich verschwiegen, wo wir gewesen und wie wir dahingekommen; jene Besorgniß war indessen sehr eitel; denn wir Knaben konnten alle einen Kahn lenken, so gut wie ein erprobter Schiffer und Fischer, und hatten das prächtig gelernt, namentlich ich, der ich gar manche Stunde den Kahn lenkte, während mein alter Freund „Herrmann" die Netze in die Fluth warf, den harmlosen Fisch zu fangen — was, ehrlich gestanden, — die sorgliche Mutter und der strenge Vater nicht wußten und nicht erfahren durften, dagegen schmeckten die gebackenen Fische köstlich.

Warum wir aber so sehr von der Insel wegeilten, wenn die Dämmerung sich nahte, das hatte einen geschichtlichen Grund. Gar manche schauerliche Geschichte ging davon und darüber im Munde des Volkes; aber diese Geschichten wurzelten nicht im Boden der Insel, sondern drüben auf dem rechten Ufer ragten die Schreckbilder hoch in die Luft und standen schauerlich vor unseren Augen. —

Am sogenannten „Niederthal" schneidet ein Bächlein die Felsen, oder mit anderen Worten, es rieselt in einem engen Thaleinschnitt, der mehr eine Schlucht ist, herab und fällt etwa in der Hälfte der Länge der Insel in den Rhein. Dieses Bächlein bildet die Gränze des Rheingaues auf dem rechten Rheinufer, also auch die Gränze des Chur-Mainzischen Gebietes. Auf des Bächleins linkem Ufer, hoch oben auf einem Felsen stand der — Galgen, worin die Verbrecher des Rheingaus hingerichtet wurden; auf dem rechten Felsenufer des Bächleins war die Gränze des Pfälzer Churgebiets, oder näher bezeichnet, des Unteramts Caub, und gerade dem Mainzischen Galgen gegenüber stand der Churpfälzische Galgen; sie standen so nahe bei einander, daß man sagen konnte, es trennten sie nur einige Ellen Länge. Das waren schauerliche Zeichen menschlicher Verruchtheit, schauerliche Zeichen unerbittlicher Gerechtigkeit, und wenn auch kein Lebender sich erinnern konnte, einen Hingerichteten an den beiden Galgen hängen gesehen zu haben, so wußte man doch, daß es früher desto öfter der Fall gewesen war, und der Großvater, die Großmutter hatten es gesehen, was da geschehen war, und die erzählten die Geschichten, die niemals wieder vergessen wurden, weil sie in den abwärts schreitenden Geschlechtern sich immer wiederholten. Da hörte man denn von furchtbaren Greuelthaten, die dort gebüßt worden, aber auch von unschuldig Hingerichteten, und diese Erzählungen waren die Fäden zusammen, deren Ergebniß Schrecken und Schauder war. Niemand ging bei Nacht da vorüber, und wenn Einer es mußte, dann sah er blaue Flämmchen, weiße und dunkle Gestalten, und der Kauz und Uhu, die dort so gerne ihren Sitz nahmen, ließen ihren schauerlichen Ruf durch die Nacht erschallen, daß es ein Entsetzen war für Jeden, der es hörte — oder — zu hören meinte.

Das Merkwürdigste auf der Insel war unstreitig das uralte Häuschen vorne auf dem felsigen Kopfe der Insel. Es war ziemlich geräumig, viereckig und hatte außerordentlich dicke Mauern. Sein Ursprung verlor sich bis in das Dunkel der Zeiten. Vielleicht, und die Bauart schien darauf hinzudeuten, war es ein Zollthurm, dienstbar dem Rheinzoll zu Bacharach, der in späteren Zeiten nach Caub verlegt wurde und bis heute dort besteht.

Als solcher muß es früher ein höheres Mauerwerk gehabt haben. Die Familie des damaligen Bürgermeisters Heiles war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und früher schon im Besitze der Insel, und es scheint, als ob diese Familie die Mauern habe abtragen und das kuppelartige Schieferdach darauf setzen und im zweiten Stockwerke eine Art Zimmer mit vier Fenstern herrichten lassen. Dieser Raum bestand noch in meiner Knabenzeit, aber die Fenster waren längst den Einflüssen gewichen, welche Zeit und Menschen geübt. Unten oder im Erd

geschosse bildete es einen gewölbten Raum von ansehnlichem Umfange. An der Seite der westlichen Mauer führte eine schmale Stiege in das obere, freundlichere Geschoß, das einst ein Zimmer gewesen.

Die Eingangsthür auf der Nord- also der Seite, welche der Längenausdehnung der Insel zugewendet war, hatte eine gewaltige Dicke. Sie bestand aus Eichenbohlen. Inwendig verschloß ein Balken diese Thür, den man in die Mauer schob, und daneben noch ein ungeheurer rostiger Eisenriegel. Die Räume waren leer. Nicht einmal eine Steinbank bot Gelegenheit zum Sitzen. Man mußte dazu die Steintreppe benutzen, die in den oberen Theil führte.

Im dreißigjährigen Kriege gewann das Häuschen eine besondere Bedeutung.

Als im Jahre 1632 nach der Eroberung von Bacharach der König Gustav Adolph von Schweden sein Heer über den Rhein führen wollte, ließ er eine Schiffbrücke an der Insel schlagen. Sie war ihr Stützpunkt, und während sein Heer mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen überging, weilte der König im oberen Stocke des Häuschens und stand in dem nördlichen Fenster, dieß Schauspiel zu beobachten und zu leiten. Das sagt die Ueberlieferung im Einklang mit der Geschichte.

Der Rheingraf Otto Ludwig hatte bereits die Pfalz im Rheine und die Burg Gudenfels (Juttafels) oberhalb Caub von den Spaniern gesäubert, und als das Heer übergegangen war, oder doch der Theil desselben, den der König hier auf das rechte Ufer übersetzen wollte, verließ er „mit seinen Kriegsobristen und Feldhauptleuten" die Insel und begab sich auf die Burg Gudenfels, wo man heute noch das Fenster zeigt, wo er gesessen und in das Rheinthal hinabgeschaut haben soll.

Fürder hatte das Häuschen keinen Werth mehr und diente nur noch denen, die Heu auf der Insel machten oder Holz fällten oder Jagd auf Feldhühner, wilde Enten oder zeitweise auf Rehe machten, zum Obdach und Versteck.

Erst in jüngster Zeit, nachdem es so lange Wind, Wetter, Hochfluthen und Eisgängen getrotzt, ist es einem ungeheuer schweren Eisgange des Rheines zum Opfer gefallen, und nur noch ein Trümmerhaufen, da die niedere Südmauer nicht zerstört wurde, gibt Zeugniß von ihm und erhält sein Andenken.

Leider nimmt Niemand Antheil an diesem historischen Reste der Vergangenheit. Niemand denkt daran, das Häuschen wieder aufzubauen in der Form, in der es Jahrhunderte dagestanden.

So sinkt ein Rest vergangener Zeiten und Erinnerungen nach dem andern, und das Geschlecht dieser Zeit geht stumpf an den Trümmern vorüber und weiß Nichts mehr von dem, was einst dabei sich zutrug. Das Gras der Insel wird eingescheuert; die Früchte, die da im aufgebrochenen Lande wachsen, werden geerntet; das Holz wird gehauen, das die Insel so schön machte und ihr Schutz vor den an ihr nagenden Wellen gab und geben konnte, und es wird nicht ausbleiben, daß ihre Ausdehnung sich jährlich vermindert. Sie würde in dieser Weise ganz verschwinden, wenn nicht die Schieferfelsen im Rheine ihre starke Brust dem Wogendrange entgegenstämmten und ihr Schutz gewährten, den Schutz, den ihr die Habsucht der Menschen verweigert, und der ihr Bestehen wenigstens theilweise sichert. Jetzt ist sie kahl und öde geworden. Schade, daß es so ist!

(Fortsetzung folgt.)

Stammbuchblätter deutscher Abgeordneter.

In der Autographensammlung, die aus dem Nachlaß des Generals v. Radowitz an die königl. Bibliothek in Berlin übergegangen ist, befindet sich eine Abtheilung Gedenkblätter von Mitgliedern der konstituirenden Nationalversammlung, die 1848 und 1849 in Frankfurt getagt hat. Die Blätter, welche sämmtlich aus Frankfurt, mitunter „aus der Paulskirche" selbst datirt sind, fallen zum größten Theile in die Zeit, in welcher die Hoffnungen auf außerordentliche Erfolge schon ziemlich herabgestimmt waren. Zur Erinnerung und Charakteristik der Männer, die sie geschrieben haben, erscheinen sie uns interessant genug, zumal in unseren Tagen, um deren folgende Mittheilung zu rechtfertigen:

Bassermann, Buchhändler aus Mannheim, Unterstaatssekretär: Wer für die Menschen wirken will, Der muß sie lieben und verachten zugleich. 21. Dezember 1848. — Bauer, von Bamberg: Nie verzagen! Auch heute nicht verzagen, wenn auch hier die Hoffnungssterne bleichen. Am verhängnißvollen 21. Mai 1849. — v. Beckerath, aus Crefeld, Reichsfinanzminister: Die Erinnerung, mitgewirkt zu haben zum Wohl des Ganzen, ist der edelste Besitz des Einzelnen. 9. Januar 1849. — Berger, aus Wien, Abg. aus Schöneber (Mähren): Der Zwiespalt der deutschen Vertreter ist die Einheit der deutschen Fürsten — das Grab der deutschen Freiheit. 22. März 1849. — Beseler, Wilh., aus Schleswig-Holstein: Thue Recht und scheue Niemand. — Beseler, G., aus Greifswalde: Langsam im Rath, schnell in der That. 23. März. — Biedermann, Professor aus Leipzig: Zum großen Werke auch das Kleinste beigetragen zu haben, ist belohnendes Gefühl. 16. Nov. 1848. — Buß, Professor aus Freiburg in Baden: Treue für die deutsche Nation — und Gerechtigkeit vor Allem. — Dahlmann, Professor aus Bonn, Abg. für Schleswig-Holstein: Die Freiheit ist kein Zustand des Genusses, nein, die spätreifende Frucht mannigfacher Entsagung und Arbeit. 5. Dez. 1848. — Droysen, Joh. Gust., Professor in Kiel, Abg. für Schleswig-Holstein: Magnae molis erat romanam condere gentem. Ein Trost für Deutschland. 23. Mai 1849. — Eisenmann, Dr. med. aus Nürnberg, Abg. für

Würzburg: Der brave Mann denkt an sich zuletzt. 18. Dezember 1848. — Eisenstuck, Bernh., Kaufmann aus Chemnitz, Abg. des 18. sächs. Wahlkreises: Die Freiheit der Völker ist die Mutter des Muthes — nur in der Wiege des Absolutismus wird die Feigheit gedeihen. 21. Mai 1849. — Freudentheil: Die Ehre des Vaterlandes ist das Gewissen des wahren Patrioten. — Freudentheil, Dr. jur., aus Stade, Abg. für Hannover: An's Vaterland, an's theure schließ' dich an, das halte fest mit deiner ganzen Kraft. 16. Nov. 1848. — Fröbel, Jul., aus Grießheim, Abg. für Reuß j. L.: Für Die, welche nicht an der Souveränetät des Staates Antheil haben, sind die Gesetze nichts Anderes, als die Methodik der Gewalt. 14. Dezember 1848. — Giskra, Dr., aus Wien, Abg. für Mährisch-Trübau: Die Einheit Deutschlands muß uns werden, und sollten darüber alle Kronen ihren Glanz verlieren, sollten darüber alle Throne brechen. 20 Oktober 1848. — Gombart, Oberappellationsrath aus München: **Laetus in praesens animus quod ultra est oderit curare: nil est ab omni parte beatum.** 21. Dezbr. 1848. — Hartmann, Moriz, Abg. für Leitmeritz in Böhmen: Die Freiheit ist ein Kampf — die Liebe ist ein Kampf — der Kampf ist das Glück — ist das Leben. — Heckscher, Advokat aus Hamburg, Reichsminister des Aeußeren: Lassen Sie uns in dem ehrlichen Kampfe für ein ganzes Deutschland beharren. 23. März 1849. — Hermann, Dr. jur., Abg. für Bautzen: Die Reden in der Nationalversammlung sind zu oft nur zur Verhüllung Dessen gehalten, was man sagen will, und sie müssen dann zwischen den Worten gehört werden. 23. Dezember 1849. — Hildebrand, Bruno, Professor aus Marburg, Abg. für Kurhessen: Die soziale Aufgabe ist die größte, welche jemals dem Menschengeschlechte vorgelegen hat; ihre Lösung ist aber nur auf dem Boden voller politischer Freiheit möglich. 10. Novbr. 1848. — Jacoby [Wilhelm aus Herzfeld, — Johann aus Königsberg?]: **Sero sapiunt Phryges et dummodo sapiunt!** 20. Mai 1849. — Jordan, Sylv., Legationsrath aus Marburg, Abg. für Kurhessen: Die wahre Freiheit besteht in der Selbstbeherrschung. 5. Februar 1849. — Jordan, W., von Berlin, Abg. für Oberbarnim, der Marinerath: Der Menschheit bester Freund ist just der böse Feind. 7. Nov. 1848. — Jucho, Advokat in Frankfurt a. M.: **Quidquid delirant reges plectuntur Achivi.** Ein alter Spruch, der auch in neuer Zeit wahr bleibt, wenn es auch keine Könige von Gottes Gnaden mehr gibt. Die Könige von Volkes Willen, die souveränen Vertreter des souveränen Volks lassen es an Sünden auch nicht fehlen, und wie von je muß sie das Volk bezahlen. 15. Dez. 1848. — Ihstein, J. A., Hofgerichtsrath in Mannheim: Mich beruhigt ein alter Spruch: „Ulrich Zwingli starb den Tod für's Vaterland; alle Eichen und eingewurzelte Radikale (die einzigen echten) fallen wohl, doch fliehen nie." Diese Worte unserem H. Mager zum Andenken an den alten Ihstein aus Mainz. 22. Mai 1849. — Kirchgeßner, Advokat aus Würzburg: Der Geist lebt fort, ist auch der Körper todt. 21. Mai 1849. — Löwe, Dr. med. aus Kalbe, Abg. für den Wahlbezirk Kalbe und Jerichow I: Mitten im Staube der Arbeit ist es schwer, sich den Blick frei zu halten, und doch ist das Leben nichts werth, ohne ein freies Herz und ohne freien Blick. — Mittermaier, Geheimrath und Professor aus Heidelberg: Es ist besser, zu hoffen und von diesem Gefühl beseelt zu handeln, als zu verzweifeln. — Mohl, Moriz, Dr. der Staatswissenschaft aus Stuttgart: Gott rette das schwer bedrohte Vaterland! 23. März 1849, im Augenblick drohender Gefahr für Deutschland. — Mohl, Robert, Prof. aus Heidelberg, Reichsjustizminister: **Fais ce que dois, advienne que pourra.** 22. Februar 1849. — Nauwerk, R., aus Berlin, Abg. für den 5. Brandenburger Wahlkreis: Aus dem Blute der Wiener erblüht die Rose der Freiheit. 7. Nov. 1848. — Rank, Joseph, Schriftsteller aus Prag: Einer, der es durchs Leben, Wissenschaft und Kunst hindurch zu einem vortrefflichen Menschen bringen möchte. 14. Dez. 1848. — Raveaux, Franz, Kaufmann aus Köln: **Halt fass am Rich do Kölsche Boor No mag et falle söös of sori** 22. Febr. 1849. — Reh, Th., Advokat aus Darmstadt, Abgeordneter für Offenbach: Sein oder Nichtsein! Das ist jetzt die Frage. Geschrieben in den entscheidenden Tagen des Monats März 1849. — Reichenbach, Oskar, Graf von, Gutsbesitzer auf Domeczko in Schlesien: Wer den Kampf nicht scheut, aber auch die Mäßigung nicht vergißt, gelangt zum Ziele. — Reinhard, L., Rektor aus Boyzenburg, Abg. für Boyzenburg: Das Herz sollte in allen Dingen souverän sein, selbst in politischen. 18. Dezbr. 1848. — Rießer, Gabriel, Dr. jur. aus Hamburg, Abg. für Lauenburg: Durch Nacht zum Licht. 22. März 1849. — Röder, Gymnasialdirektor aus Neustettin: Im Großen muß es oft genügen, das Gute gewollt zu haben. 22. März 1849. — Rödinger, Fr., Advokat aus Stuttgart, Abg. für Oehringen-Künzelsau: Die Freiheit ist nicht ein Recht, die Freiheit ist Pflicht. 12. Dezember 1848. — Rühl, Oberbürgermeister von Hanau: Das Leben eines Mannes kann nur dadurch Werth erlangen, daß es aufgeht für die Freiheit und Wohlfahrt Aller. Verschmelzen auf diese Weise die Individuen in der Gesammtheit, so wird das Leben zugleich eine Lust sein und mehr werth als jetzt. 17. Dez. 1848. — Schaffrath, Stadtrichter, Abgeordneter für Stolpen in Sachsen: „Durch die Freiheit zur Einheit!" 7. Dez. 1848. — Schloeffel, Friedr. Wilh., Gutsbesitzer aus Halbendorf, Abg. für den Kreis Hirschberg in Schlesien: Friedrich Wilhelm IV. sagten den Deputirten von Breslau: „meine Feinde sind gewesen, wie immer, sie sind feig gewesen." Königsworte sollen Wahrheit sein, machen wir es künftig besser. — Schober, Ad., Regierungsrath: Bald wird das deutsche Volk Gelegenheit erhalten zu zeigen, ob es für die Märztage so wenig

Gedächtniß hat, als die Mehrzahl des preußischen Volkes in den letzten Tagen gezeigt. 18. Dez. 1848. — Schüler, Abgeordneter aus Jena, Oberappellationsgerichtsrath: Nur wenn das Recht der Freiheit zur Unterstützung dient, kann diese bestehen. 14. Dezember 1848. — Simon, Heinr., Stadtgerichts-Assessor aus Breslau, Abg. für Magdeburg: Joe wel en zie nit om. 18. Dez. 1848. — Simon, L. Advokat in Trier: Wie der Sturm sich bricht am festen Gebäude, so bricht sich der Völkerschmerz an Despotenfreude. 17. Dez. 1848. — Tellkampf, Prof. aus Breslau: Wenn es dießmal auch nicht gelingen sollte, so haben wir doch etwas gelernt und wissen das nächstemal die eigentlichen Feinde der Einheit zu finden. Wir wollen dabei nicht fehlen. 21. Dez. 1848. — Temme aus Münster: In der Paulskirche machen wir zwar die Geschichte nicht; wir sind aber verantwortlich dafür, daß sie sich gut mache. 23. März 1849. — Uhland, L., aus Tübingen: Untröstlich ist's noch allerwärts, doch sah ich manches Auge flammen und klopfen dort ich manches Herz. 21. Mai 1849. — Umbscheiden, Ph., Friedensrichter aus Dahn in Bayern: Projektirte Ueberschrift der Paulskirche: Primo unitatem, modo cum libertate sese ipsos prodidere. 21. Mai 1849. — Venedey, J., Schriftsteller aus Köln, Abg. für Hessen-Homburg: Man muß selbst dem lieben Herrgott helfen, gutes Korn zu machen. August 1848. — Vogt, Karl, Professor in Gießen, Abg. für Gießen: Die Monarchie kann — die Republik will — wann wird das Können wollen und das Wollen können? 23. Dezember 1848. — Waitz, Georg, Professor in Göttingen, Abg. für Kiel: Deutschland ist nie eine volle staatliche Einheit gewesen und wird schwerlich je ein Einheitsstaat werden. 5. Dez. 1848. — Welcker, C., Geh. Rath aus Heidelberg: Das ganze Deutschland soll es sein! Im Dezember 1848. — Wesendonk, H., Advokatanwalt aus Düsseldorf: Auch jetzt noch hoffnungsvoll und doch schon so oft betrogen. 18. Dez. 1848. — Wigard, Franz Jak., Professor aus Dresden: Alles für das Volk nur durch das Volk selbst. 9. Dez 1848. Würth, Jos., aus Sigmaringen: Wie auch die Wolken sich thürmen, ich verzweifle nicht an Deutschlands Zukunft. Gott läßt Deutschland nicht zerfallen. 5. März 1849. — Wuttke, Privatdozent aus Leipzig, Stellvertreter für Robert Blum: Für den Politiker — und überhaupt im Leben — ist Beharrlichkeit die nothwendigste Eigenschaft. Manchen begünstigt bei seinem ersten Wurfe das Glück, aber wer nicht von der Laune des Glückes gehoben wird, von Dem gilt das Wort des Dichters: „Was Du in der Jugend erstrebst, das hast Du im Alter in Fülle", nur dann, wenn er unverrückt, fest und zäh seinen Zielpunkt im Auge behält. Und was langsam erreicht wurde, Das ist am sichersten gewonnen. 7. Febr. 1849. — Wydenbrugk, v., Abg. aus Weimar, Minister: Der Freiheit eine Gasse, alles Andere folgt. 15. Dez. 1848. — Zimmermann, Wilh., Professor aus Stuttgart: Begeisterung und Besonnenheit sind die Pole des Lebens. 21. Dez. 1848. — Zitz, Advokat aus Mainz: Und hätte auch die erste deutsche Nationalversammlung, wie vielfach gefürchtet wird, keinen durchgreifenden Erfolg, so wird sie immer die Wirkung haben, daß sich die Männer, welche es aufrichtig mit Freiheit und Volksglück meinen, kennen und verstehen gelernt. 9. Febr. 1849.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine unterseeische Laterne.] In Helsingfors wurde auf der dahiesigen Werfte eine unterseeische Laterne neuer Konstruktion probirt und war der Ausfall sehr befriedigend. Man hielt die Laterne, welche aus einer transportablen Oellampe, in eine Kupferlaterne mit drei starken Glasscheiben gesetzt, besteht, ungefähr während einer Stunde eine Klafter tief unter das Wasser, wobei dieselbe einen verhältnißmäßig starken Lichtschein verbreitete. Die Laterne ist an einer langen Kautschukschlange befestigt, durch welche mit Hülfe einer Luftpumpe frische Luft hineingepumpt wird. Die Erfindung ist für alle Nachforschungen am Meeresboden von großer Wichtigkeit, namentlich in Schiffsstrandungsfällen. Die Erfinder sind Herren N. F. Gadd und Stenström, Aufseher der mechanischen Eisenbahnwerkstätte.

[Verbesserte Dampfschiffe.] Einem Privatbriefe aus New-York entnehmen wir die Mittheilung, daß daselbst ein Deutscher, Namens Kinkel, eine verbesserte Konstruktion der Dampfschiffe erfunden hat, durch welche es möglich werden soll, England in 4 bis 5 Tagen zu erreichen. Die Probefahrten stehen bevor und werden, wie man hofft, eine Revolution in der Dampfschifffahrt hervorbringen.

Zu Hongkong in China erscheint seit Kurzem ein deutsches humoristisches Blatt unter dem Titel „Omnibus", das alle 14 Tage ausgegeben wird.

Beim Einzuge der Truppen in Hainau (Schlesien) hatte ein Gerbermeister an seinem Hause folgende Inschrift angebracht:

Was Friedrich hat „in Loh" gebracht,
Das hat der Wilhelm „gar" gemacht.

Redakteur: Gustav Messner. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 225 Samstag, 22. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Nach dieser vorläufigen, aber nicht wohl zu umgehenden Darstellung möge nun die Geschichte folgen, welche in das Jahr 1812 fällt und das eigenthümliche Bild jener Tage wiedergibt.

Es muß als bekannt vorausgesetzt werden, daß Napoleon, um den Handel Englands zu brechen, das linke Rheinufer mit einer Grenz- und Zollwächterkette, Douaniers genannt, umgeben hatte, um den englischen Waaren und den Erzeugnissen fremder Länder, die Englands Seeschiffe nach dem Festlande zu bringen pflegten, als Kaffee, Zucker, Gewürze, Thee und Tabak den Eingang in sein Reich zu verschließen. Diese Produkte, deren man sich doch nicht ganz entschlagen konnte, hatten, wie sich das von selbst versteht, unerschwingliche Preise, und das rief denn den unseligen die Sittlichkeit untergrabenden Schleichhandel oder wie man am Rheine sagte: „das Schmuggeln" hervor, das in einem ungeheuren Maße und mit Aufbietung aller Schlauheit, aber auch stellenweise mit offenem Kampfe und — andererseits mit großartiger Bestechung getrieben wurde.

Es war in den heißen Tagen des Monats Juli 1812, als am frühen Morgen ein Mädchen aus dem Krahnenthore von Bacharach leichten, schwebenden Schrittes heraustrat. Auf ihrer rechten Achsel trug sie zwei Holzrechen und eine langstielige Heugabel. In der linken Hand einen Henkelkorb, der offenbar Lebensmittel enthielt.

Sie war leicht, aber nach der Sitte der Bürgertöchter der Stadt gekleidet, und der breitkrempige Strohhut auf den reichen, blonden Haaren so wie ihre Geräthe kündeten es an, daß sie ins „Heumachen" ging.

Das Mädchen mochte neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein. Sie hatte eine ziemlich große, schöne, tadellos gewachsene Gestalt, ein blühendes, frisches, allerliebstes Gesichtchen, wie „Milch und Blut", und das große, blaue Auge mit den langen, seidenen Wimpern blickte klug, aber geschämig und züchtig unter dem breiten Rande des groben Strohhuts heraus. Sie war die Tochter eines Bürgers und Schiffers, der reicher gesegnet war mit Kindern als mit den Mitteln, sie zu ernähren, und daher kam es, daß sie in die Dienste der Familie getreten war, welche die Insel, das „Wörth", zu eigen besaß.

Es liegt mir ein Gewitter in den Gliedern, hatte früh ihr Brodherr gesagt; darum hielte ich es für gerathen, das Heu auf dem „Wörthe", das noch auf den „Mahden" liegt, wenigstens zu wenden und auf Haufen (Hausten genannt) zu setzen, wo es sicherer vor Regen und Sturm ist. Lenchen, fuhr er fort, du könntest darum Dir Essen zurecht machen für den Tag und mit unserm Nachen auf's Wörth fahren und drüben bleiben, bis Du fertig bist. Glaubst Du aber nicht allein damit fertig zu werden, so nimm Dir die Kathrine mit; den Kahn zu lenken verstehst Du ja?

Warum sollte ich es nicht alleine fertig bringen? sagte lächelnd das rüstige Mädchen. Es wäre mir ja eine Schande, noch Hülfe mitzunehmen! Hab' ich ja doch den Tag vor mir!

Wie Du willst, Kind, entgegnete ihr Brodherr. Du weißt, daß ich nicht mehr verlange, als was Du thun kannst. Ueberschätze Deine Kräfte nicht. Es ist ein Stück Arbeit für Dich allein! —

Ich will's schon fertig bringen, sagte sie; aber dann muß ich mich sogleich auf den Weg machen.

Thue das, sagte der alte, wohlwollende Mann, und Lenchen eilte, sich zu dem Werke, das ihr Fremde machte, zu rüsten.

So war sie dann, als sie Alles bereitet hatte, was ihr unerläßlich schien, durch das Thor dem Damme am Rheine zugeschritten, der aus einem Erdaufwurf bestehend den Namen „Hügel" oder örtlich „Hüwel" trägt, und ihn überschreitend auf der anderen Seite hinabgegangen zum Ufer, wo ein kleiner Kahn, ein sogenanntes „Dreibord" oder auch mit dem Namen „Seelenverkäufer" bezeichnet, an einem dicken Steine angekettet angeschlossen lag.

Der Abhang des „Hüwels" nach der Rheinseite war mit Rasen bekleidet. Die Stelle, wo der Kahn lag, bot eine Uebersicht des Stromes von Lorch bis hinab zum „Wörthe", daher denn auch hier in der Regel ein Douanier seinen Standpunkt hatte.

So war es auch dieses Mal; aber der junge Mann, welcher hier „auf Posten" stand, hatte es bequemer gefunden, sich auf den Rasen zu legen und Wache haltend sein kurzes, irdenes Pfeifchen zu schmauchen, was

ihm der jede zweckdienliche Freiheit zulassende Dienst gestattete.

Unter den Douaniers befanden sich nicht bloß Franzosen, sondern auch Landeskinder vom Rheine, in der Regel aber mußten es schlaue, geriebene Leute sein, kräftig und gesund, um die nicht kleinen Beschwerden des Dienstes, besonders des Nachtdienstes, ertragen zu können.

Der, welcher hier in gemüthlichem Nichtsthun seines Dienstes wartete, war aus Aachen. Er gehörte einer Wallonenfamilie an, die nach Aachen gezogen war, und hatte ganz die tückische, verschlagene Art dieses Mischlingsvollstammes; war dabei heftig und leidenschaftlich und zu Gewaltthätigkeit und Rachsucht geneigt. Sein Name war Joseph Brunet. Da man indessen dort unten den Namen Joseph in „Jupp" verändert, so war er in Bacharach auch nur unter dem Namen: „Jupp" bekannt, und von den zahlreichen Schmugglern gefürchtet, denen er schon gar manche kostbare Beute abgejagt hatte. Ihm war von keiner Seite beizukommen, und wehe dem, der es hätte wagen wollen, Bestechungsversuche zu machen — während im Uebrigen derlei Mittel nicht selten die Schmugglerwege völlig gefahrlos und frei machten. Auch seinen Vorgesetzten war er unter dem Namen Jupp bekannt.

Jupp war ein junger Mann von höchstens sechs und zwanzig Jahren, bildschön, wenn auch braun von Farbe, mit pechschwarzen, kleinen, stechenden Augen, Haaren und mächtigem Schnurrbarte. Als fünfzehnjähriger Knabe war er ins Heer als Tambour getreten, hatte den Krieg in Spanien mitgemacht, war dann seiner Größe und tollkühnen Tapferkeit wegen rasch zum Korporal aufgestiegen; bei Pampeluna indessen verwundet und dienstuntauglich geworden. Als Douanier eingereiht, konnte er bei seiner Jugendkraft und sonstigen Gesundheit den Dienst trefflich thun, und seine Vorgesetzten wußten, was sie an ihm hatten, die Schmuggler dagegen auch, was bei ihm zu fürchten war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kinzigthal und seine Umgebung.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Orb (Orbaha) liegt am Orber- und Hasselbache. Ein Kranz von Bergen umgibt sie nach drei Seiten, und läßt blos gegen Nordwest die Verbindung mit dem Kinzigthale offen. In ihrer Nähe zog sich die römische Heerstraße nach Thüringen hin, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein römisches castrum an gleicher Stelle stand. Der Name Orb kommt auch als „Urb" vor, wie er noch jetzt im Volksmunde lautet, und klingt an urbs an.

Durch Schenkung Kaiser Heinrichs IV. kam die Stadt 1064 an das Erzstift Mainz. Damals hatte aber eine beträchtliche Zahl von Adeligen ihre Burgen und Kemenaten theils innerhalb, theils außerhalb der Ringmauern und besaß dazu Güter und Liegenschaften. So die von Fischborn, die Märker des Freigerichts Wilmundsheim, deren Schloß den höchsten südwestlichen Punkt der Stadt einnahm, nach ihrem Absterben 1554 verfiel und mit zwei Wohnhäusern (dem sog. Fischerhof) überbaut wurde; die Ritter von Milchling, deren Burggebäude 1621 Kurmainz erwarb und das 1799 zum Rentamt verwendet wurde; die Junker Faulhaber von Wächtersbach, deren Besitzungen 1554 an die von Fechenbach und 1651 gleichfalls an Kurmainz übergingen; die Herren von Lanzen, auf deren Burgruine außerhalb der Stadt am Hasselbache eine Mühle erbaut wurde. Endlich besaßen auch die Ritter Koltwitz von Ulenbach kurmainzische Lehen daselbst, die nach der Eröffnung an das Erzstift zurückfielen. Aus der Ansiedlung der Burgmannen dieser Herrensitze erklärt sich die Entstehung der Stadt.

Die vorzüglichsten Privilegien verdankt Orb dem Erzbischof Diether von Isenburg, zu dessen Partei es sich geschlagen hatte, als es mit Adolph von Nassau im Kurstreite lag. Er gestattete die Abhaltung eines Wochenmarktes (1460), den Verkauf und die Verführung des Salzes aus der nicht unbeträchtlichen Saline, welche — schon im 11. Jahrhunderte bekannt und benutzt — bereits im Jahre 1399 ihren eigenen Salzrath unter der Leitung des Salzgrafen hatte, und bestätigte 1476 alle früheren Privilegien der Stadt.

1547 ward Orb zur Sicherung eines Anlehens an die Grafen von Hanau verpfändet, von Kurfürst Daniel wieder eingelöst, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aber, nachdem es die Schweden am 29. August 1634 überfallen und geplündert hatten, von diesen neuerlich an Hanau verschenkt. Es blieb sammt dem Amte der Grafschaft bis 1649 einverleibt. Kaum wieder mit dem Mutterlande vereint, wurde es 1666 dem Frhrn. v. Hünefeld und etlichen Kaufleuten in Frankfurt für ein Darlehen von 40,000 fl. neuerlich in Pfand gegeben. Kurfürst Johann Philipp von Schönborn deckte die Forderung aus seinem eigenen Vermögen und schoß überdieß dem Erzstifte eine Summe von 200,000 fl. vor, wofür die Verhaftung der erzstiftischen Kellereien Orb und Wirtheim nebst allen Renten, Rechten und Gefällen auf ihn übertragen wurde. Dieses Pfandverhältniß dauerte bis zum Jahre 1721, und brachte für das Städtchen und Amt eine Periode gesetzloser Anarchie und eine Quelle mannnigfacher Bedrückungen.

Als es vom Kurstaate wieder in Pflicht genommen wurde, mußte ein eigener Regierungskommissär dahin abgesendet werden, um die Verhältnisse neu zu regeln und die mittlerweile erlassenen landesherrlichen Verordnungen zu promulgiren. Daß das Städtchen zu jener

Digitized by Google

Zeit nach allen Richtungen sehr herabgekommen, war eine Folge seiner tragischen Erlebnisse. Auf die Plünderungen und Gräuelthaten der Schweden folgte ein Pestjahr (1635), welches die Einwohnerschaft bis auf zehn Familien hinraffte. Nach den Stürmen dieser Zeit war Orb mehr als ein halbes Jahrhundert das Objekt von Wechselgeschäften, das wie ein Pachtstück ohne Rücksicht auf seine Produktionsfähigkeit ausgenutzt wurde. Im weiteren Verlaufe des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts hatte es nicht minder theilzunehmen an den Schlägen, welche das Erzstift und das spätere Großherzogthum Frankfurt trafen. Ueberdieß litt das Städchen an der Abgelegenheit von allen halbwegs bedeutenden Verkehrswegen. Das Salzwerk bot nur einen kargen Born des Einkommens, da das benöthigte Holz in Frohnfuhren beigeschafft werden mußte. Erst 1796 wurde das bisher bestandene Pachtverhältniß gelöst, ärarialischer Betrieb eingeführt und den Einwohnern Orbs Verdienst durch Holzbeifuhr geboten. Das Vermögen der Gemeinde schmolz, und ihr größter Reichthum, das Reisig, kam durch üblen Haushall vom Stamm auf die Wurzel. So gelangte Orb im Jahre 1814 an die Krone Bayern. Der Nothstand seiner Bewohner appellirte noch 1836, 1851 und 1852 an die Staatskasse und die werkthätige Hülfe des Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Den heimkehrenden Bayern.

Der Friedensmarsch hat heimwärts froh geschlagen,
Es sind verhallt die lauten Schlachtenlieder
Und zu den Euern kehrt ihr fröhlich wieder,
Die lang um Euch ein schweres Leid getragen!

Willkommen denn, o tapf're Heldenjugend!
Nahe Ihr auch nicht als ruhmgekrönte Sieger,
So kommt Ihr doch als ächte Bayernkrieger
Von deutscher Kraft und deutscher Heldentugend.

O immer nicht gereicht der Sieg zum Ruhme — —
Oft schöner ist der Heimzug der Besiegten —
Die für das Recht und für die Freiheit kriegten
Mit ruhmbewährtem altem Heldenthume.

Doch nein, Ihr kommt zurück nicht wie Besiegte,
Selbst Eure Feinde haben's zugestanden,
Die stets mit Ehrfurcht Euren Namen nannten,
Daß heldenstark der wack're Bayer kriegte.

Ein Schicksal ist's, ein Unglück nur zu nennen,
Das fesselnd Euren Heldenarm gehalten,
Als Ihr zur Schlacht mit schrecklichen Gewalten
Die Schwerter zogt mit feurigem Entbrennen.

Doch seid getrost! laßt stolz die Banner fliegen!
Wir fluchten oft dem Schicksal, das Euch bannte,
Und heiß für Euch manch' edle Thräne rannte,
Denn Ihr ward werth, für's Vaterland zu siegen!

Ein schöner Trost doch ist Euch stets beschieden:
Nicht Fremde sind's, die siegreich jetzt frohlocken,
Es läuten froh nur deutsche Siegesglocken,
Ein deutsches Wort ist's, das uns sprach den Frieden.

Und ob wir auch manch' theures Haupt vermissen
In Eurem Kreis — sie ruhen frei von Sorgen
Und kommen einst am Auferstehungsmorgen,
Wo zittern wird manch' folterndes Gewissen.

So lebt denn hoch! laßt uns recht würdig feiern
Des Wiedersehens froh ersehnte Stunde,
Durch's ganze Land rausch' jetzt die Freudenkunde:
Hoch, dreimal hoch das ganze Heer der Bayern!

Konrad Wagner.

Mannigfaltigkeiten.

[Schiffsbrand.] Am 12. Sept., Abends gegen halb 10 Uhr, gerieth in den Docks von Antwerpen das von London angekommene Schiff „Scarlet Flower" „Kapitän Clough", welches 130 Fässer Petroleum und 90 Tonnen Theer an Bord hatte, in Brand. Das brennende Schiff bot einen großartig fürchterlichen Anblick dar, aber der herbeigeströmten Menge bemächtigte sich vorzugsweise das Gefühl der Furcht, das Feuer möge sich auch den zunächst liegenden Schiffen mittheilen, — eine Furcht, welche um so begründeter war, als das Bugspriet des „Westmoreland" schon Feuer gefangen hatte, welches jedoch schnell gelöscht wurde. Gegen halb 2 Uhr Nachts sank das brennende Schiff, eine letzte Feuergarbe hoch gen Himmel schleudernd, ein unbeschreiblich prächtiges Schauspiel, dessen imposante Größe man gesehen haben muß, um das Staunen der Augenzeugen gerechtfertigt zu finden! Ueber die Ursache des Brandes verlautet gerüchtweise, daß ein Matrose sich Unregelmäßigkeiten habe zu Schulden kommen lassen, welche die fürchterliche Katastrophe herbeigeführt hätten. Beim Ausbruche des Brandes befanden sich zwei Frauen, zwei Kinder und zwei Matrosen an Bord des Schiffes. Alle diese Personen sind gerettet worden; nur die Kinder haben einige Brandwunden davongetragen. Das Lob der kühnen und kaltblütigen Pompiers und Pontonniers ist im Munde aller Personen, welche Augenzeugen des furchtbaren Brandes gewesen sind.

[Amerikanische Alterthümer.] Eine Gesellschaft Naturforscher, welche beauftragt war, das

Stromgebiet des Coloradoflusses zu erforschen, hat inmitten einer wüsten Ebene eine große Pyramide entdeckt. Dieses Bauwerk ist aus behauenen Steinen gearbeitet und hat eine Platform von 50 Fuß im Quadrat. Aus verschiedenen Trümmern und Materialien, welche auf letzterer aufgehäuft liegen, schließt man, daß die Pyramide entweder nicht vollendet worden ist, oder von Erdbeben schon viel gelitten hat. Sie hat eine Höhe von 104 Fuß und unterscheidet sich von den ägyptischen Pyramiden, welche stufenförmig gebaut sind, dadurch, daß ihre Wände glatt aufsteigen.

Der König Wilhelm I. von Preußen hat sein Porträt in Lebensgröße und kostbarem Rahmen dem bekannten Wallfahrtsorte Einsiedeln in der Schweiz zum Geschenke gemacht, zum Andenken an die letzten Waffenthaten des preußischen Heeres. Bekanntlich steht die Benediktiner-Abtei Einsiedeln auf der Stelle, an welcher der heilige Meinrad von Hohenzollern, als Wunderthäter bekannt, im neunten Jahrhundert seine Klause hatte. Meinrad soll nach der Tradition ein Enkel des schwäbischen Grafen Thassilo sein, der um 800 die Burg Hohenzollern in Besitz hatte und als Ahnherr des preußischen Könighauses angesehen wird.

Eine eigenthümliche Scene spielte in einer der Baraken nächst dem Militärspitale in Klagenfurt. Es wurden von einem Führer, der bereits von seinen Wunden genesen ist, aus einer Zeitung die Verlustangaben an Chargen und Mannschaft in der Schlacht bei Custozza vorgelesen. Als er von einer Kompagnie des Regiments Benedek die Todten nannte, erhob sich ein Leichtverwundeter von seinem Lager und rief: „Was? ich soll todt? Na, da müßt ich doch auch etwas davon wissen!“

Das englische Kriegsministerium hat auf Verlangen des Hauses der Gemeinen die Zahl der in der englischen Armee von 1863—65 ausgepeitschten oder mit dem Eisen gebrannten Soldaten veröffentlicht. Diesem zufolge erhielten 1863 518 Soldaten 24,150 Hiebe; 136 Soldaten wurden mit dem Buchstaben D — Deserteur — und 115 mit BC — Bad (schlechter) Charakter — gebrannt. 1864 erhielten 528 Soldaten 26,100 Peitschenhiebe, 1438 erhielten das Zeichen D. Im vorigen Jahre erhielten 441 Soldaten Peitschenhiebe, während 1502 das Zeichen D, 90 das Zeichen B.C erhielten.

Zur Zeit des Befreiungskrieges der Niederlande gegen Spanien entdeckten einige Knaben unter der Börse von Amsterdam ein Boot, welches mit Pulver angefüllt war, womit der spanische Befehlshaber die Börse mitsammt der versammelten Kaufmannschaft in die Luft zu sprengen beabsichtigte. Die Knaben zeigten ihre Entdeckung noch so zeitig an, daß die Schandthat vereitelt wurde. In Erinnerung an diese glückliche Rettung wurde der gesammten männlichen Jugend von Amsterdam jährlich am Kirmeßtage gestattet, die Versammlung der Kaufleute mit Trommeln von der Börse zu treiben. Nach längerer Unterbrechung durch Verbot dieses seltsamen Erinnerungsfestes wurde die Erlaubniß dazu dieses Jahr wieder gegeben, und am 10. September sah man Tausende von Knaben das alte Recht wieder ausüben.

Eine neue Anwendung der Elektrizität hat in Boston ein dort lebender Deutscher, Namens Hehl, in's Leben gerufen. Durch einen mit einer elektrischen Batterie verbundenen Hahn, vermittelst dessen von einem Punkte aus das Gas ab- und angedreht und durch die Batterie entzündet werden kann, hat er es in seiner Hand, in sämmtlichen Gaslaternen der Stadt auf einmal das Licht leuchten oder erlöschen zu machen.

Ein Ausrede seltener Art brachte dieser Tage, ein wegen Diebstahls von Pfandscheinen Angeklagter vor dem Berliner Kammergericht vor. Er erklärte nämlich, er habe dem Bestohlenen durch Einlösung der Sachen — eine heimliche Freude machen wollen. Das Gericht hat keinen Sinn für diese Menschenfreundlichkeit gehabt.

Räthsel.

Ich bin ein Ball, bald groß, bald klein;
Du siehst mich leer, bemalt, beschrieben;
Bald heiß ich grob, bald bin ich fein,
Gar leicht beschmutzt und abgerieben.
Mein allgemeiner Name schließt
Die sehr verschied'nen Namen alle,
Die man von mir bald hört, bald liest;
Wem ich im Spiel auch nicht gefalle,
Der schickt mich doch in manches Haus
Als seinen stummen Sprecher aus,
Durch Stadt und Land, ja durch die Welt,
Durch's Meer und durch das Sternenzelt
Reist jetzt noch mancher Passagier
Gefahrlos, frank und frei auf mir.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 217:
Greis, Kris, Eis.

Redakteur Gustav Meikert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 226 Montag, 24. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Das bildschöne Lenchen hatte Jupp's Augen auf sich gezogen, seit er in Bacharach war; aber wie er sich bemühen mochte, ihre Gunst zu erwerben, Alles blieb fruchtlos. Sie war wohl dann und wann einmal freundlich, wenn er sie anredete; aber nie hatte sie ihm Rede gestanden; nie mehr, als höchstens das grüßende Wort erwidert; nie mit ihm getanzt, wenn er sie etwa auf dem Tanzboden traf. Das ärgerte ihn heftig, und er rastete nicht, bis er hinter den Schleier des unangenehmen Geheimnisses geschaut. Da fand er denn, daß ein junger Schiffer Namens Herrmann, dessen verwittwete Mutter die Nachbarin ihrer Eltern und ihre Pathe, oder wie es hier zu Lande heißt: „Gothe" war, ihre Liebe besaß, und seitdem trug er Herrmann, der auch ein Schmuggler war, einen glühenden Haß. Die Liebe für das schöne Mädchen glühte fort in seinem Herzen, und seine Bewerbungen um ihre Gunst blieben sich gleich, nur seine Eifersucht wuchs mit jedem Tage, der ihn ferner von seinem Ziele brachte.

Ohne sich irgend umzusehen, stieg das Mädchen den „Hätwel" hinab und trat zu dem leichten Kahne, in den sie ihre Geräthe legte, den Korb setzte, dann schnell die Kette löste und sich leicht hineinschwingend den Kahn in die grüne Rheinfluth stieß, die ziemlich angeschwollen war durch den Abgang des Schweizerschnees und Gewittergüsse, welche im oberen Laufe des Stromes gefallen waren.

Jupp hatte mit glühenden Blicken das Mädchen beobachtet. Sie ahnte seine Nähe nicht; darum erschrack sie, als er sich plötzlich in eine stehende Stellung aufrichtete und ihr zurief: Guten Morgen, schönes Lenchen! Soll ich Dich nach der Insel rudern?

Das Mädchen wandte das schöne Köpfchen zu ihm hin, warf ihm einen gleichgültigen, ja, wie es ihm schien, spöttischen Blick zu und sagte abweisend: Ich habe gelernt, den Nachen selber zu führen, und Ihr wäret der Letzte, den ich zu Hülfe riefe! —.

Damit saß sie auf dem Bänkchen, legte geschickt den Einen der beiden Riemen ein und gab dem Kahne einen so kunstgerechten Ruck, daß er schnell im Fahrwasser war. Sie legte nun den zweiten Riemen ein, und der Kahn schoß blitzschnell dahin, an den anliegenden Kähnen und Schiffen vorüber, dann um die Ecke am „Ketzer" und verschwand endlich dem Blicke des Douaniers.

Nachdem der Kahn seinem Auge entschwunden war, legte er sich wieder ins Gras und stützte seinen Kopf auf den linken Arm, um in ein Nachdenken zu versinken, das nicht zu den Angenehmen gehören mochte; denn er sagte halblaut: Verdammte, blonde Hexe! Wär' sie nur nicht so schön, und ich könnte sie mir aus dem Kopfe schlagen! Fährt sie nicht dahin, wie ein ausgelernter Schiffer? Das ächte „schiffische" Blut rollt in ihren Adern. Ließe ich mir nur nicht so Alles von ihr gefallen! Ihr Vater ist ein Lump; sie muß dienen und der Bube, der Herrmann, ist auch ein Lump. Meine Hand könnte sie ihrer gedrückten Lage entreißen, und doch weist sie mich mit Spott und Hohn oder mit dürren, harten Worten überall und immer zurück! Ja der Herrmann! Ein Schmuggler ist er. — Ich will alle List und Schlauheit aufbieten, um ihn in meine Hände zu bekommen. Dann aber — wehe ihm! Er soll dann an mich denken lernen.

Während Jupp sich in diesem Selbstgespräch das Herz sich leichter zu machen suchte, stand gerade über ihm, und zwar hinter dem Erdaufwurf und von ihm unbemerkbar, Einer, dessen Blicke auch dem entschwindenden Kahne mit großer Theilnahme folgten. Anfänglich, als der junge Schiffer die Worte Jupp's vernahm, zog ein eigenthümliches, siegesgewisses Lächeln über seine Züge, dem sich bald der Ausdruck des Spottes beigesellte. Der junge Mann mochte Grund haben, sich den Blicken Jupp's zu entziehen, und trat weiter zurück, aber nicht ohne schalkiges Lächeln murmelte er die Worte: „Die Nürnberger haben Keinen gehängt, sie hätten ihn denn vorher — gehabt!"

Der junge Mann wandte sich gegen das Krahnenthor zurück, allein nicht ohne vorher den prüfenden Blick zum Himmel empor gerichtet zu haben, wie es der wetterkundige Schiffer zu thun pflegt, ehe er unter irgend ein Dach tritt, das ihm diesen Blick versagt. Einige Zeit nachher konnte man ihn, eine Hacke auf der Schulter, zum Oberthore langsam mit seiner alten Mutter hinausschreiten sehen, gegen das Dörfchen Rheindiebach zu, wo einige Feldstücke seiner Mutter lagen. Es war

Digitized by Google

dieß um so weniger auffallend, als er, wie gesagt, eine Hacke auf der Schulter trug, und seine belastete, aber noch rüstige Mutter neben ihm ging. Es war Herrmann, den Lenchen lieb hatte und Jupp mit glühender Eifersucht haßte. —

Drei Viertelstunden später wurde Jupp, der noch immer an derselben Stelle lag, unruhig. Er richtete sich auf, zog ein kleines Fernrohr aus der Tasche und beobachtete einen Ankernachen, der drüben auf der nassauischen Seite im Fahrwasser schwamm. Er schien leer zu sein, und ging doch ungemein tief im Wasser. Ein Mann lenkte mit dem Handruder, das er nachlässig im Arme hielt und den Kahn „treiben", das heißt, mit dem Wasser schwimmen ließ. Er wußte selbst nicht, warum der Kahn ihn so in Anspruch nahm, und konnte doch kein Auge davon wegwenden. Ob es eine Schmugglerlist sei? wußte er allerdings nicht, vermuthete es aber. Darum bemühte er sich, den Kahnführer zu erkennen; aber der hatte das Wamms abgelegt, den Hut tief in die Stirne gedrückt und sein Gesicht hartnäckig den Bergen Nassau's zugewendet, so daß er durchaus über die Person im Dunkel blieb, ob er gleich manchmal meinte, den verhaßten Herrmann zu erkennen.

Als der Kahn ihm hinter den Bäumen des Wörths verschwunden war, legte derselbe am rechten Ufer an, und es sprangen sieben bis acht Männer heraus, die auf dem Boden des Kahnes gelegen hatten. Sie hingen ihre Wämmser auf den Arm, nahmen Weinbergshacken auf die Schulter und schlenderten den Leinpfad nach Caub hinab, als kämen sie aus irgend einem Weinberge. Der Kahn aber setzte seine Fahrt nach Caub ruhig fort, ohne daß die Douaniers des linken Ufers irgend einem Verdachte Raum geben konnten, und als Jupp am Abende den seinigen aussprach, wurde er weidlich ausgelacht, indem sein Amtsgenosse Engel, der ein Hauptpfiffikus war, versicherte, er habe den Kahn beim Landen in Caub genau beobachtet und könne versichern, daß eben nur Einer ausgestiegen sei, den er für den Steuermann Heller erkannt habe. Damit war die Geschichte für alle Uebrigen, nur nicht für Jupp erledigt, der es sich von dem Lieutenant Ehmann ausbat, an der „neuen Mauer", dem Wörthe gegenüber, stehen zu dürfen, während nach dessen ursprünglicher Bestimmung hier Engel seinen Posten haben sollte. Dieß wurde ihm gewährt, und Lieutenant Ehmann schlenderte zum Marktthore hinein in die „Rose", wo er seinen Abendtrunk zu halten pflegte, der oft so enge mit dem Nachmittagstrunke zusammen hing, daß zwischen Beiden der „Zopf" hervorsproßte, den der Abendtrunk oft bis zu einer Länge wachsen ließ, wie man sie zu Zeiten Friedrichs des Großen zu tragen pflegte, dann suchte er, die Straße im Zickzack messend, mit Mühe seine Wohnung, um den Zopf bis zum andern Morgen los zu werden, und das Untersuchen der Posten zwischen Caub und Rheindiebach wurde um eine Nacht weitergeschoben. Das kam häufig vor, und nicht selten waren Beauftragte der Schmuggler die Genossen, welche dem sonst schlauen Lieutenant den Zopf anbinden halfen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.

III.

Nach 8 Uhr war der Hauptkampf bei Uettingen schon vorüber, theils im Thal, theils über die Höhen zog er sich nun weiter nach Roßbrunn und Waldbrunn zu, um auch dort bald sein Ende zu finden und den bayerischen Truppen Zeit zum völlig geordneten Rückzug nach Würzburg zu lassen. Die Preußen blieben Herren des Schlachtfeldes und zunächst des Dorfes Uettingen. Alle Häuser desselben waren nun zum Lazareth geworden; die Bewohner konnten sehen, wo und woher sie ihre Lagerstätte nahmen; ihre Betten, Wäsche u. s. w. wurden für die Verwundeten, deren über 600 im Orte lagen, genommen, aber opferwillig wurde Alles gegeben und geleistet, nicht allein im Schloß, von dessen Bewohnerinnen schon diese Blätter rühmlich Erwähnung gethan, sondern auch in vielen andern Häusern, wo Frauen und Mädchen in freudigster Liebe ihre Samariterdienste thaten. Neben dem Friedhof lagen an jenem Morgen nahe an 8mal 10 Leichen, ebenfalls im tiefen Frieden, neben einander; immer kamen noch mehr dazu; in großen Gräbern wurden sie, je 20—25 in Einem, gemeinsam gebettet, von den preußischen und den bayerischen Geistlichen eingesegnet. Der Friedhof von Uettingen ist seit einiger Zeit für die eigene Gemeinde zu klein geworden; ein zum Anstoß bestimmtes Grundstück war schon angekauft; es ist nun mit jenen Heldengräbern eingeweiht worden. Zwischen den größern, namenlosen Hügeln liegen einzelne mit Kreuzen und Namen bezeichnete Gräber von preußischen und bayerischen Offizieren; einige haben nur kurze Rast hier im fremden Boden gehalten, sie sind wieder ausgegraben und in den heimathlichen nach Süden oder Norden übergeführt worden. Herzzerreißende Scenen und Dinge, von Gattinnen, die den lieben Gatten, von Vätern, die den Sohn holten, von Briefen, in denen die Braut nach dem gefallenen Bräutigam und seiner nicht mehr zu bezeichnenden Grabstätte fragt, wurden uns da erzählt. Wie ein schwerer Traum lastet es noch auf den Bewohnern von Uettingen, denn noch lang nicht, trotzdem daß schon mehrere Wochen seit jenem Schreckenstag verstrichen sind, ist ihr Leben in die alten gewohnten Bahnen eingelenkt. Noch fanden wir das Dorf in seinem größten Theil als Lazareth; auf gar vielen Häusern weht noch die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz, das in diesem Krieg ein rechtes versöhnendes Friedens-

Digitized by Google

symbol gewesen ist. Im Schloßgarten sahen wir Verwundete, schon Rekonvaleszenten, gehen; im Pfarr- und Schulhaus liegen noch Kranke, und die Kirche zumal ist noch immer ein großes Spital. An der Stelle der Stühle und Bänke stehen die Krankenbetten, meist noch Schwerverwundete an das Schmerzenslager fesselnd. Die preußische Sanitätsabtheilung, die Uettingen noch besetzt hält, versieht allein den Krankendienst. Der anderweitige Gesundheitszustand im Ort ist, im Vergleich zu den umliegenden, sehr befriedigend, die Cholera nur sporadisch aufgetreten; allein dafür holt sich der Tod doch noch immer unter den Verwundeten seine Opfer; erst wenige Tage vor unserm Dortsein waren wieder ein Paar Offiziere begraben worden, und schon warteten noch selben Tages zwei frisch gegrabene Gräber ihrer armen, doch nun ihrer Qualen ledigen Gäste. Trotz des dasselbe überschüttenden Kugelregens ist das Dorf im Ganzen unzerstört geblieben; nur ein Nebengebäude des Schlosses war in Brand gerathen; aber dieses selbst und gleich ihm viele andere Häuser tragen noch merkliche Kugelspuren, und durch mehr als ein Fensterkreuz haben die Granaten den Weg in's Innere des Hauses gefunden und darin wunderliche Wege gemacht. Im Schloß drang eine ein, als ein preußischer Arzt eben zwei Verwundete verband; dem einen riß sie den Kopf weg, den andern verletzte sie auf's Neue so sehr, daß sein Schmerzensschrei weithin gehört wurde: Das ist nur eins von den vielen Jammerbildern, deren dort und auf andern Kriegsschauplätzen genug zu sehen waren. Will der freundliche Leser auch Das noch wissen, wie jetzt der Nothstand in Uettingen und seinen umliegenden Orten steht, so kann ich darauf antworten, daß kraft der von allen Seiten her gegebenen Hülfe zwar schon viel gethan ist, daß die wirklich vorhanden gewesene Entblößung von den nothwendigsten Bedürfnissen der ersten Tage längst nicht mehr vorhanden, daß aber noch immer genug zu thun ist, indem ja die Einwohner viel Geld brauchen, um sich Saatkorn, Vieh, Betten, Wäsche u. s. w. anzuschaffen, was alles sie schmerzlich entbehren, und also gerade hier der freien Liebesthätigkeit noch ein weites Feld offen steht. Unter freundlicher, uns alle Einzelnheiten genau berichtender Führung kehrten wir über den Wiesenweg, nachdem wir zuerst den durch den um- und durchkämpften Wald über den Ossort gegangen waren, nach Roßbrunn zurück. Auch die Wiese birgt einzelne Gräber; überall ist der Boden von Kugeln aufgewühlt und zerrissen; in der Mitte durchzieht sie der tiefe Graben, dessen die preußischen Berichte als eines großen Hindernisses für die Stürmenden erwähnen. Eine von Obstbäumen beschattete Straße führte uns dann von Roßbrunn seitwärts nach Mädelhofen; abermals lagen Gräber am Wege, eines wieder für Mehrere, Freund und Feind, gegraben, eines allein, durch das einfache hölzerne Kreuz als das eines Berliner Kindes bezeichnet. Auf der Wiese hinter Mädelhofen bemerkten wir zuerst und zum einzigen Male auch jenen Verwesungsgeruch, von dem nach manchen Berichten die ganze Gegend inficirt sein sollte, von dem wir aber, wie gesagt, sonst nirgends etwas wahrgenommen haben. Schon dämmerte es, als wir Roßbrunn, abermals ein stattliches Dorf, durchgingen; aus der Kirche, am Ende des Ortes, tönte Orgelklang und Chorgesang; ich ahnte die Bedeutung dieses späten Gottesdienstes, dieser klagenden Bittgesänge: der Würgengel schritt gerade doppelt grausam durch dieses Dorf. Der volle Mond kam heraufgezogen und spiegelte sich im Thalgrund, jenseits dessen Eisingen, das spätere Hauptquartier des Oberfeldherrn der Mainarmee, lag. Bald mündete unser Weg auf die von Heidelberg nach Würzburg führende Heerstraße ein, an welcher das Dorf Höchberg, der letzte Halt- und Rastpunkt vor Würzburg für uns war. Auch dort bekamen wir allerlei von der Noth durch die und mit den Preußen zu hören; auch hier war Alles aufgezehrt, selbst die ohnehin hier sehr spärlich fließenden Brunnen versiegten. Eine Anekdote, als deren Gewährsmann wir einen Landwehroffizier aufführen, mag hier Platz finden. Derselbe hatte das größte Wirthshaus Höchbergs besetzen lassen, um den durstigen Soldaten eine unkontrolirte Beschlagnahme der dortigen Weinvorräthe unmöglich zu machen. „Niemanden darf ein Glas abgegeben werden", lautete der gemessene Befehl. Da will ein Offizier diesem Gebote trotzen, aber selbst seine Erklärung, daß er niemand Geringerer, als der Großherzog von Oldenburg sei, macht den treuen Posten in seiner Pflicht nicht irre, er muß abziehen, gleich den andern —, wie wär's, wenn der Wirth von Höchberg seinen Schild ändern und ihn auf „den durstigen Peter" umschreiben lassen wollte? Er würde gewiß kein schlechtes Geschäft damit machen. Nun war's nach der Stadt nicht mehr weit; schon glänzten ihre Lichter aus dem Flußthal herauf, ein romantisch schöner Anblick in der stillen, warmen Nacht. Aber nicht minder romantisch war der von der preußischen Schiffbrücke, welche wir wegen der Sperrung des Mainviertels nun passiren mußten, den Strom hinauf und hinab; drüben Marienberg mit seiner Zeughausruine, hier Würzburg, im zwiefachen Schein des Gas- und des Mondlichts, im Hafen die Schiffe, auf den Brücken die sich anrufenden Posten: es war wenigstens ein der reichen Eindrücke des Tages würdiges Schlußbild.

Sonnenwende 1866.

Das Band ist zerschnitten,
Wer schwarz, roth und gold
Und Gott hat es gelitten;
Wer weiß, was er gewollt.

Das war der Tag der Sonnenwende.
Sonst leuchteten, ein feurig Band,
Auf allen Bergen Freudenbrände
Von einem bis zum andern Ende
Durch's ganze deutsche Vaterland.

Digitized by Google

Wohl leuchteten auch dießmal Feuer
In die vergeh'nde Abendgluth:
Laut prasselnd brannten Hof und Scheuer,
Vor manchem qualmenden Gemäuer
Vertropfte tapf'res deutsches Blut.

Heil diesem Blut und Heil den Helden,
Um welche unser Auge weint,
Wenn spät noch Lieder rühmend melden,
Sie lei'n beschützend ihre Säulden,
Gefallen vor dem welschen Feind.

Dann geht's durch unf'rer Enkel Sage:
Sie waren jener Ahnen werth,
Der Ahnen, die am Sonnwendtage
Zum feindesmörderischen Schlage
Geschärft ihr bundestreues Schwert.

Der Eber fiel von Königshänden
Dem Kriegsgott als ein Opfer dar;
Der König schwur es unter Spenden,
Ruhmwerthe Thaten zu vollenden,
Bevor sich wendete das Jahr . . . . .

Hinweg dieß Bild verscholl'ner Tage!
Nicht mit den Welschen galt's den Streit.
Wohl wird sie umgeh'n, diese Sage
Bei unsern Enkeln, doch als Klage
Um Deutschlands jammervollste Zeit.

Wenn sich Geschwader um Geschwader
Begegneten mit Kriegsgeschrei,
Wenn wir im unheilvollen Hader
Aufritzten selbst die Lebensader,
Wer von uns sagt von Schuld sich frei?

Kein heil'ger Eber mußte fallen
Beim Schwur, den jetzt ein König sprach;
Im Schild ein Aar mit grimmen Krallen
Erhob sich ob den Schilden allen,
Der schwarz-roth-gold'ne Schild zerbrach.

Nicht Bruderliebe, nicht Vertrauen
Wohnt in den Herzen — bitt'rer Groll.
Vereinzelt trägt den Schild mit Grauen
Der Bayer auf die Welseranen,
Und Niemand weiß, was werden soll. —

Das war der Tag der Sonnenwende,
Da leuchtete kein Freudenbrand.
Die Augen hoben wir, die Hände
Gen Himmel, ob dort Antwort stände:
Was wird des Deutschen Vaterland?

ck.

Mannigfaltigkeiten.

[Wunderbare Heilung.] Unter den während der letzten Tage aus Neu-Bydschow in Prag eingetroffenen Verwundeten befand sich ein sächsischer Soldat, dessen Heilung allgemeines Interesse erregte. Demselben war in der Schlacht bei Königgrätz eine Spitzkugel in die Schädelwölbung am Hinterhaupte eingedrungen und $^3/_4$ Zoll tief stecken geblieben. Sofort nach seiner Verwundung erblindete der Mann vollständig, so zwar, daß er hell und dunkel nicht zu unterscheiden vermochte, während das Auge selbst, was das äußere Ansehen betraf, vollkommen gesund und unbeschädigt schien. In Neu-Bydschow gelang es dem Stabsarzt Dr. Liebmann, die Kugel herauszuziehen, und schon nach wenigen Tagen kehrte das verlorene Sehevermögen nach und nach zurück, und nun ist der Mann so weit wieder hergestellt, daß er in Kürze als gänzlich geheilt aus dem Spitale wird entlassen werden.

[Die älteste Synagoge.] Ein Herr Keith Johnson hat, einem Edinburgher Blatte zufolge, in Tell Hum die alte fast noch ganz erhaltene Synagoge von Kapernaum entdeckt. Die Entdeckung, bemerkt das Blatt, ist höchst interessant, indem sich von keinem anderen noch vorhandenen Gebäude nachweisen läßt, daß Jesus sich einst darin befunden.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo man sich in mehreren Ländern menschenfreundlichst bemüht, durch neue Konstruktionen die Anzahl der Schüsse, die man aus den preußischen Zündnadelgewehren in einer Minute abgeben kann, noch zu steigern, ist es vielleicht keine uninteressante Reminiszenz, daß, wie aus einem in Paris im Jahre 1864 erschienenen Exerzierreglement hervorgeht, in der Armee Ludwig's XIV. für das Laden der Luntenflinten nicht weniger als 34 Handgriffe vorgeschrieben waren.

Räthsel.

1 und 2 ein Demagog aus Sachsen,
3 und 4 dem Kreuzer nicht gewachsen,
1, 2, 3, 4 ein Tribut der Pietät,
Der schon von Alters her besteht.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 218:
Kalb — Alb.

Redakteur Gustav Nessert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 227 Dienstag, 25. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Während die hier berührten Ereignisse sich langsam entwickelten, war Lenchen glücklich auf der linken Seite der Insel gelandet und hatte ihren leichten Kahn auf das sandige Ufer oder vielmehr auf den Strand gezogen, und zur Vorsicht hatte sie noch die Kette um den Stamm einer schlanken Erle gewunden und den Haken am Ende eingehakt. Sie nahm heiteren Sinnes ihre Geräthe und ihr Körbchen aus dem Kahne und wanderte dem Häuschen zu, dessen Thür sie aufdrückte. Ohne jedoch zu rasten, setzte sie ihren Korb nieder, nahm ihr Heugeräthe auf die Schulter, schob den Strohhut zurecht und trat hinaus.

Vor ihr lag die Insel in ihrer ganzen Ausdehnung. Sie bildete einen natürlichen Park. Noch hatte der Pflug nicht seine Furchen gezogen und aufgebrochen den Rasen, der die ganze Fläche deckte. Baumgruppen standen hier und da, eine Eiche, eine Ulme, eine Pappel und wohl auch ein üppig bewaldeter Nußbaum. Näher dem Wasser dehnte sich das Gebiet der Weiden, Erlen und Silberpappeln aus, und verdichtete sich zum undurchdringlichen Dickicht, welches denn durch das hellere und dunklere Grün sich zum schönsten Kranz um die Insel herum gestaltete. Andere Gruppen bildeten Haselnußstauden und Ahorne. Dazwischen, da sie nicht enge zusammenstanden, wucherte überall das üppigste Gras, und dieß hatte schon ehegestern die Sense des Mähers in reichen Mahden niedergelegt.

Lenchens Brodherr hatte gemeint, man müsse diese Mahden erst umwenden, damit das dickliegende Gras auch auf der unteren Seite gleichmäßig trockene, aber als das Mädchen eine Mahde mit der Schüttelgabel hob, um sie zu wenden, fand sie, daß die sengende Sonne bereits ihr Werk zu Ende gebracht hatte und das Gras staubtrocken war.

Der Gedanke, das viele Gras wenden zu müssen, hatte dem sehr fleißigen Mädchen doch bange gemacht; denn unter diesen Umständen wäre sie vor tiefdunkler Nacht nicht im Stande gewesen, ihre Aufgabe zu lösen. Zu widersprechen war ihre Sache nicht. Sie hatte sich vielmehr gerüstet, selbst über ihre Kräfte und ohne sich eine Ruhestunde am gluthheißen Tage zu gönnen, der Arbeit sich zu unterziehen. Gottlob, sagte sie laut — denn sie wußte sich ja mutterseelenallein auf der Insel — daß ich's nicht zu wenden brauche! Nun hoffe ich vor Nacht fertig zu werden! Dabei warf sie einen etwas scheuen Blick nach den beiden Galgen hinüber, die so ernst und drohend und doch so stille da drüben auf den Felsen standen, als trauerten sie, daß ihre Balken keine „Früchte" mehr trügen, wie anno Dodem; schnell aber wandte sich dieser Blick dem Boden wieder zu, auf dem das lieblich duftende Heu so grün und schön, weil rasch getrocknet, ausgebreitet lag, und ein leises Frösteln durchrieselte sie.

Ohne auch nur eine kleine Weile zu rasten, ging sie an die Arbeit, nämlich die Mahden zusammen zu rechen und auf „Haufen" zu setzen, die sie absichtlich immer so setzte, daß sie gegen Südwesten den Schutz der Hecken- oder Baumgruppen hatten; denn, wenn ihr Brodherr sagte: Es liegt mir ein Gewitter in den Knochen, dann gab's allemal sicher ein Wetter, und er hatte das heute Früh mit großer Zuversicht gesagt, ja, was noch sehr zu beachten war — im Südwesten thürmten sich Wolken auf, die nichts mehr und nichts weniger ankündigten, als ein tüchtiges Gewitter. —

Nichts störte das fleißige Mädchen in seiner Arbeit. Es herrschte eine Stille, ein Frieden auf der Insel, den nur der Gesang der Vögel und das Rauschen der Brandung an den Felsen am Kopfe der Insel unterbrach.

Als sie in Bacharach die Mittagglocke läuten hörte, stand sie einen Augenblick still, als ob sie sich fragen wollte: Sollst du nicht auch dein Mittagbrod essen? Aber ein Blick auf die Arbeit, die noch vor ihr lag, und ein zweiter an den südwestlichen Saum des Gesichtskreises ließ schnell den Gedanken und das Bedürfniß zurücktreten; denn die dicken, fetten Wolkenmassen begannen, sich immer mehr zu ballen und doch zugleich sich auszubreiten. Das Gewitter konnte schnell kommen, wenn sich der Wind mehr hob, der schon durch die Wipfel der Bäume hörbar hindurchging. Sie begann auf's Neue zu arbeiten, und sah nicht mehr um.

Der Nachmittag war schon weit vorgeschritten; die Schatten der Bäume wurden länger; die Luft wurde immer schwüler und drückender; einzelne Windstöße ver-

kündeten den nahenden Sturm, und die Sonnenstrahlen waren stechend heiß.

Sie ahnete nicht, daß Jupp in den Felsen des linken Ufers saß, und von einer auserwählten Stelle, die sie beobachtete, einer Stelle, die höher lag als die Landstraße, und an der ein überhangender Felsen ihm Schutz gegen Sonne und Regen gab.

Es mochte bereits 5 Uhr sein, als sie völlig erschöpft den letzten „Haufen" aufgesetzt hatte. Sie ließ die Arme sinken, und gab das glühende Gesicht dem Windhauche hin, der kühl und erfrischend, aber auch heftiger als früher daherfuhr, dann aber ging sie zögernden Schrittes dem Häuschen zu und verschwand innerhalb der Thür desselben. Sie aß jetzt erst in der Kühle der dicken Mauern ihr Mittagbrod, und als sie es verzehrt, fühlte sie das reiche Maß der Ermüdung das Ergebniß sehr angestrengter Arbeit.

Sie saß auf der Stiege, die in den oberen Raum des Häuschens führte und stützte, nachdem sie das Geräthe sorglich in das Körbchen gepackt, den schönen Kopf auf ihren Arm, und in der herrschenden Stille sanken ihre Augenlieder herab. Sie schlief ein und so tief, daß sie das Anwachsen des Windes zum Sturme nicht vernahm; nicht das gewaltigere Brausen der Wellen, die der Sturm aufwühlte; nicht sein schauerliches Heulen durch die leeren Räume des oberen Theiles des Häuschens.

Das Gewölke hatte sich blitzschnell ausgebreitet und nahm den ganzen Gesichtskreis ein. Es wurde durch die Wolkenmasse dunkel. Man hörte die Vögel draußen ängstlich schreien und den Hahn sein Volk Feldhühner zusammenrufen. Die Wipfel der Bäume bogen sich unter den Stößen des zum Orkane anschwellenden Windes. Sie schlief den Schlaf der Ermüdung, und lange, tiefe Athemzüge hoben die jugendliche Brust; aber sie erwachte nicht. Jetzt begannen Blitze nach allen Richtungen aus dem Schooße des tiefgehenden, mächtigen Gewölkes hervorzubrechen, und der Donner rollte krachend nach. —

Da erwachte die müde Schläferin und fuhr mit einem Schrei heftigen Erschreckens auf.

Gott sei mir gnädig und barmherzig! rief sie auf und stand plötzlich in der Mitte des Häuschens.

Ein Blitz folgte dem Andern. Ein Donner rollte gräßlicher als der andere, und das Echo der Felsen verdreifachte seine Wirkung. — Sie eilte zur Thür, um hinauszusehen; aber draußen raste der heftigste Sturm und beugte die Gipfel der Bäume fast bis zur Erde. Aeste brachen krachend herab. Ein heftiger Blitz zündete zur Erde; ein greller, schriller Donnerschlag folgte. Sie sprang voll Entsetzen zurück, und der Windstoß warf die schwere Thür krachend zu. In der Angst ihrer Seele war es ihr, als müsse sie sich durch das feste Verschließen der Thür sicherstellen vor den Naturgewalten, die entfesselt über die Insel herrschten. Sie schob den Balken vor und kauerte sich betend auf die Treppe; denn Menschenschutz hatte sie nicht, und in solchen Augenblicken fühlt es das Gemüth auf's Bestimmteste, daß nur Einer Schutz gewähren kann, der

„Der Wolken, Fluth und Winden
„Bestimmte Ziel und Bahn."

Zu dem flehte der Jungfrau Seele in ihrer Verlassenheit. Aber draußen hatte der Aufruhr der Naturgewalten noch seinen Höhepunkt nicht erreicht. Die Blitze zuckten unablässig, und der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen. Der Donner hallte in den Bergen mit einer Stärke, die auch ein stärkeres Gemüth hätte erschüttern können als das eines Mädchens. Der Sturm tobte mit rasender Gewalt gegen das Häuschen, als wollte er die mächtigen Mauern zusammenreißen, und der Rhein, gepeitscht vom Sturme, schlug Wellen gegen die Felsen vor der Insel, deren Gischt hoch empor und weit über das Flachland der Insel fuhr. Noch fiel kein Regentropfen versöhnend auf die lechzende Erde, und es dunkelte bereits rasch.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte zur geneigten Berücksichtigung bei der Wahl einer Uhr.

(Von Ernst Schulz, Uhrmacher in Aschaffenburg.)

Die Uhrmacherkunst hat seit langer Zeit eine Reihe von Vervollkommnungen im Uhrenbau erhalten, so daß sie heute im Stande ist, sowohl hinsichtlich der Leistungsfähigkeit der Uhren, als auch hinsichtlich der Eleganz und des Preises derselben bei richtiger Auswahl allen Ansprüchen zu entsprechen. Da aber eine Konstruktion nicht allen, oft widersprechenden, Anforderungen genügen kann, da namentlich in letzterer Zeit sehr viele schlecht gearbeitete Uhren in den Handel kamen, so glaube ich, daß es für Uhrenfreunde von Interesse sein dürfte, einige angemessene Mittheilungen über die Wahl und Konstruktion einer guten Uhr zu erhalten.

Die zur Zeitmessung dienenden Instrumente sollen eine strenge Gleichmäßigkeit des Ganges besitzen, welche selbst bei den störenden Einflüssen des Temperaturwechsels und bei starken Erschütterungen, wie z. B. bei tragbaren Uhren, erhalten bleibt. Nur wenn alle Uhrentheile die nöthigen mechanischen und physikalischen Bedingungen erfüllen, ist eine genau gehende Uhr möglich. Die an die einzelnen Theile einer Uhr zu machenden Forderungen sind nach deren Bestimmung sehr verschieden, und es lassen sich dieselben in drei Gruppen eintheilen: in die Triebkraft, das Gehwerk und den Regulator mit der Hemmung.

Die Triebkraft einer Uhr soll zu allen Zeiten ihres Ganges mit gleicher Stärke wirken. Diese Aufgabe erfüllt nur ganz allein das Gewicht der feststehenden

Uhr (Regulateur). Bei tragbaren Uhren geschieht die Triebkraft durch die Feder, welche aber die ungünstige Eigenschaft besitzt, unmittelbar nach dem Aufziehen am stärksten zu wirken, und sodann successive ihre Kraftäußerung zu vermindern. Dieser Fehler kann allerdings ausgeglichen werden durch einen schon sehr alten, sinnreichen Mechanismus, die Schnecke, welche noch heute in den ordinär Taschenuhren gewöhnlich angewendet ist. Hier treibt die sich in ihrem Gehäuse abwickelnde Feder die Uhr durch eine Kette, welche auf einem kegelförmigen, ein Zahnrad tragenden Körper derart aufgewunden ist, daß bei Verminderung der Kraftäußerung die Feder durch einen fortschreitend größeren Halbmesser als Hebel auf das Uhrwerk wirkt.

Die jetzt gebräuchlichen, sehr flachen Taschenuhren (Cylinderuhren) geben jedoch der Schnecke nicht Raum genug. In diesen trägt vielmehr das Federhaus unmittelbar das Rad, welches die Kraft fortpflanzt. Eine sehr annähernde Gleichmäßigkeit der Kraft ist hier dadurch erreicht, daß man die Feder etwas lang wählt, und einen verhältnißmäßig kurzen Theil während des Ganges sich abwickeln läßt, welches durch die sogenannte Stellung regulirt wird. Kommt es jedoch auf die höchste und eine dauernde Genauigkeit des Ganges an, wie z. B. bei Schiffsuhren (Chronometern), so wird man stets die hohe Bauart mit Schnecke wählen. Die die Triebkraft aufnehmende erste Zahnrad wirkt auf einander durch vier, mit Trieben versehene Räder, welche den Gesetzen des ungleicharmigen Hebels folgen. Jedes folgende Rad beschleunigt seine Bewegung, aber damit wird in ihm die wirkende Kraft auch um viel Male geringer. Deßhalb ist unerläßlich, daß das Gehwerk völlig frei von mechanischen Hindernissen sei. In guten Uhren wendet man, um die Kraft verzehrende Reibung auf das geringste Maß zurückzuführen, feinlöcher als Zapfenlager an, die wegen ihrer hohen Härte und Politurfähigkeit die geringste Reibung und Abnutzung möglich machen. Aus der unbedingten Anerkennung dieser Thatsache hat sich die Gewohnheit festgesetzt, den Werth der Uhr nach der Anzahl der angewandten Steinlöcher zu schätzen. Dieß aber ist ein großer Irrthum; denn schlecht geformte und gearbeitete Steine können bei ungenügender Politur die Reibung und Abnutzung der Zapfen sogar steigern und dadurch den baldigen Ruin eines sonst guten Werkes herbeiführen. Die Steinlöcher haben nur dann Werth, wenn sie aus der Hand eines guten Arbeiters hervorgehen.

Die wichtigsten Theile einer Uhr sind der Regulator und der Hemmung. An seiner Verbesserung hat der Scharfsinn vieler Künstler gearbeitet. Seinem Wesen nach ist er ein schwingender Körper (ein Pendel bei stehenden Uhren oder eine mit Schwungrad versehene Spiralfeder bei den tragbaren Uhren), dessen einzelne Schwingungen sich in völlig gleichen Zeittheilen vollenden sollen, und welcher mit dem Hemmungsrade in einer solchen Wechselwirkung steht, daß dasselbe während jeder Schwingung nur um einen Zahn fortrücken kann. Der Regulator ist deßhalb der eigentliche zeitmessende Theil der Uhr. Jeder schwingende Körper kommt aber in Folge des Widerstandes der Luft und der Reibung bald zum Stillstand, wenn nicht der Kraftverlust fort und fort ersetzt wird. Die Triebkraft der Uhr hat diesen Ersatz zu leisten. Dieß kann geschehen, indem die Kraft fortwährend gleichmäßig wirkt, dann hat man die rückfallende Hemmung; oder in Zwischenräumen stoßweise, dieß ist die ruhende und freie Hemmung. Alle bisher erfundenen Konstruktionen fallen unter eine dieser drei Abtheilungen.

Die rückfallende Hemmung ist sehr einfach leicht auszuführen, und bei den ordinären Taschenuhren (Spindeluhren) gebräuchlich. Sie hat erfahrungsmäßig den großen Nachtheil, daß das ununterbrochene Wirken der Kraft das freie Schwingen und damit die Regelmäßigkeit des Ganges des Regulators wesentlich beeinträchtigt. Es haben deßhalb die Spindeluhren so geringe Genauigkeit des Ganges, daß sie eben nur für den gewöhnlichen Gebrauch genügen.

Die Cylinderuhr, mit ihrer ruhenden Hemmung, vermindert diesen eben angeführten Fehler. Sie übt den Kraft zuführenden Stoß auf den Regulator während eines sehr kleinen Zeittheils, dann stützt sich ein Zahn des Hemmungsrades auf die dünne Welle der Unruhe, bis ein in der Welle (Cylinder) vorhandener Ausschnitt ihm erlaubt, zu passiren. Während dieses Aufstützens schwingt der Regulator fast unbehindert, und nur die Reibung, welche der Zahn des Hemmungsrades auf der Welle veranlaßt, muß überwunden werden. Uhren dieser Art, ob mit vier oder acht Steinen, sind bei guter Ausführung des ganzen Werkes eines genauen Ganges fähig, und erlauben überdieß einen zarten gefälligen Bau.

Immerhin bringt aber die Reibung der ruhenden Hemmung noch eine kleine Störung in dem gleichmäßigen Gange des Regulators hervor, und ist deßhalb diese Hemmung noch einer wesentlichen Verbesserung fähig. Ist nämlich das Hemmungsrad sehr klein, so ertheilt es dem Regulator zur Unterstützung der Bewegung kräftigere Stöße, veranlaßt aber auch stärkere Reibung; ist dagegen das Hemmungsrad von größerem Durchmesser, so findet das umgekehrte Verhältniß statt. Beide Vortheile sind aber vereinigt, indem man auf der Hemmungswelle zwei feste Räder anwendet, deren kleineres den Stoß, deren größeres die Ruhe bewirkt. Man erhält so die Doppelrad- oder Duplex-Hemmung. Mit solcher Hemmung kann man der Genauigkeit der freien Hemmung nahe kommen, wird nur wegen ihrer zarten, schwierigen und darum kostspieligen Ausführung ist ihre Anwendung weniger allgemein. Gibt man der ruhenden Hemmung einen, vom Regulator getrennten und unabhängigen Uhrentheil zum Stützpunkt während der Ruhe, so kann der Regu-

lator seine Schwingungen in der freiesten Weise machen und hat nur am Ende jeder Schwingung den Stützpunkt mit sehr geringem Kraftaufwande auszulösen. Man erhält so die freie Hemmung (echappement libre), mittels deren sich die vollkommensten Chronometer herstellen lassen. Für den astronomischen und Schifffahrts-Gebrauch wendet man dabei Doppelradhemmung an, welche ihre Ruhe statt auf der Unruhewelle auf einer sehr zarten Feder findet. Die Schwierigkeit in der Ausführung dieser Hemmung macht derartige Instrumente äußerst kostspielig, auch sie erfordert diese Hemmung einen größeren Raum, als in einer flachen Taschenuhr zur Verfügung steht.

Für den täglichen Gebrauch und in der heut gebräuchlichen flachen Form empfiehlt sich dagegen eine andere freie Hemmung, welche zu mäßigen Preisen herzustellen ist, an Vollkommenheit des Ganges zwar nicht die freie Hemmung mit Doppelrad erreicht, aber doch, wenn solche sehr gut gearbeitet, so Ausgezeichnetes leistet, daß sie jede ruhende Hemmung selbst bei guter Ausführung übertrifft, und chronometermäßiger Genauigkeit möglichst nahe kommt. Dieß ist die freie Ankerhemmung.

Bei dieser findet das einfache, flache Hemmungsrad seine Ruhe auf einem zweiarmigen Hebel mit zwei hervorspringenden Zapfen, dem Anker, welcher durch den Gang des Regulators wechselweise gedreht wird, und zugleich dem letzteren den nöthigen Kraftersatz zuführt. Eine gute Ankeruhr erfordert, wie alle Uhren mit freier Hemmung, eine künstliche Ausführung, besonders des Ganges.

Diese Uhren haben in ihrer Bauart letztere Zeit noch eine bedeutende Verbesserung erfahren, indem (bei feinen Uhren) der Gang gradlinig (ligne droite) gebaut ist, wodurch bedeutende Reibungen erspart sind.

Die Ankeruhren erfreuen sich in neuester Zeit großer Anerkennung und Verbreitung, und dürfen ohne Zweifel den Cylinderuhren vorgezogen werden.

Um dem Regulator Gleichzeitigkeit der Schwingungen beim Wechsel der Temperatur zu sichern, konstruirt man denselben in feineren Uhren so, daß das Gewicht des Pendels oder des Schwungrings der Unruhe stets den normalen Abstand vom Mittelpunkt der Schwingung bewahrt. Diese Konstruktion wirkt beim Chronometer vortrefflich; sie verlangt aber, wenn sie in dem Raum einer Taschenuhr ausgeführt wird, eine genaue Sachkenntniß und außerordentliche Sorgfalt der Ausführung. Bei den gewöhnlichen Uhren ist die sogenannte Kompensation oft nur Täuschung und dient zu nichts; ein einfacher gut im Gleichgewicht stehender Schwungring, (Unruhe) genügt hinreichend.

Nach den oben angedeuteten Erfahrungen ist somit: a) die Cylinderuhr für den gewöhnlichen Gebrauch; b) die Ankeruhr aber für die geeignetste aller Taschenuhren zu empfehlen; namentlich wenn solche mit gradliniger (ligne droite) Bauart versehen ist.

Jede Uhr bedarf zur Verminderung der Reibung des Oels. Durch die Einwirkung der Luft, ebenso durch Aufnehmen feinen Staubes verdickt sich dasselbe nach und nach, es wächst damit der Wiederstand gegen die Triebkraft, und verursacht somit, wenn nicht Stillstand, so doch Unregelmäßigkeit des Ganges. Zuerst macht sich dieser ungünstige Einfluß auf den Regulator geltend, deßhalb ist es sehr zu empfehlen, von Zeit zu Zeit die Uhr mit einer astronomischen Uhr (Regulateur) zu vergleichen. Gröbere Staubtheile können in zart gebauten Uhren unmittelbar Hemmung des Ganges veranlassen. Darum hat man beim Ankauf einer Uhr auf ein solides gutschließendes Gehäuse zu sehen. Ueberhaupt sollte eine gute Uhr längstens [illegible] Jahre eine Reinigung von der Hand eines tüchtigen Uhrmachers erfahren, denn nach dieser Zeit hat sich das Oel so verschlechtert, daß in den wenigsten Fällen die Uhr noch einen genauen Gang einzuhalten vermag.

Mannigfaltigkeiten.

[Geplatzte Granaten.] Aus Nachod vom 9. September wird der „Bohemia" geschrieben: „Vorgestern hat sich in dem nahen Dorfe Krimelna durch Unvorsichtigkeit ein großes Unglück zugetragen. Bei einem Schneider hatten sich mehrere Personen, darunter auch ein Nachoder, zum Besuch eingefunden, das Gespräch wurde auf Erinnerungen aus dem Kriege geleitet, Jeder wollte etwas aus dieser traurigen Zeit aufbewahrt haben, und Einer brachte eine Granate herbei, von der er angab, daß sie leer sei. Zum Beweise, daß in derselben nichts enthalten sei, wurde ein Stück glimmenden Zündschwamms in dieselbe gesteckt (?), doch alsogleich platzte die Granate und acht Personen, darunter auch ein zweijährig s Kind, wurden derart verwundet, daß man bei vier Personen, welche sogleich in das Barmherzigenspital nach Neustadt an der Mettau gebracht wurden, für ihr Aufkommen fürchtet, bei zweien von diesen mußte eine Amputation des Unterschenkels vorgenommen werden, und zwar an der Gattin des Schneiders und dessen Gesellen; der Schneider erhielt eine schwere Verletzung im Gesicht und drei andere Personen, darunter das 2jährige Kind, kamen mit leichter Verletzungen davon."

Auflösung des Räthsels in Nr. 219:
Roßhamm.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bassermann'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 228 Mittwoch, 26. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Ach mein Gott und Herr, was soll aus mir werden? rief die Hände ringend das Mädchen und dachte an die beiden Galgen und die Spuck- und Schauergeschichten aus ihren Jugendtagen, die noch jetzt und in diesem Augenblicke namentlich eine bewältigende Macht über sie ausübten. Sie sah im Geiste die Spuckgestalten herab und auf die Insel schreiten; sie sah die dunkle Nacht, die ja ohnehin, wie das Volkssprichwort sagt, keines Menschen Freund ist, mit Riesenschritten nahen, und das Rauschen des Rheines sagte ihr, daß sie mit ihrem Dreibord vergeblich gegen den empörten Strom zu steuern versuchen würde.

Noch dämmerte in ihr die Hoffnung, daß ihre Herrschaft ihr einen größeren Kahn senden würde; aber als sie es einmal gewagt, in den oberen Theil des Häuschens zu steigen, und auch nur einen flüchtigen Blick auf die von einem grellen Blitze beleuchtete, furchtbar hochgehende Fluth geworfen hatte, da sagte ihr die eigene Kenntniß, daß kein Schiffer sich herauswagen würde, zumal da man sie sicher geborgen wußte, aber schwerlich an die Seelenqual gedachte, welche die Arme, erfüllt von den Mährchen ihrer Kindheit, in dieser schauerlichen Lage zu erdulden hatte.

Und wirklich, Niemand dachte früher daran, ihr zu Hülfe zu eilen, weil man sie jeden Augenblick mit ihrem Kahne erwartete, bis es — zu spät war, und in Wahrheit kein Schiffer es wagte, in den Strom zu rudern. Und als man das erfahren, dachte man, sie sei ja in Sicherheit und könne unter dem sicheren Obdache des Häuschens wohl auch im schlimmsten Falle die Nacht zubringen. —

Sie eilte, so schnell sie konnte, wieder hinab in den schauerlich dunkeln Raum des Häuschen und schlug den Rock dicht um den Kopf, um die Blitze nicht zu sehen, deren Zucken sie dennoch sah und jedesmal im jähen Schreck zusammenzuckte.

Endlich — wie spät es war, wußte sie nicht, folgte auf einen Alles grell erhellenden Blitz ein schrecklich prasselnder Donnerschlag, und nun schien das Gewitter seine Entladung gefunden zu haben. Alsbald aber begann der Regen wolkenbruchartig herabzustürzen. —

Jede Seelenerregung gibt, wenn sie ihren Höhepunkt erreicht, einer Erschlaffung Raum. Lenchen saß zitternd in der Ecke. Als aber der Regen die Luft kühlte, der Sturm nachließ und die Blitze nicht mehr zuckten, auch der Donner nur noch in der Ferne dumpfgrollend zu vernehmen war und Nichts mehr vernommen wurde, als das Prasseln des Regens und die wilde Brandung der hochgehenden Wellen, da kam über sie wie eine nicht zu bewältigende Macht ein Schlaf, wie sie selten seine Macht empfunden. Sie sank auf die steinernen Stufen der Treppe, und die Schreckbilder, die ihre Seele geängstet, verschwanden im tiefen Schlafe, der besänftigend sich auf den ermüdeten Leib und die erregte Seele legte.

II.

In der Wirthsstube „zum grünen Walde" zu Caub saßen acht Männer verschiedenen Alters bei einander, indessen draußen die Elemente im wilden Aufruhr sich befanden. Sie redeten leise mit einander, obgleich sie gleich unter sich allein waren.

Ihre Kleidung und das Messer in der rechten kleinen Tasche der linnenen Beinkleider, nicht weniger die gebräunten, wetterharten Gesichter der älteren Männer kennzeichneten sie alle als Schiffer und, was nahezu gleichbedeutend war, als Schmuggler.

Einer, eine riesig große Gestalt mit grausem, noch dunklerem Haare und entschlossenem Gesichte und Wesen, war, das konnte man wahrnehmen, ihr Anführer, und dieser Eine nahm, nachdem eine kurze Pause eingetreten war, das Wort, indeß die Andern im gebührenden Gehorsam schwiegen.

Seht, sagte er, es kommt, wie ich gesagt. Das Gewitter ist über das „blaue Ländchen" (so nennt das Volk die Niedergrafschaft Katzenellnbogen) weggezogen. Dem Sturme ist der Athem ausgegangen, weil er zu heftig gepustet, und der Regen ist auch zu heftig, als daß er lange dauern sollte. „Gestrenge Herrn regieren nicht lange." Wir werden gegen Mitternacht freie Hand haben; denn die Grünröcke sind durchnäßt, und ich wette, sie liegen schon behaglich in ihren Betten. Dafür aber hab ich gesorgt, daß der Lieutenant Ehmann heute Abend Einen mit sich zu Bette nimmt, der stärker ist

als er und ihn das Besuchen der Posten jedenfalls vergessen läßt. Sage, Herrmann, wie standen die Posten?

Vetter, erwiderte der angeredete junge Mann, ich habe Alles nach Kräften besorgt, was Ihr mir aufgegeben. Der Jupp steht an der neuen Mauer.

Verdammt! rief der Alte und stampfte mit dem Fuße. Muß denn der schlaue Spitzbube grade dem Wirth gegenüber seine Stelle haben: Weiter!

Der Engel sollte da stehen, fuhr Herrmann fort, aber der Jupp hat sich's ausgehalten, weil — Er stockte.

Aha, weil das Lenchen im Henmachen auf der Insel war. Gelt?

Glaub's selbst, erwiderte, glühend roth werdend, der junge Mann.

Der Alte lachte. Hinüber ist er nicht gekommen, fuhr er fort, so gerne er es auch gethan. Aber, wenn er es gekonnt hätte, so bin ich überzeugt, das Mädchen hätte ihm das Ruder auf den Kopf geschlagen. Das ist ein verwettert kuraschirtes Mädel! Weiter im Texte!

Am Cauber Fähr steht der Engel, fuhr Herrmann fort.

Eine Schlafhaube! bemerkte der Alte, die ich nicht fürchte.

Der Rubillon steht am Zolle; der Brunn an der „Links-Mauer"; der Frottard an der „Bombach"; am „alten Kloster" der Moutard und auf dem „Rheindiebacher Grün" der Lefebre. So waren sie am Morgen vertheilt.

Gut, versetzte der Alte. Die thun uns alle nichts. Nur der Jupp, der für Dich, Herrmann, eine alte Liebe trägt, ist zu fürchten. Er hat übrigens eine Wälschhühnernatur, as heißt, er liebt den Regen und das Naßwerden nicht, und da hoffe ich, er wird sich salvirt haben und heimzegangen sein wie die Andern auch, um bis zum Morgen erquicklich zu schlafen.

Traut dem Spitzbuben nicht zuviel, Vetter! sagte der junge Mann; habt Ihr nicht selbst gesehen, wie er mit seinem Fernrohre unsern Ankernachen beobachtete? Hat er Lunten gerochen, dann treibt ihn der Regen nicht heim.

Müssen's abwarten! versetzte der Alte. Für's Erste werden unsere Güter in drei Nachen hinter das Wörth geschafft und im Häuschen auf dem Wörthe geborgen. Kommt Zeit, kommt Rath! Ueberlisten soll er uns nicht! — Er schwieg sinnend.

Nach einer Pause hob er wieder an: Herrmann, Du hattest heute das „Auslunken". Wo warst Du?

Ich lag unter dem Mainzer Galgen, antwortete Herrmann.

Sahst Du den Jupp drüben?

Ja; er war über die Landstraße hinaufgestiegen. Ihr wisset, daß der alte Lindau an der Felswand einen Nußbaum hat. Unter dem saß er und beobachtete die Insel. — Daneben ist der überhängende Fels, der ein prächtiges Dach bildet.

Oder er beobachtete das Mädchen auf dem Wörth! fiel der Alte ein.

Wie Ihr wollet, erwiderte Herrmann unter sich blickend.

Ist das Mädchen vor dem Wetter heimgekommen?

Nein, versetzte Herrmann. Das arme Kind hatte über ihre Kräfte gearbeitet. Es war schon spät, als sie ihr Mittagbrod aß. Darauf muß sie eingeschlafen sein, während das Wetter losbrach. Sie ist noch dort, wie ich Grund habe zu vermuthen.

Weiß sie, was wir vorhaben?

Herrmann schüttelte den Kopf mit sichtlicher Trauer.

Das arme Ding, sagte der Alte. Mag Angst genug ausgestanden haben wegen des Wetters und der „Galgenvögel". Was wird sie erschrecken, wenn wir kommen? Es ist aber nicht anders möglich!

(Fortsetzung folgt.)

Das Kinzigthal und seine Umgebung.

(Fortsetzung.)

In der neuesten Zeit hat aber Orb einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen, Dank der Rührigkeit seiner biedern Bewohner, Dank aber auch der Umsicht von Männern, die seither der Gemeindevertretung nahe gestanden, und die im Verein mit der Einwohnschaft bemüht waren, gedeihlichere Zustände zu schaffen. In die gegenwärtige Zeit fällt nun für Orb und dessen Umgebung ein neuer Wendepunkt ein, indem dasselbe, nachdem es 52 Jahre mit der Krone Bayern vereinigt war, abermals gezwungen ist, seinen Besitzer zu wechseln. Möge seine fernere Zukunft eine recht erfreuliche sein.

Wirtheim, Marktflecken an der Leipziger Heerstraße und am Einflusse des Bieberbaches in die Kintzig, kommt mit Kassel und Höchst als bedeutender Ort schon 976 vor, in welchem Jahre diese 3 Ortschaften von Kaiser Otto dem Großen dem Stifte St. Peter in Aschaffenburg geschenkt wurden. Sie bildeten das Gericht Wirtheim mit mancherlei Freiheiten und Gerechtsamen.

In den Ortschaften des Biebergrundes, Kassel (sehr alt, vielleicht aus Befestigungen, castella, der Römer entstanden), Lanzingen, Bieber (dessen Bergwerke früher schon sehr ergiebig waren) u. s. w. hatten Mainz, Hanau und Ysenburg schon in alter Zeit viele Besitzungen und Gerechtsame, welche mancherlei Streitigkeiten veranlaßten.

Hain, ein dem gräfl. Hause Ysenburg-Meerholz gehöriges Dorf bei Gelnhausen, kommt unter dem Namen Hezezes, Hetziges, Hetz schon sehr frühe vor.

Digitized by Google

Altenhaßlau, bedeutendes Pfarrdorf bei Gelnhausen, war schon in ältester Zeit der Hauptort eines vielfach berechtigten Gerichtes, das die Bischöfe zu Würzburg von dem Reiche zu Lehen trugen. Als Afterlehen besaßen es die Herren von Trymperg bis zum Jahre 1376, wo mit dem Erlöschen dieser Linie Würzburg das Lehen einzog, und tauschweise den Herren von Hanau übertrug, bei deren Besitzungen es auch immer verblieb.

Gelnhausen (früher Geilenhusen, Gellenhusen, Gelhausen u. s. w.), eine sehr gewerbthätige Stadt, am Abhange eines Berges gebaut, von welchem aus sich eine herrliche Fernsicht eröffnet. An die Entstehung des Namens und Ortes knüpfen sich viele romantische Sagen, von denen aber historisch nur so viel gewiß ist, daß Gelnhausen als bedeutendes Dorf, vielleicht auch als Wohnsitz eines Gaugrafen, schon lange vor Kaiser Friedrich I. Barbarossa bestand. Dieser, dem man gewöhnlich die erste Anlage, so wie Benennung des Ortes nach seiner Geliebten zuschreibt, hat nur das Verdienst, daß er das Dorf zu einer vielberechtigten Stadt erhob, 1154, und an den lieblichen Ufern der Kinzig sich einen prächtigen Palast erbaute. Da die Stadt als sein und vieler nachfolgender Kaiser Lieblingsaufenthalt mit mancherlei Freiheiten begabt, öfters der Wohnsitz eines glänzendes Hofes, so wie Schauplatz einiger Reichsversammlungen war, und in der Nähe der alten Handelsstadt Frankfurt und an der frühe schon bedeutenden freien Kaiserstraße lag, so hob sich Gewerbfleiß, Wohlstand und Umfang derselben zu einer Größe, wovon der jetzige Zustand, so erfreulich er noch erscheint, doch nur ein Schatten ist. Bemerkenswerth ist auch, daß um jene Zeit die Kinzig von Hanau bis Gelnhausen schiffbar war. Jene Blüthe wurde aber völlig geknickt theils durch Umänderung des Handels- und Waarenzuges, theils und hauptsächlich dadurch, daß im Jahre 1349 der geldbedürftige Kaiser Karl IV. Stadt und Burg an die Grafen von Schwarzburg verpfändete. Von den ersten Pfandherren kam die Pfandschaft durch Kauf und Erbschaft an Pfalz und Hanau, welches letztere dieselbe endlich allein besaß, und mit der übrigen Hanauischen Erbschaft zuletzt an Kurhessen brachte. Bemerkenswerth ist in und bei der alterthümlichen Stadt die ehrwürdige, mittelalterliche Kirche mit ihrem schiefen Thurme, die noch im tiefsten Verfalle großartigen Trümmer der Kaiserburg, die Ueberreste einiger Kirchen, Klöster und Kapellen aus grauer Vorzeit u. s. w.

Meerholz, ein sehr freundlich am Saume einer lachenden Thalebene gelegenes Dorf mit dem Residenzschlosse einer Ysenburgischen Grafenlinie. Das Schloß war früher unter dem Namen Meroldis, Miroldis (Marienholz??) ein in tiefer Vorzeit von den Grafen von Hardeck begründetes, und durch die Edeln von Büdingen und später Grafen von Ysenburg reich begabtes Kloster, dessen Nonnen Prämonstratenser Ordens unter der geistlichen Obhut der Abtei Selbold standen. Dasselbe ist im Jahre 1554 von Graf Anton von Ysenburg aufgehoben, und einige Jahre später zu einem förmlichen Schlosse umgebaut worden.

Hailer nahe bei Meerholz, wird als Heilers schon 1236 genannt. Hier war ehemals ein Gold-, Silber- und Kupferbergwerk.

Mittlau, eigentlich Niedermittlau, ein Pfarrdorf mit der Hauptkirche des alten, aus 5 Dörfern, Hailer, Meerholz, Mittlau, Gondsroth und Neuhaßlau, bestehenden Meerholzer Gerichtes, kommt als bedeutender Ort unter dem Namen Mietla, Mitlaha schon 1236 vor. Von dem Dorfe Gondsroth, früher Gundsrodes, Gundsrode (Kunzenrode), benannte sich ein altes reichbegütertes Adelsgeschlecht, welches zu den Burgmannen von Gelnhausen gehörte. Das Dorf Neuhaßlau (Hasela) gehörte zur Selbolder Mark.

Somborn wird unter dem Namen Sonnenburnen, Sunnenburn u. s. w. schon in frühester Zeit als einer der bedeutendsten Orte des Freigerichtes genannt.

Das Gericht Gründau, welches früher vielberechtigt war, und aus den Dörfern Roth (Rode) Lieblos (Liebelahes, Liebeloß, Lieblos) Rothenbergen (wahrscheinlich unter dem Namen Meidingeseß schon 1173 genannt), und Niedergründau bestand, war als uraltes Reichslehen den mächtigen Herren von Breuberg übertragen, und kam durch Erbschaft an die Dynasten von Eppstein, welche es um 1424 mit Kaisers Genehmigung gegen andere Orte an Ysenburg vertauschten. Pfarrkirche des ganzen Gerichts, so wie der im Gründaugrunde liegenden Ortschaften Mittelgründ und Gettenbach ist: Die Kirche auf dem Berge. Nach diesem in schöner Form aus dem Thale aufsteigenden Hügel, der, von gesegneten Fluren und Weingärten umgränzt, Pfarrhaus, Kirche und ein ehemaliges Schulhaus nebst einer Ziegelhütte trägt, und eine weite, liebliche Fernsicht bietet.

Die Kirche ist von Gisla, einer Gräfin aus dem alten Geschlechte, welches sich Grafen von Gelnhausen nannte, aber einerlei mit den Grafen von Hardeck war, auf ihrem eigenen Grund und Boden um 1140 gestiftet, und dem Augustinerkloster in Selbold mit allen Rechten übergeben worden. Nach dem Erlöschen jenes Geschlechts erbten die Kaiser seine Güter im Kinzigrunde, und zogen auch das Patronatrecht über die Kirche an sich, wovon sie den dritten Theil an die Herren von Büdingen lehensweise übertrugen. Später aber forderte das Kloster Selbold jene eingezogenen Rechte wieder zurück, die ihm auch zugestanden werden mußten. Seit 1218 blieb das Kloster im ungestörten Besitze aller Rechte und bedeutenden Einkünfte der Pfarrei, die es von nun an beliebig mit Weltgeistlichen, oder mit eignen Konventgliedern besetzen durfte. Bei Säkularisirung des Klosters Selbold kam nun auch die Pfarrei Gründau an Ysenburg. An dem Fuße dieses Kirchberges lag

ehemals ein dem Kloster Schuttenbach gehöriger, bedeutender Hof, Einengefäß, welcher wahrscheinlich im 30jährigen Kriege zerstört worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Nach den Stürmen der jüngsten Zeit fangen die Gemüther an, sich nach und nach zu beruhigen und es ist nothwendig, daß wir einen klaren Ueberblick über die Ereignisse der jüngsten Zeit gewinnen, welche die Bevölkerungen Europas zum größten Theile so gewaltig aufgeregt haben. Das Chaos von Nachrichten, welches die Tagespresse brachte, muß geläutert, gereinigt und gesichtet werden und dieser Arbeit hat sich der Schriftsteller Ludwig Hauff unterzogen, indem er eine Geschichte der Kriege von 1866, ihre Ursachen und ihre Folgen, liefert. Das erste Heft dieser bei E. H. Gummi in München erscheinenden Schrift liegt vor uns, und die darin enthaltene Einleitung gibt die Geschichte der letzten Jahre und Monate, die Veranlassung zu diesem unheilvollen Bruderkriege, so wie den Beginn desselben selbst, in klarer, leichtfaßlicher und unpartheiischer Weise. Es läßt sich erwarten, daß der Verfasser ein höchst interessantes, für die Zukunft lehrreiches Buch liefern wird, und daß diesem sicher die Abonnenten nicht fehlen werden. Das Ganze wird in 6 Lieferungen à 12 kr. erscheinen und am Schlusse wird als Beigabe eine neue große Karte von Deutschland, wie es sich nach dem zu schließenden Frieden gestalten wird, gut kolorirt, um den Herstellungskostenpreis von 18 kr. jedem Abonnenten geliefert werden. Sind auch die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Zeit an den Augen Aller vorübergegangen, so wird doch Jeder nach diesem Buche greifen, dem daran gelegen ist, diese wichtigen Ereignisse, welche die Umgestaltung Zentraleuropas in sich schließen, in einer klaren Darstellung vor sich zu haben und so seinem Gedächtnisse, welches besonders in stürmischen Zeiten sehr oft der Täuschung unterliegt, aufzuhelfen.

Mannigfaltigkeiten.

In Bremerhaven fanden am 9. September die angekündigten Versuche mit den in Spandau verfertigten Rettungsraketen, im Beisein des Prinzen Adalbert, mehrerer preußischer Marine-Offiziere, des Vorstandes des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger und einer Anzahl ferner dazu Eingeladener statt. Der Erfolg war ein durchaus befriedigender. Die Rakete flog mit einer daran befestigten Leine glücklich über das circa 300 Schritt vom Ufer entfernt liegende Kanonenboot „Wolf" hinüber und brachte somit die Leine an Bord. Mit Hülfe der letzteren wurde nun die Verbindung des Schiffes mit dem Lande durch Ausspannung eines stärkeren Seiles, an welchem der Rettungskorb hing, hergestellt. Der Korb wurde an Bord befördert, dort stieg ein Matrose ein und dieser wurde von dem Maste aus in dem Korbe herüber ans Land gezogen. Die Rakete ruht beim Abschießen auf einem Gestell, sie ist 30 Pfund schwer und hat eine Länge von $2^1/_2$ Fuß bei 2 Zoll Durchmesser. Die Leine ist an der Spitze der Rakete an einer eisernen Kugel angekettet. Das Abschießen der Rakete erfolgt mittels eines am hinteren Ende angebrachten Lade-Apparats, und zwar durch die Zündnadel.

Auf einem prachtvollen Felsenvorsprung des Bregenzer Waldes, steil über Bregenz, liegt die weithin berühmte Kapelle des heiligen „Gebhardt". Die Wände des Wirthszimmers der in der Nähe befindlichen Wirthschaftsgebäude und die Gallerie des Schau-Altars sind mit Namen und Inschriften bedeckt. Vor einigen Tagen nun kam der Dichter Friedrich Stoltze, der flüchtige Redakteur der „Frankfurter Latern" mit seiner Gemahlin und einigen Herren aus der Schweiz herüber auf die St. Gebhardt's-Kapelle. Entzückt von der wunderschönen Gegend ließ er sich eine Bleifeder geben und schrieb folgende humoristische Verse an die Wand:

O heiliger „Gebhardt", wie wohnst Du so schön,
Hoch über den Gipfeln, hoch über den Höh'n!
Und schaust auf die Alpen, den See und den Rhein,
Ich möchte wohl auch so ein Heiliger sein.
Der heilige „Nimmhardt", der Herr aus Berlin,
Der trieb zum „St. Gebhardt" aus Frankfurt mich hin;
O heiliger „Gebhardt", mein Heil und mein Glück,
O bitt' für mein Frankfurt die Freiheit zurück!

Auflösung des Logogryphs in Nr. 220:

Durch der Liebe heißen Drang —
Starb „Semele";
Und der Cerberus verschlang
Ihre „Seele".
War sie doch (so steht's geschrieben)
Eine von den bösen Sieben.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 229 Donnerstag, 27. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Während dieses Gespräches war die Stunde herangenaht, in der die Schmuggler von dem Kaufmanne bestellt waren, um die Waaren in tragbare Bündel zu theilen. In dem Magazine desselben war Alles bereit, sowohl die Waaren als die Säcke zur Theilung, und Frauen und Mädchen saßen da, um an die festgeschnürten Bündel die Tragriemen festzunähen, daß der Schmuggler seine Bürde leichter tragen und — im Nothfalle — leichter den verfolgenden Gränz- und Zollwächtern entgehen könne, ja selbst, wenn es zum Kampfe käme, Mann gegen Mann sich zu vertheidigen vermöchte.

Sie, nämlich die Schmuggler, verrichteten diese Geschäfte mit der Sicherheit und Gewandtheit, welche die tägliche Erfahrung ihnen verlieh, und die Frauen und Mädchen waren bedacht, die Tragriemen recht fest anzunähen; denn auf das Schöne kam es dabei nicht an, wohl aber darauf, daß der Tragriemen nicht reiße und dadurch das Gleichgewicht zerstört und das Tragen unmöglich werde.

Obgleich die Verschiedenartigkeit der Thätigkeit der zahlreichen Menschen in dem Magazine einem Ameisenhaufen glich, so hatte sie mit diesem noch eine andere Aehnlichkeit, nämlich die der Geräuschlosigkeit.

Auf verschiedenen Wegen waren die Schmuggler in das Städtlein Caub und in das Wirthhaus zum grünen Walde gekommen, das am südlichen Ende des Städtleins lag und noch heute liegt, obgleich neue Häuser nun über der ehemaligen Gränze oder dem Weichbilde des Ortes sich hinausdehnen. Ebenso waren sie als Einzelne in das Haus des Kaufmanns eingetreten und mußten nun im Magazine, das hinten an der Felswand lag, an die sich die Häuser meist anlehnen, sich still halten; aber nicht etwa darum, weil man von jenseits des Rheines Etwas hätte wahrnehmen können, denn das war unmöglich; sondern weil in Caub ein Mensch lebte, den man, da er französischer Abkunft und ein „geriebener Mensch" war, für einen Verräther hielt, der im Solde der Franzosen stehe, namentlich der Douane.

Waren auch klare Beweise dafür nicht vorhanden, ja hatte er sogar selbst in den Reihen der Schmuggler gedient, so waren doch Fälle vorgekommen, in denen die Douaniers offenbar Kenntniß von dem gehabt haben mußten, was die Schmuggler unternahmen, eine Kenntniß, die ihnen eben nur von einem Wohlunterrichteten und Eingeweihten hatte gegeben werden können. Dessen war nur dieser Eine fähig, darinnen waren Alle einig. Darum mußte seinem Auge und seiner Kenntniß entzogen werden, was mit sicherem Erfolge unternommen werden sollte. Darum wurde er sorgfältig beobachtet, ja selbst zu Zeiten eines Hauptunternehmens durch irgend einen Auftrag, der von einer Seite kam, auf der er Nichts argwöhnen konnte, aus dem Städtchen entfernt. Das war auch heute geschehen, aber man war noch nicht klar, ob er nicht noch Helfershelfer habe, und darum mußte jede mögliche Vorsicht beobachtet werden.

So war heute die ungewöhnlich frühe Dunkelheit gekommen. Der Sturm hatte aufgehört, das Gewitter sich verzogen, und auch der Sturzregen war vorüber; nur dicke Wolken bedeckten den Himmel. Kein Sternlein flimmerte durch die reine, wohlthätig abgekühlte Luft, die Dunkelheit zu lichten, die ohnehin, da es im Neumonde war, dem Auge undurchdringlich erschien.

Drüben in Caub war Alles vorbereitet. Unbemerkt, da Niemand am Ufer weilte, wurden drei Kähne betaden. Leute aus Caub, die vertrauenswürdig und erprobt waren, nahmen die Leinen auf, und die Kähne setzten sich langsam in Bewegung.

In dem Häuschen, das gegen Caub über, am Landungsplatze der Kähne, den Gränzwächtern zum Obdach diente, lag Engel, den der alte Schiffer eine „Schlafeule" genannt, diesem Namen Ehre machend, auf der Pritsche und schlief hart und fest. Die übrigen Posten waren frei; denn die Gränzwächter waren pudelnaß Einer nach dem Andern heimgeschlichen, in der unzweifelhaften Voraussetzung, daß ihr Lieutenant sich wieder Einen angesäuselt und ruhig in seinem Bette läge, wie denn dem auch wirklich war. Nur Jupp lag beobachtend an seiner Stelle; denn ein vorstehender Schieferfels, an den die Schmuggler nicht gedacht, hatte ihm volle Sicherheit vor dem Regen verliehen.

Was ihn hier festhielt, war ein Doppeltes. —

Er wußte das Mädchen allein in diesem Wetter auf der Insel und kannte die Furcht des weiblichen Gemüths bei dem Gewitter, ja mehr noch, er kannte die Spuckgeschichten von den beiden Galgen und zweifelte

Digitized by Google

nicht, daß auch Lenchen durch sie beängstet würde. Jeder Augenblick steigerte seine Theilnahme. Hinüber zu eilen, sie aus ihrer Qual zu befreien, das war der herrschende Gedanke; aber ihr Kahn lag drüben, und er hatte keinen. Der den Gränzwächtern gehörende sogenannte Zollnachen lag drohen am Kloster vor der Stadt, und im Zollhause an dem Markthore hing neben der Thür der Schlüssel. Da war Nichts zu machen. Hinüberschwimmen — das ging gar nicht; denn kam der Lieutenant, dann verlor er seinen Dienst und sein Brod. So stand er eine Seelenangst um das geliebte Mädchen aus, die, je länger sie währte, je unerträglicher wurde.

Dabei lag der scheinbar leer den Rhein hinabschwimmende Aukernachen wie ein Berg auf seiner Seele. Er zweifelte kaum an einer Schmuggelunternehmung in dieser Nacht. Warum hätte sonst der Mensch so lange beobachtend unter dem Galgen drüben gelegen? Er hatte ihn mit Hülfe seines Fernrohrs durch die Hecken anschleichen und unter den Galgen schlüpfen und dort stundenlang, ohne sich zu bewegen gesehen. Daß er den Wachtposten an der „neuen Mauer", also ihn, Jupp, dort beobachtet habe, lag außer allem Zweifel. So war in seiner Seele der Gedanke zur ziemlich sicheren Vermuthung geworden, daß die Schmuggler über die Insel eine Einschwärzung verbotener Waaren beabsichtigten. Nur hatte er die Gewißheit noch nicht. Darum blieb er, sich diese nach Kräften und Möglichkeit zu verschaffen.

Die Schmuggler machten ihm die Zeit lang, und er wollte schon seinen Posten verlassen, als sein von dem gefaßten Verdachte geschärftes Ohr durch das Brausen der Gewässer des Rheines Laute vernahm, die seinen Verdacht zur Gewißheit erhoben. Er horchte mit großer Anstrengung. — Es war ihm, als höre er auf der Insel einige Männerstimmen; dann den dumpfen Schrei einer Frauenstimme. — Darauf wurde es still; aber es war ihm, als sähe er durch die Fensterlucken des oberen Geschosses des Häuschens einige Male Licht aufblitzen und schnell wie der verschwinden. So viel aber stand bei ihm fest, auf der Insel war eine völlig ungewöhnliche Bewegung.

Jetzt duldete es ihn nicht mehr unter seinem überhängenden Felsen in der Hälfte des Berges. So geräuschlos, als er es vermochte, verließ er seinen Standpunkt und folgte dem Pfädlein herab auf die Landstraße, wo er dem Rheine und der Insel gegenüber um Vieles näher war. Hier verbarg er sich, so gut es ging, um das abzuwarten, was in seiner weiteren Entwickelung nicht auf sich konnte länger warten lassen, wenn noch im Laufe dieser Nacht ein Schmugglerunternehmen ins Werk gesetzt werden sollte.

Seine Seele war in größter Aufregung. Stand ja doch auf der einen Seite das Erringen ansehnlichen Fanggeldes in Aussicht, wenn es gelang, die Schmuggler oder doch ihre Waaren abzufassen, die, das setzte er sich zusammen, im Häuschen aufgestapelt sein mußten; auf der anderen Seite aber stand eine Rache an Herrmann in Aussicht, die er als höchstes Ziel seiner Wünsche schon lange anstrebte.

Einen Plan hatte er auch entworfen. Nur noch eine kleine Frist wollte er hier beobachten, dann wollte er durch das „Zehntenthor" in die Stadt eilen, seinen Freund Roubillon abrufen, und, ohne daß es Einer der übrigen Gränzwächter merkte, mit dem sogenannten Zollnachen nach der Insel fahren, um den sicherlich reichen Fang zu machen und die Schmuggler an Ort und Stelle zu erwischen.

Dieß Unternehmen war ein sehr gewagtes, da der Schmuggler gewißlich eine größere Zahl war, aber Jupp rechnete dabei eines Theils auf die Macht der Ueberraschung, auf die Unsicherheit der Schmuggler, wie groß die Anzahl der Gränzwächter sei, und schlimmsten Falles auf seine Feuerwaffen, von denen sie im Kampfe mit den Schmugglern Gebrauch zu machen berechtigt waren. So harrte er denn noch einstweilen geduldig, und seine Geduld sollte nicht ohne Belohnung bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wittwe Cliquot.

Nicht weit von der Stadt Epernay in der Champagne, an der Straße nach Paris, steht ein Schloß, auf dessen Thorweg die Inschrift prangt: „Mater filiae". Die „Mutter", deren zu Anfang August erfolgten Tod die französischen Blätter meldeten, war eine Dame von Weltruf; ihr Name drang hin, wo diejenigen der berühmtesten Frauen, welche je gelebt haben, unbekannt sind; sie war unermeßlich reich, wohnte aber nach wie vor gewöhnlich in dem kleinen Hause zu Rheims, in welchem sie vor mehr als sechs Dezennien ihr Geschäft begonnen hatte. Wer mag die alte Frau von 89 Jahren gewesen sein?

Die Wittwe Cliquot, deren Champagner der allgemeinen Meinung nach, und gewiß also auch der Ansicht unserer feinschmeckenden Leser zufolge, der beste in der Welt sein soll. Er ist nicht überall zu haben; die Wittwe hatte ihre bestimmten Kunden und verabfolgte mit strenger Konsequenz an Niemand sonst eine Flasche. Doch machte sie Ausnahmen, wie folgende Anekdote beweist; Gewährsmann der letzteren ist Dr. Wilhelm Hamm, der sie in seinem „Weinbuch" (das wir bei dieser Gelegenheit unsern Lesern aufs Angelegentlichste zur Lektüre empfehlen) als verbürgt aufführt.

In Leipzig kam an der „Magnatentafel" der Weinstube von Friedrich Dähne das Gespräch auf jene Eigenheit der berühmten Wittwe; ein Anwesender, K. Sch. (Träger eines literarischen Namens), ging die Wette ein, daß es ihm gelingen werde, die stolze Frau

von ihrem Prinzip abzubringen. Zu dem Ende sandte er ihr eine Schachtel voll der exquisitesten Leipziger Lerchen, und bat zugleich um einen Korb Champagner gegen baar. Die Wittwe schrieb sehr höflich zurück, bedankte sich, bedauerte jedoch, den erhaltenen Auftrag nicht ausführen zu können, da ihre Geschäftsgrundsätze dieß nicht erlaubten; dagegen mache sie sich ein Vergnügen daraus, dem artigen Besteller sechs Flaschen Sect aus ihrem eigenen Hauskeller als Gegengabe zu übersenden.

Gewiß können Andere eben so gute Weine haben, und haben sie auch, wie die „Wittwe" (la Veuve hieß die ehrwürdige Dame vorzugsweise, und jeder Zecher kennt sie unter diesem Namen), denn es stehen ihnen dieselben Vortheile im Einkaufen der Trauben oder Weine bei den Produzenten zu Gebote, während die Darstellung ihres Liqueurs kein Geheimniß ist, und sie die Gährung ebenfalls nicht aus ihrem natürlichen Verlauf zu lenken vermochte. Das Haus Veuve Cliquot war und ist aber durchaus nicht bestrebt, seinen Wein in einem Jahr besser als im andern zu machen, sondern ihn im Gegentheil Jahr für Jahr völlig gleichmäßig und so genau wie möglich in seiner altbekannten Eigenthümlichkeit herzustellen. Wären alle Wein-Jahrgänge gleich, so wäre dieß verhältnißmäßig leicht, öfter aber fallen sie so schlecht aus, daß in Keller von Ruf nicht eine einzige Traube kommen darf; und da nicht selten zwei, drei oder mehr solcher Jahrgänge aufeinanderfolgen, so ist dieses Haus, wie jedes andere, gezwungen, immer auf einen bestimmten Vorrath zu halten, so gut es eben geht. Dieß vermag nur durch den Ankauf der besten Weine des ganzen Bezirks zu geschehen, und in der Vorbereitung derselben für den eigenen „Brand" oder die eigene „Marke". Nach der Berechnung des genannten Dr. Hamm macht das Haus Veuve Cliquot und einige andere nach einer guten Weinlese verschiedene „Couvées" (d. h. Weinmischungen) von 50,000 und 100,000 Dutzend. Nach dem köstlichen Weinjahre 1861 waren die Keller der Wittwe mehr gefüllt als je zuvor und erinnerten mit ihren grandiosen Fässermassen an die Docks der Londoner Docks. Was zur Leitung eines derartigen Geschäfts an Kapital, Kenntniß, Umsicht, Uebung und Berechnung gehört, ist kaum zu ermessen. Es ist ein Zoll der Gerechtigkeit, zu bestätigen, daß das Haus Veuve Cliquot, obgleich es weder das Monopol der besten Trauben, noch größerer Kenntniß der Gährung und Weinbereitung besitzt, nur Champagner von erster Qualität und von keiner andern liefert. Oder soll man fürchten, sagen zu müssen: „lieferte", da nun die „Wittwe" nicht mehr hienieden weilt? Bis an ihr Lebensende ließ es die rüstige Greisin nicht zu, daß ein „Couvée" gemacht wurde ohne ihre Beurtheilung, und kein einigermaßen wichtiges Geschäft ward vollführt, das nicht durch ihre Hand ging. Jedoch hoffentlich hat die Würdige, als sie das Zeitliche segnete, dieß mit dem Troste thun dürfen, zu wissen, daß ihre Firma in die Hände gelangen werde, welche den Ruhm und Glanz derselben nicht erbleichen lassen. (Eur.)

Das Jubiläum des Henkers zu Bristol.

Die gewerbreiche Stadt Bristol war in den ersten Tagen des Monats Juni ds. Js. Zeuge einer eben so seltsamen als glänzenden Feier, an der sich alle Schichten der dortigen Bevölkerung jedes Alters und Geschlechts in gleicher Weise betheiligten. Der Scharfrichter James Fitz, ein ehrenwerther korpulenter Herr, zugleich ein Mann von großem Ansehen, der Schrecken aller Gauner, die er nach dem Spruche der weltlichen Gerechtigkeit nunmehr seit 25 Jahren mit anerkennenswerther Geschicklichkeit in's bessere Jenseits befördert hatte, feierte sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum. Der hehre Tag wurde in würdiger Weise dadurch eingeleitet, daß der ehrenwerthe Herr James Fitz bei Sonnenaufgang die Mörderin Klara Gagot, die ihren Gatten und ihre Tochter vergiftet hatte, vom Leben in den Tod mit dem Stricke beförderte. Eine zahllose Menschenmenge wohnte diesem schauerlichen Drama bei, bei welchem Herr Fitz, wir wissen nicht zum wievielten Male, als Meister in seiner Kunst sich bewährte. Ein donnerndes Cheer der gaffenden, müßigen Menge lohnte seine Bravour, als er nach gethaner Arbeit, im Vollgefühle erfüllter Pflicht, sich vom Richtplatze unter der üblichen Eskorte im scharlachrothen Amtskleide entfernte. Alles, was Bristol an Berühmtheiten von Geist und Kapital nachwies, hatte sich am Abende des solennen Tages in Fitz-Hall, dem reisenden Landhause des greisen Helden vom Stricke, ein Stelldichein gegeben, um diesen zu beglückwünschen, zu betoasten; es wurden lange warme Speechs gehalten, aus allen Theilen des meerumschlungenen Reiches trafen auf telegraphischem Wege Grüße und Anerkennungs-Adressen ein. Kurz, Herr Fitz hatte an seinem Ehrentage sich so vieler Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen, daß er bei einbrechender Nacht mit diesem schönsten Tage seines geplagten Daseins zufrieden sein konnte. Doch der Mensch soll den Tag nicht eher loben, als bis er vorüber ist. Es war eine trübe, regnerische Nacht. Herr Fitz, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, von den ihm gewordenen Ehren gleichsam erdrückt, wollte sich zur Ruhe begeben, als er, in seinem Schlafzimmer angelangt, durch ein unheimliches Geräusch unliebsam erschreckt wurde. Durch das halbgeöffnete Fenster, dessen Aussicht in einen baumreichen Garten geht, stiegen mittelst einer angelegten Leiter einige handfeste stämmige Kerle mit wilden verzerrten Mienen ein, in denen der geübte Blick des Herrn Fitz nur allzu leicht jenes Gelichter erkannte, an welchem Bristol so reich ist. Die Gäste des Hrn. Fitz, sechs an der Zahl,

hatten ihren Sprecher, der in ächt englischer parlamentarischer Weise an den ehrenwerthen Fitz ungefähr folgende Rede hielt: „Sie seien zur Begrüßung des erfahrenen und erprobten Scharfrichters bei Nacht gekommen, weil die kostbaren Stunden des Tages von andern Gästen in Anspruch genommen worden seien, weil sie ferner zu keiner gesetzlich anerkannten Korporation zählen, weil ferner ihre Widersacher sie beharrlich in den Gefühlen aufrichtiger Sympathien und in ihren Loyalitäts-Ausdrücken behindern. Herr Fitz habe sich um die Menschheit hoch verdient gemacht durch sein Wirken; die Ehre des Standes, dem sie (die Gauner) angehörten, gebiete diese Anerkennung; denn wenn er auch so manchem ihrer guten Freunde den Weg in's Jenseits angebahnt, so sei Dieß stets von ihm „liebevoll in ächt humaner Weise" geschehen." Als Zeichen ihrer Anerkennung überreichte die Deputation dem Scharfrichter einen aus getriebenem Silber kunstvoll gefertigten Galgen. Herr Fitz, Anfangs verdutzt über den unerwarteten Besuch durchs Fenster, beantwortete die Ansprache in würdevoller Weise, dankte für den ihm gewordenen Ausdruck der Achtung und Anerkennung und bedauerte, wegen der vorgerückten Nachtstunde seine Gäste nicht entsprechend bewirthen zu können, doch reichte er jedem einzeln die Hand, und nachdem neuerdings Komplimente gewechselt waren, entfernten sich die Gäste auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, trotz aller Einsprache des Hrn. Fitz, welcher ihnen den Weg durch die Thür gezeigt hatte. Kaum war Dieß geschehen, als die Haushälterin des Herrn Fitz, Sarah Klimport, athemlos ins Schlafgemach ihres Herrn stürzte und zitternd vor Angst und Entsetzen folgenden Rapport herstammelte: Es seien ungefähr zehn Männer in den Speisesaal zu ebener Erde gedrungen, hätten den Dienstleuten Stillschweigen geboten, die sich Widersetzenden geknebelt und sodann alles Silbergeschirr, das den Gästen bei der Tafel gedient hatte und zum größten Theile entlehnt war, Becher, Platten, Krystalle, die kostbaren Ehrengeschenke, zusammengerafft, sogar die Amtsreliquien des Henkers. Das Haus sei förmlich ausgeplündert worden; der Schaden belaufe sich auf mehrere Tausend Pfund, und es sei nicht abzusehen, wie Herr Fitz die Darleiher des Silbers entschädigen könne. Herr Fitz blickte verzweiflungsvoll auf den silbernen Galgen, das Ehrengeschenk seiner Freunde, stieß sodann ein Wuthgeschrei aus und stürzte hinaus, um sich zu überzeugen, in wie weit Frau Klimport die Wahrheit gesprochen. Frau Klimport, zeitlebens eine Freundin der Wahrheit, hatte auch dießmal nicht zu viel gesagt, der Schweiß einer fünfundzwanzigjährigen mühsamen Arbeit und noch mehr als Dieß, war auf schlau berechnete Weise in die Hände der Gauner gefallen, und nichts war ihm geblieben, als das Symbol seines Amtes: der silberne Ehrengalgen. Zwar wurden die Strolche nachträglich eingefangen, aber die ganze Habe des Henkers, die entliehenen Werthsachen und die Ehrengeschenke waren unwiederbringlich verloren.

Mannigfaltigkeiten.

Genfer Blätter berichten: Letzthin stieg ein junger Münchner durch die sogenannte Grande Gorge auf den Saleve und wollte dann für den Rückweg einen noch kürzeren Weg einschlagen. Auf halsbrechendem Wege kletterte er herunter und war bereits drei mal gefallen, ohne sich entmuthigen zu lassen. Das vierte Mal jedoch, als er abermals einen Sprung versuchte, fiel er 125 Fuß tief in die Ourtitschlucht, wo er von einem Felsstück im weitern Fallen aufgehalten wurde. Hier mußte er die Nacht zubringen, da auf seinen Hülferuf erst 7 Uhr Morgens Leute herbeikamen, welche ihn an langen Seilen wieder hinauf brachten. Merkwürdiger Weise war der junge Mann davon gekommen, ohne ein Glied zu brechen oder eine gefährliche Verletzung davon zu tragen, wenn er auch vielerorts kontusionirt und geschäft war.

Ein Prager Korrespondent erzählt folgende Anekdote: Als der König von Preußen in den ersten Tagen Augusts auf seiner Rückreise nach Berlin (um dort die Kammern zu eröffnen) Prag passirte, machte der Kardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg demselben seine Aufwartung. Als der Kirchenfürst vor dem Könige erschien, sagte dieser: „Eminenz! Gottes Gnade hat die Scharte, welche Ihr seliger Bruder Felix meinem seligen Bruder in so schnöder Weise in Olmütz versetzt hat, sechszehn Jahre später, vor Olmütz ausgewetzt, und das mir von der österreichischen Presse zugedachte und verheißene Jena ist auch glücklich abgewendet worden. Loben wir den Herrn — und seien Sie mir herzlich willkommen!"

Auflösung der Charade in Nr. 222:

Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n,
Und die Herbstzeitlosen blüh'n,
Such' das Winterröckchen!
Fällt des Winters Leichentuch
Ab von Wald und Flur, dann such'
Veilchen und „Schneeglöckchen".

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 230 Freitag, 28. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

III.

Die drei schwerbefrachteten Kähne der Schmuggler waren endlich bei dem Niederthate angekommen, von wo, nachdem die an der Leine gehenden Schiffer in die Kähne eingestiegen waren und nun die Riemen in die Fluth senkten, sie schnell das östliche Ufer der Insel erreichten und unter den überhängenden, schützenden Weiden an- und beilegten.

Herrmann, der in dem Ankernachen war, sprang zuerst an das Ufer der Insel und befestigte die Kette des Kahns an der Landestelle um den Stamm einer Erle.

Vetter, sagte er zu dem alten Schiffer, lasset uns zusammen nach dem Häuschen gehen, wo das arme Lenchen in ihrer Todesangst sitzt, wenn's nicht eingeschlafen ist. Es wird weniger erschrecken, wenn es mit meiner Stimme zugleich die eurige hört.

Hast Recht, erwiderte der Alte. Es wird sich ohnehin hinter der Bohlenthür mit dem Schließhaken verschanzt haben. Er wandte sich zu den Schiffern, gab ihnen den gemessenen Befehl, auch keinen einzigen Ballen bis zu seiner Rückkehr auszuladen, und schritt so leise als möglich mit Herrmann dem Häuschen zu, das im tiefen Dunkel dennoch erkennbar, todtesstille vor ihnen lag. Was sie sich zu sagen hatten, konnten sie, des Wellengebrauses halber nicht flüstern.

Wie es der Alte vermuthet, so fanden sie es. Die Thür des Häuschens war fest verschlossen.

Herrmann horchte an einem Loche, das sich unten am Boden befand. —

Sie schläft! flüsterte er halblaut dem Alten zu.

Dann klopfe leise! befahl der Alte, und legte sein Ohr an die Thür.

Herrmann klopfte ziemlich leise an die Thür, und ein greller Angstschrei des erwachenden Mädchens war die nächste Folge dieses Klopfens.

Lenchen, erschreck doch nicht! flüsterte hörbar der junge Mann hinein, der Vetter Konrad aus der Krähengasse und ich sind da. Du kennst uns ja doch!

Der Alte trat jetzt näher an die Thür, und seine Lenchen wohlbekannte Baßstimme bestätigte vollständig Herrmanns Angabe, und die gewonnene Ueberzeugung beruhigte das Mädchen völlig.

Mach' uns auf, Lenchen, sagte der Alte. Es eilt!

Das Mädchen, froh der befreundeten Menschennähe, schob den Balken und den Riegel nicht ohne Mühe und Anstrengung zurück, und in der geöffneten Thür erschienen die zwei Männergestalten.

Herrmann zog ein Blendlaternchen heraus, sobald sie in das Innere getreten waren, und zündete es vorsichtig an, was denn vollends jede Furcht in Lenchens Seele scheuchte.

Kommt Ihr, mich aus der Noth zu befreien? fragte das Mädchen, nicht ohne das freudige Bewußtsein, daß ihr Herrmann dabei war — oder hat's noch eine andere Bewandtniß? —

Ja und Nein, sagte der Alte, und legte ihr, der er vollauf vertrauen durfte, Alles auseinander. Das Mädchen hörte anfänglich nicht ohne Besorgniß die Worte des Vetters; aber sie kannte seine Besonnenheit und Vorsicht und beruhigte sich, sagte aber dann: Ach Vetter, könntet Ihr mich nicht ans Land setzen, ehe die Geschichte hier vorgeht? Ich — ich — nehmts nicht übel! — ich — fürchte mich vor der Schmuggelei und wollte, Ihr Beide hättet Nichts damit zu thun. Am Ende führts doch noch einmal zu „bösen Häusern."

Laß das, Kind, sagte lächelnd der Vetter; das sind Männersachen, und wir machens mit den Grünröcken aus. Ich denke, Du machst Dich fertig, und bist damit nicht unzufrieden, wenn Dich Herrmann übersetzt. Ueber den Fährlohn magst Du Dich mit ihm einigen! — Er lachte, und Lenchen trat in den tiefen Schatten, den das Blendlaternchen gab, um — nicht gesehen zu werden.

Ei, sagte sie darauf, ich brauche den Herrmann nicht. — Kann, wie Ihr wisset, meinen Kahn schon selber lenken.

Das ist schon richtig, Lenchen; aber Du übersiehst, daß dann Dein Dreibord drüben ist und unsern Feinden zu Diensten steht. Wir aber können, so klein das Ding auch ist, es doch brauchen. Adieu! Gute Nacht!

Er wandte sich und ging aus dem Häuschen hinaus. Während Lenchen und Herrmann sich links zum Ufer wandten, nahm der Vetter der beiden jungen Leute die

Digitized by Google

entgegengesetzte Richtung; denn am östlichen Inselufer lagen die Kähne und harrten die Genossen des Befehles zum Ausladen. Er erreichte sie schnell, und die Arbeit begann mit allem Eifer.

Herrmann folgte Lenchen mäuschenstill zum Ufer, wo ja sie nur die Stelle kannte, da ihr Kahn lag. Der Versuch, ihre Hand zu erhaschen, blieb erfolglos; denn das schlaue Mädchen entzog sie ihm eben so gewandt und rasch, als er sie erhascht zu haben meinte. Wiederholte Versuche hatten denselben Erfolg. —

Am Ufer angelangt, setzte sie sich ans Steuer, während sie ihm den Riemen zuwies, ohne daß nur eine Sylbe gewechselt worden wäre.

Leise, ja fast unhörbar, glitt der Kahn durch den schmalen Wasserstreifen und legte bald am Ufer an, wo keine Weide, keinen Strauch sie deckte, und der Kahn schutzlos erschien.

Als Lenchen ans Ufer sprang, breitete Herrmann seine Arme aus und sagte: Meinen Fährlohn! Der Vetter hat's gesagt!

Ich habe gesteuert, erwiderte Lenchen, das Lachen unterdrückend. Da ist vom Fährlohn keine Rede!

Nun dann nur einen halben Kuß! bat Herrmann.

Es ist zu dunkel, um richtig zu theilen! war Lenchens Antwort.

Nein, das ist abscheulich! versetzte ärgerlich Herrmann.

Nein, sagte sie, das ist nur ehrlich und rechtlich. Gute Nacht!

Mit diesen Worten sprang sie kichernd an seiner Seite vorüber und war, den Pfad nach dem „Ketzer" verfolgend, so schnell ihm in das nächtliche Dunkel entschwunden, daß er brummend in seinen Kahn stieg und mit drei Steuerruderschlägen das Ufer der Insel erreicht hatte.

Diese Ruderschläge waren Zeugnisse seines inneren Zornes über das Mädchen; aber klug waren sie nicht.

Droben auf der Landstraße, kaum mehr denn zehn bis zwölf Schritte von ihnen kauerte Jupp hinter einem Steinhaufen und war sehr erregter Ohrenzeuge des ganzen Vorgangs. Zitternd hörte er die nicht allzuleise gewechselten Worte des Jünglings und des Mädchens. Eigentlich hätte er sich der spröden Weise freuen können, wenn nicht der Ton und das Kichern Lenchens jede Freude zerstört hätte. Aber nun trat ein Anderes ein. Herrmann ruderte zur Insel zurück. Dort ging Etwas vor! — Das war gewiß! —

Blitzschnell war nun auch Jupp auf dem Wege zur Stadt.

Die Schmuggler luden ihre Kähne aus und füllten des Häuschens oberen Theil damit, während der untere fast halb angefüllt wurde. Dann fuhren die Kähne um die Insel herum zu jener Landestelle, an der auch Lenchens Kahn lag.

Dieß forderte, bei aller Anstrengung eine geraume Zeit. Zur Sicherung stand Herrmann im oberen Theile des Häuschens an dem Fenster, welches gegen Süden ging, Wache, und wie auch seine Gedanken bei Lenchen sein mochten, seine Aufmerksamkeit und Wachsamkeit wurde dadurch nicht beeinträchtigt.

Das Gewölbe, welches in dichten Massen den Himmel überzogen hatte, war gegen Mitternacht dünner und theilweise lückenhaft geworden. Einzelne Sterne verbreiteten einen matten Schimmer und zwar so, daß man mit einem scharfen Auge im Stande war, das, was auf dem Rheine vorging, wahrzunehmen, da das Wasser zurückleuchtete. —

(Fortsetzung folgt.)

Zum bayerischen Feldzuge.

(Aus der „Allg. Ztg." — vergleiche Nr. 221 der „Erheiterungen".)

München, 8. Sept. 1866.

Ein Aufsatz in der „Allg. Zeitung", d. d. Ende August aus Fulda, zeichnet sich durch eine gründliche Beleuchtung der Verhältnisse in Fulda vom 2. Juli und den folgenden Tagen so aus, daß die darin niedergelegten Ansichten einer Würdigung werth sind und eine Berichtigung herausfordern. Das bayerische Kavalleriekorps marschirte am 30. Juni aus seinem Bivouak von Schweinfurt ab, stand am 2. Juli in Bischofsheim an der Rhön und traf am 3. Juli, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, mit drei Kürassierregimentern und einer reitenden 12-Pfünder Batterie in Fulda ein. Wenn der Verfassee glaubt, bemerken zu dürfen, daß schon am 25. Juni bayerische leichte Kavallerie $1^1/_2$ Stunden von Fulda erschienen, die schwere Kavallerie aber erst neun Tage später eingerückt sei, so scheint er dadurch eine gewisse Unthätigkeit in der Marschgeschwindigkeit andeuten zu wollen, ist aber darin im Irrthum, denn von Kissingen bis Fulda ist die Unterkunft für eine solche Anzahl von Pferden sehr beschränkt, wodurch die Märsche für die dislozirten Truppen sehr stark wurden. *) Der Zusammenstoß der Kavallerie jenseits Hünfeld fand in Folge einer Demonstration statt, welche in der Richtung gegen Bach gemacht werden sollte, das Kavalleriekorps stach mit der Spitze seiner Avantgarde wie in ein Wespennest, denn in dem prachtvollen Buchenwald bei Quecksmoor waren alle Waffengattungen des Feindes vertreten; auch wußte man durchaus nicht, daß der Feind bis Dermbach vorgedrungen sei und daß dort gekämpft werde; allerdings war die Luft durch den immerwährenden Regen so schwer, daß der Geschütz-Donner

*) Wenn die Märsche sehr stark waren, warum doch die Verspätung?

sich nicht weit hören ließ. Der Berichterstatter hat den Punkt ganz richtig bezeichnet, wo die Kavallerie bei ihrem Rückmarsch von Hünfeld eine Vorpostenstellung hätte einnehmen können, denn gerade den Damm von Marbach hatte der Kommandant des Kavalleriereservekorps zur Vertheidigung im Auge, und schon in der vorhergehenden Nacht war eine Abtheilung Genietruppen nach Marbach entsendet worden, um den Damm zu unterminiren und zur Vertheidigung auf der dießseitigen Seite vorzubereiten. Obwohl die Minenfüllung wegen Kürze der Zeit unterblieb, hatten die vorbereitenden Erdarbeiten insofern ihren Zweck theilweise erreicht, als die preußischen Truppen, aus Besorgniß, auf eine Mine zu gerathen, den Punkt Marbach nicht sofort überschritten. Uebrigens irrt sich der Verfasser, wenn er annimmt, es seien nur 25 Minuten vor der Stadt Fulda Vorposten ausgestellt gewesen. Der kommandirende General hatte persönlich das 3. Kürassierregiment, welches später aus den Kantonnements aufgebrochen war, bei seinem Vormarsch angehalten und in starken Trupps an entsprechenden Stellen von Hünfeld bis Fulda, theils zur Aufnahme der zurückgehenden Brigade, theils aber als Vorposten stehen lassen, so lange es nöthig schien, da die Räumung von Fulda im Prinzip schon feststand. Die Bedingungen, unter welchen die Stadt besetzt wurde, waren leider hinfällig geworden. Auf die Meldung über das Eintreffen der bayerischen Kavallerie zum Anschluß an das 8. Armeekorps erfolgte keine bestimmte Antwort von dem Prinzen von Hessen, von Seiten des hessischen Divisionskommandos aber die bestimmte Erklärung, daß man wegen Mangels u. Erschöpfung der Infanterie die angestrebte Vereinigung mit der bayer. Armee nicht bewerkstelligen könne. Die zweite Aufgabe war die Demonstration gegen Vacha, die jedoch schon weit früher blutig zurückgewiesen wurde*) und nicht wiederholt angeordnet war; die Räumung Fuldas war also nur eine Frage der Zeit im engsten Sinn, d. h. um wie viel Uhr? Es war sichergestellt, daß preußische Truppen Hünfeld überschritten hatten, ferner war sichergestellt, daß vom 8. Armeekorps keine Hülfe von Infanterie zu erwarten war, endlich war durch telegraphische Depeschen vom Armeekommando vom 3. Juli sichergestellt, daß auch von dort eine Zutheilung von Infanterie nicht erfolgen könne. Mit Kavalleriepistolen und glatten Geschützen aber konnte man einen Vertheidigungskampf gegen Zündnadelgewehre und gezogene Geschütze nicht bestehen, auch die Kavallerie weder in die Kantonnements zurückgehen, noch in den Straßen einer offenen Stadt die Nacht zubringen lassen, ohne daß bei einem nächtlichen Alarm und Beschießung der Stadt auch die ganze Kavallerie der Auflösung entgegengehen mußte; so mußte auch folgerecht vor Einbruch der Nacht abmarschirt werden. Von der Anwesenheit dreier württembergischer Offiziere so kurze Zeit nach dem Abmarsch der bayerischen Kavallerie hat man bis zur Stunde nichts vernommen. Doch hätten die Herren ihre Extrapost ebenso bequem, statt nach Lauterbach, nach der bayerischen Gränze richten können, wo sogleich in dem ersten Ort an derselben, nämlich in Hüttenhausen, das Korpsquartier stand. Da die Herren nicht gekommen sind, so ist zu vermuthen, daß sie nichts Gutes brachten. Wenn der Verfasser die Frage aufwirft: warum man bayerischerseits den Nordwestabhang der Rhön ohne Deckung gelassen? so ist zu erwidern, daß die einzige Deckung, die zur Hand war, sogleich disponirt wurde, denn die Orte und Straßen bei Lutter, Motten, Kothen und Hüttenhausen waren mit starken Kavallerie-Abtheilungen besetzt, der wichtige Paß bei Döllbach aber mit vier Schwadronen Kürassieren und einer reitenden Batterie. Der Zug des preußischen Generals Vogel v. Falckenstein hat ein ganz besonderes Interesse für den Verfasser, während in der That nicht die geringste Gefahr vorhanden war bei seinem Zuge durch die Rhön auf den vortrefflichen Basaltstraßen, die stellenweise etwas steil angelegt sind, aber für Feldartillerie nicht das geringste Hinderniß bieten. Vor dem achten Armeekorps war der General vollkommen sicher, denn er wußte ganz genau, daß im Hauptquartier zu Ulrichstein die gebotene Hand der Vereinigung mit den bayerischen Truppen zurückgewiesen wurde, er wußte, daß die hessische Division nicht marschbereit sei, endlich wußte er, daß den 17,000 Mann des Korps Beyer nichts entgegenstand als die bayerische Reservekavallerie ohne einen Mann Infanterie, welcher Umstand ihn unbedingt vom Eintritt in die Rhön bis ein paar tausend Schritt von Hammelburg zum Herrn aller Walddefileen machte. Ebenso gut wußte der preußische Feldherr, daß die bayerische Armee sich an der Saale konzentrire und keine Entscheidung im Rhöngebirge selbst anstrebe. Daß die geringe Truppenzahl der Preußen nicht auffällig hätte erscheinen können, klingt doch etwas gar zu naiv; wir wissen zu genau, wie viel Mundportionen für die kgl. preußischen Truppen geliefert wurden. Dem sei nun, wie ihm wolle, den Preußen blieb nicht allein die Straße über Hanau nach dem Süden übrig, sie konnten auch die beiden Straßen Brückenau-Orb und Brückenau-Gemünden benützen, wenn sie das zur Vertheidigung des Saalübergangs bei Hammelburg bestimmte und mit 2500 Mann Infanterie und einer gezogenen Batterie verstärkte Kavalleriekorps über den Haufen warfen. Wir sind dem Endergebniß etwas zu schnell vorangeeilt, denn vorerst muß konstatirt werden, daß von Seite des Oberkommando's der Armee vom 7. Juli der Befehl eintraf, sich auf die Linie der Saale zurückzuziehen und den Uebergang des Feindes so lang als möglich zu verhindern. Demgemäß mußten nun alle Detachements eingezogen und alle Pässe der westlichen Rhön offen gelassen werden. Das Kavalleriekorps vereinigte sich in Brückenau und bezog neue Kantonnements bei Hammelburg. Am 8. trafen zwei Kompagnien Jäger,

*) Wann? wo? von wem?

am 9. Juli fünf Bataillone Infanterie ein, die sogleich zur Verstärkung und Ablösung der Vorposten der Kavallerie verwendet werden konnten. Die Nacht vom 9. auf den 10. Juli verging noch ganz ruhig und selbst die Visitation der Vorposten um 5 Uhr Früh von Seite des kommandirenden Generals lieferte nicht das geringste Ergebniß. Mit solcher bewundernswürdiger Lokalkenntniß und Ruhe war der Vormarsch des preußischen Armeekorps eingeleitet, daß, als die am meisten vorgeschobenen Truppen kaum in die Hauptstellung zurückgezogen waren, schon der erste Kanonenschuß gegen den mit zwei Geschützen besetzten Verhau ertönte. Was das Gefecht von Hammelburg betrifft, so kommt es wohl nicht oft vor, daß ein schwaches Korps von 2500 Mann Infanterie und 3500 Pferden mit einem starken Armeekorps den Kampf nicht nur aufnimmt, sondern auch den Feind zum Aufmarsch zwingt und ihm in einem 5½stündigen Geschützkampf und Feuergefecht die schwersten Verluste beibringt. Die anbefohlene Vertheidigung des Ueberganges über die Saale wurde so lange fortgesetzt, bis der Kommandirende mit Sicherheit die Umgehung seines rechten Flügels kommen sah, das Gefecht abbrechen und den Rückzug hinter die Saale antreten ließ, ohne dem Feind eine einzige Trophäe in den Händen zu lassen. Es darf nicht übersehen werden, daß der Kampf um Hammelburg zur selben Zeit wie jener der Hauptarmee bei Kissingen stattfand, und gelang es dem General v. Beyer, den Widerstand an der Saale am frühen Morgen zu brechen, so hätte ihn nichts gehindert, auch auf jenem Kampffeld eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Wir sind vollkommen mit dem Berichterstatter aus Fulda einverstanden, daß der Marsch des Generals Vogel v. Falckenstein studirt werden sollte, jedoch unter Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse, denn in der That waren die Wege vollkommen gebahnt. Dort aber, wo die verbündeten Truppen hätten stehen sollen, stand die Unmöglichkeit, wo nicht Schlimmeres, Schildwache.

Kunst und Literatur.

Mit der Septembernummer, welche so eben erschienen ist, beschließen „**Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte**“ ihren zehnten Jahrgang (zwanzigsten Band). Man kann wohl behaupten, daß die vorliegenden zehn Jahrgänge einen wahren Schatz an trefflicher Unterhaltung und Belehrung enthalten. Im Herbste 1856 erschien das erste Heft dieser Zeitschrift, die sofort durch die glänzenden Namen der Mitarbeiter und die solide technische Ausstattung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Mit seltener Konsequenz haben „Westermann's Monatshefte“ ihren hervorragenden Charakter bewahrt und sich seitdem nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande zahlreiche Freunde erworben. Das neueste Heft bietet wieder vortreffliche Beiträge. Die Novelle „Frauenehre“ von A. May ist nicht nur spannend, sondern auch psychologisch höchst interessant gehalten. Die übrigen Aufsätze von August Vogel, E. Schlagintweit, W. Krühne, Jakob Röggerath u. A. sind in Stoff und Behandlung sehr anziehend. Für das Oktoberheft verspricht die Verlagshandlung eine ausgezeichnete Auswahl von Beiträgen, so u. A.: „Ueber die Rennthierzeit“, von Karl Vogt; „der Manzanillo,“ von Fr. Schödler; eine Novelle von Sacher-Masoch, und andere Arbeiten von Mädler, Kapper, Carriere u. s. w. Eine regelmäßige literarische Revue wird für die Folge Prof. Friedrich Bodenstedt geben. Wenn die „Monatshefte“ in dieser Weise fortfahren, kann es nicht fehlen, daß die Zahl ihrer Verehrer sich immer mehr vergrößert.

Mannigfaltigkeiten.

In der katholischen Kirche in Karthaus wurde letzten Sonntag ein Paar getraut, das zusammen ein Alter von 169 Jahren hatte. Der Bräutigam, bereits seit langer Zeit Urgroßvater, ist 91 Jahre alt, während die Braut, ebenfalls Urgroßmutter, erst 78 Jahre zählt.

Unter dem Schlagwort **tempora mutantur** bringt Glasbrenners Wochenblatt folgendes Epigramm auf die bekannten Abgeordnetendiners beim preußischen Ministerpräsidenten:

„Mit diesem Ministerium wird's nicht besser,
Bleibt unser Weh!
Krieg diesem Ministerium bis auf's Messer“ —
Bei dem Diner.

Charade.

Ist dein Herz wie meine Erste,
Gleichst dem Zweiten du an Sitte,
Geh' zur Heimath meines Ganzen,
Hebe dich aus unsr'er Mitte.

Auflösung der Charade in Nr. 223:

Das treuste Lieben, treuste Sorgen
Ist in dem „Mutterherz“ geborgen.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 231 Samstag, 29. September 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Während die Männer unten noch die einzelnen Päcke sonderten, um die kostbarsten darunter zum ersten Transporte an einen sicheren Ort im Thale zwischen Bacharach und Steeg zu bringen, stürzte plötzlich Herrmann die Stiege herab.

Ein Nachen! rief er heftig aus.

Wo? fragte der Alte, nicht ohne selbst zu erschrecken.

Er steuert gerade auf die Insel los! erwiderte Herrmann und setzte hinzu: Er kommt von der Stadt her.

Wie viele sind darin? fragte der Alte.

Zwei Douaniers, erwiderte Herrmann. Ich habe die Läufe ihrer Flinten blitzen gesehen, und glaube nicht zu irren!

Gut, sagte mit eiserner Ruhe der Alte; er ergriff zwei Säcke und sagte zu Herrmann, Du begleitest mich! Ihr Uebrigen verrammelt die Thür und haltet Euch stille, es sei denn, daß ich Euch zu Hülfe rufe!

Dieß geschah und die Beiden schritten ins Dunkel der Nacht hinaus. Sie verbargen sich im Dickicht zur Seite des Häuschens, und Herrmann empfing vom Alten die nöthigen Verhaltungsbefehle, die ein freudiges Lächeln über sein Gesicht brachten.

Jupp wußte genug, nachdem er Herrmann, den er erkannt, und Lenchen belauscht hatte. Er eilte in die Stadt und neidisch gegen seine Genossen wählte er nur seinen Freund und Landsmann Roubillon, einen ebenso verwegenen Gesellen wie er selbst, um den werthvollen Fang mit ihm zu machen. Beide schlichen sich durch die Stadt, gingen durch das „Fleischthörchen" heraus, über den Hügel hinüber, auf dem die herrliche Linde mit ihrem Unterbaue stand, und erreichten ungesehen das Ufer. Sie lösten den Zollnachen, stießen ihn, nachdem sie ihre langen Flinten geladen, in den Rhein und fuhren dem Wörthe zu.

Die größere Helle kam ihnen zu Statten. Als sie die, der „neuen Mauer" gegenüber liegende Landestelle erreicht hatten, sahen sie mit Freuden, daß da die Schmugglerkähne lagen. Sie befestigten den ihrigen dabei und verständigten sich schnell über ihr Vorangehen. Die Flinten wurden schußfertig gemacht, in Arm genommen, und nun schlichen sie dem Häuschen zu.

Alles war stille. Das frappirte sie. Sollte man ihr Kommen beobachtet haben? Einen Augenblick standen sie rathlos; dann aber schritten Beide der Thüre des Häuschens zu, welche fest von innen verschlossen war.

Jupp drückte und rief dann: Im Namen des Gesetzes, öffnet die Thür!

Er hatte indessen kaum dieß Wort gesprochen, als ihm mit größter Schnelle und gewaltiger Kraft ein Sack über den Kopf geworfen wurde, den zwei markige Arme ebenso schnell und ebenso kräftig bis an die Knie herabzogen. Dasselbe geschah Roubillon. Die Gewehre waren ihnen plötzlich entrissen und entfernt, und jetzt wurde auf einen Ruf Herrmanns, dessen Stimme beide Douaniers deutlich erkannten, die Thür des Häuschens mit Gepolter geöffnet.

Stricke! Stricke! rief Herrmann.

Im Augenblicke waren die Beiden in den Säcken widerstandslos und unfähig, sich zu wehren, zur Erde geworfen, und lautlos waren Viele beschäftigt, sie so an Händen und Füßen zu knebeln, daß sie kein Glied zu rühren vermochten.

Hierauf ergriffen Mehrere die Gefesselten, die vergeblich schrieen, und trugen sie in das Häuschen, wo man sie neben einander auf die Erde legte. Einer der Schmuggler sagte ihnen mit verstellter und völlig unerkennbarer Stimme: Wir rathen Euch, verhaltet Euch ruhig! Der leiseste Versuch, Euch zu befreien, hat zur Folge, daß Ihr wie junge Katzen in den Rhein geworfen werdet! Wir Zwei stehen hier Wache! —!

Das war sehr verständlich und lag so nahe, daß Jupp und Roubillon, ohne miteinander zu berathen, zu dem übereinstimmenden Ergebniß ihrer Privatmeinung gelangten, es sei sehr gerathen, zum bösen Spiele gute Miene zu machen, und jedenfalls eine mögliche Befreiung einem sichern, nassen Grabe vorzuziehen. Der kecke Uebermuth, der sie hergeführt, war urplötzlich gebrochen, aber nicht die ohnmächtige Wuth, die sie erfüllte, und die Jupp, der Herrmann unzweifelhaft erkannt hatte, bestimmte, den Plan seiner Rache zu bedenken, da er in seinem Sacke zwar Luft genug zum Athmen, aber keinerlei Aussicht hatte, die anderweitig seine Gedanken hätte zerstreuen können.

Was für die beiden in den Stricken steckenden Grünwächter das Schlimmste war, das bestand darin, daß sie zwar blinde, aber nicht taube Zeugen sein mußten, wie die Schmuggler ihre Ballen wegbrachten, um sie ins Land ganz ungestört einzubringen. Ihre Thätigkeit dauerte ununterbrochen fort. Ihrer ungefähren Zeitberechnung nach dauerte das stundenlang, und ließ auf die Menge der Waaren schließen, die ans Land gebracht wurden, zumal die Tritte, die sie vernahmen, auf eine ungewöhnlich große Zahl Helfershelfer schließen ließ. Das hatte den bitteren Beigeschmack, daß ein kostbarer Fang ihnen entging, und auch der andere fehlte nicht, daß die Schmuggler ihr schadenfrohes, triumphirendes Lachen zu unterdrücken sich nicht die geringste Mühe gaben.

Als endlich alle Räume geleert waren, wünschte ihnen eine wildfremde Stimme: gute Nacht; die Thür wurde von außen zugezogen, und die zwei Gefesselten und Gepreßten waren mit ihrem Grimme, ihrer Wuth und dem Bewußtsein trostlosen Verlassenseins allein.

Als Alles stille blieb und sie überzeugt waren, sie seien allein, da begannen sie zu reden, und das Erste war, daß Roubillon in seinem wallonischen Kauderwälsch furchtbar auf Jupp zu schimpfen begann, der ihn durch seinen tollkühnen Vorsatz und Vorschlag in diese mehr als abscheuliche Lage gebracht. Jupp war ein sehr heftiger, jähzorniger Mensch, der zum höchsten Zorne gereizt die Schimpfreden zurückgab, deren Gehalt und Werth sich mit jedem Worte steigerte, war ganz außer sich selbst, und hätten sie freie Hand gehabt, es hätte jedenfalls einen blutigen Kampf gegeben.

Als das Verzeichniß ihrer sehr reichen wallonischen Schimpfreden erschöpft und ihre gegenseitige Erbitterung den höchsten Grad erreicht hatte, trat nothwendig eine Erschlaffung ein. Nach einigem Schweigen brach der höchst leichtsinnige Roubillon in ein schallendes Gelächter aus. Jupp, rief er aus, sind wir nicht die größten Dummköpfe, die man finden kann, daß wir unsere ohnmächtige Wuth gegen einander kehren, statt als Leidensbrüder Denen zu fluchen, die uns dieß Elend bereitet haben? Oder auf Mittel und Wege zu sinnen, uns unserer Fesseln zu entledigen und aus den vermaledeiten Ueberzügen herauszukommen? Was meinst Du zu dem gewiß klugen Gedanken? —

Ja, schaffe Du Dich heraus, höhnte Jupp; ich kann kein Glied rühren, so haben sie mich gebunden, und der Schmerz der Stricke macht mich fast wahnsinnig.

Es liegt für mich ein Trost darin, daß es Dir gerade so ergeht wie mir, bemerkte Roubillon, der die Gabe hatte, auch der schlimmsten Lage noch eine Seite für seinen Humor abzugewinnen. Hab auch schon probirt, fuhr er fort. Da es mich aber noch mehr schmerzte, so hab' ich zwischen den beiden Uebeln das leichteste gewählt, und das scheint mir weise zu sein; laß uns ein wenig schlafen. Vielleicht kommt uns ein guter Gedanke im Traume, da uns im Wachen keiner kommen will. — Damit gab er sich einen Ruck, der ihn auf die andere Seite zu liegen brachte.

Jupp antwortete mit einem entsetzlichen Fluche.

Laß das, fuhr Roubillon fort. Mit dem Fluchen schadest Du nur Dir selbst, für mich bleibt's doch ein kalter Wetterschlag. Auch ist es besser, wir geben den Gedanken des Todes Raum; denn die Schmuggler werden sich hüten, uns zu befreien, und sonst weiß Niemand, daß wir hier zu unfreiwilliger Ruhe gebracht sind. Bis uns das heumachende Lenchen findet, sind wir aller Noth entledigt, das heißt auf gut Kölnisch „gemöpst." Um Dich wird sie Thränen der Liebe vergießen, aber mir — fällt keine zur Erde, nicht einmal aus dem eigenen Auge.

Wieder ein furchtbarer Fluch war Jupp's Antwort.

Ich wollte Dir eben ein Bekenntniß meiner Sünden ablegen, fuhr der Leichtsinnige fort; aber nun werd' ich's bleiben lassen; denn mit solchen Liebesäußerungen, wie ich sie eben vernommen, hab' ich auf keine Entbindung oder Absolution zu rechnen. So will ich schweigen und meinen Mund nicht mehr aufthun! —

Damit war es ihm indessen gar nicht Ernst. Er rechnete ganz richtig, daß Jupp, wenn sein Zorn verflogen sein würde, von selbst wieder das Gespräch aufnehmen würde. Das geschah denn nach einiger Zeit auch richtig.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gemetzel in New-Orleans.

(Nach der Weser-Zeitung.)

New-York, 27. August.

Vor einigen Tagen ist die amtliche Korrespondenz über das am 30. Juli zu New-Orleans stattgehabte Massacre veröffentlicht worden. Sie ist für das Verfahren des Präsidenten Johnson sehr kompromittirend.

Die Versammlung in New-Orleans, welche sich als der 1864 nur vertagte, nicht geschlossene Staatskonvent neu konstituiren wollte, bestand aus entschiedenen Republikanern, und der Zweck ihrer Zusammenkunft war: eine Veränderung der Staatsverfassung zu beschließen (Verleihung des Wahlrechts an die Farbigen), welche dem Kongresse als Bürgschaft für die zukünftige loyale Haltung des Staates Louisiana acceptabel sein würde. Die Frage, ob die Versammlung noch auf irgend eine legale Autorität Anspruch machen könnte, oder nicht, war eine vollkommen gleichgültige für Zivil- und Militärbehörden; sie war durch die Gerichte, eventuell durch den Kongreß als oberste politische Behörde zu entscheiden. Fiel die Entscheidung bejahend aus, so hatten die Beschlüsse der Versammlung Geltung, wo nicht, nicht. Das Versammlungsrecht ist in den Vereinigten

Staaten (und sollte es auch in den erlauchtesten sein) unbeschränkt. Jede beliebige Zahl von Menschen kann sich unter jedem beliebigen Namen versammeln, reden und Beschlüsse fassen, ohne dadurch irgend ein Verbrechen zu begehen. Erst mit der gesetzwidrigen That fängt das Verbrechen an. Wenn sich heute vierhundert Individuen unter dem Namen „Oberste Regierungsgewalt der Vereinigten Staaten" versammeln, die Absetzung des Präsidenten, die Sprengung des Kongresses und weiß der Himmel was sonst noch beschließen wollen, so wird kein Mensch und besonders keine Behörde sie dabei zu stören haben, und die einzige Antwort, die sie erhalten, wird in einem homerischen Gelächter bestehen.

Diese Anschauung ist jedem Amerikaner so von Kindsbeinen auf angewachsen, daß man in tiefster Seele erschrecken muß über die Dreistigkeit, womit ihr bei Gelegenheit der Vorgänge in New-Orleans ins Gesicht geschlagen worden ist. Eine Versammlung, von der im ungünstigsten Falle nichts Schlimmeres zu sagen war, als daß sie aus harmlosen Narren bestände, und die das vollkommenste Recht hatte, zu „beschließen", was ihr beliebte, bezeichnet Herr Johnson in der jetzt veröffentlichten Korrespondenz beharrlich als eine „usurpatorische und revolutionäre", gegen die von Seiten der Behörden hätte „eingeschritten" und die hätte „unschädlich gemacht" werden müssen. Das ist eine Sprache, wie man sie in Petersburg, Paris oder Madrid oft genug, aber in den Vereinigten Staaten früher niemals gehört hat. Und wer waren die „Behörden", deren „Einschreiten" gegen die Versammlung Herr Johnson begehrte? Der ruchlose Anführer der Mörderbanden, welche schon lange vor dem Kriege New-Orleans zu einem Synonym für Pandämonium gemacht hatten, Monroe, der ehemalige Rebellengeneral Herron (Oberstaatsanwalt) und ihrer Beider Gesinnungsgenosse Voorhees (Vizegouverneur).

Unterm 25. Juli wendete sich Monroe (Major der Stadt) an den in Abwesenheit des Generals Sheridan die Bundestruppen bei New-Orleans befehligenden General Baird, erklärte ihm, daß er die auf den 30. bestellte Versammlung als eine ungesetzliche und es für seine Pflicht halte, sie zu sprengen. Er fragt an, was General Baird dazu meine.

Dieser erwiderte ihm, daß von einer Ungesetzlichkeit irgend einer friedlichen Versammlung überhaupt keine Rede sein könne. Wenn die Konvention ein Recht habe, die Staatsverfassung zu verändern, müsse sie darin geschützt werden; wenn sie kein Recht dazu habe, so würden ihre ganzen Verhandlungen ein harmloses Privatvergnügen sein, das Niemanden etwas angehe. Wie sich der Mayor einer Stadt unterstehen könne, im administrativen Wege über die Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit einer Versammlung zu entscheiden, die den ganzen Staat zu repräsentiren behaupte, sei ihm ein Räthsel. Solche Entscheidung sei Sache der Gerichte. Eine Ruhestörung könne durch die Versammlung höchstens in der Weise veranlaßt werden, daß die Zahl ihrer Gegner so groß und der gewaltthätige, verbrecherische Charakter derselben so notorisch sei, um Besorgniß vor gewaltsamen Angriffen auf die Versammlung zu erwecken. Gegen solche Ruhestörungen solle das Bundesmilitär Schutz gewähren, wenn die städtische Polizei zu schwach sei.

So von Baird ab- und zurechtgewiesen, wendeten sich die Verschwörer telegraphisch an den Präsidenten Johnson. Am Abend des 27. Juli hatte eine republikanische Volksversammlung stattgefunden, in welcher, wie bei allen solchen Gelegenheiten, sehr viel „Blech" geschwätzt worden war. Darauf telegraphirten am 28. Herron und Voorhees an den Präsidenten:

„Gestern Abend radikale Volksversammlung; viele Neger dabei; Krawall; heftige aufrührerische Reden; Neger aufgefordert, sich zu bewaffnen; Sie (Johnson) heftig angegriffen. Gouverneur Wells kam gestern Abend an, steht aber auf Seiten der Konvention. Wir haben die ganze Sache der Grand Jury (Anklagekammer) unterbreitet, finden es aber unmöglich, gerichtliche Vorladungen zu erlassen, ohne die Gewißheit eines Aufruhrs. Beabsichtigen, die Mitglieder der Konvention kriminalgerichtlich zu belangen. Soll das Militär hiergegen einschreiten?

Der Präsident antwortete umgehend:

„Das Militär soll bei dem gerichtlichen Einschreiten nicht im Wege stehen, sondern behülflich sein."

Also eine direkte Autorisation zur gewaltsamen Vernichtung des Versammlungsrechts.

Mittlerweile hatte auch General Baird an den Präsidenten telegraphirt:

„Unter Gutheißung des Gouverneurs Wells ist hier auf nächsten Montag eine Konvention berufen. Der Vizegouverneur und die Stadtbehörden halten sie für ungesetzlich und wollen sie sprengen. Ich habe ihnen erklärt, daß ich solches Verfahren nicht dulden kann, ohne von Ihnen instruirt zu sein. Telegraphiren Sie mir sofort."

Allein Herr Johnson hielt es nicht für der Mühe werth, dem General zu antworten; stand er doch mit Herron und Genossen in Korrespondenz. Diese zeigten dem General Baird das obige Telegramm, welches mindestens die Wirkung hatte, ihn unsicher zu machen. Gleichwohl erklärte er sich noch bereit, Militär an dem Versammlungslokale aufzustellen; allein man betrog ihn in Bezug auf die Zeit des Zusammentritts der Konvention. Man sagte ihm, daß die Sitzung um 6 Uhr Abends beginnen werde, während sie um Mittag begann.

So hatten Monroe und seine Mörderschaaren das Feld frei und das Massacre ward in Scene gesetzt. Nachdem einige hundert Republikaner getödtet und verwundet waren, telegraphirte Herron an den Präsidenten:

Digitized by Google

„Wir befinden uns inmitten eines schrecklichen Aufruhrs, veranlaßt durch den Zusammentritt der Konvention. Wegen der Wirrsale unter den Staatsbeamten (d. h. wegen des Umstandes, daß der Gouverneur des Staats ein Republikaner ist!) sehe ich keine Hoffnung auf Herstellung der Ruhe, wenn Sie uns nicht einen Militärdiktator geben."

Der Präsident antwortete ihm umgehend:

„Sie (Herron, der dadurch zum Militärdiktator gemacht wird) werden sich sofort von General Sheridan oder wer sonst an seiner Statt kommandirt, eine hinlängliche Militärmacht zur Verfügung stellen lassen, um alle ungesetzlichen Versammlungen zu unterdrücken, welche sich irgend eine Autorität oder Macht anmaßen, ohne zuvor die Zustimmung des Volkes erhalten zu haben."

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

Daß uns, trotz des an uns vorübergegangenen Kriegssturms der zweite Jahrgang des **Illustrirten deutschen Gewerbskalenders** für 1867 (herausgegeben von Max Wirth) zugeht, ist uns ein Beweis, daß dieses Unternehmen die Feuerprobe bestanden hat und noch manches Jahr sein Scherflein zur Hebung des vaterländischen Gewerbfleißes beitragen wird. Und in der That ist hier ein zeitgemäßer Gedanke in trefflichster Weise vertreten, ein Zug aus dem vollen Strome des Lebens gethan worden. — Der zweite Jahrgang, Mitarbeiter vom besten Klange nennend, ist entschieden noch gediegener und interessanter ausgefallen, als der erste. Eine frische Erzählung von Gerstäcker, in welcher das praktische Geschick der Amerikaner unseren Handwerkern als Muster vorgeführt wird, eröffnet mit seinen hübschen Illustrationen den Kalender. Wir erhalten ferner darin zum Erstenmal eingehende Kunde von dem neuen Salzsteinlager in Staßfurt, welches über 25 □ Meilen sich erstreckt, dessen Mächtigkeit, auf eine Tiefe von über 1000 Fuß schon erbohrt, auf 5000 Fuß geschätzt wird, und welches dem zollvereinten Deutschland eine industrielle Zukunft verheißt, wie Kohle und Eisen sie England bereitet. — In den weitern Beiträgen finden wir eine Biographie des ersten Erfinders des Schreibtelegraphen (John); des größten deutschen Bierbrauers (Dreher); der ersten Werkzeugmaschinenfabrikanten (Zimmermann, Sondermann und Stier) mit Porträts; einen Aufsatz über die Holzbearbeitungsmaschinen mit sehr genauen Holzschnitten; die Baumwollenindustrie im Toggenburg; die Industrie Solingen's; über Oele und Fette; sehr nützliche kleine gewerbliche Mittheilungen; Maß- und Gewichtstabellen; einen Ueberblick Dessen, was der Gewerbsmann aus dem deutschen Handelsgesetzbuch wissen soll; Angabe der wichtigsten Messen und Jahrmärkte u. s. w. Aus diesem wohlgewählten Inhalt schöpfen wir die Ueberzeugung, daß dem Gewerbskalender recht viele neue Leser gewonnen werden, und wir können dieß nur wünschen.

Mannigfaltigkeiten.

Von den transparenten Darstellungen bei der Berliner Festbeleuchtung am 27. Abends heben wir eine hervor, welche sich am Hause des Buchhändlers Hempel befand, in dessen Verlag kürzlich schon eine Geschichte des beendeten Kriegs erschienen ist. Das Erdgeschoß des Hauses war von der diesem Buche beigegebenen Landkarte in riesigem Maßstabe bedeckt, welche, schon ferne deutlich erkennbar, die neue Karte von Deutschland veranschaulichte. Durch ein augenfälliges Kolorit in vier verschiedenen Farben waren die alten preußischen Lande, die neu mit Preußen vereinigten, die nicht preußischen Territorien des norddeutschen Bundes und die außerhalb desselben liegenden Gebiete von einander unterschieden. Diese Riesenkarte hatte die Ueberschrift: „Das neue preußisch-deutsche Reich" und als Unterschrift folgende Verse:

„Was roth hier scheint, ist anerkannt
Seit lange schon gut preußisch Land;
Was rosenfarbig kolorirt,
Das haben jüngst wir annektirt;
Was sich hier zeigt in gelbem Licht,
Ist unser, doch gehört's uns nicht.
Gott geb', daß bald von deutscher Erde
Einfarbig uns're Karte werde!"

Viel Heiterkeit erregte auf dem Belle-Alliance-Platz ein transparentes Konterfei Benedek's auf einem Krebs reitend, mit der Inschrift: „Nach Berlin."

Räthsel.

Getreten, wo es steht,
Getragen, wo man's dreht;
Getreten singt es fromm,
Getragen Dideldum.

Auflösung des Räthsels in Nr. 225:

Habt mit Glück gemischt die „Karte" —
Mögt' euch daß ergötzen!
Uns beseelt der Wunsch: die Scharte
Später auszuwetzen.

M. M.

Redakteur Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 232 Montag, 1. Oktober 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Jacques, hob er endlich an, denn das war Roubillons Taufname, Jaques, wenn uns die Spitzbuben hier verhungern ließen? —

Dann hätte ich die Hoffnung, Dich zu überleben, antwortete Roubillon; denn ich habe in Spanien fasten gelernt. Aber was hülfe mich das? fuhr er fort. Du hinterläßest kein Erbe; denn Du bist arm wie eine Kirchenmaus, da Du, wenn Du Geld hast, Alles durchbringst, auch keine Anweisung auf das Prisengeld ausstellen kannst, um das uns auf dieser verhexten Insel die Schmuggler geprellt haben. Nichts ist Nichts, Freund! —

Jupp hatte wieder eine Verwünschung auf der Lippe, aber er verschluckte sie und sagte: Mensch, werde doch einmal vernünftig.

Das bin ich, Kamerad, sehr vernünftig, und das macht mich so fröhlich, wie ich lange Zeit nicht gewesen bin, trotz der unbequemen Lage auf den harten Platten, die nur den einen Vortheil bieten, daß sie kühl sind in dieser unerträglichen Hitze. Auch bin ich auf's Herzlichste erfreut über die dicken Mauern dieses Loches und über die Fensterlöcher oben; dadurch haben wir hier ergötzliche Kühle und soviel frische Luft, als durch die Maschen der Sackleinwand durchkommen kann. Es ist Nichts so schlimm, daß es gar Nichts Gutes hätte.

Jupp fluchte wieder in sich hinein und seufzte dazu; denn dieser Mensch brachte ihn zur Raserei, wenn es so fortging. —

Er that daher, als schliefe er, was Roubillon bestimmte, ein wallonisches Liedchen zu singen, dessen Inhalt der Trost für einen hoffnungslos Liebenden, was auch nicht ohne Zweck von dem Schelmen gewählt worden war.

Ruhiger wurde indessen nach und nach Jupp doch, wenn er auch nicht geeigenschaftet war, mit Laune und nöthigenfalls gehöriger Selbstneckerei und Selbstverspottung sich in die Lage zu bequemen, in welcher er sich befand. Praktischer als Jaques benutzte er die mühsam errungene Ruhe dazu, an den Fesselstricken zu lockern, welche seine Hände hielten. Er hatte dünne, feine Knochen. Unermüdlich zu sein, das ins Auge gefaßte Ziel zu verfolgen, das war seine Natur nach innen und nach außen. Diese Unermüdlichkeit bewies er auch jetzt wieder in einer stetigen Bewegung seiner Hände. Das hatte den Zweck, nach und nach die Stricke zu lockern, und die auf Erfahrung ruhende Voraussetzung bewährte sich — sie gaben nach, und zu seiner unaussprechlichen Freude sah er sich nach etwa einer Stunde stiller Thätigkeit im freien Besitze seiner Rechten. Das war ein Schritt zur Befreiung, dessen Tragweite Alles hoffen ließ.

Roubillon hatte schon einige Zeit still geschwiegen und gethan, als schliefe er. Die unausgesetzten Bemühungen seines Leidensgefährten hatte er gehört.

Endlich sagte er: Hast Du eine Zusammenkunft mit Leuten, weil Du so eilst, oder ist's Sehnsucht nach Deinem Posten am alten Kloster und Dienstbeflissenheit? —

Hast Du ein Messer in der Tasche, Jaques? fragte keuchend der Andere, ohne auf die spottende Rede zu achten.

Willst Du aus Verzweiflung —? — fragte Roubillon mit scheinbarem Erschrecken.

Laß Deine Narrheit, Jaques, und antworte! rief Jupp.

Und wenn ich es hätte, wer sollte es aus der Tasche holen?

Ich! rief triumphirend Jupp, und steckte seinem Freunde und Landsmanne eine so derbe Ohrfeige, daß dieser meinte, sie müßte von einem heimlichen Wächter kommen.

Bravo; der Beweis ist schlagend, sprach Jaques, und Du kannst es mir glauben, daß ich es auf's Innigste beklage, dermalen mich nicht in der Lage zu befinden, Dir entsprechende Beweise meiner freien Thätigkeit geben zu können. Ich verzichte dieses Mal darauf in der Hoffnung besserer Tage, und in dieser Hoffnung will ich Dir sagen, daß Du ein Esel bist, nach einem Messer zu fragen, da Du deinen Säbel an der Seite hast, den Du, wenn Deine Hände frei sind, ja nur herausziehen kannst! —

O Du unergründlicher Narr, rief freudig erregt Jupp aus. Weißt Du denn nicht, daß die Canaillen uns die Klingen nahmen und die Flinten und Beides in den Rhein warfen?

Digitized by Google

Ich gestehe, fuhr Jupp fort, die Leute sind so klug, als wären sie Wallonen von Geburt. Der Umstand ist unangenehm, denn sie werden uns unbarmherzig hänseln.

Lieber gehänselt als verhungert, versetzte Jupp. Hast Du ein Messer?

Ja, Kamerad, hol' Dir's aus der Tasche, wenn Du kannst! Nur — bleib mir und Dir damit vom Leibe. Ich kann nämlich kein Blut sehen. —

Halt um aller Heiligen Willen Dein Maul endlich einmal! rief Jupp, indem er sich unter dem groben Tuche des Sackes einen Eingang suchte. Er fand ihn endlich, und das Messer, und wenig Minuten später stand er auf seinen Beinen, reckte seine starrgewordenen Glieder, und blickte fröhlich in das dämmernde Tageslicht.

Wird's bald? fragte Roubillon, oder willst Du durch Quälerei Rache an mir nehmen? —

Er war damit der Wahrheit nahe gekommen; allein Jupp war viel zu berechnend, als daß er seiner ersten Regung Raum gegeben hätte. Er schnitt auch seines Leidensgefährten Stricke durch, zog ihm den Sack ab, und Jaques war frei.

Prächtig! rief er aus. Ich habe nie eine Mütze getragen, die unbequemer gewesen wäre, als der Kaffeesack! Auch hatten die Stricke mehr Liebe zu mir als ich zu ihnen: sie legten sich allzu enge an mich an! — Nun aber fragt es sich, wie kommen wir von der Insel, dieser wahrhaft „Verwünschten"?

Beide traten ins Freie.

Die Morgendämmerung lag eben über dem wunderschönen Thalbecken von Bacharach. Ueber Lorch röthete sich der östliche Himmel, und Wolken mit Roth angehaucht trieben vor dem Winde her als Boten, daß des Tages Königin bald ihr siegendes Scepter schwingen werde. Auf dem Rheine lag kaum gebrochenes Dunkel.

Das Bewußtsein der Freiheit und Erlösung aus einer unberechenbaren Drangsal durchströmte die Herzen beider Jünglinge.

Ob ich gleich zweifle, daß unsere Freunde, die Schmuggler, uns werden Gelegenheit zur Abfahrt von der Insel gelassen haben, sagte Jacques Roubillon, so wollen wir doch uns einmal an den Rändern der Insel umsehen. Gehe Du rechts, ich gehe links.

Der Umgang und das sorgfältigste Suchen wurde von Beiden ausgeführt, aber als sie sich trafen, drehte Roubillon seinem Kameraden eine doppelhändige Nase.

Angeführt! rief er lachend. Wie ich vermuthet! Adieu, Zollnachen! Monsieur Jupp wird die Güte haben, ihn von dem Prisengelde unserer Expedition auf's Bacharacher Wörth zu bezahlen.

Jupp war bleich geworden. Das ganze Gewicht der Sache fiel ihm auf's Herz.

Roubillon ließ ihn stehen und schritt den Felsen am Kopfe der Insel zu.

Es war mittlerweile so hell geworden, daß man in eine ziemliche Entfernung sehen konnte, und so erblickte er denn den Zollnachen, den die muthwilligen Schmuggler wenigstens dreißig Schritte auf das öde Steingerölle des „Ketzers" geschleift hatten.

Jupp! Jupp! rief er freudig dem noch an derselben Stelle stehenden Kameraden zu.

Dieser eilte herbei, und Jaques deutete nach der Stelle, wo der große, starke Kahn lag.

Siehst Du, rief er aus, dort liegt er als Fisch auf dem Trocknen und zappelt nicht einmal! Nun bleibt uns Nichts übrig, als hinüber zu schwimmen und mit vereinten Kräften ihn wieder in sein Element zu schaffen!

Ich kann — ja — nicht schwimmen! stöhnte Jupp.

Das ist schlimm, sagte dießmals ärgerlich Jacques; denn ich allein zwinge ihn nicht. Na, versuch's Mal! Ich will Dich an der Hand halten! Der Flußarm ist seicht und schmal. Noch sieht es Niemand; denn, wie Du siehst, die Bacharacher Schornsteine rauchen noch nicht, den geschmuggelten Kaffee zu kochen.

Jupp war im Grunde seiner Seele feig. Es kostete den Andern unendliche Mühe, ihn zu dem Vorschlage zu bringen, den er gemacht. Endlich gelang es ihm, und nachdem er ihn noch im Wasser weidlich geneckt, erreichten sie das andere Ufer, liefen nun, so schnell sie konnten, dem Kahne zu, und nach langer und schwerer Arbeit gelang es, ihn ins Wasser zu bringen. Vorerst ruderten sie zur Insel zurück, kleideten sich an und — erschienen dann plötzlich waffenlos vor Bacharach zum nicht geringen Erstaunen ihrer Kameraden in der Zollhütte am Marktthore.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gemetzel in New-Orleans.

(Schluß.)

Zwei Tage lang befand sich nun die Stadt thatsächlich unter der Diktatur eines Rebellengenerals, den der Bundespräsident unter thatsächlicher Absetzung des Staatsgouverneurs (ein offenbares Verbrechen gegen alles bestehende Recht) eingesetzt hatte. Dann kam General Sheridan, der auf einer Berufsreise in Texas gewesen war, zurück, sah, wie die Dinge standen, und nahm ohne Weiteres das Regiment wieder in die Hand. In einem vorläufigen Telegramm an den General Grant machte er diesem Mittheilung über den wahren Charakter des Massacres und meldete am folgenden Tage (2. August):

„Je mehr Details ich von den am 30. Juli hier stattgehabten Ereignissen erfahre, desto empörender erscheinen sie. Es war kein Krawall. Es war absolut nichts Anderes, als eine Abschlachtung (massacre),

verübt von der Polizei und an mörderischer Grausamkeit nicht hinter dem Massacre zu Fort Pillow zurückstehend. Es war ein Gemetzel, welches der Mayor und die städtische Polizei veranstalteten, ohne daß nur der Schatten einer Nothwendigkeit dafür bestand. Und ferner hege ich die Ansicht, daß es vorher geplant war. Alle Anzeichen weisen darauf hin. Ich rathe zur Absetzung dieser Ruchlosen (bad men). Ich glaube, daß dieselbe von zwei Dritteln der Einwohner der Stadt mit der aufrichtigsten Freude begrüßt werden würde. Um dieses Menschen willen hat hier ein Gefühl der Unsicherheit bestanden, welches sich jetzt so gesteigert hat, daß die Sicherheit des Lebens und Eigenthums nicht mehr auf der bürgerlichen, sondern auf der Militär-Autorität beruht."

Diese und mehrere andere Depeschen von gleichem Tone machten den Präsidenten besorgt, daß der Antheil, welchen er selbst an dem Massacre gehabt, dem Publikum in gar zu grellem Lichte erscheinen möchte, und er richtete an General Sheridan telegraphisch eine Anzahl Fragen, denen die Antworten, welche er zu erhalten wünschte, gleich einverleibt waren. Wie diese Antworten dem General Sheridan auf die Zunge gelegt wurden, ersieht man leicht:

„Wir waren benachrichtigt worden", heißt es, „daß vor dem Zusammentritt der illegalen und erloschenen Konvention aufreizende und revolutionäre Reden an eine aus Weißen und Farbigen bestehende Pöbelversammlung (mob) gehalten, und daß die Versammelten aufgefordert wurden, sich zu bewaffnen, um die Konvention in ihrem illegalen und unberechtigten Verfahren zu unterstützen, das darauf berechnet war, die von der Regierung (governement, d. h. Johnson!) anerkannte Staatsverwaltung von Louisiana zu stürzen. Fand eine solche Versammlung des Pöbels statt und wurde sie bewaffnet, um die Konvention in ihrer Usurpation und ihrem revolutionären Gebahren zu unterstützen? Sind seit dem 30. Juli Leuten, die mit diesem „mob" in Verbindung standen, Waffen abgenommen worden? Sind nicht verschiedene Individuen durch Leute, die mit diesem „mob" in Verbindung standen, ohne guten Grund angefallen und geschossen worden?

Allein der Präsident hatte sich in General Sheridan geirrt. Dieser, zwar selbst kein Republikaner, ist doch zu sehr Ehrenmann, um sich zur Vertuschung und Weißwaschung eines Verbrechens herzugeben. In seiner sehr ausführlichen Antwort heißt es:

„Die Konvention trat am Mittag zusammen. Nur 26 Mitglieder waren zugegen. Vor dem Versammlungslokale standen einige Neger (Männer, Frauen und Kinder), vielleicht 18 oder 20, und im Lokale selbst befanden sich etwa 150 Neger. Unter allen diesen hatte wohl kaum der zehnte Mann eine Pistole. Gegen 1 Uhr zog eine 60 bis 130 Mann starke Schaar Neger unter Vorantragung der amerikanischen Flagge die Burgundystreet hinauf und über Canalstreet nach der Konvention. Auch von diesen hatte kaum der zehnte Mann eine Pistole, die andern Spazierstöcke oder Knüppel. Viele Zuschauer standen umher und ihr Verhalten gegen die Prozession war feindselig. Es fiel ein Schuß, entweder von einem Polizisten, oder von einem Farbigen in der Prozession abgefeuert. In Folge dessen andere Schüsse, und ein allgemeiner Anlauf gegen die Prozession. Vor dem Lokale warf man sich mit Steinen; doch begab sich die Prozession mit ihrer Fahne in das Gebäude; nur 6 oder 8 Individuen blieben außen. Zwischen einem von diesen und einem Polizisten fand eine Rauferei statt; ein Schuß fiel und nun gaben die Polizisten blindlings Feuer in die Fenster des Sitzungssaales. Nach einiger Zeit ward von diesen eine weiße Flagge herausgestreckt. Darauf stürzte die Polizei in das Gebäude und eröffnete ein wüthendes Feuer auf die Zuschauer und Mitglieder, bis sie ihre Revolver abgeschossen hatten. Dann zogen sie sich zurück, luden von Neuem, drangen dann wieder ein und schossen. Viele Neger und Weiße flüchteten sich zur Thüre hinaus, wurden aber hier von der in einem engern Kreis aufgestellten Polizei niedergeschossen, und wenn sie durch diesen Kreis drangen, von den Bürgern, die einen äußern bildeten. Auf verwundete und unverwundete Gefangenene wurde von der Polizei und den Bürgern geschossen. Am Boden liegende Verwundete wurden todtgestochen, oder ihnen die Köpfe mit Steinen eingeschlagen. Im Hofraum wurden die Neger, die sich dahin geflüchtet hatten, von der Polizei niedergeschossen. Mehrere Menschen wurden straßenweit von dem Versammlungslokal getödtet oder verwundet. Mitglieder der Konvention, die sich als Gefangene in den Händen der Polizei befanden, wurden zum Theil tödtlich verwundet."

General Sheridan fügt hinzu, daß in der Stadt ein bitterer Haß gegen die Nordländer bestehe, und zwar, wie er zu verstehen gibt, seitdem die „Politik" des Präsidenten sich zu voller Blüthe entwickelt hat, welcher es ihnen fast unmöglich mache, anders als in beständiger Todesgefahr dort zu verweilen. Und er erklärt, daß, wenn man die Geschichte vom 30. Juli hingehen lasse, ohne die Urheber der Greuel aufs Unnachsichtlichste zu verfolgen, nicht blos in New-Orleans, sondern auch in andern Orten auf die häufige Wiederkehr solcher Scenen mit Bestimmtheit zu rechnen sei.

So weit die amtliche Geschichte eines Ereignisses, das, freilich an den großen Begebenheiten gemessen, welche um dieselbe Zeit in Deutschland stattfanden, klein erscheinen mag, das aber in den bevorstehenden Parteikämpfen der Vereinigten Staaten eine zu bedeutende Rolle spielen wird, als daß Demjenigen, der diese verstehen will, eine eingängliche Kenntnißnahme von den Details desselben zu ersparen wäre.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Der Hubertusorden], der höchste in Bayern, wurde von Gerhard V., Herzog von Jülich und Berg, im Jahre 1444 gestiftet zum Andenken eines am Hubertustag erfochtenen Sieges. Von Churfürst Johann Wilhelm von der Pfalz wurde er im Jahre 1708 erneuert und von König Max Joseph als erster Orden des Reiches bestätigt und mit dem Verdienstorden der bayerischen Krone in ein engeres Verhältniß gebracht. Nach den neueren allerhöchsten Bestimmungen können den Hubertus-Orden nur Souveräne und regierende Fürsten, ihre Agnaten und Verwandten erhalten oder solche Personen, die der König als besonders würdig hiezu erkennt. Das Ordenskreuz trägt in gothischer Schrift die Worte: „in trau vast." Dreimal ist der Orden an preußische Minister verliehen worden: an Frhrn. v. Manteuffel 1853, von Schleinitz 1860, von Bismarck 1866. Ritter desselben Ordens sind auch unter andern fürstlichen Personen der Herzog Adolph von Nassau und der König Georg von Hannover.

[Der preußische Garibaldi.] Der jüngste preußische Kämpfer im jetzigen Kriege ist ein ächter Berliner Barfüßler im Alter von 12 Jahren. Er ist der 7. Kompagnie des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2 aus Berlin nachgelaufen und hat dieselbe bis jetzt nicht wieder verlassen. Die Kompagnie hat ihn Garibaldi getauft, und unter diesem Namen ist er nicht blos jedem Grenadier, sondern jedem Offizier bis zum Oberst bekannt, ja, er ist sogar dem Kronprinzen vorgestellt worden. Durch allerlei Dienstleistungen ist er der Liebling der Kompagnie geworden. Auf Befehl des Hauptmanns trabt er wie ein Adjutant davon, um Wasser und sonstige Bedürfnisse aufzusuchen, und kommt meistentheils zurück, um den günstigsten Erfolg seiner Mission zu rapportiren. In jedem Gefechte der Kompagnie und in der Schlacht bei Königgrätz hat er tapfer mitgefochten, ohne verwundet zu werden, und hat sich niemals hinter die Schlachtlinie verweisen lassen. Seine alten zerrissenen Kleider hat er mit einem Grenadieranzuge vertauscht, welchen ihm die Kompagnie hat machen lassen.

Der „Bayer. Ztg." entnehmen wir Folgendes über ein Duell im fünfzehnten Jahrhundert: Im Sommer 1485 weilte ein Graf (Eberhard der Jüngere?) von Württemberg längere Zeit zu Nürnberg. In seinem Gefolge befanden sich unter Anderen zwei Edelleute, einer von Seckendorf, der zweite genannt Rinhofer. Ihre Herberge war in des Rathsherrn Anton Musfel's Haus. Eines Tages geriethen Beide in Streit. „Hetten", sagt ein gleichzeitiger Bericht, „glaub ich gespüt, vnd warn vneins vnd veint an ainander, sie wollen es Im veld mit ainander austragen mit slegen oder mit stichen, vnd welcher sein abgieng wer ain zag (Feigling)." Des Morgens darauf stand der Rinhofer früh auf und er forderte von seinem Gegner, ein Gleiches zu thun. Und der Seckendorf sprach: „Ich kum sein noch wol, vnd ging vor zun Predigern Ins closter, vnd was pey vier messen vnd ließ Im segnen sant Johans wyn." Hierauf ritten Beide hinaus vor's Frauenthor „zum hohen crewtz, vnd der Rinhofer stach den sekendorfer vnter dem gemecht ein das er Herab viel vnd starb am stecken."

In Pardubitz sah man zu Ende August und Anfang September das interessante Schauspiel, daß täglich Züge von 50—60 böhmischen und sächsischen Güterwagen — jeder Wagen eine aus Königgrätz, Josephstadt oder Umgegend geflüchtete czechische Familie mit Kindern, Hausthieren und Hausrath aller Art beherbergend — aus Oberungarn in die Heimath zurückkehrten: Familien, welche in diesen selbigen Wagen während der Dauer des Krieges fern an der Theiß und Donau nomadenartig kampirt hatten.

Ein französischer Präfekt schreibt an die Maires seines Departements, daß sie, da die Cholera in der Nachbarschaft ausgebrochen sei, die nöthigen Vorbereitungen für vorkommende Fälle zu treffen hätten. Der Maire eines kleinen Ortes antwortet, er habe alle nöthigen Schritte gethan, und als der Präfekt später nachsehen läßt, ob auch Alles in Ordnung ist, findet es sich, daß der Maire nur eine Anzahl von Gräbern auf dem Friedhofe hat auswerfen lassen — für vorkommende Fälle.

Das Komite, welches sich bereits vor längerer Zeit in New-York gebildet hat, um die Prioritätsansprüche Ressel's auf die Erfindung der Dampfschraube auch in Amerika zur Anerkennung zu bringen, hat den Beschluß gefaßt, dem zuerst in Wien durch eine Statue geehrten Deutschen ein öffentliches Denkmal in Washington zu errichten und seiner Familie eine Nationalbelohnung von Seite des amerikanischen Volkes zuzuwenden.

Charade.

Arabien ist das Heimathland
Von meinen beiden ersten Sylben;
Du kennest nicht das zart'ste Band,
Entbehrst du meine letzten Sylben.
Das Ganz' ist überall bekannt,
Es trinkt und trinkt und kann nicht enden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 233 Dienstag, 2. Oktober 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

IV.

Ein Schmuggel, wie der dieser Nacht, zu dem die Schmugglergenossenschaft noch Hülfe aus der Stadt hatte holen müssen, konnte nicht verborgen bleiben, und ebenso wenig die dabei obwaltenden Umstände. Beim Kaffeetrinken wußte es die halbe Stadt, und die beiden Opfer, die Kameraden Jupp und Roubillon, wurden einstweilen nach allen Richtungen ausgelacht. Wo sie aber waren, das verlautete nur in solchen Kreisen, die zu den nun ruhig heimgekehrten Schmugglern gehörten. Die Waaren hatten Andere bereits so weit fortgeschafft, daß an ein Erreichen nicht mehr zu denken war, zumal die Douane die Richtung nicht kannte, in welcher die Waaren weiter geschafft worden waren.

Unter den Zollwächtern aber konnte man eine große Unruhe und Rührigkeit wahrnehmen.

In der Zollhütte am Markthore befand sich der Lieutenant Ehmann, dessen Rausch vom gestrigen Abende kräftige Spuren in seinem Aussehen zurückgelassen.

Von der Anwesenheit Lenchens auf dem Wörthe wußte zum Glücke Keiner als Jupp, und er hatte selbst Jacques Nichts davon gesagt, weil er diesen als unüberwindliche Plaudertasche kannte.

Als Beide nun unerwartet mit dem Kahne landeten und so eilig als möglich den „Hüwel" heraufkletterten und in die Hütte traten, zog Ehmann seine Stirne in mächtige Falten, blickte sie mit Augen an, die zwar matt und verschwommen aussahen, aber dennoch einen Zornblick entsandten, der in Jupps Herzen eine große Unruhe bereitete. —

Engel, gehen Sie in meine Wohnung und holen Sie Schreibzeug, befahl er. Rasch! Ich muß Verhör halten und Protokolle aufnehmen!

Sie sind Arrestanten! herrschte er den Beiden zu und deutete auf die hintere Bank der Hütte, wo denn, an strengen, soldatischen Gehorsam gewöhnt, Beide in einer Stimmung Platz nahmen, die unerquicklich genug war. Der Lieutenant trat bis zu Engels Rückkehr ins Freie, wo ihm die frische Morgenluft an der brennenden Stirne wohlthat. —

Endlich kam es zur Vernehmung. Jupp berichtete treu bis auf den Einen Punkt, daß ihn eigentlich mehr die Theilnahme für das Mädchen so wachsam gemacht als die Pflichttreue, auf die Schmuggler zu fahnden. Ehmann kannte diesen Punkt nicht oder wollte ihn nicht kennen, und übersah auch das spottende Lächeln der andern Anwesenden, zu Jupp's nicht geringer Freude.

Das Eine aber war für den Lieutenant von hoher Bedeutung, nämlich, daß Jupp und Roubillon gleichmäßig bezeugten, sie hätten unter den Schmugglern Herrmann bestimmt erkannt.

Der Ernst, welcher bisher bei dem Zeugniß Jupp's geherrscht, gab alsbald einem ununterbrochenen Gelächter Raum, als Roubillon Zeugniß zu geben begann. In seiner komischen Weise stellte er alle Ereignisse dar. Obwohl Jupp sich weidlich ärgerte, so erkannte er doch schnell, daß die strafbare Handlung, ohne Mitwissen des Lieutenants den Kahn zu einer Unternehmung auf eigene Faust verwendet zu haben, bedeutend an Schwere verlor, als Roubillon seine Darstellung begann.

Der Lieutenant hatte eben auch keine Lust, Gewicht darauf zu legen, weil er seines eigenen Vergehens gedachte. Er wußte, daß seine Untergebenen ihn nicht lieb hatten, und fürchtete, wenn er strenge wäre, man möchte einmal sein „Töpflein" aufdecken, wo denn gewiß mehr Uebertretung der Pflicht zu Tage gekommen wäre, als die Uebertretungen seiner Untergebenen in Summa. So ließ er es bei einem unumgänglichen Verweise bewenden, hielt aber nur das Eine fest, daß Herrmann erkannt worden sei. In seinem Berichte stellte er die Sache so dar, als habe er um Alles gewußt; verschwieg das „Indensackstecken" der Zweie und wandelte es in ein Ueberwältigen durch plötzlichen Ueberfall in undurchdringlichem Dunkel; wies die Nothwendigkeit der Verhaftung Herrmanns nach, und — aller Schatten fiel weg, während die Sache in glänzendem Lichte hervortrat.

Als Ehmann den Bericht vollendet hatte, rieb er sich die Hände und sagte zu sich: Eine Hand wascht die andere, und keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Mein Bericht ist ein Meisterstück! Geht mitten durch zwischen Wahrheit und Lüge. Was brauchen die da oben Alles zu wissen? Aber der Herrmann, der kecke Bube, soll nicht ungerupft davon kommen. Damit drücke ich dem eifersüchtigen Jupp die Augen zu gegen — meine kleinen Verstöße gegen die Ordnung

im Dienste. Wie du mir, so ich dir! — Nach diesen Worten schnallte er seinen Säbel um, setzte seinen Bonaparte auf und verließ seine Wohnung.

Um dieselbe Zeit gingen Jupp und Roubillon auf ihre Posten, der Eine an die Bombach, der Andere ans alte Kloster.

Jupp, sagte Roubillon, gib Acht, wir kriegen Beide noch eine Belohnung für unsern Eifer. Ich kenne den Lieutenant. Er muß uns rein waschen, sonst riskirt er, daß sie ihm am Zeuge flicken. Das Sprichwort sagt: Wer selbst ein gläsernes Dach hat, darf nicht mit Steinen auf and'rer Leute Dächer werfen.

Jupp, der noch ansehnliche Unruhe in der Brust hatte, überlegte sich das, was sein Leidensgefährte gesagt, und kam vollkommen beruhigt an seinem Posten an.

* * *

Kurz vorher, ehe Lieutenant Ehmann seine Wohnung verlassen hatte, standen unter den Linden am Kloster, vor dem Zollthor, ein Trupp Knaben und mitten unter ihnen der, welcher diese Geschichte erzählt. Es war die Zeit der Sommerferien, und die Bubenherzen daher federleicht. Spielen hieß es vom Morgen bis zum Abende und, da bekanntlich die Knabenspiele ihre regelmäßige Zeitordnung haben, so war es damals gerade die zweite Periode des Klickerspiels, dessen erster Zeitraum in die frühen schönen Frühlingstage fällt.

Für's Erste war das Spiel unterbrochen; denn Einer, unser Spielgenosse Stephan, erzählte die Begebenheiten der Nacht auf dem Wörthe und was d'rum und d'ran hing. Er hatte es erlauscht, als sein Vater, der Schmied, es heilig seiner Mutter erzählte; aber daß Herrmann, den wir, weil er so freundlich gegen uns war, so lieb hatten, in Gefahr schwebe, das ahnte Keiner von uns. Wir freuten uns des gelungenen Schmuggelstreiches, ohne den sittlichen Werth des Schmuggelns zu prüfen. Es war die Freude, die eigentlich jedes frische Bubenherz fühlt, wenn eine verhaßte Sache einmal recht überflügelt wird und List und Schlauheit siegen. Erschienen uns ja doch die Schmuggler als Helden im Kampfe gegen eine unrechte Einrichtung. Buben prüfen nicht, und das Schmuggelwesen hatte im Volksurtheile seine Berechtigung. Wir hörten das alle Tage und stimmten zu, weil Alle zustimmten und Alle Vortheile hatten, wohlfeilen Kaffee, Salz, Tabak und wie Dinge heißen, die Lebensbedürfnisse sind oder geworden sind. Daß die Grünröcke geprellt worden waren, und namentlich der tückische, Allen verhaßte Jupp und der Schalksnarr, der Roubillon, der alle Welte utzte und uns nicht vor der Douanenhütte am Markthor unter dem Kastanienbaume spielen ließ oder unter der Linde am Fleischthore, wo die Lindenmaje gehalten wurde an den Sonntagnachmittagen — wenn er da auf Posten stand, das war uns eine Seelenfreude.

Der Gegenstand wurde lebhaft und in ächter, frischer Bubenweise besprochen und belacht; aber es fielen einige Regentropfen, und das Klickerspiel lag uns doch recht nahe am Herzen.

Stephan hat eine ächte, rechte Spielratze, der, wenn Viere nur zusammen waren, sogleich ein Spiel begann. Kommt, wir wollen unter der Linde spielen! rief er aus. Der Roubillon steht heute dort nicht Posten. Ich sehe es! Was brauchen wir so weit hinunter zu laufen? sagte ein Anderer; wir wollen die Zollgasse hinauf gehen, in die Kellerei, unter den Ueberbau am Thore. Da ist's trocken, es kann und mag regnen, wie es will, und der Gendarmen-Wachtmeister Rigaud ist ein guter Kerl, der jagt uns nie hinaus. Kommt! —

Er sprang den „Hügel" hinab, dem Zollthore zu, und wir Alle hintend'rein. Selbst Stephan, der lebendige Geist des Widerspruchs, fügte sich und folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kinzigthal und seine Umgebung.

(Fortsetzung.)

Langenselbold, ein sehr bedeutendes Dorf, welches eigentlich aus 4 Dörfern, nämlich dem sogenannten Oberdorf, Hinterdorf, Hausen und Klosterberg zusammengewachsen ist. Auf dem sogenannten Klosterberge wurde um 1100 von dem Edlen Dittmar, Grafen von Hardeck (oder Gelnhausen?) ein Mönchkloster nach der Regel des hl. Augustin gestiftet, und von dem Gründer sowohl, als auch von mehreren Päpsten, Kaisern und Edlen mit Privilegien, Rechten, Zehnten und Gütern im Kinziggrunde und am Rhein reichlich begabt. Es stand unmittelbar unter dem Schutze des Papstes. Dadurch und durch ihren spätern Reichthum wurden die Mönche so frech und zügellos, daß Papst und Erzbischof sich mehrmals zur Korrektion des Klosters genöthigt sahen. Später kam es durch mancherlei Verluste sehr herunter, bis es endlich durch Säkularisation 1543 in eine Besitzung des Hauses Ysenburg verwandelt wurde. Auf dem Boden des gänzlich verfallenen Klostergebäudes wurde später ein fürstliches Schloß erbaut.

Rückingen, ein den sämmtlichen Ysenburgischen Linien gemeinschaftlicher Flecken an der Kinzig, mit einer alten Burgwohnung. Die ältesten Besitzer dieses Ortes waren die Edlen von Rückingen (Ruggingen, auch oft Rüdigheim), die als Burgmannen von Gelnhausen und Patrizier von Frankfurt sehr oft genannt werden. Die alte, sehr feste Burg wurde, weil Johann von Rüdigheim, „der Marktschiffschinder", mehrere Kaufleute daraus beraubt hatte, von König Ruprecht im Jahre 1404 erstürmt und zerstört. Johann von R. erhielt darauf wieder Begnadigung und Erlaubniß, einen Bauhof daselbst zu errichten, doch ohne alle Befestigungen.

Dieses ist die noch stehende alterthümliche Burgwohnung. Nach dem Aussterben der ersten Besitzer übergab Ysenburg Rückingen an die Herren von Rüdigheim, nachher an die von Fargel und zuletzt an die von Kanzetsky-Eftidorf zu Lehen, bis es nach Erlöschung der letzten Familie 1759 dem Hause Ysenburg wieder zufiel.

Hanau, schöne und gewerbthätige Stadt am Einflusse der Kinzig in den Main, Hauptstadt der Provinz Hanau. Als Sitz eines uralten, später in den Grafenstand erhobenen Dynastengeschlechtes kommt sie unter dem Namen Hagenaw schon frühe vor.

Kehren wir nun zu den Quellen der Kinzig, so beachten wir herabsteigend zuerst Ramholz (Römerts Ramundes), ein Dorf am Kinzberge gelegen, schon früher der Wohnsitz der Grafen von Degenfeld. Merkwürdiger als der Ort sind die nahen Ueberreste des uralten Bergschlosses Steckelnberg, früher Stechilenberg genannt, von dem sehr steilen Berge, worauf es lag. Denn steil heißt in der Volkssprache noch jetzt steckel, stechel, stichel. Früher schon war diese trotzige Veste erbaut, und der Wohnsitz eines edlen Geschlechtes, welches im Lehnsverbande mit dem Bisthum Würzburg stand. Als Zeugen bei verschiedenen Gelegenheiten kommen in Urkunden vor: Heinrich v. Steckelnberg 1170, Rupert v. Steckelnberg 1265, Hermann v. Steckelnberg 1303 und 1320. Später nach dem Aussterben der ersten Besitzer hatten Ganerben, deren um 1458 an 36 waren, das Schloß inne. Diese trieben von der Burg aus Wegelagerei, verweigerten dem Stifte Würzburg die Oeffnung, und plackten selbst das Gebiet desselben. Da zog 1458 Bischof Johann mit Landvolk und Wenigen vom Adel vor die Burg, und gewann dieselbe, fing auch etliche vom Adel darin. Aber auf großes Flehen gab er 1459 dieses Schloß denen von Hutten, welche zu den Ganerben gehört hatten, wieder zurück. Sie mußten es aber als des Stiftes Eigenthum zu Lehen nehmen, dem Stifte ewige Oeffnung verschreiben, und keine Ganerben annehmen, es hätten sich denn dieselben auch gegen Würzburg verschrieben. Die Gefangenen wurden dann auf Urphede frei gegeben. Dieser Vertrag wurde erneuert 1468 durch Bischof Rudolf mit Ludwig (Ritter) Hans Frobin, Lorenz, Barthalomeß und Jobst von Hutten. Diese Uebereinkunft wurde aber von Seiten der Burgmänner nicht ganz treu gehalten, was noch zu mannigfachen Händeln Veranlassung gab, in deren Folge die Burg sehr beschädigt wurde, bis sie endlich gänzlich zerfiel. Sie scheint früher sehr fest gewesen zu sein. Einer Sage nach soll ein unterirdischer Gang auf das alte Schloß Brandenstein führen. Ulrich von Hutten und Martin Luther haben sich längere Zeit daselbst aufgehalten.

Am Ufer der Kinzig, oder nahe dabei, in dem Winkel zwischen Herolz, Elm und Schlüchtern stand in tiefer Vorzeit ein Dorf Kinzicha oder Chinziha, welches in einer Schenkungsurkunde vorkommt, wodurch ein gewisser Bürgeo alle seine Güter bei Elm, an der Gemärkung des Dorfes Kinzicha', dem Kloster Fuld übergibt, im Jahre 796. Auch später kommt es in einem Vertrage zwischen Abt Ratger v. Fuld und Bischof Wolfgar von Würzburg vor, im Jahre 815. Nach dieser Zeit verschwindet es völlig; durch welche Veranlassung, ist uns unbekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand in Abasien und der Sklavenhandel.

Konstantinopel, 4 Sept.

Der letzthin aus Trapezunt angelangte Dampfer brachte uns einige nähere Details über den Aufstand in Abasien. Längs des ganzen Kaukasus hat sich eine Verschwörung gebildet, die, wie behauptet wird, durch ganz Rußland verzweigt, sich bis auf Sibirien erstrecken soll, an jener Küste jedoch bloß in Daghestan und Sukum-Kaleh zum wirklichen Ausbruch kam. Die in Tscherkessien noch immer zahlreichen Sklavenhändler, insbesondere jene von Abasien, standen dießmal, weil denselben der edle Erwerb eingestellt wurde, und wegen Erhöhung der Steuern an der Spitze der Bewegung. Es war beschlossen, die gesammte Garnison von Sukum-Kaleh niederzumachen, und dann nach der Türkei auszuwandern.

Die gänzlich unvorbereitete russische Besatzung wurde wirklich im Schlaf überrumpelt, der Kommandant sammt seiner Familie und sämmtlichen Offizieren ermordet, die Stadt an mehreren Punkten angezündet. Es gelang indessen der Garnison, sich zu sammeln, und nach dreistündigem mörderischen Kampfe wurden die Empörer mit einem Verlust von 300 Todten auseinandergesprengt; doch auch die Russen hatten einen Verlust von 100 Mann. Tags darauf wurden Truppenverstärkungen von Poti nach Sukum abgeschickt.

Die Abasen, richtiger Abachasen, die es gleich vielen anderen Stämmen vorzogen, in ihrem Vaterland zu bleiben und sich der russischen Oberhoheit zu unterwerfen, gehören zu den rohesten Volksstämmen des Kaukasus; sie besitzen weder den ritterlichen Sinn der Adighe, noch die Biederkeit der Georgier, noch den Gewerbefleiß der Lesghier, überhaupt keine der hervorstechenden Eigenschaften, wodurch die übrigen Gebirgsvölker sich mehr oder weniger auszeichnen.

Nach der Türkei sind blos drei Stämme ausgewandert; noch befinden sich zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meer, abgerechnet die Abachasen, zahlreiche Familien der Adighe, der eigentlichen Tscherkessen, der Kabarden und der Ossetyn. Auch im übrigen Kaukasus mangelt es an Gebirgsvölkern anderweitiger Stämme nicht, welche den Russen, obwohl der Kaukasus faktisch erobert ist, gelegenheitlich noch manche heiße Stunde verursachen dürften.

Digitized by Google

Was den Sklavenhandel anbelangt, hat die Türkei seit der Einwanderung der Tscherkessen gegenwärtig zwei Bezugsquellen. Einen Theil der menschlichen Waare liefert, wie dieß seit undenklichen Zeiten gebräuchlich ist, der Kaukasus, einen andern Theil finden die Effendis im Lande selbst vorräthig. Zwar wird der Handel nicht mehr so offen wie früher betrieben, blüht aber trotz dem löblichen Verbot unter der Hand so ziemlich lebhaft fort. Wir beharren bei der Ansicht, daß diese mit dem Koran so innig verbundene Institution, so lange der unabhängige Islam existirt, fortdauern wird. Neuerer Zeit indessen beschränkt sich der Handel mehr auf weibliche als auf männliche Individuen, und da jeder Orientale sich seine Frau, wenn sie auch ein freigeborenes Mädchen ist, so zu sagen erkauft, so läßt sich diese hier so sehr festgewurzelte Sitte von einem mildern Standpunkt betrachten.

In der Türkei spielt der Sklave bekanntlich eine ganz andere Rolle, als in jenen Ländern, wo einstens der Negerhandel getrieben wurde und zum Theil noch immer fortbesteht. Der Weg zu den höchsten Ehrenstellen im Staate steht ihm offen. (Freilich nicht selten durch sehr unehrenhafte Dienste.) Noch immer zählen wir hier viele Würdenträger, die einstens in Topchane als tscherkessische Sklaven verkauft wurden. Die hülfsbedürftigen Mädchen finden ein gutes Unterkommen. Denn da die Tscherkessinnen die türkischen Frauen gewöhnlich an Schönheit weit überragen, so spielen dieselben in den Harems auch fast immer die Rolle der Herren. Die gegenwärtige Mutter und die Kadinen des Beherrschers der Gläubigen waren tscherkessische Sklavinnen. Ebenso die Vizekönigin von Aegypten. Der gesammte weibliche Hofstaat des Sultans, der Prinzen und der Prinzessinnen bestehen aus Tscherkessinnen. Seit undenklichen Zeiten rollt in den Adern sämmtlicher Glieder der kais. osmanischen Dynastie und beinahe sämmtlicher vornehmen Türken, ja sogar solcher aus dem Mittelstande, tscherkessisches Blut. Die Russen sind bekanntlich keine sonderlichen Philanthropen, und daß sie den Sklavenhandel zu unterdrücken suchen, hat zum Theil politische Motive. Sie wollen nicht, daß das erschlaffte Türkenvolk sich durch Beimischung kaukasischen Bluts neu kräftige und belebe.

Die eigentlichen Sklavenhändler sind in der Regel türkische Unterthanen, die sog. Lassen, deren Gebiet von Trapezunt längs der Küste des schwarzen Meers bis an die georgische Gränze sich erstreckt: diese sowohl als auch die Tscherkessen sind äußerst gewandte und kühne Seefahrer. Rußland mag daher die Ostküste der Pontus noch so streng absperren, sie werden dennoch mit ihrer hier so sehr gesuchten Waare den Weg immer nach Trapezunt, Samsun und Stambul zu finden wissen.

Mannigfaltigkeiten.

[Erdbeben in Slavonien.] Aus Esseg wird vom 14. Sept. Folgendes geschrieben: In der Nacht vom 11. auf den 12. ds., Punkt 12 Uhr, wurde hier ein ziemlich starkes, beiläufig 3 Sekunden anhaltendes horizontales Erdbeben verspürt, welchen in kurzen Zwischenräumen noch zwei schwächere Stöße folgten. Der Stoß war im westlich gelegenen Theile der Stadt bedeutend heftiger, so daß daselbst an den Wänden hängende Gegenstände, wie Uhren und Spiegel, sogar herabfielen, und scheint die Bewegung von Westen nach Osten stattgefunden zu haben. Das Barometer, welches Tags vorher schon auf 336 Wiener Linien (28 Zoll) gesunken war, zeigte am Morgen des 12. einen weitern Rückgang von 3 Linien. Unmittelbar nach dem Erdbeben folgte ein sehr mäßiger Niederschlag.

Charade.

Ach! ganz bin ich es leider längst gewesen,
Weil ich vergebens dir geklagt.
Die beiden Letzten hast du oft gelesen,
Wenn ich dir, was du bist, gesagt.

Ich ließ mich von den beiden Ersten führen,
Doch ihre Lehre ward mir Durst,
Denn du verstand'st es, mich zu überführen,
Fühlt Nichts das Herz, hilft keine Kunst.

Doch nimmer kann, was die vier letzten Zeichen
Voll Kunst in Tönen variirt,
Der Klagen Variationen gleichen,
Die dir mein Herz schon komponirt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 226:

Räthselsäcklein thu' dich auf!
Möcht' hinein 'mal schauen,
Hast was Schön's — ich wette d'rauf;
Doch, wer kann dir trauen?

Und das Säcklein öffnet sich —
Was sind seine Gaben?
Ach! es ist ja nur ein „Pfennig", —
Und den soll „Peter" haben.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bull und'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 234 Mittwoch, 3. Oktober 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

Die Kellerei war ein weites, umfangreiches Gebäude, links, wenn man vom Oberthore kam, das erste Gebäude am Thore selbst. Es hatte einen großen Hof, ein umfangreiches Wohngebäude an der Straße, große Keller, Ställe, Remisen und Magazine. Gerade am Thore des Eingangs, rechts, befand sich ein ziemlich großer Ueberbau, dessen Zweck nicht mehr deutlich war. Er ruhte der Länge nach auf der Hauptmauer und ebenso der Breite nach auf derjenigen, welche den Ställen als Seitenwand diente, vornen aber mit einem ungeheuer dicken Eichenbalkon auf einem derben, wohlfundamentirten, viereckigen Sandsteinpfeiler, so daß der untere Raum leer und frei war. Das war der köstlichste Platz zum Klickern, immer trocken und von oben geschützt. Da mochte es stürmen — es war kein Zugwind; da mochte es „Knebel und Spieße regnen", wie man für einen heftigen Platzregen bildlich sagte — es war staubtrocken. Und wenn es im Winter Schnee gab, wir fegten ihn sorgfältig weg, wenn er etwa bei starkem Schneewehen hineingerathen sein sollte, und hatten, was wir wollten, den köstlichsten Spielplatz, wo wir sicher waren, immer spielende Genossen zu finden.

In dem Wohngebäude wohnten zu Pfälzerzeiten immer der Herr Hofgerichtsrath und Landschreiber, der churpfälzische Gerichts- und Verwaltungsbeamte des „Oberamts Bacharach" und der „Herr Keller" oder der Renteibeamte, der die Wein- und Fruchtzehnten einnahm, in den Scheunen und Kellern barg und überhaupt die Steuern einnahm. Es war ein Staatsgebäude und wurde zu der französischen Zeit nur dazu verwendet, den zwei reitenden Gendarmen und ihrem Wachtmeister zur Wohnung zu dienen. Ihre drei Pferde standen in dem Stalle, an den unser Spielplatz anstieß. Das Thor war den ganzen Tag offen, und so hinderte und hemmte uns Nichts. Die Gendarmen wohnten oben und weit genug weg, um von unserem Geschrei und Spielgezänke nicht gestört zu werden.

Dieß unübertreffliche Spielplätzchen war bald erreicht, und kaum hatte das Spiel begonnen, so kam des Wachtmeisters Sohn, ein Altersgenosse von uns, und trat in das Spiel ein.

Ich hatte das Unglück, schnell „abgethan" zu werden, das heißt, durch das Treffen meines Klickers das Recht an dem „Satze" und dem Spiele zu verlieren, und lehnte an dem Pfeiler, die Gänge des Spiels beobachtend.

Meine Aufmerksamkeit wurde indessen bald genug abgelenkt von einem Gegenstande, der eine ungleich größere Wichtigkeit hatte.

Der Douanenlieutenant Ehmann schritt nämlich eifrig zum Thore herein und fragte den Sohn des Wachtmeisters französisch: Ist Dein Vater zu Hause?

Der Knabe bejahte und setzte hinzu: Er ist eben im Stalle, nach seinem Rappen zu sehen.

Ruf' ihn heraus! sagte Ehmann, und der Knabe ging.

Bald darauf trat der Wachtmeister aus dem Stalle und zu Ehmann, der etwa vier Schritte von mir stehen geblieben war.

Ich verstand das Französische wie meine Muttersprache, und daran mochte Ehmann nicht denken oder es nicht wissen, als er den Wachtmeister begrüßend, sogleich auf das Ereigniß dieser Nacht einging.

Der Wachtmeister kannte es noch nicht und hörte deßhalb mit gespannter, ungetheilter Aufmerksamkeit das an, was ihm Ehmann rückhaltlos, weil sich für vollkommen sicher haltend, erzählte.

Ein rheinisches Sprichwort: Kleine Kessel, große Ohren, und bezeichnet damit die Neugierde und Aufmerksamkeit der Kinder für und auf solche Dinge, die sie eigentlich Nichts angehen, darum aber um so wichtiger für sie sind. Dieß Sprichwort fand bei mir seine vollste Anwendung und Bewährung. Ich war ganz Ohr. —

Da vernahm ich denn, daß des Lieutenants Darstellung sehr weit von dem Thatbestande abwich, den uns eben Stephan mitgetheilt hatte. Er ließ wesentliche Umstände weg, und das war freilich natürlich; denn er theilte den wesentlichen Inhalt seines Berichtes an den Kapitän der Douaniers in Oberwesel mit, den er so zugestutzt hatte, wie es eben in seinen Kram taugte, und Jupp und Roubillon, die ihn, wie schon bemerkt worden ist, in ihrer Hand hatten, weniger belastete.

Da aber blieb als wesentlichster Punkt, daß Beide meinen Freund Herrmann erkannt hatten, und daß Ehmann die Gendarmen zu Hülfe rief, um ihn heute noch und wenn es dunkelte und Herrmann zu Hause sei, gefangen zu nehmen. Der Wachtmeister ging natürlich sogleich darauf ein, und Alles wurde weitläufig abgeredet.

Der Wachtmeister begleitete den Lieutenant noch bis unter das Thor, und sie schieden dann.

Da ich am Spiele keinen Antheil mehr hatte, so verließ ich alsbald den Spielplatz und ging langsam die Zollgasse hinunter, um reiflich zu überlegen, was hier zu thun sei, um Herrmann zu retten.

Am Wirthshause „zum goldenen Rade" angelangt, das die Ecke der Zoll- und Untergasse bildet, stieg ich die breite Treppe neben dem Zolle hinauf und gelangte auf den Gang, „die Mauer" genannt, weil die Häuser der Untergasse, die wider der Stadtmauer, die „Rheinmauer" genannt, stehen, durch den Ueberbau ihrer oberen Stockwerke, welche auf der „Stadtmauer" ruhen, einen Gang der ganzen Rheinlänge der Stadt nach bilden, auf den man an vielen Stellen durch breite Stiegen gelangt. Sein — stellenweise spärliches — Licht empfängt dieser Mauergang durch große, fensterartige Oeffnungen gegen die Rheinseite. Sie heißen: „Mauerfenster". Bei dem ersten Mauerfenster blieb ich gedankenvoll stehen. Ein gewaltiger Schrecken war mir durch die Seele gefahren, als ich vernahm, daß die beiden Geprellten Herrmann erkannt hatten, und daß der treue Junge noch an diesem Abende sollte gefangen genommen werden. Ich wußte, daß die Galeerenstrafe das Sichere war, das ihn erwartete.

Meine Entfernung war keinem der Spielenden aufgefallen. So konnte ich ungestört überlegen, was ich thun soll, und ebenso konnte es nun auch Niemand erfahren, durch wen Herrmann von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet worden war — was bei der Strenge, welche in solchen Fällen angewendet zu werden pflegte, keine kleine Wichtigkeit hatte und wohl das Herz „wackelig" machen konnte Dem, der solchen Antheils sich bewußt war, den man zum schwersten Verrathe stempelte.

So wenig ich drunten unter den Linden am Kloster eine sittliche Goldwage anzulegen im Stande war, ebenso wenig hier. Es galt mir eben nur den Freund retten, der alten, braven Mutter den sie ernährenden Sohn erhalten und den verhaßten Douaniers ihr Opfer entreißen, den Triumph entwinden, den sie schon in ihren Händen zu haben meinten, besonders der Allen verhaßte tückische Jupp. — Ich will es nicht in Abrede stellen, daß mir das Herz pochte, wenn ich daran dachte, welche Folgen es haben könnte, wenn man erführe, daß ich das Gespräche der Beiden verrathen hätte; aber die Liebe zu dem braven Herrmann war zu groß; ich eilte zur Mauerthür des Hauses seiner Mutter und trat hastig in das Stübchen.

Herrmann hatte durch die Strapatzen einer durchwachten und durcharbeiteten Nacht bis tief in den Tag hinein geschlafen und saß eben am Tische, sein spätes Morgenbrod zu essen. In dem Stübchen der Wittwe herrschte die größte Ordnung und Reinlichkeit bei größter Einfachheit und fast ärmlicher Ausstattung.

Die Klammbrille auf der Nase, saß die ehrwürdige Frau am Fenster und strickte.

Beide wurden durch mein Kommen nicht erschreckt; denn ich war ja der tägliche Besuch, der stets willkommene Gast, wenn Herrmanns Mutter ein Gericht Backfische hatte, die sie so krachig und fest zu bereiten verstand, und — bei deren Fang ich meistens thätig gewesen war, nämlich das Steuer geführt hatte, während Herrmann das mit Kugeln gesäumte Wurfnetz kunstgerecht vom linken Arme im Bogen in die Wellen warf und es nun drehend und die Fische in die Maschen beschließend, wieder in den Kahn hob, dort es wieder entrollte und die gefangenen Fische in den bereitstehenden Zuber warf.

Dennoch mußte mein Aussehen die innere Bewegung ausdrücken; denn Herrmann fuhr auf und rief: Wilhelm, Du bringst eine Hiobsbotschaft?

Leider ja, erwiderte ich und setzte mich in den neben dem Ofen stehenden, lederbezogenen, uralten Großvaterstuhl, der den Namen „Sorgenstuhl" wohl kaum anders denn mit großem Rechte trug.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kinzigthal und seine Umgebung.

(Fortsetzung.)

Gaunerz (Sanders), ein jetzt unbedeutendes Dorf in einem Seitenthale des Kinzigquellandes, gehörte ehemals einer Huttenschen Linie als Fuldisches Lehen. Nach dem Tode des Letzten dieser Linie, Hartmann von Hutten 1704, fiel es als eröffnetes Mannlehen an Fuld zurück, und alle Güter wurden nebst andern von Fürstabt Adolph von Dalberg 1735 zu einer Probstei verwandelt.

Herolz (Heroldes) an der Kinzig, wird zuerst erwähnt in Stiftungsbriefen des Klosters St. Andreas bei Fulda 1030, und kommt als sehr ansehnlicher Ort vor 1287 in einer Urkunde Abts Marquard von Fulda, der daselbst eine Veste anlegte. Von diesem Orte benannte sich ein edles Geschlecht, welches die Schirmvogtei darüber von Fulda zu Lehnen trug. In Urkunden kommen vor Gottfried v. Herolz und seine Gattin Petronella (1295) und deren Sohn Gottfried 1320.

Vollmerts, ein Dorf, das zwar schon frühe, 1300, aber ohne Bedeutung genannt wird. Es hieß

früher zum Folmondes, und gehörte als Hanauisches Lehen den Herren von Hutten, welche auch daselbst einen Burghau hatten, der noch 1643 vollkommen erhalten war. Hier vereinigen sich die verschiedenen Quellwasser der Kintzig.

Elm (früher Elmbaa) an dem Elmbache, einem Nebengewässer der Kintzig; ein ziemlich großes Dorf, welches schon 795 in Schenkungsurkunden an's Kloster Fulda vorkommt. Schon damals war es Wohnsitz edler Geschlechter.

Brandenstein, ein nun in Trümmern liegendes Schloß; in frühster Zeit eine den Grafen von Rieneck gehörige Burg, und später mit der Rieneck'schen Erbschaft an Hanau gekommen, der Hauptort eines Amtes.

Schlüchtern, eine Stadt am Zusammenflusse der Elmbach und der Kintzig, da, wo die Kintzig zuerst eine eigentliche Thalbildung beginnt. Sie hat ihre Entstehung und Fortdauer einem Benediktinerkloster zu verdanken, welches um 774 bei einer schon lange vorher bestehenden Kapelle des h. Laurentius gegründet wurde, und zu den ältesten Stiftungen dieses Ordens in Deutschland gehörte. Sein Name ist auch Solitaria (Einöde), wunderlich in Sluthern, Sluchtren, Sluchtern, Slüchtl, Slüchter, Schlüchtere, Schlüchtern verdreht worden. Geistlicher und weltlicher Oberherr von Kloster und Ort war das Bisthum Würzburg, in dessen Lehnsverbande zuerst die Edeln von Grumbach, und deren Erben, die mächtigen Grafen von Rieneck-Rotenfels, zugleich mit den Reichsfreiherren von Trympurg die Schirm- und Kastenvogtei ausübten. Durch Erbschaft, Kauf und Tausch kamen bis zum Jahre 1377 alle die verschiedenartigen Rechte über das Kloster an die 1429 in den Reichsgrafenstand versetzten Herren von Hanau, so daß Würzburg nur noch das jus diœcesanum hatte. Auch dieses verlor Würzburg, als unter Abt Peter Lotichius (1434) die Reformation eingeführt und das Kloster in ein reformirtes Gymnasium verwandelt wurde, dessen Vorsteher aber fortwährend den Titel Aebte führten. Würzburg vergaß aber seine Ansprüche nicht, sondern erneuerte sie öfters, wurde auch während des dreißigjährigen Krieges eine Zeitlang wieder der verlorenen Rechte Meister, mußte aber zuletzt wieder Alles an Hanau abtreten, welches von 1656 an im ungestörten Besitze desselben blieb. Mit der übrigen hanauischen Erbschaft kam nun das Kloster und sein Zugehör an Hessen-Kassel. Der Ort Schlüchtern hat erst um das Jahr 1500 Stadtrecht erhalten.

Niederzell, ein Dörfchen nahe bei Schlüchtern, welches als cella von dem Kloster Schlüchtern begründet wurde, und auch zu demselben gehörte. Es ist merkwürdig als Geburtsort des Peter Lotichius (Lotz), der als trefflicher Dichter, als gründlicher Gelehrter berühmt geworden ist. Durch Niederzell geht die Leipziger Heerstraße, welche auf einer steinernen Brücke daselbst über die Kintzig setzt.

Steinau, genannt an der Straße, eine Stadt an der Kintzig, nahe beim Steinaubache, welcher dort einmündet. Der Ort hat sich schon frühe um ein sehr altes, den Grafen von Hanau gehöriges Schloß gebildet, und in neuerer Zeit Stadtrechte erhalten.

Aal, ein unbedeutendes Dörfchen an der Straße, welches früher Mainzisch war. Ein Denkstein im Wiesengrunde erinnerte an ein Scharmützel mit einer Zigeunerbande, worin der Schultheiß von Aal erschossen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin-Mutter als Krankenpflegerin.

München, 25. September.

Hier, wo seit Monaten aus begreiflichen Gründen Verstimmung herrschte und auch die zurückkehrenden Truppen, trotz der bewiesenen Tapferkeit, keinen freudigen Empfang erhielten, ist gestern Abend unsere Königin-Mutter bei ihrer Rückkehr von ihrem Besuch in sämmtlichen Lazarethen von Verwundeten in Unter- und Mittelfranken auf eine ebenso herzliche wie rührende Weise empfangen worden. Seit dem Mai hat die hohe Frau nicht nur die größten Opfer an Geld, sondern auch an Mühe und Zeit zur Anschaffung alles nöthigen Bedarfs für die Verwundeten gebracht; sie hat den Frauen aller Stände das Beispiel gegeben, zusammenzuwirken und gemeinschaftlich zu arbeiten; denn jeden Tag war sie mitten unter vielen fleißigen Frauen beschäftigt, für Alles Sorge zu tragen, was in den Lazarethen erforderlich ist. Und als nun die ersten traurigen Nachrichten von Verlusten und Niederlagen kamen, da rastete sie nicht, bis die vorbereitete Hülfe durch Vertrauensmänner an Ort und Stelle gebracht wurde und bis durch verschiedene Aerzte die transportablen Verwundeten in die von ihr ausgestatteten Lazarethe geleitet waren. Mit praktischem, liebevollem und zartem Sinn sorgte sie für alle Bedürfnisse ihrer Kranken, und während sie den verwundeten Offizieren auch jeden Komfort (so z. B. Sopha's und Lehnstühle aus ihren eigenen Gemächern) verschaffte, scheute sie auch an dem Schmerzenslager des ärmsten Soldaten sich nicht, beim Verbinden und bei den traurigsten Scenen der Amputation oder des Todeskampfes hülfreichen Beistand zu leisten oder die Worte des Mitleides und des Trostes den Leidenden zu spenden. Wie viel der Bienenfleiß der unter ihr arbeitenden und durch sie angeeiferten Frauen zu Stande gebracht hat, davon geben die endlosen Verzeichnisse aller der Leibwäsche, Bettstücke, Lazarethgegenstände und Kisten mit Erfrischungen, die seit Anfang Juni verschickt wurden, Kunde, und von dem herzlichen Zutrauen und der aufrichtigen Verehrung,

welche sie sich bis zum ärmsten ihrer Landeskinder herab erworben, hat Jeder, der einen ihrer Verwundeten gesprochen, hören können. Nachdem der Friede hergestellt und ihre Vorräthe fast erschöpft waren, trieb ihr Herz sie noch, die Schwerverwundeten, die man nicht nach Oberbayern hatte bringen können und die noch in den verschiedenen Spitälern qualvolles Leiden an's Schmerzenslager fesselt, selbst aufzusuchen, um auch noch ferner für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Sie reiste von Ort zu Ort, besuchte jedes Lazareth, sprach mit jedem Verwundeten und gab dazwischen Nachricht hieher, wohin man noch Dieß und Jenes schicken sollte; sie theilte Geschenke aus, auch an Personen, welche aus gleichem freien Antrieb sich der Verwundeten angenommen hatten, und erfreute mit Worten der Anerkennung und des Dankes die, gleich ihr, Mildthätigen. Wer sich einigermaßen in die Lage dieser armen Soldaten versetzt, die nun schon seit dem Juli auf dem Schmerzenslager liegen, lauter junge, kräftige Leute, die an schweren Verwundungen langsam und unter zunehmenden Qualen dahinsterben, fern von ihrer Heimath, dazu den Tod vor Augen und die traurige Einförmigkeit eines Lazarethes, von vielen Leidensgefährten umgeben und mit dem Bewußtsein, für eine unterlegene Sache das Leben hingegeben zu haben: Der kann sich denken, wie es sie erquicken und erheben mußte, wenn ihre Landesmutter, von der sie schon so manche Gabe zugesandt erhalten hatten, nun selbst hergereist kam, mit Worten der Theilnahme an ihr Lager trat und keine Mühe und kein Opfer scheute, um, so viel an ihr ist, ihre Leiden zu mildern. Und als sie nun gestern Abend von dieser achttägigen Reise, auf welcher sie Unglaubliches geleistet hat, mit dem Eilzug Abends um 10 Uhr hier eintraf, wurde sie, obgleich die patriotischen Hülfsvereine erst Mittags ihre Rückkehr durch Maueranschläge gemeldet und zu der Ovation aufgefordert hatten, von einer zahllosen Menschenmenge enthusiastisch empfangen. Die Vorstände der Vereine brachten ihr mit Riesenbouquets, Reden und Schriften ihre Huldigung dar, und als sie ihren mit Blumenguirlanden verzierten Wagen bestieg, wurde derselbe noch mit Hunderten von Sträußen überschüttet und förmlich bedeckt. Musik, bengalisches Feuer und der Zuruf vieler Tausende begleitete sie durch die tageshell erleuchteten Straßen bis an das mit Blumen geschmückte Portal der Residenz, vor dem die Menge noch lange stand, und so lange die Lichter nicht erloschen, nicht müde wurde, ihr Hochs auszubringen.

Mannigfaltigkeiten.

In Chamounix ist der 96jährige Führer Fournier gestorben, welcher 1787 mit Saussure den Montblanc bestieg.

In einem rheinischen Badeorte weilte bis vor Kurzem ein reicher Russe, der eine Menge Geld darauf gehen ließ, wovon viele Gewerbetreibende des Ortes profitirten, mit Ausnahme eines Kunstfeuerwerkers, der sich hiedurch bewogen fand, dem reichen Manne einen Besuch zu machen und ihm vorzustellen, daß auch er gern etwas verdienen möchte. Der Russe bedenkt sich nicht lange und bestellt sofort ein Feuerwerk zum Preise von 300 Thalern, beifügend, daß dasselbe anderen Tages Mittags Punkt 12 Uhr müsse abgebrannt werden. Der Künstler wendet ein, daß ein Mittags 12 Uhr abgebranntes Feuerwerk unmöglich Effekt machen könne, aber der freigiebige Nordländer besteht auf seinem Verlangen, daß er am fraglichen Tage Mittags 1 Uhr abreisen werde und jedenfalls das Feuerwerk doch sehen müsse. Die bezeichnete Stunde war eine **conditio sine qua non**, und da unser Feuerwerker mehr Werth auf die 300 Thaler legte, als auf den Effekt seiner Leistungen, so ließ er wirklich Mittags 12 Uhr seine Raketen ꝛc. steigen. Wir möchten fast glauben, daß der weise Ben Akiba von einem Mittags 12 Uhr bestellten und abgebrannten Feuerwerk nicht würde sagen können: „Das ist Alles schon da gewesen."

Die österreichischen Generalstabskarten werden neu angefertigt. Es hat sich nämlich, wie der „N. Ztg." berichtet wird, erst gelegentlich des Feldzuges in Böhmen herausgestellt, daß dieselben sehr mangelhaft gearbeitet sind, wie sich Jedermann überzeugen kann, der die Aufnahmen bei Chlum mit der Wirklichkeit vergleicht. Auf den Karten sind Teiche, Wiesen und Sümpfe verzeichnet, die längst nicht mehr existiren. Ebenso ist es mit der Aufnahme von Tyrol. Beim Passe Finstermünz z. B. finden sich Wege und Stege verzeichnet, die man in der Wirklichkeit vergebens suchen wird, ein neuer Beweis, welch' ein unheilvoller Schlendrian in allen Dingen in Oesterreich herrscht.

Charade.

Im Kloster ist der fromme Mann zu finden,
Den die drei ersten Zeichen dir verkünden;
Die Andern nennen des Arztes Zweck und Ziel.
Das Ganze unterbricht manch' Lust- und Trauerspiel.

Auflösung der Charade in Nr. 230:
Eisbär.

Redakteur Gustav Nessert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 235 Donnerstag, 4. Oktober 1866.

Auf'm Werth.

(Fortsetzung.)

Nun denn schnell heraus damit! Ich ahne, daß es mich betrifft, sagte Herrmann.

Da mußte ich denn reden und erzählte Alles, was ich Ehmanns und des Gendarmen-Wachtmeisters Worten entnommen hatte.

Der Mutter entsank das Strickzeug, und Todesblässe bedeckte ihr freundliches mildes Gesicht. — Herrmann war die Eßlust vergangen. Er schob die noch volle Tasse zurück und versank in ein düsteres Brüten.

Ich betrachtete die arme Mutter, und es trat mir das Wasser in die Augen.

Ist denn der Kelch meines Jammers noch nicht auf den Hefen? seufzte das arme, vielgeprüfte Weib. Ach, fuhr sie halb im Selbstgespräche fort, ich hab's immer geahnet, daß das heillose Schmuggeln, das ohnehin eine Sünde und ein Unrecht ist, einmal seine Dornen gegen uns kehren müßte. Nun sind sie da, und ich muß sie bitterlich fühlen, fühlen im armen Mutterherzen! —

O Mutter, Mutter, rief Herrmann, brechet mir doch das Herz nicht mit Vorwürfen! Von was hätten wir denn leben sollen? Die Schifffahrt geht nicht. Der Handel stockt. Unser Bischen Feldgut ernährt uns nicht. Was blieb mir übrig, wenn ich Euch nicht wollte Hunger leiden lassen und nicht selbst darben wollte?

Es ist nicht Zeit, solchen Dingen nachzuhängen, sagte mit einem unterdrückten Seufzer die Mutter, die ihre unwillkürliche Gemüthsäußerung bereuen mochte. Laß uns auf das achten, was das Kind gesagt hat. Glaubst Du, daß es Grund hat?

Ich zweifle keine Minute d'ran! erwiderte dumpf der junge Mann. —

Und wenn Du es für wahr hältst, was willst Du thun?

Ich muß fort; fort über den Rhein, sonst wandere ich auf die Galeeren nach Bilvoorde oder nach Marseille, und dann sieht mich Euer Auge nicht wieder. — Gehe ich über den Rhein, so kann ich mein Brod verdienen und, wo ich es auch finde, Euch unterstützen. In Caub bin ich schon sicher genug, und die Steuerleute und Schiffer kennen mich Alle und lassen mich nicht im Stiche.

Es entstand eine Pause. Die Mutter weinte laut, Herrmann legte seinen Arm um sie, und tröstete sie, und ich schlich leise hinweg, indem ich mir die Thränen aus den Augen wischte. —

* * *

Zu Hause sagte ich kein Wort von dem, was ich erlebt und was ich gethan; aber als die Dämmerung kam, litt es mich nicht mehr daheim. Ich eilte zu der Wohnung Herrmann's.

Gerade um die Zeit, da sich Tag und Nacht scheiden, pflegen die Bürger ihr Abendbrod zu essen, ganz dem uralten Grundsatze treu: Ist's noch licht, so spar' das Licht, und dem andern, der die Eßzeit bei Tage empfiehlt: „Lichtmeß! Das Spinnen vergeß und bei Tag eß!" das im ganzen Rheingebiete seine maßgebende Geltung hat, und Lichtmesse fällt auf den 2. Februar, — von wo an bis zum Herbste das Abendbrod bei Tage noch genossen wird.

Diese Tageszeit hatten Ehmann und der Gendarmenwachtmeister gewählt, um ihren Fang sich zu sichern. In der Stadt ahnte es Niemand, weil ja das tiefste Geheimniß die Bedingung des Gelingens in sich schloß.

Heimlich besetzten die Donaniers die Mauerzugänge, die Gendarmen die Thür auf die Untergasse und die auf den Mauergang, und dann traten der Lieutenant Ehmann und der Wachtmeister in das Haus, begleitet von Jupp und Roubillon, welche unter ihrer Leitung das Durchsuchen des Hauses vornehmen sollten.

Es war ein Glück, daß die Mutter Herrmann's vorbereitet war; daß sie das, was jetzt kam, erwartet hatte, und doch griff es sie so heftig an, daß eine alte Verwandte sie zu Bette bringen mußte.

Während die Beamten das Haus durchsuchten, saß Herrmann drüben an der „Wirbellai" Bacharach gegenüber, und als er die Lichter herüberflimmern sah, da wurde es ihm wehe ums Herz, und die Thränen netzten seine bräunlichen Wangen; denn da drüben lag nun die Vaterstadt, die er — Gott weiß, wie lange — meiden mußte, und — sie umschloß die Theuersten auf dieser Welt, das hochbetagte Mütterlein — und — und — von ihr hatte er nicht einmal Abschied nehmen können! — Das war bitter und lag schwer auf seiner

Seele, schwerer als der ganze „Rabenkopf“ — und das war doch ein stattlicher Berg, der eigentlich seinen Fuß im Rheine hat und seine Nase höher hinauf in die Luft reckt als irgend einer aus der Familie der Rheinberge zwischen Koblenz und Bingen, den Tanderich ausgenommen, der schon zum Soonwalde gehört.

Es ist oft merkwürdig, selbst bewunderswerth, wie ein Gerücht sich plötzlich verbreitet! Es war, als ob ein Telegraph, wie wir ihn jetzt an unseren Eisenbahnen sehen, durch die ganze Stadt mit der Eile des Blitzes, ja des Gedankens die Nachricht von dem getragen hätte, was in der Untergasse zwischen dem Bauersthörchen und dem Krahnenthore sich ereignete.

Wie durch einen Zauberschlag war Alles hier versammelt, was Leben und Athem hatte. Immer dichter schob sich die Menschenmenge in einander; immer weiter schob sie sich von beiden Seiten vorwärts, dem bedrohten Hause zu.

Laut wurde die Sache verhandelt; unehrerbietige Aeußerungen wurden vernommen, Flüche, Ulz, Spott, Hohn, und mit jedem Augenblicke, in dem das tiefere Dunkel den Muth hob, — wurden die Stimmen des Volkes bedenklicher, bedrohlicher.

Fasset sie und werfet sie in den Rhein! hörte man deutlich einige Stimmen rufen! Finden sie ihn, dann d'rauf! Sie dürfen ihn nicht haben!

Lieutenant Ehmann's Muth war eine noch unbeglaubigte Sache; Proben fehlten, und so kam es, daß ob mit, ob ohne Recht, Viele an seinem Dasein überhaupt zweifelten.

Als er die wachsende Volksmenge durch ein geöffnetes Fenster erblickte, als er obige Ausrufungen hörte, da begann ihm das Herz in die Schuhe zu fallen.

Mein Freund, sagte er zum Wachtmeister, es wird zu einem Aufruhr gegen uns kommen!

Thut Nichts, entgegnete ruhig der alte Soldat. Wir haben ja Säbel!

Aber sie werden uns todtschlagen!

Thut Nichts, sagte Jener; wir werden unsere Haut so theuer als möglich verkaufen!

Aber ich bitte Sie, Wachtmeister, wir haben Frau und Kinder. —

Die Andern zum Theil auch, und so stehen wir gleich.

Ehmann wünschte diesen bärbeißigen alten Dragoner zur Hölle und sich einige Sicherheit mehr, als er sie hier zu genießen sich gestehen durfte.

Seine Angst wuchs; aber er wagte es nicht, sie dem eitigen Wachtmeister gegenüber kund werden zu lassen. So schlug sie nach innen, und ein bedenkliches Zittern, das er in allen Theilen seiner Leiblichkeit zu fühlen begann, mußte wohl aus diesem Grunde entspringen.

Als nun aber auch der Gendarm an der Mauerthür meldete, er könne kaum das heranandringende, schimpfende Volk zurückhalten, und anfragte: Ob er sich seiner Klinge bedienen dürfe? da war es ein Glück, daß Jupp und Roubillon von dem obersten Boden herabkamen und einmüthig die Erklärung gaben, er sei nicht da.

Die alte Mutter über seinen Aufenthaltsort zu vernehmen, ginge, so meinte der angstgequälte Douanen-Lieutenant, jetzt um so weniger an, als die alte Frau, von Schrecken krank, zu Bette gebracht worden sei.

So traten sie denn den Rückweg an und bald Alle zugleich zu der Thür auf die Untergasse heraus.

Haben sie ihn? fragten die, welche weiter zurückstanden.

Nein, er hat sich ranzionirt! erwiderten die Nahestehenden mit lautem Rufe und heiterem Tone. Er ist über dem Rheine!

Sie ziehen mit langer Nase ab! schrie Einer.

Lachet sie aus! hörte man eine andere Stimme, und in demselben Augenblicke erschallte ein Gelächter von mehr denn hundert Stimmen, in das das Volk in den angränzenden Straßen einstimmte, ohne zu wissen, warum. Es wollte gar nicht enden und wurde noch gehört, als der Wachtmeister mit seinen Gendarmen das Thor der Kellerei vorsichtig geschlossen und die Douaniers wie begossene Katzen, aber voll Grimm und Zorn, in ihre Wohnungen geschlüpft waren, die auch sie mit größerer Sorgfalt schlossen, als zu andern Zeiten.

Lachet Ihr, sagte tiefaufathmend Ehmann, als er zu Hause war und das Gelächter noch draußen hörte, lachet Ihr! Lieber ausgelacht als todtgeschlagen oder nur durchgeprügelt; denn vom Auslachen gibt es keine Narben und blaue Mäler.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kinzigthal und seine Umgebung.

(Fortsetzung.)

Salmünster, Stadt, nahe am Einflusse der Salza in die Kintzig. Als unbedeutendes Dorf im Besitze der Edlen von Joffa, bestand es schon vor 880, in welchem Jahre Abt Siegfried von Fulda die dasige Kirche baute. Von den Edlen von Joffa kam es durch Kauf an Fulda um 1320, worauf Abt Heinrich von Hochberg es von Kaiser Ludwig von Bayern zu einer Stadt machen ließ. Der Kirchsprengel von Salmünster umfaßte beinahe alle Fuldischen Besitzungen an der obern und mittlern Kintzig, die sehr ausgedehnt waren. Das frühe schon angelegte Kloster hatte viele Schicksale, und war auch eine Zeitlang Jesuitenkollegium. Als Gränzort war die Stadt von den Fuldischen Aebten stark befestigt worden. Pfandweise war sie längere Zeit im Besitze von Kurmainz, ist aber um 1740 wieder eingelöst worden, worauf sie, alle Schicksale des säku-

Digitized by Google

latisirten Stiftes Fulda theilend, zuletzt an Kurhessen kam.

Soden, früher Stolzenthal genannt, ein Städtchen an der Salza, am Fuße des Berges, worauf die Trümmer der ehemals starken Veste Stolzenberg noch sichtbar sind. Schon lange vor dem Jahre 800 hatten die fränkischen Könige Karlomann und Pipin dem Kloster Fulda einen beträchtlichen Landstrich geschenkt, dessen Gränze an der Kintzig hin bis zur Einmündung der Bracht, dann in das Brachthal aufwärts bis Birstein und Reichenbach lief. Zur Sicherung dieser uralten Besitzungen war frühe schon, vielleicht hauptsächlich gegen die von Jossa, eine starke Veste am Ausgange des Salzathales gebaut worden, die aber später, durch öftere Angriffe und Belagerungen beschädigt, gänzlich zerfiel. Abt Heinrich v. Erthal zu Fulda erbaute, mit Erlaubniß des deutschen Königs Wilhelm von Holland, dieselbe von neuem und befestigte sie stark 1253. Am Fuße des Berges lag im Schutze der Burg ein Siedelort Stolzenthal genannt. Abt Heinrich, Graf von Weilnau, vergrößerte denselben, und erwirkte ihm von König Adolf von Nassau Stadtrechte, in gleicher Weise, wie Frankfurt 1296. Als später reiche Salzquellen entdeckt und bearbeitet wurden, erhielt Stolzenthal den Namen Soden. Die Burg hatte ihre eigenen Burgmänner, deren letzte die Hutten von Stolzenberg waren, welche im Jahre 1800 ausstarben. In den Jahren 1390 und 1438 wurde von den Fuldischen Aebten Friedrich und Johann die Burg Stolzenberg, nebst Soden, Salmünster und Aat den Rittern von Hutten, vorbehaltlich ewigen Wiederkaufs und der Einlösung verkauft. Die von Hutten verkauften nun diese Besitzungen nach und nach zum größten Theil an Mainz, welches im Besitze derselben blieb bis zum Jahre 1734, wo Fulda dieselben um 52,000 fl. wieder einlöste. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Vertrag abgeschlossen, daß alle in jenen Bezirken schon entdeckten und noch zu entdeckenden Salzquellen zum Vortheile der Salinen in Orb unbenutzt bleiben sollten.

In den Dörfern des sogenannten Huttenschen Grundes, von der Salza durchflossen, Romsthal, Eckardsroth, Rebsdorf, Kerbersdorf u. s. w. hatten Fulda, Mainz, Hanau und das Reich Rechte, Güter und Gefälle, die aber größtentheils denen von Hutten zu Lehen gegeben waren. Alle diese Ortschaften kommen schon sehr frühe in Urkunden vor.

Hausen, früher eine stolze Ritterburg derer von Hutten. Um 1540 wurde das Schloß nebst andern Gerechtsamen und Besitzungen an Kurmainz verkauft, und dann der Sitz eines Oberamtes und Rentamtes, welche beide Behörden aber später nach Orb verlegt wurden. Von dem Jahre 1668 an zerfielen die Außenwerke und inneren Gebäulichkeiten der Burg völlig. Um die Trümmer schwebt jetzt noch die Erinnerung alter Herrlichkeit, womit das Schloß als öfterer Wohnsitz der Kurfürsten von Mainz früher geschmückt war. Die jetzigen Umgebungen von Hausen sind anmuthig und sehr fruchtbar. Nahe bei Hausen auf der Höhe des Berges, von Wald umgeben, liegt das Dörfchen Alsberg (früher Algisberg), von welchem sich eine weite herrliche Aussicht über Thal und Gebirg eröffnet.

Aufenau, Neudorf und Kintzighausen bildeten ehemals eine Herrschaft des nun ausgestorbenen altadlichen Geschlechtes der Forstmeister von Gelnhausen. Diese Besitzungen wurden theils auf freiem Grundeigenthum, welches der Sage nach von dankbaren Kaisern dem Ahnen jener Familie geschenkt worden sei, theils auf bedeutendem Lehngute begründet, und gingen Anfangs von den mächtigen Herren von Lisberg, später von denen zu Rodenstein, welchen die Lisbergische Erbschaft größtentheils zufiel, zuletzt aber von Kurmainz zu Lehen. Mit dem Tode Franz Karls von Forstmeister 1787 fiel die Herrschaft förmlich an Mainz. Aufenau (früher Ufenaw, Ubenaw, Huwenove) das beträchtliche Pfarrdorf liegt an der großen Leipziger Heerstraße. Da die Einwohner verschiedenen Glaubensbekenntnisses, katholischen und evangelischen sind, die Kirche aber gemeinschaftlich ist, so war dieselbe früher oft ein Gegenstand heftiger, ja blutiger Streitigkeiten, welche seit dem Jahre 1683 durch Verträge beigelegt worden sind. Kintzighausen, mitten im lieblichen, lachenden Wiesengrunde an der Kintzig gelegen, ist nach dem Jahre 1600 erbaut worden, und war öfterer Wohnsitz der Edlen von Forstmeister. Neudorf, an einen Berg jenseits des Thales gebaut, kommt in Urkunden fast so früh als Aufenau vor, und hieß wahrscheintlich früher Herigisesfeld.

In den Dörfern des nun sich eröffnenden schönen Brachthales hatte die Abtei Fulda, Ysenburg, Kurmainz und Hanau Rechte, Gefälle und Grundbesitz. Weilers, am Eingange des Thales gelegen, ein sehr altes Dörfchen, gehörte als Pfandstück von dem mit Ysenburg durch Ganerbschaft verbundenen Hause Trymperg der adlichen Familie der Faulhaber von Wächtersbach, und wurde von diesen um 1603 dem Hause Ysenburg zu Lehen aufgegeben, welchem es endlich 1624 ganz zufiel. Schlierbach (früher Slirbach), uralte Besitzung von Ysenburg. Hellstein, kommt schon sehr frühe als Elentenstein vor. Der Betrieb der in diesem Thale häufigen Eisensteine ist schon in frühester Zeit von den Herren von Lisberg, Weilnau und Ysenburg geschehen. Udenhain kommt schon sehr frühe als bedeutender Pfarr- und Gerichtsort vor. Es war Reichsgut und pfandweise an die Grafen von Weilnau überlassen worden, von welchen es mit kaiserlicher Bewilligung die Herren von Ysenburg als Lehen für sich selbst wieder einlößten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Probatum est.] Ein Bürger von North-Prairie (Whankesha County), Namens William Bourton, ist neulich auf eine eigenthümliche Weise um sein Leben gekommen, und zwar durch Experimentiren mit türkischen Bädern. Derselbe hatte sich nämlich die Idee in den Kopf gesetzt, daß er durch eine bis zur großen Hitze gesteigerte Körperwärme Elastizität, Munterkeit und Schönheit seiner Jugend wiederbekommen könne. Er hatte deßhalb zu diesem Zwecke schon seit längerer Zeit Verjüngungsversuche angestellt, und in der Nacht seines Todes hatte er es so weit gebracht, seinen Körper in einen Zustand von Siedehitze zu versetzen. Die Folge davon war, daß er am andern Morgen „ausgeschwitzt" hatte, denn man fand ihn todt. Das Fleisch an den Beinen war buchstäblich wie gekocht. Er war ein ausgezeichneter Mechaniker, ein Junggeselle und ungefähr 45 Jahre alt.

Die bei Gelegenheit der Reform-Debatten vielfach zur Sprache gekommene Frage nach der Einkommengröße der arbeitenden Klassen des vereinigten Königreiches Großbritannien hat zu einer interessanten Untersuchung des Statistikers Professor Leone Levi geführt, die eben ihren Abschluß gefunden hat. Gestützt auf eine Reihe von Parlaments-Ausweisen, so wie auf persönliche Erkundigungen in allen Theilen des Landes, ist der genannte Forscher nach sorgfältigen Berechnungen zu einem Resultate gekommen, das die zur Zeit als viel zu hoch bestrittene Schätzung des Ex-Schatzkanzlers im Unterhause bei Weitem übersteigt. Während Gladstone die Gesammtsumme der jährlichen Arbeitslöhne in Großbritannien und Irland zu 250 Millionen Pfund Sterling annahm, kommt Professor Leone Levi zu der Summe von 418 Millionen. Dieselbe vertheilt sich auf die verschiedenen Arbeitszweige, wie folgt: Ackerbau 75 Millionen Pfund Sterling, Zeugfabriken 47 Millionen, Metallindustrie 31½ Million, Bauwesen 42½ Million, Schifffahrt und Eisenbahnen 27,700,000, Verfertigung von Kleidungsstücken 33 Millionen, Bergbau 15 Millionen, Gesindedienst 60 Millionen. Andere Arbeitszweige 86 Millionen, Summa 418,300,000 L. Die Zahl der Arbeiter ist auf 10,697,000 berechnet, nämlich männliche über 20 Jahre 5,523,500, unter 20 Jahren 1,355,000, weibliche über 20 Jahre 2,671,000, unter 20 Jahren 1,147,000. Der durchschnittliche Wochenlohn wird angenommen für männliche Arbeiter über 20 Jahre in England 22 S. 6 D., Schottland 20 S. 6 D., Irland 14 S. 4 D., männliche Arbeiter unter 20 Jahren in England 6 S. 6 D., Schottland 7 S. 8 D., Irland 6 S. 3 D.; weibliche Arbeiter über 20 Jahre in England 12 S. 6 D., Schottland 10 S. 6 D., Irland 9 S. 9 D., weibliche Arbeiter unter 20 Jahren in England 8 S. 6 D., Schottland 8 S. 2 D., Irland 7 S. 4 D. Als Gesammt Arbeitsverdienst ergibt sich für Arbeiter über 20 Jahre 289,800,000 L., Arbeiter unter 20 Jahren 22,300,000 L., Arbeiterinnen über 20 Jahre 81,450,000 L., Arbeiterinnen unter 20 Jahren 24,750,000 L. Summa 418,300,000 L.

Der Ertrag der amerikanischen Petroleumsquellen, welcher im vergangenen Jahre vornehmlich durch die Strenge des Winters etwas abgenommen hatte, ist im laufenden Jahre ganz beträchtlich gestiegen. Während derselbe im Jahr 1865 ungefähr 6500 Barrel täglich betrug, beträgt er von Anfang dieses Jahres bis gegen Mitte Juli nicht weniger als täglich 10,000 B. Man glaubt, daß wegen des Sinkens der Preise der kommerzielle Werth des dießjährigen Ertrags den des vorigen Jahres nicht viel übersteigen wird, rechnet aber darauf, daß die größere Wohlfeilheit dem Artikel Eingang auf vielen neuen Märkten verschaffen werde.

Tief in Böhmen fand der Lieutenant Halm von Köln in einem Walde einen sehr schwer verwundeten österreichischen General, den er durch vier Soldaten seiner Mannschaft in ein nahes Gehöfte bringen ließ. Der General, welcher sich die Namen der fünf Preußen aufzeichnete, gedachte, wie das „Fr. J." meldet, in seinem Testamente derselben, so daß nach Eröffnung desselben die Mittheilung gemacht wurde, dem Lieutenant seien 4000 und jedem der vier Soldaten 1000 Thlr. auszuzahlen.

Charade.

Mein Erstes dient zu Mancherlei,
Zum Richten, Wickeln, Binden.
Den Eltern wünscht es jeder Sohn
Mit Gottes reichem Segen,
Und an der frommen Bitte Lohn
Ist ihm zunächst gelegen.
Das Zweite gab mit Blau und Roth
Gar Manchen seine liebe Noth;
Man trägt's auf viele Weisen,
Am Schlüssel ist's von Eisen.
Das Ganze pfleget mancher Mann,
Als hinge all' sein Muth daran.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 236 Freitag, 5. Oktober 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

V.

Seit dem Abende im Häuschen auf dem „Wörthe" und diesem Abende, da sie ihren Herrmann suchten, welche Stunden der Sorge, der Angst, des Kummers für das arme Lenchen! —

Sie war eben ein ächtes Bacharacher Kind, daß heißt in diesem Sinne, sie hatte den Kopf voll örtlicher Spukgeschichten. Wie sie die „Galgenvögel" auf dem Wörthe in wahre Todesangst versetzt, so fiel ihr bei dem Laufe im Dunkeln an den Märten im „Reher" vorüber unwillkührlich ein, warum die öde, mit Rollgestein bedeckte Stelle diesen Namen führte. Man trug sich mit der Ueberlieferung, daß hier Einer sei lebendigen Leibes verbrannt worden, der Irrlehren verbreitet habe in den Tagen, da noch das Verbrennen solcher „Ketzer" auf diese Weise gesühnt wurde.

Die Aufregung, in der sie sich befand, und welche der Wechsel der Stimmungen in ihr hervorgebracht, fand hier neue Nahrung. Sie sah im Geiste den brennenden Holzstoß; sie hörte den Schmerzruf des Unglücklichen; sie sah ihn die Hände ringen — bis die lodernde Flamme über ihm zusammenschlug und seine Qual endete —. Es war ihr, als vernähme sie hinter sich den erbarmungslosen Jubelruf der Menge, die jenem schrecklichsten aller Schauspiele beigewohnt. Sie lief — das war ja das einzige Rettungsmittel, und betete, und so außer Athem langte sie am „Münzthore" an, daß sie dort zusammenbrach. Das starke, kräftige Mädchen sank in die Knie, weil ihre leiblichen Kräfte erschöpft waren und plötzlich ihr der Athem stockte; — allein das währte nur einige Minuten.

Was würden die Leute sagen, wenn sie dich hier fänden? Diese Frage reichte hin, sie wieder emporzuschnellen. Nun war keine „Geisterstelle" mehr auf ihrem Wege und — dennoch laufend — erreichte sie das Haus ihrer Herrschaft. Die Hausfrau war noch thätig, obgleich es schon gegen Morgen ging. Sie erschrack, als sie das geängstete Mädchen sah; nahm es liebreich bei der Hand und führte es in die Stube, daß es im Sessel ausruhe. Sie kochte ihm schnell eine Tasse Kaffee und ließ sich dann erzählen, wie es gegangen sei. Daß sie dabei verschiedene Male die Hände über dem Kopf zusammenschlug und die Unmöglichkeit versicherte, sie von der Insel zu holen, als der Sturm so gewaltig geworden, das diente dazu, Lenchen mit ihr auszusöhnen, die, wie auch ihre Stimmung gewesen sein mochte, doch in der Seele tiefstem Grunde gegrollt hätte, daß man sie in ihrer peinlichen Lage vergessen oder doch rücksichtslos allein gelassen und verlassen hatte.

Nachdem sie sich erquickt und einigermaßen beruhigt hatte, legte sie sich zur Ruhe, und der Gedanke, daß sie nun sicher sei vor Allem, was sie geängstet und gequält, wiegte sie bald in einen tiefen, gesunden Schlaf, wie er der frischen, kräftigen Jugend eigen ist.

Wäre Lenchen eins jener allzu zarten, nervenschwachen, pimpeligen Wesen, wie sie heutzutage dutzendweise zu finden sind, gewesen, es hätte sie ohne Zweifel eine schwere Krankheit aufs Siechbett geworfen; aber so geisterbleich sie am Abende gewesen, so rosig blühend badete sie ihr schönes Gesichtchen am Morgen im frischen Wasser. Der erquickende Schlaf hatte sie fähig gemacht, rüstig an die Arbeiten zu gehen, die ihr Dienst heischten und — die Seelenleiden zu ertragen, welche dieser junge Tag schon in seinen ersten Stunden ihr bereiten sollte. —

Als ihre Hausarbeit zunächst beendet und die Wohn- und Wirthsstube getüftet, gesäubert und geordnet war, nahm sie die blanken Eimer mit den schimmernden Messingreifen und eilte zum Brunnen, frisches Wasser zu holen, um der Herrschaft den Kaffee zu bereiten.

Dort traf sie Freundinnen aus der Nachbarschaft, besonders eine Verwandte, auch eine Schifferstochter, deren Vater und Bruder mit Herrmann und dem „Vetter aus der Krahnengasse" den Schmuggel dieser Nacht mit so glänzendem Erfolge vollbracht.

Hast Du's auch schon gehört? — das war die Einleitungsrede zu der langen und breiten Erzählung, die, was den Jupp und den Rondillon betraf — ein herzliches Lachen hervorrief.

„Sie werden sie doch nicht so liegen lassen? fragte Lenchen, nicht ohne die Besorgniß, welche die möglichen Folgen hervorzurufen geeignet war.

„Lasse sie eine Weile zappeln! rief lachend das Mädchen, nahm ihre Eimer und lief damit ihrer Wohnung zu.

Lenchen that ebenso; aber sie konnte es nicht zum heiteren Lachen über den Streich bringen, den die Schmuggler den beiden Wallonen gespielt. Sie wären dem maßlosen Gespötte preisgegeben, und das forderte bei ihnen maßlose Rache. Daß aber Herrmann im jugendlichen Uebermuthe und — im Haß gegen den Jupp — und sie mußte es sich doch sagen — ihretwegen — eine Hauptperson bei dem „Sacküberziehen“ war, das quälte sie maßlos. Hatte ihn Jupp erkannt — welche schreckliche Folgen zog dann das nach sich?

Sie schauderte unwillkürlich zusammen, wenn sie dem so nachdachte, und unwillkürlich rief sie in sich hinein aus: O das unselige Schmuggeln macht ihn und mich noch unglücklich! — Ich will so lange an ihm bitten und flehen, bis er davonläßt! —

Sie sah im Laufe des Tages weder ihn noch seine Mutter. Auch das war ihr beängstigend. Sie hatte viele Arbeit; denn auf dem „Kühlberge“ und an der „Beine“ lagen große Stücke gemäheten Kleeheues, und das mußte, so weit es der Sturm nicht in die Hecken verwehet, geborgen werden, so schnell als möglich. Nun war es vom Regen naß geworden, und es galt zunächst, es wieder trocken und fähig zu machen, daß es heim und „auf den Stock“ gebracht werden könne. Da war sie denn vom Frühstücke bis zum Abende draußen, und das Mittagbrod wurde ihr herausgebracht. Heute hatte sie Hülfe, die ihr gestern abgegangen war.

Gestern! Ja das war ein rechter Unglückstag! Was hätte sie darum gegeben, wenn in den Angststunden auch nur eine Menschenseele in ihrer Nähe gewesen wäre? Und heute, wo die Angst eine andere war, von der sie mit keinem Menschen reden durfte, heute hatte sie Mädchen zu Gehülfinnen, deren Lachen und Scherzen ihr durch die Seele ging wie ein zweischneidig Schwert. Sie mußte sich eine ungeheure Gewalt anthun, sollte sie eingehen in die heitere Gedankenreihe, welche die zwei Gehülfinnen beschäftigte und die frischrothen Plappermäulchen in eine ruhelose Bewegung setzte, ohne daß darum die Hand, die den Rechen führte, müßig gewesen oder geruht.

So ging der Tag seiner Rüste zu und die Sonne verschwand hinter den Ruinen des alten Schlosses Stahleck, das über Bacharach seine verbrannten Mauern in die Lüfte hebt. Die Arbeit war vollendet, und die müden Mädchen bedurften einer kurzen Ruhe, ehe sie den jähen Kühlberg hinab der Stadt zuschritten.

Lenchen hätte keiner leiblichen Ruhe bedurft, aber so groß auch ihr Verlangen war, heim zu kommen und einen Augenblick zu gewinnen, um hinüber zu Herrmanns Mutter, — vielleicht — zu ihm — zu eilen, sie mußte um der Andern willen ruhen, wie sie.

Da saß sie am Abhange des Berges und drunten, wo es allmählig düsterer wurde — rauschte der Rhein, dessen Fluth sich in das dunkle Blau des Schattens zu hüllen begann. Kein Nachen durchschnitt seine Breite; kein Schiff blähte die Segel; kein Floß schob sich träge auf seinem Rücken hin. Es war Alles so still, so seltsam still, — nur drüben auf dem Leinpfade, an der Wirbellay, saß Einer still wie ein Steinbild und starrte herüber auf die Häuser der Stadt, aber er rief nicht das bekannte „Hol' über!“ und auch kein Kahn bewegte sich zum jenseitigen Ufer. Was der nur da that?

Armes Herz, hättest du gewußt, wer es war, oder hätte deines Auges Sehkraft seine Züge erreicht, wie würdest du ihm freudig den Gruß der Liebe zugewehet haben mit deinem schneeweißen Tuche! Oder hättest du es gewußt, daß die bange, quälende Ahnung, die durch deine Seele ging, Wahres verkündige, und er, der Theuerste auf Erden, dort drüben als Flüchtling saß und noch einmal den Giebel des Hauses mit seinen Blicken suchte, in dem du weiltest — du würdest doppelt das Schwert gefühlt haben, welches der Erde Weh durch die arme Menschenseele stößt! —

Dank dem Herrn, daß über so manchem drohenden Leide, das im Schooße der nächsten Zukunft ruht, der Schleier gebreitet liegt, den keine irdische Hand lüften kann! Was das arme Mutterherz seit dem Morgen durchgekämpft, das fühlte das liebende Mädchenherz nur als dunkle Ahnung; aber die Ahnung sollte bald ihre Lösung finden, das quälende Geheimniß, welches ihr Wesen ausmacht, sollte zur düstersten Gewißheit werden.

Endlich brachen die Mädchen auf und weckten Lenchen aus ihren trüben Träumereien. Rasch schritten sie halb springend den Bergpfad hinab, dann an der zinnengekrönten Stadtmauer vorüber dem Kühlberger Brünnlein zu, dessen herrliches Wasser das Kloster und die Kellerei mit erquickendem Tranke versorgt. Noch einmal schöpften sie die Labung mit den weißen Händen und dann wenige Augenblicke später betraten sie durch das Oberthor die Stadt.

Wie ist's so still! sagte Eins der Mädchen, welche ihren Blick durch die vor ihr liegende Oberstraße schweifen ließ. Wie ist es so still und — leer! wiederholte sie langsam, und auch die beiden Andern wurden jetzt auf eine seltsame Erscheinung aufmerksam.

Sonst — und namentlich an kühlen Abenden nach recht sonnenglühigen Tagen — saß vor jedem Hause — auf einer Steinbank, auf der Schwelle oder einem „Klotze“ die ganze Familie, sich des Feierabends und der wohligen Frische erfreuend. Es war überall ein gemüthliches, heiteres Plaudern und Lachen, je nachdem Ernstes oder Heiteres des Gespräches Inhalt bildete. Die Nachbarn standen oder saßen zusammen. Die Männer schmauchten ihre Pfeife und die Frauen legten die arbeitmüde Hand in den Schooß; die Kinder aber spielten und jubilirten, daß es eine Herzenslust war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kinzigthal und seine Umgebung.

(Schluß.)

Wächtersbach, Stadt und Residenz einer Ysenburgischen Grafenlinie. Das Schloß hat seinen Ursprung dem Kaiser Friedrich I. Barbarossa zu verdanken, welcher hier auf dem Boden des Büdinger Waldes ein burgartiges Jagdhaus anlegte, um welches sich nach und nach ein Dorf ansiedelte. Als Zubehör des Büdinger Waldes, welcher dem Hause Ysenburg schon sehr frühe als Reichslehen übergeben war, kam Wächtersbach an die damaligen Herren von Büdingen, und von da in der Theilung zwischen den Büdingischen Schwiegersöhnen an die Reichsdynasten von Trymberg, in deren Besitz es bis zum Erlöschen dieser edlen Familie blieb, worauf es durch Ganerbschaft an Ysenburg kam. Das Schloß ist als Wohnsitz der Herren von Trymberg zu seiner spätern Größe und Gestalt erweitert worden. Die Kirche hat im Jahre 1359 Konrad, Herr von Trymberg, erbaut und dotirt. Sie war lange Zeit Filialkapelle von Aufenau mit einem eigenen Kapellan, bis sie im Jahre 1433 und 1464 durch erzbischöfliche Verfügung von Aufenau getrennt, und als selbstständige Pfarrkirche bestätigt wurde. Zur Stadt ist Wächtersbach erst nach 1500 erhoben worden.

Der Grund und Boden im ganzen Kinzigthale mit allen vorgenannten Ortschaften, mit allen Wäldern, Wüstungen und Anrodungen war in frühester Zeit, sehr wenige Besitzungen unfreier Landsassen ausgenommen, Gut des Reichs. Durch die Milde, Frömmigkeit und Dankbarkeit vieler Frankenkönige und deutscher Kaiser, zur Kaiserzeit auch wohl durch die Nachlässigkeit der Verwaltung, wodurch die Reichsgüter unbegreiflich frech verschleudert und in Eigenthum der damit Belehnten verwandelt wurden, kamen alle diese Besitzungen als Geschenk oder Lehen: I. Unter dem hohen Adel: 1) An die Stifter Mainz, Würzburg und Fulda, denen sich die Klöster Schlüchtern, Selbold, Meerholz und Schmerlenbach anreihten; 2) an die uralten Reichsdynasten, die Grafen von Bernbach, von Hardeck, von Weilnau und von Rieneck, die Herren von Büdingen, von Ysenburg (später Grafen), von Brauneck, von Trymperg (auch Grafen), von Hanau (später Grafen), von Lisberg (später von Rodenstein). Mit diesen Stiftern und Herrn im Lehnverbande standen: II. Unter dem niedern Adel: Die Edlen von Adelips, Alespach (Ahlersbach), Aulenbach (Kottwitz von), Adelsheim, Baumann, Bellersheim, Beußler, Bommersheim, Boyneburg, Bleichenbach, Breidenbach, Buchenau, Büches, Bünau, Carspach, Clauer von Wehra, Cleeberg, Cleen, Cronberg, Dehmar, Dehn-Rothfelser, Degenfeld, Dragus, Ebersberg genannt Wihers, Eberstein, Echter, Erpen (Erphe), Faulhaber von Wächtersbach, Fischborn, Fleckenbühl, Forstmeister von Gelnhausen, Fuchs von Ortenberg, Geyling von Altheim, Gilß (Gilsa), Gonsrode, Glauburg, Gremp von Freudenstein, Guttenberg, Hildmann, Hedersdorf, Heringen, Hattstein, Hölin, Hohenweißel, Homburg, Hutten, Jazza (Jossa), Kamelsky von Estiborz, Kesselring, Kling von Pfaffenhoden, König von Gelnhausen, Koppenstein, Küchenmeister von Wächtersbach, Langeln, Lauter, Lengfeld, Mosch, Mayrhoffen, Marborn, Von der Ruhe, Reinfurt, Reiprecht von Büdingen, Riedt, Rodenhausen, Ronnenburg, Riedesel, Rückingen, Rüdigheim, Rumpenheim, Salfeldt, Somborn (Sunnenburne), Scheim von Bergen, Selbold, Schleifras, Scheirys, Schlüchter genannt Katzbiß, Schwalbach, Stephan, Sterpfritz (Sterphrides), Terzky von Cronenthal, Thüngen, Wasen, Weingärtner, Wymar zu Orb, Wasserberg.

Die meisten dieser Geschlechter vom niedern Adel sind nun gänzlich erloschen, und bis auf die spärlichen Ueberreste, welche Chroniken und Urkunden uns aufbewahrt haben, namenlos verschwunden. Ein neues Geschlecht ist aus den Trümmern jenes alten, wunderlich verzierten und gestützten Baues, den das Lehnwesen im Mittelalter bildete, aufgestiegen; ein Geschlecht mit neuen oft eben so wunderlichen Ideen, Ansichten, Wünschen und Erwartungen. Aber wir beklagen jenen Verlust nicht. Denn wenn auch die Meisten jener Adlichen nur schwach begütert und berechtigt waren, wenn auch Viele wirklich edler und milder gegen ihre Untergebenen sich benahmen, als man sich den kriegerischen und raubgierigen Adel des Mittelalters gewöhnlich denkt, so erkennt man bei aufmerksamer Beobachtung der Vorzeit doch bald, daß eben durch jene seltsamen, oft höchst ungerechten und drückenden Einrichtungen und Gebräuche die Fortschritte der Menschheit um Jahrhunderte aufgehalten wurden. Der ahnenstolze Adel hat Speer und Schwert weggelegt, und huldigt jetzt meistens denselben Wissenschaften und Künsten, wodurch auch der fleißige Bürgerstand sich Ehre und Rang, Wohlstand und Macht erwirbt und sichert.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Mahnung in der Cholerazeit.] Die amtliche „Wiener Zeitung" bringt folgende sanitäre Ermahnung: „Noch vor dem Ausbruche der gegenwärtig in Wien epidemisch herrschenden Brechruhr ist eine umständliche Belehrung über das Verhalten bei dem Herannahen und dem Herrschen dieser Krankheit allgemein veröffentlicht worden. Die seitherigen Beobachtungen lassen aber leider ersehen, daß dem ungeachtet Erkältungen, grobe Diätfehler und Unmäßigkeit, so wie die Vernachlässigung der dadurch hervorgerufenen Durchfälle in der Regel die Veranlassungen zu den darauf gefolgten Erkrankungen an der Brechruhr waren. Es muß

daher dem Publikum dringend empfohlen werden, sich angemessen zu kleiden, insbesondere aber den Unterleib, so wie die Füße warm zu halten und sich vor starker Durchnässung zu schützen. Ferner muß der übermäßige Genuß von Salat, Gurken, Melonen und rohem Obst als schädlich bezeichnet werden. Ebenso können fettes Fleisch, Fische, geräucherte Würste, harte Eier, Käse, Schwämme, neugebackenes Brod, wenn sie in größeren Mengen, insbesondere aber Abends genossen werden, leicht die Ursache zu einer Erkrankung werden. Als vorzugsweise schädlich hat sich jedoch das übermäßige Trinken erwiesen, indem sich Fälle ergeben haben, wo noch während der Trunkenheit die Brechruhr zum Ausbruche gekommen ist. Vor allem Anderen muß aber hervorgehoben werden, daß kein, wenn auch anscheinend unbedeutender Durchfall unbeachtet gelassen werden darf. Vielmehr muß es dringend empfohlen werden, bei einem Durchfalle, wenn auch derselbe schmerzlos, ja selbst mit dem Gefühle von Erleichterung verbunden wäre, sogleich zu Bette zu gehen, für die Erwärmung des Unterleibes zu sorgen und unverzüglich nach einem Arzte zu senden."

[Instinkt eines Pferdes.] Am 17. Juli erhielt die Brigade Rheinbaben Befehl, zu der Avantgarde des zweiten Armeekorps zu stoßen. Sie brach deßhalb Abends 6 Uhr von Staats auf und marschirte bei stark bezogenem Himmel und dichtem Regen bis 9 Uhr. Der Weg war uneben und erschwerte den Pferden das Gehen außerordentlich; dabei war es so dunkel geworden, daß man kaum zehn Schritte weit sehen konnte. Nachdem der Marsch bis auf eine Meile zurückgelegt war, fiel ein Pferd der zweiten Eskadron des ersten Garde-Ulanenregiments von Ermüdung um und blieb wie todt liegen. Der Reiter sattelte ab, erwartete die nachkommende Bagage und traf am nächsten Morgen auf dem Bivouaksplatz ein, wo er dem Wachtmeister Meldung von dem Verluste machte. Nach einiger Zeit durchgeht der Wachtmeister die Schwadronengasse und sieht das todtgemeldete Pferd in seinem Zug und seinem Gliede stehen. Dasselbe war, nachdem es sich erholt hatte, der Spur des Regiments in finsterer Nacht gefolgt, hatte sich durch die im Dorfe bivouakirenden Garde-Dragoner hindurch gestolpert, ferner eine Batterie passirt, das ganze zweite Garde-Ulanen-Regiment als nicht seines Gleichen links liegen lassen, und war richtig auf dem ihm gebührenden Platz im Zuge und Gliede seines Regiments eingerückt.

[Frauentausch.] In Jowa, einem der Nordweststaaten der Union, tauschten vor einiger Zeit zwei Männer mit ihren Weibern, und der Eine gab noch 1500 Dollars in den Handel. Die Leute in der Umgegend ärgerten sich darüber und trieben den Mann, der die 1500 Dollars für seine eingetauschte Frau bezahlt hatte, wurde nicht belästigt und durfte bleiben.

Die Wiener „Presse" bringt folgende historische Notizen über die Insel Kandia. Kandia, in ältester Zeit unter dem Namen Idaca, so genannt vom Berge Ida, später unter dem Namen Kreta berühmt, wird von den Türken Kired oder Jeriti genannt; sie ist eine der wichtigsten Inseln des ottomanische Reiches und würde wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres Klimas einer der angesehensten Aufenthaltsorte sein, wenn die Industrie und der Ackerbau nicht durch die schlechte türkische Verwaltung derart gehemmt wären, die Einwohner nicht einmal die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse von denselben erzielen könnten. Die Bevölkerung, welche zur Griechenzeit 1,200,000 Köpfe erreichte, zählte deren jetzt kaum 200,000 und besteht meistens aus Griechen. Diese Abnahme ist eine Folge der zahlreichen Revolutionen, denen die Insel unterworfen war. Im Jahre 823 kam die Insel unter die Herrschaft der Türken und blieb unter derselben bis zum Jahre 1204, in welchem Jahre sie von den Venetianern für 30 Pfund Gold gekauft wurde. Später bemächtigten sich ihrer die Genuesen, von denen die Venetianer sie wieder eroberten, welche sich bei den Einwohnern durch ihre milde Regierung beliebt zu machen wußten. Im Jahre 1667 finden wir die Insel wieder unter der Herrschaft der Türken. Im 18. Jahrhundert war sie auch, aber nur kurze Zeit, im Besitze der Russen. Im Jahre 1821 schlossen sich die Bewohner dem griechischen Aufstand an, und derselbe war noch nicht beendigt, als Mehemet Ali, Vizekönig von Aegypten, sie vermöge des Traktats von 1833 in Besitz nahm. Mehemet Ali wurde schlecht aufgenommen, behauptete sich aber dort bis 1840, in welchem Jahre die Insel der Türkei wieder zuerkannt wurde. Die späteren Versuche der Bewohner, die Unabhängigkeit zu erlangen, waren vergebens; es ist nun abzuwarten, welche Erfolge der neue Aufstand haben wird.

Charade.

Mein Schlachtfeld wird mit Leichen nie bedecket,
Auch nicht mit Menschenblut befleckt;
Hier wird durch List der Muth besiegt.
Im Krieg mit Bauern, Königinnen,
Kann Witz und Scharfsinn nur gewinnen;
Das mindeste Versehn macht, daß man unterliegt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waldandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 238 Montag, 8. Oktober 1866.

Auf'm Rhein.

(Fortsetzung.)

Zwei Nachbarinnen saßen tröstend bei der weinenden Wittwe, die nun auch ihres Sohnes, ihrer letzten Stütze beraubt war. Ihre Lage mußte Mitleiden erregen. Wer sollte nun ihr Feld bauen, da sie es nicht selbst konnte? Wer sie hegen und pflegen, wie es der gute Sohn gethan, der fast nur für sie gelebt und gestrebt hatte? —

Als Lenchen hereintrat, brach sie in lautes Weinen aus.

Lenchen warf sich über sie hin und hauchte auch ihrer Seele Schmerz aus. Die beiden Frauen mußten mit ihnen weinen.

Das waren Augenblicke, in denen die Herzen sich verstanden, ohne daß ein Wort über die Lippe kam; Augenblicke, da die Herzen sich Treue bis in den Tod schwuren, und die Schwüre nur Einer hörte, der in den Falten des Herzens liest. Aber jeder Sturm muß sich legen, draußen in der Natur und innen im Menschenherzen. So kam denn auch der Augenblick endlich, da Lenchen nach dem ihr noch immer dunkeln Hergange fragen konnte.

So erfuhr sie denn endlich den ganzen Hergang, wie ihn Herrmann wahrheitstreu der Mutter mitgetheilt, wie er sich denn am Abende vor ihren Augen entwickelt hatte.

Eins stand fest: Herrmann durfte das Vaterhaus, die Vaterstadt nicht mehr berühren, so lange noch die Herrschaft Frankreichs auch nur über einen Fußbreit Landes am Rheine bestand. Dennoch hatten sich die Frauen verrechnet; denn nach einer Niederlage, wie sie die Douaniers und die Gendarmen in Bacharach in diesen zwei Tagen erlebt, wurden sie das fortdauernde Gespötte des Volkes und war zwischen ihnen und den Bürgern Nichts abzusehen als Händel und Aergernisse.

Dieß erkannte denn die Direktion der Douane und der Obrist der Gendarmerie, denen Beiden von unbekannter Hand ausführliche, gründliche und wahrheitsgetreue Berichte zukämen. Sie fanden es unerläßlich, daß die Personen, welche jetzt in Bacharach standen, von dort möglichst weit entfernt würden. Daß aber diese Versetzung keine Verbesserung war, konnten sich die Betroffenen nicht vorenthalten im Bewußtsein, eine solche nach keiner Seite hin verdient zu haben.

So kam denn diese unangenehme Nachricht wie ein Blitz aus heiterer Bläue und traf Alle schwer; aber Keiner ließ Etwas davon laut werden, bis nach etwa vier Wochen nach den erzählten Vorfällen Keiner mehr da war und Alle meist tief hinab an den Unterrhein versetzt worden waren.

Zweien war diese Maßregel doppelt hart; Jupp, weil er die unbefriedigte Rache im Herzen mitnehmen mußte und die trostlose Gewißheit, das heißgeliebte Mädchen für immer verloren zu haben, und Ehmann, weil es dort unten am Rheine keinen „Steger" gab, der ihr über die Maßen lieb gewonnen hatte, und keinen Mannbacher, der ihm den Zopf in der Regel unmerklich, aber sicher angebunden.

Das neue Personal kannte ja die Person Herrmanns nicht, und unter diesen Umständen konnte er, da es in der Stadt keinen Verräther für ihn gab, ungefährdet je und dann einmal einige Stunden bei der Mutter sein, und Lenchens Gebieterin pflegte dann, wenn sie wußte, allemal zu sagen: Wenn Du mit Deiner Arbeit fertig bist im Hause, so darfst Du hinübergehen. Das Versäumte holst Du morgen nach. Ein dankbarer Blick, wenn auch von tiefem Erröthen begleitet, lohnte der milden und nachsichtigen Frau, und sie konnte sicher sein, daß in den folgenden Tagen Lenchen dreimal so viel arbeitete als sonst, obgleich ihr Fleiß immer musterhaft genannt werden mußte. —

So sehr auch die Herzen nach solchen Augenblicken eines so freudigen Wiedersehens verlangten, sie kamen sehr selten. Endlich durfte Herrmann seine Keckheit nicht zu weit treiben. Wer stand dafür ein, daß nicht Einer oder der Andere Wind bekam und ihn gefangen nahm?

Der Verhaftsbefehl war nicht zurückgenommen. Er lag in den Händen des neuen Lieutenants, der freilich ein sehr dicker, und daher im Dienste sehr [illegible] war. Dann war zum Zweiten sein [illegible] immer dazu angethan, ihm solche [illegible] währen. Er war nämlich [illegible] genannten Rangschiff [illegible] Taub reich an [illegible] harten Dau[illegible]

Schiefers den Rhein, Main und Neckar hinauf und nach Köln hinab führte und diesen lohnenden Handel mit reichlichem Erfolge und daher sehr schwunghaft betrieb.

Durch diese Stellung wurde er dann oft Monate lang in der Ferne gehalten; aber sein Lohn war sehr gut, und wenn er in Laub anwesend war, ließ es ihm sein Brodherr gerne zu, daß er sich einen Nebenverdienst dadurch erwarb, daß er in dem Magazine des Kaufmanns, der die Bacharacher Schmugglerzunft bediente, die Bündel im voraus machte, was den Schmugglern um so förderlicher war, als sie jetzt um so eher jeden günstigen Augenblick benutzen konnten, da sie das Packen und Zurichten der Bündel nicht einen so großen Zeitaufwand kostete, wie dieß früher der Fall war.

Seine gute Mutter bedurfte seiner Unterstützung nicht; denn seine Freunde, die jungen Leute der Stadt, hatten sich verbunden, bald vereint, bald abwechselnd der Wittwe Feld zu bestellen, und hielten mit eiserner Treue an ihrem Worte, und nicht allein die Familie, in deren Diensten Lenchen stand, sondern mehrere Andere, mit dieser verwandtschaftlich oder durch Freundschaft Verbundene, sorgten so gewissenhaft für alle ihre Lebensbedürfnisse, daß sie nie Mangel litt.

Es war daher dem braven und stillen jungen Manne möglich, sich ein kleines Kapital zu ersparen, das, so rechnete er, einst seinen Haushalt sollte gründen helfen, wenn es der Herr fügen sollte, daß er Lenchen zum Altare führe, ein Gedanke, der ihn zu stets neuem Fleiße, zu der größten Sparsamkeit führte, und ihn die Verbannung, in der er nothgedrungen lebte, weniger schmerzlich empfinden und mit größerer Ergebung tragen ließ, was indessen ihn nicht abhielt, einen tiefschmerzlichen Blick auf das Häuschen auf dem Wörthe zu werfen, wenn er an der Insel vorüberging oder mit seines Herrn Schiffe vorüberfuhr, und oft sang er die Worte:

„Zu Straßburg auf den Schanzen,
„Da ging mein Trauern an —

mit der beziehungsreichen Veränderung:

„Bei'm Häuschen auf dem Wörthe,
„Da ging mein Trauern an,

und er sah dann trübe d'rein und sandte einen Liebesgruß hinüber an seine Liebsten auf der Welt, die nicht ahnten, daß er ihnen liebend so nahe sei. Jupp aber einen bösen Wunsch nachzusenden, dazu war sein Herz zu gut; vielmehr sagte er oft: Er dauert mich; denn er hatte das Mädchen aufrichtig und gründlich lieb. Daß er mir abhold war und auffässig — nun — wer weiß, wie ich gegen ihn gewesen wäre, wenn das Verhältniß —— ——wesen? — Mög' es ihm mit einer Andern

——natürt, wie der Hundrücker zu

[Frauentausch.] In D—— lange den Gedanken ——weistaaten der Union, tauschten vo——erbannen, und es ——Männer mit ihren Weibern, und der ——Fest als nach ——ihm Len-

Redakteur Ostar Meffert.

chen zu ersetzen anfing, wurde er ruhiger, und selbst da noch, als sie sein Weib und er Stadtdiener in Aachen geworden war, gab es Stunden, wo er, wenn auch ruhiger, an Lenchen dachte, und das waren die Stunden, wo seine Frau mit ihm zankte und keifte. Ob Lenchen das ihrem Herrmann thut? fragte er dann in der Stille und schüttelte jedesmal zweifelnd den Kopf. Dazu ist sie zu mild und sanft! setzte er dann jedesmal seufzend hinzu; — aber Herrmann, dem Glücklichen, wie er ihn nannte, wünschte er nie Gutes, wenn er auch seinem Andenken nicht fluchte. Er konnte es ihm nie vergeben, daß er ihm vor dem Häuschen auf dem Wörthe so boshaft den Sack übergezogen hatte, ein Schimpf, den er weder vergessen noch verwinden konnte, wenn auch in seiner Vaterstadt Aachen keine Menschenseele darum wußte. —

Mit dem Rückblick auf Jupp habe ich dem Entwicklungsgange der hier erzählten Begebenheiten vorgegriffen, was ich von ihm berichtet, fällt schon in jene Zeit, als das linke Rheinufer unter preußischer Landeshoheit gekommen, und die Donane mit denen, die sie gegründet, verschwunden war. —

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

Von J. U. Dr. Hieronymus Roth, Bürgermeister in Trautenau, nach eigenen und den Wahrnehmungen der Betheiligten.

Das Geschick der Stadt Trautenau während des letzten Krieges und derjenigen Zivilpersonen, die aus Trautenau und dessen Umgebung in die preußische Gefangenschaft geschleppt wurden, hat in den weitesten Kreisen die verdiente Aufmerksamkeit gefunden, allein eine richtige, genetische Darstellung der Ereignisse am 27. Juni 1866 und der Motive der Gefangennahme der Trautenauer fehlt bis jetzt gänzlich, und es sind diese Ereignisse sowohl in Oesterreich als auch in Preußen in öffentlichen und privaten Kreisen, und zwar in Preußen wohl absichtlich bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden.

Ich bin es der Oeffentlichkeit, meinen Freunden und Gönnern, so wie der Stadt Trautenau schuldig, eine vollständige, in jeder Richtung wahre Schilderung der Trautenauer Begebenheiten am 27. Juni 1866 und der Erlebnisse in der preußischen Gefangenschaft hier niederzulegen.

Bevor ich jedoch hiemit beginne, will ich die Zustände in und um Trautenau, so wie die Stimmung der Gemüther, die Hoffnungen und Befürchtungen vor dem 27. Juni 1866 in der Kürze darstellen.

Trautenau ist der Mittelpunkt und der Hauptmarkt für die Flachsgarnspinnerei nicht nur in Oesterreich, sondern auch in dem nördlichen Deutschland; seine Garn-

Digitized by Google

und Leinwandmärkte am Montage einer jeden Woche sind daher von Geschäftsleuten dieser Branche, und namentlich aus Preußen, zahlreich besucht, und der Geschäftsverkehr zwischen Oesterreichern und Preußen war stets ein in jeder Beziehung freundlicher.

Als im heurigen Frühjahre die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen von Tag zu Tag größer wurde und sich endlich zur Gewißheit steigerte, mußte die Kriegs-Eventualität auf das hiesige Geschäftsleben einen großen und zwar höchst nachtheiligen Einfluß üben; die Nachfrage auf Garn beschränkte sich auf einige grobe Nummern, und die Spinnfabriken reduzirten ihre Arbeitszeit auf ein Minimum und dem entsprechend den Lohn der Arbeiter; die preußischen Firmen suchten mit einer großen Aengstlichkeit ihre Forderungen einbringlich zu machen oder sicherzustellen, und der Kredit wurde in jeder Beziehung gelähmt, und hiemit der ganze Industriezweig.

Niemand begann einen Bau, auch der Bau des Schwadowitz-Königshainer Eisenbahnflügels wurde sistirt, die Baugewerbe lagen daher darnieder und Hunderte von Bau-Arbeitern waren beschäftigungs- und brodlos. Hiezu kam noch, daß zahlreiche Arbeiter aus Böhmen, die in Preußen Beschäftigung fanden, von dort ausgewiesen wurden. Diese Ausweisungen hatten zur Folge, daß die hiesigen brodlosen Arbeiter gegen die hier beschäftigten Arbeiter aus Preußen erbittert wurden, und es mußte daher von der politischen Behörde die Ausweisung der Letzteren verfügt werden.

In Trautenau und dessen nächster Umgebung werden 6000 Arbeiter beschäftigt, und mit dem Zunehmen der Kriegsgefahr nahm auch die Zahl der beschäftigungslosen Arbeiter zu, der Gränzverkehr wurde erschwert, endlich ganz aufgehoben.

Unter diesen Umständen konnte der Trautenauer Stadtrath nur mit banger Besorgniß in die Zukunft blicken, und dieß um so mehr, indem es ihm wohl nicht amtlich, sondern aus Privatmittheilungen bekannt war, daß die hiesigen k. k. Amtsvorsteher, nämlich der Bezirksvorsteher und Zollamtsdirektor mit der Gendarmerie und der Finanzwache, die Kasse- und Telegraphenbeamten, bei der Annäherung der Preußen sich zurückzuziehen hatten, und daher in diesem Falle bei der bestehenden bedauerlichen Misch-Ehe zwischen Administration und Justiz auch die Justizpflege aufhören mußte.

Am 27. Mai 1866 rückte der Regimentsstab des Dragonerregiments Fürst Windischgrätz mit zwei Schwadronen Dragonern in Trautenau ein, welche daselbst und in den Dörfern Parschnitz und Altstadt einquartirt wurden.

In den angränzenden preußischen Gebietstheilen und insbesondere in der Stadt Liebau zeigte sich bereits eine größere Zahl von Truppen aller Waffengattungen, und die beiderseitigen Gränz-Rekognoszirungs-Patrouillen mahnten die Gränzbewohner an den bevorstehenden Ernst des Krieges.

Kleine Gränzverletzungen, die preußischerseits vorfielen, hatten einigemale die Allarmirung unserer ganzen Reitertruppe als Vorspiel des Krieges zur Folge, und der Regiments-Kommandant Ludwig Fürst von Windischgrätz konzentrirte am 9. Juni 1866 den Stab und beide Schwadronen Dragoner in der Obervorstadt Trautenau, von welcher die Aerarialstraße nach Gitschin und die Bezirksstraße nach Königinhof und Josephstadt führt.

Nach einigen Tagen stießen die aus Holstein zurückgekehrten zwei Schwadronen Windischgrätz-Dragoner zu ihrem Regimente und wurden nächst Trautenau in den an der Straße nach Gitschin liegenden Dörfern Weigelsdorf und Kaltenhof einquartirt.

Das Offizierkorps und die Soldaten lebten im besten Einvernehmen mit den Einwohnern von Trautenau, die ihrerseits wieder bemüht waren, ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Am 18. Juni wurde durch einen kgl. preußischen Offizier die Kriegserklärung Preußens an Oesterreich dem hiesigen Regimentskommando bekanntgegeben.

Der Regiments-Kommandant versammelte am selben Tage Abends sein ganzes Offizierkorps im Saale des Gasthofes „zum weißen Roß", und nach einer Ansprache an die Offiziere brachte er ein Hoch auf den allerhöchsten Kriegsherrn aus, in welches die Offiziere mit Begeisterung einstimmten.

Mittlerweile war die Stimmung der Bevölkerung insbesondere durch den Einmarsch der Preußen in Sachsen und ihr dortiges Auftreten noch erregter geworden; es trat überdieß eine völlige Gränzsperre ein und der Verkehr erlahmte.

Die preußischen Truppen in den Gränzorten wuchsen an Zahl von Tag zu Tag, und unsere leicht zu verbarrikadirenden und zu vertheidigenden Engpässe im Riesengebirge blieben unbesetzt und die Stärke unserer Gränzbesatzung blieb unverändert.

Viele Einwohner von Trautenau und der Umgegend dachten an die Flucht und an die Bergung ihres beweglichen Vermögens, ja sogar der Schatziarer Bezirksvorsteher löste bereits am 10. Juni das Bezirksamt auf und begab sich nach Trautenau.

Die junge männliche Bevölkerung, erschreckt durch Nachrichten aus Sachsen von der preußischerseits erfolgten Requisition junger Leute, ließ sich schwer zurückhalten, und ich habe Vielen zugeredet, zu bleiben, da sie doch selbst für den Fall des Einmarsches der Preußen von den regulären Truppen eines hochzivilisirten Staates nichts zu fürchten hätten.

Am 8. Juni 1866 wurde vor dem Kriege die letzte Gemeindeausschußsitzung in Trautenau abgehalten, und sämmtliche Mitglieder einigten sich, aus Anlaß der Besprechung der Vorkehrungen bezüglich der Trautenauer Sparkasse, in der Ueberzeugung, daß die preußischen Truppen, welche doch nur gegen den Staat und dessen Militärmacht Krieg führen, das Privateigenthum unan-

getastet lassen, und daß sie dagegen im Falle ihres Einrückens human aufzunehmen sind.

Am 12. Juni kam der Stadtrath Cervenec aus dem bezirksamtlichen Schatzlar im Namen der Stadtvertretung, um mich zu konsultiren, wie sie sich einem an das Bezirksamt herabgelangten Statthalterei-Erlasse gegenüber benehmen sollen, in welchem schleunigst ein Bericht wegen der Formirung eines Landsturmes oder einer Landwehr und wegen Vorkehrungen bezüglich der inneren Sicherheit abgefordert wurde.

Ich rieth, sich wegen des Landsturmes, insoferne hiedurch die Vertheidigung gegen einen äußern Feind beabsichtigt wird, entschieden negatis zu äußern, weil eine solche Maßregel im Angesichte einer bereits wohlgerüsteten zahlreichen Armee viel zu spät kommt, weil es an Führern und an der Unterstützung der regulären Truppen fehlt, und weil hiedurch nur eine Verwüstung des Landes durch die einrückenden feindlichen Truppen herbeigeführt würde. Bezüglich der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und des Schutzes der Person und des Eigenthums in Schatzlar empfahl ich die Kreirung einer Bürgerwache, und beruhigte ihn überdieß mit Hinweisung auf die preußische Zivilisation und Humanität.

Gleiche Maßregeln zum polizeilichen Schutze leitete ich in Trautenau ein, und ich setzte mich insbesondere mit dem Kommandanten des bürgerlichen Schützenkorps und dem Vorstande des Veteranenvereins ins Einvernehmen, um für den Fall, daß die Hintanhaltung oder Unterdrückung von Exzessen oder die Sicherheit der Person und des Eigenthums eines ausgiebigeren Schutzes benöthigen sollte, als ihn die städtische Polizeiwache zu bieten vermag, der Unterstützung dieser Körperschaften gewiß zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 3. Oktober starb in Frankfurt im 70. Lebensjahre C. Goltmick, langjähriges Mitglied des Theaterorchesters und als musikalischer Kritiker und Schriftsteller auch außerhalb Frankfurt bekannt und geschätzt.

Am 14. September versammelte sich in einer Gemeinde von Ueberetsch (einem Dorfe in Tyrol) die Gemeindevertretung in beschlußfähiger Anzahl, um über das Wohl und Wehe der Gemeinde zu berathen. Ein stämmiges Männchen, als der gescheiteste Rath bekannt, erhob sich und hielt einen Vortrag über die Schädlichkeit des Telegraphen und der Eisenbahn: diese zwei neuen Erfindungen tragen die Schuld an der Traubenkrankheit, meinte er, und haben schon so viel Unglück über unsere Gegend gebracht. Der Telegraph versende ringsum eine giftige Ausdünstung, und die Lokomotive qualme aus ihrem höllischen Krater verderbliche Miasmen, die vielleicht auch die Erdäpfelkrankheit, jedenfalls aber die Traubenkrankheit erzeugen. Die übrigen Kollegen nickten dem Redner über diese schlagende Beweisführung Beifall zu, und so wurde denn diese Abhandlung zu Protokoll gebracht und zum Beschluß erhoben, daß Redner als Gemeinde-Delegirter hierüber hohenorts das Nöthige einzuleiten und Abhülfe vorzukehren habe. Hat doch dieser ehrenhafte Mann eine Leiter genommen, sie eine ganze Stunde weit bis zur Telegraphenleitung getragen, ist da hinaufgestiegen, hat am Telegraphendraht gerochen und dann feierlich ausgerufen: „Richtig, es riecht ganz wie der Schimmel an den Trauben.“ Dieses fast unglaubliche Geschichtchen wird von der „Bozener Zeitung“ erzählt.

[Eine Maschine zum Reiten] erregte in Mainz die Aufmerksamkeit der Spaziergänger. Dieselbe besteht aus zwei hintereinander stehenden und durch eine flache, gebogene Eisenstange verbundenen Rädern, in der Mitte der Stange ist ein Sattel angebracht, auf welchen man sich wie auf ein Pferd setzt, und durch die Füße das vordere Rad in Bewegung bringt, welches durch eine Vorrichtung gedreht werden kann, und so der Maschine als Steuer dient. Die Maschine wird mit bedeutender Schnelligkeit fortbewegt, doch erfordert es einige Uebung, um sich derselben bedienen zu können.

Logogryph.

Vier Zeichen, eine Königin,
Mit der sich keine kann vergleichen,
Als unumschränkte Herrscherin
Gebeut sie allen Erdenreichen;
Nicht Jung, noch Alt kann ihr entgehen,
Sie winkt, ihr Wille muß geschehen.
Nimm weg das Haupt: ein Götterkind
Rauscht stolz dahin, kühn und erhaben,
Nur Edlen folgt es hochgesinnt,
Nie weiht's dem Momus seine Gaben.
Willst du ihm noch den Fuß entwinden,
Wirst eine neue Kraft du finden.

Auflösung der Charade in Nr. 232:
Kaffeeschwester.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 239 Dienstag, 9. Oktober 1866.

Auf'm Wörth.

(Fortsetzung.)

VI.

Herrmann war und blieb in Caub und sah die, die er lieb hatte, nur selten, aber um so beglückender war dann auch dieß Wiedersehen.

Zwei Jahre hatte dieser Zustand der Dinge gedauert, da zogen im Norden schwere Wetterwolken auf, deren Blitze man auch am Rheine, ja weiter, selbst am Strande der Seine wahrnahm und das Grollen des Donners hörte, dem das Unheil folgte in reichem Maße.

Nach Rußland hinein hatte Napoleon den Krieg getragen; aber die Rechnung war falsch, die er gemacht. Der furchtbare Geist des Nordens trat ihm in den Weg, vertrat ihm denselben und die Kälte des Nordens und die heißen Flammen des auflodernden Moskaus schlossen einen Bund, dem er, der Mächtige, Nichts anhaben konnte, der aber seine Macht niederwarf und sie zertrat.

Die Schrecken und der Jammer eines nordischen Winters brach herein, und im Bunde mit Hunger und Elend erlag das stolzeste Heer, das siegesgewiß über die Brücke von Mainz gezogen war, dem sonst immer siegreichen Adler nach. Immer siegreich? Nein, drunten im Süden des schönen Spaniens war der gewohnte Sieg ihm untreu geworden, und was er im Süden verloren, wollte er droben im hohen Norden wieder suchen — den Sieg; aber der Sieg floh weg von ihm und der Jammer folgte ihm. Das vom Unglücke zertretene Heer kam heim — ein schreckliches Bild des Jammers, der Vernichtung. —

Am Rheine trug man die Köpfe höher. Ueber die Berge von jenseits des Rheines wehte ein anderer Hauch, ein Frühlingshauch einer neuen Zeit.

Neue Kraft sammelte der Sieger in hundert Schlachten; aber dem Adler war der Sieg untreu geworden. Sein Flug ging tiefer und tiefer. Die Schlacht von Leipzig zerbrach seine Flügel und Hanau hörte den Sterbegesang, der tief aus dem Norden herunterschallte bis in die Ebenen Deutschlands und in die Thäler am Rheine.

Bald! bald! jauchzte Herrmann. Die Heimath wird mir, ich ihr wiedergegeben! Die Grünröcke ziehen ab!

Und die Ereignisse gingen einen raschen Gang.

Das Jahr 1813 schied, und seine scheidende Abendsonne sah zertretene Fluren; verbrannte Dörfer und Städte; bleichende Gebeine; jammernde Mutterherzen; ächzende Verwundete; bettelnde Krüppel. —

Gegen Neujahr 1814 rückte Blücher dem Rheine näher. Caub hatte er zum Uebergange ersehen; an die uralte Pfalz sollte sich die Brücke lehnen, die ihn und seine Schaaren hinüber tragen sollte zum andern Ufer, das deutsch war im Innersten des Herzens wie das rechte.

Auf die Schiffer Caub's rechnete er. Sie sollten die Lützow'schen Jäger hinüberfahren in ihren Kähnen in der Neujahrsnacht, die schon dämmerte.

Herrmann war unter ihnen; sein Herz schlug gegen die Brust, als wollte sie es zerschlagen. Seine Muskeln bebten dem Augenblicke entgegen, wo sein Kahn die Jünglinge aufnehmen, sein Steuerruderschlag sie hinüberführen sollte an's heimische Ufer, das sie ihm wieder zu geben die freudige Absicht hatten.

Sein Schiffsherr hatte ihm seinen Kahn vertraut, weil er so flehentlich gebeten um diese Gunst als überreichen Lohn jahrelanger, nie wankender Treue.

Am Ufer hin standen die Truppen, gehüllt in die Finsterniß der Nacht. In den Häusern Caub's flimmerte kein Lichtstrahl. Alles todtenstill. Man hätte können den Athemzug des Einzelnen hören. —

Die Kähne waren im Rheine; die Schiffer saßen an ihren Stellen; das Ruder lag in ihrer Hand. Jeder horchte, harrend des ersten Glockenschlags des jungen Jahres. Manches Herz bangte, daß eine feindliche Kugel es durchbohren könnte; Herrmanns Herz pochte voll Glauben und Hoffnung. Die Luft blies kalt — die Liebe im Herzen wärmte von innen. O, daß die Stunde schlüge! seufzte er.

Jetzt hob der Hammer auf dem Thurme aus, und Eins klang es über das stille und doch so menschenvolle Caub, über die sanftgehende Fluth des Rheines, über die Köpfe des harrenden Heeres und in die siegesfrohen Heldenherzen.

Mit Gott für König und Vaterland! hallte es, und in die Kähne stürmten die todesmuthigen Jünglinge von Lützows wilder, verwegener Jagd; die Ruder grif-

Digitized by Google

fen in die Fluth; die Kähne schossen dahin, und mit wenigen kräftigen Schlägen war das linke Ufer erreicht.

Fort stürmten die Jäger den Berg hinan, zurück zum jenseitigen Ufer schossen wieder die Kähne.

Und wieder und wieder trugen sie die Streiter hinüber, bis die Brücke stand und ihren breiten Rücken den Regimentern und den Kanonen darbot, die hinüber stürmten und hinüber rollten, die Vorangegangenen zu decken und mit ihnen um den Siegeslorbeer zu werben.

Wenn auch todtmüde von der furchtbar anstrengenden Nacht war Herrmann zum Letztenmale gelandet. Er reichte seinem Genossen das Ruder und sagte: Nimm Du es nun, meine Arbeit ist gethan. Unser Schiffherr weiß es, daß ich heute nicht wiederkehre, sondern hineile zur Mutter und zur Braut, deren Herzen mir entgegenschlagen!

Geh' hin, sagte der Andere. Gott behüte Dich und lasse Dich sie froh, gesund und glücklich finden!

Und mit einem preußischen Regimente schritt er stolz und freudig die Straße hin. Im Mondlichte lag dort die Insel und das Häuschen; dort war der überhängende Fels, wo Jupp gelauscht; dort unten war die Stelle, wo er Lenchen gelandet, als er sie von der Insel überfetzte. —

Wie stürmten diese Erinnerungen auf ihn ein, als er über die „neue Mauer", welche die Heerstraße trägt, wegschritt! Wie lagen dunkel hinter ihm zwei Jahre der Verbannung vom heimischen Herde, vom Mutterherzen, von der, die seine Seele lieb hatte; Jahre der Anstrengung, der Sorge, aber auch Jahre des Segens; denn er hatte sich mit all' der Selbstentsagung eines liebenden Herzens ein Sämmchen gespart zum künftigen Haushalt und um nicht hinter Lenchen zurückzustehen, die schon seit den Jahren ihres Dienstes bei ihrer Herrschaft gespart hatte für Linnen und Hausrath; denn ihre armen, kinderreichen Eltern konnten ihr ja Nichts geben.

Seine Seele war voll Dankens und Preisens dessen, der da hilft und errettet, der da beugt und aufrichtet.

So betrat er die Stadt.

O, daß er hätte ein Hurrah rufen, auffauchzen dürfen! Aber Stille war geboten; denn man hoffte, noch hin und wieder einen Rest der Feinde aufzuheben, der sich etwa verspätet; man glaubte, daß in den Schluchten der Berge irgendwie der Feind seine Schützen könne geborgen haben; aber darin täuschte man sich, der Feind war abgezogen, das Land war frei. —

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Ende erließ ich unterm 15. Juni einen Aufruf zur Verstärkung des Schützenkorps aus den besitzenden Klassen der Bewohner. In diesem Aufrufe war der Zweck dieser Maßregel deutlich ausgesprochen, und am Schlusse desselben fügte ich noch eine Ansprache an die Bewohner von Trautenau bei, die ich hier wörtlich aus dem Grunde folgen lasse, weil man hierin später preußischerseits eine Aufforderung an die Bevölkerung zum Widerstande gegen die preußischen Truppen finden wollte. Dirser Anhang lautete:

„Einwohner von Trautenau! Während unsere wackeren Krieger, dem Rufe unseres erhabenen Kaisers folgend, des Reiches Gränzen, Recht und Ehre muthvoll schirmen, wollen wir in fester Eintracht zusammenstehen, wollen wir als treue Oesterreicher opferwillig den i n n e r e n Frieden wahren, hoffend auf eine schönere Zukunft unseres theueren Vaterlandes Oesterreich."

Am selben Tage ersuchte ich in einer Versammlung der Schützen nochmals mündlich um ihre Unterstützung, es wurde zugleich die Eventualität des Einrückens preußischer Truppen besprochen, und ich sprach mich unter Zustimmung aller Anwesenden dahin aus, daß für diesen Fall jeder feindseilge Akt fernzubleiben hat und daß dieselben freundlich aufzunehmen seien, weil die Zivilbevölkerung sich nicht in den Krieg des Militärs zu mischen hat.

Am 25. Juni waren die preußischen Vorposten bereits bis Bernsdorf gegen Trautenau vorgeschoben, und preußische Patrouillen streiften bis Goldenöls und Gabersdorf. In der folgenden Nacht war in Trautenau mit Bestimmtheit die Nachricht verbreitet, daß ein größeres österreichisches Truppenkorps gegen Trautenau im Anzuge sei, und daß es in den frühen Morgenstunden in Trautenau eintreffen werde. Gleichzeitig kam auch die Nachricht, daß die preußischen Truppen gegen Trautenau vorrücken. Von 12 bis 2 Uhr Nachts sah man eine große Zahl von Landleuten aus den Dörfern Goldenöls, Gabersdorf und Wolta mit verschiedenen Habseligkeiten Trautenau passiren; in Trautenau waren die Wagen angespannt, um die Beamten fortzubringen, Ordonnanzen und Patrouillen ritten ab und zu. Am Morgen war wieder Alles ruhig, nur verlautete bestimmt, daß die Preußen mit größerer Macht in Bernsdorf stehen, daß sie ihre Vorposten bis Goldenöls vorgeschoben und daß österreichische Truppen von Königinhof her im Anzuge seien. Am 26. Mittags wurde bestimmt gesagt, daß eine größere Zahl österreichischer Truppen Vormittags ein Lager bei den Windmühlen, 2½ Stunden von Trautenau an der Königinhofer Straße bezogen habe. In den vorhergehenden Tagen durch ähnliche Nachrichten bereits öfter getäuscht, fuhr ich, um die Ueberzeugung von der Wahrheit dirser Nachricht zu erhalten, mit dem Kaufmanne Stephan Kopper, dem Gastwirthe Anton Stark und dem Lehrer Franz Schneider am Abende an den bezeichneten Ort, und wir fanden bereits ober Burgersdorf eine von österreichischen Jägern gebildete Vorpostenkette und staffelförmig bis zu den Windmühlen bei Obersoor ein Jäger-Bataillon po-

stirt und auf dem südlichen Abhange des von Oberſoor gegen Deutſch-Prausnitz ſich hinziehenden Berges ein Truppenlager.

Ein Hauptmann vom Parma-Infanterie-Regimente theilte uns mit, daß dieſe Truppen die Brigade Mondel bilden, welche aus acht Bataillonen Infanterie, einer Batterie und einer Diviſion Ulanen beſtehe, und daß er die Richtung ihres Marſches und die Zeit des Aufbruches noch nicht kenne.

Am 27 Früh 7 Uhr erhielt ich die Weiſung, daß bis 9 Uhr Früh für die ſämmtlichen vier Schwadronen Dragoner gekocht ſein müſſe; zugleich lief die Nachricht ein, daß eine Abtheilung Dragoner mit den anrückenden Preußen bei Parſchnitz, eine halbe Stunde nordöſtlich von Trautenau, kämpfe, und daß bereits mehrere von beiden Seiten gefallen ſeien.

Die Phyſiognomie der Stadt Trautenau hatte ein eigenthümliches Gepräge; auf dem Ringplatze ſtand eine Schwadron Dragoner kampfgerüſtet; die Regimentswagen zogen ſich auf der Straße gegen Königinhof zurück; eine gerade anweſende Aſſentirungs-Kommiſſion zog eilig ab; einzelne Gruppen ſtanden unter den Lauben, um ſich wechſelſeitig Nachrichten mitzutheilen; in allen Familien herrſchte große Aufregung und eine bange Erwartung.

Um 8 Uhr zog ſich die auf dem Ringplatze aufgeſtellte Schwadron in der Richtung gegen Königinhof zurück und in kurzen Zwiſchenräumen kamen öſterreichiſche Dragoner-Abtheilungen von Parſchnitz her, und zogen ſich auf der Straße gegen Königinhof zurück; die letzte Dragoner-Abtheilung verbarrikadirte die ſogenannte Spittelbrücke über die Aupa in der Niedervorſtadt Trautenau, und um 9 Uhr zog ſich die Dragoner-Nachhut vom Trautenauer Ringplatze zurück. Vom Trautenauer Kirchthurme, auf welchem eben der Großuhrmacher Franz Summereker aus Prag eine neue Thurmuhr aufſtellte, und von der Dechantei aus konnten die einzelnen preußiſchen Truppenkörper, welche bei Parſchnitz Halt machten, genau unterſchieden werden. Bald wurden die preußiſchen Vorpoſten auf den nördlichen Höhen unmittelbar bei Trautenau gegen den Hummelhof zu bemerkt.

Von den öſterreichiſchen Truppen verlautete nur, daß ſie gegen Trautenau oder Bausnitz aufgebrochen ſeien; ihr Marſch konnte von Trautenau aus nicht beobachtet werden, weil die Südſeite von Trautenau und die Straße von Königinhof, woher ſie kamen, durch hohe Berge, nämlich den Galgenberg, den Johannsberg (in den Kriegsberichten Capellenberg genannt) und den Hopfenberg, dem Auge verſchloſſen iſt.

Nach 9 Uhr begegnete ich Dienſtleuten, welche in Körben aus der Obervorſtadt Trautenau das für die Windiſchgrätz-Dragoner bereitete Eſſen zurücktrugen, indem ihnen dort mitgetheilt wurde, daß die Dragoner bereits auf der Königinhofer Straße nach Hohenbruck abgezogen ſeien.

Um halb 10 Uhr wurde gemeldet, daß die preußiſchen Truppen in dichten Maſſen von Parſchnitz her, und zwar je eine Kolonne Infanterie neben der Straße und Artillerie ſammt Munitionswagen auf der Straße nach Trautenau vorrücken.

In der Niedervorſtadt Trautenau bei der verbarrikadirten Aupabrücke mußte nothwendigerweiſe Halt gemacht werden, und die Preußen räumten anſtandslos die Brücke; ungefähr zwei Eskadronen preußiſche Dragoner überſetzten ober der Mittelvorſtadt die Aupa und unmittelbar folgende Infanterie rückte um 10 Uhr Vormittags durch die Niedervorſtadt in die unbeſetzte Stadt und machte an der Ecke des Ringplatzes bei der Apotheke Nr. 128 Halt; ein Dragoner-Offizier war bis zum Gaſthofe zum „weißen Roß" vorgeſprengt und fragte nach mir. Ich ſtand nebenan in meiner Wohnung am Fenſter, und ich wurde abgeholt, als ich eben im Begriffe war, hinabzugehen.

Der preußiſche Offizier fragte mich um den beſten Gaſthof, beſtellte auf Nachmittags 2 Uhr ein Diner von 18 Gedecken für hohe Offiziere, dann Offiziers-Quartiere und Stallungen, fragte mich endlich, ob öſterreichiſches Militär in der Stadt ſei. Auf letztere Frage gab ich wörtlich zur Antwort: „Außer den Dragonern, mit denen Sie heute kämpften und die ſich vor ungefähr einer Stunde zurückzogen, iſt kein öſterreichiſches Militär in Trautenau."

Der Offizier bemerkte hierauf: „Das ganze „weiße Roß" — welches ich als den beſten Gaſthof bezeichnet hatte — „nehme ich in Anſpruch; es wird hier Se. Exzellenz wohnen, und wegen der ferneren Quartiere und Stallungen werden wir ſpäter reden."

Die preußiſchen Truppen rückten unaufgehalten, während ich noch ſprach, über den Ringlatz ein, und ich hatte mich kaum umgewendet, ſo wurde ich wieder zu einem preußiſchen Oberſten gerufen, und dieſer requirirte von mir Fleiſch, Brod, Speck, Bier, Wein, Branntwein, Käſe u. dgl. für 3000 Mann oder noch mehr, ſo viel ich aufbringen kann, und mindeſtens zwanzig mit Pferden beſpannte Wagen, um die Lebensmittel ins Lager zu führen; er zeigte hiebei vor ſich hin über die Obervorſtadt Trautenau hinaus.

Innerhalb einer halben Stunde ſollte Alles beigeſtellt ſein. Ich ſetzte mich ſogleich in Thätigkeit, um die Requiſition zu ermöglichen.

Ein preußiſches Regiment nach dem andern, auch eine Muſikkapelle, den Radetzky-Marſch ſpielend, erſchien ungeſtört auf dem Trautenauer Ringplatze; einzelne Bataillone ſtellten in den Lauben ihre Gewehre in Pyramiden und ſuchten Erfriſchungen, die ihnen auch in den Gaſt- und Privathäuſern auf das Bereitwilligſte geboten wurden; andere Bataillone, auch die Muſikkapelle, dann Kanonen paſſirten Trautenau in der Richtung nach der Obervorſtadt.

Hier muß ich bemerken, daß gleichzeitig auch preußiſche Truppen auf der Straße von Schatzlar über Alt-

stadt nach Traulenau vorrückten. Ueber eine halbe Stunde mochte der Einmarsch gedauert haben, die ganze Stadt war von preußischem Militär besetzt und ruhig, einzelne Menschengruppen sahen friedlich dem militärischen Schauspiele zu, die Gasthäuser waren von preußischem Militär überfüllt, Bier und Wein floß in Strömen; — da hörte man in westlicher Richtung von der Obervorstadt her, Gewehrschüsse, die bald in ein ununterbrochenes Gewehrfeuer übergingen. Die Stadt, welche von ungefähr 2- bis 3000 Mann preußischer Truppen aller Waffengattungen besetzt war — auch drei Kanonen standen eine Zeit lang, gegen die Mittelvorstadt zu gerichtet, auf dem Ringplatze — blieb vollständig ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Wien ist am 3. ds. der auch in weitern Kreisen bekannte und geschätzte Armeekapellmeister Leonhardt gestorben. Wesentlich ist er es gewesen, der die österreichische Militärmusik zu der hohen Stufe emporgehoben, die sie gegenwärtig einnimmt.

[Schmerzlich verkümmerte Siegesfreude.] Ein unbemittelter Webermeister in Berlin hatte, wie das „Fremdenblatt" mittheilt, fünf seiner Söhne in den Kampf für das Vaterland ziehen sehen. Obgleich die jungen Männer des Vaters einzige Hoffnung für seine alten Tage waren, verzweifelte er dennoch nicht, als im Laufe des Sommers die Todesnachrichten von vier seiner Söhne eintrafen, welche sämmtlich einer nach dem andern den erhaltenen Wunden auf den böhmischen Schlachtfeldern erlegen waren. Der bitterste Schmerz sollte dem armen Manne aber bis zu Ende des Krieges vorbehalten bleiben, denn die Hoffnung auf Erhaltung des letzten und liebsten seiner Söhne ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Vor einigen Tagen kam nämlich die Nachricht an, daß der fünfte Sohn an der Cholera in Prag gestorben sei. Tief gebeugt von dem harten, unerbittlichen Schicksal ist der alte Mann jetzt in Krankheit und solche Noth gerathen, daß der preußische Verein, dem davon Kenntniß gegeben, eine Geldsammlung für ihn veranstaltet hat, die in wenigen Tagen vom besten Erfolg gewesen ist, so daß man glaubt, in diesem Falle eine nachhaltige Hülfe eintreten lassen zu können.

[Ein Tapferer auf dem Krankenlager.] Preußische Blätter erzählen: Ein österreichischer Verwundeter, welcher nach Berlin gebracht worden war verstarb vor wenigen Tagen in der Langenbeck'schen Klinik nach einer auf Leben und Tod versuchten Operation. Er hatte in der Schlacht bei Königgrätz eine Kugel in den Oberschenkel erhalten und war als schwer verwundet nach Berlin gebracht worden. Nach der ersten bei ihm angewendeten Operation, um die Kugel zu finden, erklärte der betheiligte Arzt, die Kugel befände sich nicht in dem Beine. Die Wunde heilte bereits zu, doch die Schmerzen empfand der Verwundete nach wie vor. Auf seinen speziellen Wunsch wurde nochmals eine Operation bei ihm vorgenommen, da er fest behauptete, die Kugel stecke noch in dem Beine; allein trotzdem das Bein an mehreren Stellen aufgeschnitten wurde, die Kugel fand sich nicht vor. Es verging nach dem eine Woche, als der Verwundete nach unsäglichen Schmerzen und schlaflosen Nächten eine dritte Operation, und zwar auf Leben und Tod verlangte. Der Wunsch wurde ihm gewährt, das Bein an mehr als 10 Stellen aufgeschnitten, und jetzt — die Kugel glücklich gefunden. Krampfhaft faßte sie der Verwundete in seine Hände und dankte dem Arzte unter Thränen. Am dritten Tage erlag er jedoch den Schmerzen der dritten Operation.

Zu Herisau ist das eidgenössische Offiziersfest gefeiert worden. Das große Dorf war prachtvoll dekorirt, Tausende von Fahnen aufgestellt, Ehrenpforten in Masse. Auf dem Hauptportale stand:

Die Schweiz soll nicht zerrissen werden,
Sie ist das schönste Stück auf Erden!
Wir lassen uns nicht einverleiben,
Wir wollen freie Schweizer bleiben!

Die Stimmung war, Angesichts der annexionsdrohenden Haltung der Pariser offiziösen Presse und ihrer Ableger, demonstrativ, und das Gefühl und der Wille, zusammenzuhalten bis auf den letzten Mann, allgemein.

Charade.

Auf der Ersten, da sieht, wenn im Lenz die Natur
Erwacht, die Geräthe man schirren;
An und bei ihr, da liebt man's, von jeglicher Spur
Der Natur sich gar weit zu verirren.
In der Letzten, da sitzt sich's wohl stattlich und fein
Auf weichem gemächlichem Stuhle,
Doch, fällt sie zum richtigen Zeitpunkt nicht ein,
So sitzt man auch arg in der Schwüle.
Das Ganze, wer schreitet so stolz dort, o sieh,
Gleichwie auf der Ersten die Pfauen?
Ei, weil an der Ersten sein Einfluß gedieh,
Ist der Mann nun als Ganzes zu schauen.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 240 Mittwoch, 10. Oktober 1866.

Auf'm Werth.

(Fortsetzung.)

Am Abende des 31. Dezembers, in der Dämmerstunde, trat Lenchen zur Mutter ihres Herrmann und trug zwei Töpflein in ihren Händen.

Guten Abend, Mütterchen! grüßte sie und indem sie die Töpflein auf den Tisch setzte, sprach sie mit herzbewältigender Freundlichkeit: Meine Frau läßt Euch den letzten guten Abend im alten Jahre bieten und sagen: Ihr solltet vorlieb nehmen mit Kaffee, wie auch wir ihn drüben trinken; denn in der Verwirrung kamen wir zu sonst keinem Kochen, und mit Kaffee ist man schnell fertig!

Gewiß, liebes Kind, erwiderte die alte Mutter, die sich heute gar frisch und wohlauf führte, sage doch vielfachen Dank und mir wäre der Kaffee das Liebste. Der Herrmann hat mir seit vier Wochen keinen gebracht oder geschickt, da geht er mir nachgerade aus, und einen Kronthaler für's Pfund schlechte Bohnen hier bezahlen, dafür behüte Einen der liebe Gott, wenn man auch die Kronthaler so hätte. Da will ich lieber Gersten- und Kornbrühe trinken und Cichorien darunter. Sieht braun aus und schmeckt breunselig.

Es hat ein Ende, liebe Mutter, sagte mit strahlendem Angesichte das Mädchen, morgen kommt der Herrmann selbst, frei und ohne Gefahr!

Was fabelst Du, Kind? —

Ach, Ihr habt vergessen, was ich Euch von dem alten Blücher sagte! Heute Nacht geht er bei Caub über den Rhein mit seinem Heer. Drum kam auch unser Herrmann nicht; er durfte nicht, denn der Rhein war ja förmlich geschlossen. Sie schossen herüber und hinüber, aber sie krümmten sich damit natürlich kein Haar und schrammten sich die Haut nicht!

Ach, du meine Zeit, rief die Frau, davon hab' ich Nichts gehört. Es war so naßkalt, da kam ich gar nicht an das Mauerfenster!

Nun, fuhr Lenchen fort, die Franzosen wissen's auch; aber sie haben keine Ordre, gegen die Deutschen zu ziehen. Der Hauptmann, der in unserm Hause liegt, ist ein treuherziger Elsäßer, der hat's heute unserm Herrn und unserer Frau ausgelegt, und ich — nun — Ihr dürft mich nicht zanken! — ich habe am Schalter gelauscht. Es geht mir ja so nahe an's Herz, des Herrmanns wegen, daß ich nicht widerstehen konnte. Will's auch nicht wieder thun!

Hast Recht, Kind, erwiderte die ehrliche Alte. Man sagt: „Der Lauscher an der Wand, hört seine eigne Schimpf und Schand!" und weiter: „Wer hören will, was er nicht hören soll, der macht des Unrechts Säcklein voll!" und noch einmal: „Der hat gewiß ein schlecht Gewissen, der hören will, was er nicht soll wissen — oder er trachtet nach And'rer Leid, wenn er zum Lauschen seine Ohren leiht." Alle die Sprüchlein warnen ein junges Blut vor dem Lauschen, was immer ein Unrecht ist; aber sag' Kind, was sagte der Franzos?

Ein Elsäßer war's, und die haben ein ehrlich deutsch Gemüth! Nun, er sagte, mit dem Napoleon sei's Matthäus am Letzten; sie zögen ab und putzten die Platte, und der Blücher käme sicherlich in dieser Nacht. Sie müßten fort in aller Stille, so sei es befohlen.

Und wirklich sind die Douaniers schon alle fort.

Lieber Gott, es ist hart für die armen Leute! Weib und Kind lassen und verlassen, und sie gehen einem bittern Loose entgegen.

Ich denke, die hiesigen Leute werden doch die armen Weiber und Kinder nicht Noth leiden lassen? versetzte die Alte mit einer Stimme, aus der das Mitleid gegen die sprach, die ihr ja doch so viel Leid gebracht.

Gewiß nicht, erwiderte das Mädchen und schenkte den Kaffee in die Tasse, welche sie während des Gespräches hereingeholt und auf den Tisch gesetzt, den sie an den Sorgsessel in der Ofenecke rückte; dann zog sie einen Weck heraus, den sie für ihr eigenes Geld bei dem Bäcker Greifenstein am Krahnenthor gekauft hatte; legte ihn mit freundlichem Lächeln zur Tasse und sagte: Gesegnete Mahlzeit! Ich muß aber gehen; denn es muß alles sauber gemacht werden, weil wir sicher hohe Offiziere ins Quartier kriegen. Gute Nacht denn und — auf ein frohes Wiedersehen!

Die Alte nickte liebevoll, reichte dem Mädchen ihre Hand und — war allein.

Das guts, liebe Kind! sprach leise zu sich die Wittwe. Sie wird mir eine gute Tochter! Walt's Gott! —

An ein Schlafen war in dieser bedeutungsvollen Nacht nicht zu denken. — Sonst war's ein müßtes

Treiben in den Wirthshäusern, heute nicht. Jeder blieb zu Hause, ängstlich wartend der Dinge, die da kommen sollten, und um so mehr, als die Franzosen den Einwohnern bange gemacht vor den Eroberern.

Sonst pflegten die jungen Bursche die ganze Nacht zu schießen und nannten das: „ihren Mädchen das Neujahr anschießen!“ — Heute fiel kein Schuß. Alles war todtenstille, aber die Leute rüsteten sich, die Gäste zu empfangen und sie zu erquicken.

Manche zweifelten an einem Uebergange Blüchers, obgleich das überall mit großer Bestimmtheit gesagt worden war. Sie lauschten am Rheine, weil sie meinten, es müßten Truppenzüge den Rhein herabkommen, deren regelmäßigen Tritt man durch die Stille der Nacht hören könne — ja auch ohne Zweifel hätte hören müssen; aber es blieb so still wie im Grabe. Nur Einige, die auf das Gebirge, gegen das Dorf Henschhausen hin, heimlich geklettert waren, hörten drüben ein dumpfes Geräusch und ein Dröhnen wie von schweren Lastwagen. Sonst sahen und vernahmen sie Nichts, und Caub schien gänzlich ausgestorben, weil auch selbst in den bekannten, an der Rheinseite gelegenen Wirthshäusern, im „grünen Walde“, in der „Krone“ und in dem „Schiffchen“ kein Lichtstrahl zu sehen war, ein Umstand, der um so auffälliger erschien, als das Durstleiden in Caub sehr unbeliebt und in der Neujahrsnacht vollends nicht wohl anzunehmen war, daß man sich so ungewöhnliche kasteie.

Gerüchte auf Gerüchte drängten sich und steigerten die allgemeine Aufregung, doch in das warme Stübchen der Wittwe drang keins dieser Gerüchte. Sie hielt Abrechnung mit der vergangenen Zeit und blickte mit betender, gläubiger Hoffnung in die Zukunft, wie es dem rechten Christenherzen in solchen Stunden ziemt.

Es wurde Mitternacht. Da blies sie ihr Lämpchen aus, befahl sich und ihre zwei Lieblinge der Obhut des „treuen Hüters Israels“ und sank in einen so tiefen Schlaf, wie sie ihn sonst nicht kannte, und als sie erwachte, war es heller Tag. Nachdem sie warm und innig gebetet, kleidete sie sich an, fachte ihr Feuer im Ofen an und setzte ihren Wassertopf bei, um sich einen Kaffee zu bereiten. Als sie, deren Gehörsinn bedeutend abgenommen hatte, auf die Straße blickte, da erschrack sie; denn Kopf an Kopf standen Soldaten, und daß es Deutsche waren, das kündigte ihr die fremde Uniform an.

Als sie ihr Fenster wieder schloß, da wurde stürmisch die Thür geöffnet, und mit einem frohlockenden: Prost Neujahr, trat der seiner Mutter und der Heimath wiedergegebene Herrmann herein und flog an der überraschten, glücklichen Mutter Brust.

Wer könnte den Gefühlen Worte leihen, die der alten Mutter Brust durchströmten? Die Tage der Leiden waren nun vorüber, und das gemüthliche Stillleben trat wieder in seine alligewohnten Gleise; das rath- und trostlose Alleinstehen war vorüber. Sie hatte wieder ihre einzige Stütze, den lieben, guten Sohn, der durch seine Schuld der Mutter Auge nie mit einer Thräne befeuchtet! Wer könnte das in Worte fassen, was in Freude und Preis und Dank gegen den Herrn, der da hilft, der Mutter Seele erfüllte?

Weinend umfingen sie sich, aber es waren Thränen der Freude und des Dankes.

An ein Sehen, an ein Sprechen Lenchens war indessen gar nicht zu denken; denn drüben ritten in diesem Augenblicke eine große Schaar von Offizieren vor, die in das Haus ihrer Brodherrschaft eintraten, und der greise, stattliche Mann in dem schmucklosen Uniformsoberrocke, die blaurothe, ebenso einfache Feldmütze auf dem Kopfe, die kleine Stummelpfeife dampfend im Munde, das war Blücher, der Greis mit der Jünglingskraft und Freudigkeit.

Da war nach allen Seiten so viel zu ordnen und zu beschicken, daß eine solche Hoffnung als taube Blüthe abfiel. Und so ging es drüben in dem großen Hause Tag vor Tag, und Lenchen kam nicht von der Seite der betagten Hausfrau. Erst nach acht vollen Tagen, da dies Treiben fast ununterbrochen Tag und Nacht in Einem Zuge fortgegangen war, trat Lenchen in die bekannte, heimliche Stube, wo sie zwei kräftige Arme umschlangen.

Herrmann! lispelte hoch erröthend das liebliche Mädchen und blickte schamhaft nach der alten Mutter, die lächelnd ihr zunickte und wieder lächelte, als Herrmann ihr die Tochter zuführte und sagte: Mutter, gebet uns Euern Segen, den sie dem Bunde der Beiden schon lange, betend zum Herrn, gegeben.

(Schluß folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Kurz nach dem Einmarsche der Preußen in Trautenau, oder gleichzeitig mit denselben, kamen die österreichischen Jäger von der Brigade Mondel, unbemerkt von den Trautenauern und den preußischen Truppen, auf den südlichen Höhen von Trautenau an, und einzelne Plänkler gingen bis an die Häuser der Obervorstadt vor. Die vier Schwadronen Windischgrätz-Dragoner, von denen drei Schwadronen in einer Vertiefung, ungesehen von dem Feinde, standen, begannen westlich von der Stadt den Kampf. Der Zusammenstoß erfolgte mit den als Vorhut auf die Westseite von Trautenau vorgerückten zwei Eskadronen preußischer Dragoner, die beinahe gänzlich aufgerieben wurden; nach einigen Minuten des Kampfes kamen 23 preußische Pferde reiterlos in Weigelsdorf an. Der Kampf wurde sofort von unseren braven Jägern fortgesetzt, die mit ihren sicher

treffenden Stutzen, zum Theile in gedeckter Stellung, eine große Verheerung in den feindlichen Reihen anrichteten. Die südlich von Trautenau an die Häuser unmittelbar angränzenden, steil emporsteigenden Höhen, der bewaldete Johannisberg (von der darauf befindlichen Johannis-Kapelle so genannt), der Galgen- und Hopfenberg wurden von den österreichischen Jägern und den nachrückenden Truppen der Brigade Mondel besetzt.

Die preußischen Truppen besetzten die diesen Höhen gegenüber liegenden Häuser, welche ihren Haupteingang von den Gassen und dem Ringplatze aus hatten, ungestört und unbehindert; jene Thüren, zu welchen die Schlüssel nicht gleich bei der Hand waren, wurden ohne Widerrede der Hausherren und Inwohner sogleich eingeschlagen. Nun begann aus den ersten und zweiten rückwärtigen Stockwerken in der Ausdehnung der Obergasse, des Ringplatzes und der Niedergasse von Seite der Preußen ein mörderisches Feuer gegen die auf den Höhen postirten österreichischen Truppen; dazwischen hörte man bereits Kanonenschüsse fallen. Andere preußische Truppen sah man sich zum Sturme gegen die Berghöhen anschicken, bald war die Höhe des Johannisberges von den Preußen genommen; die preußischen Truppen feuerten jedoch aus den Häusern, in der Aussicht getrübt durch den Pulverdampf, fortan auf ihre eigenen Leute. Ich selbst sah eilig einen preußischen Offizier in die Häuser laufen und hörte den Zuruf: „Nicht schießen, es sind unsere Leute."

Der Kampf währte jedoch um die Johannis-Kapelle fort, und die Preußen wurden durch die Bajonnette und Kolben unserer Soldaten wieder herabgeworfen. Mancher Brave starb hier den Heldentod und liegt im Waldesdunkel begraben.

Den Preußen, welche nach dem Vorerzählten offenbar in die Stadt kamen, um hier auszuraſten, schien der Kampf sehr ungelegen; ich bemerkte bereits unter den preußischen Soldaten eine große Unfreundlichkeit gegen die Trautenauer Bevölkerung, die ihnen doch fortan Alles bot, was Küche und Keller bieten konnte. Ich will daher in Kurzem von dem Kampfplatze in das Innere der Stadt zurückkehren. Während des Kampfes durchsuchten einzelne Abtheilungen der preußischen Truppen die Kirche, den Kirchthurm, die Dechantei und viele Privathäuser von oben bis unten nach österreichischen Soldaten, machten aber auch Koffer und andere kleinere Behältnisse auf, fanden jedoch nichts Verdächtiges, nur in der Kirche scheinen sie die Baßgeige auf dem Chor für einen österreichischen Soldaten angesehen zu haben, denn ein anderer Grund für ihr Herabwerfen und ihre Zertrümmerung auf dem Kirchenpflaster kann nicht gefunden werden.

Bereits werden Wagen requirirt, um verwundete preußische Offiziere fortzuschaffen; das schöne fein eingerichtete Haus des Fabrikanten Alois Haase wird als Lazareth improvisirt. Preußische Bataillone marschiren fortan durch die Stadt, eine große Zahl berittener preußischer Offiziere in der südwestlichen Ecke des Marktplatzes theilt Befehle aus und erwartet gespannt die Nachrichten vom Kampfplatze. Die preußischen Truppen durchschlagen die Dächer der niedrigen südlichen Häuser, um auf die Anhöhen zu feuern. Die Lichtfänge dieser südlichen Häuserreihe sind von österreichischen Kugeln zerschossen, die nördliche Reihe der Häuser auf dem Marktplatze und in den Gassen wird von österreichischen, von den südlichen, die Häuser um das Dreifache überragenden Höhen geschossenen Kugeln getroffen. Die Einwohner ziehen sich beängstigt in die innersten geschützten Räume der Häuser zurück. Weinende Kinder umklammern die bleichen Mütter. Das Gewehrfeuer, vermischt mit einzelnen Kanonenschüssen, dauert fort.

Nach 11 Uhr, nach ungefähr einer Stunde des Kampfes, nehmen die preußischen Truppen eine entschieden feindliche Haltung gegen die vollständig ruhige, sie verpflegende Zivilbevölkerung an. Ich werde von zwei Soldaten zum Kommandanten gerufen, der an dem obenbezeichneten Orte inmitten vieler berittener Offiziere stand; derselbe hielt mir eine Pistole vor die Stirne und sprach zu mir:

„Sie Schurke haben uns in eine Falle gelockt, ich hätte Lust, Sie sogleich zu erschießen." Ich antwortete ihm, ich wüßte nicht, wie ich sie hereinlocken konnte, da ich doch zu den bereits anwesenden preußischen Truppen auf den Platz gerufen wurde. Er schwieg eine Weile, fragte mich um die Auswege aus der Stadt auf der südlichen Seite und entließ mich. Aus diesem kurzen Gespräche mußte ich entnehmen, daß der Kampf für die Preußen keinesfalls günstig stehen müsse, und ich dachte bei mir, daß man für den vielleicht unvorsichtigen und übereilten Einmarsch nach Trautenau einen Mitschuldigen in meiner Person suche, und ich zog in Erwägung, ob es bei dieser Sachlage für mich nicht gerathener wäre, die Stadt zu verlassen; allein die Ueberzeugung, daß ich durch meine Flucht einen bloßen Verdacht des Zusammenwirkens von meiner Seite mit unseren Truppen zur Thatsache stempeln und daß hiedurch das Schicksal der Stadt Trautenau und meiner Familie ein sehr trauriges werden könnte, ließ in mir den Entschluß reifen, daß ich unter allen Verhältnissen, es möge kommen was da wolle, freiwillig Trautenau nicht verlasse.

Bis dahin hörte ich von keiner Seite, daß der Bevölkerung ein feindseliger Akt gegen die preußischen Truppen unterschoben werde, allein bald mußte ich von preußischen Soldaten vernehmen, daß die Bevölkerung auf preußisches Militär schieße. Man bezeichnete vor Allem die Dechantei, den Kirchthurm, die Kirche, die Apotheke, den Gasthof „zur Spitz" in der Obervorstadt, später den Gasthof „zum weißen Roß" als die Gebäude, aus denen geschossen werde. Ich, der ich doch viel Zeit auf der Gasse zubringen mußte, und Niemand von der Trautenauer Bevölkerung sah oder hörte einen derartigen Schuß; wohl aber steht der Beweis fest, daß

Digitized by Google

ohne Veranlassung und ohne ersichtlichen Grund von preußischen Soldaten von dem Platze und den Gassen aus in die Häuser und auf den Häusern auf die Gassen und Plätze geschossen wurde.

Ich frage nun, wie kann einem zurechnungsfähigen Menschen in Trautenau zugemuthet werden, daß er zu einer Zeit auf die preußischen Truppen schieße, wo die ganze Stadt und deren nächste Umgebung von denselben besetzt ist, wo viele Häuser von oben bis unten von preußischen Soldaten wimmeln und wo an der Südseite der Stadt ein heftiges Gefecht fortwährt — wahrlich, eine so ungeschickte, folgenschwere und allgemein geglaubte Lüge würde ich nicht für möglich halten, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Perrotin, der auch in weiteren Kreisen bekannte Verleger, Freund und Verehrer Berangers, ist am 3. d. im Alter von 70 Jahren zu Chatillon, unweit Paris, gestorben. Eine populäre Ausgabe des Dichters mit Zeichnung von Doré, welche Perrotin mit aller Pietät überwachte, ist eben unter der Presse.

Eines Tages ließ sich der kürzlich verstorbene Komiker Beckmann, als er noch in Berlin wirkte, von Freunden verleiten, einen Recensenten, eine stadtbekannte Figur, wenn wir nicht irren, Namens Fränkel, auf der Bühne zu persiflliren, und er stellte ihn in Maske und Gesten so getreu dar, daß das Publikum am Schlusse „Fränkel heraus" rief. Der Journalist klagte und Beckmann wurde verurtheilt, den Beleidigten in dessen Wohnung vor geladenen Zeugen um Verzeihung zu bitten. Zur bestimmten Stunde harrte Fränkel im Kreise seiner Familie und einer Unzahl von hierzu invitirten Verwandten und Bekannten des ankommenden Büßers, aber Viertelstunde um Viertelstunde schlich mit bleiernem Schritt durch den Salon und Beckmann kam nicht. Endlich ging die Thür auf, Beckmann steckte den Kopf herein und fragte: Wohnt hier Herr Maier?" „O nein", antwortete Fränkel, „der wohnt daneben". „Ah, dann bitt' ich um Verzeihung!" sagte Beckmann, sich rasch wieder entfernend, nachdem er sich zum großen Aerger des Herrn Fränkel und zur schallenden Erheiterung der Anderen der ihm auferlegten Buße pünktlich entledigt hatte.

Zur Probe, wie in Amerika über den Krieg in Böhmen telegraphische Depeschen gemacht worden sind, theilt die Lagener Zeitung ein ihr aus St. Antonio in Texas zugesandtes Extrablatt mit, das aus dem Englischen übersetzt, folgendermaßen lautet: „Extra: Neuestes durch den Telegraph. Ankunft der Arabia! Die Preußen auf's Haupt geschlagen! Große Schlacht bei Pardubitz in Böhmen am 4. Juli; 120,000 Mann todt und verwundet. Die Oesterreicher auf dem Marsche nach Berlin. König Wilhelm und Bismarck fliehen nach England. Deutschland zu einem Reiche unter Franz Joseph erklärt: Der Rhein soll auf alle Fälle gegen französische Angriffe vertheidigt werden. Garibaldi landete in Fiume mit 40,000 Mann!"

In der Stadt New-York gibt es gegenwärtig 361 gemischte Ehen von Schwarzen und Weißen; merkwürdigerweise hat nur in sechs von diesen Fällen das schöne Geschlecht den schwarzen Partner geliefert.

Charade.

Ist sie uns fremd, wird in Verlegenheit,
Die erste Sylbe leicht uns bringen,
Sie wird, verfolgt von uns, zu mancher Zeit
Zum unerwünschten Rückschritt selbst uns zwingen,

Wer off'nen Auges auf des Lebens Pfad
Stets ernst bestrebt ist, zu vermeiden
Was Irrthum heißt, der zeigt durch Wort und That,
Daß mehr und mehr er wird die andern Beiden.

Trifft man das Ganze auf der Ersten an,
Wird man's vielleicht erwünscht mit Freuden schauen,
Dem, was es mittheilt, wird man gerne dann
Als einer Wahrheit fest vertrauen.

Auflösung der Charade in Nr. 233:

Aus Dichter und Komponist ist's Räthsel gemacht,
Ein Dichter und Komponist hat's ausgedacht —
Damit am geist'gen Zuckerbrode,
Ein Alltagsgeist, sich denk' „Marode".
Ich dank! mein Geist sucht seinen Trost
In leicht gesalz'ner Hausmannskost.

M. M.

Gleich richtig gelöst von G. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 241 Donnerstag, 11. Oktober 1866.

Auf'm Wörth.

(Schluß.)

Das Wegziehen meiner Eltern, die Schule, dann die Universität — das Alles rückte mir das mir theure Paar aus dem Gesichtskreise. Nur je und dann, wenn ich in das stille, entlegene Seitenthal des Rheines zurückkehrte, wo meine Eltern den Abend ihrer Tage verlebten, vernahm ich Etwas von ihnen. Sie selbst sah ich nicht wieder.

Es war etwa sechs Jahre später, da führte mich ein Besuch, den ich in Caub abstatten wollte, nach dem alten Städtchen, dem Schauplatze meiner Kinder- und Knabenjahre, von wo ich mich auf dem Rheine wollte hinabschaukeln lassen nach dem Ziele meiner Wanderung.

Ich trat an den Rhein auf den „Hüwel" und blickte, an die alte Linde am Kloster gelehnt, sinnend auf die Spielplätze der harmlosesten Lebenszeit hin, und die Bilder jener Tage stiegen herauf aus dem Schachte der Vergangenheit, und ich vergaß in ihrem wonnigen Anschauen die Gegenwart völlig.

Ein junger, stattlicher Mann, wohl, aber sehr einfach gekleidet in die gewöhnliche dunkelblau tuchene Tracht der Schiffer, kam vom Krahnenthore her gegen das Kloster, in dessen Nähe ich stand.

Mein scharfes Auge ließ mich sogleich erkennen, daß es mein alter Freund Herrmann war. Erst, als er mir ganz nahe kam, erkannte er mich, eilte auf mich zu und streckte mir die derbe, arbeitharte Hand entgegen, und seine Züge strahlten wieder die alte, nicht rostende Liebe.

Endlich, endlich, rief er aus, sehe ich Sie einmal wieder! Wie lange und wie oft habe ich diesen Augenblick herbei gewünscht, aber nicht blos ich, sondern auch meine liebe Frau und meine alte Mutter.

Lebt sie noch? fragte ich nicht ohne ein freudiges Erstaunen.

O gewiß! erwiderte er. Sie ist noch sehr rüstig für die Achtzig, die sie zu tragen hat. Ach, ich bitte, kommen Sie mit mir!

Da war keine Wahl mehr für mich und ich folgte ihm in die alte Stätte schöner Erinnerungen, in das unveränderte Haus, wo ich so manchmal gebackene Fische mit Herrmann gegessen, die wir mit einander gefangen hatten.

Wie traten in das heimische Stübchen. Ein Blick reichte hin, mir zu zeigen, daß die größte Reinlichkeit, aber auch bei aller Einfachheit und Schmucklosigkeit ein gewisser däftiger Wohlstand hier herrschte, ohne der altgewohnten Behaglichkeit den geringsten Eintrag zu thun.

Noch stand der alte, gemächliche, lederbezogene Lehnstuhl in der Ecke neben dem Ofen, und darin saß, strickend und die alte Klammbrille auf der Nase, reinlich und warm gekleidet, die alte Mutter, kaum verändert in dem Zeitraume, der mich vom heitern Knaben zum jungen Manne hatte aufwachsen und reifen lassen.

Sie kannte mich nicht mehr und wollte aufstehen, um mich zu begrüßen. Ich kam ihr zuvor, nöthigte sie sanft sitzen zu bleiben und gab mich ihr zu erkennen. Unendlich wohlthuend war die Freude der hochbetagten Frau, die auf mich den Eindruck machte, daß sie sich in den Strahlen der Liebe ihrer Kinder sonnte, wie wir am Rheine zu sagen pflegen. Nun mußte ich mich zu ihr setzen und ihr erzählen über meinen bisherigen Lebensgang und den Zielpunkt meines Ringens und Strebens. Dazwischen flossen denn die Erinnerungen an die und aus der Vergangenheit, so daß das Gespräch ein sehr belebtes, aber auch hin und her wogendes war, ohne daß es einen einheitlichen Grundgedanken gehabt hätte, der indessen nicht ganz fehlte.

Mitten in diesem belebten Gespräche ging eine Seitenthür auf, und Lenchen, ein allerliebstes Kind auf dem Arme, trat unbefangen herein. Mich erblicken und wiedererkennen war Eins. Das Willkommen war sehr warm und herzlich. Aber wie hatte sich das einst so schlanke, liebliche Mädchen zum vollendet schönen Weibe entwickelt! Aus ihren schönen Zügen, aus ihrem seelenvollen Auge strahlte Zufriedenheit und Glück. Ihr Anzug, so sauber und nett, war einfach, bürgerlich, aber ächt und sehr kleidsam, wie sich die Bürgersfrauen jener Tage zu tragen pflegten.

Meine Zeit war gemessen und lief ab. Ich mußte ihre herzlichen Bitten, „mit ihnen fürlieb zu nehmen," das heißt, das Mittagbrod zu theilen, ablehnen, weil ich in Caub zugesagt hatte. So schied ich mit dem frohen Bewußtsein, eine glückliche, zufriedene Familie

gefunden zu haben und — vielleicht öfters wiederzukehren.

Als Herrmann hörte, ich wolle einen Schiffer miethen, um mich nach Caub zu bringen, sagte er lächelnd: Ich werde Sie zum Rheine begleiten und Ihnen die Mühe des Suchens abnehmen! —

Als wir dann unter dem Ufer hinfuhren, sprang er in einen neuen, schönen Kahn, schob schnell Alles zurecht und sagte: Steigen Sie ein! Ich kann mir die Freude nicht versagen, Sie nach Caub zu fahren. Sind wir dann doch noch ein halbes Stündchen zusammen!

Da war denn Nichts zu ändern, und ich ließ es mir um so lieber gefallen, als ich hoffen durfte, er werde mir noch Manches über seine Verhältnisse mittheilen.

Das geschah denn auch mit der rückhaltlosen Offenheit der alten Liebe und des Vertrauens in jener verschämten, bescheidenen Weise, die es uns auf der Stelle herausfühlen läßt, daß die Pforten des Herzens geöffnet sind.

Das war das Ergebniß: Sein Wohlstand war durch Fleiß und Sparsamkeit gewachsen und gesichert. Er hatte ein mittelgroßes Rheinschiff, mit dem er mehrere Fahrten zwischen Köln und Mainz im Jahreslaufe machte und sich ein Schönes verdiente; Pflanzstücke und Weinberge hatte er erworben und ehrlich bezahlt. Diese besorgte in seiner Abwesenheit seine Frau, deren häuslicher Wirthlichkeit er eine Lobrede hielt, aus der die Liebe überall hervorlugte und die Seligkeit des häuslichen Glückes und Friedens. Ein harmloses, in sich abgerundetes, glückliches Bürgerleben — übergossen von dem rosigen Lichte der Liebe, lag vor meinen Augen. Wahrlich, beneidenswerth! Und da konnte kein Groll gegen den bösen Jupp übrig sein in der Seele, und war's auch nicht.

Die Menagerie.

(Fortsetzung.)

Wärter. (Fortfahrend). Dieses hier ist die berühmte Hyäne, ein scheußliches Thier, welches keine Ahnung von Moral und Menschlichkeit hat. Sie gehört zu den vierfüßigen Thieren und wächst bis zu ihrem siebenten Jahre, nachher wird sie immer größer. Herrn van Aken nimmt sie des Fleesch aus der Hand, aber im Allgemeinen is ihr Charakter schändlich.

Kruse. Des kommt davon, wenn man, wie die Hyäne, keine humanistischen Studien macht!

Wärter. Die Hyäne zerfleischt lebendige und todte Personen, ohne Unterschied des Standes und der Jeburt, un ohne des geringste Mitleid mit ihnen zu empfinden. Was ihr bejejent, is Leuche, gleichviel, ob sie Appetit hat oder nich, blos aus menschlicher Niederträchtigkeit. Sie buddelt die Todten aus die Erde und frißt sie lebendig.

Kneepe. (Entrüstet). Pfui, des is ja haarsträubend. Ick bejreife nich, daß sich die Pollezei nich um solche schwere Verjehen bekümmert!

Kruse. Ja, denn des sind doch destruktiefe Tendenzen, un es is immer zu Mißverjnügen aufrejend, wenn Einen eine Hyäne verzehrt.

Kneepe. (Zum Wärter). Wie viel frißt 'se woll den Dag über?

Wärter. In die Wildniß bei ihr zu Hause einen jesunden Menschen und zwee bis drei fettisten Leuchen. Hier ist sie jenügsamer.

Kneepe. Un ohne einen Schnaps dazu? Na, wird ihr denn da nich eeklich?

Wärter. Ick will Ihnen sagen — mit wen habe ich denn eijentlich die Ehre?

Kneepe. (Geschmeichelt). Bitte, zu jütig, Herr Van! Ick bin der Lichtzieher Kneepe, Bürjer mit zweehundert un zwanzig Dhaler Miethe. Des hier is meine Frau, jeborne Neumann, verehelichte Kneepe, welche nebenbei eine englische Drehrolle is, un dieses hier is mein Sohn Friedrich August Wilhelm Alexander Kneebe der Einzige. Meine Wohnung is in der Junkerstraße Nummer 17, vorneraus im Laden. Zu Michäli zieh' ick aber nach 'n Schinkenplatz, wat jetzt Hausvoigtei is.

Wärter. Danke! Ick wollte Ihnen man blos sagen, Herr Kneepe mit 220 Dhaler Miethe....

Kneepe. Bitte!

Wärter. Wenn die Hyäne sich zum Beispiel in unsere Wildnisse bei Berlin uffhielte, un hernach uf die zwee Leuchen einen Arbeitsmann fräße, denn brauchte se nich expreß noch 'n Schnaps hinter de Binde zu jießen.

Kneepe. Des is ein juter Witz, nich wahr, Mutter?

Johanna. Ick habe ihm nich verstanden.

Kneepe. Des schadt nischt. (Zum Wärter). Sehr jut! Sein Se doch so jut, mal bei mir vorbeizujehen, wenn Sie mal in meine Jejend kommen!

Wärter. Bitte, mit vielen Verjnügen. Jetzt erlauben Sie, daß ich Sie weiter erkläre. Dieses Vieh is ein Affe, dem Menschen am ähnlichsten. Er nennt sich Simia Pavian, hält sich in die Urwälder von Urango-Utang uf un is fortwährend blau um die Nase. Bei Herrn Akens Anwesenheit in Kassel hat er höchstejenhändig drei Wallnüsse von Seine Durchlaucht bekommen. Er hat einen bösen Charakter, eine große Schnauze und verachtet die Menschen. In Wäldern wirft er Felssteine auf ihnen herab und schmeißt sie theilweise dodt.

Fritze. Worum fletscht er 'n die Zähne so, Vater?

Kneepe. Wer? Ick?

Fritze. Ne, der Pavian!

Wärter. Die reene Bosheit! Wie jesagt, er kann die Menschen nich leiden, un mir ooch nich.

Kneepe. (Zu Fritze). Halt's Maul!!
Wärter. (Dreht sich zu ihm um). Wer?
Kneepe. Wer? Wie so?
Wärter. Wegen des: Halt's Maul!
Kneepe. Wer?
Wärter. Sie!
Kneepe. Was? Ick soll's Maul halten?!
Wärter. Ne, Sie haben ja's Maul halten ....
Kneepe. (Wüthend). Waas?
Wärter. Jesagt!
Kneepe. Na ja, Herr Van, das habe ich! Des kann ick! Ick werde doch vor mein Angtree hier woll noch was sagen können! Wo ick mein Jeld jebe, wer' ick doch noch was zu sagen haben?!
Kruse. Ja woll! Wir sind doch hier nich in's Abjeordnetenhaus!!
Johanna. Ne, Kneepe, Du verstehst den Herrn nich!
Kneepe. (Sehr böse). Was? Ick verstehe den Herrn nich? Nanu wird et mir doch zu doll! Ick kann die Thiere alle auswendig, wenn't druf ankommt! Ick verstehe Allens!
Johanna. Ne, Kneepe, Du hast den Herrn Van aber nich verstanden! Herr Van sloobte, Du hättest das Halt's Maul auf ihm jement, un Du halteste es auf Fritzen jesagt!
Wärter. Ach so?
Kneepe. Ach soo?
Johanna. Jott, deß die Männer doch sleich immer so leidenschaftlich sind!
Wärter. Entschuldigen Sie, Herr Kneepe, es war ein Mißverständniß. Ick werde jetzt fortfahren. Hier, meine Herrschaften, sehen Sie die sojenannte Zibethkatze, welche man in de Apotheke als Medizin jebraucht. Sie is ejentlich aus Hinter-Indien, wo die Wohlgerüche herstammen, indessen sie stinkt. Sie kann übersens nich davor, aber wenn man an ihre Drüsen kommt, so stinkt es fürchterlich.
Fritze. Vater, darf ich mal an die Drüsen riechen?
Kneepe. Ne! Det fehlt noch, deß Du als Naturforscher uftrittst, wo hier in Berlin schon sonne Menge Jelehrten sind. Uebersens brauchst Du jar keene Zibethkatze. Davor läßt uns unser Magisdrath die Rennsteene.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Zweifacher Gottesdienst in derselben Kirche.] Aus dem Briefe eines preußischen Feldpredigers entnehmen wir einen Vorfall, der in den Annalen der katholischen, wie evangelischen Kirche wohl einzig dastehen dürfte. „Als ich des Abends, schreibt derselbe, in dem böhmischen Städtchen O..... ankam, meldete mir der Feldwebel, daß der Lieutenant mit dem katholischen Pfarrer Alles abgemacht habe, und daß uns die Benützung der katholischen Kirche Tags darauf Früh 7 Uhr erlaubt sei. Ich fand die Soldaten um 7 Uhr zur Andacht bereit; der Lieutenant fehlte indeß noch. Die Kirche war geöffnet und leer. So gingen wir denn hinein; wir fingen den Gottesdienst mit Gesang an. Andere Civilpersonen des Städtchens erschienen, wie ich meinte, aus Neugier. Ich stand am Eingang der Altarnische. Plötzlich erscheint der katholische Pfarrer; ich mache ihm Platz; er geht durch die hölzernen Schranken hindurch nach der Sakristei. Ich dachte, es solle eine Taufe gehalten werden, und amtirte weiter. Von mir wird Liturgie gehalten; da erscheint auch der katholische Geistliche im Ornat, geht auf den Altar und hält eine stille Messe. Die Chorknaben gehen hin und her, es wird geklingelt, die Monstranz wird gezeigt; ich aber predige über 2. Tim. 2.: „Sei ein guter Streiter Jesu Christi", unbekümmert, in dem Glauben, daß ich einen katholischen Priester von großer Liberalität hinter mir habe, der evangelischen und katholischen Gottesdienst wohl vereinbar halte. Ziemlich zu gleicher Zeit sind wir Beide fertig; wir begegnen uns in der Sakristei, wo sich herausstellt, das Niemand den Geistlichen um die Benutzung der Kirche ersucht habe. Der Pfarrer war sehr liebenswürdig und sagte, das schade Nichts, Jeder habe nach seiner Weise demselben Gotte gedient. Draußen eilte uns nun in großer Bestürzung der Lieutenant entgegen; er klagte sich als den allein Schuldigen an; er habe versäumt, sich mit dem Pfarrer in Verbindung zu setzen u. s. w. Er hatte in der Kirche wie auf Kohlen gesessen und der Dinge gewartet, die da kommen könnten. So haben denn ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher (in einer Kirche) zusammen fungirt, gewiß zum größten Erstaunen der Stadtbevölkerung."

[Portugiesisches Kommando.] In der portugiesischen Armee gibt es ein eigenthümliches Kommando. Nach dem „Schulter's Gewehr! Gewehr in Arm!" u. s. w. folgt auch eines, welches lautet: „dem Feinde böse Miene gemacht!" (Carra fiera a l'ennomigo) Hier runzeln die Soldaten die Stirn. Darauf kommandirt der Offizier: „Sehr bös!" (muchissimo fiera) und schneidet dabei ein entsetzliches Gesicht. Die Soldaten machen dieß nach, so gut es geht. Man sieht daraus, daß in Portugal der häßlichste Soldat der beste ist.

[Frauen-Duell.] Ein amerikanisches Blatt beschreibt ein Duell, welches zwischen Frau Martha Stewart und Frau Roberts aus San Antonio in Texas stattgefunden hat. Die Waffen waren Revolvers, Mrs. Stewart soll schwer verwundet worden sein.

Digitized by Google

Die Schilderungen des Elends, das in Folge der Ueberschwemmungen in einzelnen Departements Frankreichs herrschen muß, lauten ungemein betrübend. So schreibt man aus dem Lozere-Departement dem Messager du Midi, daß durch den Uebertritt sämmtlicher Flüsse daselbst alle Wege beschädigt und über 70 Brücken eingerissen sind. Man kann überall nur noch zu Pferd oder zu Fuß durchkommen. Die Gärten, Wiesen und Weinberge sind ausgewaschen und versandet, die Obstbäume entwurzelt. In Chadenet sind über 100 Schafe der Gemeindeheerde umgekommen. Im Ardeche-Departement ist die reiche Kastanien-Ernte gänzlich verloren; die Bäume liegen am Boden, und an den meisten Stellen ist das Erdreich weggeschwemmt und der Felsgrund bloßgelegt. Nicht minder groß ist das Unheil in einem nicht unbeträchtlichen Theile von Savoyen. Eine der großen Brücken der Viktor-Emanuel-Bahn ist fortgerissen worden, zwei andere schwer beschädigt und insofern unbrauchbar, als das Wasser sich ein anderes Bett gewählt hat und nun nicht mehr unter den Brücken durch-, sondern neben ihnen vorüberfließt. Der Schaden, den die Mont-Cenis-Straße allein erlitten hat, wird von den Ingenieuren auf 1,200,000 Fr. geschätzt. Vor Ende November werden schwerlich Personen und Waaren zwischen Frankreich und Italien befördert werden können. Auch sind in Savoyen, wie anderwärts, verhältnißmäßig nicht wenige Verluste an Menschenleben zu beklagen. Bei Pinay widerstanden die Dämme, allein die Loire stieg so hoch, daß sie endlich wie ein gewaltiger Wasserfall auf eine unabsehbare Länge hin in die dahinter liegende Ebene sich hinabstürzte.

Einer alten Dame in Berlin, deren einziger Sohn als Sekonde-Lieutenant im 13. Infanterie-Regiment den Feldzug mitmachte, war die Nachricht zugegangen, derselbe sei in der Schlacht bei Königgrätz schwer verwundet worden und liege in einem dortigen Feldlazareth. Die Sorge um den Sohn hatte darauf die Mutter bewogen, nach dem Kriegsschauplatz zu reisen, um denselben aufzusuchen und zu pflegen. Der Sohn ist jedoch inzwischen gesund zurückgekehrt, ohne seine Mutter gesehen zu haben; dieselbe ist sogar, wie die „Trib." erzählt, gänzlich verschwunden, und man hat bis heutigen Tages nicht die leiseste Spur von der alten Dame ermitteln können, trotzdem ihr Sohn, so wie die Polizei, sich die größte Mühe gegeben haben. Es liegt die Vermuthung nicht sehr fern, da die Dame viel Geld bei sich hatte, daß ihrem Verschwinden ein Verbrechen zu Grunde liegt, oder daß ihr irgendwo in Böhmen ein Unglück zugestoßen ist.

In einem sehr anständigen Hause in der inneren Stadt Wiens machte der Hausvater schon seit geraumer Zeit die unangenehme Bemerkung, daß ihm während der Nachtzeit zu wiederholten Malen Geldbeträge aus der Börse entwendet wurden; alle mit der größten Sorgfalt angestellten Nachforschungen, alle Vorsichtsmaßregeln blieben erfolglos. Er beschloß nun endlich, um dem Diebe, den er unter den Dienstboten und den Leuten seines Hauses überhaupt vermuthen mußte, auf die Spur zu kommen, mehrere Nächte zu durchwachen, und man kann sich den Schrecken des armen Vaters vorstellen, als er schon in der zweiten Nacht seine eigene Tochter, ein erst 18 Jahre zählendes Mädchen, als Diebin ertappte. Unter Thränen gestand es, daß es schon seit längerer Zeit in der kleinen Lotterie spiele und zu diesem Zwecke das Geld entwendet habe. In der That wurde im Nähtische derselben eine große Anzahl von Riskontozetteln gefunden.

Ein heiteres Intermezzo, das kürzlich in einem Hamburger Theater vorkam, gibt in dortigen Schauspielerkreisen viel zu zischeln und zu lachen. Während einer Vorstellung flog einer jener Kränze auf die Bühne, welche als „Huldigung für die Kunst" à 8 Schilling von dienstfertigen Knappen in kühnem Bogen geschleudert zu werden pflegen, und zwei Actricen rissen sich um die schon etwas verwelkten „Immortellen", da jede behauptete, sie käme ihr zu. Das dauerte so lange, bis plötzlich der Einen die Geduld riß und sie sehr ingrimmig schrie: „Sehen Sie denn nicht, Sie dumme Gans, daß es mein Kranz ist, da ist ja noch mein Band von voriger Woche daran!" Und so verrieth die Unvorsichtige das „tiefe Geheimniß" des ewig wie Ahasverus wandernden Kranzes, den sie sich regelmäßig achtmal monatlich „schmeißen" ließ.

Räthsel.

Es prangt die Stadt mit vielen hohen Thürmen,
Und viele Fahnen sieht man heiter blinken,
Die Feuerschlünde ringsumher beschirmen.
Wie freundlich dort der Stadt Bewohner winken,
Doch wag' ich's nicht, mich ihren breiten Gassen
In unbedachter Eil' zu überlassen.
O Wunder über Wunder! Rasch vom Grunde
Reißt jeglicher Palast sich los zur Stunde;
Und ohne Schrecken, ohne banges Grauen,
Mit Jubel und mit Freudenliedern eilen
Fort Häuser und Bewohner viele Meilen,
Um fern von hier sich wieder anzubauen.

Auflösung der Charade in Nr. 234:
Abtheilung.
Richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 242 Freitag, 12. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Erzählung von Friedrich Gerstäcker.)

1. Die Windstille.

Es war im September des Jahres 184 — als eine englische Brigg, nach Singapore bestimmt und von Sydney kommend, gegen einen leichten Nord an der australischen Küste aufkreuzte, um in die nördlich vom australischen Festland liegende Torresstraße einzulaufen, und dadurch den weiten Weg um Neuholland herum abzuschneiden.

In dieser Jahreszeit war die Straße auch noch am leichtesten zu passiren, jedoch gehörte immer große Umsicht des Kapitäns dazu, da diese sogenannten Barrier reefs nur eine Reihe bis zur Oberfläche der See emporragender Korallenfelsen sind, und wenig seetiefe Eingänge haben. Ein Fahrzeug, das, mit diesen Klippen in Lee, von einem Oststurm überrascht wird, darf deßhalb kaum hoffen zu entkommen.

Zahlreiche Schiffe sind auch schon an diesen Barrier reefs gescheitert, an denen weder Bake noch Leuchtthurm den Seemann vor der drohenden Gefahr warnt, aber der Zeitgewinnst ist zu groß, den ein Segelschiff durch die Straße macht, und jährlich wagen deßhalb eine Menge Kapitäne den Versuch.

Erst einmal innerhalb der Riffe angelangt, ist auch in der That die größte Gefahr überstanden, denn sollte sich dann wirklich noch ein Sturm erheben, so schützen dieselben dieselben Klippen, die es draußen bedrohten, das Schiff vor einer hohen See, und die Koralle bietet dabei fast überall von fünf zu zehn Faden guten und festen Ankergrund.

Die Torresstrait liegt außerdem an der Gränze der Sturmregion, denn zwischen 10 Grad nördlicher oder südlicher Breite, also bis zum 10. Grad vom Aequator, erhebt sich der Wind nur höchst selten zu einem wirklichen Sturm. Jener Strich heißt deßhalb auch die Zone der Windstillen, da solche hier viel mehr vorherrschend sind, als heftige Winde.

Die „Betsy Ann" von Liverpool kreuzte deßhalb, wie schon gesagt, mit allen Bramsegeln auf, um so viel als möglich Fortgang zu machen, nach Norden und der Kapitän ging, als gegen Mittag der Wind völlig einzuschlafen drohte, mit auf den Rücken gelegten Händen auf seinem Verdeck auf und ab, und pfiff leise vor sich hin.

Seeleute pfeifen ja immer bei Windstille, weil sie dadurch den Wind herbeizurufen glauben.

Um zwölf Uhr schlief die leise Brise jedoch vollständig ein, und als Kapitän und Steuermann an dem fast wolkenleeren Himmel ihre Observation genommen, lag die See funkelnd im Sonnenlicht in Spiegelglätte um sie her.

Windstille — es gibt nichts Schrecklicheres, Monotoneres in der Welt für ein Segelschiff, als eine Windstille. Ja für den Dampfer ist es gerade die beste Zeit, denn so viel wirksamer arbeitet die Maschine, und keine entgegenprallende Woge hemmt den Gang des Booles. Aber schwerfällig träumend, rollend und schaukelnd schwankt das auf seine Segel und den Wind angewiesene Fahrzeug auf der metallblinkenden Fläche.

„Reepschläger prügelt sich mit dem Segelmacher", sagen die Matrosen, wenn die schlaffen Taue gegen die Segel und diese wieder ihrerseits schwerfällig gegen die Masten schlagen. Herüber und hinüber schwankt das Schiff, und wenn dann noch manchmal ein leichter Regen oder ein starker Thau während der Nacht fällt, so peitschen sich die Segel so ab, daß man die weißen Flocken herumstirgen sehen kann. Drei Tage Windstille ruiniren auch in der That die Segel mehr, als vierzehn Tage scharfes Segeln, und beschlagen kann man sie trotzdem nicht, denn jeden Augenblick mag sich eine leichte Brise erheben, die dann unbenutzt vorüber gehen würde — und das Schiff macht ohnedieß keinen Fortgang.

Alles Pfeifen half nichts; der Wind blieb aus, und zwar so vollständig, daß der Mann am Steuer, der trotzdem seine Wacht halten mußte, ebenfalls einschlief und nur dann und wann emporfuhr, wenn das durch eine Woge zur Seite gedrängte Ruder einen Ruck that, und die Griffspeichen ihn trafen.

Und es wurde Nacht — aber wie prachtvoll funkelte das Meer, das nicht allein die tausend Sterne widerspiegelte, sondern auch in Millionen Phosphor-Lichtern seinen eigenen Glanz entfaltete. Und wie geheimnißvoll sich das regte in der dunklen Tiefe, wie blitzesschnell einzelne feurige Strahlen darin herüber und hinüber schossen, wo ein größerer Fisch die Fluth durchschnitt, und in dem erregten Wasser einen Gluthenstrom

Digitized by Google

zurück ließ. — Und was für ein wunderbares, grünschillerndes Licht die weichen, [illegible] warfen, die wie athmende Blasen bald auftauchten, bald wieder langsam in die Tiefe sanken.

Weiter hinaus, wo die innere Bewegung nicht sichtbar war, blieb das Meer dunkel, aber plötzlich loderte es ordentlich empor, wie in einem lichten Feuerschein, als ein Wallfisch oder ein Cajelot vielleicht sich aus der Tiefe emporschnellte und wieder zurückfallend auf das Wasser schlug, daß es wie Garbenlichter bei einem Feuerwerk auf- und auseinander spritzte.

Fast alle Mann an Bord lehnten an der Schanzkleidung und blickten auf das wunderbare Schauspiel hinaus, denn wenn sie das Leuchten des Meeres auch schon oft und oft gesehen hatten, geschieht es doch nur sehr selten, und unter besonders günstigen Verhältnissen, daß es sich in solcher Pracht dem Auge zeigt.

Aber endlich ermüdeten sie auch — die nicht auf Wacht befindlichen drückten sich in ihre Kojen und die Wacht selber lehnte schläfrig am Deck herum. Weßhalb hätten sie auch munter bleiben sollen; Gefahr war wahrlich nicht zu fürchten.

So verging die Nacht, und im Osten färbte sich der Himmel lichtgrau — kaum zehn Minuten später zeigten die Nebelschichten dort drüben schon einen rosigen Rand, und ehe es noch völlig hell geworden war, stieg der obere Rand der Sonnenscheibe glühend über den Horizont herauf und goß Licht und frisches Leben in die Welt.

Aber trotzdem regte sich noch kein Lüftchen, und wie still sie indessen auf dem Meer gelegen, zeigte sich erst jetzt.

Gestern Abend, nach Dunkelwerden, hatte der Steward noch eine Kiste Wein ausgepackt, und erst das Stroh und nachher die Kiste über Bord geworfen, und dort draußen, kaum zweihundert Schritt von dem Schiff entfernt, trieb noch Stroh und Kiste auf der wie öligen Fluth, während ein paar Möven schläfrig darum herkreuzten, und dann in der Nähe auf die See auffielen, um die einzeln umherschwimmenden Strohtheile zu untersuchen, ob sich nicht etwas Genießbares darunter fände.

Selbst die Möven fühlen die erdrückende Monotonie einer solchen Zeit, und wie sie sonst, mit scharfem Flügelschlag dem wildesten Sturm trotzig in die Zähne, über den nach ihnen aufspritzenden Wogen kreisen, so faul und lässig zeigen sie sich während einer Windstille, daß sie den halben Tag oft auf dem Wasser schlafen.

Und wie wunderlich das Meer ringe um das Schiff herum aussah — dort drüben schwamm die Kiste mit dem Stroh daneben, als ob der Steward den Wein dort an der Oberfläche des Wassers ausgepackt hätte, hier trieben Kohl- und Krautblätter herum, die der Koch hinausgeworfen, dort Flocken, Werg oder Papier, und dort drüben sogar ein alter Strohhut mit halbem Rand, der ausgedient hatte und seinem Schicksal auf den Wellen überlassen war.

„Ein Hai!“ sagte der Mann am Steuer, der, wie es schien, eben zufällig einmal erwacht war, und als er den Blick umherwarf, die scharfe dunkle Rückenflosse eines der tückischen Meerungeheuer entdeckte, das nach oben gekommen war, um die für ihn ausgestreuten Herrlichkeiten zu untersuchen. Mißtrauisch schwamm er dort drüben um die Kiste herum und griff nach den Strohhalmen, glitt dann auf den Hut zu und legte sich schläfrig auf die Seite, um ihn fassen zu können, ließ ihn aber gleich wieder los und verzehrte dann von Kraut- und Kohlblättern, wie sonstigen Küchenresten, was er eben vorfand. Ein Hai kann Alles brauchen.

Das aber brachte Leben in die Mannschaft, denn es war die einzige Unterhaltung, die ihnen ja von außenher geboten wurde. Der zweite Steuermann stieg rasch in die Kajüte hinunter, um einen Haken heraufzuholen, der Steward besorgte indessen freigebig ein Stück Speck, und an ein ziemlich starkes Tau geschlagen, das in dem klaren Seewasser ordentlich einen Regenbogenrand bekam, trieb der Haken bald darauf, von dem leichten Speck etwas gehoben, hinter dem Schiff aus, um die Zeit abzuwarten, bis der Hai seine Rivision beendet haben, und dann das Schiff jedenfalls auch besuchen würde.

Deutlich konnten sie dabei an der dreieckigen Rückenflosse erkennen, wo er sich befand, wie er bald da, bald dort hinüber glitt, aber immer langsam, immer faul, denn was er hier im Wasser fand, lief ihm ja nicht fort; es schwamm und trieb so träge umher wie er selber.

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Die preußischen Zeitungen, denen doch ein freier Verkehr mit Trautenau möglich war, nahmen nur falsche Nachrichten auf; richtige objektive Darstellungen wurden in den Papierkorb geworfen. Ich will die vielen, ebenso abgeschmackten als lächerlichen, mich und den sogenannten „Trautenauer Verrath“ behandelnden, nur Käufer suchenden Flugschriften in Prosa und Bänkelsängerversen, von denen eine in Nr. 253 der Prager „Politik“ abgedruckt ist, übergehen; ich will auch von einem als historischer Roman „Unter Preußens Fahne“ von Stanislaus Graf Grabowski bezeichneten widerlichen Geschreibsel nicht sprechen, allein wundern muß ich mich, wie ernste Zeitungen in einer so ernsten Sache sich zu Verbreitern so grober Lügen hergeben konnten und noch hergeben; so z. B. stellt die Leipziger Illustrirte Zeitung vom 22. September l. Js. die Betheiligung der Bevölkerung von Trautenau am Kampfe

Digitized by Google

vom 27. Juni als eine Thatsache hin, und ich will überdieß eine in viele Blätter übergegangene Korrespondenz der Breslauer Zeitung Nr. 299 aus Liebau vom 29. Juni 1866 in ihrem hieher gehörigen Theile reproduziren. Dieselbe lautet:

„Nachdem die Einquartierungs-Angelegenheiten beendet, wird der Bürgermeister gefragt, ob in der Stadt oder Umgegend feindliches Militär sei. Dr. Roth, so heißt der Bürgermeister, antwortete und betheuerte, daß unsere Leute nicht das Mindeste zu befürchten hätten. In Folge dessen rücken unsere Truppen ein. Voran zwei Schwadronen Dragoner vom 1. Regiment, welche im Trabe die Stadt durchreiten. Kaum sind die Dragoner hinter der Stadt und kaum hat die Infanterie den Ring erreicht, fängt ein furchtbares Schießen an. Von den platten Dächern herab, aus Fenstern, Kellerlöchern u. s. w. fliegen die Kugeln in die Reihen unserer verrathenen Soldaten. Die Antwort, welche unsere Leute hierauf ertheilen, kann Jeder leicht errathen. Es wurden in den Häusern, auf den Straßen u. s. w. Viele, Viele getödtet, Militär- sowohl, wie auch Civilpersonen, denn letztere hatten sich an dem Kampfe lebhaft betheiligt, zum Theil mit der Schußwaffe, als auch durch Gießen von siedendem Oel und Wasser. Während dieser Zeit umgehen andere preuß. Infanterie-Regimenter die Stadt und stoßen auf der entgegengesetzten Seite auf österreichisches Militär in einer Stärke von mindestens 35,000 Mann."

Ich habe nach dem Vorerzählten wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß jeder Satz dieser Liebauer Korrespondenz mindestens Eine Unwahrheit enthält; allein dieselbe wurde mit Fenereifer verbreitet und überdieß mit pikanten Zuthaten ausgeschmückt.

Das Merkwürdigste in diesem gräulichen Lügengewebe, das einzelne preußische Soldaten gesponnen haben, ist, daß viele dieser Unwahrheiten der Trautenauer Bevölkerung gegenüber am 27. Juni gar nicht behauptet, sondern später an auswärtigen Orten von den Soldaten als Thatsachen erzählt wurden. Zu diesen gehört das Begießen mit siedendem Oel und Wasser.

Von einem solchen Vorkommnisse hörten ich und meine Mitgefangenen erst auf unserem Transport am 28. Nachmittags vor Landeshut, die Trautenauer Bevölkerung erfuhr solches auch erst einige Tage später, und ich will bezüglich dieser boshaften Erfindung vorläufig nur bemerken, daß Niemand, auch in der Folge nicht, ein Haus anzugeben wußte, aus dem gegossen worden sein soll.

Das in einigen preußischen Blättern erzählte Märchen, daß meine Frau und meine älteste Tochter sich mit dem Oel- und Wassergießen beschäftigt haben sollen, erregte selbst in den verflossenen traurigen Tagen in Trautenau und überall, wo der Bildungsgrad und die Herzens- und Gemüthsbeschaffenheit meiner Frau, so wie der Umstand bekannt ist, daß ich nie eine Tochter hatte, die größte Heiterkeit.

Ich habe hiemit öffentlich aussprechen, daß die den Trautenauern zur Last gelegte hinterlistige Betheiligung am Kampfe und die Verübung von manchere lei unmenschlichen Grausamkeiten von einzelnen Soldaten erfunden worden ist; ich will diesen wahren Ausspruch, von dem alle Trautenauer überzeugt sind, der Oeffentlichkeit gegenüber durch einzelne Fälle darthun, in welchen die Soldaten in den ernstesten Momenten wissentlich die Unwahrheit gesagt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein weiser Bürgermeister.] In einer Untersuchung wegen Falschmünzerei wurde der Bürgermeister einer Kreisstadt Oesterreichs von dem betreffenden Ober-Prokurator aufgefordert, die saisirten Beweisstücke, bestehend in 34 falschen Thalerstücken, schleunigst einzusenden. Wahlweiser Bürgermeister ersah sich darob den kürzesten und bequemsten Weg, um sich seines Auftrages zu entledigen. Ein Formular zu einer Post-Einzahlungs-Anweisung war alsbald zur Hand, und nun wurden die falschen Stücke zusammengesucht und unter der Adresse der Ober-Prokuratur bei der Orts-Postanstalt eingezahlt. Der expedirende Postbeamte merkte nicht, daß er mit falschem Gelde bedient wurde, und so ging die Anweisung richtig an ihre Adresse. Der Herr Ober-Prokurator soll sich bei Empfang derselben über den schlauen Einfall seines Untergebenen sehr anerkennend geäußert, ihm aber schleunigst den wohlgemeinten Rath ertheilt haben, corpora delicti sofort bei der Aufgabs-Postanstalt zu reklamiren. Dieß soll leider vergebens geschehen sein, da die falschen Stücke bereits bei Auszahlungen wieder Verwendung gefunden hatten. Die Angeklagten werden vielleicht Ursache haben, dem Herrn Bürgermeister eine Dankadresse zu votiren.

[Ein merkwürdiges Opfer der Cholera.] Die Zeitschrift für gerichtl. Med. schreibt: Im Wiedener Krankenhause wurde in den letzten Tagen ein Individuum in die Verpflegung aufgenommen, das 28 Jahre hindurch als Weib lebte und wehte und trotzdem ein — Mann war. Die 28jährige Johanna B., aus Eisenbergeramt in Niederösterreich gebürtig, eine kleine, gedrungene Gestalt, wurde als Mädchen getauft und erzogen, trat, als sie herangewachsen war, als Köchin in Dienst, als welche sie auch noch bis vor ihrer Erkrankung bei einem Gastwirthe in Mariahilf in Verwendung stand. Vor einigen Tagen erkrankte sie und

wurde mit Bright'scher Nieren-Entartung im Wiener Krankenhause aufgenommen, wo sich bei der vorgenommenen ärztlichen Untersuchung herausstellte, daß dieses vermeintliche Weib eigentlich ein Mann sei. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß die Arme, bevor sie noch eine Ahnung von dem ihr bevorstehenden Glück hatte, so leicht in den Vollgenuß aller Rechte der „Emanzipirten par excolenco" zu treten und wahrscheinlich schon bei der nächsten Heeresergänzung als Militärpflichtige ex officio assentirt zu werden, von der Cholera ergriffen und hinweggerafft wurde. Die Gesichtszüge und die Sprache der Johanna B. waren die eines Mannes, um Kinn und Unterlippe fanden sich kurze Barthaare, Hals und Brustkorb wie beim männlichen Geschlechte formirt, nur Hände und Füße klein und verhältnißmäßig zarter u. s. w.

[Entstehungsursache der Cholera.] Professor Klob in der Rudolphsstiftung zu Wien, welcher beharrlich pathologisch-anatomische Studien an Cholera-Verstorbenen macht, soll, so erzählt der „Wanderer", dahin gelangt sein, die Entstehungsursache dieser furchtbaren Krankheit, worüber die Medizin bisher im Dunkeln war, erforscht zu haben. Er wird einer Versammlung ärztlicher Kapazitäten am 12. ds. seine dießfälligen Beobachtungen mittheilen, worauf gestützt die Therapie eine feste Grundlage zu gewinnen in der Lage ist. Bewährt sich die Entdeckung des Herrn Professor Klob, so feiert die Wissenschaft einen neuen Sieg zum Wohle der Menschheit.

[Boxerdenkmal.] Thomas Sayers, der berühmte englische Boxer, hat ein Denkmal erhalten! Die Trophäen dieses Helden sind eigener Art; sie bestehen in 66 zerschlagenen Kinnbacken, 269 platzgeschlagenen Nasen, 431 eingeschlagenen Augen und 36 zerbrochenen Genicken und Rückgraten. Das ist die Arbeit, welche der Mann während seiner Laufbahn geliefert hat!

Max v. Pettenkofer räth in der „Allg. Ztg." zur Desinfektion, man solle in jedem Zimmer u. s. w. ein mit starkem Essig getränktes Tuch aufhängen, so daß die Luft immer stark nach Essigsäure rieche und ein befeuchteter Streifen blauen Lackmuspapiers in ihr binnen einer halben Minute deutlich geröthet würde. Wer etwas anderen Geruch liebt, mag dem Essig etwas ätherische Oele beisetzen oder aromatische Essigsäure verdunsten lassen. Der Essig genießt seit alter Zeit den Ruf, daß er gegen ansteckende Krankheiten schütze, und mit Recht oder Unrecht erzählt man sich aus den Pestzeiten, daß Räuber ganz ungefährdet in Pesthäuser gedrungen seien und dort geplündert haben, nachdem sie zuvor ihre Kleider mit einem aromatischen Essig besprengt, welcher daher noch heutzutage den Namen Räuberessig führt. Einer der merkwürdigsten Fälle von Nichtweiterverbreitung der Cholera wird immer das Landesfiechenhaus in Altenburg bleiben, in dessen Erdgeschoß im vorigen Jahre 2 Monate das Choleraspital war und wo fast tägtich neue Cholerakranke eingebracht wurden, ohne daß die Krankheit auf das Wartpersonal oder auf die zahlreichen sonst so empfänglichen Siechenpfleglinge im ersten und zweiten Stocke überging. Unter den Desinfektionsmaßregeln, welche Geh. Medizinalrath Dr. Göpel im Erdgeschoß so energisch handhabte, befand sich auch eine ergiebige Essigverdunstung, die man im ganzen Hause roch.

Auf der Düsseldorfer Sternwarte in Bilk ist am 1. Oktober gegen halb 11 Uhr im Sternbilde der Fische der 90. der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter entdeckt worden, der jedoch wegen seiner Lichtschwäche auf der dortigen Sternwarte höchstens ein paar Wochen, auf großen Sternwarten aber wohl mehrere Monate zu sehen und zu beobachten sein wird. Die Planetenentdeckungen vertheilen sich auf die einzelnen Länder wie folgt: Frankreich 26, England 15, Ostindien 3, Italien 11, Dänemark 1, Nordamerika 12 und Norddeutschland 22; Summa 90 kleine Planeten.

Räthsel.

Was schwirrt und summt dort um den Baum
Im braunen Pelzkleide,
Hat schwarzes Wams mit weißem Saum
Und Fächer, weich wie Seide?
Auf's Blatt, das kaum das Licht erblickt,
Läßt er sich ruhig nieder,
Und mit den scharfen Zangen zwickt
Er es vom Baume nieder.

G. Geyer in Sonneberg.

Auflösung der Charade in Nr. 235:

Ein Schnurrbart steht gut,
Ein Knebel- nicht minder;
Doch: stecken muß Muth
Und Courage dahinter.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 243 Samstag, 13. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

Jetzt wandte sich der Hai gegen das Schiff, das ihm gerade mit dem Bug zugekehrt lag, und deutlich konnten die Leute an Bord erkennen, wie zwei Lootsenfische, kleine gestreifte reizende Dinger, vor ihm herumstrichen und nach rechts und links Alles genau untersuchten, was etwa auf dem Wasser trieb. Sie kreuzten ihm dabei ein paar Mal dicht vor dem Rachen auf und ab, aber er machte nie auch nur einen Versuch, nach ihnen zu schnappen, so gierig und gefräßig er auch sonst sich zeigt. Ob er wußte, daß sie ihm zu schnell waren? — aber er selber ist so rasch in seinen Bewegungen, wenn er will, daß er sogar den Delphin einholt — ob sie ihm wirklich dazu dienten, seinen Raub anzuzeigen? — wer weiß es; es ist das noch eines von den unergründeten Geheimnissen der Tiefe, von welchen der Mensch viel zu wenig zu sehen bekommt, um sich ein bestimmtes Urtheil darüber anzumaßen.

Genug, die Lootsenfische sind da; sie begleiten den Hai, wohin er geht, oft sechs oder sieben derselben zu gleicher Zeit, und man hat beobachtet, daß sie zurück zu ihm schwimmen, wenn sie irgend einen Gegenstand finden, der zu groß für ihn ist. Welchen Nutzen sie aber dabei haben können, wenn er den Bissen verschlingt, wird wohl für immer ein Räthsel bleiben.

Am Bug trieb sich der Hai eine Weile umher, und oben von der Back aus konnten die Leute deutlich das grün schillernde Ungeheuer mit den kleinen tückisch blitzenden Augen in der Krystallfluth erkennen, wie es behaglich in seinem Element dahin ruderte, und lässig bald nach rechts, bald nach links hinübersteuerte.

Die kleinen Lootsenfische waren indeß verschwunden, aber bald da, bald dort aufgetaucht, und Einer von ihnen mußte auch wohl den am Ruder ausgehangenen Brocken gefunden haben, denn er stellte sich bald darauf wieder bei seinem gefräßigen Begleiter ein, und dieser schwamm jetzt langsam zu Larboord des Schiffes nach hinten, wo ihm der weiß und silbern blitzende Speck nicht entgehen konnte. Aber er war auch hier nicht in Eile. Ob ihm das Tau daran nicht gefiel? er roch daran, drehte sich dann um und schwamm fort, aber der Bissen war doch zu delikat, um ihn so ganz ohne Weiteres aufzugeben. Er kehrte zurück, und da er jetzt von der anderen Seite kam, wo ihm das Tau nicht im Wege hing, drehte er sich halb auf die Seite, öffnete faul den breiten Rachen und — weg war der Speck.

„Haul on board!“ rief der Kapitän, der selber mit besonderem Interesse die faulen Bewegungen des Fisches beobachtet hatte, während der Steuermann das Tau, das aber mit seinem Ende wohl befestigt war, in der Hand hielt, und die umstehenden Matrosen genau aufpaßten, daß sie nicht, bei einem plötzlichen Fluchtversuch des Hais, mit den Füßen in das Tau geriethen, denn gar nicht selten ist schon dadurch ein Unglück geschehen.

Das Tau wurde angezogen und der Fisch fühlte den Haken. Eine solche Gewalt hat aber das Ungethüm im eigenen Element, wo es seiner freien Bewegungen noch nicht beraubt ist, daß der Hai den neun das Tau haltenden Männern dieses, wie von Dampfkraft getrieben, aus der Hand riß, daß sie kaum schnell genug loslassen konnten, und es dann anspannte, daß es klang. — Aber es hielt und der Haken saß, und jedes andere lebende Wesen, wie gerade ein Fisch, wäre durch den furchtbaren Ruck selber bewußtlos geworden — nicht so der Hai. Er fühlte, er könne nicht fort, und während ihm der mit seinen Kiemen ausgehaltene Stoß nicht die geringste Unbequemlichkeit zu verursachen schien, schoß er jetzt, so weit ihn das Tau ließ, herüber und hinüber und peitschte mit seinem Schwanz die Fluth zu Schaum.

Aber er kam nicht mehr los; die jubelnden Matrosen ließen ihn noch eine Weile hin und herarbeiten, bis selbst seine Kräfte nachließen, dann zogen sie langsam und allmählig das Tau, aber dabei immer noch vorsichtig einen Rundschlag um die Pinnen nehmend, bis sie an einer der Pardunen einen Block befestigt hatten, durch diesen das jetzt freie Ende brachten, rasch nachholten und nun mit einem lauten „Oh jolly men hay!“ den Fisch gewaltsam aus seinem Elemente herauf und zum Schwingen brachten. Jetzt hatte er seine Kraft verloren, das Gewicht wurde leicht bewältigt, und wenige Minuten später lag er, mit einer durch den Rachen gestoßenen Handspeiche, auf Deck, wo ihm der Koch rasch mit einem schon bereit gehaltenen Beil den Schwanz einhackte und abschlug.

Noch waren die Matrosen damit beschäftigt, dem umgetödteten Hai theils das Rückgrad auszulösen, das sie zu Spazierstöcken verarbeiten, theils die mit den vielfachen Zahnreihen bewehrten Kinnladen auszuschneiden und auch Stücke der rauhen Haut — das beste Chagrain — abzutrennen, als sie der Ruf des Kapitäns davon abstehen machte.

Im Süden, wo bis jetzt ein düsterer Nebel gelagert hatte, wurde ein breiter dunkler Wolkensaum sichtbar, der rasch höher und höher stieg. Dort kam eine Brise auf, und zwar gerade von daher, wo man sie am besten brauchen konnte, und es war deßhalb nöthig, die Vorbereitungen dazu zu treffen.

Die Raaen waren allerdings schon vierkant gebraßt, und das Schiff lag auch noch halbweg seinen Cours, so daß man die Brise fangen konnte. Aber Niemand wußte, wie stark sie plötzlich ausbrechen konnte, und die leichten Segel mußten deßhalb eingenommen werden. Die aufsteigende Wolke sah düster genug dazu aus, und jetzt zuckte es sogar wie Wetterleuchten darin auf.

Befehl folgte nun auf Befehl, rasch und hastig und eben so ausgeführt. Die Bramsegel wurden geborgen; die Schoten des großen Segels, die aufgeheißt hingen, blieben vor der Hand noch so; die Marsraaen wurden niedergelassen und die Marssegel gereeft — der Außenklüver war lange eingeholt und auf Deck umher, um und über den todten Hai hin, lagen wild zerstreut und unordentlich die abgeworfenen Falle.

Und jetzt kam sie heran — dunkelblau, fast schwarz färbte sich das Wasser, wo es der Wind zuerst faßte, und zu kleinen winzigen Wellen emporkräuselte — immer näher kam es, immer rascher, und nun bläßten die Segel auf; unter dem Bug schäumte die Fluth und das Schiff gehorchte zum Erstenmale wieder dem Steuer.

Der erste Anprall des Windes war auch ein ziemlich heftiger, und die schlanke Brigg neigte sich unter dem Druck desselben auf die Seite; Blitz und Donner folgten bald danach und der Regen goß in Strömen nieder. Wie aber das eigentliche Gewitter erst vorübergestürmt war, nahm auch die Brise eine festere und mehr stete Haltung an, und wehte jetzt, ohne nachzulassen, als der Himmel wieder sein blaues Antlitz zeigte, unvermindert von Süden fort.

Gegen Abend noch ging die „Betsy Ann", mit Leesegeln an beiden Seiten, vor dem Wind elf Knoten die Stunde ihre Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Menagerie.

(Fortsetzung.)

Wärter. Hier sehen Sie zwei Wölfe aus Polen.

Kruse. Doch wegen Rußland injesperrt?

Wärter. Ne, blos zum Vergnügen der Zuschauer. (Fortfahrend). Hier daneben is ein sehr niedliches und nützliches Thier, der Ichneumond. Düses Thier stammt aus seinem Vaterlande und kommt in Preußen nur in Menarscherien vor.

Kruse. Also braucht der Ichneumond woll nich drei Jahr zu dienen?

Wärter. Ne, düses Thier dient blos sich. Er lebt in Aejypten, welches vom Nil überschwemmt is, un nährt sich von die Eier der Krokodille.

Kneepe. Entschuld'jen Se, Herr Van! Johanne, meine Frau, muß sie mir immer flaumenweich machen; wie eßt se'n der Ichneumond?

Wärter. Darüber habe ick keine Wissenschaft, aber des kann ick Ihnen sagen, Herr Kneepe, deß dieses Thier in seiner Art mehr werth is, wie mancher andre Mensch. Der Ichneumond, so unschuldig wie er aussieht, stürzt sich auf die frößten und listigsten Schlangen und versetzt ihnen einen solchen Katzenkopp, deß sie sofleich ihren Jeist aufjeben. Dann setzt er sich, im Jefühl, der Menschheit jedient zu haben, auf der Erde nieder un knabbert die Schlangen uf.

Kruse. Jesejente Mahlzeit!

Wärter. Schön Dank!

Kneepe. (Lacht). He, hi, hi!

Fritze. Worum lachste'n, Vater?

Wärter. Düses Thier....

Kneepe. Schafskopp!

Wärter. (Verwundert). Wie?

Kneepe. Ne, Fritze! Sie nich!

Wärter. Ach so! Düses Thier, meine Herrschaften, is der merkwürdige Strauß, von den Sie schon in de Schule jehört haben werden. Eijentlich is er ein Vogel, aber er kann nich fliejen.

Kruse. Des is ja wie unser Landtag.

Wärter. Er jeht immer wie ein kokettes Frauenzimmer rum, aber barfuß. Er rennt nie anders, als im jestreckten Jalopp, blos wenn er müde wird, läßt er sich Zeit. Im Frühling, wenn er raut, verliert er Straußfedern, welche die Afrikaner für Nürnberjer Spielzeug an die Europäer verkaufen.

Kruse. Doch vor Orden?

Wärter. Des weeß ich nich. Düses Thier is aus Afrika jebürtig und schreibt sich hinten mit'n S. Er verschluckt froße Feldsteene, ohne sich den Magen zu verderben, hat einen langen Hals, is höher wie der höchste Mensch un außerordentlich dumm. So wie er z. B. einen Jäger sieht, der ihn schießen will, so looft er weg....

Kneepe. Des sind' ick mich außerordentlich dumm.

Wärter. So looft er weg, un steckt seinen Kopp in einen Busch, weil er nämlich der unmaßjeblichen Meinung is, deß ihm der Jäger nich jewahr wird, wenn er ihn nich sehen kann.

Kneepe. Erlauben Sie, Herr Van, deß ich Ihnen unterbreche. In dieser Hinsicht bin ich janz Straußens

Ansicht. Denn wenn er ihn nich jewahr wird, denn kann er ihm ooch nich sehen! Sehen Se mal z. B., da steht mein Sohn Fritze.

Kruse. Des is der kleene, nich wahr, nich der jroße Fritze?

Kneepe. Ne, von Den is keene Spur mehr vorhanden. (Zum Wärter). Also Herr Van, da steht mein Sohn Fritze. Wenn nun Fritze mir nich jewahr würde, würde er mir denn woll sehen?

Fritze. Ne!

Kneepe. Halt's Maul, Du bist nich jefragt.

Wärter. Sie haben Recht, Herr Kneepe, lassen wir des jut sind. (Fortfahrend). Der Strauß erreicht mit der Zeit ein hohes Alter und stirbt verschieden. Bei einigen Jelehrten wird er zwanzig Jahr alt, andere lassen ihn noch älter werden.

Kruse. Ja, so was hängt rein von den Jelehrten ab.

Wärter. Seine Eier legt er blos in die Sonne und brütet sie jar nich aus, weil ihm Des zu umständlich is, sondern überläßt Des dieser, welche in Afrika sehr erhitzt is un oft mehrere Jrade über Rehomir steht. Auf französch heeßt dieses Thier: Bukett.

Kneepe. (Zu Fritze). Merke Dir die Vokabel, Junge! Bukett, der Strauß, Jenitiv: de la Bukett, dem Strauße!

Wärter. (Weitergehend). Hier düses is der sojenannte Vielfraß, welches sehr hoch jeboren wird, janz im Norden, sich auch daselbst aufhält und eine Spezies ist. Er jibt einen kostbaren Pelz zu Muffen und frißt sehr viel. Aus dem letztern Jrunde hat man ihn den Namen Vielfraß jejeben.

Kneepe. (Zu Fritze). Siehste, des kommt davon, wenn man nie jenug kriejen kann! (Fritze weint). Plinse nich, Junge, wenn Dein dummer Vater sich eine wissenschaftliche Bemerkung erlaubt! Wollt ich sagen: dummer Junge, wenn Dein wissenschaftlicher Bemerker sich einen Vater erlaubt. Nee, ooch nich!

Johanna. Herrjees, is ja schon jut. (Zum Wärter). I Jott bewahre, was is des vor'n abscheuliches Biest!

Kneepe. Aber wie kannste denn den Herrn so beleidigen?

Wärter. Bitte, Herr Kneepe, es war nich auf mir, sondern blos ein thierischer Ausruf. Ihre Jemahlin meinte das Kännjuruh. Düses, meine Herrschaften, is des Kännjuruh aus Neuholland. Es hat vorne zwei janz kleine Beine, und hinten besitzt es zwei sehr lange Hinterfüße, auf welche es sich setzt. Auf dieser Weise muß es immer springen, und legt daher in einer jewissen Zeit eine jroße Strecke zurück. Seine Jungen zeugt es selbst.

Kneepe. Merkwürdig!

Kruse. Wie so?

Kneepe. Diese Beene! Wenn wir solche hätten, würde man uns doch rein auslachen.

Wärter. Ueberjens hat düses Thier jar keinen Zweck, sondern existirt blos so.

Kneepe. Ja eijentlich is es merkwürdig, Herr Van, deß manche Thiere keinen Zweck haben un blos so existiren. Man sollte doch jlauben, deß alle Thiere eijentlich, wie unsereiner, einen Zweck hat! Aber nee, manche leben blos so in der menschlichen Jesellschaft, als ob — (er findet den Nachsatz nicht). . . . Was meinen Sie, Herr Van?

Wärter. Ja! (Geht weiter).

Kruse. (Zu Kneepe). Wenn se wenigstens die Nationalkokarde trügen! Aber blos soo, des is 'ne Dummheit.

Wärter. Hier, verehrtes Publikum, jenießen Sie den Elephanten, eins der ausjezeichentsten Exemplare in dieser Menarscherie. Seine Haut is so unjeheuer dick, deß er niemals naß wird, un wenn es mit Mollen jießt. Die Indianer benutzen dieses Thier als Krieg. Mit seinen Rüssel, welches eine lange Nase is, die er von der weisen Vorsehung jekriegt hat, schmeißt er seine persönlichen Feinde in de Luft un sobald sie wieder runter kommen, stellt er blos einen von seinen Füßen auf ihnen, worauf sie sojleich alle sind. Er is von Natur sehr klug und besitzt einen solchen Verstand, deß er Allens Jenießbare nimmt, was man ihm reicht, selbst kleine Jeldmünzen.

Fritze. Det kann ich ooch!

Wärter. Ja, aber nich mit Ihren Rüssel. (Fortfahrend). Düses Thier, meine Herrschaften, drinkt auch Schnaps wie ein janz jebildeter Mensch, un zieht de Klocke, wenn ihm hungert. In seiner Heimath wird er auf folgender Weise jefangen. Man nimmt einen Elephanten, stellt ihn gegen einen Baum, un sägt diesen Baum um, so deß der Elephant hinpurzelt. So wie er nun hinjepurzelt is, kann man ihm dreist ufnehmen un zu Hause bringen, indem er sich nicht bewegen kann. Seine Stimme is heiser.

Fritze. Kann er denn ooch singen?

Wärter. Ne, dieser nich, denn dieser is eine Sie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Politischer Mummenschanz.] In das Programm des festlichen Empfanges Viktor Emanuels in Venedig ist auch folgende, nach den Ereignissen der jüngsten Zeit wenig geschmackvolle Komödie aufgenommen worden: Unter den Damen und Jungfrauen, welche den König bei seinem Eintreffen am Bahnhofe begrüßen werden, wird sich auch eine in einem schwarzen Domino verhüllte Frauengestalt befinden, welche, an beiden Händen gefesselt und einen eisernen Gürtel um den Leib, „Venedig" in Sklavenketten vorstellen wird. So-

Digitized by Google

bald sie den König erblickt, wirft sich die gefesselte Venezia dem König zu Füßen, während eine andere gewappnete Jungfrau dem Könige einen Schlüssel überreicht, der natürlich zu dem Schlosse der Ketten der gefesselten Venezia paßt. Der König übernimmt den Schlüssel, öffnet das Schloß und löst die Ketten. In diesem Augenblick fällt der verhüllende schwarze Domino, und eine in die Nationalfarben gekleidete, holdselig und beglückt lächelnde Jungfrau steht als Venetia libernta da. Eine hübsche Komödie das, die den galanten König gewiß amüsiren wird, da natürlich die Repräsentantin der gefesselten und befreiten Venezia eine blendende Schönheit sein wird.

[Ein liebenswürdiger Titel.] Wien ist um eine neue Figur reicher geworden; es ist der „Choleramann". Dieser Name wird nämlich jetzt jenen Personen beigelegt, welche in den Häusern der Residenz die Desinfektion vorzunehmen haben und, sich so zu sagen, als Angehörige der Cholera betrachtend, diesen Titel auch bereits selbst gebrauchen. Einer dieser neukreirten „Choleramänner" hätte dieser Tage indessen durch seinen angenehmen Titel bald Unheil angestiftet. In dem bekannten „Schabenhöfelhaus" am Bergel wohnt Herr S., der seit Jahren eine alte Wirthschafterin in seinen Diensten hat. Diese, gleich vielen Gesinnungsgenossinnen, lebt in blinder Furcht vor der Epidemie und bebt schon bei dem bloßen Erwähnen derselben angstvoll zurück. Sie hält sich übrigens nach den strengsten Diätmaßregeln und hat stets einen großen Vorrath von Tropfen, Tinkturen u. zur Vorsorge angeschafft. Vorgestern Abends, als sie sich allein in der Wohnung befand, wird plötzlich an der Hausthür geläutet. „Wer ist's?" fragte sie. „Der Choleramann!" war die Antwort. Bei diesen Worten stürzte die ohnehin etwas abergläubische Frau, die von der neuen Terminologie noch keine Ahnung hatte und diese Anmeldung als eine Vorbedeutung des Todes betrachtete, entsetzt zusammen. Selbstverständlich ging das Malheur nicht ohne einen schüchternen Anfall von Cholerine ab, der indessen mit Hülfe eines Arztes und der Nichtbenützung der erwähnten Tinkturen gefahrlos vorüberging.

[3400 „Pfiff" Wein.] Man schreibt aus Wien: Vor einigen Tagen klagte der Gastwirth B. bei einem Bezirksgerichte seinen Nachbar, den Müller M., für bei ihm auf Borg getrunkene 3400 „Pfiff" Wein auf Bezahlung von 170 Gulden. Der Geklagte hatte diese große Anzahl von „Pfiff" Wein in einem Zeitraume von zwei Jahren getrunken und behauptet, daß der Kläger wohl mehr „Pfiffe" beanspruche, als er getrunken, indem er den Letzteren zum Eide auffordert; der Wirth wendete dagegen ein, daß er unmöglich sich zur Ablegung eines Eides herbeilassen könne, da eine Irrung beim Aufschreiben denn doch während so langer Zeit leicht verzeihlich sei. Der Vermittlung des Richters gelang es jedoch, einen gütlichen Ausgleich zu Stande zu bringen, und mit dem Versprechen des Müllers, auch ferner der Gast des Klägers zu bleiben, endete die Verhandlung.

[Eine tausendpfündige Kanone.] In Pittsburg, Nordamerika, hat man, wie die „Mil. Ztg." berichtet, so eben den Guß einer eisernen Kanone, deren Rohr an der Mündung einen Durchmesser von 25 Zoll zeigt, glücklich beendet. Die Vollkugel, welche für dieses Geschütz paßt, wiegt 1000 Pfund, die Pulverladung besteht aus 100 Pfund und soll bis 140 Pfund vermehrt werden.

[Zwei Kuriositäten.] Ueber zwei seltene Kuriositäten ist neulich in einer Erbschaftsregelung zu Paris entschieden worden, es sind dieß der Dolch, mit welchem Ravaillac Heinrich IV. ermordete und eine Bonbonniere, welche mit Malereien von der Hand Marie Antoinettes geziert ist. Der Dolch soll im Familien-Archiv der Familie Beaumont la Force bleiben und zunächst dem Senator Herzog de la Force gehören, die Bonbonniere wird versteigert. Der Termin dazu ist auf den 10. Januar k. J. angesetzt, und man glaubt, daß diese Reliquie 100,000 Fr. aufbringen wird.

Madame Ristori erregt in New-York die größte Sensation. Sie wird im Ganzen 15 Vorstellungen geben. Der Zudrang zu dem Verkaufsbureau der Billets ist so stark, daß Billets, zu 3 Dollars ausgegeben, mit 20 Dollars bezahlt werden und auch zu diesem Preise kaum zu haben sind.

Sylben-Räthsel.

1. Die beiden Ersten sind ein Türk,
Die Dritte und Vierte sind eine Russin,
Die Fünfte und Sechste sind eine Mohrin,
Das Ganze ist bei jedem Schreiber hochangesehn.

2. Eins und Zwei ein Thier,
Ein Mensch ist Drei und Vier;
Eins, Zwei, Drei und Vier,
Sperr' hinein das Thier.

Joseph Glyna.

Auflösung der Charade in Nr. 236:
Kartenspiel.
Richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Heffert. — Druck und Verlag der K. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 244 Montag, 15. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

2. Die Einfahrt.

Flüchtigen Laufes verfolgte das wackere Schiff seine Bahn, und hinter ihm drein wälzten und tanzten die dunkelblauen, mit silbernem Schaum gekrönten Wogen. Das Deck war schon lange wieder geräumt und ausgewaschen, und der todte Hai zurück in die Fluth geworfen, deren Schrecken er von nun an nicht mehr sein sollte. Schwerfällig sank der Körper in die Tiefe, um anderen seines Geschlechts nun zur Nahrung zu dienen, wie Tausende vorher schon ihm zum Opfer gefallen waren.

Und die Brise hielt an. Gewöhnlich schwindet ein, mit einem Gewitter herauskommender Wind, auch mit diesem wieder dahin, und besonders in der Nähe des Aequators ist das der Fall, hier aber hielt er aus, und als der Kapitän am nächsten Mittag, bei vollkommen klarem Himmel, wieder seine Observation nahm, fand er, daß er das Osprey Reef, ohne es zu sehen, schon passirt war, und er am nächsten Tag also — wenn der Wind anhielt, recht gut die Passage in die Barrier reefs erreichen konnte.

Die Nacht verging ohne das geringste Außergewöhnliche, das Schiff lag Cours an, etwas Nord-Nord-West, und die Brise frischte gegen Morgen eher noch etwas auf, als daß sie nachgelassen hätte. — Die „Betsy Ann" machte von vier bis acht Uhr Morgens zwölf und einen halben Knoten. Das kam aber auch vielleicht daher, daß der Wind jetzt mehr herumgegangen war und fast genau von Osten blies. Dadurch faßten alle Segel so viel besser, und wenn auch die Leesegel unnütz geworden waren, zogen die Klüver destomehr.

Um zehn Uhr schon ließ der Kapitän den Cours ändern und einen Strich mehr nach Westen liegen, und ein Mann mußte hinauf in den Vortop, um nach Lee zu auszuschauen, ob er nicht **breakers** (an Klippen brandende Wellen) oder irgend eine Landmarke oder vorragende Klippe selber entdecken könne.

Die „Betsy Ann" befand sich aber noch immer zu weit vom Lande, und um zwölf Uhr, nachdem er die Sonne genommen, ließ der Kapitän plötzlich viereckt brassen, und lief vor dem Wind gerade die Barrier reefs an. Dem Breitengrad nach mußte er sich genau in einer Höhe mit **Raines passage** befinden, und durfte deßhalb nicht zu weit nach Norden auftaufen.

Der Wind hatte aber jetzt auch merklich nachgelassen, und je eher sie die Passage erreichten, desto besser, da einem Schiff kaum etwas Fataleres geschehen kann, als unmittelbar in der Nähe der Riffe von Windstille befallen zu werden. Die Strömung geht in dieser Jahreszeit stets gegen die Klippen an, und manches Schiff ist schon dadurch auf die Felsen getrieben und zertrümmert worden.

Der Kapitän stieg jetzt selber, mit seinem Teleskop versehen, in den Vortop hinauf, denn es beunruhigte ihn, daß sie noch nicht in Sicht der Klippen sein sollten, denen er sich, wenn sie dieselben nicht bald ausmachten, vor Abend auch nicht viel weiter nähern durfte.

„Da drüben bläst ein Fisch!" sagte der Matrose, der schon oben saß, als der Kapitän an den Wanten heraufstieg. „Da nochmal — da nochmal."

„Holzkopf," brummte aber der alte Seemann, als er nur einen Blick dort hinübergeworfen, „kannst Du mal einmal einen **breaker** von einem Strahl unterscheiden. Das sind ja die Reefs. — Hast Du sie schon lange gesehen?"

„Etwa zehn Minuten, Sir," sagte der Mann etwas verlegen, „ich glaubte, es wäre ein Wal, und wunderte mich schon, daß er immer an derselben Stelle blieb."

Der Kapitän antwortete ihm gar nicht. Er hatte sein Teleskop gerichtet, und schaute, den Arm um eines der Bramwanttaue geschlagen, aufmerksam nach der Gegend hinüber, wo die Brandung der Riffs schon mit bloßen Augen sichtbar war.

„Down with your helm a little" rief er jetzt dem am Ruder stehenden Mann zu.

„Down with the helm Sir," lautete dessen monotone Antwort, während er dem Befehle folgte.

„Steady!" klang das neue Kommandowort.

„Steady it is" die Antwort.

„Halt den Cours," befahl der Kapitän wieder, und stieg dann rasch auf Deck zurück, um in seiner Kajüte vor allen Dingen mit dem Steuermann die Karte zu vergleichen. Der Wachthabende oben bekam strenge Ordre alles Neue, was er bemerken würde, ungesäumt anzurufen.

Der Mann da oben hatte indessen einen dunklen Gegenstand entdeckt, der mehr und mehr sichtbar wurde, je näher das Schiff, das gerade darauf zuhielt, ihn anlief. In der That war es auch der nämliche Punkt, den Kapitän vorher schon durch das Fernrohr gesehen, und für einen kleinen Holzthurm gehalten hatte, der nördlich von Raines passage von englischen Seefahrern als Landmarke aufgerichtet und auf seiner Karte ebenfalls verzeichnet war.

Der Matrose hatte übrigens vortreffliche Augen, und wenn er auch vorher das Aufspritzen der Wellen für das Blasen eines Fisches genommen, täuschte er sich doch jetzt nicht lange über den dunklen Körper, der immer deutlicher aus dem lichten Hintergrund heraustrat.

„Wrack in Sicht," rief er von seinem Top herunter, und der Untersteuermann, der neben dem Mann am Rad stand, ging zur Skylight, das der Kajüte Licht und Luft zuführt, und jetzt des warmen Wetters wegen offen stand, und rief dem Kapitän die Meldung hinunter.

„Wrack in Sicht, Sir!"

„Wo?" lautete der Ruf zurück.

„Wo? Wo ist es, Bob?" rief der Untersteuermann den Lookout an.

„Gerad voraus — halben Strich an Leebow."

„Grad voraus Sir — halben Strich an Leebow!"

„Alle Wetter!" rief der Kapitän, griff sein Teleskop auf und war rasch an Deck und wieder unterwegs nach oben. — Und der Mann hatte Recht. Das, was er vorher, und noch sehr weit entfernt, für den kleinen Thurm gehalten, war in der That das Wrack eines dort festsitzenden Schiffes — die Brandung, von welcher der Mann geglaubt, daß es das Blasen eines Fisches sei, lag jetzt zu Backbord und zeigte sich als von einer einzelnen Klippe oder kleinen Insel herrührend, und erst dort, wo das Wrack lag, dessen Masten aber noch aufrecht standen, begannen die Barrier reefs, auf denen er jetzt auch, eine kleine Strecke weiter nach Süden hinab, den Thurm mit seinem Glas ausmachen konnte.

Der Cours wurde nun wieder, etwa um einen Strich weiter nach Süden verändert, um das Wrack zu Starbord zu lassen. Der Wind wurde allerdings immer schwächer, aber die See war dadurch auch vollkommen ruhig geworden, und der Kapitän hatte die beste Hoffnung, unter all' diesen günstigen Umständen die Einfahrt noch recht gut ein oder zwei Stunden vor einbrechender Nacht erreichen zu können. Im Innern der Riffe konnte er dann sicher vor Anker gehen und brauchte für die Nacht nichts — ja nicht einmal eine Windstille sehr zu fürchten.

Er selber war allerdings noch nie durch die Torresstraße gekommen, sein Obersteuermann aber dagegen schon zwei Mal — freilich noch als Untersteuermann, wo er nicht viel mit der Navigation zu thun gehabt. Aber er kannte wenigstens das Innere der Straße genau und die Einfahrt, da man die Landmarke schon erkennen konnte, war nun auch nicht mehr zu verfehlen.

Langsam aber stets, bei der schwachen Ost-Brise, verfolgte die „Betsy Ann" indessen ihren Weg, und die Aufmerksamkeit der Leute richtete sich nun — mit weiter nichts zu thun als nur bei der Hand zu sein, wenn die rasche Ausführung eines Befehls in der Nähe der Klippen nöthig werden sollte — fast ausschließlich auf das entdeckte Wrack, das jetzt immer deutlicher sichtbar wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Es wurde mit großer Hartnäckigkeit behauptet, daß ich mit dem Bezirksvorsteher (von den Preußen Landrath genannt) den preußischen Truppen vor die Stadt bei ihrem Einmarsche entgegengegangen bin; nun ist es aber Thatsache, daß der Bezirksvorsteher bereits um 8 Uhr Früh Trautenau verlassen hat, und daß ich auf dem Ringplatz zu den bereits eingerückten preußischen Truppen aus meiner Wohnung geholt wurde; ferner, daß von dem Kirchthurme geschossen worden ist, während doch der Thurm mehrmals von preußischen Truppen durchsucht und leer befunden wurde, und der fortan in der nächsten Nähe anwesende sehr ehrenwerthe Stadtdechant mit den beiden Kaplänen und dem Realschulkatecheten keinen Schuß vom Thurme gehört und keinen Zwitisten gesehen haben; ferner wurde der Kaufmann Raimund Lechner, welcher mich bei den vorhabenden Requisitionen auf das Bereitwilligste unterstützte und, nachdem er seine eigenen Getränke an die preußischen Soldaten verschenkt hatte, aus fremden Häusern für selbe Getränke holte, von zwei Soldaten beschuldigt, daß er auf sie aus meiner Wohnung geschossen habe. Der eine Soldat behauptete, daß ihn die Kugel beim Ohr gestreift habe. Ich will diesen tragischen Fall, welcher die außerordentliche Bosheit einzelner Soldaten und ihr turbulentes Treiben in Trautenau an jenem Tage im hellsten Lichte zeigt, ausführlicher beleuchten.

Der Kaufmann Lechner wohnte mit mir in Einem Hause zu ebener Erde. Der rückwärtige Theil des Hauses im ersten und zweiten Stock war von preußischen Soldaten besetzt, welche gegen die südlichen Höhen feuerten. Die sämmtliche Einwohnerschaft des Hauses, auch die Frau des Lechner sammt Kindern, suchte ihr Asyl in einer gewölbten Kammer im ersten Stockwerke, welche zwischen dem vorderen und rückwärtigen Theile meiner Wohnung liegt. Die vorderen Zimmer meiner Wohnung waren bereits öfters von preußischen Soldaten

Digitized by Google

durchsucht worden. In diese Zimmer wurde plötzlich, wie es beinahe allen Häusern widerfahren ist, von der Gasse aus durch preußische Soldaten eine Gewehrsalve abgefeuert, und gleich darauf stürzten, wie mir die Augenzeugen erzählen, mehr als 40 Soldaten in den ersten Stock hinauf. Lechner war gerade während der Gewehrsalve im ersten Stocke angekommen, ohne meine Wohnung zu betreten, und sogleich sprachen die beiden Soldaten die obbezeichnete Beschuldigung wider ihn aus. Der kommandirende Offizier befahl, ihn auf der Stelle zu erschießen. Die Frau des Lechner und alle Anwesenden erklärten unter Flehen und Thränen seine Unschuld und es wurde endlich das erreicht, daß er unter Kolbenstößen und Mißhandlungen zum Obersten geführt wurde; dort wiederholten diese zwei Soldaten ihre Beschuldigung. Der Oberst gab dem Lechner einen Fußtritt und befahl, ihn sofort zu erschießen.

Sechs Mann, denen ein Offizier beigegeben ward, wurden bestimmt, die Exekution zu vollziehen.

Der Zug setzte sich in Bewegung und Lechner erbat sich, nur noch einmal seine Frau sprechen zu dürfen, was ihm bewilligt wurde.

Die fast ohnmächtige Frau umklammert die Knie des Offiziers und betheuert die Unschuld ihres Gatten; währenddem traten aus den zunächst aufgestellten Soldatenreihen zwei preußische Unteroffiziere hervor, welche erklärten, daß dieser Mann in der bezeichneten Zeit aus dem ersten Stocke nicht geschossen haben könne, weil er ihnen in demselben Zeitpunkte in der Einfahrt zu ebener Erde Bier gereicht hat.

Diese Aussage bestimmt den Offizier, den Kaufmann Lechner mit den Entlastungszeugen zu dem gerade auf dem Ringplatze anwesenden General v. Bonin zu führen. Die Unteroffiziere wiederholten ihre Aussage, der General fragte, ob Lechner mit einer Schußwaffe betreten wurde. Als dieses verneint war, fragte er, ob Lechner eine Schußwaffe besitze; er bejahte dieses und bezeichnete das Behältniß in seiner Wohnung, wo er seinen, in einem zugeschnallten Etui befindlichen Revolver liegen habe. Der Revolver wurde wohl verpackt und in- und auswendig ganz rein geputzt gefunden. Der General erklärte, daß aus diesem Revolver nicht geschossen wurde und daß Lechner freizugeben ist.

Viele ähnliche Thatsachen könnte ich noch mittheilen, allein ich will, um nicht weitläufig zu werden, abbrechen.

Kein Zivilist in Trautenau wurde mit einer Schußwaffe betreten; alle Männer, welche nicht mit Requisitionen oder der Bewirthung der preußischen Truppen beschäftigt waren, hielten sich mit ihren Familien und Hausgenossen in kugelsicheren Räumen auf oder suchten mit ihren Familien an weniger besetzten Punkten durch die preußischen Truppen zu entkommen. Eine Schaar von Männern, Weibern und Kindern, darunter der Schuhmacher Springer, welcher ein 1¾ Jahre altes Kind auf dem Arme trug und ein dreijähriges Kind an der Hand führte, wollte auf den Feldern gegen Weigelsdorf entfliehen; ein preußischer Soldatentrupp rief ihnen zu, umzukehren, feuerte jedoch in demselben Augenblick auf die geängstigten Leute, und der Schuhmacher Springer fiel todt zur Erde. Eine Stunde später, als man zu der Leiche ohne Gefahr kommen konnte, fand man die Kinder bei ihrem todten Vater sitzend; das ältere Kind sagte: „Der Vater schläft."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Man ist bereits daran gewöhnt, in jeder neuen Nummer von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" bedeutsame und trefflich geschriebene Beiträge zu finden. Auch das neueste Heft für October rechtfertigt diese Voraussetzung, indem der Inhalt, sowohl in Bezug auf die wissenschaftlichen Aufsätze, wie auf die Novelle, nur Außergewöhnliches bietet. Die historischen Arbeiten „Johannes Augusta, der Brüderbischof", von Siegfried Kapper, und „Muhamed und der Koran", von Moriz Carriere, geben Zeugniß für die eingehenden Studien der Verfasser. In die vorhistorische Zeit führt Karl Vogt durch seinen Aufsatz „Die Rennthierzeit Mitteleuropa's", während J. H. von Mädler die historische Wissenschaft außerhalb der Erde vertritt, indem er die „Geschichte eines Weltkörpers", d. h. des Biela'schen Kometen schreibt. Der Naturgeschichte reiht sich die Naturbeschreibung in sehr anziehenden Schilderungen an. Der Aufsatz „Drei Tage auf Capri", mit schönen Illustrationen, und einige kleinere Arbeiten vertreten diese Richtung. Sehr hervorragend und durch die Beziehung zu Meyerbeer's „Afrikanerin" besonders interessant ist der Aufsatz, welchen der beliebte Naturforscher Friedrich Schödler über den „Manzanillo" geschrieben. Einige Abbildungen erläutern diesen trefflichen Beitrag. Am überraschendsten dürfte in diesem Hefte die Novelle „Don Juan von Kolomea" wirken. Die „Monatshefte" sind damit aus ihrer gewohnten reservirten Haltung herausgetreten und haben nicht gezögert, ein sehr gewagtes, aber jedenfalls höchst bedeutsames soziales Thema ihren Lesern vorzuführen. Es handelt sich nämlich um die naturgeschichtliche Begründung der Frage, warum die meisten Ehen unglücklich sind. Ohne Zweifel hat der Verfasser Leopold Sacher-Masoch — ein auch auf dramatischem Gebiete in neuerer Zeit oft genannter Dichter — sein Thema nicht nur mit tiefem Ernste in's Auge gefaßt, sondern auch mit leidenschaftlichem Schwunge poetisch gestaltet, und da eine Zeitschrift wie „Westermann's Monatshefte" nicht für ein unreifes Publikum berechnet sein kann, so ist die Aufnahme gewiß sehr gerechtfertigt.

Mannigfaltigkeiten.

In Ellwangen starb am 5. Oktober im Alter von 77 Jahren der Buchhändler Isak Heß, öffentlicher Dolmetscher für die neuhebräische Sprache, früher Vorsteher einer israelitischen Lehranstalt, seit dem Jahre 1821 durch Schriftstellerei und Agitation für die geistige Erhebung und politische und bürgerliche Emanzipation seiner Glaubensgenossen thätig, Mitglied der zur Vorberathung des Israeliten-Gesetzes von 1828 einberufen gewesenen Notabelnversammlung; Plan und Gründung des Vereins zur Errichtung der israelitischen Waisenanstalt in Eßlingen war sein Werk.

[Nur Einer schrieb nicht.] Als die Preußen nach dem letzten Welfenkampfe bei Langensalza über den Thüringer Wald zogen, um das verbündete Koburger Land von den Bayern zu befreien, lagen sie mehrere Tage in Hildburghausen. In einer nahe Mühle im Werrathale hatten ein Paar Dutzend Landwehrmänner Platz gefunden. „Als ich nach dem Mittagessen in die untere Wohnstube trat", erzählte mir die junge Frau des Hauses, „saßen an den Tischen so viele der Soldaten, wie nur Raum finden konnten, hatten die Schreibzeuge herbeigesucht und lasen oder schrieben Briefe." „Nun, da wird wohl an die Herzliebsten geschrieben?" fragte ich. „Wir sind sämmtlich Ehemänner", antwortete einer, „es kommt selten an uns, daß man uns so viel Rast gibt, Briefe zu schreiben. Um so eifriger benutzt heute Jeder die Gelegenheit, damit Frau und Kinder einmal erfahren, daß wir noch am Leben sind." Und damit griff er wieder nach der Feder. Alle waren in ihre Briefe so vertieft, daß ich sie nicht weiter stören wollte. Nur Einer schrieb nicht. Es war ein junger Mann; er saß bleich und den Blick in sich gekehrt im alten, hohen Lehnstuhle. Ich konnt's nicht lassen, ich fragte ihn doch: „Und Sie schreiben nicht mit?" Er sah mich an, daß ich vor dem Blick erschrack. „Nein", sagte er, „ich habe an Niemanden in der Welt mehr zu schreiben. Als es daheim zum Abmarsch trommelte, starb meine Frau in Kindesnöthen. Ich mußte von ihrem Sterbebette fort — fort in den Krieg." Da eilte ich aus der Stube in die Kammer und drückte meinen Knaben an's Herz und bat Gott auf meinen Knieen, daß er ihn vor einem solchen Jammer behüte."

[Das hilft.] In einem Odenwälder Dörfchen, das im verflossenen Sommer auch stark heimgesucht war, erkrankte vor Kurzem der Bürgermeister plötzlich an der Cholera. Alle Mittel des schnell requirirten Arztes, den Mann zum Schwitzen zu bringen, waren vergeblich, und schon gab der Arzt die Hoffnung zur Rettung auf, als die Frau, die ihrem Eheherrn genau kannte, auf ein eigenthümliches Mittel verfiel. Sie ließ durch den Ortsdiener ihrem Mann auf den Abend 1500 Mann Einquartierung für das Ort ansagen, und siehe da — in Zeit von einer halben Stunde hat der Mann dreimal die Wäsche wechseln müssen und war gerettet.

In der kgl. Erzgießerei in München ist eine in Erz gegossene und im Feuer vergoldete kolossale Madonna öffentlich ausgestellt, welche für eine neue gothische Kirche in Aachen bestimmt ist. Der „Volksbote" bemerkt zu dieser Notiz: Es dürfte diese Arbeit für alle jene, welche die Schwierigkeit der Feuervergoldung kennen, um so mehr von Interesse sein, als außer der 12 Herzogen im Thronsaal und dieser Madonna keine Figur von solcher Dimension im Feuer vergoldet existirt, auch nur die hiesige Erzgießerei Einrichtungen besitzt, die solche gefährliche Unternehmung ohne Gefahr für die Gesundheit des Arbeiters gestattet.

Räthsel.

Dreisylbig ist das Wort. —
Die beiden Ersten fließen
Vom Berg herab ins Thal,
Der Erd' sich anzuschließen.
Sind nach dem Gluthenlauf
Erkaltet sie, erstarrt,
So werden sie zu Stein
Verwandelt, dicht und hart.

Die beiden Letzten sind
Ein Name des Allweisen;
Doch läßt sich auch mit ihm
Sonst Jemand noch so heißen.
Ein jedes Menschenkind
Hat, was der Name sagt,
Und sein Verlust wird schwer
Vom guten Kind beklagt.

Das Ganze fromm, und gut
War Dichter und Gelehrter,
Ein Menschenkennee war's
Als Menschenfreund Verehrter;
Geboren wurde er
An einem Schweizerort,
Noch einmal sag ich es:
Dreisylbig ist das Wort.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 237:

Ein „Esse" ein „Affe", so ist's recht!
Beide gehören in ein Geschlecht.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 245 Dienstag, 16. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

Der Obersteuermann schien sich besonders dafür zu interessiren und war schon nach dem großen Marsen mit seinem Glas hinaufgestiegen, um von hier einen besseren Ueberblick zu gewinnen.

„Für was für einen Landsmann halten Sie ihn, Mr. Brown?" frug jetzt der Kapitän hinauf, der vom Deck aus das verlassene Schiff ebenfalls genau betrachtet hatte.

„Kann's nicht genau so sagen, Sir," rief der Steuermann oder Mate, wie er an Bord kurzweg genannt wurde, zurück, „liegt spitz von uns weg und ich kann den Namen noch nicht lesen. Sieht mir beinahe aus wie ein Holländer."

„Möcht' es auch sagen," nickte der Kapitän. — „Lebendes ist aber an Bord nicht zu erkennen?"

„Keine Seele, Sir." Die Leute müssen aber an Land gewesen sein — dort auf den Klippen haben sie eine shanty gebaut."

„Die Segel sind noch beschlagen."

„Alles festgemacht — schade um das schöne Tuch, das dort jetzt in Wind und Wetter verfaulen soll."

Die Unterhaltung war für eine Weile abgebrochen und die Aufmerksamkeit der Seeleute wurde auch jetzt ausschließlich auf die Klippenreihe selber gelenkt, die immer deutlicher zum Vorschein kam.

Die Barrier reefs sind auch in der That ein höchst interessanter Punkt für den Seemann und dazu passend genug benannt, denn die aus der Tiefe steil aufsteigenden Korallenfelsen bilden hier eine förmliche Barriere von Klippen, die, mit Ausnahme nur weniger schmaler Einfahrten, die Passage zwischen Australien und der nördlich davon liegenden großen Insel Papua oder Neu-Guinea hermetisch verschließen. Ordentliche Meilen bilden sie meilenlang, unmittelbar vor denen ein hundert Faden haltendes Senkblei keinen Grund finden würde, während über ihren Rand hin — da die Koralle nur bis zur Oberfläche des Meeres wächst — die dagegen brandenden Wellen ihren weißen Gischt spritzen und sich rastlos donnernd überstürzen.

Die Einfahrt selber zeigt dann nur ein schmaler Streifen dunkles und ruhiges Wasser, das aber, wenn auch links und rechts von einer bäumenden Woge abgeschlossen, doch eine vollkommen sichere und tiefe Bahn bietet — einen Kanal, der sich hindurch zieht, und im Innern dann wieder ausweitet. Im Innern aber ist dafür auch überall wieder leicht Ankergrund zu finden, ja an vielen Stellen die Passage kaum mehr als fünf Faden, also etwa dreißig Fuß tief. Nur die eine Nordpassage, die aber auch schwieriger zu finden ist, soll tieferes Fahrwasser haben.

Alte Seekapitäne haben aber in der Auffindung solcher Stellen ein Gefühl, das man fast Instinkt nennen könnte, und mit nur Brise genug, daß sie ihr Schiff in der Gewalt behalten, mit einer genauen Kenntniß desselben, was es zu leisten vermag, und wie nahe sie sich an eine Leeküste hinan wagen dürfen — d. h. wie dicht am Wind sie im schlimmsten Falle wieder absegeln können — steuern sie ihr Schiff oft und unerschrocken in die schwierigsten Passagen hinein.

Kapitän Wilkie, von der „Betsy Ann", obgleich ihm das ganze gefährliche Terrain vollkommen unbekannt war, ließ denn auch seine kleine gewandte Brigg ruhig gerade gegen die Klippenreihe — die bis jetzt für das Auge nur einen ununterbrochenen Schaumgürtel bildete, anlaufen und mit der Karte neben sich, das Teleskop in der rechten Hand, stand er jetzt vorn auf der Back und beobachtete die rollenden Gischtberge voraus.

„Ich sehe die Einfahrt, Kapitän," rief der Steuermann jetzt von oben herunter.

„Wo, Mr. Brown?"

„Ganz gerade voraus. Wir segeln genau darauf zu."

„Ein Lächeln flog über die wetterharten Züge des Seemanns, daß er den Punkt so gut getroffen, denn er wußte wohl, welchen guten Eindruck das auf die Leute machte, wenn sie volles Vertrauen auf die Führung ihres Vorgesetzten haben durften. Er stieg aber jetzt auch wieder mit hinauf zu seinem Steuermann, um von hier aus das Schiff besser zu dirigiren, und nach kaum einer Viertelstunde weiterer Fahrt lag die Mündung des Kanals so klar und deutlich vor ihnen, daß sie kaum noch etwas Weiteres zu thun hatten, als Cours zu halten.

Jetzt aber wandte der „Mate“ auch seine Aufmerksamkeit wieder dem Wrack zu, das indessen ebenfalls nahe gekommen war und durch das gute Glas dicht vor ihnen lag. Es war ein Barkschiff, mit allen Segeln noch auf, aber dicht beschlagen an den Raaen, sonst aber mit keinem lebenden Wesen an Bord. Das Wrack lag vollkommen fest und sicher zwischen den Klippen, in die es jedenfalls eine der Brandungswellen hineingehoben hatte, und aus denen es Menschenkraft nie wieder befreien konnte. Die Mannschaft mußte übrigens volle Zeit behalten haben, sich zu retten, denn auf einer dicht dabei liegenden kleinen Insel ließen sich jetzt mehrere, rasch aufgeführte Hütten erkennen, die zur Genüge bezeugten, daß sich die Schiffbrüchigen dort wenigstens eine Nacht aufgehalten. Hinten am Heck hing dabei noch die kleine Jolle, alle übrigen Boote fehlten aber, und sehr wahrscheinlich hatten sich die Leute damit in die Riffe hineinbegeben, da sie in dem ruhigen Wasser derselben ganz leicht Neu-Guinea oder selbst die nächsten Inseln des ostindischen Archipels erreichen konnten. Außerdem war es auch möglich, daß sie schon im indischen Ozean ein Schiff antreffen konnten.

Das Verunglücken des Fahrzeuges konnte aber eben so gut vor wenigen Tagen, wie vor Wochen und Monaten geschehen sein — von hieraus ließ sich das keinenfalls beurtheilen, und wenn nicht einmal ausnahmsweise in dieser Breite ein tüchtiger Sturm losbrach, so war es recht gut möglich, daß das so eingekeilte Schiff dort noch Jahre lang, zwischen den Klippen eingepreßt, sitzen bleiben konnte.

„Wissen Sie wohl, Kapitän,“ brach da der Steuermann endlich das Schweigen, „daß es Jammerschade ist, dem Wrack da drüben so ruhig vorbeifahren? — Liegt gewiß noch eine Masse von Dingen an Bord, die man mit Vortheil bergen könnte.“

„Im Wrack, Mr. Brown?“ erwiderte der Kapitän, ohne aber einen Blick dort hinüber zu werfen, denn er war noch emsig bemüht, das jetzt im Innern der Einfahrt sichtbar werdende Terrain mit seinem Glas abzusuchen — „wohl möglich, — können uns aber nicht damit aufhalten.“

„Wenn wir nun ein Boot hinüber schicken?“

„Ich will Gott danken, wenn ich mit meinen Booten innerhalb der Riffe bin, Mr. Brown. Der Platz hier gefällt mir gar nicht; er sieht häßlich genug aus, und schließe uns der Wind jetzt ein — und es weht kaum noch eine Mütze voll, so brauchen wir nachher kein Boot auszusetzen, um ein Wrack zu besuchen.“

„Bah, der Wind hält,“ sagte der Mate, der einen Blick nach Osten hinüber geworfen hatte, „ja ich glaube eher, daß wir gegen Abend wieder eine steife Brise bekommen, denn die Wolkenstreifen dahinten sehen mir gerade danach aus.“

„Möglich — aber kein Mensch kann's vorher sagen.“

„Meine Hühneraugen thun mir auch wieder weh; das bedeutet immer Wind.“

„Full off a little!“ unterbrach der Kapitän seinen Offizier durch den hinabgerufenen Befehl.

„Off it is Sir,“ lautete die Gegenantwort.

„Steady!“

„Steady it is.“

Die Brigg hatte den Bug ein klein wenig geneigt, und sie konnten jetzt voll in den Kanal einsehen.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Kapitän,“ nahm da der Steuermann seinen Wunsch wieder auf. „So wie wir erst einmal d'rinn sind, können wir doch heute Abend nichts mehr machen, sondern müssen gleich vor Anker gehen.“

„Ist aber gar nicht meine Absicht, Sir,“ erwiderte sein Vorgesetzter — „ich gedenke noch ein tüchtiges Stück hinein zu segeln.“

„Geht aber nicht an, Sir.“

„Geht nicht an?“

„Nein Sir — die Sonne steht schon zu tief, und so wie wir hinein kommen, hilft uns der Kompaß nichts mehr; wir müssen nur nach dem steuern, was wir sehen, und da unser Cours gerade nach Westen liegt, so fallen uns die Strahlen der tiefstehenden Sonne gerade so auf's Wasser, daß sich Klippe oder Untiefe darin gar nicht mehr erkennen läßt. Alle Schiffe, die von hier nach Indien durch die Torrestrait gehen, müssen bei klarem Himmel spätestens um vier Uhr Abends ihren Ankergrund halten, ebenso wie die, welche von dort herüberkommen, vor Morgens zehn Uhr nicht im Stande sind unterwegs zu gehen.“

„Das hält uns aber schmählich auf.“

„Läßt sich aber nicht ändern, wenn Sie nicht Ihr Schiff riskiren wollen. Von vier Uhr Nachmittags an blitzt der Spiegel der See und zeigt keinen grünen Fleck mehr. Wie wär's Kapitän, wenn Sie dann mich und ein Paar von den Leuten, so bald wir nachher vor Anker sind, hinüberließen? Das Wrack liegt kaum zwei englische Meilen von dort entfernt und wir laufen in kaum einer Stunde hinüber. S' ist, Gott straf mich, Jammerschade, das liebe Gut dort drüben verfaulen zu lassen, wenn man's sich so bequem holen kann, und die Leute selber kriegen guten Willen, wenn sie Aussicht auf Bergelohn haben.“

„Wollen sehen, Mr. Brown — wollen sehen,“ gab der Kapitän zur Antwort, der jetzt keinen anderen Gedanken hatte, als sein Schiff — „vor allen Dingen müssen wir erst einmal drin sein, und wenn dann das Schiff sicher vor Anker liegt und noch Zeit und weiter nichts zu thun ist, so — hab' ich gerade nichts dagegen — Steady da unten — steady!“

„Steady it is Sir.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Menagerie.

(Schluß.)

Wärter. Haben Sie jetzt die Jüte, mir nach dieſen Kaſten zu folgen. (Er hebt eine Decke auf und zeigt eine kleine Schlange). Düſes, meine Herrſchaften, is die große Rieſenſchlange oder Abjokk. Sie is bunt jeſprenkelt von verſchiedenen Farben und hat zwiſchen ihre Backzähne Jift, welches ſie einem in's Jeſicht ſpeit und ſehr unanjenehme Folgen hat. Sie hält ſich in Boa Conſchtrickter auf und erreicht in ihrer Heimath eine Länge von 40 Paar Schuh. Hier iſt ſie kleiner.

Johanna. 40 Paar Schuh! Jott bewahre! Wozu den? Un worum wächſt ſe'n hier nich?

Wärter. In Europa looſt ſie in.

Kneepe. (Näher tretend). Sagen Se mal, Herr Van, beißt ſe?

Wärter. (Weiter erklärend). Dieſe unjeheure Rieſen- oder Abjokks-Schlange wird zuweilen furchtbar eklich, welches ſie durch Klappern andeutet. Sie ſchießt von einem Palmbaum oder einem Haus runter auf das jrößte Rindvieh, umringelt es un drückt es dodt, deß man alleens ſo knackert.

Kneepe. (Sich entfernend). Na, höre Se, da wer' ick mir doch in Acht nehmen. Fritze! Willſte weg hier! Dummer Junge, Du jloobſt woll, det is 'n Reunooge!

Wärter. Wenden Sie jefälligſt Ihren verehrten Blick hierher! Das ſeind Vögel! Nachdem ſie von der Natur ausgeſtattet ſind, unterſcheiden ſie ſich: ihre Federn ſind ſo verſchieden, wie ihr Jeſchrei. Düſes hier als Exempel zum Beiſpiel, der ſich über mir ſchunkelt, des is der jemeine Papajei oder der Kaka....

Johanna. Herrjees, er hat Ihnen was auf den Kopp fallen laſſen, Herr Van!

Wärter. So? Na ja, des thun dieſe Thiere nich anders. Natürlich, Madame Kneepe, ſie ſind nich ſo jebildet, wie wir, dafor ſind es Thiere. (Fortfahrend). Dieſer Kakadu, meine Herrſchaften, ſchreit immer „Kakadu!“ weshalb ihm auch die deutſchen Jelehrten den Namen Kakadu jejeben haben. Er dhut nüſcht, ſondern is blos zum Staat.

Kneepe. Hören Se mal, ſolche Thiere habe ich überjens ooch ſchon hier in Preußen jeſehen!

Wärter. Ja, düſes is aber ein ausjezeichnetes Exemplar.

Kneepe. So? Sagen Se mal, wie kommt des, deß Sie hier lauter ausjezeichnete Exemplare haben?

Wärter. Weil wir uns Mühe jeben. (Er geht weiter). Düſes hier is die ſojenannte jroße Eile, welche....

Kneepe. Die hab' ich ooch ſchon bei uns jeſehen.

Wärter. Ne, ſo 'ne jroße Eile haben wir nich. Ueberjens ſprechen Sie düſes Thier falſch aus. Düſes Thier ſchreibt ſich nich mit J, ſondern mit U. Die Eule hat das Eijenthümliche, deß ſie bei Licht nich ſehen kann, ſondern nur im Finſtern. Sie ſitzt auf alte Stammbäume un macht bei Dage die Klappe über ihre Dogen zu un ſieht dann nüſcht.

Kruſe. Des kommt ooch in Deutſchland vor.

Wärter. Düſes hier, neben die vielen kleenen Vögel, die ich Ihnen weſen der Mannigfaltigkeit nich erklären kann, weil ſie keine Zeit dazu haben, is der Adler. Er....

Kneepe. Welche Klaſſe?

Wärter. Wie ſo?

Kneepe. Vierte?

Wärter. Vierte? Wie ſo? Ich verſtehe Ihnen nich. (Fortfahrend). Der Adler jehört ebenfalls zum Jeſchlechte der Raubvögel wie die jroße Eile, un is König der Vögel.

Kneepe. So? Ja, des is eine janz hübſche Stellung, aber was nützt es ihn, wenn er hier in de Menarſcherie ſitzt un nich raus un nich rauben kann.

Wärter. Ick will Ihnen ſagen, des jeht mir nüſcht an, indem ich auch nich die Pflicht habe, Ihnen vor die paar Jroſchen Angtree über Alleens in Kenntniß zu ſetzen. (Sich verbeugend). Meine Herrſchaften, düſes war die Menarſcherie mit verſchiedenen Thieren aus Welttheilen! Haben Sie die Jüte, uns jehorſamſt zu commandiren!

Kneepe. (Nimmt den Hut ab). Danke ergebenſt! Sie können ſich darauf verlaſſen, Herr Van, deß ich Ihnen überall commandiren werde. Leben Sie recht wohl, un wenn Sie mal in meine Jejend kommen, wie jeſagt, verjeſſen Sie nich, mit oorbeizujehen. Mach 'n Diener, Fritze!

Wärter. Adje! Adje!

Kneepe. Ick habe mir wirklich ſehr ſoutenirt, unterhalten. Pfeif' mich Ihnen! (An der Thür umkehrend). Sagen Sie mal, Herr Van!

Wärter. (Sich umdrehend). Ja?

Kneepe. Sagen Sie mal, was ich fragen wollte: woher kommt des, deß des in de Menarſcherieen immer ſo riecht?

Wärter. Des will ich Ihnen ſagen, Herr Kneepe, des is von die Thiere.

Kneepe. Ah ſo! Ja, ja, des läßt ſich denken. Na, leben Sie recht wohl!

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Votivkapelle zur Erinnerung an das Attentat auf den Kaiſer von Rußland.] Zum ſteten Gedächtniß an die glückliche Erretung des Kaiſers von Rußland aus Mörderhand wird auf der

Stelle, wo Karakasow das Attentat versuchte, sich eine prächtige Votivkapelle erheben.

[In Sachen des Kuppelbaues der heiligen Grabkirche in Jerusalem.] Der Kuppelbau an der heiligen Grabkirche zu Jerusalem ist schon wieder einmal gänzlich ins Stocken gerathen. Herr Eppinger, der bei dem Unternehmen mitwirkende russische Architekt, hat sich deßhalb nach Paris begeben, um durch persönliche Verwendung und mündliche Vorstellungen die Angelegenheit wieder in Fluß zu bringen.

[Ein neunstöckiges Haus.] Man baut in Paris an einem neunstöckigen Hause mit Parterre- und Kellerwohnung, so daß dasselbe ohne die Keller eigentlich elf Stockwerke haben wird. Dieß architektonische Monstrum oder — wenn man will — Phänomen steht in dem Faubourg du Roule und besitzt keine Treppe, sondern einen Flaschenzug, der von Minute zu Minute die Bewohner in die Höhe fördert. Das Haus wird ein Probestück: gelingt das Experiment, bewährt sich die Idee als praktisch, so sollen mehrere dergleichen Bauten zur Ausführung kommen.

Aus Bayern schreibt man den „Köln. Blättern“: Der Dichter Karl Gutzkow ist von seiner geistigen Schwermuth vollkommen genesen und so eben mit Ausarbeitung eines neuen Werkes beschäftigt. Jüngst besuchte er zu diesem Zweck von Nürnberg aus Zeilitzheim in Unterfranken, um dort Forschungen anzustellen über Argula v. Grumbach, geb. Freiin v. Stauffen. Von hier aus wechselte nämlich dieselbe Briefe mit Luther, starb daselbst 1554 und liegt in der dortigen protest. Kirche begraben.

Aus den statistischen Berichten über die Bevölkerungsverhältnisse der Stadt Paris während des zweiten Quartals von 1866 ergibt sich, daß in dieser Periode geboren wurden: 9601 eheliche und 3854 uneheliche Kinder. Es verhält sich also die Zahl der unehelichen zu den ehelichen wie 1: 3.04. Ehen wurden abgeschlossen in derselben Zeit: 4877. Die Todesfälle belaufen sich auf: 11,114. Die Zahl der todtgeborenen Kinder beträgt 1025, mithin kommt ein todtgeborenes Kind auf 13.15 lebendig geborene.

In dem eine Stunde von Tellow belegenen Dorfe Stansdorf hat bei der letzten Einquartierung die Eifersucht zwei Opfer gefordert. Die 17jährige Geliebte eines dortigen Knechtes fand an den schmucken Dragonern mehr Geschmack, als ihrem Geliebten zusagte. Eine Zurechtweisung seinerseits brachte ihm eine ziemliche Portion Schläge ein. Er lag den nächsten Tag anscheinend krank zu Bette, stand aber am Abend auf, bemächtigte sich eines Karabiners mit dem erforderlichen Schießmaterial, lud ihn und begab sich an's Küchenfenster seiner Geliebten. Kaum hatte er hier wahrgenommen, daß sie nicht gleichgültig gegen die Aufmerksamkeiten blieb, welche ihr die Söhne des Mars erzeigten, als er auch sofort den Karabiner auf sie anlegte, und sie durch das Fenster todtschoß. Einige Minuten darauf hatte er eine zweite Kugel sich selbst in die Brust gejagt. Es war Alles so schnell geschehen und die Bestürzung so groß, daß man diesen zweiten Mord nicht mehr verhindern konnte.

Charade.

Glaubt nur nicht, ihr stolzen Männer,
Wir gehörten euch allein!
Nein, wir beiden ersten Sylben,
Woll'n uns auch den Frauen weih'n;
Zärtlich woll'n wir sie umschlingen,
Wahren vor der Erde Schmutz,
Wagen gern Gestalt und Schönheit,
Ihnen treu zu Schutz und Trutz.

Zwar oft bringen wir auch Schmerzen,
Drückend können wir gar sein,
Doch wir streben nach des Letzten
Demuthsvollem Dienst allein.
Findst im Zimmer du mein Ganzes,
So bewohnt's gewiß ein Mann;
Ohne dieß er von den Ersten
Nimmer sich befreien kann.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 238:

Vier Zeichen, eine Königin,
Mit der sich keine kann vergleichen,
Als unumschränkte Herrscherin
Gebeut sie allen Erdenreichen; —
Huldigt der Königin der „Mode“,
Der Buschmann auch, und Antipode?
Und sind im Hottentottenland
Die Modehüte auch bekannt?

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 246 Mittwoch, 17. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

Selbst der Steuermann vergaß aber in diesem Augenblick das Wrack, denn sie liefen unmittelbar auf die Einfahrt zu, die sich indessen hier viel weiter zeigte, als es von Außen den Anschein gehabt. Der Kanal war doch wenigstens zweihundert Schritt breit, also Raum genug, um im schlimmsten Fall selber hinein kreuzen zu können, da man ja ungestraft bis dicht an die steilen Korallenbänke hinanfahren kann. Mit günstigem Winde aber war es natürlich um so viel leichter, die Mitte des Fahrwassers zu halten, und doch ist es für den Seemann ein unbehagliches Gefühl, wenn er rechts und links von sich und voraus Brandung und drohende Klippen entdeckt, und sich noch dazu in einem Fahrwasser weiß, von dem nicht allein keine ganz vollkommenen Karten existiren, sondern nicht einmal existiren konnten, da ja die Koralle fast in jedem Jahre den Boden des Meeres verändert, und bald von da, bald von dort heraufwächst und neue Klippen bildet.

Ja draußen in offener See, mit hinlänglichem Seeraum in Lee, mag seinethalben auch einmal ein Sturm wehen, was kümmerts den an solche Dinge gewöhnten Matrosen! Mit einem guten Schiff unter sich, weiß er sich, selbst im schwersten Wetter sicher, und der Sturm muß endlich doch vorüber blasen, wie schon so mancher vorüber geblasen ist. Nur die Nähe von Land — von dem der Landbewohner gerade so oft denkt, daß es ihm größere Sicherheit gewähren müsse — kann sein Herz rascher schlagen machen, denn so wacker sich ein gutes Schiff auch draußen in offener See halten mag, so ist es doch verloren, sobald sein Kiel nur den Grund berührt, denn zerberstet es nicht beim Aufstoßen, so finden die furchtbaren Wogen jetzt einen Widerstand, und brechen mit ihrem Gewicht Alles zusammen, was sie erreichen.

Schon die Nähe des Landes ist ihm deßhalb unbehaglich, und mehr noch, wenn er, mit dem gerade darauf zusetzenden Wind, die Stellen vor sich sieht, über denen die Wogen ihre weißen schimmernden Kämme brechen. Jeder Einzelne steht dann erwartungsvoll und aufmerksam auf seinem Posten, denn er weiß recht gut, daß die geringste Versäumniß, ja nur ein langsam ausgeführter Befehl, das Verderben des Schiffes und damit sein eigenes zur Folge haben kann.

Kapitän Wilkie wußte aber genau, was er that, und wenn ihm auch Anfangs Zweifel aufgestiegen waren, ob diese anscheinend so breite und schöne Einfahrt auch wirklich die richtige sei und nicht etwa, wie das gar nicht so selten zwischen Korallen der Fall ist, nur eine falsche Bucht forme, in der er dann rettungslos verloren gewesen wäre, konnte er doch jetzt den breiten Kanal weit in die Riffe, und sogar bis zu einer leichten Biegung verfolgen, und segelte nun frisch mitten hinein.

Er ließ auch nicht einmal Segel einnehmen, denn die Brise war ja überdieß schwach genug, und was sein Steuermann von dem blitzenden Abendlicht gesprochen, glaubte er noch nicht recht. Der hatte es sich jetzt wahrscheinlich einmal in den Kopf gesetzt nach dem Wrack hinüber zu fahren, und suchte vielleicht deßhalb nur Zeit zu gewinnen. Er aber war fest entschlossen, auch keinen Augenblick zu verlieren, um aus diesem klippendurchstreuten Fahrwasser wieder hinauszukommen, und so lange er segeln konnte, segelte er, das hatte er sich fest vorgenommen, Wrack oder keines.

3. Das Wrack.

Jetzt hatte die „Betsy Ann" den wirklichen Kanal erreicht, und der leichte Wind blieb ihr noch immer günstig; aber auch die zwischen die Riffe hineinsetzende Strömung kam ihr hier zu statten, und rasch und geräuschlos glitt das schlanke Fahrzeug über das hier spiegelhelle Wasser in die Passage hinein. An beiden Seiten kochte wohl die Brandung, aber sie konnte nicht einmal ihren Schaum bis hierherüber werfen, und etwa zehn Minuten später erreichte die Brigg jene schon von außen bemerkte Biegung, wohinein selbst nicht die Dünnung oder das Schwellen der See dringen konnte.

Aber hier fand der Kapitän doch jetzt, daß sein Obersteuermann Recht gehabt, als er ihm versicherte, er würde gegen Abend still liegen müssen. Die schon ziemlich tief stehende Sonne warf in der That einen so blendenden Schimmer auf die Fluth, daß es zur Unmöglichkeit wurde, irgend eine etwa darunter lauernde Gefahr zu erkennen. Es war nichts sichtbar, als der blendende auf dem Wasser liegende Schein, und Kapitän

Wilkie sah sich wirklich gleich darauf genöthigt, den Befehl zum Ankern zu geben.

Das geworfene Loth zeigte hier nur elf Faden Wasser, und er wollte sich doch nicht leichtsinnig der Gefahr aussetzen, sein Schiff, jetzt wo er die schwierigste Stelle passirt hatte, nur deßhalb auf den Strand oder auf eine Klippe zu setzen, um noch an dem Abend ein paar Meilen zu machen, denn mit einbrechender Nacht mußte er doch liegen bleiben.

Der Befehl wurde gegeben; der Anker war schon von dem Augenblicke an, wo sie die Klippen in Sicht bekamen, klar gemacht, die Leute standen Jeder auf seinem Posten, und wie der Kapitän nun einen Fleck erreicht hatte, wo er wußte, daß er die Nacht ruhig und ungefährdet liegen konnte, rasselte der Anker in die Tiefe, die Kette war fest um das Spill geschlagen, und kaum eine halbe Minute später, während die Segel ebenfalls gelöst wurden und ausflappten, schwang das Schiff herum und lag still in der glatten Fluth.

Jetzt kam noch etwa eine Viertelstunde geschäftige Zeit für die Leute, um erst alle Segel fest zu machen, denn diese Vorsicht durfte nicht versäumt werden, und dann blieb nichts übrig, als die abgeworfenen Taue wieder aufzukeilen und das Schiff zu reinigen.

Es war damit etwa ein Viertel auf fünf Uhr geworden, und der Obersteuermann besonders hatte selber aus Leibeskräften mitgearbeitet, um Alles so rasch als möglich fertig zu bringen, den Leuten auch unter der Hand zu verstehen gegeben, daß sie vielleicht heute Abend noch Bergelohn verdienen könnten, wenn sie sich tüchtig tummelten, und das half.

Es gibt nichts auf der Welt, was für den Matrosen größeres Interesse hat, als solch' ein Fall, wo er ein verlassenes Schiff besuchen kann, in welchen er, wenn er sich auch sagen muß, daß die eigenen Leute doch jedenfalls schon das Beste und Werthvollste mit fortgenommen haben, doch noch immer vergessene kostbare Dinge, jedenfalls aber Wein und andere Delikatessen zu finden erwartet, und man kann sie gewiß zu keiner Arbeit williger bekommen, als gerade zu der. Die Leute selber waren denn auch wirklich Feuer und Flamme dafür und waren am liebsten Alle mitgegangen, als der Mate endlich wieder zum Kapitän trat und sagte:

„Nun Sir, wie ist es? Wollen Sie mich einmal hinüber schicken zum Wrack?"

„Gern nicht, Mr. Brown," sagte Kapitän Wilkie, indem er einen Blick nach dem noch deutlich sichtbaren Fahrzeug warf, „wir sind so nicht übermäßig stark an Mannschaft, und der Henker weiß, was in der Zeit vorfallen kann."

„Nun das Wetter ist für die Nacht sicher, Kapitän," meinte der Mate, „und von den australischen Schwarzen haben wir hier draußen nichts zu fürchten. Die Küste ist ja nicht einmal in Sicht."

„Da vorn ist Land."

„Ja, ein paar kleine, dürre, mit Büschen bewachsene Inseln, ohne einen Tropfen frisches Wasser, dort drüben hält sich kein Eingeborner auf, und wir könnten hier ein Jahr liegen, ohne daß sie ein Wort davon erführen. Wären die Burschen in der Nähe, dann dürften Sie sich auch fest darauf verlassen, Kapitän Wilkie, daß sie das Wrack da drüben längst gefunden und geplündert hätten, denn die nackten Hallunken können Alles brauchen."

„Gut denn, Mr. Brown," lächelte der Kapitän, dem der Eifer nicht entgehen konnte, mit dem sein Offizier auf die Revision des verlassenen Schiffes brannte, „so nehmen Sie meinetwegen ein paar Mann, und die Jolle und fahren Sie einmal hinüber."

„Die Jolle, Kapitän, in die bringen wir aber nichts hinein."

„Ist es der Mühe werth, so hängen Sie ein Licht aus, sie können sich ja ein Laterne mitnehmen, und wir schicken dann die Launch hinüber. Ich glaube aber kaum, daß Sie, außer den Segeln, noch viel Werthvolles darauf finden, Sie werden sehen."

„Und wenn wir nur die Ketten mitnehmen, Kapitän."

„Bah das hält uns zu lange auf. Ich werde doch hier nicht sollen einen ganzen Tag liegen bleiben, um eine alte Ankerkette einzuladen, wegen der wir ein paar Mal fahren müssen, denn ich glaube nicht, daß Sie bis dorthin überall tief Wasser finden."

„Wir sind doch hereingekommen."

„Wollen Sie denn außen herum fahren? Das ist zu gefährlich."

„Bei der See," lachte der Steuermann, „von innen kommen wir nicht dazu; ich habe mir das Terrain schon von oben aus genau mit dem Glas angesehen. Es liegen überall Klippenstriche im Weg, die uns stundenlang aufhielten, um darüber oder dazwischen hin zu kommen."

„Nun, machen Sie, was Sie wollen," sagte der Kapitän, sich abdrehend, „wenn Sie meinem Rath folgen wollen, so versuchen Sie's, aber erst einmal mit der Jolle. Ich kann auch überdieß nicht so viel Leute von Bord entbehren," und damit ging er in seine Kajüte hinunter, dem Mate vollkommen freies Spiel an Deck lassend.

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Ein Tagarbeiter mit seinem Werkzeuge geht unter der Mittelmühle dem Mühlgraben harmlos entlang; ihm begegnen preußische Soldaten; ohne ein Weiteres Wor

als „österreichischer Hund“ zu sprechen, stößt ihm der eine preußische Soldat das Bajonnet durch die Brust, ein zweiter stößt ihn in den Mühlgraben; bei der Spitelmühle wird er frischblutend als Leiche aufgefangen. Der Name dieses Tagarbeiters ist noch nicht eruirt.

Ein unter Kuratel gesetzter, in der Regel betrunkener Bauer, Namens Menzel aus Goldenöls, welcher aus dem Gasthofe „zur Spitz“ in der Obervorstadt taumelte, nachdem man den ältlichen, kränklichen Eigenthümer des Gasthofes, der siebzehn Jahre kein Gewehr in der Hand hatte, als Gefangenen unter dem Vorwande des Schießens auf die preußischen Truppen fortschleppte, wurde sofort erschossen.

Dieß sind die vielen in der obigen Liebauer Korrespondenz angeführten Getödteten von Seite des Zivils, die sich die Breslauer Zeitung zur größeren Ehre der preußischen Truppen merken mag.

Ueberdieß sind wunderbar nur noch zwei Zivilpersonen in Trautenau getödtet worden: der 83jährige Stephan Feist und eine 28jährige Frauensperson, die in ihren Wohnzimmern durch die Fenster, nach der Lage der Häuser zu urtheilen, von den Kugeln der österreichischen Soldaten getroffen wurden.

Um die Mittagsstunde wurden einzelne Soldatenabtheilungen (Ostpreußen) zügellos; sie gehorchten auch nur schwer dem Befehl ihrer Vorgesetzten; ich hörte einen Unteroffizier in Scheltworte über die Soldaten ausbrechen, die aus den Schänkstuben des Gasthofes „zum weißen Roß“ nicht herauszubringen waren; er griff endlich zu einer energischen Mahnung, er schoß von Außen durch das Fenster über die Köpfe der Soldaten in die Schänkstube; die Kugel traf eine an der Decke hängende Petroleum-Lampe, von deren Trümmern und Inhalt die Umstehenden überrascht wurden.

Der Kampf scheint für die Oesterreicher ungünstig zu werden; die Höhen des Johannis- und Galgenberges sind von den Preußen besetzt, nur vom Hopfenberge werden noch Gewehrschüsse in der Richtung der Niedervorstadt gefeuert; entferntere, offenbar von den Höhen hinter dem Johannisberge abgefeuerte Hohlkugeln treffen einzelne Häuser der Stadt; ungeachtet des scheinbaren Vortheiles der Preußen merkte ich doch eine besorgte, ängstliche und sehr gereizte Stimmung unter den höheren Offizieren.

Ungefähr um 12 Uhr Mittags, als ich eben auf einige Augenblicke in den Kreis meiner Familie getreten war, riefen mich zwei Soldaten zu einem Kommandanten, der Oberst titulirt wurde. Derselbe empfing mich barsch und sagte mit höhnischer Miene: „Sie haben Ihre Bürger schön abgerichtet, die feuern ja auf uns.“ Ich antwortete hierauf: „Das ist nicht möglich;“ er erwiderte: „Vom Kirchthurme aus wurde Einer verwundet, und so eben ist aus der Apotheke geschossen worden.“ Ich erklärte ihm, daß ich das nicht glaube, es müsse ein Irrthum oder eine Täuschung zu Grunde liegen. Hierauf entgegnete er: „Das wird sich zeigen, Sie sind gefangen“, und zu den zwei Soldaten gewendet: „Leute, laßt ihn mit Niemandem reden, ihr seid für ihn verantwortlich.“

Ich stand mit dem Geistlichen gegen die Apotheke gewendet auf dem Ringplatze; plötzlich rief ein Offizier zu Pferde: „Schon wieder ein Schuß aus der Apotheke“; das war falsch, es schlugen gleichzeitig mehrere Flintenkugeln von den südlichen Höhen her in eine zwischen der Apotheke und dem Nachbarhause hervorragende Feuermauer, und der aufwirbelnde Kalkstaub scheint für Pulverrauch gehalten worden zu sein; überdieß hätte der Schuß vom Dache aus abgefeuert sein müssen, und die Apotheke hat auf dieser Seite keine Dachlucke.

Ich war erst einige Minuten gefangen erklärt, so brachte man auch den Bezirksamts-Adjunkten Johann Scheps, den Apotheker Karl Czerny jun., den provisorischen Schützenkommandanten Emanuel Fiedler, den Maschinenschlosser Joseph Lest und den Polizeimann Ignaz Gulsch als Gefangene aus den Häusern. Ich mußte noch als Gefangener eine Requisition von Stroh besorgen, während dem wurden die Uebrigen paarweise mit Stricken zusammengebunden und die Paare wieder mit einem Stricke vereinigt und vom Ringplatze auf der Straße gegen Königshain abgeführt. Nachdem ich die Strohrequisition besorgt hatte, bat ich nochmals einen nur einzeln auf dem Ringplatze stehenden Oberst, mich zu entlassen, da die wider mich gerichtete Beschuldigung nur auf einem Irrthume beruhen könne; als mir dieß verweigert wurde, bat ich auch vergebens um die Gestattung, von meiner Familie Abschied nehmen und zwei Sparkassebüchel, die ich zufällig bei mir hatte, abgeben zu dürfen. So mußte ich, begleitet von zwei Soldaten des 41. Infanterieregiments, die Stadt verlassen, ohne daß meine Familie von meiner Gefangennahme Kenntniß hatte. Unterhalb des Niederthores und dann bei der Spittelmühle wurde durch österreichische Soldaten von den Anhöhen bei Krieblitz aus auf die mich begleitenden Soldaten geschossen, die Kugeln schlugen neben uns in die Mauer ein, ohne Jemanden zu treffen. Als ich mit meinen Begleitern beim ersten größeren Truppenkörper ankam und der Kommandant die Soldaten fragte, wer ich sei, führten sie mich, als wenn sie aus eigener Wahrnehmung wüßten, als den Bürgermeister auf, der preußische Soldaten erschießen ließ. Ich widersprach ziemlich barsch dieser Lüge, und von da an präsentirten sie mich bis zur Uebergabe oberhalb Wolla, eine Stunde von Trautenau, nur als den Bürgermeister.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf dem einsamen Kirchhof der Pfarrgemeinde Auernheim in der Nähe des Städtchens Neresheim

wurde am 14. Oktober Dr. Alexander Ringler, Verfasser des Drama's „Palm", zur Erde bestattet. Vor wenigen Jahren hatte der im besten Mannesalter Dahingeschiedene die Ehre von dem Dichterkönig Ludwig und dem verstorbenen König Max in besonderer Audienz die hohe Anerkennung seines patriotischen Werks vernehmen zu dürfen. Nichtsdestoweniger konnte sein „Palm" auf keiner Hof- oder Residenzbühne zur Aufführung gelangen, weil — wie Dr. Ringler noch auf dem Sterbebett meinte — einige zu deutsche Stellen die Empfindlichkeit der französischen Gesandten hätten reizen können. Dr. Ringler war in den Jahren 1850 und 1851 Mitglied der bayerischen Abgeordnetenkammer als Vertreter des Bezirks Nürnberg-Fürth. Leider konnten nur wenige Freunde dem Verstorbenen das Ehrengeleite geben; zur gleichen Stunde fand in der nahen Fabrikstadt Heidenheim — dem schwäbischen Manchester — die Beerdigung des dortigen Stadtschultheißen und mehrjährigen früheren Landtagsabgeordneten Winter statt. Beide Männer nehmen die Hochachtung ihrer Mitbürger mit sich in das Grab; wahre Humanität, ächte Freisinnigkeit, Charakterfestigkeit und rein deutsche Gesinnung waren die Grundzüge ihres Denkens und Handelns.

Am 14. Oktober fand die Wiedereinweihung der ehemaligen Klosterkirche zu Heilsbronn statt, nachdem nunmehr die auf Anregung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen von der k. bayerischen Staatsregierung angeordneten Restaurationsarbeiten vollendet sind. Von dem etwas über 100 Schritte langen Kirchengebäude ist das Langhaus, dessen Haupt- und nördl. Seitenschiff mit ihrem von je 5 kräftigen Säulen getragenen Rundbogenbau, gleich dem Querschiff flachgedeckt, dem romanischen Baustyle angehört, während das südliche von zierlicheren Pfeilern getragene Doppelseitenschiff gothisch gewölbt ist, durch ein Gitter abgeschlossen und enthält die Grabmäler der Hohenzoller'schen Ahnen u. s. w. Das Querschiff und der sich an dasselbe anschließende gothische Chor ist für den Gottesdienst der Gemeinde bestimmt. Um 9 Uhr verfügte sich unter dem Geläute der Glocken, die Schuljugend an der Spitze, der feierliche Zug, bestehend aus dem Abgeordneten des königlich preußischen Regentenhauses, Grafen v. Stillfried, Konsistorialrath Bäumler, Regierungsrath Frhr. v. Crailsheim, den Distrikts- und Lokalverwaltungsbehörden, vom Pfarrhause aus an das nördliche Portal, woselbst der königl. Baubeamte von Schwabach zum Zeichen der Beendigung seiner Thätigkeit den Kirchenschlüssel an den Bezirksamtmann Regierungsrath Forster, diese ihn sodann an Konsistorialrath Bäumler übergab, welcher nach zweckentsprechenden Eröffnungs-Worten die Thüre durch den Pfarrer von Heilsbronn öffnen ließ. Nach Absingung des Chorals: „Thut mir auf die schöne Pforte", wurde von dem Vertreter des königlichen Konsistoriums in ausführlicher Rede über die Bedeutung dieses Tages der Einweihungsakt über Kanzel, Taufstein und Altar vorgenommen, der königlich preußische Abgeordnete verlas darauf die Urkunde, kraft welcher König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen der Kirche zu Heilsbronn eine Stiftung im Betrage von 12,000 Thalern zuwendete, wovon die Zinsen der einen Hälfte unter Abhaltung einer jährlichen Gedächtnißfeier an dem auf den 30. April fallenden oder darauffolgenden Sonntage (zur Erinnerung an die am 30. April 1415 stattgefundene Belehnung des Burggrafen Friedrich mit der Markgrafschaft Brandenburg), an den Pfarrer zu Heilsbronn im Betrage von 200 fl., dem Meßner im Betrage von 60 fl. vertheilt werden, im Uebrigen dem Lehrer und Schulzwecken zukommen sollen, während die Zinsen der andern Hälfte 20 Jahre lang admassirt, sodann für Erhaltung der Grabmäler, ferner für Stipendien an Jünglinge aus der Gemeinde Heilsbronn, eventuell den Fürstenthümern Ansbach-Bayreuth, im Betrage von je 200 fl. verwendet werden sollen, welche sich dem Studium der Theologie oder dem Lehrfach widmen. Graf von Stillfried sprach schließlich den sämmtlichen Behörden und Personen, welche bei der Restauration der Kirche mitwirkten, den Dank seines königl. Gebieters aus, welche Dankesworte von dem k. bayer. Regierungskommissär Frhr. v. Crailsheim entsprechend erwidert wurden. Hieran reihte sich der gewöhnliche Gottesdienst.

Räthsel.

Du bringst mich schon mit auf die Welt;
Du leihst mich dem, der dir gefällt;
Sonst pflegten Frauen mich zu zieren.
Ich bin der Weg zum Herzen, zum Verstand;
Wohl dem, der mich geneigt im Unglück fand;
Nur Schurken können mich verlieren.

Auflösung der Charade in Nr. 239:

Einen „Hofrath" fand ich —
Freut mich recht sehr!
Noch mehr würd's mich freuen:
Wenn Hausrath es wär'.

M. M.

Redakteur Gustav Wetzel. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 247 Donnerstag, 18. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

„Hm," brummte der Mate leise vor sich hin, als ihn sein Vorgesetzter allein ließ — „wenn Sie meinem Rath folgen wollen — die alte Geschichte. Nehm' ich die Jolle, so bring' ich nichts drin fort und kriege Grobheiten — nehm' ich die Launch und finde nichts Gescheutes, so krieg' ich auch welche. Da nehm' ich doch lieber gleich die Launch und vier Mann. Die sieben, die mit dem Untersteuermann an Bord bleiben, sind indeß gerade genug, um die Nacht zusammen zu schlafen, denn weiter haben sie doch nichts zu thun. Also ans Werk — wer weiß denn, was da noch in dem alten Kasten liegt, und schon die Segel, die da noch an den Raaen sitzen, sind der Mühe werth — aber mit zwei Mann kann ich da gar nichts drüben ausrichten und verändle die ganze Nacht."

Und ohne Weiteres ging der Seemann jetzt daran, die Launch in die See zu lassen, was mit Hülfe der ganzen Mannschaft auch in wenigen Minuten geschehen war. Der Steward mußte ihm indeß ein Fäßchen mit Wasser füllen, denn ein Matrose verläßt nicht leicht ein Schiff, ohne sich zu verproviantiren, da man nie wissen kann, was vorfällt; ein Korb Zwieback wurde ebenfalls an Bord geschafft, und alles was vom kalten Fleisch vorräthig war, damit die von Bord Gehenden ihre Abendmahlzeit unterwegs verzehren konnten — einen Taschenkompaß steckte der Mate noch ein, und mit vier tüchtigen Leuten, die er sich ausgesucht, stieß das unbehülfliche Fahrzeug, dessen Segel man jetzt, gegen den Wind an, nicht gebrauchen konnte, von Bord, und ruderte schwerfällig gegen die Strömung des Kanals an.

Der Kapitän kam gleich darauf an Deck und sah seinem Boot kopfschüttelnd nach, aber er sagte kein Wort, warf nur einen Blick nach Osten und den sich dort bildenden Nebelstreifen hinüber, einen andern nach seinem eigenen Takelwerk hinauf, und stieg dann wieder in seine Kajüte hinab, die Schiffsordnung vor der Hand dem Untersteuermann überlassend.

Es war indessen später geworden als der Mate gedacht, denn so rasch läßt sich ein großes Boot doch nicht mit allem Nöthigen versehen, und der Steward hatte auch so nichtswürdig lange getrödelt, ehe er ein kleines Faß fand und mit Wasser füllte. Die Sonne war noch wenig mehr als anderthalb Stunden hoch, denn in der Nähe des Aequators geht sie, mit nur geringem Unterschied in den Jahreszeiten, regelmäßig um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter, und der Mond schien ebenfalls nicht heute Nacht. — Aber was that's. Im schlimmsten Fall, und wenn es sich der Mühe werth zeigte, blieben sie die Nacht an Bord des Wracks — oder besser noch auf der kleinen Insel dicht daneben, wo die Schiffbrüchigen ebenfalls geschlafen — zurück konnten sie dann morgen Früh mit Tagesanbruch segeln und das eigene Schiff recht gut in einer Stunde erreichen.

Die vier Matrosen ruderten indeß aus allen Kräften gegen die gar nicht etwa so unbedeutende Strömung an, und wer weiß, ob sie sich unter andern Umständen so willig und gern in die wirklich schwere Arbeit gefunden hätten. Aber ihr eigenes Interesse war in Anspruch genommen, und sie legten sich mit Anspannung aller ihrer Sehnen in die Ruder, um nur erst einmal den Kanal zu passiren; draußen wußten sie dann, daß sie es lange nicht mehr so schwer bekommen würden.

Endlich hatten sie die Einfahrt erreicht und schaukelten bald darauf draußen auf den ruhig rollenden Wogen, wo sie auch jetzt, nachdem sie noch ein Stück von den Brandungswellen fortgerudert waren, ihr Segel aufspannen konnten. Der Wind war außerordentlich leicht, aber er half doch ein wenig.

Das Wrack lag jetzt vor ihnen, und sie liefen ziemlich rasch hinan, während der Steuermann indeß mit seinem Fernrohr den Namen des Schiffes auszumachen suchte. Er schien sich auch in seiner anfänglichen Vermuthung nicht geirrt zu haben. Es war wirklich ein Holländer, trug wenigstens einen holländischen Namen „Meisje van Utrecht" und schien allem Vermuthen nach — wenigstens was man von hier aus noch erkennen konnte — ein ganz neues Schiff zu sein.

„Jungens, Jungens," sagte der Mate, während er das Glas neben sich legte, und die Schote des Segels ein wenig mehr anzog, um den Wind besser zu fangen, „das ist richtig ein Holländer. — Gott weiß freilich, wie der dahinaufgerathen ist, denn die Holländer gehen sonst immer um das Cap der guten Hoffnung nach Indien, wenn wir aber Glück haben, können wir da

Digitized by Google

drüb[illegible]nen verdammt guten Gang thun, macht nur zu, [illegible] wir hinüberkommen und noch Tageslicht zum Rau[illegible]hen behalten."

[illegible]ne weitere Mahnung war nicht nöthig, und die Ri[illegible]en bogen sich ordentlich unter dem Gewicht der d[illegible]genpressenden Matrosen, die nur dann und wann den Kopf zurückbogen, um zu sehen, welchen Fortgang sie machten und wie rasch sie sich der erhofften Beute näherten.

„M-te," sagte da einer der Leute, der Bootsmann, der das vorderste Ruder führte, „hol' mich Dieser oder Jener, aber ich glaube die Cambüse *) raucht!"

Der Mate, der ebenfalls gerade in diesem Augenblick scharf hinübergesehen hatte, griff rasch wieder sein Glas auf und sah hindurch — aber nur für einen Moment.

„Bless my soul," murmelte er leise vor sich hin, „ob es mir nicht gerade auch so vorkam und bei Gott, da ist Rauch."

„Nicht wahr, Mate?"

„Bei Allem was lebt — aber kein menschliches Wesen war vorher zu sehen, und wenn noch Jemand an Bord wäre, müßten sie doch unser Boot bemerkt und Zeichen gegeben haben."

„Am Ende haben die Leute, ehe sie das Schiff verließen, Feuer angelegt, Sir," bemerkte einer der Leute — „und es ist nicht ordentlich angegangen und glimmt nur noch."

Der Mate schüttelte den Kopf. Wie der Bootsmann vorher ganz richtig bemerkt hatte, stieg der Rauch genau von der Stelle auf, wo sich die Cambüse befand, und wenn sie wirklich Feuer angelegt hätten, wäre das doch jedenfalls in der Kajüte geschehen. Aber es ließ sich vor der Hand weiter nichts an der Sache thun; — sie kamen dem Schiff ja auch jetzt mit jedem Ruderschlag näher, und die nächsten Minuten mußten ihnen doch das Räthsel lösen.

Neugierig schauten sich jetzt auch die Leute fortwährend beim Rudern um, ob sie nicht irgendwo über die Schanzkleidung einen menschlichen Kopf erkennen könnten, aber nichts Derartiges ließ sich blicken, und sie mußten nun schon selber an Bord gehen, um sich zu überzeugen.

Als sie den Platz erreichten, fanden sie aber, daß es gar nicht so leicht sei, bis dicht an das Schiff hinan zu kommen, wie es von Weitem den Anschein gehabt, denn es saß förmlich in den Klippen drinn, und mußte jedenfalls von einer hohen Woge in ein, in den Korallen befindliches Loch hineingehoben worden sein, in dem es jetzt unrettbar fest und eingekeilt stack. Dort schlug auch die Brandung noch von außen so dicht an die Riffe hinan, daß sie jeden Versuch hätten aufgeben müssen, dahineinzulaufen, hätten sie nicht, dicht unterhalb, einen kleinen und schmalen Kanal gefunden, der tiefes Wasser hatte.

Selbst hier blieb die Einfahrt immer noch gewagt, denn die Spritzwellen warfen ihnen das Wasser von beiden Seiten über den Raub des Bootes. Die Seeleute zögerten aber auch keinen Moment, den Paß zu forciren, ja nicht ein Wort wurde auch nur darüber gesprochen. Der Mate steuerte, die Leute, die schon von selber wußten, was sie zu thun hatten, legten sich mit allen Kräften in die Ruder, und wenige Minuten später scheuerte der Rand des Longboots oder der Launch gegen das gestrandete Schiff selber an, das tief genug im Wasser lag, um dessen Rüsteisen vom Boot aus bequem mit der Hand zu erreichen. Es hatte dadurch auch nicht die geringste Schwierigkeit, an Bord zu klettern. Vor allen Dingen machten sie ihr eigenes Fahrzeug mit der Boleine fest, und dann klommen die Leute wie die Katzen an den Eisen empor. Es war ordentlich als ob jeder der Erste sein wollte, der das verlassene und doch, wie es schien, bewohnte Schiff betrat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Cambüse, die auf Deck stehende Schiffsküche.

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Auf dem Platze angelangt, wurden mir die beiden Hände mit einem neuen Stricke fest zusammengebunden, und ich wurde kommandirt, mich niederzulegen. Nebst den Obengenannten fand ich auf dem Felde einige Schritte von mir bereits gebunden lagernd die beiden Trautenauer Postbeamten Capousek und Sub, den Häusler Johann Thamm aus Groß-Aupa, den Trautenauer Bürger Hönig aus der Niedervorstadt, die Fabriksarbeiter Müller und Schtumps, den Tagarbeiter Franz Reh aus Bausnitz, einen Leiermann aus Arnau, den Schlosser Kneitschel aus Freiheit. Die meisten dieser Personen hatte ich noch nie gesehen. Nach ungefähr einer Stunde — meine Hände waren mittlerweile ganz blau geworden — brachten sie den Gasthofbesitzer Anton Stark, den Maschinenbauer Wilhelm Kirsham aus Leeds (England), den Kellner Rudolph Smrl aus Hohenelbe und den Schuhmacher Anton Baudisch aus Parschnitz.

Ich will hier die mir zwar erst später mitgetheilten Ursachen der Gefangennahme der vorbezeichneten Civilpersonen anführen. Der städtische Polizeimann Ignaz Gutsch hörte ungefähr nach 11 Uhr Vormittags von einem Offizier einem Unteroffizier Personen aus einem Zettel nennen, die zu verhaften sind, diese waren: der Bürgermeister, der Landrath (Bezirksvorsteher), der Pfarrer (Dechant), der Schützenkönig, der städtische Oekonomieverwalter (Rentmeister).

Es mußten nun die Gründe zu unserer Gefangennahme gefunden werden, die Vorwände zu meiner Gefangennahme sind bereits oben erzählt; hiezu bemerke ich noch, daß mir ein preußischer Unteroffizier, der zur Feldgendarmerie gehört haben soll, auf dem Wege nach Wolta ein Exemplar des obbezeichneten Aufrufs zeigte und mich unter gemeinen Schimpfereien auf Oesterreich einen fanatischen Oesterreicher nannte.

Der sehr achtbare Bezirksamts-Adjunkt Johann Scheps, ein 63jähriger Mann, wohnte in der Apotheke, aus der, nach der Behauptung preußischer Soldaten, geschossen worden sein soll. Man suchte in diesem Hause mehr als dreimal vom Boden bis zum Keller Alles durch, man fand nichts Verdächtiges, als bei dem Bezirksamts-Adjunkten eine österreichische Beamten-Uniform, und glaubte nun den Landrath (Bezirksvorsteher) zu haben; alle Gegenversicherungen halfen nichts, er und der Sohn des Hauseigenthümers, Karl Ozerny, wurden mitgenommen und der Bezirksamts-Adjunkt sofort als Landrath präsentirt. Bei dem provisorischen Schützenkommandanten Emanuel Fiedler fragte man nach dem Schützenkönig und legte ihm auch zur Last, daß aus seinem Hause geschossen wurde, obwohl man ihn beim Verpflegen preußischer Soldaten fand; alle Betheuerungen der Unschuld waren fruchtlos, er wurde mitgenommen und gleichzeitig der als entfernter Verwandter anwesende Joseph Lesk, der aus Neugierde, um preußische Truppen zu sehen, mit denselben zugleich nach Trautenau kam.

Den städtischen Polizeimann Ignaz Gutsch, der bei den Requisitionen unermüdlich thätig war, hielt man für den städtischen Oekonomie-Verwalter, und er wurde während seines Ganges um Verpflegsartikel, als mit dem Bürgermeister im schlimmen Einverständniß, gefangen genommen.

Der Pfarrer (Stadtdechant) kam glücklich davon; die Dechantei, der Kirchthurm und die Kirche wurden, mit Ausnahme der Baßgeige und einiger Orgelpfeifen, so untadelhaft und leer gefunden, daß man zwar nicht von der Behauptung des Schießens aus diesen Gebäuden, wohl aber von der Gefangennahme des Dechants unter diesem Vorwande abgehen mußte.

Alle anderen Verhaftungen geschahen unter dem Vorgeben, daß aus den bezüglichen Häusern geschossen wurde und daß in denselben österreichische Soldaten versteckt gewesen sein sollen, und ich will nur noch eine Verhaftung besonders erwähnen.

Der Gastwirth „zum weißen Roß", Anton Stark, hatte bis zu seiner um 1 Uhr Mittags erfolgten Gefangennahme an die preußischen Truppen 14 Eimer Bier, 4 Eimer Wein, 3 Eimer Branntwein und Liqueure und seine sämmtlichen Speisenvorräthe verabreicht, ohne daß ihm hiefür ein Entgelt geboten wurde und ohne daß er hiefür ein solches verlangt hat; er und sein ganzes Dienstpersonal war beim Bedienen thätig, und der Engländer Wilhelm Kirshaw, sein Gast, so wie der Schuhmacher Anton Baudisch halfen aus Gutmüthigkeit ihm beim Bedienen der preußischen Truppen; plötzlich stürzen Soldaten herein, mit dem Rufe, aus dem Hause sei geschossen worden; man ging in den ersten und zweiten Stock, man fand die Fenster zu und unverletzt, und doch wurden der Wirth, sein Kellner und die beiden Aushelfer mitgeschleppt.

(Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten

[Ein tödtlicher Pfiff.] In Lyon ist kürzlich ein berühmter und beliebter Schauspieler, Herr Saline, an einem Pfiff gestorben. Nach längerer Abwesenheit betrat er zum Erstenmale wieder die Bühne; da ertönt ein greller Pfiff, welcher zwar sofort von lauten Beifallsbezeugungen für den Künstler überschallt wird, jedoch das Gemüth desselben auf die empfindlichste Weise berührte. Von demselben Augenblicke lagerte Schwermuth auf seiner Seele und ein schleichendes Uebel zehrte an den Lebenskräften des sonst lebenslustigen Mannes. Alle Bemühungen von Freunden und Aerzten, ihn diesem Zustande zu entreißen, waren vergeblich, und seit einigen Tagen deckt das Grab die sterblichen Reste des an seiner Künstlerehre tödtlich verwundeten Mannes.

[Spekulationswuth.] Bei dem großen Aufsehen, welches der Bankerott des Getreidehändlers Hüttmann in Berlin macht, geben wir nachstehend nach der „Trib." einige Notizen über ihn. Derselbe war vor vier oder fünf Jahren aus Prenzlau, wo er ein Produktengeschäft gehabt hatte, nach Berlin gekommen, um sein Spekulationstalent an der dortigen Börse zu verwerthen. Das Glück war ihm günstig, und im vorigen Jahre hatte er sein Ansehen so befestigt, daß er die Zeit zu einem ganz großen Geschäft gekommen glaubte, welches, wenn es einschlug, den Theilnehmern mehrere Millionen Gewinn bringen mußte. Da seine eigenen Kräfte für das große Unternehmen, das er im Auge hatte, nicht ausreichten, so schuf er Allianzen. Die Gebrüder Lachmann, die großen Armee-Lieferanten, schlossen sich ihm an, sogar Repräsentanten des großen märkischen Grundbesitzes, Männer vom ältesten Landesadel, traten in seinen Bund. Die hiesige Roggenspekulation, die Monate hindurch den Getreidehandel im In- und Auslande in einer noch kaum erlebten Spannung erhielt, wurde in Scene gesetzt. Die Gegner, mit denen Hüttmann seinen Kampf unternahm, waren ihm gewachsen. Anstatt die gehofften Differenzen zu bezahlen, wurde ihm der gekaufte Roggen geliefert. Alle Bahnzüge schleppten die kostbare Frucht heran, alle Speicher füllten sich, und Hüttmann, von dem jeden Augenblick

erwartet wurde, er werde die Waffen strecken, bezahlte jede Lieferung baar und ohne Schwierigkeiten. Nicht nur, daß er nicht insolvent wurde, er behielt noch so viel übrig, um Häuser und ein Landgut zu kaufen. Sein Ansehen an der Börse war nicht erschüttert, und ungeachtet der naheliegenden Vermuthung, daß seine Mittel geschwächt sein müßten, blieb ihm doch das Vertrauen der Geschäftsgenossen. Einige haben ihren Spielerglauben schwer zu büßen. Was ihn jetzt zu Falle gebracht hat, sind Operationen, die nicht entfernt die Ausdehnung der früheren haben. Wie Napoleon III. mit glänzendem Erfolge auf dem europäischen Kontinent, mit dem schmählichsten Mißerfolge in Mexiko operirt hat, so hat Hüttmann, indem er sich von den naheliegenden Spekulationsplätzen auf fremde, ihm unbekannte Bahnen verirrte, Schiffbruch gelitten. „Die Geographie hat ihn ruinirt!", sagte ein witziger Börsenmann. Anstatt sich auf Berlin, Breslau, Stettin zu beschränken, operirte er gleichzeitig in Wien, Paris, London und Amsterdam, trat dort als Haussier, da aber als Baissier auf, um endlich an Verwicklungen zu Grunde zu gehen, die er sich selbst bereitet hatte.

[Gute Replik.] Vor einigen Tagen, schreibt man der „Perseveranza" aus Florenz, führte in Venedig der FZM. v. Alemann den General Levoeuf in den Dogenpalast. Im berühmten Saale des Rathes der Zehn bewunderte der General die prächtigen Gemälde von Paolo Veronese; als er aber an der Wand eine Lücke bemerkte, fragte er, ob nicht auch dorthin ein Gemälde gehöre. Auf die bejahende Antwort des Militär-Gouverneurs von Venedig fügte er bei: „Vielleicht eines der Gemälde, welches die österreichische Regierung wegschaffen ließ? Ich denke, Sie werden dafür sorgen, daß es zurückkommt." Der Feldzeugmeister entgegnete: „Allerdings wurde dieses Bild fortgeschafft, wenn es Ihnen aber daranliegt, daß die Italiener es wieder bekommen, so müssen Sie sich deßhalb an Ihre Regierung wenden, weil es sich gegenwärtig in Louvre befindet." Herr Levoeuf lenkte hierauf das Gespräch auf andere Dinge.

[Chinesische Gerichte.] Ein Amerikaner verklagte in China einen Schneider, welcher ihn betrogen hatte. Das Gericht verurtheilte den Schneider zu 50 Stockhieben, welche demselben sofort verabfolgt wurden und wofür der Klagende 50 Cents oder einen halben Dollar zu bezahlen hatte. Der Amerikaner legte indessen einen ganzen Dollar dem chinesischen Richter hin mit der Bitte, die andere Hälfte des Dollars dem Verklagten ebenfalls in Stockschlägen zu verabreichen. Gesagt, gethan. Der Gerichtshof war froh, den halben Dollar nicht herausgeben zu müssen, und der Schneider erhielt nochmals 50 Stockschläge.

[Ein Mord aus Freundschaft.] Der „Kurier der Vereinigten Staaten" erzählt folgendes Faktum, welches in europäischen Ländern sicher zu einer Anklage auf Mord geführt hätte. Ein Mann wurde durch einen Eisenbahnzug tödtlich verletzt, und auf seine Bitte von einem Freunde, der ihn die schrecklichsten Schmerzen dulden sah, durch einen Pistolenschuß getödtet.

[Photographieen auf den Zifferblättern von Taschenuhren] sind augenblicklich in Amerika sehr in Aufnahme gekommen. Der Erfinder dieser neuen Anwendung der Photographie ist ein Mr. Carbutt in Chicago. Die Photographien auf den Zifferblättern dienen als Schutzmittel gegen den Uhrendiebstahl und sollen sich als solches sehr gut bewähren.

Dem durch sein trauriges Ende bekannten Koch des Prinzen von Wales, D. Eug. Ott, ist dieser Tage auf dem Bonner Friedhofe von seinen Freunden ein über 10 Fuß hohes Denkmal gesetzt worden, welches die Inschrift trägt: „Hier ruht an dieser Stätte D. Eug. Ott, welche ihm — selbst schuldlos! — unerwartet bereitet wurde."

Räthsel.

Es ist ein Reich von vier Provinzen,
Je e Provinz hat ihren Prinzen.
Es geht Alles auf Hauen und Stechen,
Kein Fremder hat darein zu sprechen.
Da pflegt die Frau den Mann zu schlagen,
Es geht Alles auf Glück und Wagen;
Das Glück hat Wen'ge reich gemacht,
Aber Manchen ins Verderben gebracht.

Auflösung der Charade in Nr. 240:

Von Sitten gut, von Makel rein,
Das wird durch's Lebenslabyrinth —
Geht manchmal auch konträrer Wind,
Der allerbest' „Wegweiser" sein.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 248 Freitag, 19. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

4. Der Einsiedler.

Und doch war es ein unheimliches Gefühl, mit dem Alle, ohne Ausnahme, das Deck des Fremden erklommen. Sie wußten, daß sie fremdes Eigenthum betraten, und noch dazu einen Platz, der vielleicht erst vor kurzer Zeit der Schauplatz furchtbarer Noth und Verzweiflung gewesen — ja, wer sagte ihnen, daß nicht jetzt noch Tod und Verderben dort oben hause, denn war es nicht schon öfter vorgekommen, daß Pest oder Cholera an Bord eines Schiffes ausgebrochen und dieses dann, mit keinem gesunden und kräftigen Menschen mehr, es zu regieren, irgendwo auf den Strand gesetzt war, während die Ersten, die es betraten, von der unseligen Krankheit erfaßt wurden und elend starben? — Wenn nun auch hier etwas Aehnliches der Fall gewesen? Und fast unwillkürlich warf Jeder, wie er nur den Kopf über die Schanzkleidung hob, den Blick unruhig, und scheu über Deck, um zu sehen, ob keine Leichen dort umhergestreut wären.

Aber nichts Derartiges war zu sehen, ja sonderbarer Weise glich das Deck nicht einmal dem eines Fahrzeugs, das die Mannschaft in wilder Flucht verlassen, und wo unordentlich umhergestreut lag, was sie doch nicht retten konnten. Das Deck hätte nicht reinlicher und mehr shipshape aussehen können, auch wenn es unter dem strengsten Kapitän in irgend einem Hafen sicher vor Anker gelegen hätte. Sämmtliche Falle und Brassen hingen ordentlich an den Pinnen oder waren an Deck, wie es sich gehört, aufgekoilt — ja das Deck schien an dem Tag selber gewaschen und gefegt zu sein. Sogar das Messingwerk am Gangspill, Ruder und Skylight schien wie frisch geputzt, und — sie hatten sich auch in der That von unten aus nicht geirrt — aus dem Schlot der Cambüse wirbelte ein dünner blauer Rauch empor. Es mußte Jemand an Bord sein, aber sonderbar, daß er ihre Ankunft nicht bemerkt haben sollte und sich am Deck zeigte — war er krank?

„Weiß der Henker, Bootsmann", sagte der Steuermann mit halb unterdrückter Stimme, ein Bein noch immer über die Schanzkleidung geschlagen, auf der er ritt, ohne noch auf das Deck hinabzuspringen, wir hätten doch ein paar Waffen mitbringen sollen; die Geschichte hier kommt mir ganz unheimlich vor, als ob hier Jemand im Hinterhalt liegen müßte und nun plötzlich auf uns herausspringen könnte."

„Wäre nur schlimm für den Jemand dann", bemerkte der Bootsmann trocken, „denn dort am Schnaumast stehen Handspeichen genug, um ihm den Schädel windelweich zu klopfen. Möchte nur wissen, ob das Theewasser bald fertig ist."

Der Steuermann hatte einen Blick nach den erwähnten Handspeichen hinübergeworfen, die in der That dort in musterhafter Ordnung aufgestellt waren, und das gab ihm selber ein Gefühl der Sicherheit, denn ein solches Holz ist in der Hand eines kräftigen Mannes eine sehr wirksame und tüchtige Waffe.

„Ja, dann kann nichts helfen, Bootsmann," rief er, „die Zeit vergeht und die Sonne da drüben hat schon höllische Lust unterzuducken. — Wir müssen sehen, wie die Sache steht," und damit sprang er ohne Weiteres an Deck hinab und zu dem Mast hinüber, nahm dort eine der Handspeichen herunter und klopfte damit, als er sah, daß ihm seine Leute eben so schnell gefolgt waren, auf das Deck. Das Geräusch mußte Jeder hören, der sich an Bord befand — aber keine Antwort erfolgte. Es blieb Alles todtenstill und die Seeleute sahen einander kopfschüttelnd an.

„Guck' doch einmal einer in die Cambüse hinein," sagte da der Steuermann, „ob frische Feuerung aufgelegt ist."

Einer der Leute sprang nach vorn und kehrt gleich darauf mit der Nachricht zurück, daß der Wasserkessel auf dem Feuer stünde und Steinkohlen nachgelegt wären, die vor kaum zehn Minuten aufgeschüttet sein müßten, denn ein Theil von ihnen war noch nicht einmal ordentlich angebrannt.

„So hol' mich Dieser und Jener," sagte der Steuermann kopfschüttelnd, während er indeß vergebens gesucht hatte, einen Blick durch das geschlossene Skylight in die Kajüte hinab zu werfen, „wenn das nicht sonderbar ist. — Hier Jungens, faßt einmal an, wir wollen das Skylight abheben, daß wir nur erst sehen können, was da unten steckt."

Ein Paar der Leute sprangen zu, um dem Befehle Folge zu leisten, aber es ging nicht. Die Skylight-

Klappe oder Decke mußte — wie das manchmal der Fall ist — von Innen festgehakt sein.

„Na dann kommt," sagte der Mate entschlossen, „dann kann's nichts helfen, aber so viel weiß ich, daß ich nicht eher wieder von Bord gehe, bis ich nicht gesehen habe, wer hier sein Wesen treibt — Nehmt Euch die Handspaken und kommt mit."

Und damit stieg er entschlossen die vom Quarterdeck auf das Haup'deck führende kleine Treppe hinab, und stieß die Kajütenthür auf, die nur angelehnt stand, und in den inneren Raum direkten Einlaß gab.

Neugierig hatten sich die Leute ihm nachgedrängt, blieben aber erstaunt auf der Schwelle stehen, als sie in der Kajüte, auf dem kleinen Sopha, das hinten an der Rückwand befestigt stand, einen einzelnen Menschen lang ausgestreckt, und wie es schien in tiefem Schlaf fanden.

Der Bursche war jedenfalls Seemann, denn er trug nicht allein die Tracht, und zwar die kurze Jacke mit blanken Knöpfen, wie sie Matrosen Sonntags oder an Land anzulegen pflegen, sondern sein ganzes Aussehen verrieth es auch, aber einen wohlthätigen Eindruck machte dieses nicht.

Er hatte krauses, schwarzes Haar und einen eben solchen, vielleicht seit drei Wochen nicht rasirten Bart, aber um den Mund lag ein häßlicher Zug von Grimm und Verdrossenheit, und die Brauen waren, selbst im Schlaf, fest zusammenzogen, daß sich die Stirn in tiefe wie ärgerliche Falten legte.

Bequem genug hatte er es sich aber hier gemacht, und was ihn in Schlaf gebracht, blieb ebenfalls kein Geheimniß, denn auf dem Tisch vor ihm stand eine der großen viereckigen Arrakflaschen ziemlich bis zur Hälfte schon geleert, eine mächtige Zuckerdose, ein Glas, eine Karaffe mit Wasser und eine erst kürzlich angebrochene Kiste mit Cigarren, von denen der Schläfer noch eine halb geraucht zwischen den Fingern hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heimkehr eines Entthronten.

Hanau, 10. Oktober.

Vom Throne — zur Wiege,
Von der Wiege — zum Grab.

Von der Wiege zum Throne, es ist das wahrlich eine gar weite Reise, und nur wenigen Sterblichen wird es zu Theil, an sich selber erprobt zu können, was es heißt, das hohe Ziel erreicht zu haben.

Vom Throne zurück zur Wiege scheint die Reise noch größer, schwerer, ja fast unmöglich zu sein, und doch — wir haben erst dieser Tage den Greis gesehen, der diesen dunkeln Pfad hat wandeln müssen.

Die Wiege, die wir meinen, ist das Altstädter Schloß zu Hanau, in welchem vor jetzt schon vierundsechzig Jahren der entthronte Kurfürst von Hessen zum Erstenmale in den Schoß seiner lächelnden Mutter, der Prinzessin von Preußen, gelegt wurde. Als jüngst der denkwürdige September 1866 düster zur Neige ging, da kehrte der ergraute, gebeugte Kronenträger zurück zur Stätte seiner Geburt, landlos und kronenlos, wie er einst zur Welt gekommen war; landlos und kronenlos wie die Könige der Erde nach der gewöhnlichen gesetzlichen Ordnung der Dinge sonst nur ins Grab gehen.

Es lag ein tiefes Dunkel auf der Stadt; in den Straßen ein ernstes Schweigen, als führten sie alle zum Todtenhof. Die Glocke der Rathhausuhr schlug Dreiviertel nach Mitternacht. Da fuhr ein Eisenbahnzug — die Beamten hatten seine bevorstehende Ankunft gewissenhaft verschwiegen — langsam und ungeschmückt herein in den Bahnhof. Wohl glühten die rothen Drachenaugen der Lokomotive wie immer, der Zug selber aber war dunkel wie die Nacht, die ihn umhüllte. Dunkel wie die Nacht! Von allen Wagen nicht Einer erleuchtet! Und doch brachte uns dieser Zug den weiland Herrn des Landes, dessen Ankunft sonst ganze Schaaren besternter Würdenträger auf den Bahnhof zauberte, jetzt aber plötzlich so zauberlos geworden war, daß von all den Besternten auch nicht Einer zum Empfang gekommen war. War denn die sonst so hoch gehaltene roth-weiße Kokarde so mit Einemmale in Verruf gekommen? Auch bei uns soll die schwarz-weiße jetzt höher stehen, und wenn einmal ihr großmächtiger Spender kommt, o dann freilich wird auf dem Bahnhofe von den Besternten nicht Einer fehlen.

Jetzt, in der dunkeln Nacht, konnten sie fehlen; es machte sich ganz gut, daß sie fehlten, denn es waren an ihrer Statt still und unvermerkt an die tausend Andere gekommen. Die Männer ohne Uniform, ohne Stern und Ordenskreuz, die Männer mit den Händen der Arbeit waren an die Stätte der Offiziellen getreten, an die Stätte derer, die heute daheimgeblieben, um auf den sieggekrönten König von Preußen zu warten. Und sie hatten hier ausgeharrt, die Männer, die an ihrer Statt gekommen waren, von Abends acht, neun Uhr an bis jetzt, eine Stunde nach Mitternacht. Sie hatten hier ausgeharrt mit ihren Weibern, ihren Töchtern, ihren Bräuten, und wir ahnten es nicht, daß von den Frauenzimmern nicht wenige Blumen unter den Tüchern verbargen, mit welchen sie Haupt und Nacken gegen den kühlen Nachtwind zu schützen suchten. Und als nun der gebeugte, plötzlich so klein gewordene, in sich zusammengesunkene Mann, dessen Krone nun zerbrochen im Staube liegt, den dunklen Eisenbahnwagen verlassen hatte, um — nicht mehr wie sonst in stolzer Generals-Uniform, sondern im einfachen grauen Paletot — mit kurzen, fast schon unsicheren Schritten — bestrahlt vom vollen Glanze der Gasflamme — in seine bereitstehende Kutsche zu steigen, da wurde es plötzlich lebendig in der schweigenden Masse, und es scholl jetzt kräftig, tausendstimmig, wie aus einem Munde: „Hoch! hoch!

hoch!“ Hinein aber in den Wagen auf die Knie des Greises flogen die Blumen, die ihm sein Volk zuvor noch niemals gestreut hat.

Vom Throne gestoßen durch den Träger der Gewalt von Gottes Gnaden, durch den König, der die eigene Krone vom Tische des Herrn genommen, und jetzt, obgleich so lange gehaßt, mit mitleidigem, herzinnerlichstem Hoch und mit Blumen begrüßt von den Männern aus dem Volke, von den vermeintlichen Wühlern, den Umstürzlern, — o Zeit, wie bist du wunderbar! O Mensch, wie bist du noch wunderbarer in deinem Hassen und in deinem Verzeihen! Wie großartig zeigtest du jetzt, in dieser düsteren Stunde, daß es einem Könige, der dich versteht, wahrlich nicht schwer ist, dich friedlich zu führen, wie das Kind am Gängelbande.

Der Wagen fuhr ab und der alte Herr, der darin Platz genommen, verschwand einige Minuten später in den nicht sehr freundlichen Räumen des Altstädter Schlosses. Er verschwand im vollsten Sinne des Wortes. Ganze acht Tage verzingen; man hörte, man sah nichts von ihm. Kein Wunder das, denn die Zimmer des Schlosses, das ohnehin an vereinsamter Stätte liegt, haben ihre Fenster nach der Seite des kleinen Parks, der sich dahinter ausbreitet und durch sein dichtes Buschwerk auch von allen anderen Seiten her jeden Einblick verwehrt. Wir hätten wohl gar geglaubt, daß sich hier der alte Herr nun schon niedergelegt zum ewigen Schlummer, wenn wir nicht die Bürgermeister in den Sonntagsröcken gesehen hätten, die Dorfschulzen, die gleich in den ersten Tagen kamen, um den Kronenlosen zu begrüßen und uns nachher die Freundlichkeit zu schildern, mit der sie vorgelassen nnd empfanzen wurden. Freundlich wurden übrigens auch die Beamten empfangen, deren sich nachträglich doch noch nicht wenige beeilten, ihm die Aufwartung zu machen.

Und so lebt er denn, der alte Herr, still und verborgen. Aber auch in diese Stille dringen die fatalen Hammerschläge der Neuerung, die das Schloß wenigstens auf Stunden geradezu unheimlich machen.

Am Montag um die Mittagszeit sollte das königliche Besitzergreifungs-Patent im ganzen Lande verkündigt werden, und auf dem Dache des Provinzial-Regierungsgebäudes, das ein Nebenhaus des Schlosses ist, wurden schon früh Morgens Anstalten zum Aufstecken der schwarz-weißen Fahne getroffen, die sich dort in der Stunde der Verkündigung feierlich entfalten sollte. Es war das für den alten Herrn etwas Entsetzliches. Nur gut, daß Alles in der Welt wenigstens seine Zeit hat, das Kronentragen, wie das Begrabenwerden, die Einverleibungs-Patente wie das Fahnenschwingen. Und so dachte denn der alte Herr, es sei wohl das Beste, für die kurze Zeit des Fahnenschwingens den Main hinauf zu flüchten.

Unser weiland Serenissimus hätte übrigens getrost auch am Montage mitten unter uns verbleiben dürfen. Wir hätten ihn da mitten auf den Marktplatz, vor das Rathhaus, in die auch jetzt wieder versammelte Volksmenge geführt. Die schwarz-weiße Fahne wäre freilich auch dort vor seinen Augen geschwungen worden; das jubelnde „Hoch!“ der Volksmasse auf dem Marktplatze aber, hätte er just so wenig gehört, wie wir; denn es erscholl eben nur in den offiziellen Festberichten der preußischen Zeitungen.

Unser weiland Serenissimus aber flüchtete. Er ging mit dem Neun-Uhr-Zuge nach Aschaffenburg. Und noch Andere sahen wir mit ihm flüchten, die selbst keine Ahnung von der bösen Gesellschaft hatten, in der zu fahren ihnen vergönnt war. Wir kannten sie. Wir erkannten den Demokraten im Nachbar-Coupé des Kurfürsten; wir erkannten auch den Anderen, das Mitglied des Stadtrathes, das einst mit an der Spitze der Hanauer Sturmdeputation vom März 1848 stand und nun ebenfalls auf ein paar Stunden nach Bayern flüchtete, um das schwarz-weiße Fahnenschwingen der Intelligenten nicht mit ansehen zu müssen. Die Herren, die einst Serenissimus mit Orden und Bändern geschmückt, sie huldigten daheim dem neuen Träger der Gewalt! sie haben dem Neuen allerdings auch „Hoch!“ gerufen; die aber, welche Serenissimus einst als seine Feinde gehaßt hat und — wer vermag in's Herz zu sehen? — vielleicht noch jetzt haßt — — wir sind stark versucht, zu glauben, daß es jetzt neben den kleinen, nicht viel reflektirenden Arbeitern fast die Einzigen sind, die da noch denken und sagen: „Lieber kurhessisch mit und trotz diesem Kurfürsten, als preußisch — im zerrissenen Deutschland!“

Was der alte Herr in Aschaffenburg gesucht hat? Man sagt, er sei an der Stelle gewesen, wo jüngst die Reihen seiner schönen Husaren zerrissen wurden durch die preußischen Kartätschen. Wir hätten ihm noch eine Stelle zeigen können, wo, viel weiter fern von der Heimath, noch ein Anderer, ein Namenloser, ruht, der auch für ihn gestorben ist. Dicht an dem Wege, der von Aschaffenburg „zum schönen Busch“ führt, dort liegt das Grab, mitten im Ackerfelde. Der Todte, der hier schlummert, unter reichen, vollen Blumen, die ihm, dem Unbekannten, der Fremde gepflanzt hat, er wurde hier gleich nach den Gefechten von Aschaffenburg gefunden, verblutet, entblößt, starr und kalt. Es war wohl ein Samariter, der zufällig des Weges kam, ihn hier fand, ihn begrub, ihm den Hügel schmückte und ihm auch noch ein einfaches Kreuz setzte, das nun die kurze Inschrift trägt: „Hier ruht ein am 14. Juli 1866 gefallener Oesterreicher. R. I. P.“

Als wir dieses einsame Grab entdeckten — wer noch andere finden will, braucht auch bei Aschaffenburg nicht weit und nicht lange zu suchen — war das Kreuz eben mit frischen Kränzen behängt worden, und über die Blumen hin flatterte ein großes schwarz-roth-goldenes Band. Ein schwarz-roth-goldenes Band ihm, dem

Namenlosen, dem unbekannten Sohne des Volkes, das man aus dem „ewigen" Bunde verstoßen, aus Deutschland hinausgeworfen!.....

Vor dem Hügel stand, als wir näher traten, entblößten Hauptes ein 80jähriger Greis aus Schleswig-Holstein. Habt ihr den ehrwürdigen Zimmermeister Klaus Riepen schon gesehen? So sah er aus, nur aller, weißer. Der Mann bemerkte es gar nicht, daß wir näher traten; er schien zu beten. Nein, es war ein Fluch, was er sprach. Wir hörten ihn nur zu deutlich die Worte murmeln: Exoriur' aliquis! „Steh' auf, Bringer der Rache!"

Mannigfaltigkeiten.

[Wohlerworbene Auszeichnung.] Ein Kaufmann, Namens Bouchardet, kehrte neulich mit dem Nachtkurierzuge von Marseille nach Paris zurück. Allein in einem Koupé 1. Klasse hörte er plötzlich um 3 Uhr Morgens in dem anstoßenden Koupé ein lautes Geschrei. Er öffnet die Thür und geht auf dem am Waggon der Länge nach befestigten Trittbrette bis an das Fenster des nächsten Koupé's, wo eine Dame mit einem Kinde gerade im Begriff ist, die Thüre zu öffnen, um sich auf die Schienen zu stürzen. Das Holzwerk des Waggons hatte, wahrscheinlich durch einen aus der Maschine gekommenen Funken, Feuer gefaßt. Herr Bouchardet beruhigt die Reisende und hält sie von ihrem waghalsigen Entschlusse ab, indessen er sich selbst eifrigst nach Hülfe umsieht. Die Nacht war stockfinster; der Zug eilte mit der größten Schnelligkeit dahin und nur wenige Reisende waren in demselben; Alles schlief und der Hülferuf des Herrn Bouchardet wurde nicht gehört. Dieser mußte daher den ganzen Zug bis an die Maschine hinuntergehen. Hier gab er ein Signal und der Zug hielt an. Die Löschungsmittel waren indessen unzureichend und das Feuer loderte von Neuem auf, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Auf der nächsten Station wurde endlich der brennende Wagen losgelöst und auf den Schienen gelassen. Nach seiner Rückkehr nach Paris erhielt Herr Bouchardet von der Gesellschaft der Lyoner Eisenbahn ein Dankschreiben, aus welchem er erfuhr, daß er in großer Gefahr geschwebt habe, als er auf dem Trittbrette des Waggons bis zur Maschine gegangen war, da bei einer Begegnung mit einem Schaffner unfehlbar einer von ihnen hätte herunterstürzen müssen. Herr Bouchardet bekümmerte sich wenig um die überstandene Gefahr und wurde erst wieder an dieselbe erinnert, als er nach einigen Wochen mit einem Schreiben des Ministers des Innern das Kreuz der Ehrenlegion erhielt.

Aus München, 16. Oktober, berichtet die „Bayer. Ztg.": Vor circa 6 Wochen wurde nächst dem Gasthause zum „grünen Baum" in der Isar die Leiche eines in den 30er Jahren gestandenen Mannes aufgefunden, welcher als der Hafnergeselle Fr. W. (vulgo Passauerfranz), von dessen früheren Meister und anderen Auskunftspersonen erkannt, beerdigt und von Allen, die den „lustigen Franz" gekannt, betrauert wurde. Der „lustige Franz" jedoch war, wie sich jetzt herausstellt, ins Schwäbische gegangen und schrieb dieser Tage einen Brief hieher, in welchem er für das schöne Leichenbegängniß dankt, den Leichentrunk jedoch erst später zahlen zu wollen erklärt. Weitere Erhebungen zur Ermittlung des Ertrunkenen, welcher eine nicht unerhebliche Baarsumme bei sich getragen, sind im Gange.

In der Krone zu Göttingen rief ein preußischer Offizier: Kellner, was gibt's zum Butterbrod? — Schweizerkäs! — Was noch? — Ochsenzunge! — Was noch? — Der Kellner leiert die ganze Speisekarte ab und hört immer das schreckliche: Was noch? — Da wird er von einem Studenten gerufen. Was gibt's zum Butterbrod? — Schweizerkäs! — Was noch? — Ochsenzunge! — Was noch? — Wieder leiert der Kellner den Speisezettel ab, da fährt der Offizier auf den Studenten los: Wissen Sie, mein Herr, wer ich bin? — Nein, antwortete der Student und macht einen höflichen Diener. — Ich bin der Freiherr v. X. und Hauptmann in dem und dem Regiment! — Was noch? fragt Bruder Studio unerschütterlich. — Alle Gäste brachen in Lachen aus und der Offizier verließ wüthend das Zimmer.

In Genf zersprang am vorigen Sonntag die am 25. Okt. 1407 von Guerri de Marilai gegossene herrliche Glocke „la Clémence," welche bei allen feierlichen Veranlassungen, den Wahlen und Versammlungen des großen Raths, die Bürger zu Erfüllung ihrer Pflichten rief.

Charade.

Des Ersten oft durchreister Plan
Trug niemals eine Eisenbahn;
Die zweite Sylb' erscheinet kaum,
Und hin ist sie wie Morgentraum;
Aus meinem Ganzen sich enthüllt
Der schönsten Göttin reizend Bild.

Auflösung des Räthsels in Nr. 241:
Die Flotte.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland't'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 249 Samstag, 20. Oktober 1866.

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht glauben, daß man preußischerseits die Unstichhaltigkeit und Unwahrheit der vorgeschützten Gründe zu unserer Gefangennahme nicht kannte; man wollte sie nach meiner Meinung nicht kennen, um sich nicht bloßzustellen, und den Zweck, den man damit vorhatte, nämlich Angst und Schrecken vor sich im Lande zu verbreiten, nicht aufzugeben.

Das Ziel der halsstarrigen und boshaften Anschuldigungen von Seite einzelner Soldaten war offenbar die Erreichung eines Freibriefes zur Plünderung. Beide Ziele wurden, wie die Erfahrung lehrt, erreicht. Die Scenen der Plünderung und sinnlosen Vernichtung in Trautenau gehören nicht in den Rahmen dieser Darstellung.

Bevor ich zur Schilderung unseres schweren Ganges nach Glogau übergehe, will ich die begonnene Darstellung der Schlacht bei Trautenau nach Mittheilungen von Augenzeugen zum summarischen Abschlusse bringen.

Nach der obigen Liebauer Korrespondenz sollen die preußischen Truppen zur Zeit ihres Einmarsches bei Trautenau ein Korps von 35,000 Mann Oesterreicher getroffen haben. Das ist unrichtig. Bei Trautenau kämpfte am 27. Juni 1866 von 10 Uhr Früh bis gegen 3 Uhr Nachmittags mit dem preußischen Armeekorps des Generals v. Bonin die einzige Brigade Mondel mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer. Erst gegen 3 Uhr kamen nacheinander folgend die im Eilmarsche von Jaromierz und Schurz herbeigezogenen Brigaden Wimpffen, Grivicic und Knebel in's Gefecht. Zu keiner Tageszeit waren daher die österreichischen Truppen den preußischen überlegen, wohl aber ist das Umgekehrte der Fall. Die Preußen waren nach mehreren heftigen Stürmen um 5 Uhr Nachmittags aus ihren eingenommenen gutgedeckten Stellungen geworfen und begannen zu weichen; um 7 Uhr waren sie im vollen Rückzuge, indem sie bereits ihre Rückzugslinie bedroht sahen.

Unter Verwünschungen und Drohungen, Trautenau dem Erdboden gleichzumachen, verließen die preußischen Truppen Trautenau und es wurde von ihnen der Kampf nur noch zur Deckung des Rückzuges fortgesetzt. Das zehnte Armeekorps des FML. Baron Gablenz hat einen schönen und ehrenvollen Sieg errungen. Am Abend zog der Sieger mit seinen Truppen unter allgemeinem Hurrahrufen in Trautenau ein, voran die Windischgrätz-Dragoner.

Der tapfere Brigadier Oberst Gribici war unter den zahlreichen Verwundeten (2500) und hat während der Zeit seines Aufenthaltes in Trautenau die Herzen aller Jener gewonnen, die ihn kennen lernten.

Wir Gefangenen lagen bis gegen 8 Uhr Abends auf dem Felde bei Wolta, verhöhnt und beschimpft von preußischen Soldaten. Der Kanonendonner gegen Trautenau währte noch fort, allein das ganze preußische Armeekorps begann eiligst den Rückzug; es waren auch ungefähr 140 österreichische Soldaten als Gefangene eingebracht worden, welche gemeinschaftlich mit uns von einer preußischen Pionier-Abtheilung eskortirt wurden.

Wir gingen in der Mitte der Straße im Staube bis an die Knöchel, auf der einen Seite fuhren Trainwagen, auf der anderen marschirte Kavallerie und Infanterie im Eilschritte nacheinander abwechselnd vorüber.

Um 10 Uhr Abends passirten wir im Eilmarsch bei Königshain die böhmische Gränze. Einige hundert Schritte vor Liebau schwenkten wir links von der Straße ab auf ein unweit davon gelegenes Haferfeld. Das war unser Nachtlager. Speise und Trank wurde uns nicht gereicht, obwohl ich und wohl auch die meisten Andern von Früh an nichts gegessen und getrunken hatten. Zwar ermüdet von dem eiligen Marsche, konnte ich doch nicht schlafen. Meine Gedanken durchwühlten die Vergangenheit und suchten den Schleier der Zukunft zu lüften. Mein Herz war in Oesterreich, wo ich so Vieles, ja Alles verlassen mußte, was dem Menschen auf der Erde lieb, werth und theuer sein kann. Nach 12 Uhr Nachts erhielt ich durch die Güte eines österreichischen Militärgefangenen einen Trunk Wasser.

Der Rückzug der preußischen Truppen, der Kanonen und des Armeetrains währte die ganze Nacht, die aufgehende Sonne traf mich noch wachend; mehrere meiner Mitgefangenen, die ohne Kopfbedeckung und Rock mitgeschleppt wurden, suchten ihre Bekleidung durch die entbehrlichen Kleidungsstücke österreichischer Militäristen zu ergänzen.

Um 9 Uhr Früh, am 28. Juni, wurde uns bei gebundenen Händen, wie zur Ironie, die erste Speise, Feldzwieback, geboten, der nur, mit einem Hammer oder Steln zerschlagen und im Wasser oder Munde aufgeweicht, genossen werden kann. In der Richtung von Trautenau wurden bald einzelne Kanonenschüsse gehört; um uns versammelten sich viele Menschen, die theils bereits gesättigt mit Lügen über unsere Verruchtheit und Grausamkeit ankamen, theils mit offenem Munde sich die unsinnigsten Lügen von den preußischen Landwehrleuten, die Liebau nicht verlassen hatten, aufbinden ließen.

Preußische Soldaten erzählten an vielen Orten in Preußen und Böhmen, daß die (erdichtete) Betheiligung der Trautenauer Zivilbevölkerung am Kampfe und die ihr verleumderisch angeschuldigte Grausamkeit mittelst Armeebefehls der ganzen preußischen Armee bekannt, gegeben wurde. Ist dieß der Fall, dann ist der abscheuliche Zweck auch klar, dem die Stadt Trautenau und wir Gefangene als Folie dienen mußten.

Gegen 11 Uhr Vormittags wurde uns als Mittagsmahl gekochter Reis gereicht, der aber einen so unangenehmen Beigeschmack hatte, daß der Ekel den Genuß verwehrte; sodann mußten wie zum Abmarsche antreten, nachdem man uns einigemale bald vor, bald hinter die Militärgefangenen manövrirt hatte. Kaum hatten wir eine Parthie Häuser von Liebau passirt, wurde Halt gemacht, gewissermaßen nur, um der Zivilbevölkerung und den Landwehrleuten eine Gelegenheit zu unserer Beschimpfung und Mißhandlung zu geben. Aus tausend Kehlen ertönte der Ruf: „Der Bürgermeister, der Landrath, Räuberhauptmann, Mordbrenner, Meuchelmörder, österreichische Hunde“ und die ganze Stufenleiter von allen erdenklichen Schimpfwörtern und von allen möglichen Schandthaten; dazwischen hieben wieder Einige mit langen Peitschen, Knitteln und Fäusten, die größtentheils passiv sich verhaltende Wachmannschaft durchbrechend, auf uns ein; ich, der angebliche Landrath, der Gastwirth Stark und der Polizeimann Gutsch waren die Hauptgegenstände des Angriffs. Es gibt keine Todesart, die uns nicht angedroht wurde.

Diese zügellose Menge bestand jedoch nicht bloß aus der Hefe des Volkes, es war der Mittelstand reichlich vertreten, und ganz feine Herren und Damen standen an offenen Fenstern oder Balkonen, ohne daß ich von Letzteren ein Zeichen der Mißbilligung oder des Abscheues bemerkt hätte, den doch jedes edlere Gemüth bei der Mißhandlung eines Thieres empfindet.

Ein mir wohlbekannter feister Zollbeamter aus Landeshut grinste mich mit seinem Vollmondgesichte an, sein spanisches Rohr schwingend. Der kommandirende Offizier der Wachmannschaft schien jedoch an den fortwährenden Insulten, die wir erdulden mußten, ein großes Wohlgefallen zu finden, denn er ließ, ehe wir die Stadt verließen, nochmals Halt machen, um der Liebauer Bevölkerung Gelegenheit zu geben, von uns auf die roheste Weise Abschied zu nehmen.

Zahlreiche Schaaren begleiteten uns zu Fuß bis Landeshut, Andere fuhren in Wagen voraus, uns zurufend: „In Landeshut werdet ihr erschlagen und zerrissen!“ Triefend von Schweiß in der brennenden Sonnenhitze, im Innern empört über die Akte nie geahnter Rohheit, erquickte uns ein Gewitterregen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kranke Kaiserin.

Triest, 15. Oktober.

Nirgends kann es an der innigsten Theilnahme für die Kaiserin Charlotte von Mexiko fehlen. Wo sonst politische Sympathien und Antipathien für und gegen die unternehmende Fürstin, der man allgemein einen entscheidenden Einfluß auf die Annahme der mexikanischen Kaiserkrone durch den Herrn Erzherzog Fertinand Max zuschreibt, stritten, da gibt es nur noch ein allgemein menschliches Mitgefühl, welches sich der geisteskrank gewordenen Kaiserin zuwendet, die, weit entfernt von ihrem Gemahl, von dem furchtbaren Mitgeschick betroffen wurde, als sie nach Europa kam, um heroisch einen letzten Versuch zu machen, den Thron zu retten, den sie vor dreißig Monaten bestieg.

Die Kaiserin Charlotte war nach Paris gekommen, voll von dem Entschlusse, den Kaiser Napoleon an die moralischen Verpflichtungen zu mahnen, die er gegen den Kaiser von Mexiko übernommen. Stark in ihrer Ueberzeugung, bewandert wie ein Fachmann in allen Details der Politik, beredt und muthig, wohl erregt von der Spannung auf den Erfolg ihrer Mission, aber ohne das geringste Symptom einer Krankheit, erschien die 26jährige Fürstin in Paris. Viele Tage mußte sie warten, bis es ihr gelang, den Kaiser Napoleon zu sprechen; man schützte vor, er sei krank, und ließ sie warten. Sie verzagte nicht und benützte die Zeit, die Minister Drouyn und Rouher für ihre Sache zu gewinnen, und meinte auch, auf die Freundschaft der Kaiserin Eugenie bauend, schließlich den Kaiser zu Konzessionen zu bestimmen. Endlich war sie seiner ansichtig. Eine Stunde lang währte die Audienz der Kaiserin Charlotte bei Napoleon. Was sie miteinander gesprochen, Niemand hat es gehört. Aber wohl hat man gehört, daß der Kaiser, sie in den Vorsaal geleitend, die Kaiserin auf eine prachtvolle Statue aufmerksam machte, was die Fürstin mit der Bemerkung erwiderte: „Sire, Sie zeigen mir solch eine Nichtigkeit, während ich um eine Lebensfrage mit Ihnen verhandle!“ So verabschiedete sich die Enkelin Louis Philipp's von Napoleon! Noch hatte sie die Tuilerien nicht verlassen,

da verlangte sie, erschöpft in einen Fauteuil sinkend, nach Wasser. Man reichte es ihr, doch plötzlich wehrte sie es ab. „Man will mich vergiften!“ rief sie — ein Wahn hatte die Kaiserin ergriffen.

An der Thatsache ist vor Allem festzuhalten, daß der Ausbruch der Krankheit in Paris, in den Tuilerien, wenige Sekunden nach Schluß der Unterredung, welche Kaiserin Charlotte mit dem Gründer des mexikanischen Kaiserreiches gehabt, erfolgt ist, und wohl zu beachten, wie die ganze polizeilich geleitete französische Presse tendenziös dabei beharrt, den Schauplatz, wo die Fürstin von einem Wahne befallen wurde, in den Vatikan nach Rom zu verlegen. Die Absicht ist durchsichtig. Vor dem Gedanken, die junge Fürstin durch einen Akt von Treulosigkeit und Härte zum Wahnsinn getrieben zu haben, schaudert selbst ein Napoleon! Es ist inzwischen bekannt geworden, daß der Kaiser der Franzosen die Bitten der Gemahlin des Kaisers der Mexikaner in der absprechendsten Weise als unerfüllbar bezeichnet hat und jede Fortsetzung auch nur des Gesprächs über Mexiko ablehnte.

Tief erschüttert, mit dem ersten Symptome einer Geistesstörung behaftet, verließ Kaiserin Charlotte die französische Hauptstadt und begab sich auf dem Wege durch Italien nach Miramar, um dort die erste Antwort ihres Gemahls auf die ihm nun übersendeten Nachrichten über das Scheitern ihrer Mission abzuwarten. Ihr kleines Gefolge war voll Hoffnung, den unglücklichen Anfall in den Tuilerien als eine ganz vereinzelte Episode ansehen zu können, und konnte, wenn auch die Stimmung der Kaiserin eine melancholische war, hoffen, daß die Entfernung von dem ihr verhaßt gewordenen Orte einen wohlthätigen, besänftigenden Eindruck ausüben würde. Still, in sich gekehrt, verweilte die Kaiserin in Miramar, durch nichts mehr ihre Erschütterung verrathend. Nach einigen Tagen trat sie die Reise nach Rom an. Sie wurde vom Heiligen Vater empfangen, dem sie ihr Herzeleid klagte, aber dem sie auch ihren Wahn verrieth, sie werde von Napoleon verfolgt, man stelle ihr nach und sie traue sich keine Speise zu berühren, ohne Furcht, Gift zu nehmen. Aller Zuspruch blieb vergebens, der Papst mußte selbst von einem Brode essen, um die Kaiserin nur zu bewegen, auch zu essen. Scenen herzzerbrechender Art spielten sich im Vatikan ab zwischen dem greisen Oberhaupte der katholischen Kirche und der jugendlichen Kaiserin.

Von dem römischen Arzte Biala begleitet, kehrte die Kaiserin nach Miramar zurück, in ihrem Geiste schwer erkrankt, voll des Wahnes von den schlimmsten Nachstellungen wider sie, gequält von der Furcht, Gift in den ihr dargereichten Speisen zu finden. Ihr Bruder, der Graf von Flandern, erschien, aber auch er vermochte nicht, die Wahnvorstellungen der kranken Schwester zu zerstören. Schon in Rom einmal versuchte Kaiserin Charlotte, ihrer Begleitung zu entfliehen, und hier schien dieselbe Absicht vorzuwalten. So hat die Kaiserin im Schlosse sich sämmtlicher Schlüssel bemächtigt und irrte des Nachts umher.

Die sorgsamste Bewachung hat einen drohenden Unglücksfall abgewendet. Dr. Jlek, der früher Leibarzt des Herrn Erzherzogs Ferdinand Max war, wurde berufen. Zu ihm scheint die Kaiserin Zutrauen zu haben; nur wenn er das Mahl mit ihr theilt, ißt auch sie, sonst nicht; aber zu trinken weigert sie sich noch jetzt beständig. Vom kaiserlichen Hofe zu Wien ist der Herr Erzherzog Karl Ludwig bei seiner Schwägerin zum Besuch erschienen und verkehrt mit der Kaiserin, jedoch ohne sie von ihren Wahnvorstellungen abbringen zu können.

Der Kaiser von Oesterreich hat aus Wien den Direktor der Irrenanstalt, Medizinalrath Dr. Riedl, nach Miramar gesendet, der gegenwärtig daselbst verweilt und sich, dem Vernehmen nach, nicht ganz hoffnungslos über den Zustand der hohen Frau ausgesprochen hat. Die Kaiserin hat ein Gartenhaus im Park von Miramar bezogen. Dort lebt sie unter der Obhut des Dr. Jlek und sieht körperlich viel besser aus, als nach ihrem Gemüthszustande zu erwarten wäre. Von dem Wahne, daß Kaiser Napoleon sie verfolgen und ihr Gift beizubringen versuchen lassen wolle, läßt sie nicht ab. Sie bittet die fremden Aerzte, sie doch zu befreien und, wenn dieß doch nicht möglich sei, sie nur nicht lange leiden zu lassen!

Eine Kunde aus Mexiko, welche schon eine Antwort auf die traurigen Berichte von dem Zustande der Kaiserin enthalten könnte, fehlt natürlich noch. Man meint der Kaiser werde unverweilt selbst hieher eilen, und hofft von seinem Erscheinen eine wahnlösende Erschütterung des kranken Gemüthes der armen Kaiserin. Es ist ein tragisches Geschick, von dem die Tochter des weisen Leopold, die Enkelin Louis Philipp's, die Nichte der Königin Viktoria, die Kaiserin von Mexiko heimgesucht wird.

Ein Napoleon bereitete ihr den morschen Thron, und seiner Treulosigkeit fällt nun nicht bloß jener Thron zum Opfer, sondern auch die Kaiserin Charlotte selber. Wer weiß, ob es in der Sinnesart, welche dieser Fürstin zu eigen war, nicht noch eine Linderung ist, daß Kaiserin Charlotte die Katastrophe nicht mit gesunden Sinnen sieht, sondern mit umnachtetem Geiste der Rückkehr ihres Gemahls harrt. Eine muthige Kaiserin, die ihm seine Kaiserkrone retten wollte, hatte er nach Paris gesendet, eine kranke Frau wird er in jenem Schloß am Meer wiederfinden, das er zum Unglück für Beide vor dreißig Monaten verließ!

Mannigfaltigkeiten.

(Ein Schiff im Hafen untergegangen.) Man schreibt aus Havre, 6. Oktober: Einer der

merkwürdigsten Vorfälle ereignete sich heute im hiesigen Hafen. Das schöne Schiff „Floride" von 1200 Tonnen, das der transatlantischen Kompagnie gehört, war bestimmt, nach Mexiko abzugehen und eine Abtheilung französischer Soldaten zurückzuführen. Auf der Hinfahrt sollte der „Steamer" 600 Auswanderer mitnehmen und in New-York ausschiffen. Heute Morgens versammelten sich die Auswanderer am Ufer, und in einer Stunde sollte das Schiff abgehen. Waaren, Lebensmittel, die Bagage der Auswanderer, Alles war bereits an Bord. Plötzlich fängt das Schiff an, sich zu neigen, und wenige Minuten später ging es unter. Augenblicklich verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, und Tausende eilten zum Hafen. Die Meinungen über die Ursachen des Unglücks sind verschieden. Nach den Einen wäre die „Floride", als sie eine Wendung machte, um den Kompaß regulieren zu können, auf einen der Pfähle gestoßen, welche sich auf dem Grunde des Bassins befinden, und dieser Pfahl hätte einen furchtbaren Leck in den Schiffsboden gerissen. Nach Anderen wäre ein Rohr, durch welches Wasser geschöpft zu werden pflegt, gesprungen und das Wasser aus dem Bassin durch das Loch eingedrungen, und hätte sich dann durch die Kohlenmagazine in das Innere des Schiffes ergossen. Noch Andere sprechen von einer boshaften Beschädigung des Schiffes. Alle Mittel, das Schiff zu heben und auszupumpen, wurden sogleich angewendet. Das Schiff hatte außer den sämmtlichen Habseligkeiten von 600 Auswanderern auch Lebensmittel für 1200 Soldaten an Bord. Der Schaden beläuft sich auf 100,000 Franks. Am 10. ds. wurde indeß — wie ein Telegramm weiter meldet — das Schiff glücklich von dem Meeresgrund wieder an die Oberfläche geschafft, und zwar durch vier gewaltige Dampfpumpen. Eine dieser Pumpen (zu 600 Pferdekraft) pumpt in der Stunde 360 Kubikmeter aus. Seit dem räthselhaften Sinken des Schiffes sind zwei Kohlenträger und ein Heizer, die kurz vorher noch an Bord gewesen, verschwunden.

[Humor der — Cholera.] Seit zwölf Tagen ist Bosnien von Oesterreich durch eine zehntägige Quarantäne für Provenienzen von dort abgesperrt. Die türkischen Behörden sehen sich dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt, da eine Quarantäne vorzulande noch nicht bestanden hat und kein Mensch eine Idee von der Handhabung derselben hatte. Wie diese Manipulation namentlich in Türkisch-Gradiska vor sich geht, ist erwähnenswerth, wobei bemerkt werden muß, daß den österreichischen Provinzen gegenüber auf weite Strecken hinein weder Cholera noch andere kontagiöse Krankheiten sich gezeigt haben. Jede Gattung Waare wird nach ihrer Art kontumazamtlich behandelt. Menschen werden auf zehn Tage in elender Unterkunft eingesperrt, und in dieser Zeit öfters mit Kielen, Horn und Essig geräuchert; wie erzählt wird, ließ sich ein auf dieser Seite domizilirender österreichischer Unterthan, J. P., 1 Pfund Stärke von Alt-Gradiska kommen; diese Stärke wurde ihm abgenommen, in Essig getaucht, geräuchert und auf zehn Tage eingesperrt; ein zweiter verschrieb sich von drüben Semmeln, welchen es eben so wie der Stärke erging, nur wurden diese, nachdem sie in Essig säuber gewaschen, durchlöchert und gut geräuchert, dem Eigenthümer zum Verbrauche ausgeliefert! Nicht minder heiter als diese Berichte klingt eine Bekanntmachung, welche in Kutno (Russisch-Polen) der Kreischef veröffentlicht; es heißt in derselben, daß „da die vielen Mahlzeiten der jüdischen Feiertage der Cholera leicht Vorschub leisten könnten, die Juden sich mit solchen in Acht nehmen sollen, denn er werde für jeden Sterbefall eines Juden an der Cholera während der Feiertage — der Gemeinde eine Geldstrafe auflegen."

[Innige Verschlingung.] Man schreibt aus Braunfels vom 12. Okt.: In dem, in unserer Nähe gelegenen fürstlichen Wildpark haben sich kürzlich zwei Hirsche, der eine von 12, der andere von 14 Enden, beim Kampfe so mit den Geweihen in einander verrennt, daß sie Morgens übereinanderliegend in einer Wiese aufgefunden wurden. Der Zwölfer war bereits verendet, er hatte wahrscheinlich beim Sturze das Genick gebrochen; der Vierzehner lebte noch, mußte aber, da die Geweihe gar nicht auseinander zu bringen waren, auf dem anderen todtgeschossen werden. Die Köpfe sind von den Körpern getrennt und marcerirt worden und werden in der fürstlichen Geweihsammlung aufbewahrt werden. Den Jagdliebhabern wird es zu erfahren von Interesse sein, daß der hiesige Photograph Grumbach zwei sehr gelungene Aufnahmen der Hirsche in der Lage, wie sie aufgefunden worden sind, gefertigt hat und käuflich abläßt.

Nach angestellter Berechnung hat bei der Schlacht von Königgrätz durchschnittlich jeder Infanterist eine Patrone verschossen; einzelne haben gegen 90 Mal geschossen. Man kann daraus entnehmen, daß das Schnellfeuer der Zündnadelgewehre nicht zur Entscheidung der Schlacht beigetragen hat. Die im Feuer gewesenen gezogenen Kanonen haben durchschnittlich 60 Schuß abgegeben, die österreichische Artillerie bedeutend mehr.

* * *

Redakteur Gustav Meissner. — Druck und Verlag der G. Meissner'schen Buchdruck.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 250 Montag, 22. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

Ein Blick in der Kajüte umher überzeugte den Mate dabei, daß er es hier mit dem wahrscheinlich einzigen Bewohner des Schiffes zu thun habe. Zur Vorsorge öffnete er auch noch ein Paar der Nebenkojen, aber es war Alles unbesetzt, und es blieb ihm endlich nichts weiter übrig, als den ruhigen Schläfer zu wecken, um Näheres von ihm über das Schiff selber wie die Ladung zu hören.

Das war aber nicht so leicht, als er es sich möglicher Weise gedacht. Er ging auf den Mann zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„He Freund!"

Der Bursche rührte sich nicht.

„He Freund!" rief der Mate jetzt lauter und schüttelte ihn, um ihn munter zu bekommen, aber ein tiefes Grunzen des Halbtrunkenen war die einzige Antwort, die er erhielt. Viel Zeit durften sie aber auch nicht versäumen, denn die Strahlen der Sonne fielen schon ganz schräg gegen das Skylight an, und der Mate, während er einen Blick über die auf dem Tisch ausgepackten Herrlichkeiten warf, sagte lachend:

„Man sollt's nicht für möglich halten, und der Bursche lebt hier wie ein Prinz, aber wir können Dich nicht länger schlafen lassen, mein Herz — also heda Kamerad — halloh ahoy!" Und er schrie ihm dabei in die Ohren, als ob er ein auf Kabellänge entferntes Schiff anrufen wolle.

„Four bells? hell!" *) brummte der Mann und schüttelte, noch immer im Schlaf, den Kopf, fuhr aber plötzlich, als er sich berührt fühlte, erschreckt in die Höhe, sah oben das Sonnenlicht durch die Scheiben fallen und die fremden Menschen die Kajüte füllen; er starrte sie so wild und verstört an, als ob er eben so viele Geister gesehen hätte.

„Wie geht's Alter?" sagte aber jetzt der Steuermann, nachdem er ihm einen Augenblick Ruhe gelassen hatte, um sich zu besinnen — „ausgeschlafen?"

*) Vier Glasen? Hölle!

„Bless my soul," stammelte der Mann, „where, the devil, do you hail from?"

„Wo wir herkommen? lachte der Mate, „das möchte ich erst einmal Dich fragen, mein Herz, denn Du scheinst Dich hier so behaglich und fest eingerichtet zu haben, als ob Du Dein Winterquartier bezogen hättest, und auf festem Land, statt auf einem Kasten säßest, der alle Augenblick unter Dir wegsinken kann."

„Und wenn er's thäte, wen kümmert's, wenn ich damit zufrieden bin," knurrte der Gesell, dessen Sinne augenscheinlich noch von dem getrunkenen Branntwein befangen waren.

„Nu, nu," lachte der Steuermann, „mach Dir deßhalb keine Sorge; Deinethalben wär's auch vielleicht kein Unglück, aber Deinethalben sind wir auch nicht hergekommen, und nur was Schiff und Ladung betrifft, wollten wir uns erkundigen. Und jetzt richte Dich einmal auf und gib Antwort, denn wir haben keine lange Zeit zu verlieren. Wo kommt das Schiff her?"

Der wunderliche Einsiedler an Bord schien gar keine so besondere Lust zu haben, die an ihn gestellten Fragen zu beantworten, aber die fünf kräftigen Gestalten in der Kajüte sahen auch nicht aus, als ob sie mit sich spaßen ließen, und so weit war er doch jetzt wieder zur Besinnung gekommen, um zu begreifen, daß die Leute jedenfalls zu einem die Torresstraße passirenden Schiff gehörten. Nach einigem Zögern erwiderte er deßhalb kurz:

„Von San Francisco."

„So? — und wohin?"

„Na, das seht Ihr doch, daß wir an Ort und Stelle sind," brummte der Gesell — müßte eine tolle Brise sein, die uns von hier wieder hinauswehte, wie sie uns hereingesetzt hat."

„Aber wohin war das Schiff bestimmt?"

„New York," sagte der Mann finster.

„Nach New-York? und was zum Henker hattet Ihr da in der Torresstrait zu suchen — aber was geht's mich an. Was für Ladung?"

„Ballast."

„Ballast, und liegt fast bis an die Spreygaten tief?"

„Wenn wir das im Leib hätten, was das Schiff die letzten drei Tage geschluckt hat," lautete die mürrische Antwort, „so lägen wir noch tiefer."

„Ist es leck?"

„Denke so — und alle Ursache —"

„Aber was treibst Du dann noch an Bord, Schatz?" frug der Steuermann, „und weßhalb gehst Du nicht wenigstens neben an Land, und suchst indessen so viel wie möglich daraus zu bergen?"

„Was geht's Euch an, wo ich mich einquartiere," brummte der Gesell, dem das Verhör zu lange dauern mochte.

„Hoho, nur ruhig Blut, mein Bursche," sagte der Seemann kalt, „und kannst Du uns vielleicht sagen, weßhalb Du allein hier zurückgeblieben bist, während sich die Mannschaft in die Boote gerettet?

„Weil ich nicht bis Indien schwimmen kann," sagte der Mann kurz — „und nun wißt Ihr, was Ihr wissen wollt, und laßt mich zufrieden."

„Und Du willst hier an Bord bleiben?" rief der Mate erstaunt.

„Gewiß will ich," lautete die Antwort — „habe hier was ich brauche, und wenn mir die Geschichte zu langweilig wird, kann ich mich noch immer in die Jolle setzen und fortfahren."

„Wo sind die Schiffspapiere?"

Fragt den Kapitän."

„Ich will Dir was sagen, mein Junge," meinte der Steuermann, der wohl merkte, daß er aus dem störrischen Patron nichts herausbrachte, während ihm das rosenfarbene Licht an den Skylightfenstern verrieth, wie die Sonne eben im Untergehen sei, „wenn Du im Guten keine Vernunft annimmst, so ist es Dein eigener Schade. — Bootsmann holt einmal die Laterne aus der Launch, und zündet sie an, ehe es dunkel wird; sucht dann von Lichtern und Lampen zusammen, was Ihr findet — Du Bob nimmst einmal das Senkblei und siehst, wie viel Wasser wir ums Schiff herum haben — kannst auch gleich einmal in die Pumpen hineinfühlen, wie viel im Raum steht, und Du Jack gehst mit Ned in den Raum und seht Euch einmal nach der Fracht um. Johr mag bei mir bleiben, daß wir die Kajüte revidiren. Apropos Kamerad, hast Du noch mehr von der Sorte an Bord?" frug er dann den Einsiedler, indem er sich eine von den Cigarren aus der Kiste nahm und sie an dem, auf dem Tisch befindlichen Feuerzeug anbrannte.

„Und was für ein Recht habt Ihr?" fuhr jetzt der Bursche auf, „daß Ihr hier an Bord kommt, um die Herren zu spielen."

„Und bist Du etwa der Eigenthümer?" frug spöttisch der Mate.

„Jetzt allerdings," beharrte Jener — „das Schiff ist mir überlassen, und was darin steckt gehört mir."

„Alle Wetter," lachte der Seemann, „und ein verdammt ungastlicher Eigenthümer noch dazu, einem Besuch in der Kajüte nicht einmal ein Glas Grog anzubieten. — Schämst Du Dich nicht Gesell? Hier Leute, trinkt erst einmal, und dann scharf an die Arbeit."

Die Leute ließen sich das nicht zweimal sagen, sie hatten schon lange lüsterne Blicke nach dem Arrak hinübergeworfen. Dann aber verließen sie auch rasch die Kajüte, um die gegebenen Befehle auszuführen.

Eine eigene Unruhe schien indeß über den bisherigen Bewohner der Kajüte zu kommen, und zwar so auffallend, daß sie selbst dem Steuermann nicht entgehen konnte, dessen Augen sich bis dahin aber mehr mit der Kajüte selber, als mit deren Insassen beschäftigt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Weit vor Landeshut wurden wir von einer wahrhaft entmenschten Menge thierisch begrüßt; hier hörten wir zum Erstenmale, daß wir preußische Soldaten mit siedendem Oel und Wasser verbrüht haben sollen; Trainsoldaten hieben mit ihren langen Peitschen auf uns, insbesondere auf mich, ein; ein solcher Unmensch durchbrach die eskortirenden Pionniere und hieb mir einen Sporen in die Wade, daß ich das Hinunterrieseln des Blutes sogleich fühlte.

In Landeshut wurde das Manöver mit dem zweimaligen Haltmachen wiederholt, und da lernten wir erkennen, daß Liebau noch überboten werden kann; wir wurden geschlagen, angespuckt, mit Koth und Steinen beworfen; ich erhielt von Steinwürfen drei Kontusionen am Kopfe, und ich muß Gott danken, daß ein Wurf mit einem gewiß drei Pfund schweren Steine mit die Krempe des Hutes traf, sonst wäre dieser Wurf gewiß tödtlich gewesen. Unsere Wachen, vorgebend, aus Trautenau zu kommen, unterhielten die Menge mit Mährchen von den Trautenauer Unthaten und wurden erst dann an ihre Pflicht gemahnt, als endlich verfehlte Streiche und Kothklumpen auf sie fielen, und als eine aus einem zweiten Stockwerke geworfene gefüllte Flasche einem Pionnier die Pickelhaube vom Kopfe schlug.

Ich muß hier bemerken, daß ich bemüht bin, mit den zartesten Farben zu malen, und daß ich in der vorstehenden und folgenden Schilderung das ganz Schwarze noch in ein bescheidenes Grau kleide; die volle Wirklichkeit zu schildern, müßte jede gebildete Feder entehren. Unter zahlreicher Begleitung verließen wir Landeshut, ja wir bemerkten, daß sogar Leute von Liebau uns noch begleiteten. Ungefähr eine Meile hinter Landeshut wurde auf einer Wiese ausgeruht; ich suchte einen Vorwand, um meine festgebundenen Hände, aus denen

Digitized by Google

schon jede Empfindung geschwunden war, auf einige Minuten frei zu erhalten.

Die Civilbevölkerung weigerte sich, uns einen Trunk Wasser oder Bier zu geben.

Zwei österreichische Militärs-Gefangene, der Korporal Wiesinger von Parma-Infanterie und ein Feldwebel vom Regimente Mazzuchelli, besorgten uns einige Cigarren und einen Trunk schlechten Haferbieres, wozu ich ein Stückchen Kommißbrod aß; dieß war seit mehr als anderthalb Tagen meine erste Labung.

Nach ungefähr einer Stunde wurde wieder aufgebrochen, fortwährend von einer schimpfenden und tobenden Menge begleitet. Ich will die Aufzählung und Beschreibung der sich immer wiederholenden Mißhandlungen in den einzelnen Ortschaften übergehen. Nach einem Marsche von mehr als vier Meilen kamen wir Abends in Bolkenhayn an. Vor der Stadt befand sich ein kleines Kavallerielager; Hunderte, ja Tausende von Menschen erwarteten uns in keiner edleren Absicht, als in Lieban und Landesbut, und begleiteten uns bis vor die Stadt in das Bolkenhayner Schießhaus; wir waren bereits ganz apathisch gegen die Beschimpfungen und Insulten, und die Meisten würden wohl den Tod der Erneuerung der Qualen des verflossenen Tages vorgezogen haben. Wir wurden in eine ebenerdige große Stube gebracht, in der linken Ecke stand ein großer Tisch, um den wir uns erschöpft niedersetzten; der Platz vor dem Schießhause war mit einer dichtgedrängten Menschenmasse erfüllt, welche fortwährend schimpfte und mit Stöcken durch die Fenster hineindrohte. Einige von uns verlangten von dem Wirthe Bier, allein der Offizier, welcher die Eskorte führte, dessen Namen ich leider nicht erfahren konnte, befahl die strengste Diät, als wenn wir seither üppig gelebt hätten; nichts als ein Krug Wasser wurde uns gereicht. Der Offizier befahl, Stroh in die Stube zu bringen. Mitterweile waren einige Zivilpersonen in die Stube zu uns gekommen. Ein ältlicher Herr mit wohlwollender Miene näherte sich mir und drückte mir ein Papier mit dem Bemerken in die Hand, ich solle den Zettel lesen und sodann vernichten, daß er nicht kompromittirt würde, er werde sich die Antwort Früh um 3/4 auf 6 Uhr wieder abholen.

Nachdem das Stroh ausgebreitet war, wurde „Niedertegen" kommandirt und 10 Soldaten mußten sich bei uns lagern.

Als ich lag, versuchte ich mit Hülfe des Mundes den Strick um meine Hände zu lockern und eine Hand aus der Schlinge zu ziehen, was mir auch gelang. Wegen der mittlerweile eingetretenen Dunkelheit konnte ich den Zettel nur mit schwerer Mühe lesen, in demselben stand geschrieben: „Morgen Früh um 6 Uhr werden Sie hingerichtet, nur ein volles Geständniß kann Ihr Schicksal mildern." In dem Zettel war ein Silberthaler eingewickelt.

Fast alle meine Mitgefangenen waren vor Erschöpfung schon eingeschlafen, nur der neben mir liegende Bezirksamtsadjunkt, Johann Scheps, war wach und klagte über die Unmenschlichkeit und seine Ermattung. Ich setzte ihn von dem Inhalte des Zettels in Kenntniß, sagte ihm, daß ich eine Hinrichtung ohne Untersuchung und Urtheil nicht für möglich halte, worauf derselbe, der nur mit einem Arme an einen zweiten Mitgefangenen gefesselt war, mich an sich zog und mir mit der Stimme des innigsten Mitleides sagte: „Es wurde mir schon gestern Abends gesagt, daß Sie morgen Früh in Bolkenhayn hingerichtet werden." Ich erwiderte, daß ich doch gehört werden müsse, schloß jedoch, nach den Erlebnissen des verflossenen Tages, die Möglichkeit nicht aus, daß man mich der aufgestachelten Menge als Opfer hinwerfen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Verwundung und Heilung.

Heidelberg, 12. Oktober.

Die gefährlichste Verletzung, welche wirklich durch eine preußische Zündnadel — im eigentlichsten Sinne des Wortes — während des letzten Krieges hervorgebracht worden ist und sowohl wegen der furchtbaren Verwundung als auch der glücklichen Heilung das größte Aufsehen gemacht hat, war die folgende:

Bei der zeitweiligen Besetzung eines Theiles des Großherzogthums Baden durch die preußischen Truppen erklärte ein preußischer Landwehrmann seinem Quartiergeber, dem bekannten Schmiedmeister Göller — demselben, der zu dem bekannten Bild, die Zerstörung Heidelbergs durch Melac, die Hauptfigur abgegeben hat — sein Zündnadelgewehr und legte zu diesem Zwecke die einzelnen Theile auseinander. Durch einen unglücklichen Zufall entwand sich die Feder, welche die Zündnadel vorwärts treibt, seiner Hand und indem sowohl die Feder als die Nadel aus ihren Umhüllungen heraussprangen, fuhr die Zündnadel mit der ihrer Feder zukommenden Kraft von 5 Pfund dem unglücklichen Zuschauer im buchstäblichen Sinne des Wortes mitten durch das rechte Auge hindurch und blieb in den knöchernen Theilen des Kopfes zwischen dem Auge und dem Gehirn stecken. Da Niemand ihm im Augenblicke Hülfe zu leisten den Muth hatte, zog der Arme die eingedrungene Zündnadel, welche beiläufig die Dicke einer dünnen Stricknadel hat, selbst aus dem Auge heraus. Er gibt an, daß er eine ähnliche Kraft hierbei habe anwenden müssen, als wenn man einen Bolzen, aus einer Bolzenbüchse geschossen, aus einer Holzwand herausreißt.

Der auf so furchtbare Weise Verletzte wurde den andern Morgen in die Augenheilanstalt des Dr. Röder verbracht, wo sofort mit der größten Sorgfalt das passende Heilverfahren eingeschlagen wurde.

Nach einigen Tagen traten jedoch Geistesstörung und solche Wuthanfälle ein, daß man ihn zeitweise in

Digitized by Google

die Zwangsjacke steckte, und da hiernach beinahe sicher angenommen werden mußte, daß die Nadel bis in das Gehirn eingedrungen sei, wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens vorhanden war.

Wider alles Erwarten gelang es jedoch durch die aufopferndsten Bemühungen des behandelnden Arztes, diese schlimmen Erscheinungen zum Weichen zu bringen. Es wurden fortwährend die größten Anstrengungen auf die Heilung der Wunde verwendet und als dieselbe glücklich geschlossen war, das zur Wiederherstellung des Sehvermögens nothwendige Operationsverfahren eingeleitet.

Dasselbe soll durch die geschickte Hand unseres tüchtigen Landsmannes Dr. Röder, in dessen Anstalt der Kranke verbracht war, von so glücklichem Erfolg gewesen sein, daß mit Ausnahme der Stelle der Sehader, welche von der Zündnadel durchbohrt war, die ganze Sehkraft wieder hergestellt werden wird. Es soll nach einer kleinen weitern Verbesserung gar kein Zweifel sein, daß der jetzt wieder ganz Genesene, durch die an einem so zarten Theile, wie das menschliche Auge, gewiß gräßliche Verletzung, Dank der sorgfältigen Behandlung und den großen Fortschritten, welche die ärztliche Kunst besonders in diesem Theile der Wissenschaft gemacht hat, keinen nennenswerthen Schaden genommen haben wird.

Jedenfalls ist der allerdings unfreiwillige Versuch des preußischen Landwehrmannes, dem Heidelberger Schmiedmeister mit seiner Zündnadel den Staar zu stechen, ein sehr ungeschickter gewesen.

Der Verletzte ist ein ruhiger und thätiger Mann, welcher sich in seiner Vaterstadt Heidelberg der allgemeinsten Achtung seiner Mitbürger erfreut und thut es Jedermann leid, daß der Arme ohne sein Verschulden und ohne jede Kriegsentschädigung eine so schlimme Beigabe aus diesem Kriege erhielt.

Mannigfaltigkeiten.

[Wunder der Chirurgie.] In der Voss. Z. wird von einem Mundkunststück erzählt, welches ein Berliner Zahnarzt für einen österreichischen Verwundeten anfertigte. Antonio Beritsch, vom k. k. österr. Inf.-R. Nr. 78 (Solesevic), erhielt am 3. Juli bei Königgrätz einen Gewehrschuß durch das Gesicht, der ihm beide Oberkieferbeine (ossa mexillaria superiora) derartig zerschmetterte, daß sie in einem Berliner Reserve-Lazareth, dem er überliefert wurde, größtentheils resecirt werden mußten. Der kolossale Defekt (Mund und Nasenhöhle sind in eine einzige große Höhle vereinigt) machten dem Unglücklichen das Sprechen und das Essen fast zur Unmöglichkeit. Ein Ersatz des Verlorenen konnte durch keine plastische Operation, sondern nur durch einen künstlichen Apparat erfolgen, der beide Höhlen von einander scheiden, die fehlenden 12 Zähne und die darüber liegenden Knochenpartieen zur Stütze für Nase, Wangen und Oberlippe ersetzen mußte. Dieser menschenfreundlichen Arbeit unterzog sich ein Berliner Zahnarzt mit der größten Opferwilligkeit. Es gelang ihm, in wochenlanger Arbeit eine so wenig als möglich komplizirte Maschine aus vulkanisirtem Kautschuk und Gold herzustellen, welche den unglücklichen Antonio Beritsch in den Stand setzt, nunmehr wieder zu sprechen und mit Ausnahme ganz harter Speisen Alles essen zu können, und zwar ohne die geringsten Schmerzen oder Beschwerden.

Der neugeborne Nachkomme des Beherrschers der Gläubigen in Konstantinopel heißt Mechmed Selim. Früher ertönten bei der Geburt eines kaiserlichen Prinzen drei Tage hindurch die Batterien des Bosporus und der darin ankernden Kriegsschiffe; jetzt ist diese alte Sitte auch schon beseitigt. Die Geburt des Prinzen wurde mittelst folgenden Hats dem Großvezier vom Sultan notifizirt: „Mein lieber Vezier! Durch die Gnade des Höchsten wurde mir Samstag am 28. Dschemazil ul Ewel 1283 ein Sohn geboren, welchem der Name (wie oben) ertheilt wurde. Indem Wir dich von diesem glücklichen Ereigniß in Kenntniß setzen, befehlen Wir dir dasselbe im Reich zu veröffentlichen." Es sind noch zwei Geschwisterte des neugebornen Prinzen zu erwarten. Zu diesem Behufe wurden drei silberne Wiegen in Wien bestellt.

Logogryph.

Was Jung und Alten wohlgefällt,
Ein Spielzeug und ein Spiel
Bin ich, — und ohne Kopf die Welt.

J. G. Moser.

Auflösung des Räthsels in Nr. 242:

Wenn schwirrt im braunen Flügkleide,
Im Wämschen schwarz, mit weisem Saum,
Mit Fächern zart und weich wie Seide,
Im „Mai" — der „Käfer" um den Baum —
Wenn sich erfreuen alle Wesen
Der neu erwachenden Natur:
Ist's Zeit, dieß Räthsel aufzulösen;
Doch wer denkt jetzt an Frühlingskinder,
Wenn vor der Thüre steht der Winter?

M. M.

Redakteur Julian Messert. — Druck und Verlag der F. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 251 Dienstag, 23. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

Der finstere Gesell schien erst jetzt eigentlich vollständig nüchtern zu werden, oder zu begreifen, was die Fremden eigentlich wollten. Das war kein flüchtiger Besuch eines vorbeisegelnden Schiffes, das galt hier eine Untersuchung, vielleicht Plünderung seines Fahrzeuges, und dem schien er sich jetzt nicht willig fügen zu wollen.

„Und was geht's Euch an," sagte er mit finster zusammengezogenen Brauen, „wie tief das Schiff im Wasser liegt und was es für Ladung hat, he? Hab' ich Euch nicht gesagt, daß wir in Ballast sind?"

„Zerbrich Dir deßhalb den Kopf nicht, mein Bursche," lachte der Steuermann, der nicht gesonnen schien, eine Einrede von dieser Seite gelten zu lassen, „und sag' mir vor allen Dingen einmal, wo Eure Schiffsbücher sind — oder hat die der Kapitän mitgenommen?"

„Der Kapitän soll verdammt sein!" knirschte jetzt der Fremde mit den Zähnen und hob sich, während er die geballte Faust auf den Tisch drückte, an seinem Sitz empor. — „Seid Ihr Piraten, daß Ihr hier ein fremdes Schiff entert und darin hantiert, als ob Ihr die Herren wäret."

„Auch das nicht," erwiderte der Seemann — „wir sind ehrliche Matrosen, aber ich will Dir etwas sagen, Kamerad, die Geschichte kommt mir hier verdächtig vor, daß die ganze Mannschaft sich nämlich in den Booten gerettet und Dich hier allein, als Eigenthümer des Fahrzeuges, zurückgelassen haben sollte. Weßhalb erzählst Du nicht einfach die Wahrheit und thust sogar, als ob Du gar nicht darauf gewartet hättest, von einem anderen Schiff hier mit fortgenommen und unter Menschen gebracht zu werden?"

„Und wer sagt Euch, daß ich wieder unter Menschen will?" erwiderte der Bursche, und schoß einen Blick voll Haß und Gift auf den Seemann.

„Nun bei Gott, das ist zu toll," lachte der Steuermann laut auf — „aber komm' John — wir dürfen uns nicht länger mit dem Patron aufhalten. Es wird dunkel und wir wollen doch erst einmal sehen, ob wir nicht wenigstens die Bücher bei Tageslicht finden können.

„Steuermann," sagte da der Bootsmann, der den Kopf wieder zur Thür herein steckte — „hier an Bord ist faul Spiel gewesen. An Deck sind eine Menge Blutflecken — wohl ein Bischen abgescheuert, aber doch nicht ganz vertilgt."

„Aha, mein Bursche — ob ich mir nicht so etwas gedacht habe. Wie sieht's mit dem Wasser aus, Bootsmann?"

„Es steht Wasser im Raum, aber das Schiff sitzt auf den Korallen auf und kann nicht versinken."

„Gut denn, so helft einmal hier die Kajüte revidiren," und mit den Worten wollte er nach der Thür zu, die er, mit der Einrichtung derartiger Schiffe vollkommen vertraut, für die Kapitänskajüte hielt, als der bisherige Bewohner des Schiffes mit einem wahren Wuthgebrüll aufsprang, sich zwischen ihn und die Thür warf und sich in demselben Augenblick auch aus seinem Gürtel, oder wo er sie sonst herbekommen, eine der gewöhnlichen Schiffspistolen riß, und sie dem Mate entgegenhielt. Aber es war nur ein Moment. Der Bootsmann hatte, wie nur der unheimliche Gesell die erste rasche Bewegung machte, schon die, noch neben der Thür lehnende Handspake aufgegriffen, und wenn er sie in dem niedrigen Kajütenraum auch nicht zum Dreinschlagen gebrauchen konnte, faßte er sie doch mit beiden Händen und warf sie blitzesschnell wie eine Harpune mit solcher Kraft gegen den Feind an, daß dieser davon zurücktaumelte. Allerdings drückte er noch im Fallen die Pistole ab, aber die Kugel schlug in die Deckbalken, und in demselben Moment fiel auch schon John auf seiner Brust und riß ihm die Waffe aus der Hand.

Es entstand jetzt ein kurzes Ringen. Wenn der finstere Gesell aber auch fast riesige Kräfte zeigte, und wie ein Rasender selbst mit den Zähnen seine Angreifer zu fassen suchte, war er den drei kräftigen Männern doch nicht gewachsen, und wie die beiden anderen Leute von der „Betty Ann", durch den Schuß herbeigerufen, in die Kajüte stürzten, befand er sich schon machtlos und widerstandslos in der Gewalt seiner Gegner.

Seeleute haben dabei immer die Taschen voll kurzer Enden, Schnüre und Leinen, und wenige Minuten später hatten sie den räthselhaften Burschen, dessen Betragen sich noch keiner zu erklären wußte, festgebunden, und wenigstens vor der Hand unschädlich gemacht. Zu

Leide wollten sie ihm ja auch gar nichts thun; er sollte ihnen nur nicht im Wege sein.

5. Eine Entdeckung.

In der Kajüte sah es indessen wild genug aus, denn in dem Kampf waren Flaschen und Gläser natürlich von dem am Boden festgeschraubten Tisch hinuntergeworfen, und die Stühle lagen zerstreut umher. Es war auch indessen schon fast dunkel geworden, und nur noch ein schwaches Dämmerlicht fiel, als die Sonne hinter dem Horizont versunken war, durch das Skylight. Die indessen aufgefundenen Schiffslaternen wurden aber jetzt angezündet, und während der Steuermann einen der Leute als Wache bei dem Gebundenen ließ, ging er jetzt selber daran, die Kapitänskajüte zu revidiren, um in den möglicherweise dort vorgefundenen Büchern, wenn nicht Auskunft über den jetzigen Zustand des Schiffes, doch jedenfalls Genaueres über dasselbe zu erfahren.

Die Thür war verschlossen, aber viel Zeit blieb ihnen nicht, um nach dem Schlüssel zu suchen, den der Gebundene keinenfalls gutwillig hergegeben hätte. Die Handspake mußte deßhalb auch hier wieder helfen, und nach ein paar Stößen wich denn auch das sonst gut und stark gearbeitete Messingschloß.

Der Steuermann hatte die Laterne aufgegriffen und trat, sie hoch in der linken Hand haltend, in die Thür.

„Alle Teufel!“ rief er aber auch in demselben Augenblick schon erschreckt aus, denn der Zustand, in dem er diese Koje traf, verrieth ein hier verübtes Verbrechen.

Die Matrosen drängten rasch herbei, und es blieb kein Zweifel, daß hier eine Unthat verübt worden. Das Bett, in dem der Kapitän früher geschlafen, war mit großen Blutflecken bedeckt, die Decke — ebenfalls mit den rothen, unverkennbaren Spuren daran — hinabgeworfen und lag am Boden. Eine Art von Sekretär, der in dem kleinen Raume stand, war erbrochen, und der Inhalt umhergestreut, und man sah deutlich, daß die hier Eingedrungenen nach der That den Raum geplündert hatten.

In einer Blutlache am Boden lag auch noch das Journal des Kapitäns — ein anderes Zeichen, daß dieser nicht das Schiff lebend verlassen haben konnte, er würde sonst jedenfalls dieß Buch mitgenommen haben.

In der Koje des Steuermanns, die sie später öffneten, fanden sie auch noch das von diesem geführte Logbuch; also auch er war in dem Kampf geblieben oder vielleicht, als er die Wacht an Deck hatte, von den Meuterern meuchlings ermordet und über Bord geworfen worden.

Es blieb jetzt natürlich keine Zeit, das Logbuch genau nachzusehen, ein flüchtiger Blick aber, den der Steuermann hinein warf, belehrte ihn, daß „Meitje van Utrecht“ nicht von San Francisco, sondern von Sydney ausgesegelt sei, und seine Bestimmung nach Manila gehabt habe. Die Aussage des Gefangenen war also falsch; was aber in aller Welt diesen bewogen haben konnte, auf dem Schiff allein zurückzubleiben und die Kameraden ziehen zu lassen, blieb ein noch unlöstes Räthsel. War er vielleicht an dem ganzen Morden unschuldig und hatten sie ihn nur verlassen, weil er sich den Verbrechern nicht anschließen wollte? — Aber hätte er dann nicht mit Freude selber ein rettendes Fahrzeug begrüßen müssen, das ihn der weiten Oede entführte und wieder zu Menschen brachte? — ja wäre es nicht seine Pflicht gewesen, das verübte Verbrechen gleich anzuzeigen, damit die Mörder ihre Strafe erhielten?

Der Steuermann trat wieder zu ihm in die Kajüte, um ihn noch einmal deßhalb zu fragen, aber das zeigte sich als völlig nutzlos, denn vor sich hin stierend lag der Gefangene am Boden und verweigerte jede Antwort, ja that nicht einmal, als ob er die an ihn gerichteten Fragen höre.

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Auf den Tisch waren mittlerweile zwei Lichter gestellt worden, und es sammelten sich um denselben mehrere, wie mir schien, Kavallerieoffiziere, welche von einem noch in der Nacht zusammentretenden Kriegsgerichte sprachen. Während ich mit meinem Nachbar die Eventualität meines Todes besprach und für diesen Fall ihm meine Verfügungen mittheilte, hörten wir die Offiziere von dem Erschießen von Etf sprechen, darunter die Bezeichnungen Bürgermeister, Landrath, Stark u. dgl.; die Wachposten vor dem Hause riefen wiederholt in das Gewehr, als wenn höhere Offiziere kämen; die Menge vor den Fenstern verlor sich nicht und konnte nur mit Mühe von den Wachen zurückgehalten werden. Mein Nachbar meinte sodann: „Es handelt sich ja auch um mich.“ In dieser mehr als peinlichen Lage verbrachten wir über eine Stunde; dann entfernten sich die Offiziere und es kam ungefähr die zwölfte Stunde der Nacht heran.

Der Wirth trat ins Zimmer und brachte Essen. Alle wurden geweckt und mußten ein Stück Brod und einen Brocken Kalbfleisch nehmen; daß ich keinen Appetit zum Essen hatte, ist wohl natürlich.

Während des Essens hielt der Wirth uns eine Menge angeblich von uns verübte Grausamkeiten vor und meinte, daß wir in zwölf Stunden Alle erhenkt oder erschossen sein werden, nur ein Geständniß könne eine Milderung herbeiführen. Ich erwiderte ihm hierauf, da mittlerweile auch einige andere Zivilpersonen in die Stube getreten waren, mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme, daß

Digitized by Google

sie das Gerede nicht glauben sollen; „was man den Trautenauern von der Betheiligung am Kampfe und verschiedenen Grausamkeiten nachsagt, ist Alles Lüge, Irrthum und Täuschung, und wenn ich auch hingerichtet werde, so wird dieß mein letztes Wort sein.“ Diese fest gesprochenen Worte waren, wie man an den Gesichtern der Anwesenden bemerkte, nicht ohne Wirkung und sie verließen unter Achselzucken unsere Schlafstube.

Obwohl die Menge vor den Fenstern bis Früh 3 Uhr sich wenig verringerte, so erkannte ich doch bald, daß die uns vorgespiegelte Hinrichtung am 29. Juni Früh nur eine boshafte Komödie war, um uns ein nicht mißliches Geständniß zu entlocken.

Früh vor 6 Uhr kam wirklich der alte Herr, der mir den Zettel mit dem Thaler gegeben hatte; er fragte mich um meinen Entschluß, ich sagte ihm beiläufig dasselbe, was ich dem Wirthe in der Nacht erklärt hatte. Er entfernte sich achselzuckend, jedenfalls aber schon mit der moralischen Demüthigung als Lügner, da mittlerweile die sechste Morgenstunde schon vorüber war.

Wasser zum Waschen erhielten wir hier auch nicht, und ich wurde nicht einmal zum Frühstücke, das Jemand für uns bestellt haben soll und das in Kaffee mit Semmel bestand, aufgebunden, so daß ich nur eine Semmel genießen konnte; ein Gefäß zum Munde zu führen, war mir mit gebundenen Händen nicht möglich.

Gegen 9 Uhr Vormittags mußten wir zum Abmarsche antreten. Der Bezirksamtsadjunkt Scheps war unfähig zu gehen, er brach fö. mich zusammen; er bat daher den kommandirenden Offizier inständigst, ihn auf d.m Marodewagen mit aufsitzen zu lassen, allein der Offizier, den doch das Alter des Bittenden hätte erweichen sollen, schrie ihn an: „Du Schweinhund wirst wohl laufen können!“

Dieß charakterisirt den Geist und das Herz des Kommandanten unserer Eskorte; welche Rückwirkung ein solcher Grad von Herzlosigkeit auf die Soldaten hat, wird Jedermann leicht abnehmen.

Die Wirthin in der Bolkenhayner Schießstätte bat unter Thränen den Offizier um die Gewährung der Bitte meines Mitgefangenen, und er wurde endlich auf den Marodewagen aufgeladen.

Der Schlosser Leek, welcher bis Bolkenhayn mit dem Adjunkten Scheps zusammengefesselt war, und von der Phantasie der Leute für dessen Sohn ausgegeben ward, wurde nun an mich gebunden, wodurch ich wenigstens die Erleichterung erhielt, daß ich einen Arm frei hatte.

In der Bolkenhayner Bevölkerung, die sich zwar wieder zahlreich versammelte, zeigte sich über Nacht eine auffallende Veränderung. Sie war vollständig ruhig, und es wurde kein Versuch einer Mißhandlung gemacht, ja nicht einmal ein Schimpfwort ausgestoßen. Die Ursache dürfte wohl in den nächtlichen Vorgängen mit uns zu suchen sein.

Kaum hatten wir aber den nächsten Ort erreicht, so beginnen die Beschimpfungen und Mißhandlungen wieder, und es wurde uns zum Ueberflusse noch das Aergste in der Stadt Jauer, dem Ziel unserer Wanderung, angedroht. Meine Stimmung und mein Gemüthszustand waren dahin gebracht, daß der Tod mir gleichgiltig gewesen wäre; ja, daß nur der Gedanke an meine Familie das Verlangen nach dem Sterben niederkämpfte.

Die uns begleitenden Pionniere, die doch aus eigener Anschauung von Trautenau gar nichts wußten, schienen an ihre Lügen und Nachreden selber geglaubt zu haben, sie erzählten sie mit einer solchen Ueberzeugung, daß man glauben konnte, es hätte ein Jeder Einen von uns auf einer Unthat betreten, so daß selbst die österreichischen Militär-Gefangenen von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugt waren.

Die beiden bereits oben genannten österreichischen Unteroffiziere setzten sich einmal während einer Raststunde an meine Seite und sagten mir: „Lieber Bürgermeister, Sie werden erschossen, Sie haben es aber gut gemeint, die Preußen sind doch geschlagen, und wir haben viel mehr Gefangene.“

Die beiden preußischen Unteroffiziere, welche zu der Eskorte gehörten, waren brav und vernünftig, sie verboten oft ihren Soldaten das Anlügen der Leute; aber es half nichts.

Als wir uns der Stadt Jauer näherten, bemerkten wir ähnlich wie in Landeshut das Entgegenströmen einer zahlreichen Menge. Aus dem Schimpfen, den aufgehobenen Fäusten und Stöcken konnte man auf die liebenswürdigsten Absichten schließen; allein bezüglich meiner Person mußten die edlen Kämpen es beim Schimpfen bewenden lassen, denn bereits vor Jauer trat durch die Wachmannschaft durch ein Gendarmerie-Wachtmeister an meine Seite, der Jedem die Arretirung in sichere Aussicht stellte, der mich nur mit einem Finger berührt. Dieser Wachtmeister war äußerst human und der Erste, welcher eine ruhigere, objektive Anschauung von den Trautenauer Vorfällen äußerte; er wich auch nicht von meiner Seite bis zu der Lokalität in Jauer, wo wir übernachten mußten, allein auch er glaubte an die Betheiligung der Zivilbevölkerung am Kampfe und hielt namentlich dem Gasthofbesitzer Stark vor, daß er 16 Mann von einer preußischen Militärmusikkapelle erschossen habe. Viele Menschen drängten sich, so weit es die Wachmannschaft gestattete, in das Lokal. Mehrere sprachen mit uns, und Einzelne schienen auch durch unsere unbefangenen Erklärungen von dem richtigen Sachverhalte in Trautenau und von unserer Unschuld überzeugt.

Gegen 6 Uhr Nachmittags wurde uns seit Früh das erste Essen geboten, bestehend in Grauben mit ungefähr drei Loth Fleisch und in einer Portion Kommißbrod; auch wurde uns gestattet, Bier und Cigarren zu kaufen. Das Lokal, in welchem wir uns befanden,

war ungedielt und scheint früher Turnzwecken gedient zu haben; zum Nachtlager wurde Stroh ausgebreitet, auf das wir uns gefesselt niederlegten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Artillerie-Schießversuche.] Jüngst haben, wie aus New-York geschrieben wird, bei Fort Monroe Artillerie-Schießproben stattgefunden, deren Resultate die Beachtung europäischer Experten in hohem Grad verdienen. Denn sie beweisen nichts Geringeres, als daß den modernen Riesengeschützen gegenüber die stärksten Festungsmauern „für die Katz' sind," wie man in Schwaben sagt. Es war eine Scheibe errichtet worden, bestehend aus einer 8 Fuß dicken Granitmauer, deren einzelne Theile mit eisernen Bolzen und Krammen verklammert waren, und deren Face vier zolldicke Schichten von gewalztem Eisen bedeckten. Die Geschütze (15zöllige glattgebohrte Rodman'sche mit runden Kugeln à 430 Pfund und Pulverladung von 46 Pfund 12zöllige mit cylindrischen Bolzen à 620 Pfund und Pulverladung von 55 Pfund) wurden 1050 Fuß von der Scheibe aufgestellt. Im Ganzen wurden 13 Schüsse abgefeuert, und diese genügten, um die ganze Mauer sammt der Eisenwand zu zertrümmern. Die letztere ertrug Beulen von 3 bis 5 Zoll Tiefe; bei 7 Zoll zersprang sie jedoch wie eine Glasscheibe. Eine 15zöllige Kugel, die auf eine von einem früheren Schuß vertiefte Stelle traf, fuhr glatt durch das Eisen hindurch und mehrere Zoll tief in den ganz wie Sand zerkrümmelnden Granit hinein. Ein 620-Pfünder-Projektil begrub sich förmlich in den zersplitterten Granit. Zentnerschwere Stücke des Gesteins wurden durch diesen Schuß bis zu 200 Fuß weit fortgeschleudert, und kleinere Bruchstücke bis zu 1000 Fuß weit. Auch da, wo die Kugeln das Eisen nicht durchschlugen, zertrümmerten sie doch die dahinter befindliche Mauer, so daß die schweren Klammern und Bolzen wie Späne in die Luft flogen. Nachdem die Mauer die 13 Schüsse empfangen hatte, war sie eine Trümmermasse, die sich zu weiteren Experimenten nicht eignete. Es wird nun unverzüglich eine neue, mit noch mehr Eisen gepanzerte Mauer errichtet werden, um weitere Proben anzustellen, und zu ermitteln wie fortan Forts gebaut werden müssen. Zu bemerken ist, daß als Positionsgeschütze in unsern Hafenforts noch viel größere Kanonen als die bei vorstehender Probe benutzten verwendet werden. Den Zugang zum Hafen von New-York schützen 12zöllige Kanonen, deren jede mehr als 50 Tonnen (114,000 Pfund) wiegt, und deren Kugeln zwischen 1000 und 1100 Pfund schwer sind.

Man schreibt der „Indep. belge" aus Petersburg unterm 7. Okt.: Bei Gelegenheit des Empfanges der Prinzessin Dagmar in Petersburg ereignete sich einer jener unliebsamen Vorfälle, die pikanten Stoff genug bieten, um die oft unangenehmen Folgen des trop de zèle abermals zu illustriren. In dem am 30. Sept. zu Ehren der hohen Braut veranstalteten théâtre paré welches die Elite der Petersburger Gesellschaft versammelte, hatte der Arrangeur des Ganzen, Graf Adlerberg, Minister des kaiserlichen Hauses, die Taktlosigkeit, dem Publikum durch zahllose in den Logen und Fauteuils des Parterre vertheilte Avisos jene Vorschrift der Hofetikette in Erinnerung zu bringen, nach welcher jede laute Beifallsbezeugung bei Ankunft und in Gegenwart des kaiserlichen Hofes untersagt sei. Allgemeines Geflüster, Bemerkungen im Hause über diese gerade in diesem Momente sonderbare Erinnerung. Unterdeß naht der Kaiser; überall empfangen ihn und Prinzessin Dagmar enthusiastische Rufe des Volkes auf den Straßen; er tritt in die Loge, einer neuen Ovation gewärtig. Er verneigt sich gegen das Publikum, jedoch nur tiefgesenkte Häupter und lautlose Stille erwidern diesen Gruß. Betroffenheit malt sich sowohl in den Mienen des Kaisers als der Prinzessin Dagmar. Jedoch noch nicht genug, eine zweite Taktlosigkeit folgte der ersten. Der Vorhang geht in die Höhe und der erste Akt der „Afrikanerin", in welchem bekanntlich Ines gegen ihren Willen verheirathet werden soll, beginnt; nach Beendigung dieser nicht eben glücklich gewählten Handlung verlangt das Publikum die Nationalhymne; dieselbe wird von dem Theater-Personale angestimmt; der Kaiser, die Kaiserin, Prinzessin Dagmar und der Großfürst-Thronfolger nähern sich der Logenbrüstung — abermals eisiges Schweigen im Publikum. Nach Beendigung der Vorstellung verläßt der Hof sichtlich verstimmt das Theater. Man spricht von äußerst gereizten Aeußerungen, zu welchen sich der Kaiser dem Grafen Adlerberg gegenüber, nachdem er die Ursache dieser demonstrativen Gleichgiltigkeit des Publikums erfahren, veranlaßt sah. Die Stellung des Grafen Adlerberg wird in Folge dessen als eine arg erschütterte betrachtet.

Viersylbige Charade.

Dem Schreinermeister fällt es ein,
Er möchte auch Beamter sein;
Das hat ihn denn so sehr gedruckt,
Daß er den Maßstab Zoll um Zoll verschluckt,
Nun sage mir mit zweien Worten
Was ist der Schreiner wohl geworden?

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Gelland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 252 Mittwoch, 24. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

Es blieb ihnen keine Wahl, als den mürrischen Gesellen sich selber und seiner Wache zu überlassen, und dann zu sehen, welchen weiteren Aufschluß sie bei Lampenlicht über das unglückliche Fahrzeug bekommen könnten. Der Steuermann wäre freilich am liebsten bis zum nächsten Morgen hier geblieben, um die Untersuchung bei Tag vorzunehmen, so öde, so unheimlich kam ihm der Platz vor, aber er wußte auch recht gut, daß Kapitän Wilkie keine Entschuldigung hätte gelten lassen, die ihn und sein Schiff länger, als die Elemente ihn zwangen, in dieser gefährlichen Straße gehalten. Die nothwendigsten Beweise für das begangene Verbrechen konnte er auch recht gut bei Licht sammeln und er zögerte denn auch nicht, seine Pflicht zu erfüllen.

So viel fanden sie auch bald, daß der Gefangene wenigstens in einer Hinsicht die Wahrheit gesagt hatte. Das Schiff ging wirklich in Ballast, und hatte wahrscheinlich seinen mitgebrachten Cargo in Sydney verkauft, und das baare Geld oder Wechsel dafür mitgenommen, außerdem aber einen wahren Ueberfluß von möglicher Weise zum Handel bestimmten Provisionen, Weinen und Spirituosen an Bord. Ganze Kisten mit in Blechbüchsen eingepackten und verlötheten Lebensmitteln fanden sie, Wein in Masse, und der Mate ließ gleich einmal zwei von seinen Leuten daran gehen, einen Theil derselben auf Deck zu hissen, um sie dann morgen mit ins Boot zu laden. In der einen Koje fanden sie auch noch eine Masse neues Segeltuch in ganzen Stücken, das ebenfalls als gute Prise erklärt wurde.

Unmittelbar unter der Kajüte war die Hauptvorrathskammer, darinnen aber noch einer kleiner Verschlag, wo gewöhnlich die für Kajütengebrauch mitgenommenen Waaren gehalten werden, und der Eingang dazu führte auch direkt von der Kajüte hinab.

Der Steuermann war mit unten im Zwischendeck, hielt die Laterne, und betrachtete sich die ziemlich starke Bretterwand, ob sie nicht vielleicht von hier aus, durch Losreißen einer der Planken, einen bequemen Eingang in das „Spintje" gewinnen könnten.

„Ach was, Mate," sagte der Bootsmann, der neben ihm stand — „da stecken dreizöllige Nägel drin, und wir quälen uns hier eine Stunde ab. Von oben gucken wir viel bequemer hinein, wenn's auch nicht eben der Mühe werth sein wird. Zu leben finden wir hier draußen genug, und ich glaube, wenn wir jetzt daran gingen, die Segel loszuschlingen und die eine neue Kette einzuladen, bekämen wir Fracht genug und hätten mehr Profit."

„Pst," sagte da Bob, der über eines der Fässer hinüber geleuchtet hatte, um zu sehen, ob dort vielleicht eine Thür hineinführte, „da drinnen stöhnt etwas."

„Das ist der Bursch in der Kajüte," sagte der Steuermann, „die Taue werden ihm wohl ein Bischen ins Fleisch schneiden, geschieht ihm Recht, dem störrischen Hallunken."

„Nein, Steuermann," rief aber der Mann zurück — „das ist hier drin — hol' mich Dieser oder Jener, da drin liegt Jemand," und er kletterte dabei hastig über sein Faß zurück, als ob er befürchte, daß da der Geist eines der Erschlagenen vielleicht umgehen, oder ein anderes Schreckbild vor ihm auftauchen könne.

Der Mate hob mahnend seine Hand empor und horchte — Alles war todtenstill, da plötzlich drang ein leises, aber deutliches Stöhnen von dort heraus.

„Beim Himmel, Du hast Recht, Bob," rief jetzt der Mate — „da drinnen liegt ein lebendes Wesen, was es auch sei, ein Hund oder Mensch, aber heraus müssen wir es haben. Eine Axt her — dort drüben habe ich eine liegen sehen."

Das verlangte Werkzeug war rasch gefunden und der Bootsmann hatte mit ein paar Hieben das eine Brett losgeschlagen. Jetzt vermochten sie das Werkzeug hinter die andere Planke zu bringen, und wenige Minuten später hatten sie die Rückwand des Verschlages so weit herausgebrochen, daß sie bequem den engen Raum betreten konnten.

Es waren starke beherzte Männer, die hier in dem fremden Fahrzeug ihr Rettungswerk begannen, aber trotzdem schlug ihnen doch das Herz fast hörbar in der Brust, als sie, mit ihren Laternen vorleuchtend, in den düsteren, unheimlichen Raum traten, der ihnen ein unbekanntes Schreckniß enthüllen sollte. Aber Keiner sprach ein Wort. — Lautlos stiegen sie über die nächsten, noch im Weg stehenden Kisten hinweg, und der Raum war hier durch das niedere Deck so beengt, daß

Digitized by Google

sie auf ihren Knieen vorkriechen mußten, aber daß sie sich nicht geirrt, bewies ihnen jenes, wenn nicht lauter doch deutlicher gewordene Stöhnen.

Der Steuermann war voran hineingekrochen, und die Lampe hochhebend, erkannte er bei dem matten, unsicheren Schein derselben eine menschliche Gestalt, die anscheinend gebunden am Boden lag. Aber großer Gott, wie sah der Unglückliche aus. — Mit zerrissenen Kleidern und blutbedeckt, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, mit nicht einmal Raum genug, sich auszustrecken, lag er, wie zwischen die Kisten hinein geworfen — nur noch Leben war in dem Körper und vielleicht ein Gefühl seines Elends und Jammers — weiter nichts.

Bewußtsein konnte der Unglückliche kaum noch haben, sonst hätte er seinen Rettern entgegengerufen und sie um Hülfe angefleht, aber er rührte und regte sich nicht, als die vier Männer, stumm vor Entsetzen, sich um ihn schaarten, und nur als sich der Steuermann endlich, mit einem aus tiefer Brust geholten Seufzer zu ihm niederbog, um ihm den Kopf etwas in die Höh' zu heben, theilten sich seine Lippen, und mit einem leisen, kaum hörbaren Laut flüsterte er:

„Wasser!

Der Steuermann warf den Blick umher. Dicht neben ihm stand eine geöffnete Kiste mit Flaschen.

„Was ist da drin? frug er.

Bob hatte schon eine der Flaschen herausgenommen, hielt sie an's Licht und las: „Sherry." — Ohne auch weiter einen Befehl abzuwarten, schlug er den Hals der Flasche an der nächsten Kiste ab, riß seinen Hut herunter, goß von dem Wein hinein und hielt ihn dem Verschmachtenden an die Lippen. Der Bootmann hatte indessen sein Messer herausgenommen und die Seile durchschnitten, die um den blutigen und eiternden Gelenken des Unglücklichen saßen, und während der Steuermann ihn jetzt mit dem Oberkörper emporrichtete, flößten sie ihm etwas von dem stärkenden Wein ein.

Aber die Luft hier unten war so schwül und dumpf, daß es selbst die von draußen eben hereinkommenden Männer kaum ertragen konnten. Es mag auch sein, daß sie der furchtbare Anblick hier übermannte, aber sie sehnten sich nach frischer Luft — hinaus aus dem engen entsetzlichen Raum.

Dicht neben der Stelle, wo der Unglückliche lag, führte eine kleine Treppenleiter zu einer Klappe im Deck, und wie sich bald zeigte, im Boden der Kajüte, und diese öffnete sich jetzt, während der bei dem Gefangenen Wacht haltende John nieder rief:

„Was zum Henker habt Ihr denn da gefunden — was ist's?"

„Wirf einmal ein Leintuch aus einer der Kojen herunter, John," lautete aber die Rückantwort des Mate. „Hier liegt ein halbtodter Mensch, den wir hinaufschaffen müssen."

„Ein Mensch?"

„Rasch — rasch — wer weiß, ob er noch lange genug lebt, um uns Auskunft zu geben."

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Am 30. Juni Früh um 8 Uhr brachen wir nach Empfang einer Wassersuppe zum Bahnhofe von Jauer auf, um über Liegnitz, Kohlfurt und Hansdorf nach Glogau transportirt zu werden. Ich bat den kommandirenden Offizier inständigst, ein Telegramm mit der Anzeige von meiner Existenz und dem Ziele unserer Reise an meine Frau abfertigen zu dürfen; allein vergebens. Vor der Stadt Jauer wurde auch sehr eifrig nach dem Pfarrer oder Pastor gefragt, der daher als unter uns befindlich vorher angezeigt worden sein muß, woraus hervorgeht, daß die Gefangennahme der obenbezeichneten Personen eine vorbedachte war. Der Pseudo-Landrath Scheps, der mit mehreren österreichischen Gefangenen auf einem Marodewagen vorausfuhr, entging den Mißhandlungen auf dem Wege nach Jauer dadurch, daß er den Hut eines österreichischen Jägers aufsetzte, wodurch er sich unkenntlich machte. Die Menschenmasse, welche uns unter Schimpfen und Insulten durch die Stadt Jauer bis zum Bahnhofe begleitete, war nicht geringer als am vorhergehenden Tage. Ich mit mehreren Anderen hatte mir bei der großen Hitze die Füße wundgegangen, und die Schmerzen beim Gehen vermehrten unsere Leiden. Auf der Eisenbahn wurden wir, gemischt mit den uns begleitenden Soldaten, je zehn in ein Koupé gepfercht, und von hier an bis nach Glogau, wo wir nach 5 Uhr Nachmittags ankamen, verließen wir den Waggon nicht mehr, und waren daher wenigstens vor Mißhandlungen geschützt. Auf jeder Eisenbahn-Station, wo unsere Ankunft bereits angezeigt worden sein mußte, erwarteten uns Tausende von Menschen, insbesondere in Liegnitz, Bunzlau, Kohlfurt, Hansdorf; in wirren Tönen hörten wir hundertfältig die Rufe: „Wo ist der Bürgermeister und der Landrath?" begleitet von den gemeinsten Schimpfworten und den rohesten Verwünschungen. Oft glaubte man, daß das Volk durch das massenhafte Andrängen der Eisenbahnwagen umstürzen werde.

Als wir die Station Hansdorf passirten, begegneten wir dem König von Preußen, der, wie gesagt wurde, mit dem Grafen Bismarck und dem Kriegsminister nach Reichenberg zur Armee fuhr. Dieser Umstand war für uns im höchsten Grade bedauerlich, denn daß hier dem Könige all die Erfindungen über Trautenau und über unsere Person als Thatsachen gemeldet wurden, scheint außer Zweifel zu sein. Der preußische Kriegsminister

Digitized by Google

soll von der Station Hansdorf aus die Art unserer Behandlung dem Festungskommandanten in Glogau vorgezeichnet, und der König soll sich die Judikatur über uns unmittelbar vorbehalten haben und äußerst erzürnt gewesen sein. Auf der Station Glogau erwarteten uns Zivil- und Militärgefangene, eine Kompagnie Landwehr des 7. Regiments, welche uns mit der Wachmannschaft in die Mitte nahm und von der versammelten Zivil-Bevölkerung trennte; überhaupt bemerkten wir hier ein ruhigeres, anständiges Verhalten der Zivilbevölkerung, und das ernste Streben von Seite der Zivilautoritäten, jede Gemeinheit hintanzuhalten, und es ist auch bei unserem Einzuge in die Festung Glogau weder eine hervorragende Beschimpfung noch eine Mißhandlung von Seite der Zivilbevölkerung vorgekommen; einige Kolbenstöße von Seite roher Landwehrleute hatten für uns nur noch eine untergeordnete Bedeutung.

Die Militärgefangenen wurden in eine Kaserne abgegeben, und wir wurden ungefähr nach 7 Uhr Abends unter groben Beschimpfungen von Seite der Landwehr zum Militärgefängniß gebracht und vor demselben in einem Hofe aufgestellt. Ohne Speise und Trank vom Morgen an, waren wir ermattet, und es wurde uns der begehrte Trunk Wasser ausdrücklich verweigert.

Wir glaubten in Glogau von Landwehr-Soldaten schon genug beschimpft gewesen zu sein, allein der Platzmajor Schulz konnte diese schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich als Virtuos in diesem Genre zu zeigen, er leitete zu diesem Ende vor dem Militär-Gefängnisse eine große Produktion ein, worin er sich die Solo-Partien sämmtlich vorbehielt; mit der Melodie „Schweinhunde, Gesindel“ wurde angefangen, die Landwehr-Soldaten stimmten im kräftigen Chore mit allen möglichen Refrains ein.

Der Major hatte jedoch an uns ein sehr undankbares Publikum, wir waren von diesen Genüssen bereits übersättigt, obwohl wir gestehen müssen, daß er die Hauskaechte von Liebau und von Landeshut im Schimpfen bei weitem übertraf, wenigstens hatten Letztere den Anstand, die Person unseres Kaisers aus dem Bereiche ihrer unsauberen Erörterungen zu lassen.

Sollten einmal die schlesischen Städte und Ortschaften, durch die wir geführt wurden, um den Vorzug in der rohen Behandlung streiten, so gebührt jedenfalls der Stadt Landeshut der Preis.

Nach acht Uhr Abends wurden wir in das erste Stockwerk des Militär-Gefängnisses, und zwar ich abgesondert und die Uebrigen je zwei in eine Zelle gebracht. Die Zelle hatte 1¾ Quadratklafter Flächenraum, war ungedielt, und das einzige Einrichtungsstück in derselben war ein Spucknapf. In der ganzen Zelle war kein Gegenstand, auf dem man sich setzen oder legen, an dem man etwas aufhängen, oder auf den man etwas legen konnte. Selbst die Brüstung des in einer Höhe von sieben Fuß befindlichen vergitterten kleinen Fensters war so schief, daß kein Gegenstand darauf liegen bleiben konnte. Zum Nachtlager diente ein Bund Stroh. Die einzige Kost, die uns am 30. Juni gereicht wurde, bestand außer der erwähnten Frühstücks-Suppe, in einer Portion Kommißbrod und Wasser.

Nach den erlittenen empörenden Mißhandlungen und den öffentlichen Beschimpfungen der letzten Tage gelangten wir wieder zum ruhigen Bewußtsein und damit auch zur Erkenntniß des Erschrecklichen unserer Lage in Feindeshänden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Kardinal v. Scitovszky, Fürst-Primas von Ungarn. †] Am 19. Oktober starb, wie schon erwähnt, zu Gran der Kardinal v. Scitovszky, Fürst-Primas von Ungarn. Aus armer Bauernhütte hervorgegangen, erreichte der Verewigte eine der höchsten Stufen, die menschlichem Streben hienieden zugänglich sind. Johannes Scitovszky de Nagy-Kér wurde am 1. November 1785 in Vela, einem Dorfe des Abaujvarer Komitates, geboren. Nachdem er in Jolsva die Normalschule besucht hatte, begann und vollendete er die Gymnasialstudien zu Rosenau in der Zips. Im Jahre 1804 trat er daselbst als Kleriker in den geistlichen Stand und wurde im Jahre 1808 zum Doktor der Philosophie, im Jahre 1813 zum Doktor der Theologie promovirt. Am 5. November 1809 erhielt er in Rosenau die priesterliche Weihe und wurde bald darauf zum Professor der Philosophie am Rosenauer Gymnasium ernannt. Am 14. September 1824 erhielt er die Würde eines Domherrn und Rektors des Seminars mit Beibehaltung der Professur. Er stieg nun verhältnißmäßig rasch auf der Stufenleiter geistlicher Würden empor. Am 17. August 1827 wurde er Bischof von Rosenau, 1838 Bischof von Fünfkirchen und am 21. Juli 1849 Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn. 1853 führte er die Jésuiten nach Tyrnau zurück und eröffnete im Mai daselbst das Gymnasium. In demselben Jahre beauftragte ihn der Papst mit der apostolischen Visitation aller Mannsklöster in den drei ungarischen Erzbisthümern Gran, Erlau und Kalocsa. Am 7. März 1853 wurde er im geheimen Konsistorium zu Rom von Sr. Heiligkeit zum Kardinal ernannt.

[Zur Lehre von der Cholera.] Die Aerzte Dr. A. Bazinsky und Dr. P. Guttmann in Berlin haben vor wenigen Tagen durch verschiedene Versuche an Kaninchen und Hunden, und zwar durch Einspritzungen theils frischer, theils einige Tage alter Cholera-Exkremente unter die Haut an verschiedenen

Stellen dieser Thiere, bei anderen in den Mägen derselben, mehrere interessante Resultate erreicht, welche sich unter folgende vier Punkte zusammenfassen lassen: 1) die Darm-Ausleerungen von cholerakranken Menschen wirken frisch und älter bei Thieren, denen sie unter die Haut eingespritzt werden, giftig; 2) dieselbe Menge solcher Cholera-Excremente, die unter die Haut eingespritzt, tödtlich ist, erzeugt, in den Magen eingebracht, nicht einmal krankhafte Erscheinungen; 3) die Thiere sterben, ohne daß sich an der Leiche die Todesursache nachweisen läßt; 4) die Thiere sterben nicht unter Symptomen der Cholera, sondern, wenn man sich durchaus eines unklaren Begriffes bedienen will, an Blutvergiftung.

Der bekannte Tenorist Niemann ist lebenslänglich für die Berliner Hofbühne engagirt worden, nachdem die Direktion des Wiener Hoftheaters sich vergeblich bemüht hatte, ihn für sich zu gewinnen. Man will wissen, die Unterhandlungen seien durch die Preußen, welche auch in diesem Falle die Wiener Anträge geschickt zu umgehen wußten, vereitelt worden. Bald nachdem das Geschick Hannovers und damit auch jenes des dortigen Hoftheaters entschieden war, wendete sich die Wiener Direktion mit sehr acceptablen Anträgen an den freigewordenen Sänger. Dieselben wurden mit amtlicher Gewissenhaftigkeit, in großem Couvert mit dem großen kaiserlichen Siegel der Hof-Operndirektion, an ihre Adresse in das von Preußen besetzte und administrirte Hannover gesendet. Wie die Sieger das Briefgeheimniß achteten, ist nicht bekannt, aber ohne sonderlichen Scharfblick mochte der preußische Postbeamte in Hannover in dem amtlichen Briefe aus Wien etwas Bemerkenswerthes entdecken. Man telegraphirte nach Berlin und hielt selbstverständlich den Wiener Brief zurück. Hr. v. Hülsen schickte schnell seinen Abgesandten nach Hannover, dieser unterhandelte mit Niemann, drängte ihn zur Entscheidung, engagirte ihn auf kurzem Wege und — ließ ihm dann die Wiener Anträge übergeben. So berichten Wiener Blätter.

Die Mitglieder des Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung sind zur dießjährigen Konferenz am 29. Oktober nach dem gegenwärtigen Vororte Wien einberufen worden. Auf der Tagesordnung stehen vorläufig: Prüfung der Rechnungen vom 2. Dezember vorigen Jahres, Aufstellung des Jahresbudgets pro 1867, Rechenschaftsbericht für das Jahr 1866 und Vorlage der revidirten Statuten; außerdem der Berliner Antrag auf Revision des Vertrages mit der königlich sächsischen Regierung. Bekanntlich besteht der Verwaltungsrath für die gegenwärtige Verwaltungsperiode (bis 1870) aus zwei Mitgliedern des Vorortes und je einem Mitgliede der Zweigvereine Berlin, Köln, Weimar, Baden und München.

Ein schlaues Gaunerstück wird aus Berlin berichtet: „Einem Restaurateur in der Rosenthalerstraße wurde dieser Tage von einem Fremden, der sich für den Vertreter eines großen auswärtigen Weingeschäftes ausgab, ein in Berlin lagerndes, angeblich wegen Todes des Bestellers nicht abgenommenes Faß Ungarwein zum Kauf angeboten. Die Probe aus dem Spunde gefiel, der Handel wurde geschlossen und das Geld ausgezahlt. Als aber der Käufer ein paar Tage darauf den Inhalt auf Flaschen ziehen wollte, entquoll dem Hahn nichts als Wasser. Der Gauner hatte innerhalb des Spundes einen breiten, mit gutem Wein gefüllten Gummischlauch angebracht und damit die Probe bewerkstelligt.

Der Wiener „Volksfreund“ erzählt: Bei einem Hochzeitsmahle in Oesterreich wurde der erste Toast auf einen anwesenden Herrn Kooperator ausgebracht mit den Worten: „Der hochwürdige Herr Kooperator soll leben!“ Dieser hatte seit längerer Zeit kein Gehalt bekommen und lebte in drückender Noth. Daher replizirte er: „Aber wovon soll ich leben?“

Logogryph.

Ich zünde und nähre dein Feuer,
Ich mache die Freude dir freier,
Ich wirke, ich förd're dich weiter,
Doch brauchst du nicht Roß und nicht Reiter.
Ich öff'ne mich, und ich verschlinge,
Ich nenne dir jegliche Dinge,
Durch mich wirst vom Bösen gesunden,
Auch lernst du mich trefflich von Hunden;
Setz' immer neue Stirn mir an,
Damit ich all' dieß leisten kann.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 243.

Eine Räthselnuß, hart:
„Lazirinthe“;
Eine Räthselnuß, weich:
„Vogelbauer“;
Für gut' und schlechte Zähne zugleich.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Jak. H...t.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 253 Donnerstag, 25. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

John verschwand von der Oeffnung, aber schon wenige Sekunden später flog eines der Bettlücher hinab, und die Matrosen hoben so vorsichtig und sorglich wie nur möglich den Verwundeten hinein, um ihn damit besser durch die Lucke in die Kajüte hinaufheben zu können.

Das war kein leichtes Stück Arbeit, aber es ging mit Hülfe der Leiter, und wie sie nur erst einmal den Oberkörper so weit hinauf hatten, daß John das Leintuch fassen konnte, brachten sie den indeß ohnmächtig Gewordenen wenigstens in die Kajüte.

Aber auch hier durfte er nicht bleiben, denn auch hier war es dumpf und schwül, und ohne den Unglücklichen auch nur auf den Boden zu legen, trugen sie ihn aus der Thür hinaus, an die frische Luft, um ihn dort an Deck zu legen. John sprang indessen in des Kapitäns Kajüte, riß dessen blutige Matratze heraus, wobei er eine darunter liegende Brieftasche fand und einsteckte. Er schleppte dann die Matratze hinauf und auf diese betteten sie jetzt den Armen, und während einer der Leute einen Eimer Wasser heraufzog, um ihm Schläfe und Stirn zu waschen, suchte ihm der Steuermann nochmals ein paar Tropfen Wein einzuflößen.

An den Gefangenen hatte indessen, in der Erregung über die neue Entdeckung, Niemand gedacht, oder sich um ihn gekümmert; lag er doch auch fest gebunden im Schiff und konnte ihnen also gar nicht entgehen; aber er war ein aufmerksamer Zeuge des Ganzen gewesen, und so theilnahmslos und gleichgiltig er sich bis jetzt gezeigt, so wilde Leidenschaften schienen ihn in diesem Augenblick zu beherrschen.

Schon bei dem ersten Geräusch, als die Seeleute da unten die Planken des Verschlags auseinander hieben, war er zusammengezuckt, und wenn er auch seinen Wächter nicht merken ließ, was in ihm vorging, knirschte er doch seine Zähne fest und ingrimmig zusammen und suchte vergebens seine Arme aus der ihn haltenden Schlinge zu befreien.

John achtete dabei gar nicht auf ihn — er hörte, daß da unten etwas Besonderes vorging, und horchte, bis er die Stimme der Seinen dicht unter der Luke vernahm, und diese dann öffnete. Jetzt war er mit den Andern oben an Deck beschäftigt, den Bewußtlosen ins Leben zurückzurufen, und wie nöthig wäre er gerade in dem Augenblick in der Kajüte gewesen!

Dort lag der Gefangene und zerrte an seinen Banden, aber nicht mehr verzweifelnd und in blinder, seine Kräfte erschöpfenden Leidenschaft, sondern vorsichtig und geschickt. Er hatte gefühlt, daß die eine Schlinge, die ihn hielt, etwas nachgelassen, und während er die linke Hand herüber und hinüber drehte, zwang er sich die Schnur weiter und weiter über den Daumen. Die Haut riß er sich wund, dabei, aber er fühlte keinen Schmerz; der Schweiß trat ihm von der Anstrengung auf die Stirn, aber er empfand keine Erschöpfung und jetzt — jetzt hatte er die linke Hand heraus. Im Nu war das nun lockere Seil auch über die rechte Hand gestreift, und das Feuerzeug vom Tisch aufgreifend, sprang er damit in die nämliche Luke hinunter, aus welcher die Leute der „Betsy Ann" eben erst den unglücklichen Gefangenen befreit hatten.

6. Unerwartete Störung.

Die Matrosen hatten indessen die Genugthuung, das arme mißhandelte Menschenkind wieder ins Leben zurückzurufen, und dazu trug wahrscheinlich ebenso viel die frische balsamische Nachtluft, als die eingeflößte Erfrischung bei. Nasse Tücher wurden ihm außerdem um die Stirn gelegt, und ordentlich rührend war es zu sehen, wie sich die rauhen Seeleute mit fast weiblicher Sorgfalt bemühten, ihm sein Lager bequemer zu machen, oder irgend etwas zur Linderung seiner Schmerzen beizutragen.

Räthselhaft blieb freilich immer noch der Zusammenhang des Ganzen — wie der trunkene wüste Bursche allein in die Kajüte, wie der Gebundene da hinab in den Raum kam; wenn auch ein dunkler Verdacht über den Zusammenhang in dem Herzen des Steuermanns aufstieg. Jedenfalls beschloß er unter den jetzigen Umständen den Tagesanbruch nicht abzuwarten, sondern lieber gleich mit dem, was sie an Deck geschafft und dem Gefangenen wie den Verwundeten an Bord zurückzukehren, wo dieser auch bessere Pflege finden konnte wie hier. Brachten sie den armen Teufel dann so weit, daß er nur eine Andeutung über das Geschehene geben

Digitized by Google

konnte, so entschloß sich Kapitän Willie vielleicht, einen Tag daran zu wenden, und die Lauch doch einmal herüber zu schicken — es lohnte immer der Mühe. — Aber der Gefangene —

„Aller Wetter!“ rief der Steuermann plötzlich, als ihm der wieder einfiel — „was thust denn Du hier an Deck, John? drinnen in der Kajüte —“

Er konnte seinen Satz nicht beenden, denn ein furchtbarer Schlag schmetterte in dem Augenblick durch das Schiff, und mit dem Schlag zugleich schoß eine Feuersäule empor und warf Trümmer und Holzstücken ringsumher, daß einzelne davon bis in die, gegen das Riff anprallende Brandung stürzten.

Die Seeleute fuhren erschreckt empor und waren einen Moment wie erstarrt — es schien fast, als ob sie einen zweiten Schlag erwarteten, der das Schiff dann von einander reißen mußte. Aber nur dunkler, unheimlicher Qualm — der Pulverrauch — wälzte sich von der, der See zugekehrten Seite des Schiffes in die Höhe und quoll jetzt auch aus der noch offenen und auf das Hauptdeck führenden Kajütenthür heraus.

Der Verwundete selber schien von dem Knall der Explosion aus seinem Hinbrüten erwacht zu sein. Zum Erstenmal öffnete er die Augen und sah verstört um sich.

„Die Kajüte brennt!“ rief da der Bootsmann.

Es war als ob der Verwundete etwas sagen wolle, aber keinen Laut brachte er über die halbgeöffneten Lippen — er hob den Arm noch ein wenig und brach dann wieder erschöpft oder ohnmächtig zusammen.

Aber etwas Anderes fesselte die Aufmerksamkeit der Leute jetzt, denn aus dem unteren Raum scholl ein wildes, markdurchschneidendes Angstgeheul zu ihnen empor.

„Das ist der Schuft, der uns das Pulver angezündet hat,“ rief da der Steuermann und sprang mit einem Satz auf das Quarterdeck hinauf, wo er mit dem ersten Besten, was ihm in die Hand fiel, die Glasscheiben des Skylights zusammenschlug, um dem Qualm wenigstens Abzug aus der Kajüte zu geben — das half auch — durch die Lücke, die sich das Pulver gerissen, durch die obere Oeffnung und die Thür strömte der Dampf ins Freie — aber es war nicht allein das Pulver, das ihn erzeugt hatte, denn das aus den Weinkisten umhergestreute Stroh da unten hatte wahrscheinlich ebenfalls Feuer gefangen, und dicker schwarzer Rauch folgte dem weißen Pulverdampf.

Und markdurchschneidender wurde das Geheul des da unten jetzt von seinem Geschick Ereilten, und der Steuermann, als er fand, daß er nicht von oben eindringen — wenigstens nichts in dem innern Raum erkennen könne, während er selber fürchten mußte in der Dunkelheit hinabzustürzen, dachte an die Planken, die sie vorhin im Zwischendeck losgeschlagen, und rief zweien seiner Leute, ihm dahin zu folgen.

Der Rauch war hier nicht so arg, da ihn der Luftzug mehr nach oben jagte, und von den wilden Schreien des dort zurückgehaltenen Menschen geleitet, drangen sie mit ihren Laternen in das Innern vor. Aber sie kamen nicht weit. Nur das konnten sie noch erkennen, daß dort unten durch die Explosion nicht allein die Kisten durcheinander geworfen, sondern auch ein paar der Deckbalken eingestürzt waren — da brach eine helle lodernde Flamme empor — hoch ein wilder Aufschrei — dann Todtenstille in dem unheimlichen Raum, und nur das Knistern der Flamme in dem Stroh und Holz.

Die Seeleute konnten kaum rasch genug zurück, damit sie nicht selber von Gluth und Rauch gepackt und erstickt würden, und jetzt war auch ihres Bleibens nicht länger an Bord.

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Den 1. Juli, einen Sonntag, verbrachte ich mit der Pflege meines wunden Fußes. Ich ersuchte um ein Verhör am nächsten Tage und um die Gestattung des Schreibens einiger Zeilen an meine Frau; allein vergebens; diese Bitten wiederholte ich die folgenden Tage ebenso fruchtlos. Am 2. Juli Nachmittags wurden wir durch den obbezeichneten Platzmajor aus dem Militär-Gefängnisse unter Militär-Eskorte in das mit dem Kreisgerichte in Glogau in Verbindung stehende Inquisitions- und Gefangenhaus geführt. Vor dem Gefangenhause erwartete uns der Festungskommandant Oberst von Wollenhaupt und der Vorstand des Kreisgerichts und Gefangenhauses, Kreisgerichts-Direktor von Wurmb.

Als wir in einem Hofe vor dem Gefangenhause Halt gemacht hatten, bemerkte der Kreisgerichts-Direktor: „Mit diesem Gesindel hätte man kurzen Prozeß machen und Alle aufhenken sollen!“ Gewiß eine sonderbare Bemerkung aus dem Munde des Vorstandes eines Zivil-Tribunals. Ich dachte hiebei unwillkürlich an die Scene in dem Lustspiele: „Steffen Langer aus Glogau“, in welchem der durch den Stock des russischen Czars Peter oft heimgesuchte Steffen in dem Innern eines Kamins dem großen Peter die Grundelemente des Strafverfahrens mit den Worten beibringt: „Zuerst untersuchen und dann prügeln, nicht aber zuerst prügeln und dann untersuchen.“

Sodann wurden uns die Stricke von den Händen genommen, jedoch, um den Wahn einer Erleichterung nicht aufkommen zu lassen, sogleich bemerkt, daß wir in Ketten gelegt werden. Wie immer war ich auch hier wieder der Bevorzugte; ich mußte zuerst vortreten, und der Kreisgerichts-Direktor rief einem Gefangen-Aufseher zu: „In die Zelle Nr. 9, aus der gestern

Digitized by Google

die Meuchelmörderin genommen wurde". Ich wurde also in Einzelhaft gegeben. Die anderen Mitgefangenen kamen je zwei in eine Zelle. Die einzelnen Fesseln sammt dem Schlosse waren wohl über sechs Pfund schwer; ich wurde an Hand und Fuß gefesselt, von den Mitgefangenen wurden je die beiden Zellengenossen, der Eine am Fuße, der Andere am Arme zusammengefesselt. Die gewölbte Zelle hatte ungefähr einen Flächenraum von 2¾ Quadratklaftern, war rein gehalten und in der Höhe von beiläufig sieben Fuß mit einem kleinen vergitterten Fenster versehen. Die Einrichtung bestand in einem Tische, zwei Schemeln und einem Schränkchen. In der Wand war ein gußeiserner Nachtstuhl eingemauert, der von Außen gereinigt werden konnte.

Sogleich nach unserer Aufnahme in die Zelle wurde uns Alles abgenommen, was nicht unbedingt zur Kleidung gehörte, sogar die Hemdknöpfe und der eigene Kamm. Kein Bleistift und kein Streifen Papier wurde uns gelassen. Als einzige Lektüre war ein evangelisches Gesangbuch vorhanden. Am ersten Abende hatten wir gar nichts zu essen, weil wir das Brod im Militär-Gefängnisse zurücklißen; auch erhielten wir zum Nachtlager nicht einmal Stroh, wir mußten in Ketten auf dem bloßen Fußboden liegen. Ich nahm mir den Hut und meine Stiefel unter den Kopf, da ich, weil gefesselt, nicht einmal den Rock ausziehen konnte.

Am nächsten Tage wurden wir in der Badestube des Gefangenenhauses gebadet, und wenn noch Jemand in Preußen, wo sich die Bevölkerung so viel Intelligenz und Zivilisation zuschreibt, über die Art und den Umfang unserer Mißhandlung im Zweifel sein sollte, so werden der Gefangenaufseher Kühnel und der Strafgefangene Schmidl der Wahrheit Zeugniß geben und sagen, daß es noch an jenem Tage wenige Stellen an meinem Körper gab, die nicht blau und mit Blut unterlaufen waren.

Bei dieser Gelegenheit — am 3. Juli — brachten wir seit dem 27. Juni das Erstemal jene Kleider vom Leibe, die wir am letzteren Tage angezogen hätten. Es wurde einem Jeden von uns ein Hemd verabreicht. In jede Zelle wurde ein Strohsack mit einem festgestopften Strohpolster und eine überzogene Kotze zum Zudecken gebracht.

Von diesem Tage an bis zum 25. Juli haben wir nur zweimal den Fuß über die Gefängnißschwelle gesetzt, nämlich am 14. und 21. Juli, an welchen Tagen wir unter strenger Aufsicht in den dritten Stock desselben Kreisgerichtsgebäudes geführt wurden, um eine bei einem Hausaltar gelesene heilige Messe zu hören. Am 4. Juli visitirte der Vizepräsident des Appellationsgerichts, Dr. v. Roenne, die Gefängnißzellen, und ich bat ihn, dahin zu wirken, daß wir so schleunig als möglich verhört werden, damit mir eine Lektüre und das Schreiben eines offenen Briefes an meine Frau gestattet werde. Er versprach, Letzteres zu beantragen, und bezüglich der andern Bitten erklärte er, keinen Einfluß nehmen zu können, indem wir fortwährend unter der Militär-Jurisdiktion stehen und dem Kreisgerichte nur die Ueberwachung der Hausordnung zukommt.

Bevor ich auf die Schilderung unseres Gefängnißlebens übergehe, will ich einige Blicke über das Haus hingleiten lassen, das uns zum gezwungenen Aufenthalte angewiesen wurde. Dasselbe ist drei Stockwerke hoch, liegt unmittelbar an den damals armirten Festungsmauern und hat nur eine Frontseite gegen die Gasse; auf den übrigen Seiten ist es mit fünf, durch hohe Mauern eingefriedeten Höfen umgeben. Es ist für seinen Zweck sehr gut eingerichtet, wird sehr rein gehalten und enthält auch die Amtslokalitäten des Kreisgerichtes. Die Hausordnung wird sehr pünktlich und strenge gehandhabt, um 4¾ Uhr werden alle Strafgefangenen mittelst Glockenzeichen geweckt, und um 5 Uhr müssen sämmtliche Strafgefangenen bei ihrer zugewiesenen Arbeit sein; zu Mittag von 12 — 1 Uhr ist eine Ruhestunde, und dann wird gearbeitet bis 7 Uhr, und um 8 Uhr Abends ist im ganzen Gebäude die vollste Ruhe, es wird nur noch der Tritt des Militärwachpostens gehört. Die Mauern zwischen den einzelnen Zellenwänden sind so dick, daß man auch in der größten Abendstille nur einzelne Worte hindurch vernehmen kann. Wir waren bis auf die Arbeit der Hausordnung unterworfen. In jeder Zelle hängt ein Täfelchen mit den detaillirten Verhaltungsregeln für die Gefangenen innerhalb und außerhalb des Gefängnisses. In den ersten vier Wochen wurde meine Zelle in der Regel nur viermal täglich geöffnet, um die Fesseln beim Aus- und Anziehen abzunehmen und anzulegen. Die Kost wurde durch eine verschließbare Oeffnung in der Zellenthür gereicht und bestand in unterbrochener Ordnung während der ganzen Gefangenschaft Früh ⅝6 Uhr in einer kübelsauren Wassersuppe, zu Mittag 12 Uhr in einem Brei und Abends um 6 Uhr in einer Wassersuppe. Der sich für jede Woche wiederholende Speisezettel für den Mittag bestand am Samstag in Erdäpfeln in der Schale und einem halben Häringe, an allen übrigen Tagen Wasserbrei, und zwar: Sonntags Erdäpfel mit Bohnen, Montags Erdäpfel mit Reis, Dienstags nur Erdäpfel, Mittwochs Erdäpfel mit Erbsen, Donnerstags Erdäpfel mit Hirse und Freitags Erdäpfel mit den gröbsten Grauben. Die abendliche Wassersuppe bestand in ewigem Wechsel aus Brot, Mehl und Gries. Wir faßten immer für 4 Tage Kommisbrod, welches das Beste von der ganzen Kost war. Rauchen und Schnupfen durften wir ebensowenig, als für unsere eigene Rechnung etwas zur Aufbesserung kaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Jahren brachten die Zeitungen die Nachricht von dem Tode eines Generals Köhler in englischen Diensten, der, deutschen Ursprungs, mit einem großen Vermögen ohne Erben in Jaffa gestorben war. Die Geschichte gab wieder viel Anlaß zu den beliebten Erbschaftsspekulationen, die schon manche Familie ruinirt haben. Wie das „Fr.-Bl." mittheilt, befand sich in Berlin eine Frau S., geborne Köhler, die sich ein kleines Besitzthum erworben, wovon sie für ihre ganze Lebenszeit sorgenfrei existiren konnte. Als dieser die Erbschaftsgeschichte zu Ohren kam, hatte sie bald herausgebracht, daß der Bruder ihres Großvaters einst nach Indien gegangen und dort verschollen war. Frau S. suchte nun sich erfahrene Männer heranzuziehen, um ihren Plan besser verfolgen zu können; es wurde Geld über Geld verschwendet, nach allen Gegenden hin geschrieben; aber Alles leider ohne Erfolg. Die Frau hatte schon die Hälfte ihres Vermögens geopfert, da faßte sie noch den abenteuerlichen Entschluß, selbst nach England zu reisen, um dort ihre Sache in Person zu betreiben. Es wurde ihr von allen Seiten abgerathen, jedoch vergebens. Gegen schweres Geld verschaffte sie sich die erforderlichen Papiere und reiste vor etwa 2 Monaten ab. In der vorigen Woche ist die Frau nicht, wie sie gehofft, als Millionärin, sondern als Bettlerin wieder in Berlin eingetroffen.

Aus Alexandria, 4. Oktbr., schreibt man dem „Moniteur" Näheres über den Stand der Arbeiten des Suez-Kanals. Gegenwärtig werden diese Arbeiten auf der Strecke von Suez bis Chalus mit großem Eifer betrieben. Die Zahl der dort auszugrabenden Kubikmeter Erde beläuft sich auf 15,907,246, von denen bis jetzt 202,542 abgetragen sind. Es sind also auf dieser zuletzt in Angriff genommenen Strecke noch 15,704,704 Kubikmeter Erdreich wegzuschaffen. In den drei Bauhütten, welche sich zwischen Suez und Chalus befinden, sind 2200 Arbeiter beschäftigt. Eine dort gelagerte Felsbank, deren Masse 24,393 Kubikmeter beträgt, muß durch Sprengarbeiten entfernt werden. 13,856 Kubikmeter sind bereits beseitigt, und für Beseitigung der übrigen braucht man noch ungefähr 5 Monate Arbeit. Nach einer kürzlich erfolgten Verfügung des Komite's wird die Breite des Kanals an den Stellen, wo der Boden über dem höchsten Wasserstand liegt, auf 102 Meter gebracht.

In Lille hat ein Fabrikant ein eigenes Mittel gegen die Cholera vielfach und mit Erfolg in Anwendung gebracht. Er wickelte nämlich die Patienten ganz in rohe Wolle ein und setzte sie sehr heißen Dämpfen aus. Eine seiner Arbeiterinnen, die sich schon in einem beinahe rettungslosen Zustande befand, wurde durch diese Behandlung gerettet, aber durch den Dampf an der Schulter verbrannt, so daß eine zweitägige Arbeitsunfähigkeit daraus entstand. Die dankbare Patientin hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine Entschädigungsklage gegen den improvisirten Choleradoktor einzuleiten. Der Friedensrichter, dem der Fall eigenthümlich vorkam, erließ endlich unter dem hellen Gelächter des Publikums, die salomonische Erklärung, daß er bereit sei, den Fabrikanten zu verurtheilen, nur müsse er vorher der Klägerin ihre Cholera wieder zurückerstatten.

In Frankreich ist eine neue Ausnutzung von Obstabfällen und Rückständen erfunden. Man hat nämlich mit Vortheil versucht, aus den bei der Apfel- und Birnwein-Bereitung sich einstellenden Rückständen (den sog. Bälgen) Leuchtgas zu fabriziren, das eine bedeutende Lichtstärke zeigt. Als Nebenprodukt wird Essigsäure gewonnen, welche ähnlich wie Holzessig verwendet werden kann. Aus dem sich darstellenden Theeröl wird ferner ein schöner gelber Farbstoff erzeugt, der zum Färben von Seide und Wolle sehr geeignet und überaus dauerhaft ist, natürlich weder von Seifenwasser noch auch von Säuren angegriffen wird. Dieser neue Farbstoff wird in zweierlei Form in den Handel gebracht, breiig und pulverig. Kürzlich ist auch in der Rheinpfalz ein Patent auf eine analoge Sache erworben worden; es handelt sich hierbei nämlich um die Gewinnung von Leuchtgas und Farbstoff aus den bei der Traubenwein-Bereitung sich ergebenden Rückständen. Die Neuerung ist insbesondere von dem französischen Chemiker Tiffandier verfolgt worden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 244:

„Lavater" fromm und gut,
Ein Dichter und Gelehrter,
Ein Menschenkenner, und
Als Menschenfreund Verehrter;
Dieß Alles klingt recht schön,
Und dient uns zu belehren:
Auch Tugend und Verdienst
Im Räthselspiel zu ehren.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F..... und Th. K—r in Eisenbach.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 254 Freitag, 26. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Fortsetzung.)

Der Bootsmann hatte indessen schon nach der Launch gesehen, ob nicht hineingeworfene Holzstücke sie vielleicht zertrümmert oder so arg beschädigt hätten, daß sie nicht wagen durften, damit in See zu gehen. Aber glücklicher Weise lag sie an der Landseite zu Larbord, während die Explosion an der Starbordseite des Schiffes nur diese Seite auseinander gerissen und dorthin die Bruchstücke geschleudert hatte.

Kaum an Deck, griffen Alle jetzt zu, um den Verwundeten in das Boot zu heben, und dann von den Gütern, die sie glücklicher Weise schon hinausgeschafft, noch zu bergen, was möglich war. Zwei der Leute holten die Launch dazu weiter nach vorn, wo sie noch nicht von dem Feuer belästigt wurden, und das Einladen ging jetzt rasch und ungesäumt vor sich.

Das Feuer machte auch in der That nicht gleich so rasche Fortschritte, da es noch immer von dem Qualm des oben dort unten liegenden Strohes erstickt wurde, und ebensowenig brauchten sie zu fürchten, daß das auf den Korallen feststitzende Schiff mit ihnen wegsank. Rücksicht auf das Schiff selber durften sie auch nicht nehmen, denn das ließ sich nicht mehr retten. Im Nu war deßhalb dort, wo die Launch lag, die obere Schanzkleidung — die sogenannte Monkeyrailing und eine der Regelingsstutzen weggeschlagen, und damit das offene Deck des tief liegenden Schiffes fast dicht über ihr Boot gebracht, daß sie die Kisten und sonstigen Gegenstände nur hineinzuschieben brauchten, und die Leute warfen dann noch von Brassen und sonstigem Tauwerk los, was sie erreichen und rasch in Sicherheit bringen konnten.

Aber nicht lange ließ ihnen das Element, das jetzt von dem Schiff Besitz ergriffen, Zeit dazu. Die Flamme, die ihnen zu ihrer Arbeit leuchtete, hatte das getheerte Takelwerk ergriffen, und schoß von dem Besahnmast hinüber an den Stagen nach dem Hauptmast, lief an Wanten und Pardunen, wie das Theer flüssig wurde, mit Blitzesschnelle hinauf und glitt auch bis nach dem Vormast hinüber. Die oben zuerst durchgebrannten Pardunen schlugen dann auf Deck nieder, daß die Funken weit umherprühten und nicht allein an der Back fing dort aufgeholtes Takelwerk schon zu glimmen an, sondern auch aus dem Vorcastell quoll der Rauch, da sich das Feuer im Zwischendeck unten fortgepflanzt hatte.

Es war die höchste Zeit, daß die Leute von der „Betsy Ann" das brennende Schiff verließen, wenn sie nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollten, daß selbst das Deck, auf dem sie standen, von unten verkohlte und mit ihnen zusammenbrach. Ebenso standen jetzt die drei Masten in vollen Flammen, und stürzte Einer von diesen über ihr Boot, so waren ihnen selbst der Rückzug abgeschnitten.

Der Steuermann gab dadurch selber das Zeichen zur Abfahrt, daß er in die Launch hineinsprang und den Steuerriemen aufgriff — Bob fehlte noch, aber er kam schon angesetzt und hatte sich nur ein vorher bei Seite geschobenes Kistchen mit Cigarren, das aber auch schon an der einen Ecke ganz von selber glimmte, mitgebracht. Die Ruder wurden gegen die Schiffswand gesetzt und rasch trieb die Launch, an dem brennenden Wrack vorbei, wieder in den schmalen Kanal hinein, der sie aus den Korallen hinaus und in offene See bringen sollte. Noch hatten sie den Rumpf aber kaum auf hundert Schritt verlassen, als auch das Vordertheil in vollen Flammen stand, und die Gluth jetzt von allen Seiten zusammenschlug — es war die höchste Zeit gewesen, sich in Sicherheit zu bringen. Aber mit Tageshelle erleuchtete auch das brennende Schiff das Meer ringsumher, und besonders glühten die Schaumwellen der Brandung in einem unheimlich rothen Licht. Doch die See war ruhig, und sie durften jetzt auch hoffen, den Kanal, in welchen die „Betsy Ann" eingelaufen, selbst in finsterer Nacht wieder zu finden, indem sie nur, mit dem gesetzten Segel, an den weißen Kämmen der Brandung hinhielten, bis sie deren Ende, und damit die Mündung des Kanals erreichten.

Aber auch an Bord der „Betsy Ann" waren die Leute — als sie das Wrack in Flammen stehen sahen, um ihnen wenigstens die Stelle zu zeigen, wo sie lagen.

Wunderbar großartig sah es aus, wie das brennende Schiff, mit all' seinen Masten in Flammen, die helle Lohe gegen den Sternenhimmel hinaufschickte, und die Blicke der rudernden Matrosen hingen unverwandt an dem Schauspiel. Ja, als der Besahn-Mast zuerst sich zur Seite neigte und dann durch sein Gewicht die beiden anderen, schon großentheils durchgebrannten, Ma-

sten mit über und ins Meer riß, vergaß der Steuermann selber die Lenkung seines Bootes, die Leute ruhten auf ihren Rudern und Alle starrten schweigend in die funkensprühende, gewaltige Gluth — aber nicht lange — dicht vor ihnen lag der Kanal und dort drüben konnten sie schon deutlich die Signallichter an den Topp ihrer eigenen Brigg erkennen, und mit hier vollkommen günstiger Brise liefen sie rasch hinan.

7. Schluß.

Es war eilf Uhr vorbei, als sie die Brigg erreichten, wo sie von einem lauten Hurrah der Kameraden empfangen wurden. Waren doch Alle schon besorgt um ihr Schicksal gewesen, da man den Knall der Explosion bis hierher gehört, und Kapitän Wilkie selber nicht übel Lust gehabt, hinüber zu fahren, wenn er es eben gewagt hätte, sein Schiff sich selbst zu überlassen.

Dem Verwundeten wurde indessen augenblicklich eine der gerade leer stehenden Kojen hergerichtet und der Kapitän, der selber etwas von der Medizin und Chirurgie verstand, untersuchte seine Verletzungen, die er aber nicht tödtlich fand, und den erschöpften Zustand des Armen mit Recht mehr der nicht benutzigen Behandlung und dem ausgestandenen Hunger und Durst zuschrieb. Was geschehen konnte, um ihm zu helfen, geschah auch in der That, und Ruhe blieb dann das Einzige, was noch eine wohlthätige Wirkung auf ihn ausüben konnte.

Der Steuermann mußte jetzt erzählen, was sie an Bord gefunden, und der Kapitän schüttelte dabei fortwährend über den abenteuerlichen Bericht den Kopf. Der Einzige aber, der darüber bestimmte Auskunft hätte geben können, lag noch bewußtlos in seiner Koje, oder durfte doch wenigstens heute nicht mehr mit Fragen gequält werden.

Am nächsten Morgen hatte er sich allerdings merklich erholt. Er lag wach auf seinem Bett und drückte leise Kapitän Wilkie's Hand, als dieser zu ihm kam, um zu sehen, wie es ginge. Aber sprechen konnte er noch immer nicht, und Kapitän Wilkie hatte auch heute Morgen wirklich zu viel zu thun, um an etwas Anderes zu denken, als an sein Schiff.

Das fremde Fahrzeug war noch in der Nacht bis auf den Wasserspiegel niedergebrannt, und nicht einmal mehr aufsteigender Rauch verrieth die Stelle, wo es lag.

Der Anker wurde aufgeholt, die Raaen angebraßt, und die „Betsy Ann" kam langsam unterwegs, um ihren Lauf zwischen den wunderlichen Windungen von Klippen und Inseln hinzunehmen, welche die Torresstraße durchschneiden. Die Brise hatte aber tüchtig aufgefrischt, und wenn auch nur vor den beiden Marssegeln, um nicht zu raschen Fortgang zu machen und doch vielleicht eine unter Wasser versteckte Klippe anzulaufen, legten sie ein so tüchtiges Stück zurück, daß sie Nachmittags um vier Uhr, wo sie wieder ankern mußten, schon in Sicht von Cap York, der Nordspitze Australiens, kamen.

Der Kranke, der übrigens eine eiserne Konstitution zu haben schien, sonst hätte er auch wohl nie die erlittenen Mißhandlungen ausgehalten, erholte sich bis dahin wenigstens soweit, daß er doch wieder ordentliche Nahrung zu sich nehmen konnte. Seine Verwundungen schienen überdieß nur leicht, und die schwerste zeigte sich am Kopf — es war ein Hieb mit einem scharfen Instrument, den er dort bekommen, und der ihn damals wohl betäubt haben mochte, aber weiter sein Leben nicht gefährden konnte. — Zum Erzählen war er aber immer noch zu schwach, und Kapitän Wilkie besaß zu viel Zartgefühl, ihm jetzt, in seinem doch noch immer bedenklichen Zustand, peinliche Erinnerungen zu früh in der Seele wach zu rufen.

(Schluß folgt.)

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Am 8. Juli, einem Sonntage, besuchte mich der sehr humane, und wie ich ihn in der Folge kennen lernte, sehr wohlwollende Kreisrichter Fleischmann zur Revision meiner Zelle; er billigte das Barbarische unserer Behandlung nicht, allein er erklärte nichts thun zu können und bot mir zum Abschiede eine Cigarre.

Ich verlangte zur Lektüre wenigstens ein Lexikon; auch das wurde mir verweigert. Ueberhaupt war unsere Lage eine eigenthümliche; die Zivilbeamten erklärten, nichts thun zu können, und von Militärpersonen kam Niemand zu uns, wenigstens war durch die ganze Zeit meiner Gefangenschaft Niemand bei mir. Der Zustand, in dem wir uns befanden — Tag und Nacht in Fesseln ohne Bewegung im Freien, nur einen Abriß des Firmaments vor Augen, ein schlechtes Lager, auf das wir uns am Tage nicht einmal setzen sollten, der Mangel jeder Lektüre und Beschäftigung, so wie jeder Mittheilung von Außen — war für mich, der ich an eine rege geistige Thätigkeit und eine ununterbrochene Beschäftigung gewohnt war, beinahe aufreibend.

In meinen Reminiszenzen und Meditationen kam auch einmal der selige Professor Jandera in meinen Gedankenkreis und mit ihm seine ernsten und heiteren Kollegienstückchen; ich erinnerte mich seines Ausspruches, daß die Mathematik über alle Lebensleiden hinweghilft, und wenn ich auch seiner Meinung, daß sie ebenfalls ein Mittel gegen Zahnschmerz sei, nicht beipflichten konnte, so wußte ich doch aus Erfahrung, daß in ihrer Gesellschaft die Zeit sehr rasch vergeht. Ich beschäftigte mich in meinen Jugendjahren gerne mit Mathematik,

Digitized by Google

und sie war auch in der eintönigen und einsamen Gefängnißzelle meine Zuflucht und mein Trost. Beinahe seit zwei Jahrzehnten war sie aus dem Kreise meiner Thätigkeit getreten, um so mehr hatte ich vergessen, um so mehr mußte ich Zeit verwenden, um mein Gedächtniß auf die unbedingt nothwendigen mathematischen Prämissen zu bringen.

Ich ließ mir daher den ersten Disziplinarfehler zu Schulden kommen und trieb das verpönte Kratzen und Schreiben an der Wand mit dem Löffel und dem Gefängnißkamme; ein anderes Schreibmittel stand mir nicht zu Gebote. Ich begann mit der Entwicklung der Formeln für die arithmetischen und geometrischen Progressionen und wechselte mit geometrischen Aufgaben ab. Die Reproduktion der richtigen Ludolf'schen Zahl bis auf vier Dezimalstellen in meinem Gedächtnisse kostete mich glücklicherweise zwei Tage. So rechnete ich Tag für Tag über drei Wochen — insbesondere die rechte Wand meiner Gefängnißzelle wird bei genauer Besichtigung heute noch Spuren meiner mathematischen Uebungen zeigen. Ich hätte sehr gerne logarithmische Tafeln als Lektüre verlangt, allein ich fürchtete, hiedurch meine unerlaubte Thätigkeit an der Wand zu verrathen.

Am 29. August kam ich durch die gütige Vermittlung meines Freundes Dr. Groß mit dem Glogauer Bürgermeister Berndt, Mitglied des preußischen Herrenhauses, in Berührung, und dieser Mann bethätigte, von der reinsten Humanität geleitet, die edelmüthigste Gesinnung gegen mich.

In den ersten Tagen des Monats September hieß es, wir könnten täglich auf unsere Freilassung rechnen; es kamen uns häufiger Briefe aus der Heimath zu mit den schönsten Hoffnungen, und wir konnten auch mit wenigen Schwierigkeiten antworten. Ich erfuhr, daß bereits im Monate Juli die in Prag weilenden Mitglieder des böhmischen Landtages, mit dem Kardinal Fürsten von Schwarzenberg an der Spitze, dem Könige von Preußen eine Petition wegen meiner und meiner Leidensgefährten Befreiung überreicht haben, und daß später auch von Seite des österreichischen Ministers des Aeußern, Grafen Mensdorff, und des Staatsministers Grafen Beteredi, dann von vielen hochgestellten Persönlichkeiten, insbesondere dem FML. Baron Gablenz, in der theilnahmsvollsten Weise Schritte wegen unserer Freilassung geschehen sind; ja am 10. September wurde mir von Trautenau aus ein Telegramm des FML. Baron Gablenz mitgetheilt, daß der Befehl zu unserer Freilassung von Berlin schon abgegangen ist, und wir saßen noch immer gefesselt in unseren Zellen.

Endlich am 13. September, Nachmittags 4 Uhr, erschien der Festungskommandant und theilte uns mit, daß wir zufolge einer telegraphischen Weisung des Kriegsministers freigelassen und in Reichenberg an die österreichischen Behörden übergeben werden. Ich bat ihn, ob wir die Richtung und Art der Reise auf unsere Kosten nicht selbst wählen können; er verneinte dieses. Wir mußten im Gefangenhause bleiben. Mittlerweile kam der Platzmajor Schulz und stellte uns jene Gegenstände und Werthsachen zurück, welche uns bei unserer Aufnahme in das Zivilgefangenhaus abgenommen wurden; leider konnte er dem Zuge seines Herzens nicht ausweichen und mußte uns noch eine kurze Abschiedslektion über das ihm eigene würdevolle Benehmen und die Eleganz des Styles geben.

Wir durften auch dann das Gefangenhaus nicht verlassen; nur der Glogauer Bürgermeister Berndt erwirkte sich die Erlaubniß, daß ich mich mit ihm bis Abends 9 Uhr entfernen dürfe; so konnte ich in der Abenddämmerung die Stadt Glogau sehen, die meine Mitgefangenen nicht gesehen haben, und ich lernte die liebenswürdige Familie meines edlen Gönners kennen, was mich auch manches Herbe vergessen ließ, das hinter mir lag. Währenddem ich mich in der Stadt befand, kam der Geistliche P. Stiller in das Gefangenhaus, um von uns Abschied zu nehmen und die Anwesenden mit einigen mitgebrachten Flaschen Wein zu stärken.

Um 9 Uhr Abends kehrte ich in das Gefangenhaus zurück, und bald hierauf erschien der Festungskommandant, und wir wurden unter militärischer Eskorte auf den Bahnhof gebracht und in der vierten Klasse in der Richtung über Görlitz-Reichenberg weiterbefördert.

(Schluß folgt.)

Vielfältigkeiten.

In der Wiener Telegraphenwerkstätte arbeitet man, wie die „Presse" erfährt, an einem vom Telegraphen-Inspektor Herrn Georg Schneider konstruirten Telegraphen-Apparate, durch dessen Anwendung das Telegraphenwesen wesentlich reformirt würde. Die Einrichtung dieses Apparates besteht darin, daß die Telegramme nicht durch die Hand des Telegraphisten, sondern durch den Apparat selbst abtelegraphirt werden. Der Apparat besteht aus einem gewöhnlichen Uhrwerke, durch welches zwei aneinander gedrückte Walzen in Bewegung gesetzt werden. Vor diesem Walzenpaare befindet sich eine Kontaktwalze, auf welcher eine Feder schleift. Wird nun zwischen der Kontaktwalze und der Feder ein mit Löchern versehener Papierstreifen eingeschoben und dann zwischen das Walzenpaar des Uhrwerkes gesteckt, so tritt stets dann ein Kontakt zwischen der Feder und der Kontaktwalze ein, wenn sich ein Loch des Papierstreifens über der Walze befindet. Sind nun diese Löcher entsprechend den Morse'schen Schriftzeichen im Papierstreifen erzeugt, so leuchtet ein, daß ein solcher Apparat nicht allein sehr korrekt, sondern auch sehr schnell telegraphiren kann. Einer Berechnung zufolge

würde durch Anwendung dieses Apparates der telegraphische Verkehr um das Fünffache zunehmen können, bevor eine Vermehrung der Leitungsdrähte nothwendig wird. Ueberdieß könnte das Publikum, da die Herstellung der Streifen eine Vorarbeit ist, die von wem immer geschehen kann, sich die Streifen selbst erzeugen oder in einem zu diesem Zwecke errichteten Etablissement erzeugen lassen. Die Folge der Einführung dieses Systems würde die sein, daß sich das Publikum mit den Morse'schen Schriftzeichen vertraut machte, und das ganze Telegraphenwesen daher in ein elektrisches Postwesen überginge. Die Telegraphenbeamten brauchten sich dann ebensowenig um den Inhalt eines Telegramms zu bekümmern, als die Postbeamten um den Inhalt eines Briefes.

Die „N. W. Z. C." erzählt folgenden Cholerastreich eines Wiener Industrieritters: Einem Regenschirm-Fabrikanten in Mariahilf überbrachte eines Morgens ein beiläufig 25jähriger anständig gekleideter Mann einen Zettel von einer Kundschaft in Hernals, die um sofortige Uebersendung von drei seidenen Regenschirmen ersuchte. Der Fabrikant nahm Anstand, dem ihm unbekannten Ueberbringer die Waare auszufolgen, und gab seinem 14jährigen Sohne Auftrag, den Mann zu begleiten. In der Reitergasse angelangt, fiel der Mann plötzlich zusammen, klagte über heftigen Schwindel, Krämpfe, Bauchschmerz und bat den erschreckten Burschen, er möge ihn in ein nahegelegenes Haus begleiten, in welchem ein ihm verwandter Mediziner wohne, der gewiß Choleratropfen oder sonstige Hülfe bei der Hand haben werde. Der Mediziner war nicht zu Hause, sondern, wie die Hausfrau sagte, auf der Dumreicher Klinik, und der Bursche eilte auf die Bitten des Erkrankten, denselben zu holen. Als er mit dem erstaunten Mediziner zurückkehrte, war der Mann sammt den Regenschirmen verschwunden. Der Erkrankte, wie die Frau sagt, habe sich plötzlich wohl gefühlt, sei fortgegangen und habe hintertassen, der Knabe möge nachkommen. In Hernals wußte man natürlich nichts von einer Bestellung.

Der ehemalige Redakteur en chef des „Journal de Constantinople" theilt im „Memorial Diplomatique" einige sehr interessante Einzelheiten über die Bevölkerungen mit, welche die Türkei bewohnen. Ihm zufolge ist es lächerlich, den zwei bis drei Millionen Griechen, welche es in Allem gibt, die europäische Türkei zusprechen zu wollen. Er gibt zu, daß es in der Türkei zwölf Millionen Menschen gibt, die sich zur sogenannten griechischen Religion bekennen; diese seien aber aus Völkerschaften zusammengesetzt, die sich von jeher gehaßt und bekriegt hätten. Nach offiziellen Quellen seien diese zwölf Millionen folgendermaßen zusammengesetzt: Griechen 1,000,000; Rumänen 4,100,000; Serben 1,000,000; Bulgaren 4,000,000; Bosnier und Herzegowiner 1,100,000; Albanesen, Armenier und Andere 800,000. Türken gebe es aber nicht zwei Millionen, wie man immer behauptete, sondern sechs Millionen, was bei einer Aenderung der Lage der Dinge in der europäischen Türkei jedenfalls in Betracht gezogen werden müsse.

[Eine geschickte ärztliche Untersuchung.] In einem Dorfe Englands wurde vor Kurzem ein Apotheker, welcher sich allein in seinem Laboratorium befand, mittelst eines Pistolenschusses getödtet. Niemand hatte eine Ahnung von dem Mörder. Der Arzt, welcher die Wunde untersuchte, stellte indessen fest, daß der Mörder linkshändig sein müsse. Im ganzen Dorfe war nur eine Person von dieser Eigenschaft. Dieselbe legte auch alsbald ein völliges Bekenntniß ab.

Räthsel.

Mein Erstes, Leser, wird
Als Strafe sehr gefühlt;
Mein Zweites lebt und webt,
Von kühler Fluth umspült.
Mein Ganzes existirt
Nicht nur im fernen Meer;
Denn Mancher vegetirt
Voll Dünkel um uns her.

Auflösung der Charade in Nr. 245:

Hab' einen Diener, doch das ist
Ein träg' und fauler Wicht,
Liegt dort im Eck, sperrt auf das Maul,
Und rührt und regt sich nicht.
So dürr wie Holz, dieweilen er
Zum Fressen ist zu faul,
Schieb ich, sein Herr — die iedern' Kost —
Ihm selber in das Maul.
Allein trotz seiner Faulheit ist
Mir doch der Schlingel recht,
Was kann man auch verlangen mehr
Von einem „Stiefelknecht".

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F..... und Th. K—r in Eisenbach.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 255 Samstag, 27. Oktober 1866.

Das Wrack.

(Schluß.)

„Die „Betsy Ann" ankerte diesen Abend unmittelbar in der Nähe einer kleinen, mit Büschen bewachsenen Insel; man konnte die australische Küste deutlich zu ihrer Linken liegen sehen. Das Land war dicht bewachsen, aber nur von Wilden bewohnt.

Am nächsten Morgen hatten sie etwa eine Seemeile zurückgelegt, als sie vor sich im Fahrwasser einen dunklen Punkt entdeckten, der einer Klippe nicht unähnlich sah.

Die Marssegel wurden losgeworfen, daß das Schiff nur ganz unbedeutenden Fortgang machte, und so näherten sie sich langsam der gefürchteten Stelle — aber es war kein Fels, der ihnen hier die Durchfahrt verwehrte oder auch nur gefährdete, sondern nichts als der Ueberrest eines zertrümmerten Schiffsbootes, das umgeworfen und mit dem zersplitterten Kiel nach oben auf dem Wasser lag.

Kapitän Wilkie ließ seine Jolle nieder, um wenigstens den Namen des Bootes zu lesen, da diese gewöhnlich den ihres Schiffes führen. Der Steuermann war mit hineingestiegen und rief, wie er nur das kleine Wrack erreicht hatte, schon hinter seinem, indeß vorbeisegelnden Schiff her — „The Meisje van Utrecht, Kapitän!"

Das mußte das Boot sein, auf dem sich die Mannschaft des gestrandeten Schiffes gerettet und dann hier in der Straße, Gott weiß durch welchen Unfall, ihr Ende gefunden hatte. Möglich, daß die Schwarzen das Boot mit ihren Canoes überfallen, denn in dieser Jahreszeit schwärmen sie gern in der Torresstrait umher und liegen dem hier sehr ergiebigen Fischfang ob — möglich, daß es auf einen der heimtückischen Felsen gerannt, die an vielen Stellen wie einzelne Kegel aus der Tiefe des Wassers ragen. Was auch immer die Ursache gewesen sein mochte, die Leute waren jedenfalls verloren, denn an dieser Küste gab es keine Rettung für sie.

Mit den Ueberresten des zersplitterten Bootes ließ sich weiter nichts anfangen, und als der Kapitän zurückgebraßt, sein eigenes Boot erwartet, und die Leute wieder an Bord genommen hatte, setzte die „Betsy Ann" ihre unterbrochene Fahrt fort.

Drei Tage verflogen so. Die Brigg hatte die Gefahren der Torresstrait hinter sich, und segelte lustig in dem ruhigen Wasser des indischen Oceans dahin, als sich der Kranke endlich so weit erholt hatte, daß er Aufschlüsse über sich und sein verlorenes Schiff geben konnte.

Es war, wie der Steuermann längst vermuthet, der Kapitän desselben gewesen, und eine jener furchtbaren Scenen hatte sich an Bord abgespielt, wie sie so oft schon auf See Menschen zu Thieren gemacht, und den reinen Ocean mit Blut gefärbt.

Der „Meisje van Utrecht" war in Sydney mit seiner gewöhnlichen Mannschaft, die aber großen Theils aus dort geworbenen Leuten bestand, in See gegangen, und ohne sein Wissen hatten sich drei flüchtige Sträflinge, jedenfalls von Einzelnen der Neuangenommenen unterstützt, an Bord versteckt gehalten, bis das Schiff aus Sicht von Land war. Ein Plan schien dann gemacht zu sein, das Fahrzeug zu nehmen, um nach einer der wunderschönen Südsee-Inseln zu steuern und dort zu bleiben. Einzelne der Mannschaft wurden dazu gewonnen, und als der Steuermann eines Nachts die Wache an Deck hatte, erschlugen ihn die Meuterer wahrscheinlich meuchlings, warfen ihn über Bord und überfielen dann den Kapitän in seiner Kajüte, worauf die von der Mannschaft, die nicht hatten verführt werden können, ebenfalls niedergemacht wurden.

Der Kapitän sollte aber keinen so raschen Tod sterben. Einer der Paare — sein eigener Bootsmann, den er im Hafen von Sydney bei einem Diebstahl ertappt hatte und peitschen ließ, nahm furchtbare Rache, und warf den Unglücklichen in das Spintje unter der Kajüte hinab, um ihn dort langsam verschmachten zu lassen. In derselben Nacht erhob sich ein Sturm und schleuderte das Schiff an die Riffe, und die Meuterer verließen es mit dem Boot, um sich wahrscheinlich nach Neu-Guinea oder dem ostindischen Archipel zu retten. Ihr Schicksal schien sie aber schon, dem aufgefundenen Boot nach, in der Torresstraße erreicht zu haben. Nur der Bootsmann blieb zurück, ob er sich mit den Uebrigen nicht vertragen konnte — ob er sich an den Leiden seines Schlachtopfers noch länger weiden wollte — wer weiß es! Provisionen und Leckerbissen mit allen mög-

lichen Getränken befanden sich genug an Bord; möglich, daß ihn auch diese zurückgehalten, da er mit der Kapitänsjolle noch immer allein fortkonnte, wenn er das Leben satt bekam. Täglich aber stieg er zu seinem unglücklichen Gefangenen hinab, der ihn vergebens um einen Trunk Wasser, ja als er ihm das höhnisch verweigerte, um den Tod bat, um von seinen furchtbaren Leiden befreit zu werden.

Nach den Büchern, die der Mate gerettet hatte, mußte es der vierte Tag gewesen sein, daß der Unglückliche, schon fast verschmachtet, in seinem dumpfen Gefängniß lag, als Gott ihm das fremde Schiff zu seiner Rettung sandte. Den Verbrecher hatte aber sein verdientes Loos erreicht, und er hatte einen elenden Tod dort gefunden, wo er seine Schandthat begangen hatte.

Der Kapitän des „Meisje van Utrecht" dessen wichtigste Papiere übrigens der Bootsmann in der gefundenen Brieftasche gerettet, machte später die Anzeige der begangenen Seeräuberei in Singapore, und ein dort liegendes englisches Kriegsschiff lief durch die Straße, um vielleicht noch einzelne der Piraten aufzubringen und ihrer verdienten Strafe zu überliefern; aber es fand keine Spur mehr von ihnen. — Die Fische des Meeres oder die australischen Schwarzen mit ihren Holzspeeren hatten das Rächeramt schon übernommen.

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft.

(Schluß.)

So verließen wir Glogau nach mehr als elf Wochen ohne Verhör, ja ohne daß uns amtlich nur Jemand gesagt hätte, warum wir gefangen genommen und warum wir schlimmer als die ärgsten Verbrecher im Innern von Preußen zu einer Zeit behandelt wurden, wo die Kammern in Berlin tagten, wo die preußische Verfassung als lebendig galt, die einen Paragraph enthält, daß Niemand über 24 Stunden, ohne gehört zu werden, verhaftet bleiben soll.*)

Auf der Station Hansdorf begegneten wir den Trautenauer Stadträthen Vincenz Freund und Med. Dr. Joseph Franke, die eben im Begriffe waren, uns in Glogau zu besuchen und sodann wegen unserer Freilassung nach Berlin weiterzureisen. Die Freude über das Wiedersehen und unser glückliches Zusammentreffen war groß; sie schlossen sich unserer Eskorte an.

Unter den Erzählungen über die Vorkommnisse in Trautenau während unserer Abwesenheit verging rasch die Nacht. In der Station Görlitz, wo wir frühstückten, wurden wir in bescheidener Weise an unsere Fahrt nach Glogau erinnert, indem einige erwachsene Jungen ihrem Herzen durch derbes Schimpfen auf uns Luft machten, worüber wir umsomehr lachen mußten, als sie den Stadtrath Dr. Franke für den Bürgermeister hielten.

Ueberhaupt hatten die guten Schlesier mit meiner Person ein eigenes Mißgeschick. Ueberall wurde als mein Bildniß die Photographie des Trautenauer Kaufmanns Johann Dittrich verkauft, und selbst der Neuroder illustrirte „Hausfreund" brachte das Porträt des Letzteren als das meinige, so daß Kaufmann Dittrich es während der preußischen Okkupation für gerathen finden mußte, durch eine Veränderung seines Bartsystems sein Bildniß zu desavouiren.

Von Görlitz fuhren wir unangefochten bis Reichenberg, wo wir ungefähr um 10 Uhr Früh ankamen, und damit war der achtzigste Tag unserer Gefangenschaft geschlossen. Auf dem Bahnhofe angelangt, wurde ich von dem Oberinspektor Wessely im Namen des abwesenden Dr. Groß, dem ich meine Ankunft telegraphisch angezeigt hatte, freundlichst begrüßt. Nachdem wir dem preußischen Etappen-Kommandanten in Reichenberg übergeben worden waren, wollte derselbe uns noch unter Militärbedeckung zum Bürgermeister von Reichenberg führen, weil er die Ordre hatte, uns dem Reichenberger Bürgermeister zu übergeben.

Es hatte sich auf dem Bahnhofe in Erwartung unserer Ankunft ein zahlreicheres Publikum versammelt, darunter auch meine Landtags-Kollegen Nerad, Redlhammer und Trendler. Letzterer, welcher zugleich Vize-Bürgermeister in Reichenberg ist, wollte den Uebernahms-Akt vollziehen, allein der Offizier hielt sich an seine Ordre. Mittlerweile erschien der Bürgermeister Gustav Schirmer mit sämmtlichen Stadträthen, um uns auf heimathlichem Boden im Namen der Stadt Reichenberg zu begrüßen, sodann übernahm er uns inventarisch, und ich fuhr mit einigen Freunden in das Hotel der Ressource, wo Mittags ein gemeinschaftliches heiteres Mahl veranstaltet war, an welchem unzefähr achtzig Personen theilnahmen.

Dr. Sieber überraschte mich bereits vor der Tafel mit dem Vortrage einer jämmerlichen, in Berlin gedruckten Historie, welche mich und meine Missethat behandelt, und versetzte hiedurch mich und alle Anwesenden in große Heiterkeit. Nach einigen gemüthlich, ja herzlich verlebten Stunden kehrten wir unter Begleitung auf den Bahnhof zurück, wo wir in einem uns von dem Verwaltungsrathe der Bahngesellschaft zur Dispositive gestellten Waggon unserem Heimathsorte zufuhren, mit freudeerfülltem Herzen über die so freundliche und freudige Aufnahme, welche uns die Stadt

---

*) Der von einem Berliner Korrespondenten der Schles. Ztg. ausgedrückte Wunsch, daß preußischer Seits offiziell über die Untersuchung in Glogau etwas mitgetheilt würde, kann nicht erfüllt werden, weil unseres erwähnten Verlangens ungeachtet keine gerichtliche Untersuchung gepflogen wurde. Hierin liegt eben das unsühnbare Unrecht, das uns angethan wurde. Dr. R.

Reichenberg und ihre Bewohner in der wohlthuendsten Weise bereitet hatten.

Auf allen Stationen, wo unsere Ankunft bekannt war, empfingen uns Depulationen und zahlreiche Personen, die uns mit der aufrichtigsten Theilnahme begrüßten. In der Station Folgendorf erwartete uns der Hohenelber Stadtrath, mit dem Bürgermeister Echinger an der Spitze, der uns in der herzlichsten Weise willkommen hieß.

Endlich Abends 8 Uhr, auf der Station Königinhof, erwarteten uns alle unsere so lange schmerzlich vermißten Familienglieder und viele Trautenauer mit freudig bewegtem Herzen. Die Umarmungen und Begrüßungen unter Freudenthränen und voll Innigkeit wollten kein Ende nehmen. Der Königinhofer Stadtrath, geleitet von dem Bürgermeister Tinus, begrüßte uns im Namen der Stadt Königinhof mit warmen Worten, und in der Stadt selbst wurden wir von der zahlreich versammelten Bevölkerung mit freudigen Zurufen begrüßt, während eine Musikkapelle bei unserer Ankunft und Abfahrt die Volkshymne spielte. Auf unserer Fahrt von Königinhof nach Trautenau waren selbst viele kleine Häuser der Dorfschaften, durch die wir gelangten, beleuchtet und festlich geschmückt.

Hinter Neurognitz verkündeten Böllerschüsse den Trautenauern unsere Ankunft, und bis weit vor die Stadt war uns die Einwohnerschaft von Trautenau entgegengekommen und begrüßte uns unter Vorantritt des Festkomite's, welches sich aus diesem Anlasse gebildet hatte und an dessen Spitze der Fabrikant Klemens Watzel stand, auf das Feierlichste und Innigste. Der Gesangverein trug ein eigens zu diesem Zwecke vom Med. Cand. Joseph Flögel komponirtes Lied vor, nach dessen Beendigung sich der Zug durch die glänzend beleuchtete und geschmückte Stadt bewegte und endlich vor dem Rathhause Halt machte, von wo wir unter dem Gesange der Volkshymne, begleitet von unseren Familiengliedern und Freunden, in unsere Wohnungen uns begaben. Es war Nachts 1 Uhr, und ich muß gestehen, daß ich noch nie von einer ganzen Stadtbevölkerung die aufrichtigste Freude, die innigste Liebe reiner und ergreifender ausgedrückt fand, als in dieser Nacht von den Bewohnern von Trautenau.

Ich habe hiemit meine Darstellung der Trautenauer Ereignisse am 27. Juni 1866 und der Erlebnisse während unserer Gefangenschaft geschildert und hiebei, um kürzer zu sein, manche Einzelheiten übergangen, aber stets hat mich hiebei das Motto geleitet: **Amicus Plato, amicus Cicero, amicissima veritatas.**

Mannigfaltigkeiten.

[Eine edle Handlung] wird der „Sp. Ztg." aus Breslau mitgetheilt: Der zum 72. Regiment „Wilhelm Freiherr Ramming von Riedkirchen" gehörige österreichische Soldat Michalle Todt aus Osca in Ungarn wurde in der Schlacht bei Königgrätz durch einen Granatsplitter sehr schwer verwundet, und fiel derselbe nach Beendigung des Kampfes den Siegern in die Hände, von denen er nach einem in der Nähe befindlichen Lazareth: und später nach Schlesien abgeschickt wurde. Der freie Standesherr Graf Magni in Eckersdorf hatte schon beim Ausbruche des Krieges auf seinem Schlosse ein Lazareth eingerichtet, wohin auch bald bei dem überaus großen Andrange von Verwundeten eine Anzahl preußischer und österreichischer blessirter Krieger, unter denen Letzteren sich auch der Obenerwähnte befand, befördert wurde. Sämmtlichen Verwundeten ließ der Graf ohne Unterschied — ob Freund oder Feind — eine gleiche sorgsame Pflege angedeihen, doch waren die Verwundungen dieses Oesterreichers von so gefährlicher Beschaffenheit, daß der Tod die unausbleibliche Folge sein mußte. Der Kranke hatte nur den einzigen Wunsch, vor seinem bevorstehenden Tode noch einmal seine Mutter sehen zu wollen, welcher Bitte der Graf auch insofern auf's Liebreichste entgegenkam, als er diese die briefliche Anzeige zugehen ließ und nebenbei das nöthige Reisegeld von 50 Thalern beifügte. In der That langte auch kürzlich die von Kummer so schwer gebeugte Mutter in Eckersdorf an, doch sollte ihr nicht das Glück zu Theil werden, ihren Sohn lebend anzutreffen. Die tief in den fünfziger Jahren stehende, schwächliche, in den ärmsten Verhältnissen lebende Frau, hatte die weit über 150 Meilen betragende Reise aus ihrem Dorfe unternommen, um die Mutterpflicht an ihrem Kinde bis zum letzten Augenblicke auszuüben. Reichlich beschenkt und abermals mit dem nöthigen Reisegelde von Seiten des Grafen versehen, trat sie ihre Rückreise über Breslau nach ihrer Heimath an.

[St. Gotthardt-Hospiz.] Wir theilen auch dieses Jahr wieder mit Vergnügen das Resultat der Leistungen dieser uralten Stätte christlicher Hospitalität mit. Es wurden dort laut amtlich mitgetheilter Rechnung der Regierung von Tessin an die sämmtlichen eidgenössischen Stände vom 1. Oktober 1865 bis 30. September 1866 8391 arme Reisende aller Nationen mit 22,980 Rationen (dazu kamen verschiedene Kleidungsstücke, besonders Strümpfe und Schuhe) unentgeldlich verpflegt, worunter 63 Kranke und Halberfrorne einer längeren Pflege erforderten und in Anspruch nahmen. Die Totalausgaben beliefen sich auf 8818 Fr. 70 Cent, und die Totaleinnahmen auf 8507 Fr. 20 C.; es ergibt sich somit eine Mehrausgabe von 311 Fr. 50 C. Wir empfehlen diese wohlthätige Anstalt den h. Regierungen und allen edlen Menschenfreunden auf's Angelegentlichste, zumal dieselbe ohne Fond, ausschließlich nur durch die christliche Liebe und Wohlthätigkeit alimentirt, ihr segensvolles Wirken fortsetzen kann.

Digitized by Google

[Die Gondel,] welche die Stadt Venedig für den König Viktor Emanuel herstellt, wird achtzehn Ruder haben. Die Galleone derselben stellt den venetianischen Löwen vor, der das Wappen Savoyens hält; am Spiegel ist eine bildliche Darstellung: Venedig krönt Italien. Auf dem Backbord erhebt sich ein Baldachin von scharlachrothem Sammet, welcher blau gefüttert und mit Gold gestickt ist. Derselbe wird von vergoldeten Säulen getragen und kann bei ungünstigem Wetter durch Glasscheiben verschlossen werden. Auf der Spitze trägt er die Flagge des Königs.

Professor Dr. Henneberger in Meiningen hat seine gesammte Bibliothek dem dasigen Gymnasium unter dem Titel: „Bibliotheca Henebergoriana“ zum Geschenk gemacht, und außerdem der gedachten Anstalt ein Kapital von 5500 Gulden gestiftet, wovon die Zinsen von 500 Gulden zur Vermehrung der Bibliothek und die übrigen Zinsen zu Stipendien für dortige Gymnasiasten verwendet werden sollen. Gewiß ein ehrenvolles Denkmal.

Aus Altona wird gemeldet: In einem Tanzsalon war für die schönste Tänzerin eine goldene Brosche als Geschenk vom Wirthe bestimmt. Jeder Besucher hatte eine „Stimmkarte“. Die „Seewölfe“ (Matrosen) meinten aber, die „Schönste“ sei schon glücklich genug, und gaben alle ihre Stimme für ein armes, verwachsenes Mädchen ab, das traurig im Winkel saß, und sehr freudig wurde, als es die Brosche erhielt.

Den Generalstaaten von Holland wird demnächst ein Projekt zur Ueberbrückung des Moerdyk vorgelegt werden. Durch diese Brücke wird eine Unterbrechung der Eisenbahnlinie von Antwerpen nach Rotterdam beseitigt. Die Brücke wird 1532 Metres lang werden, 15 Spannungen haben und in der Mitte sich öffnen lassen. Die Kosten sind auf 7,896,000 Gulden veranschlagt und die Dauer des Baues auf fünf Jahre.

In Klimbert bei Breda feierte am 19. Oktober ein dortiger Einwohner, Kornelius Stappers, seinen hundertsten Geburtstag. Der alte Mann bewies seine Rüstigkeit, indem er einen Nußbaum, welchen er vor 80 Jahren gepflanzt hatte, mit eigener Hand umhieb.

In Europa bestehen gegenwärtig 1584 Theater, von welchen Italien 346, Frankreich 337, Deutschland 191, Spanien 168, Oesterreich 150, Großbritannien 150, Rußland 44, Belgien 34, Holland 23, die Schweiz 20, Schweden und Norwegen 18, Portugal 16, Dänemark 15, die Türkei 4, Griechenland 4, Rumänien 3 und Serbien 1 besitzt.

Die größten Städte Preußens sind jetzt nach geschehener Annexion Berlin mit 609,733, Breslau mit 159,644, Köln 117,000, Königsberg 99,827, Magdeburg 91,028, Hannover 79,649, Frankfurt am Main 78,177, Danzig 78,131, Stettin 65 053, Aachen 62,444, Elberfeld 61 995, Barmen 59,526, Crefeld 53,397, Altona 52,781, Halle 45,729, Posen 45.143, Düsseldorf 40,228, Frankfurt a. d. Oder 36,688, Potsdam mit 35,031 Einwohnern. Wiesbaden zählt nur 26,573.

Der neueste Wiener Witz betrifft eine Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen. Dieselbe sei nämlich auf nachstehender Basis erfolgt: Preußen habe „die Länder ohne Könige“ und Oesterreich „die Könige ohne Länder.“

Charade.

Nicht dick, noch gar zu dünn, so haben
Die Menschen wohl die Erste gern;
Auch brut sie sich dem Bettelknaben
Gleich reichlich wie dem Edelherrn.
Die Zweite, in ihr sitzt der Reiche,
Der Fürst, der Edle hochgemuth,
Und daß kein Bettler ein sich schleiche,
Das wehrt sie selbst wohl, stark und gut
Ihr Thor, in dem sie sitzt, verwahrend.
Das Ganze Müh' und Arbeit sparend,
Hat Reich und Arm bei Tag und Nacht,
Dieß Ganze sich zu schaffen macht.
Ja, König wird der ärmste Wicht,
In ihm — bis es zusammenbricht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 246:

Mein liebes Räthsel! was du meinst —
Das hieb der Peter ab dereinst
Dem Malchus im Gefechte;
Doch weil es ist schon lange her, —
Weiß ich so ganz genau nicht mehr:
Ob's „linke“ — oder „rechte“. —

Lösung: Ohr. M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F..... und Th. K... in Eisenbach.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 256 Montag, 29. Oktober 1866.

Angeführt!

Eine Eisenbahngeschichte von J. D. H. Temme.

Begegnung.

In den Wartesaal des Stationshauses trat ein Reisender, der auf der Eisenbahn weiter fahren wollte. Er war so eben mit der Post angekommen, seitwärts aus dem Gebirge, wohin Eisenbahnen noch nicht gedrungen waren.

Er war ein etwas wohlbeleibter Herr, am Ende der dreißiger, vielleicht auch im Anfange der vierziger Jahre. Er schien auch ein etwas bequemer Herr zu sein; er ging langsam und stöhnte schwer.

Als er in den Wartesaal eintrat, sah er sich sorgfältig und wie vorsichtig nach allen Seiten darin um, und da er sich allein sah, schritt er vergnügt weiter auf ein Sopha zu, das hinten sich längs der Wand des Saales ausdehnte.

Neben dem Sopha stand ein Stuhl; auf diesen legte er seine Sachen, die er bei sich trug, einen Nachtsack, einen Reisepelz, einen Schirm und Rohrstock, die in einem ledernen Futteral zusammengebunden waren. Er legte Alles sorgfältig und ordentlich hin. Er schien auch ein ordentlicher Herr zu sein; er mußte freilich seine Zeit dazu haben.

Dann sah er sich noch einmal vorsichtig um, auch nach den Fenstern des Saales. Sie gingen in die unmittelbar anstoßende Einsteigehalle. Er sah auch an den Fenstern Niemanden. In der Halle war es leer und still.

Es war noch früher Morgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und die Station war eine kleine Nebenstation, auf der nur Züge ankamen und nach wenigen Minuten wieder abgingen; der nächste Zug wurde erst in einer halben Stunde erwartet.

Als der wohlbeleibte Herr Niemanden gewahrt hatte, weder im Zimmer noch draußen durch die Fenster, ließ er sich auf das Sopha an der Wand nieder. Er stöhnte mächtig dabei, das schien zu seiner Bequemlichkeit zu gehören. Das Sopha war von Leder, zwar lang und breit aber —

„Verdammt hart!“ sagte er, als er sich niedersetzte.

Er streckte sich gleichwohl der Länge nach darauf aus, und er schien bequem zu liegen.

Aber da wurde ihm etwas Anderes unbequem.

„Und verzweifelt kalt ist es hier!“ sagte er. „Ach, diese Eisenbahnen! Postpassagierstuben sind besser.“

Er nahm den Pelz von dem Stuhle und deckte ihn über sich, und nun schien ihm wohl zu werden. Man hörte es seinem Stöhnen an, das beinahe wie ein behagliches Grunzen lautete.

Aber er wurde in seiner Bequemlichkeit gestört.

Die Thür des Wartesaals wurde geöffnet.

Er flog in die Höhe, erschrocken fast; es konnte auffallen.

Eine Dame trat in das Zimmer.

Als er sie sah, wurde er ärgerlich; er mußte etwas Anderes erwartet oder gefürchtet haben.

„Die verdammten Weiber!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Immer stören sie Einen. Wozu der liebe Gott die wohl geschaffen hat!“

Die Dame war nicht mehr ganz jung; sie konnte dreißig, vielleicht auch einige dreißig Jahre alt sein. Aber sie war noch frisch, und ihr feines Gesicht hatte angenehme Züge; ein hervortretender Ausdruck von Bestimmtheit und Entschlossenheit darin erregte besonderes Interesse.

Die Dame hatte einen kurzen Blick auf den wohlbeleibten Herrn geworfen; dann schritt sie auf das Sopha zu. Sie wollte sich ebenfalls darauf niederlassen.

Ausstrecken konnte er sich nicht wieder.

„Die verdammten Weiber!“ fluchte er noch einmal.

Er rückte in die Ecke des Sophas.

Die Dame setzte sich in die andere Ecke.

Sie hatten kein Wort mit einander gesprochen, nicht guten Morgen, noch sonst etwas. Sie saßen ferner schweigend beisammen, oder einander gegenüber, wie man will.

Aber der dicke Herr mußte wieder stöhnen, es aus Behaglichkeit oder aus Unbehaglichkeit, wer konnte es wissen? Er hatte sich zwar nicht wieder lang auf dem Sopha ausstrecken können, aber er lag in seinem dicken Pelze ganz bequem und warm in seiner Ecke.

Die Dame sah nach ihm hinüber, wohl ob ihm etwas fehle. Sie sah ihn nur bequem und warm daliegen.

Digitized by Google

Aber er hatte es gesehen, wie sie zu ihm hinblickte, und es ärgerte ihn. Das Stöhnen gehörte nun einmal zu seiner Bequemlichkeit; es war seine Sache, warum störte sie ihn darin?

Sie sah seine verdrießliche Miene; sie wollte die Nase rümpfen.

Ein Frost faßte sie auf einmal, sie mußte sich schütteln; ihr Gesicht wurde bleich.

Der frühe Oktobermorgen war frisch; der Wartesaal war in der Nacht durchgekältet. Der wohlbeleibte Herr hatte es auch schon empfunden; aber er hatte sich mit seinem warmen Reisepelz schützen können, die Dame war in leichter Kleidung, in einfacher, man hätte sie, zumal der Kälte des Morgens gegenüber, eine ärmliche nennen können.

Der dicke Herr hatte ihr Naserümpfen gesehn; er wollte sich darüber ärgern. Da sah er, wie der Frost sie schüttelte und blaß machte. Er war auch ein mitleidiger Herr. Man sah das Mitleiden auf seinem Gesichte. Er warf einen Blick auf seinen warmen Pelz, unter dem er noch einen warmen Ueberrock trug, von dem Pelze auf die leichte Kleidung der Dame. Er kämpfte wohl mit einem Entschlusse, aber er konnte ihn nicht fassen. Er stöhnte.

Das Stöhnen aber schien nun einmal der Dame unleidlich zu sein.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte sie.

Er erschrack fast über die Frage.

„Nein, nein!“

„Warum stöhnen Sie denn?“

„Es ist nur so eine Angewohnheit von mir.“

„Es ist eine schlechte Angewohnheit.

Die Dame sagte das kurz und trocken.

„Donnerwetter!“ fuhr der wohlbeleibte Herr auf. „Madame oder Fräulein —“

Das Gesicht der Dame war nicht mehr blaß; sie war glühend roth geworden.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „ich bin Schulmeisterin.“

Sie hatte Oel ins Feuer gegossen.

„Und da hatten Sie mich für einen Schulbuben angesehen?“ rief er.

Da gerieth auch die Dame in Eifer.

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich hatte es nicht böse gemeint, obwohl Ihr Stöhnen wirklich eine schlechte Gewohnheit ist. Aber, wie Sie wollen.“

Damit sah sie einen anderen Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereins.

München, 23. Oktober.

Reichsrath v. Riethammer eröffnete die heutige Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereines damit, daß er darauf hinwies, daß in diesem Jahre die Reorganisation des Vereines stattgefunden, wodurch den Bezirksvereinen möglichste Ausdehnung ihrer Thätigkeit verliehen wurde. Es werde wahrscheinlich eine Zeitschrift herausgegeben werden, die aber nicht jedes Mitglied als solches schon erhalte, sondern es werde ein Abonnement eröffnet werden. Die Errichtung von chemischen Laboratorien habe im ganzen Lande Anklang gefunden. Seien diese noch nicht in größerer Anzahl vorhanden, so sei dieß nur eine Frage der Mittel. Eine andere Frage aber sei noch nicht zur Lösung gekommen, wie man der gegenwärtigen Krisis abhelfen könne. Es sei nicht bestimmt, ob sich diese Frage überhaupt lösen lasse. In jüngster Zeit habe sich aber noch eine andere furchtbare Frage herandrängt, jene bezüglich einer Seuchenordnung.

Die Oeganisation des landwirthschaftlichen Kredits besprach dann in eingehender Weise Regierungs-Accessist Haag. Die Landwirthschaft sei durch verschiedene Gesetze von den alten Banden frei geworden, aber dann unter die Knechtschaft des Kapitals gekommen. Die Lösung der Kreditfrage werde von der Zeit dringend verlangt. Solle der Landwirthschaft radikal geholfen werden, so müssen Kreditanstalten für sie geschaffen werden; insbesondere müsse der persönliche Kredit unterstützt werden. Man habe Unrecht, wenn man behaupte, die Kreditvereine reizen zu Schuldenmachen. Die Wechselgeschäfte seien so schon bis in die kleinsten Dörfer gedrungen. Es müsse für den Landmann eine konstante Verbindung mit dem Kapital hergestellt werden. Das Pfandbriefinstitut lasse immer noch große Lücken. Der Krebsschaden des Kreditmangels sei bereits bis ins Mark gedrungen; manches Opfer sei schon dem Wucher überliefert worden. Mittelfranken habe 1865 bereits mit einem Kreditvereine den Anfang gemacht. In Oberfranken habe eine Kreisversammlung zum Zwecke des Anschlusses an Mittelfranken stattgefunden. Daselbst gebe es Stammantheile von 100 Gulden, und das Kapital werde auf 6 Monate ausgeliehen. Mittelfranken habe im ganzen Kreise Filialen und Agenturen errichtet. Die Staatsregierung habe bereits 1822 ein Gesetz über einen Kreditverein bayerischer Gutsbesitzer eingebracht, und solches sei am 11. September von den Ständen angenommen worden. Dieser Verein sei ein Zwischending zwischen Kreditverein und Aktienunternehmen gewesen. Am 18. Juni 1831 sei die Errichtung einer Hypotheken- und Wechselbank privilegirt worden, wodurch gleich Anfangs 12 Millionen Gulden der Landwirthschaft zuflossen. Durch die dem Kreiskomite von Oberbayern vorgelegten Statuten soll besonders dem Personalkredit aufgeholfen werden. Man halte die Organisation des landwirthschaftlichen Vereines für geeignet, um die Sache in die Hand zu nehmen. Insbesondere sollten örtliche Kreditvereine gebildet werden. Der Kreisverein leiht nicht den einzelnen Persönlichkeiten, sondern verschafft den Bezirksvereinen Geld, welch letz-

Digitized by Google

tere es dann ausleihen. Zu diesem Zweck verbindet sich der Kreisverein auch mit Bankinstituten. Besonders soll an Genossenschaften zum Zwecke von Kulturen und Ankauf von Maschinen geliehen werden. Der Landrath von Oberbayern habe bereits beantragt, daß die Gelder des Kreis-Maximilians-Getreidefonds zur Verfügung gestellt werden. Der Verein beginne klein, aber man müsse wünschen, daß er wachse und gedeihe.

Professor Burkhardt von Bayreuth zeigt an, daß auch in Oberfranken die Gründung eines Kreditvereines in Aussicht genommen sei.

Rentbeamte Peetz von Traunstein ersucht das Generalkomite dahin zu wirken, daß den Distriktsvereinskassen die jetzigen Bestände der Distrikts-Getreidemagazinsgelder überlassen werden möchten. In seinem Distrikte z. B. müßten 6600 fl. an 42 Gemeinden vertheilt werden. Das Kapital verflüchtige sich so wieder, während es auf jene Weise dem Zwecke nicht entfremdet werde.

Ministerialdirektor v. Wolfanger erklärt, daß das Staatsministerium des Innern in dieser Richtung keine generelle Anordnung treffen werde, sondern die Sache den Distriktsräthen überlassen werde.

Direktor Dürich von Ansbach beanstandet in den Statuten zwei Punkte. Er findet zu hoch den von jedem geliehenen Kapitale zu bezahlenden Stammantheil von 10 pCt. Wenn Jemand 2000 fl. geliehen erhalten, so müsse er gleich 200 fl. als gleichsam ein Ewiggeld dem Vereine überlassen. Durch Vorleihung an Genossenschaften für Kulturen gleiche sodann der Verein einer Meliorationsbank. Ein Kredit-Verein dürfe nur Betriebskapitalien vorschießen. Die Zeit des Rücklaufs der Gelder sei für den einen Fall (Kultur) zu kurz, für den anderen (Betriebskapital) zu lang. Der Kreisverein solle auch persönlich mit dem Privaten verkehren und nicht blos den Bezirksvereinen Geld verschaffen, damit diese dem Privaten es leihen. Mancher wolle seine Angelegenheiten nicht dem Bezirksvereine offenbaren und gehe lieber an den Kreisverein. Der mittelfränkische Kreditverein habe bereits einen Umsatz von 300,000 fl. jährlich. Kreditgeschäfte haben allerdings in Mittelfranken einen leichteren Boden.

Dr. May von Bayreuth wünscht, daß ein Kreditverein nicht mit dem Kreise abschließe, sondern auch weiter hinaus Geldgeschäfte abwickle.

Föckerer von Bilchofen möchte gern mit bestimmten Versicherungen heimkehren. Gerade in dem Kreise, welchen man für den reichsten halte, sei die Kalamität am größten. Die jetzige Generation habe die Güter am theuersten übernommen oder gekauft. Mit Pfandbriefen sei nicht viel geholfen, seitdem man 16 pCt. verliere. Dazu komme noch, daß die Staatsanlehen, die bequemer sind, der Landwirthschaft viel Geld entziehen.

Die Versammlung beschließt, daß sie die Zwecke der Kreditvereine anerkenne und die Bildung solcher Vereine nach dem Muster der Satzungen des Kreisvereins von Oberbayern empfehle für jene Orte, wo solche noch nicht bestehen. Weiter stellt die Versammlung den Antrag, es möchte eine Seuchenordnung mit klaren Bestimmungen erlassen werden, und daß der jedem Landwirth durch deren Vollzug entstehende Verlust vollständig vergütet werde. Ministerialdirektor v. Wolfanger zeigt an, daß ein Entwurf für eine Seuchenordnung im Staatsministerium des Innern vorbereitet sei und morgen eine Fachkommission zusammentrete. Frhr. v. Gaisberg glaubt, daß die größte Energie die wohlfeilste Maßregel sei. Bei Bekämpfung der Seuche sei eine vollkommene Vertilgung nothwendig, wie in Frankreich und Belgien. Prof. Dr. May glaubt auch, daß bei der leichten Uebertragung des Kontagiums durch Katzen und Geflügel eine vollständige Vertilgung nothwendig sei.

Der dritte Gegenstand der Tagesordnung, Bau von Vizinaleisenbahnen, wird eingeleitet vom Kreisbaurath Ruland. Die Eisenbahnen bringen, sagt er, große Veränderungen im Geschäftsleben der einzelnen Orte hervor. So sei es durch die Eisenbahn möglich geworden, daß so viele Dampfsägen im oberbayerischen Gebirge im Betriebe stehen, daß von da Holz bis Kitzingen, Würzburg, ja bis Holland geschafft werde. Die wohlfeile Kohlenzufuhr ermögliche, daß in Städten wie Weilheim, Freysing, Rosenheim Gaslicht erzeugt werde. In den kleinsten Städten habe man jetzt mit Hülfe der Eisenbahn nach dem Vorgang der Residenz Pflaster von Granitwürfeln und harten Sandsteinen. Man bringe in wenigen Tagen Getreide von Ungarn in die Schweiz und verkaufe in München Gemüse von Algier. Es gebe jetzt Eisenbahnen erster Ordnung, wie die Ludwigsnordbahn, zweiter Ordnung, wie die zur Verbindung von Ulm und Kempten, und dritter Ordnung, wie die Deggendorf-Plattlinger. Müsse z. B. Jemand, der 20 Stunden von der Hauptstadt entfernt wohne, jährlich zehnmal dahin sich begeben, so brauche er ohne Eisenbahn 3 Tage und 30 fl. Reisekosten. Versäume er zu Hause täglich auch 5 fl., so ist die jährliche Auslage 450 fl., während diese mittelst der Eisenbahn auf 100 fl. herabsinkt. Die Ersparung von 350 fl. macht kapitalisirt 7000 fl. Um diese kann er Eisenbahnaktien nehmen. Erhält er gar keine Zinsen, so hat er überhaupt auch nichts verloren. Ebenso rentirt es sich für einen Metzger, der wöchentlich zweimal auf den Viehkauf gehen muß. Es muß beim Bau einer Bahn bereits vorher bestimmt werden, ob sie jemals eine durchgehende Bahn werde und ob die Güter beim Eintritt in die Hauptbahn umgeladen werden dürfen. Bei Vizinalbahnen dürfen Steigungen von 1:36 und Radien von 600' angewendet werden. Ebenso tritt ein anderes Verhältniß hinsichtlich der Wägen ein. Herr Baurath Ruland gibt nun noch einen detaillirten Kostenanschlag pro Wegstunde.

Hinsichtlich der Errichtung landwirthschaft-

licher Fortbildungsanstalten wird beschlossen, daß sowohl die Errichtung von Winterschulen, als auch eine Fortsetzung und Anknüpfung an die Volksschule in den einzelnen Orten anzuempfehlen sei. Ministerialdirektor v. Wolfanger glaubt, daß man den nämlichen Weg einschlagen solle, wie bei den technischen Lehranstalten. Dort schließe sich die Gewerbschule unmittelbar an die deutsche Schule an, während aus den sogenannten Sonntagshandwerkerschulen ebenfalls Fortbildungsschulen entstanden sind. Solche landwirthschaftliche Distrikts-Winterschulen sind im Begriffe zu errichten die Städte Würzburg, Freysing, Bayreuth und Ansbach. Gutsbesitzer Hirschberger aus Ast glaubt, daß die jungen Leute in den Winterschulen nicht gehörig beaufsichtigt werden können. Rektor Dr. Meister erklärt, daß jene in Freysing der Disziplin des Rektorats unterworfen sind. — Beide Anträge (der auf Errichtung von Distriktsschulen wie auch der bezüglich der Fortsetzung der Elementarschulen) werden angenommen. — Der Versammlung wohnte außer einer großen Anzahl von Mitgliedern auch der Herr Staatsminister des Handels und der öffentlichen Arbeiten an.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Sonnenschirm als Rangbezeichnung.] Ehrgeiz und Standeseitelkeit haben sich überall ihre Attribute ausgeklügelt. In den malayischen Ländern zeigen die Sonnenschirme den Rang des Besitzers an, wie in Europa die Epauletten den Rang der Offiziere. In Java werden siebenundzwanzig verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben durch den General-Gouverneur im Range eben so genau festgestellt sind, wie die Uniformen in Europa. Die vornehmsten sind weiß mit goldenen Rändern, dann folgt dem Range nach grün, blau in verschiedenen Anordnungen. Nur bei den ersten sechs Stufen sind die Ränder von Gold, bei den übrigen gelb.

[Ein wohl motivirter Unterschied.] Der „International" erzählt: In der Umgegend von London, zu Hamstead, war am Eingange einer umzäumten Wiese zu lesen: „Auf dieser Wiese können Pferde weiden, und zwar: 1) Pferde mit langen Schwänzen für 3 Schilling 6 Pence. 2) Pferde mit kurzen Schwänzen für 2 Schilling." Der nach der Ursache dieses Preisunterschiedes gefragte Wächter gab folgende Auskunft: „Nichts klarer wie das. Pferde mit langen Schwänzen können sich leicht der Fliegen erwehren, ohne sich im Fressen stören zu lassen, während Pferde mit kurzen Schwänzen fortwährend nach den Insekten beißen müssen und fast gar nicht zum Fressen kommen."

[Eiserne Wagen auf Eisenbahnen.] Im Eisenbahnwesen ist man in Amerika mit einer Maßregel vorgegangen, welcher der allgemeine Beifall nicht fehlen kann. Die Kompagnie Chicago und Great Eastern hat angefangen, durchaus eiserne Personen-Wagen in Betrieb zu setzen, deren Konstruktion bei selbstverständlicher Solidität und Feuersicherheit auch in Hinsicht auf Bequemlichkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig läßt. Zu derselben Maßregel, die wegen der zu erwartenden weit längeren Haltbarkeit auch eine kostensparende sein muß, will man jetzt in Frankreich schreiten; gegen Ende des Sommers sollen die ersten neuen Wagen dieser Art auf der Lyoner Bahn in Betrieb gesetzt werden.

Die Mode hat sich auch des Zündnadelgewehrs bemächtigt. Die Pariser Stutzer tragen nämlich gegenwärtig Nadeln und Knöpfe, welche zum Theil in höchst feiner Arbeit die berühmte preußische Waffe in allen ihren Einzelheiten darstellen. Die Damen werden sicher hier nicht zurückbleiben. Weßhalb sollten sie auch nicht ihre Röcke eben so gut mit Zündnadelflinten ausputzen, wie sie es jetzt mit Hufeisen, Schiffsankern und dergleichen technischen Instrumenten bereits thun.

Logogryph.

Geschrieben kann die Erste nichts bedeuten,
Viel aber, wenn sie nur gesprochen wird.
2, 3 ist meistens im Besitz von Leuten,
Die fremd' Verdienst, und nicht das eig'ne ziert.
3, 4 gab Manchem etwas aufzurathen;
Die Bücher sind der fünften Vaterland. —
Das Ganz' ist eine Stadt in fernen Staaten,
Und auch als Tausendkünstler wohl bekannt.

W. Achat.

Auflösung des Räthsels in Nr. 247:

„Kartenspiel" um's Kaisersbart:
ennuirt; —
Um die Münz' von kleinster Art:
amüsirt; —
Aber, um den Thaler (hart):
ruinirt.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F..... und Th. K—r in Eisenbach.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 257 Dienstag, 30. Oktober 1866.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

Der wohlbeleibte Reisende sah mürrisch vor sich hin. Er hatte Mitleiden mit ihr gefühlt; er hatte sich seines warmen Pelzes berauben wollen, um sie damit zu wärmen. Zum Dank war sie so frech gegen ihn gewesen.

Die Dame war verdrießlich geworden.

Sie hatte ihm eine gute Lehre geben wollen, wozu sie als Schulmeisterin doch eine Art von Recht hatte; sie hatte sich dann, als sie bemerkte, daß sie zu weit gegangen sei, entschuldigt; sie wurde von Neuem beschuldigt.

Sie saßen lange wieder schweigend, Jedes in seiner Sophaecke.

Wiederum wurde die Thür des Wartesaals geöffnet, dießmal rasch, aber leise.

Ein wohlgenährtes Gendarmengesicht blickte in den Saal, sah den wohlbeleibten Reisenden, stutzte, sah ihn schärfer an.

Der dicke Herr war aufgefahren, als er den Gendarmen sah, wurde dann verlegen, und drückte sein Gesicht in seinen Pelz.

Der Gendarm trat mit einem eigenthümlichen listigen Gesicht zurück, und machte die Thür langsam hinter sich zu.

Der wohlbeleibte Reisende blieb mit dem Gesicht in seinem Pelze.

Die Dame sah ihn verwundert an, beinahe etwas scheu.

Die Thür zu der Einsteighalle wurde aufgeschlossen. Man hörte den Eisenbahnzug, der erwartet war, heranbrausen.

„Einsteigen!“ rief ein Schaffner in den Wartesaal hinein. „Nur drei Minuten Aufenthalt.“

Der Zug war schon da, hielt schon.

Wenn man einen Eisenbahnzug, der nur drei Minuten anhält, nicht versäumen will, so muß man sehr schnell und flink bei der Hand sein.

Die Dame war es. Sie führte nur eine kleine Handtasche bei sich, die sie nicht aus der Hand gelegt hatte. Sie war schon an der Thür, als der Schaffner rief. Da mußte sie doch Halt machen.

Der schwerfällige und bequeme dicke Herr war nicht so flink wie sie. Er hatte schnell genug aufstehen wollen; er kam nur langsam in die Höhe. Er wollte dann um so schneller seine Sachen nehmen, den Reisesack, den Schirm und Stock. Aber — je mehr Eil, desto mehr Verweil! — Für bequeme und wohlbeleibte Herren, zumal auf Reisen, gilt das Sprichwort gewiß. Indem er nach dem Sack griff, fiel ihm der Pelz von den Schultern, den er nur umgehängt hatte. Als er den Pelz wieder aufheben wollte, fiel ihm der Sack zur Erde. Er mußte sich nach Beidem niederbücken; das Bücken wurde ihm schwer. Er stöhnte noch schwerer, darüber erschrocken, mußte er aufblicken, ob die Dame, die Schulmeisterin, noch da sei. Sie war noch da; sie stand in der Thür und sah nach ihm mit einem eigenthümlichen Lächeln; er meinte, mit einem boshaften. Darüber wurde er ärgerlich. In seinem Aerger griff er nach Allem, faßte nichts.

„Die verdammte Schulmeisterin!“ fluchte er in sich hinein. „Die Person ist an Allem Schuld.“

In der Einsteigehalle läutete es.

„Einsteigen, einsteigen!“ riefen die Schaffner und Führer längs des ganzen Zuges.

„Einsteigen, Madame! Schnell, schnell!“ kehrte der Schaffner zurück, der den Wartesaal aufgeschlossen hatte.

Er wollte die Dame, die in der Thür stand, nach dem Wagen hinschieben.

Die Dame hatte sich schnell eines Anderen besonnen.

„Helfen Sie dort!“ rief sie.

Sie zog den Schaffner in den Wartesaal zu dem wohlbeleibten Reisenden.

Der dicke Herr hatte den Kopf verloren; er tappte wie blind mit den Händen am Boden umher.

„Nehmen Sie den Reisesack!“ befahl die Dame dem Schaffner.

Er nahm ihn.

„Hier nehmen Sie Ihren Pelz! Sie können ihn im Wagen anziehen.“

Sie hatte den Pelz des dicken Herrn aufgehoben und warf ihn ihm über die Schultern.

Sie selbst nahm seinen Schirm und Stock.

„Nun fort!“

Sie setzten sich alle Drei in Bewegung.

„Herr des Himmels!“ rief der wohlbeleibte Herr auf einmal.

„Was ist Ihnen?“

„Ich habe meinen Schirm vergessen, meinen Stock mit dem goldenen Knopf.“

„Ich habe Alles.“

„Sie — ?“

Er schien sie erst jetzt zu sehen, und wie er sie sah, wurde es ihm klar, was sie gethan, was sie für ihn gethan hatte.

Er sah sie so sonderbar an; er fluchte nicht mehr: die verdammten Weiber! oder: die verdammte Schulmeisterin!

Sie kamen an dem Wagenzuge an.

Es war die höchste Zeit. Auf der Lokomotive pfiff es schon.

Schaffner und Führer sprangen herbei, hoben in das nächste beste Coupé die Dame, warfen den wohlbeleibten Reisenden hinein; sein Reisesack flog ihm nach. Die Thür wurde zugeschlossen. Der Zug brauste dahin.

Die Beiden waren in dem Coupé allein.

Der Zufall hat besondere Launen. In einer seiner sonderbarsten hatte er diese beiden Menschen zusammengeworfen, die die vollsten Gegensätze zu einander zu bilden schienen.

Der dicke Herr — er war zu Boden gefallen — hatte sich mühsam erhoben, seinen Platz eingenommen. Da mußte er doch wieder stöhnen; noch einmal. Aber er erschrack heftig darüber.

„Ach, entschuldigen Sie!“ sagte er zu der Dame, die nun seine Reisegefährtin war.

Sie mußte lächeln.

Das ärgerte ihn doch.

Aber als der ordentliche Mann, der er war, sah er nach seinen Sachen. Sie lagen in voller Ordnung neben ihm. Die Dame hatte sie hin gelegt, während er sich vom Boden aufraffte. Das erinnerte ihn an eine Pflicht, über die er den Aerger vergaß.

„Ach, Madame oder Fräulein —“

Er stutzte auf einmal bei den letzten Worten. Er mußte sie fragend ansehen; er sah dabei ihr feines Gesicht, das wieder frisch war.

Er erhielt keine Antwort. Er fuhr fort:

„Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, sehr vielen. Ohne Sie wäre ich nicht mitgekommen, und das wäre mir recht unangenehm gewesen.“

„Sie sind wohl nicht oft auf der Eisenbahn gefahren?“ fragte ihn die Dame.

„Es ist das Erstemal!“

„Da werden Sie gefunden haben, daß man auf den Eisenbahnen nicht viele Rücksicht nimmt.“

„Das weiß Gott!“ platzte der dicke Herr heraus. „Man ist hier nur Eisenbahngut. Da sind doch die Posten anders. Dort macht man Unterschiede. Aber hier wird Alles zusammengeworfen und ist Alles eins, die Menschen, das Gepäck, die Ochsen und die Kälber, die man da hinten brüllen hört, und die Schweine und —“

„Oh, oh, mein Herr!“ unterbrach ihn die Dame, und ihr Ton wurde ganz der einer strengen Schulmeisterin.

Er nahm es folgsam auf.

„Ach, nehmen Sie es mir nicht übel. Aber ich habe mich schon lange ärgern müssen, wenn die Eisenbahnen immer auf Kosten der Post bis in den Himmel gehoben wurden. Meinetwegen könnten sie zum Teufel fahren.

„Oho, mein Herr, mit uns?“ sagte die Dame.

„Nun, nun, das gerade nicht. Aber zum Teufelholen ist es doch.“

„Mein Herr,“ sagte die Dame, fast in dem strengen Schulmeisterton, „das Fluchen steht Ihnen schlecht.“

Das war dem dicken Herrn wohl zu arg.

In Zorn war er schon. Die Eile, das Hineinwerfen in den Wagen, das Nachwerfen seiner Sachen hatte ihn hineinversetzt; noch mehr hatte er sich hineingesprochen. Nun wurde er wieder wie ein Schulknabe behandelt, zum Zweitenmale!

Er warf einen ingrimmigen Blick auf die Dame und rückte von ihr weg, so weit er konnte, in die andere Ecke des Coupé. So hatte er vorhin im Marmorsaal sich in die Ecke des Sophas gedrückt. Er erwiderte der Dame kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

München, 23. Oktober.

Gestern eröffnete im Liebig'schen Hörsaale Professor Rohl eine Reihe von Vorlesungen über Haydn, Mozart und Beethoven vor einem gewählten Publikum. Dr. Rohl, der Historiograph unserer Tonheroen, begann seine Vorträge mit einer Auseinandersetzung über die Schwierigkeit, die Stimmungen, welche die Musik erregt, in Worte einzukleiden und so das innerliche, nur dem Gefühl begreifliche Leben der Töne in der Sprache auszudrücken. Wenn eine Reformation in der Musik eintrat, — sagt er — so geschah dieß immer von der Sprache aus, sie mußte sich inniger an die Laute, welche unser inneres Leben aussprechen, anlehnen und immer wieder wurde auf's Neue betont, daß sich Wort und Musik decken müssen. Die Forschung in dem Reiche der Töne, die Versuche, den Kern einer Tondichtung dem Verstande erfaßbar zu machen, bilden eine Wissenschaft, die sich noch keines langen Alters erfreut, darum bleibt noch jetzt der Ausdruck oft ungefüg und dunkel, wenn man das Wesen unserer Meister beschrei-

den will. Haydn spricht sich über sein eigenes Schaffen selbst noch ziemlich unbeholfen aus, besser erging es schon seinem Nachfolger Mozart, während Beethoven sich wieder mehr verschloß, und in sich zurückzog und mit dem Urtheil über sich selbst karg war. Johann Friedrich Reichardt, am Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts Kapellmeister in Berlin, setzte die Erklärung der Musik mit vielem Erfolge fort, doch war es nicht innerlich genug, um dieselbe ganz zu erfassen und andrerseits nicht hinlänglich freistehend und unpartheiisch, um gerecht zu sein. Bedeutender zeigt sich Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (oder eigentlich E. Th. Wilhelm), der in seinen „Fantasiestücken" viele schöne Darstellungen der Musik niederlegte und zuerst die innerliche Quelle der Kunst dem Verstande zugängig machte. Nach ihm kam C. M. v. Weber, der, wie er in der dramatischen Musik dieses Jahrhunderts das Größte, Bedeutendste geleistet, auch die Sprache am meisten fortgebildet hat. Wahrhaft klassisch in seiner Darlegung, formgewandt und mit seinem Gegenstand auf's Innigste vertraut, war Robert Schumann; er hat in der Erklärung der Musik das Höchste geleistet, was bisher geschehen. Nach ihm sind noch Richard Wagner und Franz Liszt zu nennen. — Wenn man die Bedeutung und das Schaffen eines Komponisten schildern will, thut man am besten, wenn man seine Werke in Verbindung mit seinem Leben bringt: aus Letzterem erklärt sich so manche Eigenthümlichkeit, so manche That des Meisters.

Dr. Rohl verlas hierauf einen Brief Haydn's an eine Berliner Dame, in welchem der Komponist selbst in der launigsten Weise seine Biographie in kurzem Abrisse mittheilt, daß er 1732 zu Rohrau, der Sohn eines Wagners, geboren wurde, und schon Früh sich durch sein musikalisches Gehör und seine angenehme Stimme auszeichnete, daß er bei seinem Vetter in Hamburg die ersten Anfangsgründe in der Musik erhielt, wo ihn der k. k. Hofkapellmeister Reuter hörte, der ihn nach Wien brachte, wo er im Kapellhause zu St. Stephan Schüler wurde, daß er dort blieb, bis er seine Stimme verlor, und sein Leben dann mühselig durch Stundengeben fristete, „wodurch viel Genie verloren geht," bis er 1759 Kapellmeister des Grafen Mozin und 1760 des Fürsten Nikolaus Esterhazy geworden, „was er sein Lebtag sein und bleiben wollte." Kurz zuvor schrieb er auf Veranlassung des Baron Fürnberg sein erstes Quartett (B $^6/_8$ Takt). Die Kritik in Berlin spielte ihm hart mit, dort konnten sich seine Werke nie die volle Anerkennung erringen, die man ihnen an andern Orten mit vollen Händen zollte. Und doch ist es nur der katholische Süden Deutschlands, welcher die Musik bis zu einer Höhe brachte, daß sie als das Ideal derselben in der Geschichte der Kunst zu gelten vermag. Denn wenn man nach den Idealen der Plastik frägt, wird man die Gebilde Hellas nennen, in der Malerei haben Italien und die Niederlande die Ideale geliefert, und in der Musik hat sie das südliche, vielleicht sogar bloß das österreichische Deutschland (Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert) geschaffen. Der Fürst Esterhazy hatte seine Güter in Ungarn an der österreichischen Gränze, lebte meist zu Eisenstadt in Ungarn und hielt sich nur immer einige Monate in Wien auf. Er liebte die Musik leidenschaftlich, und hatte eine Kapelle, in welcher alle jetzigen Instrumente — mit Ausnahme der Posaune und Anfangs vielleicht der Klarinette — vertreten waren. Dort fand Haydn Gelegenheit, das individuelle Leben der Instrumente kennen zu lernen und in seinen Kompositionen zur Anwendung zu bringen. Diese charakterisiren sich durch eine gewisse Beschränktheit, die ganz analog ist der kleinbürgerlichen Existenz, in welcher er lebte. Wenn er nach Wien kam, so hatte er kaum Zeit, sich mit allen Novitäten bekannt zu machen; dort besuchte er am liebsten die Samstags oder Sonntags stattfindenden musikalischen Zirkel bei der Frau von Gänsinger, der Gemahlin eines Frauenarztes, wo er stets den Salieri, Mozart, Dittersdorf und dergleichen Musiker fand.

Ein Brief aus jener Zeit, in welchem Haydn erzählt, daß er 14 Lieder mit großem Fleiße gemacht habe, gibt uns Zeugniß von der Art und Weise, wie er sich selbst beurtheilte. Er sagt, er wolle die Lieder selbst singen, um in ihnen die „Idee, den Ausdruck und den Gesang zur vollen Geltung zu bringen." — Haydn zeichnet sich vor Allen durch die Kraft seines Humors aus: Humor aber ist entschieden das stärkste Zeichen der menschlichen Freiheit, er leuchtete vor Allen aus seinen Scherzi und Menuets. Alles, was vorher in dieser Beziehung in der Musik geschaffen, war gemacht und unächt. Daß aber Haydn oft in dem einsamen Neste Langeweile hatte, begreift sich leicht, und viele Briefe aus jener Zeit sprechen das voller Humor aus. Da starb der Fürst. Die Kapelle wurde aufgelöst und Haydn siedelte nach Wien über. Dort suchte ihn Salomon auf, der ihn schon früher gern engagirt hätte, um ihn für das Professionalkonzert in London zu gewinnen. Dießmal ging er mit. Und von dieser Reise datirt ein großer Wendpunkt, ein Steigerungsgrad in seine Werken. Mit einem Schlage verließ er die beschränkte Gesellschaft und trat in einen Kreis, in ein Leben, wie er es vorher noch nicht kannte; die Großstadt London mit ihrem ewig unruhig pulsirenden Leben, gab ihm neue größere Gedanken, einen erweiterten Gesichtskreis. Das Meer, das er ein großartiges Thier nannte, machte auf ihn den gewaltigsten Eindruck. Dazu kam, daß er nun plötzlich ein großes Orchester vor sich hatte, in welchem fast die besten Kräfte, welche Europa aufzuweisen hatte, zwei- und dreifach vertreten waren. Was wir in München an Quartetten und Sinfonien zu hören gewohnt sind, sind Werke, die er während seines Aufenthaltes in London geschaffen hat. Dort begann er sein größtes Werk,

Digitized by Google

„die Schöpfung", welche ihm unter Musikern und Laien den Ruhm erringen ließ, den er sich bei den Kunstverständigen durch seine Quartette und Sinfonien schon längst gesichert hatte. Sie gibt ihm das eigentlichste Anrecht auf die Unsterblichkeit seines Namens. Eigenthümlich aber, und Haydn's Begabung charakterisirend, bleibt es immer, daß der Stimmungsathem bei ihm nicht anhielt, in welchem er schaffen konnte; er mußte oft künstliche Mittel anwenden, um sich wieder bis zur Schöpfungskraft und Schöpfungsfähigkeit aufzuraffen, die Freiheit des innern Lebens war bei ihm erst im Keim vorhanden, während schon bei Mozart jener wirklich große, andauernde Odem eintritt, der in einem Gusse schafft und das Ganze auf einmal belebt. Diese Eigenthümlichkeiten verrathen die Arbeiten Haydn's auffallend, wenn auch die äußere Form die größte Vollendung zur Schau trägt. Eines aber müssen wir festhalten: in Haydn ging uns zuerst ein warmer Frühling nach langem Winter auf und das gibt ihm Unsterblichkeit.

Neuigkeiten.

[Lange Kunstwirksamkeit.] Der berühmte Schauspieler Baron nahm erst an seinem achtzigsten Geburtstag von seiner Kunst Abschied; seine letzte Rolle war die des „Rodrigo" im „Cid." Doch der englische Schauspieler Mac'can übertraf ihn noch an Länge in seiner Kunstwirksamkeit. Er spielte nämlich (freilich nur auf besonderes Ersuchen als „Gast", und nachdem er seit Jahren schon seine Stellung beim Drurylane-Theater aufgegeben) noch in seinem neunundneunzigsten Lebensjahre den „Shylock" in Shakespeares „Kaufmann von Venedig". Er starb 1797, einhundertundsechs Jahre alt.

[Eine wichtige Entdeckung in der Optik.] Dem Professor am k. k. Staatsgymnasium zu Linz, Joseph Rudelka, ist es gelungen, weißes Licht (Sonnenlicht) durch ein Prisma zu leiten, ohne daß es eine Farbenzerstreuung erleidet. Das austretende Licht bleibt vollkommen weiß, und es erscheint kein Spectrum. Diese Entdeckung ist geeignet, eine vollständige Umwälzung in der Licht- und Farbenlehre herbeizuführen, denn sie liefert den Beweis, daß das weiße Licht aus keinerlei farbigen Bestandtheilen zusammengesetzt und sohin auch unzerlegbar ist. Dadurch wäre die allgemein angenommene Lehre Newtons widerlegt, daß sich die Entstehung der Farben durch die Brechung und Ablenkung erklärt. Dieselbe muß daher einen andern Grund haben. Der Gegenstand ist für die Physiker vom Fache so interessant, daß er nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit derselben auf sich zu lenken.

Der Erfinder des preußischen Zündnadelgewehrs hat jetzt neben dem neuen Zündnadelgewehr ohne Schaft und Kolben, ganz von Eisen auch eine Zündnadelbüchse erfunden, welche auf 1500 Schritte noch Geschütze demoliren, Munitionswagen in die Luft sprengen und mit einem in acht Theile sich theilenden Geschoß möglicherweise noch acht Mann kampfunfähig machen kann. Derselbe hat ferner eine Zündnadel-Doppelkanone erfunden, mit welcher man in der Minute acht Schüsse abfeuern kann. Auf 2000 Schritte wurde mit einem Projectile eine zweizöllige, geschmiedete Eisenplatte durchbohrt, und das dahinter liegende Holzwerk in Brand gesteckt.

Ein Bürger Newports in den Vereinigten Staaten, Alexander T. Stewart, hat seine Absicht angekündigt, der genannten Stadt eine Million Dollar zur Errichtung von Wohnungen für die dortigen Armen zu schenken unter der Bedingung, daß die Stadt die dazu erforderlichen Grundstücke hergebe. Die Vereinigten Staaten können sich mehr als eines Peabody rühmen.

Dreisylbige Charade.

Der Sylben erste läuft am Boden,
Die Letzten heben in die Höh';
Das Ganze läuft gleichfalls am Boden
Und hebt sich über Berg und See.

Auflösung der Charade in Nr. 248:

Seitdem das braune „Meer" sammt „Schaum" —
Der Taxe freigegeben,
Erübrigen die Brauer kaum
Das Nöthigste für's Leben.

Ein Jeder schraubt den Preis herab —
Damit was läuft vom Spunde,
Und stellt man nicht das Uebel ab,
Dann geh'n sie All' zu Grunde.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F..... und Th. K—r in Eisenbach.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 258 Mittwoch, 31. Oktober 1866.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

Auch die Dame sagte lange nichts. Dann schien sie zu fühlen, daß sie doch zu weit gegangen sei. Sie wollte es wieder gut machen. Ein böses Herz hatte sie nicht; das hatte sie gezeigt, als sie ihm half, daß er nicht zu spät kam.

„Sie gehören wohl zur Post?" fragte sie ihn.

Die Frage, wie natürlich sie für die Dame war, kam dem dicken Herrn so plötzlich.

„Ich?" fuhr er auf.

Und er rief das so betroffen, fast erschrocken, und er hatte sich doch gewiß vorgenommen, mit der Schulmeisterin kein Wort mehr zu sprechen.

Er sprach aber auch nur das eine Wort und drückte sich sofort wieder in seine Ecke.

Aber auch die Dame war betroffen geworden. Warum erschrack er über die einfache, natürliche Frage? Warum antwortete er nicht? Ihr fiel der Gendarm wieder ein, und wie ihr Erfährte sein Gesicht vor ihm verborgen hatte und der Gendarm darauf mit einem so listigen Gesichte zurückgekehrt war. Sie sah nachdenklich vor sich hin.

Sie saßen so still für sich bis zur nächsten Station.

Er mochte wohl denken: „Die Person ist doch gar zu frech."

Sie schien sich zu sagen: „Im Grunde ist er doch ein Bär mit seinen schlechten Angewohnheiten. Und dazu noch das Erschrecken vor dem Gendarm!"

Sie hatten die nächste Station erreicht.

Der Zug hielt auch hier nur ein paar Minuten.

Die Räder standen kaum, als auch schon die Thür des Coupés geöffnet wurde und zwei neue Reisende einstiegen.

Es waren ein paar junge Herren, von denen der eine ein glattes und sehr wichtiges Gesicht, der andere aber einen großen Schnurrbart und ein paar sehr kluge Augen hatte.

Das glatte Gesicht würdigte die beiden Reisenden, die schon in dem Wagen saßen, kaum eines halben, vornehmen Blickes.

Die klugen Augen des Schnurrbarts aber flogen zuerst mit Blitzesschnelle über die stattliche Gestalt des wohlbeleibten Herrn dahin, glitten dann mit einem plötzlich auftauchenden Gedanken über das feine Gesicht der Dame weg und kehrten dann mit einem gewissen Behagen zu dem dicken Herrn zurück.

Der dicke Herr gewahrte es nicht. Er hatte die beiden Fremden, wie es wenigstens schien, kaum beachtet.

Die Dame aber hatte die Blicke der klugen Augen verfolgt, und es war ihr, als wenn ein Gefühl der Unheimlichkeit sie beschleichen wollte.

Die klugen Augen bemerkten es sofort.

Das sah die Dame wieder.

Die Beiden ließen sich nicht aus den Augen; mit den gleichgiltigsten Mienen von der Welt. Sie hatten einen Krieg begonnen; sie machten Feldzugspläne; sie sannen wohl, wer den ersten Angriff machen sollte; sie suchten sich ihre Pläne gegenseitig zu verbergen.

Der Krieg ging um den dicken Herrn, und er merkte nichts davon.

Das geht auch manchmal so in anderen Kriegen.

Der junge Mann mit dem großen Schnurrbart und den klugen Augen begann ein Gespräch mit dem anderen jungen Manne, der mit ihm eingestiegen, und sein Nachbar geblieben war.

„Ich bin sehr erfreut, lieber Kollege, daß wir uns hier getroffen haben."

„Es war mir gleichfalls eine große Freude, lieber Kollege."

„Und so unvermuthet, so zufällig!"

„Ich bin dem Zufall dankbar."

„Sie wollen auch zur Residenz?"

„In Geschäften! Im unmittelbaren Auftrage meines Herrn Präsidenten."

Der glatte Herr sagte das sehr wichtig.

„Ah!" verbeugte sich der Schnurrbart.

„Auch Sie haben vermuthlich Amtsgeschäfte in der Residenz?" fragte darauf der Andere mit einer Protektormiene.

„So eigentlich nicht."

„Ei, mein Lieber, man kennt das. Die Polizei will nie Geschäfte haben, thut immer geheimnißvoll."

„Die Polizei muß stets vorsichtig sein."

Der Schnurrbart und die klugen Augen gehörten also zur Polizei. Natürlich!

„Aber Ihnen gegenüber, lieber Kollege," fuhr der junge Polizeibeamte lächelnd fort, „brauche ich wenigstens keine Geheimnisse zu haben, und —" er sah sich leicht nach den beiden andern Reisenden um, — „und, wie ich sehe, hier überhaupt nicht. So hören Sie denn. Ich reise allerdings in Amtsgeschäften, und zwar in Angelegenheiten der Post."

„Der Post?" fragte es auf einmal von drei Seiten im Wagen.

„Der Post? Wie kommt denn das?" fragte laut der glatte und wichtige Kollege des Listigen, der sich selbst als Polizeibeamter bekannt hatte.

„Der Post?" wollte der wohlbeleibte Reisende ausrufen. Ueber seine Lippen kam zwar der Ruf nicht. Aber der dicke Herr war heftig in die Höhe gefahren, und er saß da, als wenn ihm ein schwerer Schreck in die Glieder gefahren sei.

Das sah die Dame.

„Der Post?" wollte auch sie rufen. Der Schreck erstickte ihre Stimme.

Der Polizeibeamte lachte sehr still und vergnügt in seinen Schnurrbart hinein. Er hatte den Angriff begonnen und auch schon seinen Sieg erfochten, bevor seine Gegnerin nur ahnen konnte, daß sie angegriffen war.

Er antwortete seinem Kollegen, der aber nicht sein Kollege von der Polizei sein mochte; sie waren wohl beide Assessoren, der eine bei der Polizei, der andere anderswo.

„Wie das kommt, Herr Kollege? In den letzten drei bis vier Tagen sind bei der Post zwei verzweifelt raffinirte Betrügereien verübt worden. Denken Sie sich, auf sechs oder sieben Postbureaus — so viele sind bis jetzt ermittelt — erscheint ein Herr in der Uniform eines Postinspektors, gibt sich für einen Beamten des Generalpostamtes aus, legt eine Vollmacht des Generalpostamtes vor, an der Niemand Spuren einer Fälschung zu entdecken vermag, fordert auf Grund derselben bedeutende Gelder aus der Postkasse, erhält sie und verschwindet damit. Der Mensch hat auf diese Weise eine große Summe erschwindelt."

„Das ist ja ein infamer Spitzbube!" versicherte der wichtige Herr.

„Das ist er, Herr Kollege."

„Und man hat ihn nicht erwischt?"

„Noch nicht, aber —"

„Man ist auf seiner Spur?"

„Ich hoffe es."

Der Polizeiassessor, indem er diese Worte sprach, warf er einen langen, durchdringenden Blick auf den dicken Herrn, und von diesem auf dessen Reisegefährtin.

Der wohlbeleibte Reisende saß mit kreideweißem Gesichte da; seine Augen suchten am Boden umher. Der Schweiß tröpfelte schon von dem runden Gesicht in den Kragen seines Pelzes.

Aber auch die Dame neben ihm war heftig erschrocken, und es war erklärlich genug. Daß ihr Reisegefährte ein Postbeamter sei oder zu der Post in irgend einer Beziehung stehen müsse, hatte sie schon früher geahnt. Konnte sie jetzt noch daran zweifeln? Und welche entsetzliche Gewißheit war dieß! Und von diesem Menschen hatte sie sich täuschen lassen! Sie hatte sich mit ihm eingelassen, so sonderbar, weil sie ihn für so ehrlich und brav gehalten hatte. Und sie ward nun von den beiden Beamten mit ihm zusammen getroffen, in einer Weise, daß der Eine, der von der Polizei, sie für seine Mitschuldige halten durfte; sein forschender Blick zeigte es ihr deutlich. Sie zitterte am ganzen Körper.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Treffen bei Laufach

brachte dieser Tage die „N. D. Ztg." folgenden aus Darmstadt, 24. Okt., datirten kritischen Aufsatz:

Obschon der wenig ruhmreiche Ausgang des Kampfes des 7. und 8. Bundesarmeekorps in ganz Deutschland ein sehr deprimirender war, hat doch ganz insbesondere das Gefecht der hessen-darmstädtischen Division bei Laufach-Frohnhofen in allen Klassen der Bevölkerung unseres Landes einen so allgemeinen Unwillen erzeugt, daß man hätte erwarten sollen, es werde die kompetente Militärbehörde eine Darlegung des Thatbestandes veröffentlichen. Die Spannung wurde um so größer, als die erschienenen Broschüren für und gegen den „badischen Verrath" solche Umstände anführten, die nun einmal — bei dem fortgeschrittenen Beurtheilungsvermögen des Volkes — schlechterdings nicht mehr todtgeschwiegen werden dürfen und auch nicht mehr todtgeschwiegen werden können. — Trotzdem erwartet man bis heute die in Aussicht gestellte amtliche Aufklärung vergebens, und daher ist es dem Publikum nicht zu verargen, wenn es mit Begierde jede neue Andeutung über die Sache aufnimmt, was Verfasser Dieses bestimmt, seine unparteiischen Ansichten, auf vorliegende Thatsachen gegründet, hier mitzutheilen.

Ein Anführer eines so bedeutenden Korps muß Stratege und Taktiker sein, muß angebornen Feldherrnblick haben, sonst bleibt er am besten zu Hause und erwirbt sich Avancement und Ordensbänder „in Friedenszeit", statt das Leben seiner Soldaten und die Kriegsehre derselben durch seine Unfähigkeit aufs Spiel zu setzen. — Die taktischen Fehler bei dem erwähnten Gefecht sind bereits in dem Literaturblatt zur Militärzeitung angedeutet; nämlich es wird gerügt, „daß man „versäumte, sich durch Plänkler zu decken, daß man vier „Bataillone in langen Kolonnen anrücken ließ, um sich „im feindlichen Feuer zu entwickeln und nicht einmal „den Angriff durch Artilleriefeuer vorbereitet habe,

„wodurch ein Verlust von 20 Offizieren und über 500 „Mann entstanden ꝛc.“ Wir nehmen dieß als richtig an und wollen nur noch zusetzen, daß diese hessen-darmstädtische Division circa 12,000 Mann (incl. 2 Reiterregimenter) stark und mit 5 Batterien, nur der preuß. Brigade v. Wrangel (15. und 55. Regiment, 6000 Mann, einer Eskadron Husaren, 1 Regiment Kürassiere, einer 24pfündigen Batterie und 4 gezogenen 4pfünder Kanonen) gegenüber stand, welche nur 4 Todte und 57 Verwundete gezählt haben sollen.

Von einem Strategen verlangt man, daß er sich Terrainkenntniß verschaffe und zum Voraus sich bestimme, ob er angriffs- oder vertheidigungsweise zu Werke gehen will. Er muß sich eine Ordre de bataille bilden. Darüber hat sich aber, wie es scheint, das Divisionskommando durchaus keinen Plan gemacht; denn wollte es angriffsweise verfahren, so mußte es jenseits Laufach den aus dem Spessart debouchirenden Feind mit aller Macht angreifen und ihn durch Umgehung seiner rechten Flanke förmlich zu vernichten suchen, ehe es ihm möglich wurde, sich mit seiner zweiten Brigade von Kummer am 14. bei den Weiberhöfen, 1 Stunde von Laufach nach Aschaffenburg zu, zu vereinigen.

Das Terrain von Laufach nach Aschaffenburg ist aber durch die auf beiden Seiten des schmalen Thales, durch welches die Aschaff fließt, aufsteigenden Waldhöhen höchst vortheilhaft zur Vertheidigung und zum Aufhalten des Feindes geeignet. Die Dörfer Hösbach und Goldbach, durch welch' letzteres die Aschaff fließt, die überdieß bis nach Damm mit dichten Gebüschen und Erlbäumen bepflanzt ist, ermöglicht eine kräftige Vertheidigung, selbst gegen weit überlegene Streitkräfte.

Statt dem geht die hess.-darmst. Division nach dem Rückzug ihrer Avantgarde von Laufach, von der Aschaffenburger Seite nach Fronhofen vor. Dieser Weiler liegt am Ausgang einer tiefen bewaldeten Schlucht, welche zwei Höhenrücken trennt, die von Nord nach Süd in die Chaussee und weiter in's Thal abdachen, währenddem die früher beschriebenen Waldhöhen von Ost nach West laufen.

Von diesen Höhenrücken ist der nach Aschaffenburg zu niedriger als der nach Laufach zu, und trotzdem stellt sich die Division hier, wo sie ohne alle Deckung war, in ganzer Länge auf! Die Preußen konnten sich so hinter dem anderen Höhenrücken geschützt und unbemerkt entwickeln, auf ihrem rechten Flügel eine 24pfündige Batterie aufführen und mit dieser und mit ihren Schützen aus der von den Hessen unbesetzt gelassenen (!!) Schlucht, so wie von den Dächern der Häuser diese, die ganz ungeschützt auf ihren Bergrücken ausgedehnt standen, mit einem Erfolg beschießen, der sich fühlbar genug gezeigt hat.

Als nun das 55. Regiment von der rechten Flanke aus einen Kolonnenangriff gegen die Hessen ausführte, da zogen diese ab, trotz ihrer Ueberlegenheit und trotz ihrer zwei Regimenter Reiter und drei Batterien.

Das ist nach allen Nachrichten der Verlauf dieses unglücklichen Gefechtes, und wenn man fragen sollte: Nun, wo war aber der Armeekorpskommandant, so diene zur Antwort, daß derselbe 6 Stunden rückwärts im Hauptquartier Babenhausen weilte! —

* * *

Dieser in Nro. 87 der „N. D. Ztg.“ enthaltene Aufsatz hat zu nachfolgenden Reklamationen geführt:

1) Erklärung des Herrn Generallieutenants von Perglas.

Nr. 87 (2. Blatt) der „Neuen Deutschen Zeitung“ vom 27. Oktober c. bringt eine Kritik des Treffens bei Laufach, welche Beschuldigungen gegen das damalige Kommando der Großh. Hessischen Armeedivision enthält, die der Unterzeichnete, insoweit sie gegen ihn persönlich gerichtet sind, mit Entschiedenheit zurückweisen muß.

Die einer so harten Beurtheilung unterzogenen Angriffsoperationen waren von mir weder beabsichtigt noch befohlen, vielmehr traf ich nur die nöthigen Sicherheitsvorkehrungen für einen etwaigen, jedoch nicht wahrscheinlichen feindlichen Angriff an jenem Abende, bevor ich in das Hauptquartier zurückkehrte. Eine genaue amtliche Darlegung der fraglichen Gefechtsverhältnisse wäre im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit dringend geboten und mir für meinen Theil höchst erwünscht.

Darmstadt den 27. Okt. 1866.

Frhr. v. Perglas, Generallieutenant a. D.

2) Zu der Affaire bei Laufach.

Offenbach, 27. Okt. In Ihrer Nr. 87 vom 27. Oktober l. Js. brachten Sie einen Artikel, welchen wir im Interesse der Sache freudig begrüßen, indem er das Treffen bei Laufach betraf und hoffentlich die Anregung zu einer eingehenden Untersuchung der betreffenden Verhältnisse abgeben wird. Wenn wir auch, so sehr wir sonst die Bedeutung der Presse anerkennen, bei einer geordneten Verwaltung bedauern, daß eine solche Maßregel erst auf Zeitungsartikel wartet, so müssen wir eben doch die Dinge nehmen, wie sie sind, und an das Gegebene anknüpfen. Mit dem erwähnten „Ueber das Treffen bei Laufach“ überschriebenen Artikel sind wir daher seiner Tendenz nach völlig einverstanden, seinem Inhalte nach läßt derselbe indessen gar Manches zu wünschen übrig, und sei es uns vergönnt, in Ihrem geschätzten Blatte hierauf zu rekurriren. Ihre Loyalität in Aufnahme von Ergänzungen und Berichtigungen bürgt uns dafür, daß uns das Gehör nicht versagt wird.

Unserem militärischen Dafürhalten nach und nach unparteiischer Betrachtung aller Verhältnisse ist der für die mangelhafte Disposition und Ausführung des Gefechts in erster Linie Verantwortliche der Generalstabschef der hessischen Division, Oberst Becker, so

Digitized by Google

sehr derselbe die Schuld auch von sich abzuwälzen bemüht ist!

Wir hoffen aber, daß eine Untersuchung Licht in diese getrübte Sache bringen wird und daß alle Versuche, dieselbe zu vereiteln, an dem namentlich ehrenhaften und geraden Sinne unseres neuen Divisionärs, des in dem Feldzuge so populär gewordenen Prinzen Ludwig scheitern werden. In jener Untersuchung werden dann auch noch andere Fragen zur Aufklärung kommen müssen, die gegenwärtig, weil unerledigt, wie ein Alp auf unserem niederen Offizierskorps lasten und gebieterisch darauf hinweisen, daß einzelne Glieder entfernt werden, welche bei dem Laufacher Gefechte sich eines Makels schuldig gemacht haben, so daß z. B. eine Abtheilung von ihrem Führer nach Messel, eine andere nach Offenbach dirigirt worden sein soll! Man sieht es im Offizierkorps mit lauter Mißbilligung, daß gegen derartige Vorkommnisse nicht eingeschritten wird und daß u. A. ein anderer Offizier fortwährend seinen Dienst versieht, der anläßlich des Laufacher Gefechtes „krank" wurde, indem er ein Nervenfieber befürchtete und nachher wochenlang in Darmstadt spazieren ging, ohne daß aber dieß Nervenfieber jemals zum Ausbruch gekommen wäre!

Wenn man von einer derartigen Untersuchung leider nichts hört, so ist aus der Residenz wenigstens die erfreuliche Kunde zu uns gedrungen, daß wegen der unterlassenen Ausräumung des Zeughauses (welche bekanntlich später von den Preußen in einer möglichst radikalen Weise besorgt wurde) eine Untersuchung eingeleitet ist — aber! — ein in der öffentlichen Meinung selbst nicht unkompromittirter Brigadegeneral ist der Präsident der betreffenden Untersuchungskommission geworden! Was soll nun da herauskommen? Währenddessen ist bei dem anderen Brigadegeneral (Frey) das umgekehrte Verhältniß. Derselbe wurde in einer wohl übereilten Weise und wider die gerechten Sympathien aller Offiziere und Soldaten, aus Gott weiß welchem Grunde unmittelbar nach dem Waffenstillstand pensionirt, ohne daß dem Ehrenmanne bis jetzt irgendwie eine Rehabilitirung oder eine sonstige öffentliche Genugthuung für das ihm offenbar widerfahrene Unrecht zu Theil geworden wäre. Auch hierin vertraut das hessische Offizierkorps auf das Resultat einer Untersuchung, da es aufrichtig wünscht, daß nicht allein der Schuldige bestraft, sondern auch der Unschuldige von jedem Vorwurf oder Verdacht gereinigt werde.

Zunächst leidet nämlich der Artikel an dem sehr wesentlichen Irrthum, daß man darin dem Oberbefehlshaber des achten Armeekorps eine Mitschuld an dem erwähnten Treffen beilegen zu wollen scheint. Der Schlußsatz, demzufolge „der Armeekorps-Kommandant sechs Stunden rückwärts im Hauptquartier Babenhausen geweilt habe" gibt zu einer solchen Unterstellung einigen Anhalt. Hiergegen muß indessen bemerkt werden, daß dieser Schlußsatz sowohl thatsächlich, als auch in seiner logischen Fassung durchaus irrig ist.

Prinz Alexander hielt mit seinem Generalstab zur Zeit des Gefechts bei Laufach, von dem er erst am folgenden Tag — am 14. Juli — nähere Kunde erhielt und welches gegen seinen Befehl geschlagen worden ist, noch in dem Hauptquartier zu Bornheim.

An die hessische Division war nämlich aus diesem Hauptquartier der schriftliche Befehl abgegangen, Aschaffenburg defensiv zu vertheidigen, ein Befehl, welcher mit dem genannten Treffen in direktester Weise verletzt worden ist. Als Prinz Alexander dieß erfuhr, eilte er schleunigst auf einem Extrazug über Darmstadt nach Babenhausen (da die Linie Frankfurt-Aschaffenburg nicht mehr benützt werden konnte), stieg daselbst sofort zu Pferd, um auf den Kampfplatz zu reiten. Eine halbe Stunde hinter Babenhausen angelangt, stieß er indessen auf die aus dem Gefechte vor Aschaffenburg bereits geschlagen zurückkehrenden Truppen und der Kampf hatte somit ein Ende. Jeder Militär wird uns aber auch, ganz abgesehen von allem Vorgegangenen, darin Recht geben müssen, daß man unmöglich verlangen kann, ein Armeekorps-Kommandant müsse bei dem ersten in dem Bereiche seiner Truppentheile fallenden Schusse persönlich zugegen sein, wie der Verfasser denn auch sämmtlichen bei der hessischen Division befindlichen Ober-Offizieren ein großes Armuthszeugniß ausstellt, wenn er bei einem zugestandener Maßen kleinen Gefechte, deren unmittelbare Direktion durch den Oberfeldherrn für nöthig hält.

Charade.

Schwarz ist der erste Sylb' Natur,
Die Zweit' und Dritt' ein Künstler nur.
Das Ganze folgt des Zaubers Spur.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 250:

Sehr wenig ist der „Ball" als Spiel;
Doch ohne Kopf unendlich viel.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 259 Donnerstag, 1. November 1866.

Genfer Konventionsreise nach Aschaffenburg und Tauberbischofsheim.

Von Dr. Leopold Ellinger.

Am 17. Juli ds. Js. kam die Nachricht von den Gefechten bei Laufach und Aschaffenburg hierher,*) und in der Voraussetzung, daß ich nicht leicht wieder die chirurgischen Effekte einer Schlacht zu studiren, möglicher Weise helfend zuzugreifen, so nahe Gelegenheit haben werde, ließ ich anspannen und fuhr am 18. Früh, mit Reisepaß und Instrumenten wohl versehen, Aschaffenburg zu. Im nachmals oft genannten Städtchen Tauberbischofsheim, 4 Stunden von hier, war Abends der junge Fürst Taxis als Kurier des Prinzen Karl an den Prinzen Alexander durchgereist und hatte die guten Bischofsheimer mit der Nachricht erschreckt, daß nächster Tage 15,000 Mann Bundestruppen in Stadt und Umgegend Quartier nehmen werden. In Hardheim, 3 Stunden weiter abwärts, hatte der Fürst beim Abendessen mitgetheilt, daß er von Amorbach herkomme, wo er ein Rendezvous, in Bischofsheim zwischen den beiden Kommandirenden des 7. und 8. Armeekorps vermittelt habe, welche Zusammenkunft auch in der That folgenden Tags zwischen den zwei Trägern großer Namen stattfand. Unwillkürlich fielen mir bei dieser Gesprächigkeit eines in militärischer Mission sich befindlichen Offiziers jene Reisenden der fliegenden Blätter ein: „mer sei'n von der Kommission."

Hardheimer Bürger hatten Tags vorher in Miltenberg, 4 Stunden abwärts, badisches und österreichisches Militär gesehen. Ich fuhr wohlgemuth Miltenberg zu.

Eine Stunde vor Miltenberg begegnete mir eine Equipage, und sagte der Kutscher, er habe umgekehrt, da das Militär alle zu erreichenden Zugthiere requirire. Da ließ ich denn in bescheidener Entfernung vor den mit schwerer Bagage den Berg hinan gegen Hundheim sich bewegenden Kolonnen halten, und näherte mich zu Fuß den Truppen, hoch erfreut über die um den Arm der Krieger geschlungene schwarz-roth-goldene Binde. Auf meine Frage nach einem Offizier antworteten die deutschen Brüder mit einem stereotypen: „nix deutsch", bis ich endlich einen Lieutenant fand, ein liebenswürdiges Peager Stadtkind, von dem mir die Versicherung wurde, daß die Truppen reichlich mit Zugpferden versehen seien, und daß ich unangefochten mit meinem Fuhrwerk durchkommen werde. So war es auch. Gegen den Strom österreichischer Artillerie mit Train und badischer Infanterie mit Kavallerie schwimmend, beide wie Oel und Wasser gemischt, gelang es, eine halbe Stunde Wegs in 2 Stunden zurückzulegen und unangehalten in Miltenberg einzufahren, wo es schwer hielt, Einkehr für Mann und Roß zu finden.

In diesem bayerischen Städtchen befand sich das badische Hauptquartier. Eine Stunde rückwärts, Aschaffenburg zu, waren Vormittags preußische Reiter gesehen worden. In Erinnerung an das eigenmächtige Vor-, resp. Rückgehen des badischen Oberkommandanten am 5. und 6. Juli bei Frankfurt — am 5. Juli war die Nachricht vom Ausgang der Schlacht bei Königgrätz in ganz Deutschland bekannt — war mir die Erzählung eines badischen Dragoneroffiziers sehr auffallend, daß sein Regiment, bei der Affaire von Aschaffenburg betheiligt, nur ein Pferd verloren habe, und hätte ich gern fragen mögen, ob's ein Schimmel war, und ob er so glücklich davon kam, wie sein Kollege von Bronzell. Ein anderer badischer Militär, dem ich einige Gefälligkeiten zu danken habe, sagte mir auf meine Frage, wo in? „Nach Würzburg oder — nach Hause." Dieß war am 18. Juli. Im goldenen Engel saß das Hauptquartier wohlgemuth beim Diner. Beim Hinausfahren gegen Aschaffenburg traf ich die Truppen lagernd im Abkochen begriffen, die Pferde abgesattelt und eine Viertelstunde von Miltenberg die ersten Vorposten zu Fuß. Mit etlichen Schwadronen Husaren und etwas Nachschub konnte man leicht, so denke ich mir, das ganze Hauptquartier aufheben. Aber ein Engel bewachte es, und waren vielleicht noch weitere unsichtbare Schutzmaßregeln getroffen. Als in Aschaffenburg die Leute bei der (falschen) Nachricht vom Anzuge der Bayern am 20. Juli und einem möglichen Bombardement der von 10,000 Preußen besetzten Stadt tiefbestürzt waren, rieth ich ihnen, ihre Werthsachen ins badische Hauptquartier zu bringen, dort seien sie am sichersten vor Preußen.

Der vielgereiste Bädeker gibt den Rath, in einer großen Stadt zur Reisezeit wo möglich nicht Abends einzutreffen, da es schwer halte, Quartier zu finden,

*) Nach Wertheim, dem Wohnsitze des Verfassers.

eine Vorsicht, die besonders galt bei Ankunft in einer so zu sagen eben erstürmten, feindlich besetzten Stadt. Obgleich das ersehnte Reiseziel, Aschaffenburg, leicht noch am gleichen Tage zu erreichen war, zog ich's doch vor, in Obernburg, 2 Stunden mainaufwärts, Nachtquartier zu nehmen. Vor Obernburg sah ich von Ferne eine Patrouille von 4 preußischen Husaren des Wegs daher kommen und griff in die Tasche nach meinem Paß, der mich als auf einer wissenschaftlichen Reise befindlich legitimiren sollte, nicht ohne einige Beklemmung, wie ich mit diesen modernen Kosaken mich auseinandersetzen werde. Aber siehe da, die ritten grüßend vorüber, und ich ärgerte mich fast, so ganz ohne Abenteuer die Vorposten der blutdürstigen Nordlinger passirt zu haben. Nach 4 Stunden hörte ich sie wieder zurückreiten.

Bei Verwandten einer hiesigen befreundeten Familie fand ich heimische Herberge. Unten am Main wurde eben ein Schiff mit preußischen Requisitionsgegenständen geladen, die Kleinigkeit von 50 Ctr. Fleisch, 3600 Laib Brod, 50 Eimer Bier, Wein, Heu, Haser, im gleichen Verhältniß, und so jeden Tag seit Ankunft der Preußen in der Gegend, und wer weiß, wie lange noch? Der Bezirksamtmann war Nachmittags in Aschaffenburg gewesen, die Unmöglichkeit fernerer Leistung so kolossaler Kontributionen vorzustellen; er war beim General gar nicht vorgelassen worden. Dieß und Anderes wurde Abends beim Bier besprochen, auch die Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes in und um Obernburg, wobei das Schicksal Kissingens gespensterhaft potenzirt vorschwebte. Da hörte man plötzlich militärischen Schritt einer Truppe auf dem Pflaster, und Alles eilte heim zu Familie und Habseligkeiten. Aber es war nur ein Trupp Handwerksbursche gewesen, welche ihre Absicht, die guten Obernburger zu schrecken, nur zu gut erreicht hatten. Wer nichts hat, hat gut lachen, der hat auch nichts zu verlieren bei solchen Affairen.

Am 19. Früh ging's bei heiterem Himmel auf schnurgerader, kastanienbegränzter Straße längs dem Main Aschaffenburg zu. Man sah bereits die zahlreichen Thürme der Stadt, und ich malte mir das viele Unglück, die Wunden, die im eigentlichen Sinn des Wortes der Bruderkrieg geschlagen, in grellen Farben aus, als mich der Kutscher durch den Ausruf: „die Preußen!“ aus meinen Gedanken aufschreckte.

Dießmal war es wohl eine halbe Schwadron, die den Staub aufwirbeln machte. Man hätte meinen können, das Siegesbewußtsein wäre es, es war aber die leichte Verpackung, und mehr noch der reichlich requirirte Haser, der den Pferden so elastischen Schritt verlieh. Der Offizier sprengte vor, frug nach dem Zwecke meiner Reise, und entließ mich mit der Versicherung, daß man dankbar meine Dienste annehmen werde, ich solle nur alsbald auf der Stadtkommandantur mich melden. In der Ferne sah man Infanterie und Artillerie, lauter Pickelhauben, auf der Aschaffenburger Darmstädter Straße hinziehen. Ich dachte: o weh, Darmstadt!

Sie marschirten und fuhren singend dahin, während die auf und an der Straße herumliegenden geleerten Tornister vom 14. her, die zertretenen Käppi's, Faschinenmesser, Scheiden und sonstige Armaturgegenstände, die ein Friedensmann fein proper gehalten zu sehen gewohnt ist, einen traurigen Eindruck auf mich machten. Ich habe aus meiner Sympathie für preußische Hegemonie niemals ein Hehl gemacht, auch nicht zur Zeit, als es fenstergefährlich war, sich derart zu äußern. Man denkt sich so etwas schön fertig, wohnlich. Kommt man aber eben dazu, wie der Bau aufgeführt wird auf des Nachbars Ehre, gekittet wird mit dessen Blut — man möchte vorziehen, in die alte Misère zurückzukehren.

Auf einer schmalen Fahrbahn ging's über die beiderseits unterminirte altehrwürdige Brücke hinüber über Main und Mainlinie, und ich fuhr am Kommandanturgebäude vor. Eine Menge Volk stand im Vorzimmer mit Bitten und Beschwerden, zu beiden wohl Grund genug vorhanden. Nach Uebersendung meiner Karte durch eine Ordonnanz wurde ich alsbald vorgerufen, und mit Anweisung an den Oberstabsarzt Dr. Fritsche, so wie einer andern an die städtische Quartierkommission zur sofortigen Einquartierung mit Kutscher und Pferden versehen. Meinem Quartiergeber Hrn. Prof. Dr. Ebermeyer habe ich reichliche Belehrung über die neuesten Erfindungen in Chemie und Technologie in den frühen Morgen- und späten Abendstunden zu danken, seiner Familie eine liebevolle Aufnahme, und war ich so glücklich, ihn, den Lehrer der Physik und Chemie an der dortigen Forstakademie, mit den neueren physikalisch-diagnostischen Hülfsmitteln, wie ich sie bei mir hatte, bekannt zu machen.

Nach zwei blutigen Gefechten vor den Thoren der Stadt gab's der Opfer genug zu schauen. Am 13. Juli Abends ließen sich die Hessen bei Laufach von den Höhen aus zusammenschießen, und folgenden Tags Früh wurden trotzdem die Oesterreicher in der Nacht von Frankfurt hergekommen, im Bivouak „überrascht“ und flüchtig durch die Stadt und über den Main gejagt. Der österreichische Kommandirende soll früh per Bahn eben noch recht von Frankfurt gekommen sein, um sein Pferd zu besteigen und von der Menge sich mit fortreißen zu lassen. Von Laufach nach Aschaffenburg sind's 2 Stunden, und man muß wohl Tags vorher den Kanonendonner in Frankfurt gehört haben; jedenfalls stand bis 14. Früh der Telegraph zur Verfügung. Uebrigens waren bei Laufach die Preußen selbst die überraschten Ueberraschenden. General v. Göben, der Blücher der Mainarmee*), ritt an der Tete der Truppen, als er von hessischen Jägern attaquirt wurde. Er sprengte zurück und die Hessen hätten bei raschem Folgen die Preußen, die hier entfernt keinen Feind ver-

*) Er hatte aber keinen Napoleon sich gegenüber.

mutheten, in großer Unordnung getroffen. Eine Seitenpatrouille rettete sie. Diese, hinter einer Hecke geduckt, gab Schnellfeuer in einer Entfernung, die jede Wirkung von vornherein ausschloß, aber der Zweck war erreicht, die Hessen glaubten sich in der Flanke bedroht und bis sie über den wahren Sachverhalt aufgeklärt waren, hatten die Preußen sich vom Marsch gesammelt.

Bei den Preußen ists Grundsatz, anzugreifen, auch wenn nur ein Bataillon einer Division gegenüber steht. Im schlimmsten Falle wars eine Rekognoszirung, die eben Menschenleben kostete. Wie aber Menschenleben von preußischen Generälen ästimirt werden, davon werde ich weiter unten eine Probe liefern. Am 14. nach dem Gefechte von Aschaffenburg lag die Forstakademie nächst dem Thore voll Verwundeter. Auf den Bänken, dem Boden der Hörsäle lagen sie hilflos 24 Stunden, kein Mensch nahm sich ihrer an mit Ausnahme des Pedells und seiner Tochter, die sie mit Wasser labten, und es befanden sich 15—20,000 Preußen mit ihren Aerzten in der Stadt. Es ist dieß fast unglaublich, wurde mir aber von zuverlässigen Personen erzählt.

Ein preußisches Infanterieregiment, aus 3 Bataillonen à 1000 Mann bestehend, hatte normaliter 1 Oberstabsarzt (Regimentsarzt) und 2 Bataillonsärzte nebst 3 jungen Assistenzärzten, je 1 fürs Bataillon. Es ist mir aber kein Regiment bekannt, das mehr als 3 Aerzte bei sich hatte, also Einer auf 1000 Mann! Die andern waren angeblich in Böhmen oder in die rückwärtsliegenden Gefechtsorte kommandirt. Ein Feldspital mit Utensilien und eigenen Aerzten gabs bei der Mainarmee gar nicht, soweit nicht die Hülfstruppen, Oldenburger und Hanseaten damit versehen waren, oder etliches Material den Hannoveranern war abgenommen worden. Die Preußen glaubten nicht, so weit und so rasch vorzudringen, waren auf einen Feldzug in der Richtung nicht vorbereitet, und um es zu wiederholen und weiter unten zu beweisen — um die Verwundeten kümmerten sie sich gar wenig. Während meines dortigen Aufenthalts war ich stets um den dirigirenden Arzt und habe bei den 500 Verwundeten in Aschaffenburg, Frohnhofen und Laufach nicht mehr als 3 preußische Aerzte getroffen. Glücklicherweise waren bei Aschaffenburg 14 österreichische Militärärzte in Ausübung ihres Berufes gefangen genommen worden, von denen nach Anlegung der ersten Verbände und nach Ankunft von Zivilärzten aus den benachbarten Städten nach etlichen Tagen 8 entlassen wurden, die andern waren in der Stadt einquartirt, trugen ihre Seitengewehre, wurden aber zurückgehalten, so lange man ihrer bedurfte. Oesterreich war damals der Genfer Konvention noch nicht beigetreten, sonst hätten auch diese nach Belieben sich entfernen dürfen.

Ueber die Genfer Konvention, deren Wohlthaten und Mängel, werde ich weiter unten noch Einiges zu bemerken haben, und will ich gleich hier einen allerdings ziemlich unschuldigen Mißbrauch der Konventionsbinde (weiß mit rothem Kreuze um den linken Arm) erwähnen. Nach dem Treffen bei Aschaffenburg hatten sich eine Menge österreichische Soldaten in die zum Spital umgewandelte Kaserne geflüchtet, und wärs ihnen gelungen, die erwähnte Binde sich zu verschaffen, so daß bald mehr Krankenwärter als Kranke zu registriren waren. Da blieb nichts übrig, als die den österreichischen Aerzten als geschulte Wärter bekannten Persönlichkeiten auszuscheiden und den Rest der Mannschaft als Kriegsgefangene zu übergeben. Auf die gute Spitalskost während der 4 Tage mögen allerdings die ausgewachsenen Kartoffel in Hinterpommern schlecht behagt haben.

Ich hatte da wieder einmal Gelegenheit über die Zwitterstellung der Militärärzte mich zu ärgern. Behufs Begleitung der ausgeschiedenen Mannschaft zur Stadtkommandantur ließ der Oberstabsarzt von 2 Mann von der Kasernen-, resp. Spitalwache ersuchen. Der wachthabende Unteroffizier ließ wissen, das gehe nicht an, ohne Befehl *seines* Vorgesetzten. Und bis die Requisition den Instanzengang durchgemacht hatte, war ein Theil der Pfendowärter wie Flöhe davongehüpft, und mußte andern Tags die Jagd auf's Neue beginnen. Große, hochtrabende Titel, viel Gold am Kragen, und doch nichts zu sagen! Es war mir auffallend hier, wie später in Bischofsheim, daß die preußischen dirigirenden Aerzte sich kaum einmal den Finger blutig machten, und habe ich mich eben beim Vergleichen von der Trefflichkeit dieser Einrichtung überzeugt. Diese Aerzte werden nur in wichtigen Fällen konsultirt, sonst liegt ihnen lediglich Organisation des Dienstes und die Verwaltung ob, die gewöhnlichen Operationen können dann ruhig jüngeren Kräften überlassen bleiben.

Wir haben in den Schleswig-Holsteinischen Kriegen mehrfach von der Wirksamkeit der Johanniterritter zu lesen Gelegenheit gehabt. Bei uns zu Lande war weniger von ihnen bekannt, man wußte bloß, daß Söhne aus adeligen Häusern sich in den Orden aufnehmen ließen gegen 21 fl. jährlichen, bei Gelegenheit bedeutend gesteigerten Beitrag, vielleicht aus sehr edlen Absichten, vielleicht auch um eine Uniform zu bekommen, grün mit dem Ordenskreuze. Ich hatte Gelegenheit, mehrfach die Leistungen eines höher gestellten Mitgliedes, des hessischen Grafen Görz, bekannt durch seine elegant geschriebene Reise um die Erde, zu beobachten. Unermüdlich führte der stattliche Ritter in seinem eigens konstruirten Wagen Aerzte, Schwestern, Diakonissinnen, Verbandmaterial, Lebensmittel in die Rothspitäler, und man konnte an frühzeitiger Ordnung und Reinlichkeit in Bauernhäusern und Scheuern in und um Laufach die Spuren seiner Thätigkeit erkennen.

Ueber die Requisitionen der Preußen in Aschaffenburg hat man neulich in den Zeitungen gelesen. Was irgend Einem in den Sinn kam, wurde verlangt und von der geängstigten Behörde möglichst gestellt: Schuhnägel, Botschamber, Kummetkissen. Es waren einmal

die Blutegel ausgegangen. „Die Apotheker müssen die verlangte Anzahl, und sei sie noch so groß, liefern" hieß es, „sie mögen sie herbringen, wo sie wollen." Von den benachbarten Orten mußte Brod in fast unerschwinglicher Menge herbeigeführt werden, während in der Stadt etwas angeschimmeltes verschleudert wurde. Mein Kutscher kaufte, da Hafer nicht zu bekommen war, und mirs gegen die Natur ging, auf Grund des Einquartierungsbillets solchen vom besagten Bürgermeister zu requiriren, für 8 kr. so viel solches Brod, daß damit die Pferde 3 Tage lang gefüttert, und noch ein Theil für die Heimreise mitgenommen werden konnte. Ich hätte den guten Aschaffenburgern gerne ein Tischlein-deck-dich wünschen mögen, wo aber dieses nicht ausreichte, einen Knüppel-aus-dem-Sack.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Guter Rath.] Vor 14 Tagen war in einem Berliner Blatt folgendes Inserat zu lesen: „Mit kaum nennenswerthen Ausgaben kann man sich ein Nebeneinkommen von 40 bis 60 Gulden monatlich verschaffen. Auf Briefe, denen zwei Gulden beiliegen, ertheilt klare und ausführliche Antwort Ed. H. Nr. 20 poste restante Berlin." Ein Wiener Buchhalter schickte Geld und Anfrage unter der genannten Adresse ab und erhielt nach einigen Tagen auf sein Schreiben folgende originelle Antwort: „Thun Sie wie ich, inseriren Sie dasselbe in gelesenen Blättern und ich garantire Ihnen den angegebenen Nebenverdienst."

Béranger's letzte Ueberreste wurden bekanntlich auf den Wunsch des Dichters in dem Grabe des Deputirten Manuel, seines Freundes, auf dem Père Lachaise beigesetzt, und kein Denkmal bezeichnete bis jetzt die Gruft, nach welcher einst 50,000 kaiserliche Soldaten die Hülle des populären Dichters begleiteten. Wie nun der „Siecle" meldet, hat man so eben in Folge der Initiative eines Druckergehülfen, eines entfernten Verwandten Bérangers, und mit Zustimmung des Herrn Joubert, des Neffen Manuels, ein Bronze-Medaillon des Dichters an der dem Deputirten errichteten Grabpyramide angebracht. Die Zeremonie ging in aller Stille und ohne Appell an das große Publikum vor sich.

In den Vereinigten Staaten gibt es 750 Papierfabriken, die jährlich circa 400 Millionen Pfund Lumpen konsumiren und 270 Millionen Pfund Papier bereiten, was zu einem Durchschnittswerthe von 10 Zenter per Pfund einen Gesammtwerth von 27 Millionen Dollar ergäbe. Wenn der Papierverbrauch als Maßstab der Kultur gelten darf, worauf er unseres Bedünkens mit dem Seifenkonsum wohl gleiche Ansprüche hat, so fehlt es den Vereinigten Staaten nicht an Bildung.

Eine gemischtere Bevölkerung als die der Stadt und Grafschaft San Francisco dürfte es schwerlich geben. Unter den 14,818 dortigen Wählern werden aufgeführt neben Eingebornen der Union: 3111 Irländer, 1870 Deutsche, 684 Briten, 151 Skandinaven, 128 Russen und Polen, 99 Franzosen, 26 Australier, 19 Italiener, 16 Holländer, 14 Spanisch-Amerikaner, 11 Belgier, 10 Portugiesen, 8 Westindier, 7 Ungarn, 6 Ostindier, 2 Sandwich-Insulaner und je ein Repräsentant der Griechen, Spanier und Chinesen.

Auflösung der Charade in Nr. 251:

I.

Ei, ei, mein lieber Herr Autor!
Was machst du uns für Wippchen vor?
Du sagst: dem Schreiner fiel es ein —
Er möchte auch Beamter sein,
Deßwegen, und weil's ihn gedruckt,
Er seinen Zollstab hätt' verschluckt! —
Ich sage dir, das ist ein Schwank!
Denn unserm Schreiner — Gott sei Dank!
(Wiewohl er manches Brett verzollt,
Und schon gar Manches werden wollt')
Fiel es deßwegen doch nicht ein:
Er möchte „Zolleinnehmer" sein.
Schob er vielleicht in müß'ger Stund'
Den Maßstab zollweis' in den Mund:
Wollt' er nur wissen ohngefähr,
Wie lang die durst'ge Gurgel wär'.

M. M.

II.

Fällt mir der Schreinermeister ein,
Er möchte ein Beamter sein,
So daß er, weil's ihn so gedruckt,
Den Maßstab Zoll um Zoll verschluckt;
So wird er doch mit seinem Schlingen,
Wie er sich quälen mag und ringen,
Allhier auf dieser Erden,
Nur „Zolleinnehmer" werden!

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Kessert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 260 Freitag, 2. November 1866.

Am Allerſeelentage
1866.

Was biſt Du, o Himmel, ſo düſter und grau,
Du warſt ja doch ſonſt ach ſo lieblich und blau? —

Was ſingſt Du ſo einſam, o Vöglein im Wald,
So rührend, ſo traurig, als ſtürbeſt Du bald? —

Und Du ſchöner Engel, was eilſt Du voll Qual,
Dein Antlitz verhüllend, weit fort durch das Thal? —

O ſtille mein Herz hier, Du weißt es warum,
O quäle Dich nimmer mit Fragen herum;

Du weißt es und fühlſt es ja heute mit Pein:
Am Tag Allerſeelen, da muß es ſo ſein. —

Der Engel der Liebe, er war's, der voll Qual,
Sein Antlitz verhüllend, fort eilte durch's Thal.

Er eilt durch die Länder auf Erden im Flug,
Denn Gräber hienieden, ach, gibt es genug;

Und wo er ein Grab ſieht, ein Kreuzchen von Stein,
Da weiht er's mit Thränen des Himmels wohl ein.

Doch heute vor Allem im Trauergewand,
Beſucht er die Orte zur See und zu Land.

Wo ſtille beiſammen, der Heimath ſo fern,
Die Opfer des Kriegs ruh'n im Schooße des Herrn.

Und bei Langenſalza und dort bei Roßbrunn,
Dort küßt er die Gräber der Schlummernden nun.

Bei Kiſſingen, Würzburg, die Schlachtfelder all',
Aſchaffenburg, Roßdorf, beſucht er zumal.

Und pflanzt eine Roſe von himmliſcher Gluth
Auf jedwedes Grab, wo ein Tapferer ruht. —

Seh't, über die Hügel von Seybottenreuth
Hinüber nach Böhmen ſchon ziehet er heu:',

Und reicht den Begrab'nen im böhmiſchen Sand
Mit ſchmerzlichem Antlitz die liebende Hand.

Auf Königgrätz Hügeln, da ſinket er hin
Und weint bis der Mond dort, der bleiche, erſchien

Dann rafft er ſich auf und hin fliegt er im Nu
Dem Rieſengebirge, dem herrlichen, zu. —

Dort ſteht er nun oben auf ſchwindelndem Rand
Und ruft in das deutſche noch grollende Land:

„O ſagt Euch ein liebes und herzliches Wort!
O reicht Euch die Hände, Du Süd und Du Nord!"

„Daß endlich die Stunde der Einigung ſchlägt,
Daß nimmer der Bruder den Bruder erſchlägt!"

„Daß dort von den Alpen bis hin zu dem Belt
Ein deutſches Land ſchaue die ſtaunende Welt!"

„Den Engel der Liebe, o hört ihn mit Ruh',
Der Geiſt der Gefall'nen, er ruft es Euch zu! —"

Und als er's geſprochen, da blinkten voll Pracht
Die Sterne des Himmels weit hin durch die Nacht —

Und grüßten, wie immer, mit ewigem Glanz
Die Menſchen auf Erden im himmliſchen Kranz. —

George Morin.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

Der Polizeibeamte sah das Alles. Aber im Momente nachher hatte er nichts gesehen.

„Ich hoffe es," hatte er zu seinem Kollegen gesagt. „Wir haben sein Signalement," setzte er hinzu, „und ich denke, wir haben auch den Weg gefunden, den er nach Verübung seiner Betrügereien genommen hat."

„Und wie sieht er aus?" fragte der Andere.

„Er ist, nach der Beschreibung, ein stattlicher Mann; wohlbeleibt, nicht zu sehr; blond, ein frisches Gesicht."

„Mein Gott!" riefen dießmal laut zu gleicher Zeit zwei Stimmen im Wagen.

Die Dame neben dem wohlbeleibten Herrn rief es, den die Worte des Polizeibeamten portraitirt hatten.

Lauter rief es der Kollege des Polizeibeamten, der den kreideweißen und schweißtriefenden dicken Herrn ansah und sich dann mit seiner leisesten Stimme an seinen Kollegen wandte.

„Ist er das nicht?"

„Still!"

„Aber es ist kein Zweifel!"

„Still! Sie verderben!"

„Aber er kann Ihnen ja hier nicht entgehen; er kann nicht aus dem Wagen springen."

„Der mit seinem Embonpoint nicht!"

Der Polizeibeamte mußte doch laut lachen, als er das leise sagte.

„Sie werden ihn also auf der nächsten Station verhaften?

„In der Residenz."

„Das ist die nächste Station."

„Ja."

„Ach, das wird interessant werden. Und ich gratulire Ihnen, lieber Kollege. Sie haben Glück. Die Geschichte wird Ihnen eine Beförderung oder einen Orden einbringen."

Der Polizeibeamte erwiderte nichts darauf, aber er mochte das Nämliche denken. Er sah sehr vergnügt vor sich hin.

Dem wohlbeleibten Herrn floß unterdeß der Schweiß stromweise in den Pelz hinein.

Die Dame an seiner Seite aber war sehr unruhig geworden. Der Mann saß neben ihr wie ein Bild des Unglücks und des Jammers. Sie fühlte Mitleid mit ihm. Sie hatte kein Polizei-, sondern doch am Ende ein weiches Frauenherz. Das Mitleiden brachte sie zugleich auf andere Gedanken. Das Aussehen und Benehmen des Mannes war verdächtig, aber doch wollte er ihr nicht wie ein Schwindler und Betrüger vorkommen. Er war so bequem und so langsam gewesen; er hatte sich über ihre schulmeisterlichen Zurechtweisungen so natürlich geäußert, und war dann doch wieder so folgsam und gehorsam gegen sie gewesen. Das Alles zeigte keinen abgefeimten Betrüger, und ein sehr gewandter und geriebener Betrüger mußte der sein, von dem der Polizeibeamte sprach. Freilich traf alles Andere wieder zusammen, um den dringendsten Verdacht gegen ihn zu begründen.

Sie mußte Licht haben. Sie mußte es. Warum, das wußte sie wohl selbst nicht ganz.

Aber wie es bekommen?

Sie war eine gerade, entschlossene Frau.

Sie wandte sich zu dem Mann, der ihre Gedanken beschäftigte. Sie sah ihn voll Mitleid an.

„Mein Herr, Sie schwitzen."

Der dicke Herr fuhr wie aus einem schweren Traum auf.

„Ich, ich?"

„Ja, Sie! Der Schweiß läuft Ihnen ja in den Pelz. Legen Sie den Pelz ab."

Er fühlte in seiner Verwirrung wohl nach dem nassen Pelzkragen, aber er legte den Pelz nicht ab.

„Nun?" sagte die Dame.

„Was befehlen Sie?"

„Ich befehle nichts; aber ich möchte erfahren, was Ihnen so warm gemacht hat."

„Mir? — Ich wüßte nicht."

„Vielleicht die Erzählung des Herrn da?"

„Um Gotteswillen —"

„Also in der That!"

„Ich beschwöre Sie. — Nein, nein!"

„Mein Herr," sagte die Dame, und der Ton ihrer Stimme wurde ein strenger, „in diesem Augenblick sprechen Sie eine Unwahrheit, und Sie machen sich dadurch in hohem Grade verdächtig."

„Ich, verdächtig?"

„Ja, ja, sehen Sie nur den Herrn Polizeibeamten Ihnen gegenüber an."

Der dicke Herr warf einen Blick auf den Polizeibeamten.

Der Beamte hatte bei dem so plötzlichen und unerwarteten Inquiriren zuerst verwundert aufgehorcht; er hatte sich dann wohl ärgern wollen, daß ihm in sein Handwerk gegriffen, vielleicht gar gepfuscht werde. Da sah er die Verwirrung des Inquisiten; er horchte gespannt, triumphirend weiter. Er saß da, wie ein Habicht, oder besser, wie eine Katze, die den Moment erlauert, wo sie über ihre Beute herfallen, ihre Krallen in sie einschlagen kann.

So sah ihn der wohlbeleibte Herr.

Eine Ahnung dämmerte in seinem Innern auf, eine entsetzliche.

„Was ist es denn?" rief er. „Was wollen Sie von mir?"

Er fragte es den Polizeibeamten, dessen glühende

Augen er auf sich gerichtet sah, dessen Armsessel schon nach sich ausgestreckt zu sehen glaubte.

Die Dame antwortete ihm:

„Sehen Sie denn nicht, daß man Sie für einen Betrüger hält?"

Da hatte der dicke Herr die Gewißheit, und er war wohl wie Einer, der aus den Wolken gefallen ist; aber er war leicht gefallen. Er athmete tief auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Mich?" sagte er dann, aber doch kläglich. „Mich hält man für den Betrüger? Der Mensch hat mich ja betrogen."

Er sprach es mit so viel Wahrheit.

Die Dame athmete tiefer und leichter auf, als so eben er.

Der Polizeibeamte machte ein sehr langes Gesicht.

Sein Gefährte sah um desto zufriedener aus; er hatte dem Kollegen wohl weder die Beförderung, noch den Orden gegönnt.

(Fortsetzung folgt.)

Genfer Konventionsreise nach Aschaffenburg und Tauberbischofsheim.

(Fortsetzung.)

Abgeschnitten von jedem Verkehr mit der Heimath entschloß ich mich zur Rückreise. Telegramme nach auswärts waren selbst den preußischen Offizieren nicht gestattet, wohl Briefe per Feldpost, offen übergeben; bis aber diese an die Adresse gelangten, war auch der verrätherischeste Inhalt unschädlich geworden. Eine Berliner Zeitung vom 9. Juli zirkulirte am 19. Juli unter den Offizieren als große Merkwürdigkeit. Die Verwundeten waren mit früher eingetroffenen Aerzten aus der Nähe reichlich versorgt, während jetzt 8 Tage nach den Gefechten nicht viel zu machen war; zu primären Operationen zu spät, zu sekundären viel zu früh. Zudem hatte ich mein Töchterchen unwohl verlassen und befand mich bei der Unmöglichkeit jeglichen Verkehrs mit den Meinigen in einiger Verlegenheit. Mit Leichtigkeit erlangte ich einen Passirschein und verließ am 21. Juli Früh die okkupirte Stadt, dießmal den Weg durch den sagenreichen Spessart nehmend.

Eine halbe Stunde von der Stadt traf ich eine Vedette, nach einer halben Stunde wieder eine, und so fort 5 Stunden weit; jedesmal meinte ich, den äußersten Vorposten zu passiren. Ein gutmüthiger westphälischer Husar explizirte mir den Dienst. Mittels dieser Posten, möglichst in der Nähe von Wohngebäuden aufgestellt, wird mit Eisenbahngeschwindigkeit der Rapport zwischen Patrouille und dem Hauptkorps unterhalten. Gibt's eine Nachricht vom Zentrum nach der Peripherie oder umgekehrt zu befördern, so bringt der eine Posten sie zum nächsten, nöthigenfalls innerhalb 5 Minuten, und so fort. — Die Spuren einer kleinen Reiterschaar in zentrifugaler Richtung waren fortwährend in den weichen Seitenwegen der herrlichen Granitstraße durch den einsamen, stillen Spessart zu verfolgen, bis mir gegen 10 Uhr die Patrouille selbst rückkehrend begegnete. Sie war Abends 7 Uhr in Aschaffenburg abgerückt und war bis 4 Uhr Morgens geritten, bis sie am Ausgang des Waldes, Würzburg zu auf eine bayerische Feldwache gestoßen, mit der sie einige Schüsse gewechselt. Ein Theil der Truppe war seitwärts in der Richtung gegen Wertheim geritten. Dort lagen die Badenser und — geschossen wurde nicht.

Man hat bei uns viel von preußischen Spionen gefaselt, ein Wort, ein Blick, und der Spion war fertig. Auch ich wurde von verschiedenen Dummköpfen für einen solchen gehalten, zumal nach meinen offen ausgesprochenen politischen Ansichten, und gar nach der Reise nach Aschaffenburg. Die Preußen brauchen nicht viel Spione. Husaren, 12 Stunden weit rekognosizrend, sind ihre Fühlhörner, und das Terrain erkennen sie aus ihren Generalstabskarten, die en miniature photographirt nebst Loupe die Offiziere bei sich tragen. Wer begegnet, wird ausgefragt, und durch kleine Geldspenden, mehr noch durch Furcht und angeborne Scherzhaftigkeit der Leute erfährt so eine Patrouille, was sie wissen will und noch viel mehr.

Anders bei den Unsrigen. Zu Mittag stieß ich auf die ersten bayerischen Vorposten. Nach Ausweis über den Zweck der Reise konnte ich ungehindert passiren. Ich hatte bereits mehrere Doppelposten hinter mir, als so ein Konskriptions-Soldat sich ein besonderes Verdienst dadurch zu erwerben glaubte, daß er sich in den Graben legte und bei meiner Annäherung heraussprang: Halt, wer da! Mein Sattelpferd wurde scheu, und ich und mein Kutscher mußten lachen. Nach einer Lektion über den Vorpostendienst wurden wir entlassen und kamen zur eigentlichen Feldwache unter dem Kommando eines Lieutenants. Nach einigen üblichen Fragen beschaute ich mir das eigenthümliche Treiben so einer Feldwache. Die Mannschaft hatte eben ihr Essen am Feuer. Acht Mann hatten extra zusammengelegt und für 16 kr. Leber gekauft, die rasch gebraten und verspeist wurde. Die Besseren nahmen je ihren Antheil in ihre Blechbecher, Andere aßen aus der Pfanne die noch sprudelnde Sauce nebst Brocken, und Einer war besonders „profitabel", der schluckte mit Eifer, einer besseren Sache werth, das kochende Ochsseneingeweide, schnitt Grimassen bei der Temperaturdifferenz zwischen Leber einer- und seinem Magen anderseits, aber schließlich hatte er doch die Genugthuung, für mindestens 4 kr. annektirt zu haben. Wie's ihm bekam, weiß ich nicht, aber ich denke, es wird immer gut sein, mit dem Annektirten piano zu thun, jedenfalls das Verschluckte erst recht zu assimiliren, bevor es an eine andere Mahlzeit geht.

Der kommandirende Lieutenant war liebenswürdig, liebenswürdig bis zum Kriegsgericht. Auf Grund eines ausgefüllten kgl. württembergischen Paßformulars und meiner weiß und rothen Armbinde erfuhr ich, daß das 9te Regiment eine halbe Stunde rückwärts, und daß Prinz Karl mit seiner Armee in Marktheidenfeld liege und beabsichtige, heute noch auf einem Umwege gegen Aschaffenburg zu ziehen. — Da hört man immer von preußischen Ueberfällen mit Uebermacht. Ist's da ein Wunder? Von der Feldwache wurden zeitweise etliche Mann auf eine Viertelstunde Wegs ausgesendet, ein Pferd, ein Reiter war weit und breit nicht zu sehen. So ein Gaul kostete freilich 2—300 fl., der Mann kostete freilich nichts.

Das Gleiche wiederholte sich in Kreuzwertheim. Badische Jäger auf Vorposten referirten gewissenhaft, daß Prinz Wilhelm mit diesem und jenem Regimente in Wertheim liege, woher sie kamen, daß der Großherzog erwartet werde. Wohin sie gingen, sagten sie nicht, wohl einzig und allein, weil sie es selbst nicht wußten. Es war dieß Mittags 2 Uhr. Ein österreichischer Posten, den ich Abends 10 Uhr bei Gerlachsheim in ähnlicher Weise zur Fortsetzung meiner Studien ausfragte, hätte mich nahezu verhaftet, und das war in Ordnung. Auskunft erhielt ich jedenfalls keine.

Fürst Taxis hatte die Wahrheit geredet, das Taubertal von Wertheim bis Mergentheim war mit Bundestruppen belegt, und die Zelte bei Bischofsheim, im Mondschein erglänzend, bewahrten meine lieben Landsleute vor Schnupfen und Bauchweh.

Nachts 11 Uhr traf ich mein friedlich verlassenes Mergentheim voll kriegerischer Erregung.

Am gleichen Tage, 21. Juli, hatte Se. Majestät der König seine Truppen in und bei Bischofsheim mit seinem Besuche beehrt, die Berichte der hohen Generalität über Befinden und Stimmung der Soldaten sollen differirt haben. An den zwei folgenden Tagen war besonders das Lager der Württemberger Objekt einer Wallfahrt von Freunden und Verwandten des dortliegenden Militärs und von Neugierigen.

Am 23. Juli Abends hörte man Kanonendonner und erfuhr zugleich, daß Badenser und Preußen bei Hundheim sich schlagen. Ein befreundeter österreichischer Hauptmann glaubte sogar, die Schüsse aus gezogenen und glatten Batterien unterscheiden zu können. Von einer Ueberraschung mit Uebermacht konnte also da keine Rede sein. Und dennoch — auch bei Bischofsheim!

Dienstag den 24. Juli Vormittags erfuhr man hier in Mergentheim, daß unsere Truppen bei Bischofsheim „in Schlachtordnung aufgestellt worden", und als Nachmittags Kanonendonner von dort her vernommen wurde, ließ ich anspannen und fuhr dem Kampfplatze zu. Es brannte in Bischofsheim, und man sah Kanonenschüsse vom linken Tauberufer her blitzen.

Bei Gerlachsheim, halbwegs B., traf ich württembergische Sanitätstruppen. Sie seien, sagten sie, von den Preußen beschossen worden; Einer habe eine Kugel in den Mantel, ein Anderer einen Streifschuß bekommen, und Granaten seien in der Nähe geplatzt, das erste Aufnahmespital stehe im Augenblicke hinter Gerlachsheim. — 1½ Stunden vom Gefechtsplatze sich zurückziehen, das schien denn doch die Vorsicht etwas weit getrieben.

Nach der Genfer Konvention ist ein nicht aufgeschlagenes und belegtes Spital Kriegsbeute, nur ein mit Kranken belegtes ist neutral. Ein Zug mit so und so viel Wagen voll Spitalrequisiten und 11,000 fl. in der Kasse wäre den Preußen recht gelegen gekommen, besonders bei ihren armseligen Sanitätseinrichtungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Nützlichkeit in der Stenographie für den Krieg scheint im letzten Feldzuge von der österreichischen Armeeleitung gebührend gewürdigt worden zu sein. Wenigstens wird im Laufe dieses Winters ein Lehrkurs der Stenographie für Offiziere und Unteroffiziere eröffnet werden. Das österreichische Kriegsministerium hat dieser Tage eine Einladung zum Besuche dieser unentgeldlichen Vorlesungen an die Wiener Garnison gerichtet.

Charade.

1 ein gefeierter Schütze,
2 ein streitendes Ringen,
1 und 2 ein hannöverischer Schulmann.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 252:

Ich setz' ein „L" vor's Wörtchen „achen",
Wohl auch ein „N" ein „S" und „R",
Doch wie ein Hund will ich nicht „wachen",
Will schlafen wie ein großer Herr, —
Das däucht mir weit behaglicher.

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von G. M.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 261 Samstag, 3. November 1866.

Genfer Konventionsreise nach Aschaffenburg und Tauberbischofsheim.

(Fortsetzung.)

Und dennoch, wem wär's zu Gute gekommen? Freund wie Feind, wenn Abends das erste Aufnahmespital in oder näher bei der Stadt aufgestellt gewesen wäre, etwa in dem erhaben gelegenen Distelkamm, anstatt in dem auf Umwegen erreichten, abgelegenen, ausgefressenen Großrinderfeld. Es ist unerläßlich, daß die Genfer Konvention dahin ergänzt werde:

„Wie die Aerzte, so sind auch die ambulanten Spitäler nebst Allem, was daran hängt, absolut neutral. Es ist ihre Sache, während des Gefechtes sich außer Schußlinie zu stellen, und ihre Aufgabe, nach Beendigung desselben möglichst nahe zu sein, um weite Transporte der Verwundeten zu vermeiden."

Wie peinlich war mir das, Abends auf dem Schlachtfelde schlotternde, abgeschossene Beine in der Hand zu haben; Einer bat um Amputation, aber es war kein Arzt, keine Assistenz hinten und vorn. Es blieb nichts übrig, als die Armen hülf- und trostlos in die Stadt tragen zu lassen, wo sie noch weitere drei Tage im gleichen Zustande liegen blieben. Doch ich habe vorgegriffen, wir kommen auf die Misere zurück.

Die Straße bei Bischofsheim traf ich 5 Uhr Abends von Preußen besetzt; 4 waren eben durch die Tauber gewatet, und weiter hin standen etwa 20 im Schutze der Straßenböschung. Mein Stand verschaffte mir freien Paß. Zunächst begab ich mich zu Fuß und mit meinem Instrumente unterm Arm rechts auf die Anhöhe, wo die Württemberger gestanden. Es war dieß etwa 400 Schritte von der Lorenz-Kapelle, wo bei Beginn des Gefechts das württembergische 2. Jasanterieregiment seinen Verbandplatz hatte. Die württembergischen Truppen waren weit ab auf der Höhe, und Verwundete sah ich keine. Auf die Landstraße zurückgekehrt kam ich eben recht, um eine Zündnadelsalve der erwähnten 20 Mann auf einen berittenen württembergischen Offizier abgeben zu sehen, der aber glücklich entkam. Sie galt, wie ich später erfuhr, dem Oberlieutenant Forwey vom Generalstab, ausgesendet nach den Verwundeten zu schauen, und charakterisirt sich in dieser Sorgfalt einer-, wie der Gleichgültigkeit anderseits das schwäbische Gemüth gegenüber der norddeutschen kalten Berechnung.

Da hier in der Schußlinie nichts zu machen, nicht vorzudringen war, entschloß ich mich, über Dittigheim nach Bischofsheim zu fahren, wo eine weiße Fahne einen Verbandplatz signalisirte. Nach einigem Aufenthalte, worunter die ungeschickte Interpellation eines Hauptmann v. Mossow, ob ich auch Preußen verbände, sonst dürfe ich nicht passiren! gelangte ich in das neue Spital in Bischofsheim. Es wurden Verwundete zugetragen, die vom badischen Oberarzte Dr. Maier unter Assistenz seiner Sanitätssoldaten mit klassischer Ruhe verbunden wurden. Die Zimmer waren bereits voll, und die neuen Ankömmlinge wurden in Oehren auf Strohmatratzen niedergelegt. Wohl ihnen, sie hatten doch ein Dach über sich in der Nacht und den eigenthümlichen Trost der verlassenen jungen Blessirten, wenn sie nur erst einmal vom Arzte untersucht und verbunden worden sind.

Hier war meine Anwesenheit nicht unnöthig, und ich nahm den nächsten Weg aufs Schlachtfeld über die Promenade. Wie in der Stadt, so auch da Alles wie ausgestorben. Die Gartenzäune niedergedrückt, die Gewächse zertreten. Da und dort Gewehre hingelehnt und am Boden liegend, bloß zwei mit Zündnadeln darunter. An der Brücke sah ich Offiziere mit Ferngläsern scharf ausschauend, offenbar die Höchstkommandirenden. Mein Erbieten, auf dem Schlachtfelde Hülfe zu leisten, wurde freundlich acceptirt, ich passirte die Tauberbrücke gegen das rechte Ufer, wo ich alsbald auf zwei todte Landsleute stieß.

Wenn die Bilder unseres Schlachtenmalers Osterdinger der Wahrheit entsprächen, dann müßten viele, viele Verwundete vor 7 Uhr Abends weggeschafft worden sein. Mir begegnete aber kein einziger, auch habe ich keine Kolben- und Bajonnetwunden gesehen. Erst 150 Schritte vor der Brücke traf ich den ersten blessirten Württemberger, und, um es gleich anzuführen, später bloß noch zwei Preußen. Ich gestehe es, ich war so außer Fassung bei dem nie gesehenen Anblick, bei dem gleichzeitigen Rufen nach Hülfe von allen Seiten, daß ich mich der Personen und der Wunden der ersten zwei Verbundenen nicht mehr zu entsinnen weiß. Der Dritte war mir durch seine Resignation und seine

Digitized by Google

Wunde auffällig. Ein Schuß gerade durchs Brustbein, die Brust entblößt und die Luft bei jedem Athemzuge auf nächstem Wege aus- und einströmend, während der Kehlkopf vergebens sich abmühte, der oberen Lungenpartie die nöthige Luft zuzuführen. Erst beim Aufdrücken des Fingers auf die Wunde gelang die Inspiration auf normalem Wege und das Sprechen. Ein dankbarer Blick lohnte mich, der Schwerverwundete sprach auch mit mir. Was? weiß ich nicht mehr; ich meine, er frug nach meinem Namen. Die schwere Verwundung, die Blutlache im Rücken beschäftigte meinen Geist. Es blieb nichts übrig, als ein Nothverband und einige Trostesworte. Spät Abends beim Zurückgehen traf ich ihn todt, und anderen Morgens ein am Halse befestigtes ledernes Beutelchen geleert.

Einige preußische Soldaten standen mir zur Seite, holten Verwundete an die Straße, labten sie mit Wasser, reichten mir Charpie, wovon jeder Mann ein kleines Päckchen mit Faden umwickelt bei sich trug, auch ich war reichlich damit versehen. Andere aber hielten nicht Stand, während ich über Verwundete gebückt war, echappirten sie, Tornister zu leeren.

Der einzige, der nicht von meiner Seite wich, war mein Johann. Auf der Hinfahrt sagte ich ihm, er könne für sich jeden Augenblick umkehren, wenn er sich fürchte. O nein, meinte er, ich will auch dabei sein, wenn sie donnerschlächtig aufeinander schießen. Auf welcher Seite seine Sympathien waren, bei Schwarzrothgold oder Schwarz-weiß ist mir bis heute nicht bekannt geworden.

Es war bereits dunkel, als wir an die Rektorskapelle, die Kapelle an der Straße nach Großrinderfeld kamen, welche, gegenüber der große Grabhügel, 69 Württemberger deckt. In derselben lagen 4 Württemberger, die ich heraustragen ließ, da es in dem stillen, kleinen Gotteshause zu eng und finster war. Inzwischen riefen andere Verwundete, und wurden andere hereingebracht. Als ich am andern Morgen wieder in die Kapelle trat, fand ich einen der Vier zurückgeblieben, ein edles Antlitz, todt, mit einem Soldatenmantel bedeckt, unter dem Kopfe einen vollen Tornister. Er muß gestern Abend, der Letzte von den Vieren, schon todt gewesen, wohl während des Gefechtes von seinen Leuten in der Kapelle vor dem mehrfach von Kugeln getroffenen Altar niedergelegt worden sein. Es war die Leiche des Hauptmanns v. Könneritz.

Weiter bergauf häuften sich Verwundete und Leichen, 4 württembergische Proviantwagen mit etwa 5 bis 6 todten Pferden in großen Blutlachen sperrten den Weg. Etliche wohlgezielte preußische Granaten hatten aus den etwas ungeschickt aufgeführten Wagen ein Defile bereitet.

Es war, wie gesagt, dunkel geworden, ein Theil meiner Instrumente war in Verlust gerathen und ich verzweifelte an meiner Aufgabe; ich hatte mir die Hülfeleistung auf dem Schlachtfelde lohnender gedacht. Es fehlte mir an Material und Assistenz, elend abgeschossene Glieder alsbald abzutragen, oder doch in schützenden Verband gelegt, transportfähiger zu machen. Als vollends oben am Berge plötzlich zwei Schüsse fielen, wohl zufällig losgegangen, wurden auch die Preußen, die bisher Abends 9 Uhr der Verwundeten sich angenommen, scheu und wollten fort. Da erblickten sie oben eine weiße Fahne und Mannschaft, es waren wohl Württemberger, welche die oben liegenden Verwundeten aufnahmen. Ein württembergischer Parlamentär wurde erwartet, es kam aber keiner.

Tiefen Eindruck machte auf mich um diese Zeit das Erscheinen des Stadtpfarrers Dr. Bombach auf dem Schlachtfelde, den Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion zu ertheilen. Der geistliche Gymnasialpräzeptor Rückert war viel in meiner Nähe mit Schwerverwundeten beschäftigt.

„Wollen Sie nicht in die Stadt gehen, Wagen für Ihre Landsleute zu besorgen?“ kam mir einmal ein preußischer Gelbschnabel in den Weg. „Ja, wenn Sie derweil die Verwundeten verbinden wollen, möchte ich beim Bürgermeister Wagen requiriren“, entgegnete ich. Solche kamen auch bald durch vernünftigere Leute bestellt zahlreich an. Auch die Leitern der württembergischen Proviantwagen, deren Mission beendet war, wurden benützt. Die Schinken, welche sie bargen, waren längst an den Bajonnetten der Soldaten bergab gewandert, und die Speckseiten, Brodlaibe und die Haferſäcke lagen bald herrenlos am Wege.

Es war etwa 11 Uhr geworden, Verwundete wurden keine mehr beigetragen, ich war ermattet, Verbandmaterial ging zu Ende und so zog ich mich zurück in die Stadt. Welche Veränderung! Heute Abend beim Hinausgehen fast keine Preußen zu sehen. Ich begreife heute noch nicht, wer denn eigentlich unsere Truppen geschlagen. „Das war wieder einmal ein brillanter Effekt unserer Zündnadelgewehre“, sagte im Vorbeigehen ein Offizier. — Man hätte meinen sollen, wie pin früheren Gefechten die Pickelhauben vor dem Kam se dämonisch aus dem Boden gewachsen, so seien sie jetzt, nachdem sie den Tuck ausgeführt, wieder zur Unterwelt zurückgekehrt. Einen Trupp, etwa eine halbe Kompagnie, sah ich im Hineinfahren hinter dem neuen Gymnasium aufgestellt, mehrere Reihen am Wall der Promenade auf dem Bauche liegend, schußfertig; denn die etlichen 20 Mann an der Straße und ein paar Dutzend, schinkenbeladen den Berg herabkommend, war Alles, was ich in der Stadt gesehen hatte; auf dem Schlachtfelde draußen noch viel weniger Preußen. Dem Geschichtsforscher wird es einst schwer werden, aus den Euphemismen der kommandirenden Generäle die Wahrheit herauszufinden, schwer, die reellen Thatsachen mit den offiziellen Berichten in Einklang zu bringen. Die Brigade Wrangel hatte bloß den Auftrag, Bischofsheim zu rekognosziren und, wenn frei, zu besetzen. Daß dem jovialen Neffen des großen Feldmarschalls ein Sieg in

Digitized by Google

den Schooß fiel, dazu kann er sich gratuliren, im anderen Falle war ihm eine Nase gewiß.

Wie anders fand ich die Stadt bei der Rückkunft, als ich sie Abends verlassen. Alle Straßen und Plätze voll lagernder Truppen in tiefem Schlafe, zu beneiden, wer noch eine Hand voll Heu unter den Kopf zu schieben so glücklich war. Auch die Einwohner hatten die Keller verlassen und waren wieder sichtbar. Bei meinem Kollegen Dr. Butte, dessen Pferde meinem Schimmel kollegialische Gastfreundschaft hatten angedeihen lassen, fand ich auf dem mir reservirten Strohsack der Köchin etliche Stunden Ruhe. Die Betten waren noch im Keller, und alles sonstige einen Mann tragende im Hause war von Preußen okkupirt.

Der frühe Morgen traf mich wieder an der Brücke, aber diese bereits von preußischer Generalität besetzt, einer abrückenden Husarenpatrouille Befehle ertheilend. Anfangs wurde mir der Uebergang verwehrt, aber bald kam eine Ordonnanz, die mich zum Besuche des Schlachtfeldes ermächtigte. Noch fünf Verwundete wurden in den Fruchtfeldern aufgelesen, mit Muse verbunden und in die Stadt gebracht, es waren lauter Schoerverwundete, 4 davon sind später erlegen. Leichtverwundete schleppen sich möglichst in die Nähe von Straßen und Wagen, wo sie eher gefunden werden. Zwei von den Fünfen hatten allmählich entstandene Netzvorfälle durch Bauchschüsse, frühzeitiger Verschluß der Bauchwunde hätte vielleicht dem einen oder anderen Rettung gebracht. Drum rasche Hülfe auf dem Schlachtfelde selbst!

Es war mir im höchsten Grade befremdend, von den Aerzten der 20,000 Mann zählenden, Abends in und um Bischofsheim eingerückten Division Göben nicht einem einzigen auf dem Schlachtfelde zu begegnen. Ja, auch die mir beistehenden Soldaten vom 53. Infanterie-Regiment entfernten sich wieder um 5 Uhr Früh, da sie abmarschiren mußten, und ich sah mit nicht geringem Schrecken die schwarzen Massen auf der Straße gegen Mergentheim sich hinwälzen. Mein Vertrauen auf die Disziplin der Preußen hatte durch ihr Verhalten in Bischofsheim Abends vorher einen argen Stoß erlitten; meine liebenswürdige Wirthin hatte mir heimlich in der Küche ein langes Register von prenlabten Annexionen der Landsleute Bismarcks mitgetheilt. Die Posener (19. Regiment), denen deutsch spanisch vorkam und die von Mein und Dein polnische Begriffe hatten, diese deutschen Brüder hatten durch Fingerfertigkeit sich besonders ausgezeichnet. Ich hatte einen schweren Kampf zu bestehen zwischen der selbstübernommenen Pflicht gegen die armen Verwundeten und der des Familienvaters.

Man spricht jetzt viel von allgemeiner Volksbewaffnung und rechnet große Zahlen heraus. Wer Familienvater ist, taugt auf die Dauer schlecht zum Soldaten; die Rücksichten auf die Familie werden bei allem persönlichen Muthe früher oder später selbst den Patriotismus verdrängen. Das ist meine Meinung, und die hier in Kantonement liegenden preußischen Reservisten haben beim Anblick der unbehelligt ihrem Berufe und ihrer Familie lebenden guten Mergentheimer vielfach den Entschluß ausgesprochen, möglichst bald nach Amerika auszuwandern. Im modernen Kulturleben der Völker ist eben doch die Familie ein anderer Faktor, als zur Zeit Attila's und seiner Hunnen.

Die erwähnte Indolenz der preußischen Aerzte gegen die Verwundeten findet einigermaßen in der preußischen Kriegsführung ihre Entschuldigung, in dem rastlosen Vordringen, welchem auch hauptsächlich die Erfolge zuzuschreiben sind. Es mußte oft von ärztlicher Seite gegen allzugroße Rücksichtslosigkeit des Generals von Göben protestirt werden, der die Soldaten, Abends 11 Uhr in's Bivouak gekommen, Früh 3 Uhr wieder aufjagen wollte. Verwundete und Todte erschienen als hemmender Ballast; die Letzteren wurden möglichst rasch beerdigt, manche vielleicht gar zu rasch, um ihnen selbst die letzte Ehre anzuthun, vielleicht auch aus anderen Motiven. Man hörte da allerlei erzählen. Die Preußen hätten Nachts ihre Todten in die Wälder führen und verscharren lassen. Auf dem Kirchhofe in Bischofsheim erhob sich ein Grabhügel mit der von den Preußen angebrachten Aufschrift: Hier ruhen zwanzig Württemberger. Nun versichere aber der Todtengräber, es seien nur Preußen, keine Württemberger auf den Kirchhof gebracht worden. Ich selbst habe mich überzeugt, daß in 3 Gräbern 22 todte Württemberger und Preußen etwa je hälftig niedergelegt wurden, $^1/_3$ der Uniformstücke beraubt, aber alle unter dem Namen „Württemberger".

Daß Verwundete bei den rapiden Märschen nur als lästiges Hinderniß angesehen werden, haben mich preußische Aerzte mehrfach versichert. Für meine 5 Schwerverwundeten von diesem Morgen war mir Aufnahme im städtischen neuen Spital zugesagt worden unter der Bedingung, daß ich selbst sie dahinschaffe, da Mannschaft zum Abholen nicht zu entbehren sei. Beim allgemeinen Ausmarsche der Truppen konnte ich Niemand habhaft werden, und da ich eben beim General von Göben einen Passirschein für den Nachmittag mir erbat, faßte ich mir ein Herz, bei dem anscheinend gutherzigen mehr einem Professor mit goldener Brille und denkender Stirn ähnlichen Strategen mir eine Ordonnanz für meine Pflegbefohlenen zu erbitten: „Für Verwundete können wir nicht sorgen", meinte er herzlos, „Verwundete rechnen wir nicht mehr." Hu, da tief's mir kalt den Rücken hinunter! Und daß dieß nicht blos so gesagt war, werden wir weiter unten sehen.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

[Ueber Klavierunterricht.] In welcher gebildeten Familie wird heut zu Tage nicht Zeit und Geld für Klavierunterricht verwendet, und von wie vielen Personen in ihrer Stellung als Erzieher nicht gleichzeitig verlangt, daß sie in den Anfangsgründen des Klavierspiels unterrichten können? Im Hinblick hierauf ist es die Pflicht der Presse, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches sich die Aufgabe gestellt hat, Methode zu lehren, und also aus jedem Klavierspieler einen guten Klavierlehrer zu machen, was bekanntlich zweierlei ist. Wir meinen hierbei die „Klavierunterrichtsbriefe von A. Hennes“ (Wiesbaden, Selbstverlag des Verfassers und Leipzig bei C. A. Händel), welche mit den Elementargegenständen des Klavierspiels beginnen, in 5 Kursen, von welchen die beiden Ersten bereits in zweiter Auflage erschienen sind, den Schüler bis zum Studium der leichtern klassischen Kompositionen führen, und durch ihre originelle Form und den von jeder andern Klavierschule abweichenden Stufengang die Aufmerksamkeit der ganzen musiktreibenden Welt verdienen. Wenn wir daher das von zahlreichen Kunstautoritäten und Lehrern aufgestellte Urtheil über dieß Werk zusammenfassen (der Prospekt weist etwa 100 solcher Aussprüche nach), so bestehen die Vorzüge darin, daß dem Schüler in jeder einzelnen Lektion (welche für je eine Unterrichtsstunde berechnet ist) nur so viel vorgeführt wird, als er mit Leichtigkeit überwältigen kann, und daher mit Freude überwältigen wird; daß ferner der technische Theil mit dem theoretischen stets gleichen Schritt hält, und sich hierdurch unvermerkt mit der mechanischen Fertigkeit eine Summe theoretischen Wissens beim Schüler ansammelt, und daß endlich, was unbedingt als größten Vorzug anzusehen ist, eine bewundernswerthe Sorgfalt auf die Wahl der Uebungsstücke, deren das ganze Werk 250 enthält, verwendet worden ist, von denen man mit Recht sagen kann, sie verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen. Wir haben es hier also mit einem Werke zu thun, dessen Bestimmung ist, eine Reform im Klavierunterricht anzubahnen, und sind überzeugt, daß angehende Klavierlehrer durch dasselbe lernen werden, wie die schwierige Sache des Unterrichtgebens anzufassen ist, und daß routinirte Klavierlehrer erkennen werden, welche große Erleichterung im Unterrichten Jedem, der sich mit Anfängern befaßt, durch diese neue auf logischen Grundsätzen beruhende Lehrmethode von A. Hennes verschafft wird. N.

Mannigfaltigkeiten.

Die ersten Artikel für die Weltausstellung von 1867 sind, wie man dem „Fr. J.“ aus Paris schreibt, am 28. d. dort angelangt. Die Russen, welche sonst hinter dem übrigen Europa zurück sind, waren die Ersten, welche die Produkte ihrer Industrie zu dem großen friedlichen Wettkampfe der Nationen geschickt haben. Diese Sendung besteht aus nicht weniger als 161 Kolli, welche von Dünkirchen, wo sie in der letzten Hälfte voriger Woche ausgeschifft wurden, nach Paris transportirt worden sind. Die Herren, welche diese Sendung begleiten, versichern, daß noch eine große Anzahl Kolli auf dem Landwege nachfolgen wird, und daß die jetzt angekommenen so früh versendet wurden, weil man in Petersburg einen frühen, strengen und langen Winter vermuthet, der die russischen Expositionsartikel, wenn man sich nicht beeilt hätte, sie schon jetzt zu senden, leicht bis zum Mai oder Juni zwischen den Eisschollen zurückgehalten haben würde.

Auflösung des Räthsels in Nr. 254:

I.

Viel Hieb und Streich,
Machen den „Stockfisch“ weich;
Tüchtig gebadet —
Ihm auch nichts schadet;
Gesotten alsdann auf kluge Weis';
Gibt's eine gute Fastenspeis'.
Verzehret ihn sein Kamerad:
Dann ist es für den „Stockfisch“ schad'.

M. M.

II.

Der „Stock“ ist zum Schlagen,
Der „Fisch“ für den Magen.
Der „Stockfisch“ existirt
Im großen weiten Meer;
Doch Mancher vegetirt
Voll Dünkel um uns her,
Warum?
Dieweil's im Kopf so leer!

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meflert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 262 Montag, 5. November 1866.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

Der dicke Herr sprach zuerst wieder. Er hatte über die Sache nachgedacht, und dießmal dauerte sein Grübeln nicht lange, und er war auch zu einem Entschlusse gelangt.

„Mein Herr," fragte er gemessen den Polizeibeamten, „Sie hielten mich wirklich für den Betrüger, den Sie verfolgen?"

Der Beamte war noch ärgerlich.

„Nun ja," antwortete er kurz.

„Und Sie wollten mich also auch wohl arretiren?"

„Ja, in der Residenz."

„Gleich auf dem Bahnhofe?"

„Gleich bei dem Aussteigen auf dem Bahnhofe."

„Donnerwetter, Herr — Ach, ach, verzeihen Sie!" Das Letztere sagte er zu der Dame, die ihm das Fluchen verboten hatte.

Die Dame lächelte glücklich.

Der Polizeibeamte aber sagte noch immer verdrießlich:

„Wie konnten Sie aber auch so erschrecken, mein Herr?"

Das schien dem dicken Herrn gar zu arg zu sein.

„So, Herr?" rief er. „Herr, ich wollte, Sie wären an meiner Stelle gewesen, und Sie wären es noch. Ich bin Postbeamter; ich führe die Kasse des Postamts. Da kommt gestern auf das Postamt ein Mensch, gerade so, wie sie ihn eben beschrieben, nennt sich Postinspektor so und so, legt mir eine Vollmacht vom Generalpostamt vor, die auf den Postinspektor so und so lautet, und verlangt auf Grund dieser Vollmacht tausend Thaler aus der Kasse, wenn so viel darin sei, und es war so viel darin, und ich zahle ihm die tausend Thaler baar aus, und der Herr Postdirektor war gerade abwesend, und ich bin der erste Beamte des Postamts nach ihm, und ich habe also auf meine Verantwortung gehandelt, und muß nun durch Sie erfahren, daß ich um die tausend Thaler betrogen bin, und blamirt dazu, mein ganzes Leben lang, daß ich mich von einem Schwindler und Landläufer habe betrügen lassen, und ich bin ein so langgedienter, treuer Postbeamter, und kann das nun mit Ehren nicht mehr bleiben, und darüber soll ich nicht erschrecken, Herr? Und dafür wollten Sie mich arretiren?"

Der dicke Herr hatte sich wieder in Zorn geredet.

Der Polizeibeamte suchte seiner Verlegenheit zu entgehen.

„Nun, mein Herr," sagte er, „wenn ich Sie vor allen Leuten hätte arretiren müssen, wären Sie noch mehr blamirt worden. Danken Sie der Dame dort, daß das nicht geschehen ist."

Aber der dicke Herr war auch zähe.

„Der Dame werde ich nachher danken. Vorher möchte ich wissen, warum Sie mich denn hätten arretiren müssen?"

„Hm, weil Sie sich verdächtig gemacht hatten."

„Weil es Ihnen beliebt hatte, mich verdächtig zu finden."

„Schon mein Gendarm hatte Sie verdächtig gefunden, im vorletzten Wartesaal."

„Sehe Einer!"

Auf einmal hatte ihn ein anderer Gedanke ergriffen.

„Waren Sie dort bei Ihrem Gendarm, Herr?"

„Nein, ich war hier. Er meldete Sie mir durch den Telegraphen hierher."

„Zu den verdammten Eisenbahnen nun noch diese verdammten Telegraphen! Kann dabei eine ehrliche Post bestehen?"

„Aussteigen!" rief es in das Coupé.

Der Zug hatte gehalten, in der Bahnhalle der Residenz. Die Thür des Coupés war aufgerissen. Keiner hatte es bemerkt.

Der Polizeibeamte sprang aus dem Wagen; er machte wohl, daß er davon kam.

In manchen Ländern ist die Polizei völlig unfehlbar, in andern kann sie sich zuweilen irren; sie gesteht es dann aber nicht gern geradezu ein, macht sich aber davon.

Der Kollege, der nicht von der Polizei war, sprang seinem Kollegen nach.

Die Dame war fertig zum Aussteigen. Sie wartete auf den wohlbeleibten Reisenden; er stand vor ihr, und sie konnte in dem engen Coupé nicht an ihm vorbei. Sie wartete auch wohl noch auf sonst etwas; er war ihr zum Beispiel seinen Dank noch schuldig; sollte er den schon vergessen haben?

Digitized by Google

Es schien so. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt, er sah sich nicht nach ihr um.

„Diese verdammten Eisenbahnen!“ fluchte er noch einmal.

Sollte ihn das Fluchen nicht wieder an sie erinnern?

„Ah, da bist Du ja, alter Freund!“ rief draußen am Wagen eine Stimme.

„Ja, Gottlob, da bin ich!“

Der dicke Herr sprang aus dem Wagen. Er war dießmal flink.

Seine Sachen wurden ihm draußen abgenommen. Auch ihn selbst hatten wohl ein paar Arme in Empfang genommen, als er aus dem Wagen sprang.

Die Dame konnte es nicht sehen. Seine stattliche Figur nahm die ganze Breite der Wagenthür ein. Als er hinaus war, sah sie in dem Gewühle der Menschen nichts mehr von ihm.

Sie stieg allein aus dem Wagen.

„Der Bär!“ sagte sie. „Gott behüte mich vor einem solchen Bären.“

Sie wollte lächeln. Aber ein recht bitteres Gefühl ließ sie nicht dazu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei General Vogel v. Falckenstein.

Der Berichterstatter des „Daheim“ hat wie dem General v. Moltke auch dem tüchtigen Führer der preußischen Mainarmee ein Besuch abgestattet, und die ihm von dem General mitgetheilten Züge aus seinem Leben und über seinen Entwickelungsgang sind, wenn schon an sich, so noch mehr der Person halber, mit welcher unsere bayerischen Truppen im Kampfe gerungen, und des Urtheils, welches der General über dieselben fällte, so interessant, daß sie einen kurzen Auszug für unsere Leser rechtfertigen. Ueber General v. Falckenstein erfahren wir nun zunächst, daß der Berichterstatter sich denselben — er weiß selbst nicht warum — als einen düstern, strengen, eisenharten Herrn, ja für eine Art von Knecht Rupprecht vorstellte, so daß er seiner Verwegenheit, diesen zu besuchen, einen gewissen Grad von Bewunderung zollte, daß er aber sehr angenehm enttäuscht worden sei, indem er in dem General einen ganz freundlichen und liebenswürdigen Mann gefunden habe. Seine Jugend hat Vogel v. Falckenstein in der Idee verlebt, daß er Priester werden müßte, welche Idee gar nichts Abschreckendes für ihn gehabt habe. Sein Vater war preußischer Major, hatte als solcher die Belagerung von Cosel mitgemacht und war gleich darauf gestorben. Die Mutter sei fast mittellos gewesen und habe es als ein Glück ansehen müssen, daß sein Onkel, der damalige Fürstbischof von Breslau, versprochen hatte, sich seiner anzunehmen, wenn er den geistlichen Stand erwähle. Es war die Zeit der ersten Freiheitswehen in Deutschland, in Preußen zuerst ward der Kampf gegen den großen Korsen gepredigt. Ein Fieberschauer ergriff auch den 16jährigen, knabenhaften und schwächlichen Jüngling und riß ihn vom stillen Studium weg. Bitten und Thränen der Mutter und Verwandten stellte der Junge das Andenken an den Vater entgegen. Der junge Falckenstein meldete sich als Freiwilliger, er ward bei 4 Regimentern abgewiesen wegen zu großer Körperschwäche. Der Oberst des Garderegiments fragte ihn höhnend, ob er enn auch gleich den „Andern“ mitgebracht habe, nämlich Jenen, der ihm Gewehr und Tornister nachtragen sollte. Endlich erinnerte sich Falckenstein eines alten Freundes seines Vaters, der Oberst war. Dieser nahm ihn, nach Ueberwindung noch mancher Schwierigkeiten zu seinem Regiment. „Nun war ich — erzählt Falckenstein selbst — doch Soldat. Aber wie recht hatten alle die, welche verweigert hatten, mich in ihr Regiment aufzunehmen; trotz einer übermenschlichen Willenskraft wäre ich auf den langen, mühsamen Märschen zusammengebrochen, wenn einige Offiziere sich nicht auf die Empfehlung des Obersten hin meiner angenommen hätten. Eines Tages ließ mich einer derselben, ein Hr. v. Kleist, zu sich rufen; — „Wissen Sie, Falckenstein“, — sagte er, — „das geht nicht mehr so. — Sie vergeuden Ihre Gesundheit und Ihr Leben mit diesem vermaledeiten Tornister. Ich würde Ihnen gerne erlauben, denselben auf den Bagagewagen zu legen, wenn Sie Sich nicht dadurch die Neckereien Ihrer Kameraden zuziehen würden. Wissen Sie was? Legen Sie Ihre Effekten zu den meinen und Ihren Tornister wollen wir mit Stroh vollstopfen, — so ist Ihnen von allen Seiten geholfen!“ — Gesagt, gethan! Am andern Morgen marschirte ich mit meinem strohgefüllten Tornister wie ein Veteran. — „Apropos“, — sagte mir Hr. v. Kleist, als er mich sah, — „diese Vergünstigung gilt nur bis zur ersten Affaire, — da müssen Sie Sich die Epauletten selbst schaffen, damit Sie keinen Tornister mehr zu tragen brauchen“. — Und so kam es denn, daß nach der ersten Affaire, bei welcher unser Korps ernstlich engagirt gewesen war — es war bei Bischofswerda — man mir die Wahl ließ zwischen dem eisernen Kreuze und dem Offizierspatente“. „Wie Exzellenz?“ — unterbrach ich . . . . (so erzählt der Besucher) „so jung? . . . . Sie müssen ja Wunder von Tapferkeit vollbracht haben!“ „Furcht vor meinem Tornister, — weiter nichts!“ erwiderte der General lächelnd, „Hrn. v. Kleist schien die Zeit schon lange zu währen und die Perspektive des bepackten Tornisters ließ mir keine Ruhe. Es war sehr verführerisch, den so gesuchten und erwünschten Orden auf einer siebenzehnjährigen Brust zu sehen; — aber wie gesagt, ich zog die Epaulette vor, und dann dachte ich, daß der Krieg noch nicht zu Ende und das Kreuz immer noch zu haben wäre. — „Und Sie erlangten es wirklich?“

„Ja, bald nachher, — bei Montmirail; — denken Sie sich, von sämmtlichen Offizieren meines Bataillons war ich allein unverſehrt; die andern alle todt oder verwundet! Zu achtzehn Jahren kommandirte ich ein Bataillon, — ich habe immer ein unerhörtes Glück gehabt, am selben Abend war das eiserne Kreuz mein!“ Aber nun (nach dem Kriege) begannen Jahre .... die wahrhaftig nicht angenehm waren; — jetzt mußte ich meine militärische Bildung mir erst erwerben ... und das war schwerer, als das Kreuz zu erkämpfen. Aber ich gab mich so mit Leib und Seele dem von mir trotz allem erwählten Stande hin, daß ich endlich ein passabler Lieutenant wurde. Lange und langweilige Friedensjahre folgten nun, in denen ich glücklicherweise beim topographischen Bureau beschäftigt wurde, wo ich und so viele andere die Grundlagen zu ihrer militärischen Carrière legten.

Die Zeichenkunst war mein Lieblingsstudium, und da ich darin etwas zu leisten fähig war, übernahm ich die Aufnahme von Karten, machte tüchtige topographische Fortschritte, und indem ich diese Karten für den Druck bestimmte, verdiente ich auch einige Summen Geldes dabei, die mir Ersatz für die fehlende Zulage boten. — So verflossen einige Jahre, und als endlich die so lang ersehnte Hauptmanns-Epaulette eintraf, war ich nicht allein ein militärisch geschulter Offizier, sondern ich glaube, daß, wenn ich es darauf angelegt hätte, ich mir sogar meinen Lebensunterhalt durch Malen und Zeichnen hätte verdienen können.“ „Und Ihre militärische Carrière, Excellenz?“ ... „Ging langsam, gar langsam! — als Major kommandirte ich mein Bataillon 1848 in der Breiten-Straße, und wurde an seiner Spitze verwundet, als ich dem vom Volk umzingelten General von Prittwitz zu Hülfe eilte ... Wie wohl ward mir, als ich bald nachher meine Kaiser-Franz-Grenadiere ins Feuer führen konnte, ich habe immer Glück im Kriege gehabt, und die Schlacht bei Schleswig gab mir Gelegenheit, mein altes Glück auf's Neue zu probiren. Nun ging das Avancement schnell, ich wurde Oberstlieutenant, Oberst, und, nachdem ich eine Mission in der Lausitz ausgeführt, dem Stabe des Generals Wrangel als Chef attachirt. So verließ ich mein liebes Franzregiment, in welchem ich 35 Jahre ununterbrochen gedient hatte, und ich versichere Sie, daß der Tag meines Ausscheidens trotz meines Avancements ein gar schmerzlicher wurde. Lange Jahre lebte ich in der Intimität meines verehrten Chefs, ging mit ihm zu den großen Kavalleriemanövern nach Rußland, wo es uns beiden nicht entging, daß diese unerhörte Truppenkonzentrirung noch ganz etwas Anderes verberge, was der bald darauf ausbrechende Krimkrieg auch gezeigt hat. Von dort gingen wir nach Konstantinopel, und beendeten diese so interessante Reise, indem wir den griechischen Archipelagus und Italien besuchten. Sie wissen, wie die Jahre bis zum Schleswig-Holsteinischen Kriege vergingen, und als der Feldmarschall das Oberkommando in diesem Kriege erhielt, wurde ich zum Chef des Generalstabes der alliirten Armee ernannt, und blieb es bis nach dem siegreichen Sturme auf die Düppeler Schanzen. Ich hatte den Plan gemacht, den Uebergang nach Alsen auszuführen, als vom Generalstabe ein zweiter Plan aus Berlin kam, der eine Landung auf Fühnen als Ziel der nächstfolgenden Operationen bezeichnete. Ich hielt es für meine Pflicht, meine Ansicht, daß Alsen der nächste Punkt unserer Angriffe sein müsse, zu vertheidigen, ich forderte, daß man unaufhörlich in Jütland vordringe, um durch den Besitz des Festlandes den Feind zum Frieden zu zwingen, und zog es vor, meinem Kollegen Moltke meine Stellung als Chef des Generalstabes zu übergeben, als meine Meinung zu ändern, zumal da ich wußte, in welch' gute Hände ich sie legte. Ich wurde zum Gouverneur von Jütland ernannt; doch der Wille des Königs bestimmte, daß mein Plan zur Ausführung käme, — Alsen wurde genommen, und der bald darauf folgende Frieden brachte mir neue Grade und Ehrenbezeugungen. Jetzt glaubte ich mein Leben beschlossen, meine Carrière beendet; der Ehrgeiz meines ganzen Lebens war erfüllt, denn um meinen Hals prangte derselbe Orden **pour le mérite**, der den meines Vaters einst schmückte, und den zu erlangen mein einziger Wunsch war; ich glaubte, daß ich jetzt einen ruhigen Lebensabend im Kreise der Meinigen verbringen könne, ich schmeichelte mir, daß mein Leben ein so accidentirtes wie wenig andere gewesen; da geschah das Unmöglichgeglaubte ... ich habe in den letzten zwei Monaten **mehr** gelebt, möchte ich sagen, als in meinem ganzen verflossenen Leben.“ „Ja“, sagte ich, „der Wunsch eines jeden Offiziers ist ja, einmal in seinem Leben als Höchstkommandirender dem Feinde gegenüber zu stehen, und Exzellenz müssen in Ihrer hohen Stellung diesen Wunsch mehr als einmal gehegt haben.“ „Gewiß, — aber ich sagte es Ihnen ja schon, — beim ersten Kanonenschuß fängt mein Glück an! — Alles war bei der Mainarmee improvisirt, — selbst der Oberkommandant, — und diese Improvisation ist die beste Antwort, die man den Feinden der Regierung geben kann, wenn sie behaupten, daß dieser Krieg gegen Süddeutschland schon seit lange vorbereitet gewesen sei. Eine preußische Armee, die sich vorbereitet hat, sieht wahrhaftig anders aus, wie die, deren Kommando ich übernahm. — Mir fehlte, — mir fehlte **alles**, was eine Armee in Kampagne braucht; — aber was ich in Ueberfluß hatte, war Bravour meiner Soldaten, Hingebung und Einsicht der Offiziere und eine Intelligenz und Energie der Führer, die unter mir befehligten, wie ich selbst nicht zu finden erwartete. Eine andere Armee soll mir einmal eine Division Goeben aufweisen ... wahrhaftig, es gibt keine zweite! Sie wollen wissen, wie ich es gemacht habe, um diese unerhörten Erfolge zu erreichen? Ich habe meinen Truppen **alles** zugetraut, — das ist das ganze Geheimniß! Wie ein Keil habe ich mich

zwischen die beiden feindlichen Armeen geschoben und habe so auf beiden Seiten gedrückt, daß sie auseinander gesprengt sind." „So handelte Bonaparte", ... unterbrach ich, „als er seine gleichfalls improvisirte Armee zwischen die Oesterreicher und Piemontesen schob und sie einzeln schlug" ... „Ja, man hat es mir gesagt, und der Vergleich paßt, aber ich habe nicht daran gedacht! — zu viel Ehre für mich, daß man mich mit dem großen Kriegsherrn vergleicht, aber ich war gezwungen, zu handeln, wie ich es that ... es ging nicht anders, die unglückliche Affaire bei Langensalza hat mich während der Konzentration überrascht ... freilich, dasselbe Resultat hätte ohne so vieles unnützes Blutvergießen erzielt werden können; aber es mußte sein! In meiner Lage hatte „ein Tag" eine Bedeutung, von der vielleicht das Schicksal des Feldzuges abhing, und es mußte gehandelt werden, da die stets fruchtlosen Unterhandlungen schon eine kostbare Zeit geraubt hatten; man kann solche Katastrophe tief bedauern, — und ich bin der erste, der die Bravour und die unglückliche Lage der Kameraden von der hannoverischen Armee anerkennt, aber es scheint mir dennoch Zeit, mit den Lamentationen über Langensalza aufzuhören ... überdieß ist der Krieg ja keine Schule der Philanthropie!„

„Ich begreife wohl, Exzellenz", sagte ich, „daß nach Langensalza Ihre Stellung eine ganz andere wurde."

„Gewiß! Wie ein Reiter, der sich fest aufs Pferd gesetzt hat und sich Herr des Thieres fühlt, so fühlte ich erst nach Langensalza, daß ich überhaupt eine Armee habe! Nun kam Dermbach und Reithardshausen, in meinen Augen die Entscheidung des ganzen Feldzuges."

„Ich verstehe nicht, Exzellenz ... ich dachte mir, daß das Schicksal des Feldzuges sich auf dem Scheidewege vor Schweinfurt entschieden hat, als die Bayern eine Schlacht bei Kitzingen oder einen Angriff auf Würzburg erwarteten und Sie gegen die Reichstruppen zogen."

„Dem ist nicht so, denn bei Dermbach wurde mir selbst mein ganzer Feldzugsplan klar; bei Dermbach begriff ich, daß ich die Feinde nur zurückdrängen müßte, daß meine Hauptaufgabe wäre, sie zu trennen, — sie aus der Fassung zu bringen. Es ist mir gelungen ... aber ich sage Ihnen, es ward mir an dem Tage ganz wehmüthig um's Herz, als ich Soeben inmitten seiner brillanten Affaire aufhalten mußte, und die braven Jungen sahen mich an, als wenn sie mich auffressen wollten, als sie erfuhren, daß auf meinen ausdrücklichen Befehl sie am Abend des Sieges dieselben Quartiere beziehen mußten, die sie am Morgen verlassen. Mein Plan gelang ..."

„Und wie man sagt, hat der Gegner redlich dabei mitgeholfen", unterbrach ich lächelnd.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen hierauf antworten soll", erwiderte der General, „ich weiß nicht, wo es bei unsern Gegnern steckte; — ich versichere Sie, sowohl die Bayern, als auch die Reichsarmee haben sich wie brave, tüchtige Soldaten geschlagen, und die deutsche Tapferkeit hat auf beiden Seiten wahrhaft Bewunderungswürdiges geleistet; — die Offiziere haben ihre Pflicht gethan und die Zahl der Todten und Verwundeten beweist es zur Genüge, — die bayerischen Schützen schießen zweifelsohne besser als unsere Soldaten, — prächtige Kavallerie, gute Waffen, genaue Kenntniß des Terrains, stets die Vortheile der Defensive auf einem Terrain, das der Offensive gar große Hindernisse darbietet ... und doch ... doch! ... trotz alledem! — ich weiß nicht, woran es liegt."

„Vielleicht an der obersten Leitung!" ...

„Die mag freilich zu wünschen übrig gelassen haben, wenn man auch nicht das geringste Gewicht auf all' diese Schandschriften, die jetzt im Süden erscheinen und die man mir regelmäßig zuschickt, legen muß. Es fehlte Einheit, — Energie der Führung — man sah, daß die Oberleitung der Gegner die Organisation der preußischen Armee nicht oder gar wenig kannte, — von deren Leistungsfähigkeit keine Idee hatte. Die Führung war nicht unserer Zeit angemessen, — alles das ist richtig und wahr, — aber immer noch nicht der wahre Grund dieser beispiellosen Schwäche; der Grund liegt meiner Ansicht nach in der ganzen Organisation! ... Ich werde es nicht mehr sehen, aber wenn alle deutschen Armeen einst nach dem Muster der unseren organisirt sein werden ... dann möge die Welt nur kommen! Bei Aschaffenburg habe ich die Reichsarmee uns gegenüber gesehen! ... O wenn ich die braven Jungen im Verein mit meinen Westphalen einst gegen einen auswärtigen Feind führen könnte ... dann würde man Wunder sehen!"

Der General hielt inne und seufzte:

„Luftschlösser! wenn man im Januar siebenzig Jahre alt wird!" — sagte er.

„Glauben Exzellenz dieß nicht auch an Ihrem 69. Geburtstage?" — fragte ich lächelnd.

„Ja, ja, wir alten Männer haben Ihnen etwas gezeigt: — machen Sie es nur einst nach! unser König hat uns ein so hohes Beispiel gegeben, daß wir nicht anders konnten, als demselben zu folgen! — Andere Generationen werden kommen und ihre Thaten vielleicht die unsern verdunkeln, aber ich glaube wirklich, man hat genug gethan, wenn man als Jüngling sein Leben für die Befreiung des Vaterlandes aufs Spiel setzt, — und als Greis für dessen Kräftigung und Machterhebung!

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bath'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 263 Dienstag, 6. November 1866.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

Täuschung.

Der Doktor Neumann stand zum Ausgehen bereit.

Seine Frau hatte nur noch den Hut aufzusetzen, sich von ihm den Shawl umhängen zu lassen, so war sie bereit, ihn zu begleiten.

Der Doktor Neumann war ein geschickter Arzt, ein gewandter Mann, ein angenehmer Gesellschafter; er war daher einer der am meisten beschäftigten Aerzte der Residenz, obwohl er etwa erst seit zehn Jahren in der Residenz war. Er hatte früher in einer kleinen Stadt der Provinz praktizirt.

Seine Frau war eine reizende und liebenswürdige Frau, daß sie schon ihre dreißig Jahre zählte, sah ihr wohl Niemand an.

Sie hatte ihren Hut aufgesetzt, ihr Mann hatte ihr den Shawl umgehängt.

Sie gingen.

Draußen vor der Hausthür hielt die Equipage des Doktors.

Sie stiegen hinein.

Der Wagen fuhr fort.

Nicht zu den Patienten des Doktors.

Es war zwar neun Uhr Morgens, und um diese Zeit fuhr gewöhnlich der Doktor auf seine Praxis. Die Doktorin stieg auch wohl zuweilen mit ihm ein, wenn die Kinder schon zur Schule geschickt waren, und sie in der Stadt dieß oder das einzukaufen, oder sonst zu besorgen hatte. Dießmal fuhr der Wagen, wenigstens zunächst, anders wohin.

„Du weißt doch, Christian, direkt zur Eisenbahn!“ hatte der Doktor vorsorglich beim Einsteigen dem Kutscher zugerufen.

Der Kutscher fuhr direkt zur Eisenbahn.

„Wie freue ich mich, die gute Helene wieder zu sehen!“ sagte die Doktorin, während sie fuhren.

„Und ich bin neugierig auf meinen braven Anselm. Ich sah ihn seit zehn Jahren nicht, gerade so lange nicht, wie wir hier sind.“

„Und eben so lange sah ich Helene nicht. Erinnere Dich, ich hatte sie besucht, als wir hierher zogen.“

„Ich erinnere mich.“

„Wie sie sich mag gehalten haben. Sie war das feine Wesen, und sie hat so Manches ertragen müssen, Anfeindungen, Zurücksetzungen und Alles, um als Lehrerin, mit zweihundert Thaler Gehalt, in dem traurigen kleinen Landstädtchen ein einsames, trauriges Leben fristen zu können.“

„Sie war zu offen, zu gerade!“ sagte der Doktor.

„Weil sie so brav war,“ sagte die Frau.

„Sie war aber auch manchmal wohl zu scharf, zu bitter, Emilie.“

„Brachte nicht eben ihre Lage sie dazu?“

„Es war dennoch ihr Unglück.“

„So war also immer ihre Lage ihr Unglück. Nun, wir befreien sie ja jetzt daraus.“

„Du sagst das so gewiß, Emilie?“

„O, wie sollte es mißlingen?“

„Zum Heirathen gehören Zwei!“

„Ja, ja! Und Deines Freundes bist Du sicher, und Helena kann nicht anders wollen; für sie stehe ich ein.“

„Ich glaube es Dir, obwohl sie einen festen Willen und Stolz hat; aber —“

„Aber, lieber Herrmann,“ unterbrach die Doktorin ihren Mann, und sie lächelte etwas schelmisch dabei, „Helene ist ein armes Mädchen, eine arme Schulmeisterin dazu, und ein armes Mädchen sollte einen Mann mit anderthalbhunderttausend Thalern ausschlagen, wenn er ein braver, ein geachteter, und dabei gar ein hübscher Mann ist. Und das Alles ist Dein Anselm —“

„Hm, er schreibt nur, daß er sehr dick geworden sei.“

„Ich glaube es — den ganzen Tag an seinem Pultische — aber unförmlich wird er nicht sein, und dann kann er wieder mager werden. Laß ihn hierher in die Residenz ziehen; er kann es ja jetzt, und nimm Du ihn in Deine Kur, Herrmann!“

„Ach, Helene, Du machst mir ein Kompliment! Ich kurire die Leute mager.“

„Die Fetten mager, die Magern fett, wenn Ihr nicht die Einen wie die Andern unter die Erde kurirt; das ist ja Euer Beruf.“

„Du hast Recht, mein Kind!“ gab der Arzt — lachend zu. „Indeß mein Aber vorhin sollte etwas Anderes bedeuten.“

„Und was?“

„Den Anselm!“

„Den Anselm? Für den ist mir gar nicht bange. Der arme Mensch hat zwanzig Jahre in dem kleinen alten Neste ausharren müssen, in dem wir es keine fünf Jahre aushalten konnten; geschmiedet an den schwarzen eisernen Kasten seiner Postkasse; bei vier- oder fünfhundert Thaler Gehalt, die für seine Person kaum ausreichen. Da erbt er auf einmal von dem Vetter in Rußland, von dem er in seinem Leben nichts gehört hatte, die anderthalbhunderttausend Thaler oder gar Silberrubel. Meinst Du nicht, daß sein erster Gedanke an eine Frau gewesen ist?“

Der Doktor meinte doch das Gegentheil.

„Das ist die Frage, Emilie. Er ist ein alter Junggesell darüber geworden. Bequem war er immer.“

„Ach, Freund, ist eine Frau eine Unbequemlichkeit?“

„Mitunter!“

„Warte!“

„Aber für einen alten bequemen Junggesellen immer!“

Die Doktorin entschied und endigte den Streit.

(Fortsetzung folgt.)

Genfer Konventionsreise nach Aschaffenburg und Tauberbischofsheim.

(Schluß.)

Ich eile zunächst wieder zu meinen fünf Schwerverwundeten, die in einer Brauerei auf etwas Heu gebettet waren. Für den einen in den Unterleib geschossenen, der heftige Schmerzen litt, besorgte mir ein preußischer Arzt, morphium aus seinem Medizinkarren; sich aufzuhalten, hatte er nicht Zeit, sein Bataillon stand vor dem Hause zum Abmarsche bereit. Andere Kranke in Privathäusern mit weißen Fahnen wurden noch besucht. Manche waren von preußischen Aerzten nothdürftig besorgt, so insbesondere die im Rathhause, wo mehr Preußen lagen. Von denen im alten Schulhause, vorzugsweise mit Württembergern belegt, welche die erste Hülfe von den beiden zurückgehaltenen württembergischen Oberärzten Dr. Fischer und Horpprecht erhielten, bekam ich damals keine Kenntniß.

Die konservative Chirurgie, d. h. das Bestreben, verwundete Glieder möglichst zu erhalten, ist in letzter Zeit auf die Spitze getrieben worden. Und in der That, gegenüber dem Hochgenusse, den eine glücklich abgetragene, die Funktion störende, oder das Leben bedrohende Geschwulst, eine getrübte Linse aus dem Auge geholt, dem Chirurgen gewährt, muß auch die glücklichst ausgeführte Amputation dem, der sie gemacht, stets das Gefühl einer gewissen Stümperei hinterlassen. Mir wenigstens geht es so, selbst beim Entfernen eines Zahnes. Wir nehmen unseren Pflegbefohlenen einen größeren oder kleineren nimmer zu ersetzenden Theil seines Lebens. Die Erfolge des konservativen Verfahrens in der Privatpraxis haben aber auch gewaltig abgestochen von den in den Lazarethen dieses Feldzugs erzielten Resultaten, wo gemüthliche Impression, vorausgegangene Strapazen und totale Vernachlässigung in den ersten Tagen nach der Verletzung und aus Zusammenbleiben vieler Verwundeter entstandene Pyämie unliebsam konkurrirten. Sollte uns wieder die Gelegenheit sich bieten, dann werden Alle, alt und jung, die Praxis der alten oft geschmähten Militärchirurgie üben, durch möglichst frühzeitige Abtragung zerschmetterter Glieder wenigstens das Leben zu retten, und aus dem württembergischen Reglement wird der §, der Amputationen auf dem Schlachtfelde verbietet, zu streichen sein. — Der erfahrene badische Stabsarzt Dr. Beck hat bei Warbach neun hier einschlägige Operationen alsbald auf dem Schlachtfelde gemacht, und hat dabei erfreuliche Resultate erzielt.

Bei meinem damaligen militär-chirurgischen Ansichten, und beim fortgesetzten Ein- und Durchzug der Truppen, zuletzt auch Lippe-Detmolder, Oldenburger, Hanseaten, Alles ohne Aufenthalt, fiel es mir nicht so schwer, auch meinerseits Bischofsheim zu verlassen, nach meinem häuslichen Herd zu schauen, um so mehr, als ich nicht die Verantwortung übernehmen wollte, ohne besondere Autorisation größere Eingriffe zu unternehmen, und für Nothfälle die Civilärzte in Bischofsheim, so wie ein Theil der badischen Sanitätskompagnie zurückblieb.

Den Truppen vorzukommen, fuhr ich auf einem Nebenwege aus der Stadt und war gar nicht unangenehm überrascht, die Straße nach Mergentheim vollständig frei zu finden. Die erst ausmarschirten Preußen waren alsbald von dieser Straße links abgeschwenkt auf Feldwegen Grunsfeldhausen und Palmer zu, die bei Großrinderfeld und Gerchsheim aufgestellten Bundestruppen zu umgehen. Umgehungen scheinen die vorzugsweisen strategischen Probleme der Preußen zu sein. Die Schlacht bei Königgrätz war nach den Versicherungen Sachverständiger mit der eingeleiteten Umgehung durch das Korps des Kronprinzen schon Vormittags 10 Uhr gewonnen. Auch bei Kissingen, bei Bischofsheim Aehnliches. Es wird den hier kommandirenden Bundesgeneralen der Vorwurf gemacht, nicht durch eine Umgehung der Stadt, die Hand voll Preußen in derselben abgeschnitten zu haben. Das war aber nicht so leicht. Die ersten Truppen, wovon man allerdings im württembergischen Hauptquartier nichts wußte, das erste Bataillon des 15. preußischen Regiments, wurden vor Allem auf die Höhen links der Tauber, rechts und links von der Königheimer Straße dirigirt, dann erst drangen 2 Bataillone des 55. Regiments in die Stadt. Jene, nachmals 4 Wochen hier in Kantonnement, hat-

ten die Aufgabe, die Bundestruppen im Thale zu umgehen, was durch frühzeitigen Rückzug dieser unmöglich, auch unnöthig wurde. Immerhin befanden sie sich in der Lage, die Truppen in der Stadt gegen eine Umgehung zu decken. — Im Uebrigen kann man annehmen, daß, wie im Schachspiel nach Verlust der Königin, so auch die Gefechte an Saale, Main und Tauber schon bei Königgrätz verloren waren, und dem Vaterlandsfreunde bleibt nur zu bedauern, daß es den Preußen gar so bequem gemacht wurde.

Am gleichen Tage, 25. Juli Abends, trafen Verwundete von Großrinderfeld, solche die oben am Berg aufgelesen worden waren, hier in Mergentheim ein, in das zweite württembergische Aufnahmespital, nachdem schon längere Zeit vorher Kranke in dasselbe hierher instradirt wurden, während noch kein Arzt und kein Strohsack hier zu erblicken war.

Das wurde nun freilich bald anders; die ankommenden Verwundeten fanden reichlich ärztliches Personal, zunächst von der Einwohnerschaft geliehene Betten, und in anerkennenswerth kurzer Zeit zu Ehren und der operirenden Aerzte Bequemlichkeit von der Militärverwaltung gelieferte Betten und Bettladen, so daß von dem Vorrathe auch nach Bischofsheim abgegeben werden konnte.

Donnerstag den 26. eilte ich wieder zu meinen Bischofsheimer Freunden. Man konnte erwarten, daß die Einwohner des Städtchens von ihrem ersten Schrecken sich erholt, daß hier wie in der Umgegend, bei einer wohlhabenden, zivilisirten Bevölkerung, wie selten in Deutschland zu treffen, wenigstens für die Schwerverwundeten Lagerstätten herbeigeschafft worden seien. Mit Nichten. Sie lagen alle noch auf staubigem Heu am Boden, akurat wie sie vom Schlachtfelde waren getragen worden. Eine Masse Volks drängte sich gaffend durch die Räumlichkeiten, den Staub aufwirbelnd; nicht einmal ein Soldat war aufzutreiben, als Schildwache den ärgsten Andrang abzuhalten. Etliche leichtblessirte preußische Offiziere war alles Militär, was zu sehen war, Stabsarzt (Bataillonsarzt) Dr. Vogelsang stellte sich mir als Stadtkommandant, Stadtbesatzung und natürlich oberste militärärztliche Autorität vor. Das war zu bunt! Die Leute, wie wir in Aschaffenburg gesehen, so groß im Requiriren, hatten nicht einen halben Zug Infanterie entbehren können, um in Stadt und Umgegend, in Gutem oder mit Gewalt, die allernothwendigsten Bedürfnisse für die Kranken zusammenzubringen. Ich nannte das eine völkerrechtswidrige Frivolität, und hatte gut maulen gegenüber einer Besatzung, deren ganze Bewaffnung — ein Spazierstock war.

Der liebenswürdige Kollege sah die Richtigkeit der Behauptung wohl ein, und da einzelne Angehörige von Verwundeten mich beauftragt hatten, für Fortschaffung dieser in die Heimath besorgt zu sein, ein Anderer anwesend war, seinen in die Hüfte geschossenen Bruder zu holen, so nahm's Dr. Vogelsang auf sich, von Schwerverwundeten zu entlassen wer immer davon Gebrauch machen wollte. Abends kamen noch etliche badische Militärärzte hinzu und der von Aschaffenburg her wie bekannte preußische Oberstabsarzt Frisch auf der Durchreise. Der meinte, der Stadt- und Spitalkommandant Vogelsang werde durch eigenmächtige Entlassung eine große Verantwortung auf sich nehmen und dieser zog sein Wort wieder zurück. Auch der in der folgenden Woche nach eingetretener Waffenruhe in Bischofsheim eingetroffene Oberstabsarzt Dr. Schmitt erklärte noch am 30. Juli, nur mit Genehmigung des Korpskommandanten General v. Manteuffel, der sich in der Gegend von Würzburg befinden solle, Kriegsgefangene, wenn auch schwer verwundete, herausgeben zu dürfen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß im Allgemeinen, besonders aber bei chaotischen Zuständen, wie damals in Bischofsheim, mancher Verwundete zu erhalten ist in sorgsamer Pflege der Familie, der sonst zu Grunde geht. Von Großrinderfeld aus dem ersten württembergischen Aufnahmespital, bereits im Gebiete der preußischen Okkupation, aber ohne alle preußische Autorität am Platze, wurden die Kranken ohne Anstand evakuirt. Auch in Bischofsheim wurden an jenem Abend zwei Verwundete hinausgeschoben, für einen dritten, wenn ich Fahrgelegenheit gehabt hätte — er wäre, glaube ich, erhalten worden. So erlag er seiner Wunde.

Als unerläßlich wäre nach meinem Dafürhalten der Genfer Konvention die weitere Bestimmung anzufügen:

> „Schwerverwundete und solche Kranke, die voraussichtlich in den nächsten 4 Wochen am Kriege aktiv sich zu betheiligen außer Stand sind, haben das Recht, sich heilen zu lassen, wo und von wem sie wollen."

Am 27. Juli kam Professor von Bruns nach Bischofsheim und wurde seiner Stellung und seinem Rufe entsprechend empfangen. Es strömten Aerzte, worunter vom Zivil besonders Dr. Steiner aus Stuttgart zu nennen, geistliche und weltliche Wärterinnen, Johanniter herbei. Allmälig kamen auch Verbandmaterial und Erfrischungen, die ersten Sendungen von Mergentheim, Heilbronn und Karlsruhe. Bald embarras des richesses, besonders auch an geistlichem Zuspruch.

Doch die beste Zeit zu frühzeitigen, erfolgreichen Eingriffen war verpaßt. — Der nächste Krieg wird unsere Ansichten geläutert und uns weniger verblüfft treffen.

Digitized by Google

Lieder,

gesungen von dem Aschaffenburger Gesangverein „Melomania" bei der Grundsteinlegung des Hessen-Denkmals bei Frohnhofen am 8. Nov. 1866.

I.

Das Hessen-Denkmal bei Frohnhofen.

(Gedichtet von W. G. Schmachtenberger, Mitglied der Melomania, komponirt von C. Kreutzer.)

In Trauer tief verhüllet
Ist unser Vaterland,
Denn was sich hier erfüllet,
Zeugt von gebroch'nem Band.
Es kämpften deutsche Brüder
Auf dieser grünen Flur,
Und viele sanken nieder,
Des Krieges blut'ge Spur.

Ein Denkmal woll'n wir setzen
Den Opfern schwerer Pflicht,
Des Landes Thränen netzen
Den Stein, worunter liegt
Die Blüthe seiner Jugend,
Ein Jeder starb als Held.
Die höchste Mannestugend,
Wer für die Heimath fällt!

Und zieht mit ernstem Sinnen
Ein Wand'rer hier vorbei,
Füllt Trauer seine Mienen,
Spricht ein Gebet dabei:
„O Herr der Himmels-Höhen
Schling wieder fest das Band,
Das blutig ist zerrissen,
O schirm' das Vaterland!"

II.

Vaterländisches Gebet.

(Gedicht von Marie Ihering, komponirt von A. Gehrig.)

Allmächtiger! zu dir empor
Dringt unser heißes Fleh'n,
Laß Deutschland, das den Pfad verlor,
Nicht irrend untergeh'n!
Des Hasses wildentbrannte Flammen
Halt' sie im Schreckenslaufe ein!
Die einem Vaterland entstammen,
O laß sie wieder Brüder sein!
Herr, aller Deutschen Zuversicht,
O führe uns durch Nacht zum Licht!

Allmächtiger! hör' unsern Ruf,
Von Tausenden gesandt,
Errette, was dein Wille schuf,
Das deutsche Vaterland!
Der Kugel Lauf, des Schwertes Schwingen,
Halt' sie vom Bruderherzen ab,
Laß wieder Friedenspsalmen singen,
Wo jetzt ein weites Bruder-Grab!
Herr, aller Deutschen Zuversicht,
O führe uns durch Nacht zum Licht!

Allmächtiger! o wende dich
Dem deutschen Volke zu,
Gib der gerechten Sache Sieg,
Zum Ziele führe du!
Die Brüder all', die da gefallen,
Laß sie umsonst nicht Opfer sein,
Auf ihrem Grab hilf bau'n die Hallen,
Die Deutschland Macht und Ruhm verleih'n!
Herr, aller Deutschen Zuversicht,
O führe uns durch Nacht zum Licht!

Allmächtiger! vom Gnadenthron,
Zeig' uns den Friedenspfad,
Wo der Geschütze Donner droh'n,
Streu' du der Eintracht Saat!
Die Fluren laß sie wieder grünen,
Die jetzt gefärbt vom blut'gen Tod,
Und Süd und Nord laß Deutschland dienen,
Versöhnt im Freiheits-Morgenroth!
Herr, aller Deutschen Zuversicht,
O führe uns durch Nacht zum Licht!

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem statistischen Bureau des Departements des Innern in Washington sind die folgenden Angaben über das Areal des Unionsgebietes, seine Bevölkerung und deren Dichtigkeit hervorgegangen. Das Areal umfaßt 3,250,000 Quadratmeilen (englisch), wovon circa 240,000 auf Wasser kommen; die Staaten enthalten 1,804,351 Quadratmeilen Land, die Territorien 1,206,019. Die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten belief sich im Jahr 1860 auf 31,443 421, wovon 31,148,046 den Staaten, die übrigen den Territorien angehören. Es kommen demnach in den Staaten durchschnittlich 17 Einwohner auf die Quadratmeile, während in den Territorien vier Quadratmeilen auf je einen Einwohner kommen. In Massachusetts kamen auf die Quadratmeile 157, in Rhode Island 133, in New-York 82 und in Pennsylvanien 62 Einwohner auf die Quadratmeile. Wäre die Bevölkerungsdichtigkeit des ganzen Unionsgebietes die von Massachusetts, so würde das eine Gesammtbevölkerung von 472 Millionen ergeben. Bei der Bevölkerungsdichtigkeit von Frankreich würde die Union 528 Millionen Seelen, bei der von Großbritannien 924 Millionen und bei jener von Belgien gar 1195 Millionen, d. h. mehr als derzeit auf der ganzen Erde leben, enthalten.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 264 Mittwoch, 7. November 1866.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

„Gleichviel, Herrmann! Ich habe mir das Ding nun einmal in den Kopf gesetzt, und es muß glücken und soll glücken! Ich bin nur neugierig auf die Gesichter, die sie machen werden. Sie haben Beide keine Ahnung davon, was sie hier sollen. Der Anselm meint, Du wolleſt ihm bei Unterbringung seiner Kapitalien behilflich sein. Helene will die Schulferien bei mir zubringen. Auf einmal sagen wir ihnen, was sie eigentlich sollen — sie sehen sich —"

„Du kuppelst, Emilie!"

„Nun ja, wir Frauen thun das gern, und von den Aerzten sagt man ja dasselbe. Bewähre Euren Ruf, und — da sind wir an Ort und Stelle, und da kommt auch gerade der Zug."

Sie waren auf dem Eisenbahnhofe angelangt. Sie verließen den Wagen. Der Wagen blieb halten.

Den Eisenbahnzug hörte man von Weitem ankommen.

Auf dem Hofe war ein großes Gedränge von Menschen, die Freunde, Verwandte, Gäste in Empfang nahmen oder auch nur den Zug sehen wollten.

Der Zug hatte die große Eisenbahnhalle erreicht.

Die drängenden Menschen wurden in die Halle eingelaſſen.

„Wir werden aus einander kommen," sagte der Doktor zu seiner Frau. „Wenn wir uns nicht wieder finden, so fährst Du mit Deiner Freundin in einer Droschke nach Hause, ich bringe Anselm in meinem Wagen zum Gasthofe. So wird es auch am besten sein; sie sehen sich dann erst, nachdem wir sie vorbereitet haben."

„Es sei," sagte die Doktorin.

Sie kamen mit dem Gedränge in die Eisenbahnhalle.

Ein paar Worte, während sie dort suchten.

Anselm Sommer hatte vor wenigen Wochen an seinen Jugendfreund, den Doktor Neumann, geschrieben, daß er plötzlich aus einem armen Postsekretär ein reicher Mann geworden sei, indem er von einem alten, längst verschollenen Onkel in Rußland einhundertfünfzigtausend Silberrubel geerbt habe.

„Helene! Meine gute, liebe, arme Helene!" hatte sofort die Doktorin ausgerufen. „Er muß sie heirathen! Dein Anselm und meine Helene müssen ein Paar werden!"

Sie hatte sich das in den Kopf gesetzt. Der Doktor hatte nicht widersprechen dürfen.

Sie hatte auch alsbald ihren Plan gemacht, und auch auf ihn hatte der Doktor eingehen müssen.

Der Doktor schrieb in Folge dessen an seinen Freund Anselm Sommer:

„Lieber Anselm, meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Glück. Nun können wir endlich uns einmal wiedersehen. Ich erwarte Dich hier mit Sehnsucht. Ich kann Dir auch in Unterbringung Deiner Gelder behilflich sein, ich kenne hier viele Leute. Also Du kommst! Und zwar am Zehnten dieses Monats, keinen andern Tag! Gerade dann habe ich Zeit. Auf Wiedersehen!"

Die Doktorin schrieb an ihre Freundin Helene Krone:

„Meine liebste Helene, wir sahen uns so lange nicht. Ich habe eine unendliche Sehnsucht, Dich wieder zu sehen. Am Neunten dieses Monats fangen Deine Ferien an. Denselben Tag mußt Du aus Deinem abscheulichen Gefängniß abreisen, am Zehnten bist Du dann hier. Ich wäre unglücklich, wenn Du nicht kämst und wenn Du meine Freundschaft verschmähtest."

In den Brief legte sie eine Banknote von fünfundzwanzig Thaler für die Reisekosten. Darauf bezogen sich die Schlußworte.

Anselm Sommer hatte darauf zugesagt, und auch Helene Krone; er hatte sich nur vorbehalten, um seiner Bequemlichkeit willen im Gasthofe logiren zu dürfen; sie hatte das angebotene Quartier bei der Freundin angenommen. Beide mußten mit dem ersten Zuge der Eisenbahn heute eintreffen.

Der Doktor und seine Frau waren in dem Gedränge schon nach der ersten Minute getrennt. Sie sahen nichts mehr von einander. Jeder mußte auf seine eigene Hand drängen und suchen.

Der Doktor hatte mit seinen kräftigen Armen sich rasch an den Zug der Wagen hinangearbeitet. Schon in dem zweiten oder dritten Wagen fand er, was er suchte.

„Ah, da bist Du ja, alter Freund!"

Sein Freund Anselm stand in der Thür des Coupés, nahm die ganze Thür ein.

„Herr Gott, Mensch, was bist Du dick geworden!“

„Ja, ja, lieber Herrmann! Ich schrieb es Dir ja. Aber hilf mir nur! Die verdammt enge Thür!“

Der Doktor nahm ihm Pelz und Sack und Alles ab; dann ließ er den wohlbeleibten Herrn in seine Arme gleiten, dann führte er ihn am Arme fort.

In den Wagen hatte er nicht weiter gesehen.

Und der Postsekretär Anselm Sommer hatte sich nicht wieder umgesehen, auch nicht nach seiner Reisegefährtin, der er sogar seinen Dank schuldig geblieben war. Er dachte also auch nicht mehr an sie, oder doch wohl?

„Die verdammte Eisenbahn!“ rief er. „Gottlob, daß ich aus ihr erlöst bin. Möge der Teufel sie holen!“

„Anselm, Du fluchst ja wie ein Heide,“ mußte der Doktor lachen.

Da sah der dicke Herr Anselm sich doch erschrocken um, und es war ein Zeichen, daß er doch wieder an seine Reisegefährtin dachte, aber auch wohl nur mit dem Schrecken; denn wie er nichts mehr von ihr sah, schien es, als wenn es ihm ordentlich leicht um das Herz werde, und er fluchte sich nun auch nach Herzenslust aus.

„Soll man da nicht fluchen? Zu allen Teufeln und noch mehr? Soll man sich da nicht ärgern? Da geht Alles Hals über Kopf. Geht? spricht! Nein, es fliegt, es stürmt, es stolpert, es raset. Von einem vernünftigen Gehen, von einem Denken und Nachdenken, von Ordnung, von Regel, von Vernunft ist nicht mehr die Rede. Es ist, als wenn die Mächte der Hölle in dem Feuer und Dampf der Hölle los wären; es ist ein wahres Satansregiment.“

„Aber was ist Dir denn geschehen, Anselm? Was hat Dich braven, ruhigen, besonnenen Menschen so in Wuth versetzen können?“

Der dicke Herr hatte sich nur in Zorn geredet; er gehörte zu den Menschen, die das leicht können, wie wir gesehen haben; sie wissen das natürlich nicht.

„Was mir geschehen ist? Ich bin ein an Ordnung gewöhnter Mensch.“

„An die Ordnung der Post!“

„Ja, ja, der Post! Spotte auch Du nur. Mit der Post kommt man doch fort, und aus der Post kommt man wieder heraus.“

„Du bist auch mit der Eisenbahn fortgekommen, hierher.“

„Aber wie? Hätte ich nicht fremde Hülfe gehabt, ich säße noch dahinten auf der Station, und hättest Du mir nicht hier mit den Sachen aus dem Wagen geholfen, ich glaube, sie führen mich nach der verdammten Station wieder zurück. Aber ich will keine fremde Hülfe, keine Kammerjungfern und Kammerdiener.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mord-Prozeß.

Brüssel, 1. November.

Ein äußerst interessanter Kriminalfall wurde seit dem 22. Oktober vor dem hiesigen Assisenhofe verhandelt. Risk-Allah-Bey, früherer Oberst der türkischen Armee und Inhaber verschiedener Ordenszeichen, steht unter der Doppelanklage, seinen Mündel, einen 22jährigen Jüngling, Namens Charles Readly, der zugleich sein Stiefsohn war, ermordet und Handelspapiere gefälscht zu haben. Sein Mitangeklagter, ebenfalls ein Türke, welcher sich den Namen Osman beilegte, aber eigentlich Ruskovich heißt, hat nicht ermittelt werden können. Am 30. März v. J. wurde der junge Readly in seinem Bette in einem Gasthof Antwerpens durch einen Schuß getödtet gefunden. Risk-Allah, welcher in demselben Hause abgestiegen war, wurde als des Mordes verdächtig in Haft genommen, einige Tage später jedoch wieder freigelassen, da nach der Ansicht des Instruktions-Richters die Vermuthung, Readly habe sich selbst entleibt, gerechtfertigt erschien. Die Freiheit Risk-Allahs war aber nur von kurzer Dauer, denn bald erfuhr das Gericht, daß der türkische Oberst durch den Tod Readlys um die Summe von mehr als 77,000 Franken reicher geworden sei. Die Untersuchung wurde trotzdem nicht von Neuem aufgenommen; ein Zwischenfall gab indessen der Angelegenheit eine andere Gestalt. Die Justiz ermittelte nämlich, daß im Monat Februar bei einem hiesigen Bankier zwei Checks der englischen Bank im Gesammtbetrage von 350 Pfund durch einen Fremden zur Eskomptirung angeboten und eskomptirt worden waren, und daß sich nachträglich die sämmtlichen Unterzeichnungen derselben als gefälscht erwiesen hatten. Der Fremde hatte vorgegeben, er heiße Charles Read und hatte auch einen auf diesen Namen lautenden Reisepaß vorgelegt. Als der betrogene Bankier sich wegen Wiedererlangung des Geldes an die englische Bank wendete, antwortete diese, die bezüglichen Checks rührten aus dem Checkbuche des sich in Paris aufhaltenden Risk-Allah her, welcher indessen der Bank angezeigt habe, das Buch sei ihm abhanden gekommen, und die Bitte hinzugefügt habe, die Checks nicht zu bezahlen. Als der Bankier sich schriftlich an den türkischen Oberst wendete, antwortete dieser, er habe das die Checks enthaltende Portefeuille wirklich in Paris verloren.

Die Polizei vermuthete aber, der Fälscher, welcher der nicht aufzufindende Osman gewesen war, könne Risk-Allah nicht unbekannt sein, und es stellte sich auch wirklich heraus, daß Osman, welcher bereits früher wiederholt in London und Triest verurtheilt worden war, in äußerst intimen Beziehungen zu Risk-Allah stand, und daß beide Freunde am 2. Februar, d. h. einen Tag nach der Honorirung der gefälschten Papiere, und gleich nach Osman's Rückkehr aus Belgien in Paris zusammen gefrühstückt hatten. Die Vermuthung,

Digitized by Google

welche übrigens nach verschiedene andere Umstände verstärkten, daß Osman die Fälschung der Checks im Einvernehmen mit Risk-Allah verübt habe, lag daher nahe. Vier Tage vor dem Tode Readly's war Osman außerdem von London nach Amsterdam gereist, er wurde, als er darauf wieder nach der englischen Hauptstadt zurückkehrte, im Hause Risk-Allah's aufgenommen, welcher sich inzwischen ebenfalls nach dem Ableben Readly's, in London niedergelassen hatte. Osman verübte später noch verschiedene andere Fälschungen, von welchen Risk-Allah ebenfalls Kenntniß gehabt haben sollte. Was Readly betrifft, so war derselbe der einzige Sohn einer Wittwe, welche sich nach dem Tode ihres zweiten Mannes mit Risk-Allah verheirathet und in ihrem Testamente Readly ein Fideikommiß von 5000 Pfund vermacht hatte, unter der Bedingung jedoch, daß, wenn derselbe das Alter der Mündigkeit nicht erreichen sollte, diese Summe Risk-Allah anheimfallen sollte, was demnach auch wirklich stattfand, da der Unglückliche 3 Monate vor dem Termin seiner Großjährigkeit starb. Außerdem erhielt Risk-Allah durch diesen Tod noch eine Summe von 1000 Pfund, da er im Jahre 1862 auf Readly einen Lebensversicherungs-Vertrag mit einer englischen Gesellschaft abgeschlossen hatte. Risk-Allah behauptet nun seinerseits, Readly sei wie irrsinnig gewesen, und sucht dadurch den Selbstmord seines Mündels zu erklären, während ein Zeuge aussagt, daß Risk-Allah am 26. ein Gewehr aus seinem Zimmer in dasjenige des unglücklichen Jünglings getragen habe. Am 30. stürzte Risk-Allah plötzlich aus den Gemächern seines Stiefsohnes heraus und erzählte, er habe denselben entleibt in seinem Bette gefunden. Er wies zugleich ein auf dem Tische liegendes Papier vor, auf welchem die Worte „I have done it“ geschrieben standen. Readly lag wirklich todt auf seinem Bette ausgestreckt, seine beiden Hände befanden sich jedoch unter der Bettdecke.

Zu diesem seltsamen Umstande kam noch ein anderer, der nämlich, daß die Schußwunde sich auf der linken Seite des Halses befand, während das Gewehr auf der rechten Seite der Leiche gefunden wurde — Thatsachen, welche nach Ansicht des Generalprokurators jede Annahme eines Selbstmordes ausschließen.

Diese Anschauung wurde durch neun Tage durch Risk-Allah selbst, seinen Vertheidiger, den von Paris zitirten Lachaud, und den Brüsseler Advokaten Grour in der energischesten Weise und mit immer mehr Erfolg bekämpft. Dem Generalprokurator in seinen Argumentationen Schritt für Schritt folgend, wiesen sie zuerst die Grundlosigkeit der Fälschungsklage und dann weiter nach, daß Readly epileptisch war, daß er in Folge seiner Epilepsie wenige Tage vorher auf die Heirath mit einem von ihm geliebten Mädchen hatte verzichten müssen, und daß er in einem dieserhalb geschriebenen Briefe die Absicht, sich an das Leben zu gehen, deutlich genug aussprach. Sie legten ferner dar, daß das Gewehr, welches von Risk-Allah auf das Zimmer Readly's gebracht worden war, ein Eigenthum des letzteren und daß Risk-Allah zur muthmaßlichen Todeszeit Readly's nicht im Zimmer des Verstorbenen war. Den Hauptgegenstand der gerichtlichen Erörterung — von welch letzterer, nebenbei bemerkt, der Franzose Lachaud sagte, daß Belgien um seine Justiz zu beneiden sei — bildete natürlich die Frage: Konnte sich Readly in der Lage, in welcher seine Leiche gefunden wurde, selbst erschießen?

Eine ganze Reihe von Sachverständigen und Ansichten der verschiedenen Nuancen waren schon gehört worden, als der Präsident anordnete, daß ein vor den Augen der Geschwornen und des Gerichtshofes ausgeführtes Experiment die Stichhaltigkeit der einen oder andern Ansicht erweisen solle. Und so geschah es auch. Ein Sachverständiger, und zwar ein Militär, der erklärte, er hoffe seine Offiziers-Ehre durch diese im Dienste der Gerechtigkeit begangene Handlung nicht zu schädigen, legte sich Angesichts der Geschwornen und des Publikums in ein Bett, und zwar in jene Lage, in welcher Readly, nach einer photographischen Aufnahme, gefunden wurde. In die Nähe des Bettes wurde, ebenfalls entsprechend der photographischen Aufnahme, jener Sessel gestellt, auf welchem Readly das gegen seinen Kopf gerichtete Gewehr gestützt habe, und welcher nach dem losgegangenen Schusse umgefallen sein soll. Hierauf machte der Sachverständige, indem er seine Lage einmal gar nicht, ein andermal nicht wesentlich veränderte, zweimal den Hahn ins Schloß fallen. Dieser Offizier, Devisme, der bekannte Gewehrfabrikant, und ein sachverständiger Arzt erklärten hierauf als ihre durch diesen Versuch nur bestärkte Ueberzeugung, daß ein Selbstmord möglich, ja wahrscheinlich sei. An diesen Sachverständigen-Ausspruch reihte sich ein zweiter, der der Schreibkundigen. Diese erklärten auf das Bestimmteste, daß die Worte I have done it (Ich habe es gethan) von Readly geschrieben wurden, wobei der Polizeikommissär, der knapp nach dem Tode Readly's in dessen Zimmer kam, erklärte, daß er die Feder, mit der diese Worte wahrscheinlich geschrieben wurden, noch von der Tinte feucht fand.

Zu all diesem kamen noch die glänzenden Zeugnisse, welche Risk-Allah von allen Seiten gegeben wurden, des Letzteren ruhiges Auftreten und endlich die nicht gering anzuschlagende Thatsache, daß der General-Prokurator in der einen und anderen Nebenfrage sich geschlagen geben mußte.

Nicht weniger als sechzig Fragen wurden den Geschwornen vorgelegt. Sie beantworteten sie erst nach vierstündiger Berathung, und zwar mit der Schuldloserklärung Risk-Allah's. Der Beifallssturm, welcher diesem Ausspruche folgte, bewies, daß die öffentliche Meinung auf dieses Urtheil gehofft hatte.

Zur Erinnerung

an die Grundsteinlegung des Hessen-Denkmales bei Frohnhofen am 8. November 1866.

Wie bist du still, o schöner Wald,
Der sonst von Sängern wiederhallt,
Wie bist du deines Schmucks beraubt,
Entblättert jetzt, sonst grünbelaubt!
Wie zeiget sich in Wald und Flur
Allüberall des Todes Spur!
Nicht lächelt uns des Himmels Blau,
Er sieht darnieder trüb und grau
In Harmonie mit unserm Herz,
Das jetzt noch bebt von Gram und Schmerz! —
O! wie viel Jammer birgt das Grab,
In das man sie gesenkt hinab,
In welchem bei einander nun
Die braven, tapfern Hessen ruh'n! —
Wie manche Eltern sah ich schon
Beweinen ihren theuren Sohn,
Wie manche Schwester, Gattin, Braut
Sank traurig und mit Schmerzenslaut
Auf dieses Grabes Hügel hin,
Ihr „Alles" liegt gebettet d'rin.
Wie zog die muth'ge Schaar hinaus
Mit Sang und Klang zum blut'gen Strauß,
Die einem frevelhaften Spiel —
Wer stimmt nicht ein? — zum Opfer fiel! —
Ihr standet fest und wanktet nicht,
Treu Eurer Ehr und Eurer Pflicht,
Und nur die überleg'ne Macht
Hat Braven Euch den Tod gebracht.
Mit ächter Hessen-Tapferkeit
Habt Ihr dem Tode Euch geweiht.
Ihr Tapf'ren, die nun deckt die Erd',
Wart eines bessern Looses werth.
Wenn nicht belohnet Eure Müh',
Bleibt Euch doch unf're Sympathie!
Ja, eingegraben in den Stein
Soll es für ferne Zeiten sein,
Daß tapf're Hessen hier im Streit
Dem Heldentode sich geweiht.
Und denen Fürst und Vaterland
Erhaben über Allem stand! —
Schlaft wohl, Ihr deutschen Brüder all',
Ruht sanft in diesem schönen Thal.
Nicht fühlt Ihr mehr der Erde Schmerz,
Als Helden zogt Ihr himmelwärts!
Und seid Ihr auch der Heimath fern,
Ihr ruhet doch im Schoos des Herrn!
Der Genius von Deutschland steigt
Aus Eu'rem Grabe bald vielleicht!
Wenn Deutschland einig, groß und frei,
In Liebe stark und fest in Treu,
Dann habt Ihr Euer edles Blut
Vergossen nicht um eitles Gut!
Der Deutschen Sehnen wär' gestillt,
O wollte Gott, daß sich's erfüllt! —
In dieser heil'gen Weihestund'
Ertönt's gewiß aus Aller Mund:
„Verbind', o Gott, das deutsche Land
„Durch Liebe und der Einheit Band,
„Halt' fern von uns den Bruderkrieg,
„Verleihe uns den schönsten Sieg,
„In Liebe und in Einigkeit
„Gieb Frieden uns zu jeder Zeit!"
Dieß flehen wir an diesem Grab
Von Dir, o großer Gott, herab!

Aschaffenburg. Fr. Englert.

Mannigfaltigkeiten.

Wir haben kürzlich den Tod des Herrn Leger, Leibschneiders Napoleons I., gemeldet. Dieser Herr Leger war der Verfertiger des berühmten grauen Oberrockes des großen Feldherrn. Der Kaiser brauchte jährlich 20,000 Frcs. für seine Kleider und wachte selbst darüber, daß die Rechnungen des Herrn Leger pünktlich bezahlt wurden. Gegen Ende September 1805 reiste der Kaiser, aus dem Lager von Boulogne kommend, durch Paris, um sich nach dem Rhein zu begeben. Er ließ seinen Schneider rufen. „Herr Leger", sagte der Kaiser, „ich trete jetzt einen Feldzug an und möchte ein warmes, solides Kleid haben, das weniger genirt als ein Mantel, ungefähr wie der Oberrock, den Sie da tragen." „Ganz wohl, Sir, ich werde einen Oberrock für Ew. Majestät anfertigen. Es handelt sich blos um die Farbe. Ich würde für Grün sein, aber ein dunkleres Grün, als das des Uniformrockes." „Nein, nein!" sagte Napoleon, „das Grün schmutzt zu stark. Nehmen Sie Grau, man sieht darauf den Staub nicht an." Zwei Monate später, während der Nacht, welche der Schlacht bei Austerlitz vorausging, erschien Napoleon in seinem neuen grauen Rock.

Birmingham verfertigt in jeder Woche 98,000 Gros (à 144 Stück) Stahlfedern; hiezu ist eine Quantität Stahl von 10 Tonnen nöthig; 360 Männer und 2050 Frauen und Mädchen beschäftigen sich mit dieser Fabrikation. Der anfängliche Preis des Gros (Anfang der 40er Jahre) von 7¼ Fr. fiel auf 1⅜10 Fr. herab. Jede Stahlfeder muß wenigstens durch 12 Hände gehen, ehe sie fertig ist.

Redakteur Gustav Pfeffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 265 Donnerstag, 8. November 1866.

Angefahren!

(Fortsetzung.)

„Ich finde Dich in einer reizenden Laune wieder, Anselm," sagte der Doktor. „Bist Du jetzt immer so?"

„Wenn ich mich geärgert habe, ja."

„Aergerst Du Dich denn oft?"

„Wenn man mich in Ruhe läßt, nein."

„Hm, hm, es fehlt Dir etwas, mein lieber Freund Anselm."

„Und was wäre das?

„Ich sage es Dir im Wagen."

Sie waren bei dem Wagen des Doktors angekommen.

Der Doktor hatte sich unterwegs nach seiner Frau umgesehen. Er hatte sie nirgends entdeckt. „Sie wird mit ihrer Freundin schon fort sein," dachte er. Er hatte mit seinem wohlbeleibten Freunde nur langsam gehen können.

„Steigen wir ein, Anselm. Ich fahre Dich zu Deinem Gasthof."

Sie stiegen ein.

Der Wagen fuhr zum Gasthofe.

„Und nun, mein Freund, was Dir fehlt? Ich bin Arzt und habe auch sofort Dein Uebel erkannt."

„Und wirst Dich geirrt haben. Ihr Aerzte meint, den Stein der Weisen gefunden zu haben, und wißt doch erst recht nichts."

„O, o, Freund, wir studiren die Natur, und sie ist der Stein der Weisen."

„Und meine Natur?"

„Ist eine Natur, der die Frau fehlt."

„Da haben wir's."

„Und was?"

„Ich eine Frau? In der That, das sollte mir fehlen!"

„Ja, ja, sie fehlt Dir in der That."

„Höre, Hermann, mache mich nicht böse. Ich eine Frau nehmen? Das Unbequemste, was es in der Welt gibt? Sieh' mich an! Mit einer Frau und mit diesem Körper wäre ich in einem halben Jahre ein Kind des Todes! — Ich eine Frau? Eine Gouvernante, eine Hofmeisterin? Wenn ich oho! sagte, hieße es: Anselm, das schickt sich nicht! das Stöhnen ist unanständig. Wenn einmal ein Fluch über meine Lippen käme, riethe sie: um des Himmelswillen, man muß nicht so lästerlich fluchen; weißt Du nicht, daß es unsittlich ist? — Gott behüte und bewahre mich vor einer Frau! Hole lieber der Teufel alle Weiber. Ich will frei sein und meine Bequemlichkeit haben, und stöhnen und fluchen, wie es mir gefällt. Das will ich."

„Bist Du fertig, Anselm?" fragte der Doktor.

„Ja."

„Dann sage ich Dir, daß Du doch eine Frau haben mußt und haben wirst."

„Und ich sage Dir, daß ich keine haben werde."

„Aber meine Frau hat es sich in den Kopf gesetzt, Anselm."

„Und was geht mich Deine Frau an?"

„Und meine Frau hat Deine künftige Frau schon hier."

„Aber den Mann für sie hat sie nicht hier."

„Pah! Sieh' Du sie nur erst an. Helene Krone —"

„Pah! Und wenn sie eine Krone trüge, meine Frau wird sie nicht."

„Wir werden sehen."

Der Wagen hielt vor dem Gasthofe.

Anselm Sommer stieg aus.

Der Doktor mußte weiter fahren, zu Kranken.

„Zu Mittag hole ich Dich ab, Anselm," sagte er beim Wegfahren. „Du wirst bei mir essen, mit — nun, Du weißt."

„Ja, ich weiß!" sagte der dicke Herr für sich. „Aber ich weiß mehr als Du, mein kluger Freund, und als Deine wohl noch klügere Frau und als das Dämchen, an das Ihr mich verkuppeln wollt. Ha! Hätte ich darum das Geld geerbt, um an eine Frau verkauft zu werden, um Ruhe, Bequemlichkeit, Freiheit, Alles zu verlieren? Ich eine Frau, eine Hofmeisterin, eine Gouvernante? Hole der Teufel die Weiber! — Kellner, ein Frühstück, und dann eine Droschke, die mich zur Eisenbahn führt! Wann geht der nächste Zug?"

„In zwei Stunden, mein Herr."

„Gut!"

* * *

Die Dame, die mit dem wohlbeleibten Herrn Anselm Sommer auf der Eisenbahn gefahren war und zuletzt das Coupé verlassen hatte, sagte dann noch ein-

mal mit recht bitterem Lächeln: „Der Bär!“ und sah sich darauf nochmals in dem Gedränge um, aber nicht nach dem Bären; sie suchte etwas Anderes. Sie fand aber auch das Andere nicht, und es schien ihr in ihrem Innern so bitter zu werden, daß sie nicht einmal mehr lächeln konnte.

„Allein muß ich hier herumirren in der fremden großen Welt, in dem wilden Gedränge? Kein Mensch, der mich in Empfang nimmt? Sie hat doch Bediente! Ja, sie ist reich und ich bin arm. Ein armes Mädchen! Klingt das Wort nicht wie ein Fluch? Ist es nicht ein Fluch? Das Geld, das sie mir schickte — ich konnte es annehmen. Aber mich hier so meine Armuth fühlen zu lassen —“

„Helene! Meine liebe, theuere Helene!“ rief es neben ihr.

Die Freundin lag in ihren Armen.

„Emilie, Du selbst?“

Die gute Doktorin verstand die Frage wohl nicht.

„Kennst Du mich nicht mehr, Helene?“

„O, jetzt ganz!“

Und die arme Schulmeisterin weinte laut an der Brust der Freundin vor allen den Leuten, obwohl sie eine Schulmeisterin war.

„Komm, komm, Helene, Du Arme. Du sollst glücklich werden. Du sollst bessere Tage sehen. Auch Du!“

Sie setzten sich in eine Droschke und fuhren zu dem Hause der Doktorin.

Sie sprachen unterwegs kein Wort.

Die Lehrerin mußte noch weinen.

Die Doktorin drückte ihr still die Hand.

Als sie im Hause angekommen waren, hatte die Lehrerin ihre Thränen getrocknet, und die Doktorin sprach wieder.

„Wie freue ich mich, Dich endlich wieder zu haben, meine liebste, beste Freundin! Aber laß einmal sehen. Wie siehst Du aus? Nun, Du hast Dich konservirt, trotz allen Widerwärtigkeiten, mit denen Du so vielfach zu kämpfen hattest.“

„Ich hatte ihnen Geduld und ein ruhiges Gemüth entgegenzusetzen, Emilie.“

„Und Du sollst dafür belohnt werden. Deine Leiden, Deine Entbehrungen sollen zu Ende sein. Du sollst glücklich werden, bessere Tage sehen — ich sagte es Dir.“

„Du sagst das so besonders, Emilie!“

„Ich habe einen besonderen Plan mit Dir.“

„Mit mir? Einen Plan?“

„Ja, mit Dir. Darum ließ ich Dich herkommen. Gerade heute.“

„Du machst mich neugierig. Wäre eine Lehrerstelle für mich in der Residenz? Hier in Deiner Nähe, an der Seite?“

„Es ist etwas Anderes. Höre mir zu. Ich muß es Dir nur gleich sagen. Du sollst heirathen!“

„Wie?“

Die Lehrerin war roth geworden, nicht vor Freude. Sie suchte einen Unwillen zurückzudrängen, der sich plötzlich ihrer bemächtigte, sich wieder ihrer bemächtigte. Er klang doch noch durch ihren Ausruf hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

(Von Professor L. Rohl.)

II. W. A. Mozart.

München, 26. Oktober.

Mozart's Name schon weckt in Jedem einen Zauber von Erinnerungen in Gedanken an die Wunderfülle der Melodien, an die Anmuth und jeden Reiz der Erscheinung, der je in der Kunst da war, an den reichen Geist und die Kraft der Phantasie, die alle seine Werke auszeichnet. Um Mozart, sein Leben und Schaffen würdig darzustellen und dem geistigen Auge vorzuführen, dazu bedarf es einer Organisation, die selbst des schwungvollsten Rhythmus fähig ist. Rohl ist seiner Aufgabe gerecht geworden, und es gelang ihm, von Mozart's Seelenleben und Schaffen in großen Umrissen ein Bild zu entwerfen, in dem wir den Meister wieder zu erkennen vermochten.

Betrachtet man lediglich die menschliche Persönlichkeit Mozart's und anderseits die Elemente, die auf sein Schaffen bestimmend eingewirkt haben, so hat man von seinem eigenthümlichen Schaffen so viel wie gar nichts; denn die Kunst, die wahre Kunst, ist als solche nicht an Zeit und Raum und Verhältnisse gebunden, ist ewig und keiner Epoche angehörend. Wohl ist bei großen Geistern Manches aus dem eigenen Leben, aus der Zeit, in der sie gelebt haben, aus ihrer Umgebung ꝛc. hervorzuheben, und bei Mozart haben wir das Glück, wie bei Göthe, daß wir viel von ihm Erlebtes, auch außer seiner Musik, aufgezeichnet finden: seine Briefe, mit ihrem feinen Reiz, ihrer eigenthümlichen Anschauung, sind in Aller Händen. Redner will sich darum auf allgemeine Ueberblicke seines Lebens beschränken.

Mozart ist 1756 in Salzburg geboren. Seine Jugend — sein ganzes Leben ist eigentlich nur eine fortdauernde Jugend! — fiel in eine Epoche, die nicht günstiger für musikalisches Schaffen gedacht werden kann. Das vorige Jahrhundert war speziell für Musik die geeignetste Zeit. Mozart ist der musikalische Göthe seiner Zeit: wie bei diesem finden wir bei ihm ein Ueberquellen und Ueberschwellen der Empfindung, das nach tönenden Worten sucht, um sich auszudrücken. Das war auch der Charakter ihrer Zeit, und daher die Liebesstimmung in der gesammten Menschheit, eine Andacht, als wenn die Welt nichts Anderes zu erreichen hätte, keinen anderen Zweck, keine andere Freude. Die Musik

Mozart's hat etwas wie Zauber der Jugendliebe — sie ist immer eine himmlische Erscheinung. Seligkeit im Bedürfniß, die freudige Stimmung auch künstlerisch zu schaffen, war das Element, in dem Mozart geboren wurde. Wer nicht schon in den Tönen Mozart's Das findet, findet es gewiß in seinen Tönen heraus. Die äußeren günstigen Verhältnisse waren aber für Jeden da, Jeder theilte diese ganze Stimmung der Zeit, und in gewissem Grade war im vorigen Jahrhundert Jeder Dichter und Musiker.

Eine zweite günstige Bedingung war seine ganz besondere Begabung. Interessant ist ein Brief, welchen Schachtner 1792 ein halbes Jahr nach Mozart's Tode an seine Schwester schreibt, die ein rechtes Gefühl für sein geistiges Wesen gehabt. „Was für Mozart's Jugend von tiefster Bedeutung gewesen, schreibt er, war, daß, sobald er mit Musik sich abzugeben anfing, seine Gefühle für alles Andere todt waren. Bevor er Musik anfing, war er für jede Kinderei so empfänglich, daß er Essen und Trinken darüber vergaß. Geliebt zu werden, war ein Lebensbedürfniß seiner Natur, und oftmals fragte er mich, ob ich ihn auch lieb habe. Nicht aus Stolz und Ehrsucht spielte er, sondern nur vor Musikkennern oder die ihm als solche vorgeführt wurden, pflegte er zu spielen. Er wollte immer nur lernen und überließ ganz die Wahl seinem Vater. Was man ihm einmal zu lernen gab, Dem hing er so an, daß er selbst alle Musik bei Seite setzte. Er war voll Feuer, und seine Neigung hing jedem Gegenstande leicht an. So empfänglich war er für jedes Einzelne, daß er bei anderer Erziehung ein großer Bösewicht hätte werden können. Schon als Knabe von 4—6 Jahren komponirte er fleißig und mit vielen Tintenklecksen, und nicht selten weinte sein Vater, da Alles richtig und regelmäßig gesetzt war. Freilich war das Komponirte nicht zu gebrauchen, weil es für Jedermann zu schwer war, so daß er es selbst nicht spielen konnte. Diese frühen Kompositionen zeigten aber eine Sicherheit im Ausdruck des Vorgestellten, eine Sicherheit und Klarheit der Form und Gestaltung, die bewundernswerth ist. Sein musikalisches Gehör war schon außerordentlich ausgebildet. Als er einmal mit Schachtner's Geige, Buttergeige von Mozart genannt, gespielt und am andern Tage wieder sein eigenes „Geigerl" handhabte*), sagte er: „Ihre Geige ist um einen Viertelston tiefer, als meine." Und es war so. Ohne Anweisung spielte er einmal die zweite und selbst die erste Violine, und spielte sie so gut, daß sein Vater vor Freude weinte. So Schachtner über Mozart's erste Jugend. Diese Gunst des Geschickes begleitete ihn auch in seinem ersten Unterricht. Sein Vater, ein tüchtiger Musiker, stammt von Augsburg (wo noch in einer Gasse ein „Friseur Mozart" seinen Laden hat). Aus Drang nach Höherem ging er nach Salzburg, wo damals eine Universität war und er durch Unterricht seinen Unterhalt gewann. Er wurde Kammerdiener eines Grafen, als welcher er bei kleinen Hauskonzerten mitspielen mußte. Bald wurde er zum zweiten Kapellmeister vom Erzbischof gemacht und hatte so eine günstige Stellung gewonnen.

Als der junge Mozart 4 bis 6 Jahre alt war, ging sein Vater mit ihm und seiner Schwester, die auch musikalisch war, auf Reisen. So kam der kleine Wolfgang nach Paris und London. Diese Reisen waren aber nur für seine Technik günstig, nicht für den Geist; er lernte aber da den Blick für das Leben, der ihn dazu brachte, frei und ruhig die Menschen zu beobachten und sich überall zu Hause zu fühlen. Daher kommt auch seine Gewandtheit für Individualisirung. Nach der Reise folgten wieder Uebungen in Salzburg. Mit 14 Jahren ging er nach Italien und erhielt von Mailand und Venedig Aufträge, Opern zu komponiren. Er machte zwei Reisen dahin, wovon eine 2 Jahre dauerte. Hasse, damals der berühmteste Opernkomponist, sagte von ihm: Dieser Knabe wird uns alle vergessen machen! Die Oper „Ascanio" ist aus dieser Zeit. Mozart ging wieder nach Salzburg zurück, wo er es aber nicht aushalten konnte, obwohl er inzwischen einen Dienst beim Erzbischof erhalten. Er verließ Dienst und Erzbischof und ging nach München. Da aber für ihn „keine Vakanz da war", ging er nach Augsburg und Mannheim, damals für Deutschland das Eldorado der Musik. Wie Preußen durch seine Taktik, so war Mannheim durch sein Orchester berühmt. Karl Theodor machte ihm Hoffnung, ihn anzustellen, ließ es aber dabei bewenden, und aus der Anstellung wurde nichts. Dagegen fand Mozart in Mannheim ein hübsches Mädchen, die spätere Madame Lang, die berühmte Sängerin. Seine Briefe verrathen den damals erwachten Zauber des Seelenlebens, und wie viel mag daraus in seine Kompositionen übergegangen sein! Mozart wollte mit der Geliebten nach Italien, war aber so aufrichtig, dem Vater Dieß zu melden, der ihm antwortete, „das sei nichts, so in der Welt herumzufackeln, für ein superieures Genie; fort nach Paris!" Und Mozart folgte und ging nach Paris, das damals für die Oper das Entscheidendste war.

Gluck hatte in Paris seine Opern zur Aufführung gegeben. Als Mozart ankam, wüthete eben der Kampf zwischen italienischer und Gluck's Musik. Erstere charakterisirt ein ins Uebermaß getriebene Musikspielerei der auftretenden Sängerin, eine Lust an der Musik als solcher, Musikmachen ohne weiteren Zweck. Mozart stand ohne Zögern für Gluck ein. In Paris fand er auch nichts für sich und kehrte nach Mannheim zurück zu Dalberg, dann nach München, wo er die Geliebte wieder fand, die von dem Intendanten Grafen Seeon als Sängerin engagirt war, aber für Mozart kein Interesse mehr zeigte. Besonders sein rother Rock mit

*) Dieses Geigerl, so wie Mozart's Konzertgeige, sind noch in Salzburg.

schwarzen Knöpfen war ihr unleidlich und hatte sie ihm abgewendet.

Da komponirte Mozart: „Ich mag das Mädchen nicht, das ꝛc.“ und kehrte in der Seele betrübt nach Salzburg zurück. Voll Leid und Kummer griff er erst recht zur Feder und komponirte und schuf eine Menge Werke, die durch Kraft des innern Lebens eine schöne Vorstufe zu den schönsten späteren Werken bildeten. Aber er sehnte sich fort von Salzburg. Sein Gönner, der Bischof Zeil vom Chiemsee, setzte durch, daß er eine Oper für München schreiben durfte im Auftrag Karl Theodors, der mit seinem herrlichen Orchester bereits nach München übergesiedelt war. Es war „Idomeneo“. Zum Erstenmale komponirte er hier mit aller Klarheit nach den Reformen Gluck's, den er aber bereits weit überragt, was Reichthum, Schönheit und Form der musikalischen Idee betrifft. In dramatischer Beziehung lehnte er sich zwar noch an Gluck. Diese Oper trägt die ganze Schönheit und den ganzen Zauber des Genius Mozarts; Kraft und Schönheit namentlich der Rezitative sind bewundernswürdig. Sein Herr, der Erzbischof, konnte über dem Ruhm dieser Oper nicht unterlassen, Mozart mit nach Wien zu nehmen, um dort zu florisen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Professor emeritus am Lyzeum in Luzern, Dr. Joseph Eutychius Kopp, der neben dem vor einigen Jahren verstorbenen Johann Georg Böhmer die größten Verdienste um Bearbeitung der deutschen Kaisergeschichte des 18. Jahrhunderts hat, ist am 26. d. hier gestorben.

[Förmlichkeit bei Hinrichtungen.] In Spanien, wo die Gesetzlichkeit doch sonst nicht in schönster Blüthe steht, wird dem Henker gegenüber das Gesetz auffallend formell gehandhabt, wovon die letzte, in Madrid stattgefundene Hinrichtung Zeugniß ablegt. Der Verbrecher war im vorliegenden Falle ein junger Mann, Namens Sanz, der wegen seiner Theilnahme am Juni-Aufstande zur Haft gebracht worden war. Der Gendarm, der diese Pflicht zu erfüllen hatte, scheint seine Aufgabe etwas gar zu brutal erfaßt zu haben, und Sanz benutzte den ersten Moment seiner Freilassung dazu, ihm einen Dolch durch's Herz zu stoßen. Darob wurde er abermals verhaftet, zur Garotte verurtheilt und vor wenigen Tagen hingerichtet. Aber kaum hatte der Scharfrichter sein trauriges Amt verrichtet, wurde er selber von Gendarmen umringt, in Ketten geschlagen, in's Gefängniß abgeführt und vor den Untersuchungsrichter gestellt, der ihn folgender Weise anredete: „Sie sind angeklagt, einem Menschen das Leben genommen zu haben.“ Worauf der Henker erwiderte: „Das hat seine Richtigkeit.“ „Und welches war Ihr Beweggrund zu diesem Verbrechen?“ fragte der Richter weiter. „Um dem Gesetze zu gehorchen und die mir von der Justiz anvertraute Pflicht zu erfüllen“, lautete die Antwort. Am nächsten Tage wiederholte sich diese Posse vor dem Kriminalgericht, welches den Henker natürlich sofort freisprach. So will es das spanische Gesetz.

Dreisylbige Charade.

1.

So hingestellt wird mancher Schwache schwinden.

2.

Ich wickle alle Kinder aus den Windeln.

3.

Mich wünscht der Kranke, wird die Nacht ihm lang.

1—3.

Vor ihm wird manchem blöden Mädchen bang.

J. G. Moser.

Auflösung der Charade in Nr. 255:

I.

Wer fängt ein Haus zu bauen an,
Muß, daß man ihn nicht strafen kann,
Sogleich den Riß vorlegen;
Den Maurer und der Zimmermann
Mitand' zu machen pflegen.
Doch wer in seinem Geiste wagt
Zu bau'n ein „Luftschloß“ sich,
Der wird darüber nicht verklagt,
Das glaub' ich sicherlich.

M. B....n.

II.

So sehr gewisse Leute — manch' Schloß besudelt:
Die „Luftschlösser“ ließen sie ungehudelt.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 266 Freitag, 9. November 1866.

Rede

bei der Grundsteinlegung des Hessen-Denkmales zu Frohnhofen am 8. November 1866,

gehalten von **E. Reuter,** Dechant-Pfarrer zu Laufach.

Meinen Frieden gebe ich Euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn Euch. Joan. 14. 27.

Meine Herren! Der Krieg ist über unsere Fluren dahin gezogen mit allen seinen Schrecken, seinem Elende, seinen Schmerzen, mit seinem Tode. Ist's Wahrheit? Ist's ein Traum? Zweifeln möchte man, wenn man jetzt dieses schöne, ruhige Thal, das so friedlich und stille dalieget, betrachtet. Und doch, meine Herren, doch ist es eine Wahrheit, eine ernste bittere Wahrheit. Was ist es, was uns heute so zahlreich hier vereinigt hat, daß gewiß diese Gegend eine so große Versammlung noch nicht gesehen? Wir wollen das Andenken Derjenigen ehren, die, dem Rufe des Vaterlandes folgend, demselben hier in wilder Schlacht ihr Leben geopfert. Ja, hier schlummern unsere tapferen Brüder in geweihter Erde, — geweiht durch den Segen der Kirche, geweiht durch ihr eigenes Blut — hier schlummern sie in Frieden, so rasch aus dem Leben gerissen, die meisten in der schönsten Blüthe der Jahre, bis dereinst der Herr sie auferweckt zum reichen Lohne im himmlischen Vaterhause. Ja Vaterland! Deine Söhne schlummern hier für Dich hingeopfert. Hast Du Thränen? O weine sie hier am Grabe Deiner Kinder. Hast Du Lorbeerkränze? Lege sie nieder auf das Grab Deiner tapferen gefallenen Söhne. Hast Du Blumen? O streue diese schuldlosen Kinder der Natur hier als letzte Gabe auf das Grab Derjenigen, in denen manche schöne Blüthe der Hoffnung zu Grabe gegangen. Doch, meine Herren, im Namen des Vaterlandes stehen wir heute da; im Namen des Vaterlandes sind wir heute aus nahen und fernen Gauen desselben hier versammelt, um dankbar den gefallenen Kriegern ein Denkmal zu setzen, und ihr Andenken für alle kommenden Zeiten in Ehren zu halten. Möge die Bedeutung dieses Denkmales uns einigen Stoff zu ernster Betrachtung geben.

Wir wollen den Grundstein zu einem Denkmale legen, das fernen Zeiten die Ehre unserer gefallenen Brüder verkündigen soll. Mancher möchte sagen: „Großen Thaten setzt man ein Denkmal; doch wenn im Frühlingssturme ein Bäumchen gebrochen, ersetzt es der Gärtner durch ein anderes, um die Spuren der Verwüstung zu vertilgen. Der Sturm des Krieges ist über uns dahin gebraust, in Uebergewalt hat er unsere wackern Brüder niedergeworfen. Beklagen, betrauern wir ihr Geschick, aber verewigen wir das Andenken daran nicht." Und doch, mein Freund! möchtest Du in diesen Gedanken ein ungerechtes Urtheil fällen. Ist der Führer eines Schiffes, der lange und lange mit dem Sturme des Meeres gekämpft, und am Ende mit dem Schiffe untergehen muß, weniger tapfer, als Tausende, die da glücklich durch Sturm und Gefahren den sicheren Hafen erreichen? Ist der Krieger, der muthvoll dem Feinde ins Auge schaut, und am Ende, die Todeskugel in der Brust, erblaßt niedersinkt und stirbt, deßhalb weniger tapfer, weil er gefallen? Oder dürfen wir einer Armee die Anerkennung der Tapferkeit versagen, weil trotz des persönlichen Muthes, trotz der Tapferkeit ihrer Krieger sie vom Feinde zurückgedrängt worden? Ein ungerechtes Urtheil macht sich hier, wie großentheils in der ganzen Weltgeschichte geltend; man urtheilt nach dem Erfolge. Und doch hängt der Erfolg im Kriege nicht von persönlichem Muthe, nicht von der Tapferkeit der Einzelnen, wie der ganzen Armee allein ab, sondern auch von verschiedenen Umständen und scheinbaren Zufälligkeiten, vom Glücke, von der Leitung oder Zulassung Gottes.

Als durch die französischen Kriege fast ganz Europa unter die Herrschaft des gefürchteten Kaisers gekommen war, wer hätte geglaubt, daß auch dieser Titane niedergeschmettert werden könnte? Es zieht ihn hin nach Rußland. Dort aber auf den Eisfeldern Rußlands hat Gott über ihn gerichtet. Treulos war von nun an das Glück von seinen Fahnen gewichen. Nicht die Tapferkeit seiner im Kriege bewährten Armee, nicht die Tüchtigkeit seiner Generale, nicht das bis jetzt noch unerreichte Feldherrngenie des großen Kaisers selbst konnte ihn retten. Auf dem einsamen Felseneilande St. Helena mußte er sterben. Wer will auf das Kriegsglück bauen? Selbst der glücklichste Sieger ist oft im Augenblicke von demselben verlassen, wo er auf es bauen zu können glaubte, und Mancher, der schon glaubte, geschlagen zu sein, ein Zufall hat

ihn zum Sieger gemacht. Hüten wir uns deßhalb, die Tüchtigkeit einer Armee auch nur nach dem Erfolge zu beurtheilen.

So haben auch unsere Armeen den gewünschten Erfolg nicht erzielt. Bedauern können wir's, bedauern müssen wir's. Warum noch ganz besonders? weil ein schöner Traum vom deutschen Vaterlande vorüber ist, und weil wir in ernstem Nachdenken uns fragen: was wird uns die Zukunft bringen? Aber die Anerkennung des Muthes und der Tapferkeit können wir unsern Kriegern nicht versagen; am wenigsten Denen, die hier ruhen. O ich wollte, Sie wären an meiner Seite gewesen, als ich am Morgen nach der Schlacht mit schwerem Herzen das Schlachtfeld besuchte! O ich sehe sie noch liegen, diese Heldengestalten in den Armen des Todes mit der Todesverachtung auf dem Antlitze; ich sehe sie noch liegen mit den klaffenden Wunden auf der Brust, ich sehe sie noch liegen, mitten durch den Kopf geschossen. Den sichern Tod sahen sie vor sich und in den sichern Tod sind sie gegangen.

Man erlaube mir unter den vielen Braven Einen zu nennen. Der wackere Hauptmann Könniger, — der weit über die Gränzen seines Vaterlandes als ausgezeichneter Militär bekannt war, und dessen Tod Vaterland und Wissenschaft tief betrauern —, den Tod vor Augen, spricht er seinen Soldaten Muth zu, verweist sie auf Gott und fällt und stirbt mit ihnen. Das ist Soldaten-Tapferkeit, das Soldaten-Ehre; gehorsam, dem Rufe des Vaterlandes folgend, in den Tod gehen. Unwillkürlich werden wir da an jene tapferen Spartaner unter Leonidas erinnert, unwillkürlich erinnert an jene merkwürdige Grabschrift: Wanderer, sag's zu Sparta, daß seinem Gesetze gehorsam, wir erschlagen hier liegen.

O setzen wir deßhalb hier nur ein Denkmal; setzen wir es den Gefallenen, ihrer Todesverachtung, ihrer Opfermüthigkeit! Setzen wir es unsern Brüdern, die für uns in den Tod gegangen! Setzen wir hier ein Denkmal, das Kindern und Kindeskindern und späteren Generationen die Kunde bringt von der Todesverachtung deutscher Krieger, aber auch die Kunde vom unseligen deutschen Bruderkriege, in dem Söhne Einer Mutter sich zerfleischen mußten.

So gewinnt das Denkmal auch eine große Bedeutung für die Lebenden. Es ist ein Denkmal, das ewig an die Zwietracht im deutschen Vaterlande erinnert und mit Macht zur Eintracht mahnt.

Meine Herren! Seit Jahrhunderten leidet Deutschland an Zerwürfnissen im Innern. Deutscher Geist, deutsche Strebsamkeit, deutscher Rechtssinn, deutscher Fleiß, deutsche Arbeit hat andern Völkern Kultur und Wohlstand gebracht; vom Germanismus ist die ganze Bildung der Völker durchwebt. Wohl kennend die die Kraft, die im deutschen Wesen ruht, hat man zum Danke Deutschland in sich gespalten und zertheilt; hat die Zwietracht religiöser Anschauung in Deutschland genährt, um die Herzen des Volkes zu trennen; kurz man hat es zertheilt, um es zu schwächen. Die stolze Germania, die die Gebieterin der Völker weithin gewesen ist und noch sein könnte, ist schwach, ist ohnmächtig geworden. Und in einer Zeit, wo man lange, lange das Bedürfniß nach Einigung erkannte, in einer Zeit, wo man glaubte, recht bald am Ziele zu sein, in einer Zeit, wo der religiöse Hader vergessen wurde und das deutsche Herz mächtig den Bruder zum Bruder zog, in einer Zeit, wo Wissenschaft, Handel, Industrie das Gemeingut des ganzen Vaterlandes geworden und überall Wohlstand und Blüthe verbreitete, in dieser Zeit muß dieser unselige Bruderkrieg das Vaterland einer Krisis entgegenführen, und manches deutsche Herz fragt sich bangend: Was soll werden, Deutscher, aus deinem Vaterlande?

Seid einig! ruft uns dieses Denkmal zu. Einheit macht auch stark. Das Blut der Brüder soll nie mehr, von Bruderhand vergossen, fließen; gemeinsam bauet am Wohle des Vaterlandes, ihr Brüder, ob aus dem Norden oder Süden, ob aus dem Osten oder Westen. Sorget, daß das Vaterland, so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, in Wahrheit als das Land der Deutschen geehrt und geachtet dastehe.

Das Denkmal, das wir setzen, ist aber ein christliches Denkmal. Ein Kreuz, das Zeichen der Versöhnung mit Gott, das Zeichen des Friedens soll hier errichtet werden. Ja im Schatten des Kreuzes, im Frieden in Gott sollen hier unsere Brüder ruhen, ruhen von den Sorgen des Lebens und genießen den Frieden, den die Welt nicht geben kann, den Gott allein gibt, und wahre christliche Liebe soll auch ferner uns mit ihnen verbinden, indem wir oft, recht oft in Dankbarkeit ihrer im Gebete gedenken.

Und das kann ich um so sicherer erwarten, als ich fest überzeugt bin, daß wahre christliche Liebe dieses Denkmal gegründet hat. Und damit komme ich zu einer heiligen Pflicht, die ich heute noch zu erfüllen habe.

Meine Herren! Es hat eine Zeit gegeben, wo unsere ganze Gegend in Noth und Schrecken versetzt war. Sorge, Armuth, Elend, Jammer und Tod, wohin man sah. Unter Todten ist man gewandelt. Und da, wo ich, der bedrängte Hirte meiner schwer bedrängten Heerde, nur noch von Gott Hülfe erwartete, siehe, da hat der Herr seine Engel gesendet, die Hülfe brachten. Am Sockel dieses Denkmals soll einst das Johanniterkreuz prangen. Ja, die allverehrten Herrn des Johanniterordens, sie waren die Engel, die Friedensboten, die Hülfe brachten; sie sind es, die dieses Denkmal in Liebe den Gefallenen errichten. Erlauben Sie, meine sehr verehrten Herrn, daß ich Ihnen hier im Namen meiner Gemeinde,

der Sie in schwerer Noth beigesprungen, im Namen der armen verlassenen Verwundeten, denen Sie Linderung und Heilung gebracht, zugleich im Namen der Gefallenen meinen tiefgefühlten Dank ausspreche. Durch das Denkmal gemahnet, wird mancher Wanderer entblößten Hauptes für sie beten. O ich bin überzeugt, daß die Liebe, die Sie den armen Kranken erwiesen, die Liebe, die Sie durch Gründung dieses Denkmals den Verstorbenen gegenüber zeigen, Ihnen reichlichen Segen vom lieben Vater im Himmel herabzieht.

Meinen Dank muß ich auch hier aussprechen den verehrten Fräulein aus der Diakonissenanstalt in Darmstadt und Karlsruhe, namentlich der allverehrten Frau Oberin, die mit bewährter Umsicht und Selbstaufopferung mit ihren verehrten Schwestern die Krankenpflege leitete; meinen Dank muß ich aussprechen den Herren Aerzten, die mit Selbstaufopferung und manchem bittern Wehe im Herzen den Kranken ärztlichen Beistand leisteten; meinen Dank muß ich aussprechen meinen verehrten Kollegen, die mir in schwerer Zeit die schwere Last der Seelsorge erleichterten; meinen Dank muß ich aussprechen Allen, welche mit vieler, vieler Aufopferung die Kranken pflegen halfen.

Sie, theure Kameraden der Gefallenen, lassen Sie sich durch ihr Schicksal nicht muthlos werden, die haben ausgeharrt bis in den Tod und die Siegespalmen, die sie für die Erde nicht erringen konnten, haben sie um so glorreicher und bleibender errungen im Himmel; den Frieden, den sie uns hier nicht erkämpfen konnten, genießen sie ewig glücklich bei Gott. Bewahren Sie, wackere Soldaten, treue Liebe und Gehorsam bis in den Tod Ihrem obersten Kriegsherrn, damit auch für Sie jenseits die Siegespalme bereitet sei, und bedenken Sie, das Leben steht ja doch jeden Augenblick in Gottes Hand.

Und für Sie, theure Hinterbliebenen der Gefallenen, für Sie soll ich auch nicht ein Wort haben? Manche Gattin steht mit Thränen am Grabe des heimgegangenen Gatten; der Gatte, der Vater der Kinder, ist im schönsten Lebensalter heimgegangen. Trauere, Gattin, aber tröste diese der Vater im Himmel; der der Familie den irdischen Vater genommen, wird auch weiter sorgen. Manche Eltern stehen am Grabe des früh heimgegangenen Sohnes. Tröstet Euch, Gott hat es so gelenkt. Ewig unzertrennlich werdet Ihr im Vaterhause Gottes Alle einander wieder sehen.

Und dorthin auf Gott weise ich Sie Alle, meine lieben Zuhörer. Gott hat es zugelassen, daß unser Vaterland einer ernsten Krisis zugeführt wurde. Wer kennt die Wege des Herrn? Wollen wir hoffen, daß, wie Morgennebel vor der Mittagssonne, unsere Sorgen sich zerstreuen werden, und unser ganzes großes Vaterland stark und mächtig aus dieser Krisis hervorgehen werde. Halten wir nur aus in Ueberzeugungstreue, in Muth und in Gottvertrauen.

Lassen Sie mich deßhalb schließen mit den Worten des österreichischen Dichters Binzer, die so ganz Gottvertrauen athmen:

Das Band, es ist zerschnitten,
War schwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt?

Angeführt!

(Fortsetzung.)

Die Doktorin bemerkte es nicht; sie war nur mit ihrem Plane beschäftigt. Frauen kuppeln gern, hatte ihr eigener Mann ihr gesagt, und sie liebte ihre Freundin und wollte sie glücklich machen, und was sie für ein Glück hielt, mußte ja auch die Freundin dafür halten. So sagte sie mit einem Gesichte, das vor Freude strahlte:

„Ja, Helene, mein Kind, es ist eine abgemachte Sache."

„Und zwischen wem?" fragte die Schulmeisterin.

„Zwischen meinem Mann und mir. Höre mir zu."

„Sprich!"

Die Lehrerin sagte es sehr kalt.

Die Doktorin erzählte um desto wärmer:

„Mein Mann hat einen Freund; Sommer heißt er; er ist ein braver, prächtiger Mensch. Er hat sich gleichfalls sein Leben lang plagen und quälen müssen. Da hat er vor einigen Wochen unerwarteter Weise eine Erbschaft von einhundertfünfzigtausend Thalern gemacht. Den Mann haben wir Dir bestimmt."

„Den soll ich heirathen?"

„Den sollst Du heirathen."

„Daraus wird wohl schwerlich etwas werden."

„Und warum nicht?"

„Weil ich nicht will."

„Und warum wolltest Du nicht?"

„Ich lasse mich nicht verhandeln, wie eine Waare."

„Helene!"

Die Doktorin rief es in höchster Verwunderung.

Der Unwille der Lehrerin war voll hervorgebrochen, der Zorn, die Scham.

„Ach," sagte sie, „ich habe nie bitterer meine Armuth empfunden, als in diesem Augenblick. Ich hatte Freundschaft, Liebe hier erwartet; mich empfängt eine Demüthigung."

Sie mußte bitterlich weinen.

„Aber, Helene, die herzlichste Freundschaft, die innigste Liebe waren es ja nur, die uns den Gedanken eingaben."

Die Lehrerin trocknete ihre Thränen.

„Gebt den Gedanken auf, Emilie. Und dann verzeihe mir.“

Sie umarmte die Freundin.

„Sie hat ihren Stolz und einen festen Willen,“ sagte die Doktorin für sich. „Mein Mann hat es mir wohl gesagt. Aber —“

Aber auch die Doktorin hatte wenigstens einen zähen Willen.

„Nun gut, Kind,“ sagte sie, „wenn Du denn durchaus nicht willst. Aber ansehen kannst Du ihn Dir doch.“

„Wen?“

„Den Herrn Sommer. Er ist hier. Mein Mann hat an ihn geschrieben, wie ich an Dich geschrieben habe. Er wird zu Mittag bei Tisch hier sein.“

„Ach, da sollten wir uns kennen lernen?“

„Ja!“

„Und er weiß —?“

„Mein Mann hat mit ihm gesprochen, wie ich mit Dir.“

„Und ich soll ihn hier sehen?“

„Das kannst Du doch!“

„Emilie, Emilie! Hast Du denn —? Aber ich will Dir keine Vorwürfe machen. Ihr habt es gut mit mir gemeint, Du und Dein Mann. Ihr habt es gut gemeint; Ihr habt es nur nicht gut getroffen. Und — und — nimm es mir nicht übel, meine Freundin, ich muß wieder zurückreisen, jetzt gleich auf der Stelle.“

Sie stand auf; sie langte nach ihrer Reisetasche.

„Helene!“ rief die Doktorin fast entsetzt.

Die Lehrerin stellte sich vor sie, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, sah sie mit ihrem braven Gesichte an.

„Emilie, höre Du jetzt mir zu. Wenn ich die reiche Doktorin Neumann wäre, und Du wärst die arme Lehrerin Krone, und ich hätte an Dich geschrieben: Komm zu mir, meine Freundin; mein Mann und ich haben da einen reichen Mann verschrieben, den sollst Du heirathen — wärst Du gekommen?“

„Aber, Helene, ich habe ja nicht so an Dich geschrieben.“

„Das ist es eben. Aber wärst Du gekommen?“

Die Doktorin antwortete nicht.

„Ach, Du hast keine Antwort. Und nun weiter. Wenn ich das nicht an Dich geschrieben, wenn ich Dir geschrieben hätte, wie Du mir schriebst, und ich empfinge Dich nun hier, wie Du mich empfängst: mein Mann hat einen Freund, der reich geworden ist und nun eine Frau haben soll, und wir haben Dich dazu ausersehen. Ob er Dich will, ob er überhaupt eine Frau will, das wissen wir zwar nicht, aber wir haben ihn heute eingeladen, versuche Du Dein Glück an ihm! — Emilie, was thätest Du?“

„Du nimmst die Sache zu scharf, Helene!“

„Kannst Du sie milder auffassen, so antworte mir, was Du thätest.“

„Wir Beiden werden nicht bei Tisch erscheinen, Helene.“

„Ich wenigstens nicht.“

Sie hatte ihre Reisetasche an den Arm gehängt.

„Helene, Du wirst doch nicht —!“

Die Lehrerin sah noch einmal die Freundin klar und ruhig an.

„Ich muß, meine liebe Emilie. Ich habe Dir und Deinem Manne einen Plan verdorben, einen Lieblingsplan, ich erkenne es mit dem aufrichtigsten Danke an. Das läßt eine Verstimmung in Euch zurück. Ich habe durch die Weigerung, Deines Mannes Freund nur zu sehen, Euch gegen diesen, diesen gegen Euch kompromittirt. Das muß euch Alle noch mehr verstimmen. In meinem Innern fühle ich selbst eine gewisse Säure; ich leugne es nicht. Da passen wir Alle für den Augenblick nicht zusammen. Ich muß fort, wie wehe es mir thut. Ueber's Jahr komme ich wieder zu Dir. Dann haben wir Alle Alles vergessen. Lebe wohl, meine liebe Freundin. Habe Dank für Alles, was Du für mich gethan hast, was Du für mich thun wolltest, Du und Dein Mann. — Lebe wohl!“

Die Thränen waren ihr doch wieder in die Augen getreten.

Auch der Doktorin traten sie hinein.

Aber scheiden mußten sie, das erkannte, das fühlte auch die Doktorin.

Sie schieden. —

Eine Stunde später kam der Doktor zu Hause.

Aber er war allein.

„Wo hast Du Sommer?“ fragte ihn die Frau.

„Der Narr ist wieder abgereist. Da, lies den Wisch, den er mir zurückgelassen hat.“

„Gottlob!“ sagte die Frau.

„Und wo ist Deine Freundin?“ fragte der Doktor.

„Gleichfalls wieder fort.“

„Teufel!“ sagte der Doktor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Korb.] In der Tauberbischofsheimer Zeitung erläßt ein Fräulein S. W. an einen Herrn J. R. folgende naturwüchsige Erklärung: „Wenn es Dir ernst gewesen wäre, hättest Du früher um mich anhalten können. Jetzt ist es zu spät, meine Hand ist bereits vergeben. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 267 Samstag, 10. November 1866.

Angefahren!

(Fortsetzung.)

Wiederfinden.

„Eine Frau! Das hätte mir fehlen sollen! Als wenn man nicht ohnehin genug Aerger und Verdruß, Mühe und Last in der Welt hätte! Eine Frau! So eine Gouvernante gar. Ich dürfte mich nicht ausstrecken, nicht fluchen. Ich müßte für Ihre Sachen mit sorgen, ihr einen Platz verschaffen, sie gar in den Wagen heben! Jetzt sitze ich so bequem hier — kann thun und lassen, was ich will — habe mich um keinen Menschen zu kümmern! Pah, mein lieber Freund Neumann, so hatten wir nicht gewettet! Ich will mein Geld in Ruhe genießen. — Was für eine Person sie mir zugedacht hatten, er und seine Frau, die so zärtlich besorgt für mich war, die sich mein Glück in den Kopf gesetzt hatte? Mein Glück! Helene Krone hieß sie? Gott behüte mich in Gnaden vor dieser Helene Krone! — Aber verdammt, was ist denn das? Hatte ich doch dem Menschen —. Ja, diese nichtswürdigen, diese verdammten Eisenbahnen! Keine Treue, kein Glaube! Und nun darf ich wieder nicht einmal mehr fluchen! Aber ich will es! Ich will es! Hole der Teufel alle Eisenbahnen und alle Weiber!"

Der Postsekretär Herr Anselm Sommer hielt dieses Anfangs so gemüthliche und dann so zornige Selbstgespräch.

Er war, nachdem er schnell sein Abschiedsbillet, dessen Inhalt leicht zu errathen ist, an seinen Freund geschrieben hatte, sehr frühzeitig zur Eisenbahn gefahren, um ja nicht zu spät zu kommen, sondern mit recht voller Bequemlichkeit sich zum Einsteigen vorbereiten zu können. Er hatte sich dann den nächsten Zug angesehen und die Schaffner, die zu dem Zuge gehörten. Einen von ihnen hatte er auf die Seite genommen.

„Könnten Sie mich wohl in ein Coupé bringen, in dem ich so recht bequem säße?"

„Gewiß, mein Herr. Wir stehen hier gerade an einem ganz bequemen."

Der Mann schloß ein Coupé auf, an dem sie standen.

Der dicke Herr sah hinein. Es gefiel ihm.

„Hm, hm, könnte ich wohl ganz allein darin bleiben? Nur für zwei Stationen!"

Der Schaffner wollte die Achseln zucken.

Der dicke Herr zeigte einen Thaler zwischen den Fingern.

Geizig war er nicht

„I ja, es wird gehen," sagte der Schaffner.

Er hatte den Thaler schon in seiner Hand.

„Es muß gehen," sagte er.

„Könnte ich sogleich einsteigen?" fragte der dicke Herr.

„Auf der Stelle, mein Herr!"

„Holten Sie mir auch wohl meine Sachen hierher? Sie liegen im Wartesaal, gleich an der Thür."

„Zu Befehl, mein Herr."

Der Schaffner eilte in den Wartesaal, kam mit den Sachen des wohlbeleibten Reisenden zurück, Pelz, Reisesack, Schirm und Stock, legte sie in das Coupé, hob hinter ihnen den dicken Herrn hinein, verschloß das Coupé und ging weiter.

Der dicke Herr war sehr zufrieden und vergnügt, machte es sich sehr bequem, hielt dann sein Selbstgespräch, und wurde in diesem unterbrochen.

In dem Schlosse des Coupés drehte sich draußen ein Schlüssel.

Der dicke Herr sah durch das Fenster. Ein Schaffner stand an der Thür, hinter dem Schaffner eine Dame. Der Schaffner schloß die Thür auf, um die Dame einsteigen zu lassen. Der dicke Herr war betrogen. Er wollte sich überschlagen vor Zorn. Und durfte nicht einmal etwas sagen; es war ein anderer Schaffner, der jetzt aufschloß, und er erkannte die Dame, und sein Zorn verwandelte sich in Entsetzen, die Dame war seine Reisegefährtin vom Morgen, in deren Gegenwart er nicht hatte stöhnen und nicht hatte fluchen dürfen, und der er noch seinen Dank schuldig geblieben war. Nichts drückt mehr als die rückständige Schuld eines Dankes.

Der Schaffner hatte aufgeschlossen.

Die Dame stieg ein.

Und auch die Lehrerin Helene Krone erkannte den Reisegefährten vom Morgen, der auf so unhöfliche Weise sich nicht weiter um sie bekümmerte, den sie einen Bären genannt hatte, vor dem sie Gott behüten möge, wie der Herr Anselm Sommer den lieben Gott ge-

beten hatte, er möge ihn vor einer Frau behüten. Sie erkannte ihn in der Stimmung, in der sie war; sie hatte diese selbst eine säuerliche genannt.

Daß sie sich hatten heirathen sollen, daß man sie hatte verkuppeln wollen, das wußten sie gar nicht einmal.

Aber sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen, Beide, wenigstens unhöflich durften sie nicht gegen einander sein, namentlich der dicke Herr hatte nicht die geringste Veranlassung dazu.

„Ah, da treffen wir uns ja wieder!" sagte er. Er hätte gern dabei gestöhnt, aber er wagte es doch nicht, und daß er es nicht wagen durfte, das ärgerte ihn schon von Neuem.

„Ja," antwortete die Dame.

Der „Bär" hatte nicht einmal gesagt, daß er sich freue, sie wieder zu sehen; wie hätte sie ihm da mehr erwidern sollen?

Fühlte er das trotz seines Aergers?

„Sie haben sich nicht lange in der Residenz aufgehalten," fuhr er fort.

„Auch Sie nicht, wie ich sehe."

Damit hatte Jedes den Andern unmittelbar auf sein unangenehmes Abenteuer oder Nichtabenteuer in die Residenz zurückgeführt, und ihre Laune war Beiden noch mehr verdorben. Er antwortete nicht weiter; sie schwieg. Nach einer Weile sah man ihm zwar eine kleine Unruhe an; er sah nach ihr von der Seite hin; er wechselte gar einmal die Farbe; er war augenscheinlich in einem Kampfe mit sich selbst; wahrscheinlich darüber, ob und wie er ihr noch jetzt seinen Dank abstatten solle, den er ihr schon seit dem Morgen schuldete. Aber wenn nicht der Zorn seine Kämpfe mit sich entschied, so kam er zu keinem Entschluß; und so war es auch jetzt; in den Zorn konnte er sich wohl hineinreden, aber nicht hineingrübeln.

Die Dame schien seine Unruhe und seine Seitenblicke und den Grund derselben bemerkt zu haben. „Er ist ein Bär, ich sagte es ja!" bestätigten ihre leise aufgeworfenen Lippen.

Sie hatten die nächste Station erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

(Von Professor L. Nohl.)

(Schluß.)

Mozart's „supérieures Genie" erstand in Wien erst in vollem Glanze, weil er dort die größte Anerkennung fand. Joseph II. nahm sich seiner an und bestellte bei ihm für das neue Nationalsingspiel eine Oper („die Entführung aus dem Serail"). Hier in Wien fand denn Mozart das eigentliche Wasser für sich und kündete dem Bischof den Dienst. Er floh zu seiner Aloisia, die als Primadonna nach Wien berufen worden war. Er zog zu ihr oder vielmehr zu ihrer Mutter, der Wittwe Weber, in die Wohnung, wo er deren jüngste Tochter Konstanze, die später seine Frau wurde, kennen und lieben lernte. Dieses Verhältniß entspann sich, während er an seiner Oper arbeitete, daher die ganz eigenthümliche Lebenswärme in allen Momenten, wo es zum Ausdruck von Gefühlen kommt, daher, daß diese Oper durch natürliche Aussprache Dessen, was empfunden wird, sich auszeichnet. Die Erlebnisse seines Innern eröffneten ihm die Quelle des Schaffens. Die Oper hatte auch einen so kolossalen Erfolg, daß jede Nummer zweimal gesungen werden mußte. Nun glaubte sich Mozart sicher, und bald war Konstanze seine Frau.

Er war sehr glücklich; der Hauch seines Glückes geht durch alle seine Briefe und Kompositionen. Da schrieb er die Haydn gewidmeten sechs ersten Quartette. Voll tiefern Gehalts an Geist und Poesie als Haydn sehnte er sich nach der Bühne. Aber Joseph II. hatte keine Oper mehr bestellt, und so mußte sich Mozart nach Subsistenzmitteln umsehen. Bald in Noth gerathen, dachte er daran, auf eigene Faust eine Oper zu komponiren. Das war „Figaro's Hochzeit". In sechs Wochen war die ganze Oper fertig, gefiel dem Kaiser und hatte einen ganz unglaublichen Erfolg. Nach siebzehn Vorstellungen aber wurde die Oper auf Betreiben der Italiener zurückgelegt, und Mozart sah sich um die materiellen Erfolge derselben betrogen. Da erhielt er vom Musikverein von Prag eine Einladung. Man hörte in Prag nur immer gern seine Musik, und ein Konzert, das Mozart gab, hatte einen glänzenden Erfolg. Der dortige Theaterdirektor machte ihm das Anerbieten, Opern für Prag zu schreiben. Man gewann ihn so für den „Don Juan" (im März 1787). Mozart war wie gänzlich abgezogen vom Dasein, während er diese Oper komponirte. Im Mai dieses Jahres war der sechzehnjährige Beethoven in Wien. Mozart hörte ihn spielen und äußerte: Auf Den gebt Acht, Der wird in der Welt von sich reden machen! Nachdem er den Sommer auf die neue Oper verwendete, wurde sie im September mit unglaublichem Erfolge aufgeführt. Im November wurde Mozart nach inzwischen erfolgtem Tode Gluck's als kaiserlicher Kammerkomponist mit 1800 fl. Gehalt angestellt. Don Juan, in Wien aufgeführt, machte einen tiefen nachhaltigen Eindruck, der das Werk nach wenigen Vorstellungen den Leuten in die Seele drängte. Sorgen und Arbeiten füllten nun die folgende Zeit, Spuren von Melancholie zeigten sich. Im Sommer 1789 machte er eine Reise nach Prag, Dresden, Berlin, wo er das äußere Lebensglück durch eine vortreffliche Stellung gefunden hätte — der König bot ihm eine Kapellmeisterstelle mit 3000 Thaler Gehalt. Ein Wort seines Kaisers genügte Mozart, um dieses Anerbieten auszuschlagen. Der Kaiser aber vergaß in den damaligen schweren Regierungssorgen, ihn

dafür zu entschädigen, und so mußte Mozart, nach Wien zurückgekehrt, Stunden geben und für Verleger komponiren. Joseph trug ihm endlich die Oper: Così fan tutte auf, die sich durch einen hohen Grad von Anmuth, Sinnigkeit und feinster Komik auszeichnet, deren Text aber nicht geeignet ist. Joseph starb im Januar des Jahres 1790, des trübsten in Mozart's Leben; er lieferte kaum den fünfundzwanzigsten Theil der Kompositionen anderer Jahre. Auch 1791 brachte ihm keine bessere Lage; die tiefste Wehmuth, der größte Seelenschmerz drückte sich in der einzigen Komposition dieses Jahres, einer Fuge, aus. Ein kleiner Anlaß war es, der ein großes Werk zur Folge hatte. Der Theaterdirektor Schikaneder war in Verlegenheit, und um sich aufzuhelfen, wollte er eine Zauberoper haben: Mozart komponirte die „Zauberflöte." Den April und Mai verwendete er auf diese wunderbare Oper, voll Reiz und Anmuth und zauberhafter Schönheit. Im Juni war sie bis auf Weniges fertig. Da erfolgte die verhängnißvolle Requiembestellung. Gereizt und überreizt in seinen Nerven, zerfallen mit seinem bösen Schicksal, hielt er sie für eine Bestellung aus der andern Welt. Sie war ihm aber erwünscht, da er schon immer Kirchenmusik schreiben wollte. Mit der Zauberflöte und deren freimaurerischer Umgebung war Mozart's Seele bis ins Innerste getroffen. Darum zeigt auch ihre Musik die tiefste Erregung des inneren Lebens und stellt sie an die Seite der höchsten Kunstwerke aller Zeiten. Eine neue Bestellung nach Prag war in neunzehn Tagen fertig. Und nun kehrte er in sein Innerstes zurück und schrieb den Priesterchor ꝛc. Am 29. Sept. wurde die Oper mit riesigem Erfolg gegeben. Mozart blieb leidend. Wenn er in den Prater hinabfuhr und sah die Blätter fallen und den Herbst heranziehen, so weinte er und sagte: „Mit mir dauert es auch nicht mehr lange! Ich glaube, man hat mir Gift gegeben." Er vertiefte sich so in sein Requiem, daß er die besten Freunde nicht mehr sprach, die ihn besuchten. Nach einigen Tagen erholte er sich wieder und komponirte eine Kantate für seine Freimaurerloge. Bald aber wurde er wieder rückfällig. Ein Fieber ergriff ihn, das seinen ganzen Organismus rasch erschütterte, und am 5. Dezember 1791 war er todt. In diese Periode fällt die höchste Vollendung in der Musik, weil sie die innersten Regungen und Impulse zum wahrsten Ausdrucke bringt.

Die Familie Siebold.

Man hat auf dem Gebiet der Kunst nicht selten die Erscheinung, daß ganze Familien oft Jahrhunderte hindurch sich in irgend einem Kunstzweige auszeichnen; auf dem Gebiete der Wissenschaft kommt dieß seltener vor; die Familie Siebold gehört jedoch zu diesen Seltenheiten. Sie hat den Ruf Frankens in entfernte Welttheile getragen. Der Tod eines ihrer wichtigsten Glieder bietet uns Veranlassung, einen Rückblick auf dessen Voreltern zu werfen, um etwaigen Verwechslungen der Persönlichkeiten, die in dieser Familie so häufig vorkommen, ein- für allemal zu begegnen. 1) Karl Kaspar v. Siebold, geb. 1736, machte als Chirurg den siebenjährigen Krieg mit und kam aus dem Jülich'schen 1760 nach Würzburg. Er wurde Professor der Medizin und Chirurgie und Leibarzt des Bischofs; † 1808. Er war der Großvater von dem japanesischen Reisenden Franz von Siebold. 2) Georg Johann Christ. von Siebold, ältester Sohn des vorigen, Professor der Medizin und Geburtshilfe in Würzburg, von 1798 an Direktor des Juliusspitals, † 1798. Er war der Vater Franz Siebold's. 3) Theodor Damian v. Siebold, zweiter Sohn Kaspars v. Siebold, Medizinaldirektor in Darmstadt, † 1828. 4) Johann Bartholomäus v. Siebold, dritter Sohn des Kaspar v. Siebold, geb. 1774, wurde 1797 Adjunkt des Vaters, 1803 Professor der Klinik; † 1814. 5) Adam Elias v. Siebold, vierter Sohn von Kaspar, geb. 1775; er lernte die Kaufmannschaft in Augsburg, kehrte jedoch wieder um, studirte in Göttigen, Jena und Würzburg Medizin; wurde 1799 Professor zu Würzburg und gründete die Hebammenschule. Er ging 1816 nach Berlin, eröffnete dort 1817 die Entbindungsanstalt der Universität und starb 1828. 6) Eduard Karl v. Siebold, geb. 1801, Sohn des vorigen. Er wirkte lange in Marburg, erhielt 1833 einen Ruf als Professor der Geburtshilfe und Direktor des Entbindungshauses nach Göttingen und starb 1861. 7) Karl Theodor Ernst v. Siebold, geb. 1804 zu Würzburg, ein anderer Sohn von Adam Elias, wirkte an den Entbindungsanstalten zu Königsberg und Danzig und später als Professor der Medizin in Eriangen, Freiburg, Breslau ꝛc. und ist seit 1853 Professor der Physiologie und Zoologie in München. 8) Philipp Franz v. Siebold, geb. 1796 zu Würzburg, wie bereits bemerkt ein Enkel des eingewanderten Kaspar Siebold, dem der Bischof von Würzburg den Adel verlieh; Franz v. Siebold studirte Medizin und war einer der jovialsten Studenten. In nächster Nähe von Würzburg wissen die Landleute noch manchen genialen Studentenstreich von ihm zu erzählen. Als vor einigen Jahren seine Verbindung den 70. Geburtstag S.'s feierte, kamen auch alte Bekannte vom Land, die ihn noch einmal sehen wollten, und der große Mann nahm sie mit ungeheuchelter Freude auf und schwatzte mit von der alten schönen Zeit. Er war ein Mensch der edelsten Art. Nach vollendeten Studien eröffnete er seine Praxis als Arzt in dem Städtchen Heidingsfeld. Doch schon 1820 nahm er Dienste in den Niederlanden, weil er dort seinen unwiderstehlichen Reisetrieb zu befriedigen hoffte, und darin täuschte er sich auch nicht; im Jahr 1822 ging er als Sanitätsoffizier I. Klasse nach Batavia und 1823 als Arzt und

Naturforscher der niederländisch-indischen Gesellschaft nach Japan. In Deshima lebte er mehrere Jahre seinem Beruf und pflog Untersuchungen über die dortige Gegend. Viele Japanesen genossen dort seinen Unterricht. Im Jahr 1828 wollte Siebold nach Europa zurückkehren, da mit einemmal schien ihn sein bisheriges Glück verlassen zu wollen. Er hatte vorher vom kaiserlichen Bibliothekar Abschriften von Landkarten Japans angenommen; diese wurde verrathen, Siebold's Koffer, obwohl sie schon zu Schiffe gebracht waren, durchsucht, er selbst verhaftet. Der kaiserliche Bibliothekar mußte sterben, auch Siebold war dem Tode bestimmt; da rettete ihn die Vermittlung Hollands. So wurde er nach Jahresfrist wieder freigegeben, aber strenge des Landes verwiesen. 1830 reiste er nach Holland zurück und übergab seine höchst werthvollen Sammlungen dem Museum von Leyden. Er wurde zum Oberst des niederländischen Generalstabs ernannt und wohnte mit seiner Gemahlin, zwei Knaben und zwei Mädchen meistentheils in den Rheinlanden. Seine japanesisch-ethnographische Sammlung, die längere Zeit in Würzburg aufgestellt und für Jedermann zugänglich war, und mit deren Aufstellung er in der letzten Zeit in München beschäftigt war, ist vom höchsten Interesse und wird hoffentlich von Bayern nicht in fremde Hände gelassen werden. Ein charakteristisches Merkmal der Wirksamkeit der Siebolde ist nicht bloß ihre Neigung zur Geburtshülfe, sondern überhaupt ihre große schriftstellerische Thätigkeit auf medizinischem Gebiete.

Neuigkeiten.

[Hohes Alter.] Das Gouvernement Podolien scheint ein recht gesundes Klima zu haben. Innerhalb fünf Jahre sind daselbst 354 Personen gestorben, die ein Alter von 95 bis 110 Jahren erreicht hatten, und zwar 320 Personen im Alter von 95 bis 100, 27 im Alter von 100 bis 105 Jahren und sieben im Alter von 105 bis 110 Jahren. Darunter befanden sich 144 Frauen. Gegenwärtig lebt auf einem dortigen Gute ein Mann von 118 Jahren. Er war 90 Jahre verheirathet und hat gegenwärtig vier Söhne (der fünfte und jüngste ist im Jahre 1864 in dem jugendlichen Alter von 70 Jahren gestorben) und 70 Enkel und Urenkel.

[Ein Monstregeschütz.] Wie auf der Londoner Industrieausstellung durch einen kolossalen Gußstahlwürfel, wird die Gußstahlfabrik zu Essen auf der Pariser Ausstellung des nächsten Jahres durch eine Riesenkanone vertreten sein, die in Bezug auf Konstruktion, Ausführung und Dimensionen alles bisher in diesem Fache Geleistete übertreffen soll. Das Gewicht des ungeheueren Zerstörungsinstrumentes beträgt 350 Zoll-Zentner. Es schleudert ein Gußstahlprojektil von 1000 Pfund und bedarf hierzu einer Pulverladung von 60 Pfund. Das Projektil selbst kann seiner Form wegen die Benennung Kugel nicht beanspruchen, läßt sich vielmehr besser als ein wuchtiger Gußstahlbolzen bezeichnen.

[Aus der zahnärztlichen Praxis.] In Manchester klagte vor Kurzem ein Patient gegen seinen Zahnarzt um Schadenersatz von 5 Pfd. Sterl., weil dieser ihm einen guten Zahn statt eines schlechten ausgezogen hatte. Der Zahnarzt führte zu seiner Vertheidigung an, daß der Patient den ausgezogenen Zahn als den schmerzhaften bezeichnet hatte. Das Gericht nahm an, der Zahnarzt hätte sich vor der Operation von der Richtigkeit der Angabe des Patienten überführen müssen und verurtheilte ihn daher zu 2 Pfd. Schadenersatz.

[Reiterstandbild der Königin Viktoria.] In Liverpool wird die jetzt vollendete Statue des Prinz-Gemahls ein Gegenstück in dem Reiterstandbild der Königin Viktoria erhalten. Die Ausführung, deren Kosten auf 5000 Pfund Sterling veranschlagt sind, ist Herrn Thornycroft übertragen.

Vor einigen Tagen starb in Berlin in der Friedrichsstraße ein wohlhabender Kaufmann, der außer einem nicht unbedeutenden Vermögen seinen Verwandten einen großen Hund hinterließ, welcher während eines Zeitraums von 5 Jahren sich im Besitz des Verstorbenen befunden hatte. Das treue Thier gab gleich nach dem Ableben seines Herrn Beweise größerer Unruhe und konnte, trotz aller Drohungen und Liebkosungen nicht veranlaßt werden, das Leichenzimmer zu verlassen. Am Dienstag Vormittags sollte, nach einer Mittheilung der N.-Z., der Entschlafene zur Ruhe bestattet werden. Kaum hatten jedoch die Träger den Sargdeckel aufgehoben, um denselben auf den Entschlafenen zu decken, als der Hund mit einem wilden Geheul aufsprang und sich auf die verblüfften Träger stürzte. Diese ließen vor Schreck den Sargdeckel fallen und versuchten, den Hund zu verscheuchen. Das gelang ihnen jedoch nicht, und als sie Anstalten machten, den Sargdeckel wieder aufzuheben, stürzte sich der Hund von Neuem auf die Anwesenden und verletzte mehrere derselben. Schließlich, als alle Drohungen, alle Schläge nicht mehr halfen, das Thier vielmehr immer wüthender wurde, sahen sich die Verwandten genöthigt, das arme Thier zu tödten.

Redakteur Gustav Messerer. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 268 Montag, 12. November 1866.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

Wie auf der Hinfahrt, so bekamen sie auch jetzt auf der Rückfahrt hier Gesellschaft. Es war wohl Beiden nicht angenehm; der dicke Herr ärgerte sich nicht einmal mehr, daß er von Neuem betrogen wurde.

Drei Herren stiegen ein, zwei jüngere und ein älterer. Der ältere nahm auf der Bank Platz, auf welcher der wohlbeleibte Herr und die Dame schon saßen; er setzte sich neben jenen; die beiden jüngeren ließen sich auf der Bank gegenüber nieder.

Der Zug fuhr weiter.

Einer der jüngeren Herren fing mit dem älteren ein Gespräch an.

„Sie kommen aus der Residenz?"

„Nicht unmittelbar. Ich war vor drei Tagen da. Seitdem hatte ich Geschäfte in der Umgegend."

„Dann kennen Sie den köstlichen Spaß nicht, der seit heute Morgen die ganze Stadt unterhält."

„Und der wäre?"

Der ältere Herr fragte sehr neugierig. Er schien neugieriger Natur zu sein.

„Man hat in der Nacht und am frühen Morgen nicht weniger als sieben Postbeamte arretirt."

Dem dicken Herrn sah man an, wie ihm über die Nachricht der Schreck in alle Glieder fuhr. Dann mußte er sich zuerst nach der Dame, seiner Nachbarin, umsehen, die von Allen im Coupé allein wußte, daß er ein Postbeamter war.

Sie hatte sich, wohl über seinen Schreck, des Lächelns nicht enthalten können.

„Die Person ist ja boshaft!" rief es in ihm, und sein Kampf, der vorhin nicht hatte zum Austrage kommen können, war entschieden; „die soll lange auf meinen Dank warten."

„In der Residenz?" fragte der neugierige ältere Herr den erzählungslustigen jüngeren.

„Gott bewahre! Auf der Reise! Alle auf Eisenbahnen und in Postwagen. Seit Mitternacht sind sie Alle in der Residenz eingeliefert."

„Und was ist der Grund gewesen? Was ist geschehen?"

„Der Grund? Die Klugheit unserer Polizei. Ja, mein Herr, wir haben eine sehr kluge Polizei."

„Aber sie muß doch einen Grund, eine Veranlassung gehabt haben! Sieben Postbeamte —"

„Arretirt man nicht für nichts und wieder nichts. Sie haben Recht, mein Herr. Da kommt gestern und vorgestern an das Generalpostamt von sechs oder sieben Postämtern in der Provinz die Meldung, daß ein Schwindler, der die Uniform eines Postbeamten getragen, und sich für einen Beamten des Generalpostamtes ausgegeben, auf den Namen dieser hohen Behörde bedeutende Gelder erhoben habe, und damit durchgegangen sei. Das Generalpostamt theilt es der Polizei mit und unsere kluge Polizei argumentirt folgendermaßen: der Schwindler, dem die ersten Versuche so vortrefflich geglückt sind, wird weitere machen. L'appetit vient en mangeant! Er ist also noch unterwegs und zwar in seiner Postuniform! Flugs sendet sie einige Dutzend junger Polizeibeamte auf alle Eisenbahnen und läßt den Telegraphen durch das ganze Land spielen, mit dem Befehle, jeden Menschen, der in einer Postuniform betroffen werde, sofort zu arretiren, un zur Residenz zu schaffen. Und so sind heute sieben Postbeamte in die Residenz eingebracht."

„Und der Betrüger war darunter?" fragte der ältere Herr.

„Behüte! Es waren sieben höchst ehrbare und unschuldige Postsekretäre."

„Aber wie kann die Polizei —?"

„Die Polizei kann Alles, mein Herr!"

„Das muß wahr sein!"

„Ja, das muß wahr sein!" wiederholte mit lange verhaltenem inneren Ingrimm der wohlbeleibte Reisende, der bekanntlich ein Postsekretär war.

Die Andern mußten ihn doch verwundert ansehen, wie er so plötzlich losfuhr. Er hatte bisher noch kein Wort gesprochen.

Der arme dicke Herr sollte gleich nachher noch ganz anders angesehen werden.

„Aber schändlich bleibt es," sagte der ältere Herr, „so mit der persönlichen Freiheit unbescholtener und unschuldiger Menschen umzuspringen!"

Auf einmal wurde er blaß.

„Alle Wetter!" rief er.

Man sah seine Hand in seiner Westentasche suchen.

Sie fuhr aus der einen Tasche in die andere, in die Busentasche des Rockes.

„Was ist Ihnen?“ fragte der jüngere Reisende, der erzählt hatte.

„Meine Uhr! Ich kann sie nicht finden.“

„Sie haben sie verloren?

„Nein, nein! Ich habe sie noch, als ich in den Wagen stieg. Ich weiß es gewiß. Ich fühlte danach, als ich schon saß.“

„So müssen Sie sie noch haben.“

Aber ich finde sie nirgends, in keiner Tasche, am ganzen Körper nicht.“

„So muß sie im Wagen liegen. Suchen wir! Stehen Sie auf, meine Herrschaften.“

Der junge Mann hatte ein freies, frisches, entschiedenes Wesen.

Sie standen Alle im Wagen auf, auch die Dame. Sie suchten in allen Winkeln und Ecken des Wagens. Es war keine Uhr zu finden.

„Es ist unbegreiflich,“ sagte der junge Mann, „wenn Sie wirklich Ihre Uhr noch hatten.“

Der ältere Herr war ärgerlich geworden über den Verlust der Uhr; die letzten Worte des jungen Mannes reizten ihn noch mehr.

„Zum Teufel! Gewiß hatte ich sie noch. Es ist eine goldene Ankeruhr, Genfer Fabrikat, sie geht auf zwölf Steinen, trägt die Nummer 20,002, ich weiß es genau. Und wenn sie hier nicht gefunden ist, dann — dann —“

Der junge Mann wollte ihm nichts schuldig bleiben.

„Dann ist sie gestohlen, wollten Sie sagen?

„Ja, mein Herr, das wollte ich sagen.“

„Und Sie haben Recht darin, mein Herr. — He, meine Herren, lassen wir uns Alle visitiren, durch den Herrn, der bestohlen ist oder bestohlen sein will. Findet er die Uhr — nun wohl. Findet er sie nicht — auch wohl; dann wissen wir, was wir auf der nächsten Station mit ihm zu thun haben. Wohlan, meine Herren! Sie, meine Dame, werden sich, wenn es noch nöthig sein sollte, auf der nächsten Station einer Visitation durch eine Frau nicht entziehen wollen!“

„Ich werde nicht, mein Herr!“

„Also, beginnen Sie, mein Herr! Fangen Sie mit mir an, wenn ich bitten darf. Aber suchen Sie genau, ganz genau. Finden Sie Ihre Uhr nicht, so haben Sie uns zu Dieben machen wollen.“

Dem Vorschlage hatte sich Keiner widersetzen können. Der ältere Herr war der Aufforderung nachgekommen.

Er durchsuchte Taschen und Kleidungsstücke des jungen Mannes.

„Herr des Himmels!“ rief auf einmal der wohlbeleibte Reisende, und er wurde blasser als vorher der ältere Herr, und das Entsetzen malte sich in allen seinen Zügen.

„Mein Herr, was ist Ihnen?“

„Ich — ich —“

Der dicke Herr hatte, als der ältere Herr die Visitation begann, unwillkürlich nach seiner Uhr gefaßt; es war so natürlich bei seiner Vorsicht. Seine Uhr war noch da, er fühlte sie noch in der Westentasche, in der auch er sie trug. Aber was fühlte er denn zugleich über ihr, in der Brusttasche seines Rocks?

„Herr des Himmels!“ schrie er auf. „Ich — ich — habe die Uhr! Hier —“

Er zog die Uhr des älteren Herrn hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

(Von Professor L. Nohl.)

III. Beethoven.

München, Ende Oktober.

Es gibt wohl wenige Themen, welche so schwierig in Worte zu kleiden sind, als das Thema, das Bild Beethovens vorzuführen, wie er liebte und lebte, wie er sang und dichtete. Denn innersten Kern dieses hochfliegenden Genius darzustellen, ist eine Riesenaufgabe, die dadurch noch erschwert ist, weil sie in dem Zeitraum von einer Stunde vollendet sein soll. Soll da den Redner nicht eine gewisse Befangenheit beherrschen, wenn er sich, trotzdem ihm die Schwierigkeiten seiner Arbeit wohlbekannt sind, doch an die Lösung der Aufgabe macht? Und Nohl hat diese Arbeit in einer Weise fertig gebracht, die ihm unsere tiefste Anerkennung errang: Das Bild, das er von Beethoven gab, war in so scharfen, bestimmten Umrissen gegeben, daß es nicht mit einem andern zu verwechseln war; der klare Vortrag, der Schritt für Schritt das völlige Vertrautsein mit dem Stoffe bekundete, baute allmälig das eherne Standbild auf, bis es endlich dastand ernst und gewaltig, durch eine Majestät imponirend, durch seine milde Strenge erfreuend und anziehend. Möge es auch uns gelingen, den geistigen Gehalt dieses auf langjährigem Studium beruhenden Vortrags Ihren Lesern in wenigen Spalten vorzuführen. Beethoven ist ein Tondichter, dessen künstlerisches Schaffen anknüpft an sein allgemeines Geistesleben, er bekommt und nimmt Impulse zu seinen eigenen Schöpfungen aus Erzeugnissen anderer Art. In seinen Briefen und seinen Werken finden wir eigenthümliche Spuren seines Geisteslebens, sie kommen uns vor wie Stücke eines zerstörten Weltkörpers, die nach einer gewaltsamen Eruption abgerissen wurden und nun umherfliegen im weiten Weltenraum; seine Werke beweisen, daß sie aus dem kolossalsten und andauerndsten Erguß des inneren Lebens hervorgeströmt sind, daß eine bedeutende Ansammlung eigener gewaltiger Kraft nothwendig vorausgehen mußte, um sie zu Tage zu fördern. Die Natur gab

Digitized by Google

ihm mit verschwenderischster Hand eine reiche Fülle von geistigen Anlagen und er wäre überall etwas Tüchtiges geworden, wo er zugegriffen hätte; doch nur in der Musik fand er die Sprache, in welcher er sich seines inneren Schöpfungsdranges entäußern, in welcher er aussprechen konnte, was er dachte und fühlte; hier zeigte er sich in einer Weise originell und tief empfindend, wie sich dessen vor ihm kein Komponist in Wahrheit zu rühmen vermochte. Die Mißgunst des Schicksals, das ihm nur an der Wiege gelächelt, da es ihm so herrliche Angebinde mit in's Leben gab, das ihn aber dann wie ein Stiefkind behandelte, konzentrirte in ihm alle geistigen Kräfte, die dann, als sie vollkommen erstarkt, losbrachen und die originellsten großartigsten Werke schufen. Ihn zeichnet vor allen Anderen die Eigenthümlichkeit aus, daß sein Schaffen aufs Innigste verbunden und gleichartig war mit dem Ringen und Streben der Neuzeit; an diese Ideen knüpft Beethoven sein Schaffen, sie gehen über in seine Werke und breiten sich dort aus, fast unerfaßlich für seine Zeitgenossen, wenn sie ihm nicht geistesverwandt waren; er bricht mit einer Periode, die nur Zwang und Regel kennt und dieß Individuum nicht achtet. In Beethoven und seinen Werken hat sich die nach Freiheit und Humanität ringende Zeit eben so deutlich als erhaben manifestirt und wer sie nicht kennt, sie nicht wie Göthes Faust oder Schillers Dramen versteht, dem bleibt eine Hauptfundgrube verschlossen, aus welcher er die Charakteristik, die Ideen der Neuzeit zu erkennen vermöchte. Um eine Stimmung von dem Bilde zu geben, das Dr. Nohl vorführen wollte, verlas er einen Brief der Bettina aus dem „Briefwechsel eines Kindes an Göthe." Diese schreibt: „Wien, 28. Mai. Wie ich diesen sah, von dem ich Dir jetzt sprechen will, da vergaß ich der ganzen Welt — — es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht Keiner versteht und glaubt), er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, und ob wir ihn je einholen? — ich zweifle; möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja, möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß, dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntniß in unseren Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt. Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles, wessen er Dich darüber belehren kann, ist reine Magie, jede Stellung ist Organisation einer höheren Existenz und so fühlt Beethoven sich auch als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben; Du wirst wohl herausverstehen, was ich sagen will und was wahr ist. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? Von wem könnten wir ein Gleiches erwarten? Das ganze menschliche Treiben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffene, was sollte diesem auch der Verkehr mit Menschen, der schon vor Sonnenaufgang am heißen Tagwerk ist, und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt, und von dem Strom der Begeisterung im Flug an den Ufern des flachen Alltagslebens vorüber getragen wird; er selber sagte: „wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion und die Welt muß ich verachten, die nicht geahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht; wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allein gefischt, was sie mit auf's Trockne bringen. — Keinen Freund habe ich, ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist, wie den andern in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein bös' Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die Andern schleppen." Dieß Alles hat mir Beethoven gesagt, wie ich ihn zum ersten Male sah, mich durchdrang ein Gefühl von Ehrfurcht, wie er sich mit so freundlicher Offenheit gegen mich äußerte, da ich ihm doch so ganz unbedeutend sein mußte; auch war ich verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen, ich mußte ihn allein aufsuchen, er hat drei Wohnungen, in denen er abwechselnd sich versteckt, eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei. Da fand ich ihn im dritten Stock, unangemeldet trat ich ein, er saß am Klavier, ich nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte, ob ich ein Lied hören wolle, das er so eben komponirt habe? Dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmuth auf den Hörer wirkte: „Kennst Du das Land." „Nicht wahr, es ist schön," sagte er begeistert, „wunderschön! ich will's noch einmal singen," er freute sich über meinen heiteren Beifall. Die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht." (Obgleich der Brief in seinen weiteren Zeilen noch manche schlagende Bemerkung über den Tonheros enthält, müssen wir hier abbrechen, um den Raum dieser Blätter nicht zu überschreiten.) Ludwig von Beethoven war am 17. Dezember 1770 in Bonn am Rhein, der Sohn eines armen Tenoristen, geboren. Seine erste Jugend brachte er in Norddeutschland zu, wo die Seelen- und Herzensstimmung, die Liebesfreudigkeit jener Zeit, in welcher

Mozart herangewachsen war, durch das Ringen nach einer äußeren Existenz, durch die Prosa des Lebens schon wesentlich modifizirt worden war; man gab sich nicht mehr dieser behaglichen Selbstgenügsamkeit hin, wie wir sie in Süddeutschland zu Mozarts Zeiten fanden, man begann allgemein zu denken; was bisher nur von einzelnen Philosophen gesagt und geschrieben worden, fand beim Volke bereits Eingang und Nachhall und es bereitete sich jene gewaltige Periode vor, welche der Neuzeit zur vollen Klarheit über ihre Bestrebungen nnd Zielpunkte verhalf. Durch die ganze Welt ging der Hauch der Freiheit. Am Rhein hinauf und hinab wurde ihr kräftigender Odem verspürt, Bonn war wie Weimar ein Ort, wo die Bestrebungen der Zeit zum lebendigen Ausdruck kamen. Die Jugendgeschichte Beethovens weiß nichts Aehnliches zu erzählen, wie von andern Musikkoryphäen; wir haben kein Wunderkind vor uns, das schon in seiner frühesten Jugend berühmt gewesen, wir finden keine sorgsam leitende Hand, welche mit ängstlicher Aufmerksamkeit das Talent groß gezogen nnd es vor schlimmen Einflüssen gehütet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, 3. November.

Unter den Theilnehmern der Kaiserreise nach Böhmen zirkulirte folgendes Gedicht bei der Ankunft auf den Schlachtfeldern bei Königinhof:

Am Allerseelentage.

Im Thale der Elbe, auf sanfter Höhe
Des Dorfes Kirchlein steht,
Der schattige Friedhof in nächster Nähe
Mit Gräbern wie besät.

Kein Denkmal, aus hartem Stein gehauen,
Der Todten Namen nennt,
Nur schmucklose Kreuze sind weit zu schauen —
Sie dennoch Jedee kennt.

Die tapfern Krieger sind's, Oesterreichs Söhne,
Sie ruhen hier vereint;
Wohl netzt nicht ihe Grab der Verwaisten Thränen,
Die fern der Kummer weint.

Doch heute die Glöckchen so festlich schallen,
Ihr Ton zur Andacht ruft.
Viel Leute mit Kränzen und Lämpchen wallen
Zu schmücken die weite Gruft.

Wer ist wohl der Mann mit dem goldenen Stern?
Er steigt vom Wagen ab,
Er scheinet zu kommen aus weiter Ferne,
Er geht zu jedem Grab.

Im Auge erglänzet ihm eine Zähre,
Sein Antlitz bleicht der Schmerz.
Wen sucht wohl hier auf dem Feld der Ehre
Das edle Vaterherz?

Ein mächtiger Adler ihn stets umkreiset
Mit schwerem Fittigschlag,
Der Kaiser das Schlachtfeld im Stillen bereiset
Am Allerseelentag.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Tagebuch Talma's.] Dasselbe wird nächstens der Oeffentlichkeit übergeben werden und hat insofern eine literarische Bedeutung, als es in gewissem Sinne von historischem Interesse und jedenfalls von künstlerischem Werthe ist. Der berühmte Schauspieler hat darin domestica facta und Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben aufgezeichnet. Es sind zumeist ganz einfache Notizen, die aber gerade in ihrer Anspruchslosigkeit den bedeutenden Menschen und den großen Künstler erkennen lassen. Hier einige charakteristische Stellen aus dem interessanten Opusculum: „Seine Mittel zu mäßigen (sagt u. A. der berühmte Tragöde und wir betonen diese wahren Worte), ist für einen Schauspieler die einzige richtige Art, um zur Wahrheit in der Darstellung zu gelangen. Ich habe fünfzehn Jahre meines Lebens gebraucht, um mir alle meine Schreie (auf der Bühne) abzugewöhnen. Man kennt die Schwierigkeiten unserer Kunst nicht genug; es bedarf mehe Zeit zur Ausbildung eines großen Schauspielers, als eines großen Malers."

Charade.

Die Erste über's Wasser geht,
Die Zweit' ums Faß herum.
Wer sinnig aus dem Ganzen spricht,
Der ist fürwahr nicht dumm.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 256:

„Philadelphia" im fernen Land;
Von ihm entlehnte seinen Namen
Ein Tausendkünstler, wohlbekannt.
Nahm ihn der Teufel ins Examen?
So glaub' ich fast: des Lehrers Kunst
Verschwand vor Jakobs blauem Dunst.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bail'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 269 Dienstag, 13. November 1866.

Angeführt!

(Fortsetzung.)

„Nun, wir hätten den Dieb!“ sagte ruhig der junge Mann.

„Ich beschwöre Sie, mein Herr!“ rief der wohlbeleibte Reisende. „Ich schwöre Ihnen —“

„Daß Sie unschuldig sind?“

„Bei Gott im Himmel —“

„Mit dem gestohlenen Gut in der Hand, mit der Uhr in der Tasche?“

„Ich weiß nicht, wie sie hineingekommen ist. Ich begreife es nicht.“

„Ah, Mißverständnisse! Herr die überlassen Sie andern Leuten, den Diplomaten —“

„Aber, mein Herr, meine Herren, bei Allem, was heilig ist, bei Recht und Gerechtigkeit —“

„Nun wird es zu arg. Schweigen Sie Herr. Sie sind auf dem Diebstahl ergriffen. Wir alle sind Zeugen. Sie sind der Dieb, — damit basta!“

Der dicke Reisende wollte sich trotzdem noch vertheidigen. Er hatte den Kopf verloren.

„Ich ein Dieb! Heiliger Gott, ich ein Dieb!“

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

„Schweigen Sie!“ befahl ihm die Dame.

Sie sagte es mit strenge befehlender Stimme. Sie hatte bisher kein Wort gesprochen.

„Auch Sie? Auch Sie?“ rief der dicke Herr.

„Schweigen Sie!“ befahl sie noch einmal.

Er verstummte, mit den Zähnen knirschend.

„Satan! Satan!“ fuhr es ihm nur leise über die Lippen.

Dann saß er still, wie ein vernichteter Mensch.

Aber nur wenige Minuten noch.

Die nächste Station war erreicht.

Der Zug hielt; die Coupés wurden aufgeschlossen.

Der jüngere Herr, der dem älteren erzählt, und dann den Vorschlag zur Durchsuchung nach der gestohlenen Uhr gemacht hatte, erhob sich zuerst.

„Ich werde sofort einen Gendarmen herbeiholen. Bleiben Sie unterdeß sämmtlich im Coupé, meine Herrschaften, und lassen Sie ja den Dieb nicht entspringen.“

Er wollte das Coupé verlassen.

Er mußte an der Seite aussteigen, an der die Dame saß. Sie saß gerade an der Thür. Er wollte an ihr vorüber.

„Nicht doch, mein Herr!“ sagte sie.

Er sah sie verwundert an.

„Ich will ja den Gendarmen herbeiholen.“

„Sie werden bleiben.“

Sie sprach es bestimmt, entschieden.

Er erblaßte. Dann wollte er mit Gewalt fort, sie zurückstoßen.

Er vermochte es aber nicht. Sie hätte mehr Kraft als man ihr ansah.

„Aber was soll das?“ fragte er.

„Was das soll? — Schaffner!“ rief sie aus dem Coupé hinaus. „Rufen Sie auf der Stelle einen Gendarm hierher. Es ist ein Dieb im Coupé.“

In einer halben Minute war ein Gendarm da.

„Was gibt's hier?“

„Mein Herr, erzählen Sie dem Gendarmen.“

Die Dame befahl es dem jungen Reisenden, der hatte fort wollen.

Er mußte erzählen:

„Dem Herrn dort war während der Fahrt seine Uhr entkommen. Sie konnte nur gestohlen sei. Der Dieb mußte sich im Wagen befinden. Ich machte den Vorschlag, daß Jeder von uns sich untersuchen lasse. Dieß geschah. Als die Reihe an den Herr hier kommen sollte, gab er die Uhr freiwillig heraus; er wollte nicht wissen, wie er in ihren Besitz gekommen sei.“

„Ist dem so?“ fragte der Gendarm die Andern.

„Dem ist so.“

Der Gendarm wandte sich an den dicken Herrn.

„Sie werden mir folgen.“

„Ich beschwöre Sie!“ wollte der dicke Herr noch einmal anfangen.

„Lassen Sie mich reden, mein Herr,“ sagte ihm die Dame.

Sie befahl nicht, sie bat ihn.

Er schwieg.

„Herr Gendarm,“ sagte die Dame zu dem Gendarm, „es war Alles so, wie dieser Herr Ihnen gesagt, aber der Dieb ist dieser Herr selbst.“

Der Herr wollte lachen. Aber er wurde kreideweiß.

„Haben Sie Beweise?“ fragte der Gendarm die Dame.

„Wir werden sehen. Einer von den beiden Herren

Digitized by Google

kann nur der Dieb sein, dieser junge Herr oder jener wohlbeleibte Herr. Der Letztere saß neben dem Bestohlenen. Der junge Herr saß Beiden gegenüber. Nun kommt es darauf an, wer von den zwei Herren der gewandteste im Stehlen ist. Ist es der junge Herr, so war er auch gewandt genug, bei der Entdeckung des Diebstahls unbemerkt dem Andern die Uhr in die Tasche zu spielen. Sie geben es zu, Herr Gendarm?"

„Vollkommen, meine Dame."

„So fordern Sie den Herren Ihre Legitimationen ab."

Der wohlbeleibte Reisende hatte schon ein Papier aus der Tasche gezogen. Er überreichte es dem Gendarmen.

„Mein Paß!"

Der Gendarm sah den Paß an.

„Hm, Postsekretär!"

Er wollte sich an den jungen Herrn wenden.

Aber es war nicht mehr nöthig.

Ein zweiter Gendarm war, wohl aus Neugierde, herangetreten.

Er sah in das Coupé.

„He, zum Teufel, Liedtke! Verdammter Spitzbube! Wo kommst Du denn her? Direkt aus dem Zuchthause?"

Der zweite Gendarm sagte das zu dem jungen Herrn.

„Sie kennen den, Kamerad?" fragte der erste Gendarm den zweiten.

Der zweite Gendarm lachte.

„Wie werde ich nicht Louis Liedtke kennen, den gewandtesten Taschendieb der Residenz? Er muß seit gestern aus dem Zuchthause entsprungen sein, in dem er seit ein paar Monaten eine sechsjährige Zuchthausstrafe zu verbüßen hat. Ist es nicht so, Liedtke?"

Der Taschendieb sah, daß ihm das Leugnen nichts helfen konnte.

„Es ist so, Herr Gendarm," sagte er.

„Und Du hast auch hier die Uhr gestohlen?" fragte ihn der erste Gendarm.

„Ja!"

Er wurde gebunden.

(Schluß folgt.)

Freiherr von Beust.

Ueber den neuen österreichischen Minister des Aeußeren, Freiherrn v. Beust, können wir folgende biographische Notizen anführen, welche von allgemeinem Interesse sind: Friedrich Ferdinand Freiherr v. Beust wurde am 13. Januar 1809 in Dresden geboren, ist also 57 Jahre alt, um ein Jahr jünger als der Kaiser Napoleon, studirte an der dortigen Kreuzschule und in Göttingen, und trat im Jahre 1831 als Accessist ins sächsische Ministerium des Aeußern. Im Jahre 1832 wurde er Assessor der Landesdirektion, blieb aber zugleich im auswärtigen Amte beschäftigt. Im Jahre 1836 wurde er Legationssekretär in Berlin, von wo er 1838 in gleicher Eigenschaft nach Paris ging. Im Jahre 1841 erhielt er den Posten eines Geschäftsträgers in München, wo er sich mit der Tochter des bayerischen Generals v. Jordan vermählte. Im Jahre 1846 wurde er Ministerresident in London. Das Jahr 1848 rief ihn nach Dresden, um ins Ministerium einzutreten. Da die Umstände dieß vereitelten, ging Beust als Gesandter nach Berlin. Am 24. Februar 1849 wurde er sächsischer Minister des Auswärtigen und übernahm später auch das Departement des Kultus. Im Verein mit dem Kriegsminister Rabenhorst kämpfte Beust gegen die aufständische Bewegung in Dresden, welche er endlich auch mit preußischer Hülfe unterdrückte. Beust fühlte sich jedoch bald durch den preußischen Einfluß beengt, und um sich demselben zu entwinden, proponirte er auf dem Erfurter Parlamente die Allianz der vier Könige (Sachsen, Bayern, Hannover und Württemberg), aber sein Gedanke, die Mittelstaaten zu einem kräftigen Körper zu gestalten, welcher fähig gewesen wäre, den Eingriffen Preußens zu widerstehen, wurde nicht verstanden und so scheiterte das Projekt. Vom vollständigsten Erfolge wurde dagegen die Politik des sächsischen Ministers bei Gelegenheit des Krimkrieges (1854 und 1855) gekrönt. Sachsen, welches sich gleich Preußen neutral erklärte, bezeigte eine solche Festigkeit, daß sein Gesandter in London, Herr v. Seebach, zum Vermittler zwischen den Höfen von Paris und Petersburg gewählt wurde und sehr viel zum Friedensschlusse beitrug. Bis dahin hat man Hrn. v. Beust als einen gewandten und intelligenten Mann betrachtet, seit dieser Begebenheit waren aber selbst seine politischen Gegner gezwungen einzugestehen, daß der sächsische Minister einer der vollendetsten Staatsmänner und außerordentlich geschickt sei, politische Lagen zu beurtheilen und Vortheil daraus zu ziehen. Während des Krieges in Italien (1859) suchte Herr v. Beust Oesterreich eine Unterstützung durch Bundestruppen zu erwirken. Aber der Bund zögerte zu lange und der Friedensschluß kam so unerwartet rasch, daß die Bemühungen des Hrn. v. Beust umsonst gemacht waren. Beust war der einzige Staatsmann in Europa, welcher sich über die Zwecke des preußischen Kabinets nicht täuschte, er hatte Bismarck's Aggressiv-Pläne durchschaut, und daher war auch Sachsen faktisch der einzige Staat in Deutschland, welchen Preußen nicht unvorbereitet, sondern so schlagfertig fand.

Kunst und Literatur.

Unter den landwirthschaftlichen Zeitschriften Deutschlands nimmt unstreitig Dr. Wilhelm Hamm's **„Agronomische Zeitung"** einen ersten Rang ein. Sie erscheint zu Leipzig nunmehr seit 22 Jahren und zählt die besten Namen der Wissenschaft und Praxis zu ihren ständigen Mitarbeitern, so: v. Liebig, v. Weckherlin, v. Pabst, Dr. J. Kühn, Geh. Rath Dr. Hartstein, Frhr. v. Gemmingen, Dr. Grouven, H. Jäger, Prof. Dr. Thaer, Oek.-Rath Dr. Rhode, Prof. Dr. Hirzel, Dr. Reinsch, Ph. Walz, Prof. Dr. Fraas, Fallou, v. Tschudi und zahlreiche Korrespondenten im Gebiete der ausübenden Landwirthschaft. Jede Nummer ist reich illustrirt; öfters werden auch werthvolle Beilagen in Stahlstich, Lithographie ꝛc. gegeben. Die „Agronomische Zeitung" bringt nur Originalartikel; Aufsehen haben in letzterer Zeit die „landwirthschaftlichen Charakter-Köpfe" gemacht, Schilderungen nach der Natur, welche überall auf Aehnlichkeit stoßen und fortgesetzt werden. Besonders reich sind auch die Berichte aus allen Theilen der Welt über die gesammten Bewegungen auf dem landwirthschaftlichen und nationalökonomischen Gebiete vorliegen. Wir glauben den Lesern, welche sich für diese interessiren, einen Dienst zu erzeigen, wenn wir sie auffordern, sich die „Agronomische Zeitung" einmal anzusehen, um selbst ein Urtheil über dieselbe zu gewinnen. Sie ist in jeder Buchhandlung zu haben, auch durch die Post zu beziehen. Ihre weite Verbreitung empfiehlt sie namentlich auch zu Inseraten jeder Art.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Stuttgarter Jugendwehr] zählt jetzt 302 Mitglieder, obwohl sie durch Abreise von Stuttgart im letzten Jahre 111 Mitglieder verloren hatte. Von dieser Jugendwehr traten zu Beginn des letzten Kriegs in die württembergische Armee im Ganzen 68 Jugendwehrmänner, 43 Ausgehobene und 25 Freiwillige, von denen 22 als Soldaten, 4 als Unteroffiziere, 13 als Offiziersaspiranten und 29 als Fähnriche dienten; außerdem traten 3 in österreichische Kriegsdienste und wurden in kurzer Zeit zu Lieutenants befördert; einer derselben, K. Holtzmann, starb leider erst kürzlich an seinen in der Schlacht bei Custozza erhaltenen Wunden. Endlich gingen Ende Juli 6 Jugendwehrmänner mit Aufträgen vom Sanitätsverein in die Spitäler von Mergentheim, Bischofsheim und Großrinderfeld ab, wo sie neben der Verpflegung der Verwundeten beim Transport und der Führung der Verwundetenlisten sich hauptsächlich durch die Führung der Korrespondenz für die Verwundeten und die Besorgung der Spitalpost nützlich machten.

[Zur Geschichte der Kontributionen der Stadt Frankfurt.] Von der preußischen Main-Armee wurden bekanntlich im Sommer dieses Jahres der Stadt Frankfurt an Requisitionen und Kontributionen (von den Einquartierungskosten ganz abgesehen) eine Last von 7,366,108 Gulden auferlegt. In den französischen Kriegen wurde die Stadt ebenfalls mit Kontributionen schwer heimgesucht. Custine drückte sie im Oktober 1792 mit einer solchen von 2 Millionen Gulden, Kleber erhob im Juli 1796 8 Millionen Francs und Augereau im Januar 1806 die Summe von 4 Millionen Francs, wobei jedoch die Einquartierungslasten und der Verlust an konfiszirten und verbrannten englischen Waaren nicht eingerechnet sind. Bringt man den Betrag der von 1792 bis 1806 an die Franzosen geleisteten Kontributionen auf gleiche Benennung, so ergeben sich 7,600,000 Gulden oder nur 234,000 Gulden weniger, als Frankfurt innerhalb einiger Monate an die preußischen Okkupationstruppen zu entrichten hatte.

[Die Kosten der verunglückten Legungen des transatlantischen Kabels.] Bei einem am 30. Oktober in London zu Ehren der beim atlantischen Kabel betheiligten Gesellschaften im Mansionhouse gegebenen Bankett gab Herr J. J. Wortley einen Rückblick auf die Schwierigkeiten, mit denen das Unternehmen bis zu seiner endlichen glücklichen Vollendung zu kämpfen gehabt. Zuerst zeichneten die Hauptbankiers und Kaufleute der City 350 Aktien zu tausend, und doch glaube er, daß unter zehn nicht einer es that, wegen der Aussicht auf den Gewinnst, sondern in der Absicht, einen großen nationalen Zweck zu fördern. Die 350,000 Pfund Sterling verschlang das Meer; im Jahre 1857 folgte ihnen eine Summe von 500,000 und im Jahre 1859 schlossen sich die Wogen über weiteren 500,000 Pfd. Sterl. Obgleich sonach 1,350,000 Pfd. Sterl. allmälig auf den Boden des Meeres hinabsanken und die Schwierigkeit, Fonds zu finden, größer und größer wurde, verzagte man doch nicht und die glückliche Vollendung war der große Erfolg.

[Die Bosheit der Wissenschaft.] Professor Faraday in London hielt kürzlich eine physikalische Vorlesung, bei der auch sehr viele Damen anwesend waren, weniger um sich zu unterrichten, als um die glänzenden Toiletten und die Schönheit zu zeigen. Aber künstliche Mittel, um die letztere zu erhöhen, sind zuweilen bei Faraday's physikalischen Experimenten einer Probe ausgesetzt, die nicht immer zu ihrer und der betreffenden Schönheit Ehre bestehen. Kürzlich ist es

vorgekommen, daß eine in brillantester Toilette in erster Reihe sitzende Dame, die augenscheinlich mehr das Bestreben hatte, sich bewundern zu lassen, als die Erscheinungen zu bewundern, welche die verschiedenen Gasarten hervorriefen, mit denen Herr Faraday manipulirte, plötzlich ihre Farbe wechselte, und zwar verwandelte sich das blühende Roth und Weiß (Schminke) ihrer Wangen in ein tiefes Indigoblau. Sie bemerkte bald, daß die Blicke Aller, und zwar in sehr heiterer Weise, auf sie gerichtet waren, aber sie war geneigt, dieß, wie gewöhnlich, ihrem reizenden, blühenden Aussehen und ihrem Schmucke zuzuschreiben, in deren gedankenvoller Bewunderung sie sich zu wiegen pflegte. Aber eine etwas schadenfrohe Nachbarin machte sich das Vergnügen, der Dame in bedauernden Ausdrücken zu eröffnen, weßhalb sie eigentlich jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehe. Diese, nachdem sie sich durch einen Blick in das Spiegelchen ihres Fächers von der Wahrheit dieser Mittheilung überzeugt hatte, bedeckte erschrocken mit beiden Händen ihr Gesicht und eilte unter dem Lachen des ganzen Auditoriums zum Saale hinaus.

[Diebsbande.] Durch zwei feingekleidete Engländer wurde vor einigen Tagen in Marseille eine kostbare Rivière in Diamanten aus einem Juwelierladen entwendet; angestellte Recherchen ergaben, daß sie nach Lyon gereist waren; zwei Engländer wurden dort als verdächtig festgenommen; sie gestanden, die Diamanten gestohlen zu haben; dem Marseiller Juwelier gegenübergestellt, stellte sich heraus, daß sie die Diebe nicht waren. Man schließt nun daraus, daß diese Leute einer Spitzbubenbande angehören und die Sache nur auf sich genommen haben, um ihren Genossen die Zeit zu lassen, ihren Raub in Sicherheit zu bringen. Man glaubt, daß die Bande, welcher die beiden Engländer anzugehören scheinen, dieselbe ist, welche auch die großen Diebstähle bei den Juwelieren von Genf (dort wurde für 72,000 Franken gestohlen) und Frankfurt (dort beträgt der Werth der entwendeten Dinge 30,000 Fr.) verübt haben.

[Scheintodt.] Vergangenen Montag starb die 18jährige Tochter Marie des Grundbesitzers Andreas Zölbinger zu Hasenthal (Oberösterreich) in Folge eines 24 Stunden vorher eingetretenen Cholera-Anfalles. Der Leichnam wurde ärztlich vorschriftsmäßig beschaut und war die Bestattung für Mittwoch bestimmt. Um eine Ansteckung zu verhüten, wurde der Leichnam aus dem Sterbehause in die neben dem Todtengräberhäuschen befindliche Todtenkammer gebracht und dort aufgebahrt. Gegen 10 Uhr Abends hörte die Frau des Todtengräbers aus der Kammer laute Hülferufe; sie eilte entsetzt fort, um ihren Mann und noch mehrere Ortsbewohner zu rufen, welche alle bewaffnet in die Todtenkammer drangen, wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Todtgeglaubte, auf dem Boden liegend, in einem heftigen Fieber-Anfalle auffanden. Sie wurde ins elterliche Haus gebracht und liegt jetzt lebensgefährlich krank darnieder; jedoch hat der herbeigerufene Arzt Hoffnung gegeben, die vom Tode Auferstandene am Leben zu erhalten.

Die Abrechnung des vorjährigen Bundesfängerfestes in Dresden ist nunmehr endgültig erfolgt; nach derselben betrug die Einnahme 68,084 Thlr., die Ausgabe 134,859 Thlr., es hat sonach die Stadtkasse 66,775 Thlr. als Defizit zu decken.

Räthsel.

Die Erste wohnet im Waldrevier,
Ein großes, jetzt nur seltenes Thier,
Es frißt die Zweite noch lieber als Heu.
Das Ganze lieben Beamte nur,
Und haben sie's, gehen sie auf der Flur,
Und denken, die Welt ist worden neu,
Weil sie vergaßen am Aktentisch
Die Berge und Wälder so grün und frisch.

Auflösung der Charade in Nr. 257:

I.

Ein Vög'lein, das im kühlen „Bach"
Sein lüftig Kleid möcht' waschen,
Im raschen Flug — auf „Stelzen" jach,
Nach Mück' und Fliege haschen;
„Bachstelze" — die den Zwang nicht kennt,
Und Freiheit ist ihr Element,
Schmachtet im Räthselkäfig?

Heraus, du armer Arrestant,
Aus deiner düstern Klause!
Dir ist wie mir recht gut bekannt,
Nicht wohl im engen Hause;
Zieh' hin! ich leiste gern Verzicht
Auf deinen Dank; doch laß dich nicht
Zum Zweitenmale fangen.

M. M.

II.

„Bachstelze"! bist du auch gleich klein,
Sollst doch für heut die Lösung sein.

M. D.....n.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wieland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 270 Mittwoch, 14. November 1866.

Angeführt!

(Schluß.)

Fünf Minuten später saßen der wohlbeleibte Reisende und seine Reisegefährtin wieder in dem Wartesaal der kleinen Eisenbahnstation, in dem sie am frühen Morgen sich gefunden hatten.

Sie warteten auf den Abgang der Post, mit welcher der Eine rechts, die Andere links in das Gebirge fahren, Jedes in seine Heimath zurückkehren wollte.

Die Dame war zuerst eingetreten; sie hatte sich auf das harte lederne Sopha gesetzt.

Der dicke Herr war eine halbe Minute später gekommen. Er legte sorgfältig seine Sachen auf einen Stuhl, den Pelz, den Reisesack, den Schirm und Stock. Er nahm sich in Acht, nicht den leisesten Seufzer dabei hören zu lassen. Als er fertig war, ging er zu dem Sopha. Er setzte sich aber nicht hinein, er trat vor die Dame.

„Mein Fräulein — oder Madame?"

Er hatte schon am Morgen so, aber nur halb, gefragt; jetzt fragte er ganz und geradezu.

Und die Dame antwortete dießmal.

„Ich bin unverheirathet."

Und er fuhr fort:

„Mein Fräulein, ich bin Ihnen recht großen Dank schuldig, doppelten. Ohne Sie wäre ich heute Morgen als ein Betrüger arretirt worden."

„Es wäre möglich gewesen," sagte die Dame lächelnd.

„Und ohne Sie wäre ich heute Nachmittag als ein Dieb angehalten und vielleicht auch gar bestraft worden."

„Auch das wäre möglich gewesen."

„Und zum Danke, Fräulein, hatte ich Ihnen in meinem Innern bitteres Unrecht gethan."

„Hatten Sie?"

Die Dame mußte noch einmal lächeln.

„Hm, hm," sagte der dicke Herr und räusperte sich. Er stand im Kampfe mit sich. Sollte er wieder zu keinem Entschluß kommen? In einen Zorn konnte er sich auch dießmal nicht hineinreden. Er faßte einen halben Entschluß.

„Wir müssen uns hier trennen, Fräulein!"

„Ja, das müssen wir."

„Sie sind Erzieherin?

„Schullehrerin!"

„Also doch Erzieherin!"

Die Dame mußte zum Drittenmale lächeln.

„Bedürfen Sie einer Gouvernante?"

„Alle — alle —. Ja, ja!" platzte der dicke Herr heraus, der am Morgen geschworen hatte, daß er keine Gouvernante wolle.

„Ja, ja, Fräulein! Und wo wohnen Sie?"

„In Wildenfels, vier Meilen von hier."

„Und Ihr Name, mein Fräulein?"

„Helene Krone, mein Herr."

„Herr — Herr des Himmels!" rief der dicke Herr.

Einen Augenblick wurde er kreideweiß. Es war ihm, als wenn er umsinken müsse. Dann leuchtete sein ganzes Gesicht.

„Fräulein, ich bin ja der Postsekretär Anselm Sommer."

Da erblaßte auch die Dame; aber auch nur einen Augenblick lang. Dann mußte sie beinahe laut auflachen.

Der dicke Herr hatte ihre beiden Hände gefaßt. Er wollte sprechen, seinen Entschluß ganz ausführen. Es schien nicht gehen zu wollen.

Die in die Einsteigehalle führende Thür des Saales wurde geöffnet.

Ein neuer Eisenbahnzug war in dem Augenblicke angekommen.

„Ist Niemand da, der zur Residenz fahren will?" rief ein Schaffner in den Saal hinein.

Da konnte der dicke Herr seinen Entschluß ganz ausführen.

„Fräulein, kehren wir zu der Residenz zurück?"

„Warum? Wozu?"

„Ach, liebes Fräulein, Sie kennen doch die Frau Doktor Neumann?"

„Sie ist meine Freundin."

„Und der Doktor Neumann, ihr Mann, ist mein Freund."

„Das freut mich."

„Und — und — die Beiden, nämlich der Doktor Neumann und seine Frau, wollten aus uns Beiden ein — ein — etwas machen."

„Ein Etwas?"

„Hm, hm, ein Brautpaar!“

„Aber Sie scheinen dem aus dem Wege gegangen zu sein, mein Herr!“

„Und Sie auch, mein Fräulein, — und wohl noch eher als ich. Aber —“

„Was für ein Aber hätten Sie?“

Der Schaffner erschien wieder an der Thür.

„Es ist die höchste Zeit, wenn die Herrschaften mit wollen.“

„Fahren wir mit, Fräulein!“ bat der dicke Herr.

„Aber wozu?“

„Um uns dem Doktor Neumann und seiner Frau als Brautleute vorzustellen. O, ich bitte Sie!“

Er bat so rührend. Er drückte ihre Hände so zärtlich.

Sie entzog sie ihm nicht.

„Er ist doch kein so schlimmer Bär!“ mochte sie denken.

„Ich bedarf wahrhaftig einer Gouvernante!“ sagte er.

Sie war aufgestanden.

„Wir fahren, Fräulein?“

„Fahren wir!“

Und sie fuhren, dem Doktor Neumann und der Frau Doktorin sich als Brautleute vorzustellen.

Gustav Freiherr von Lerchenfeld †.

Gustav von Lerchenfeld wurde am 30. Mai 1806 in der damals zu Bayern gehörigen Stadt Ulm geboren, wo sein Vater als Direktor a. der dortigen Landesdirektion angestellt war; seine Mutter, Louise von Hailbronner, war einem Patriziergeschlecht der vormaligen Reichsstadt Ulm entsprossen. Der Knabe erhielt seine Erziehung im elterlichen Haus und folgte dem Vater nach Ansbach, Nürnberg, Innsbruck und Würzburg, endlich im Jahre 1817 nach München, wohin dieser nach der plötzlichen Entlassung des Grafen Montgelas als Finanzminister berufen wurde. Lerchenfelds treues Gedächtniß bewahrte noch in späteren Jahren die Erinnerung an manche Ereignisse, die bei dem raschen Wechsel der Wohnorte in jener Zeit an ihm vorüberzogen. Namentlich gedachte er gern des Aufenthaltes in Tyrol in den Jahren 1813 bis 1815, wo sein Vater weise Humanität mit fester Entschlossenheit zu vereinen und die Gährung der Gemüther allmälig zu beruhigen wußte.

In den Jahren 1817 bis 1822 besuchte er das Gymnasium zu München, daß er nicht volle siebzehn Jahre alt verließ, um an die Universität überzutreten.

Während der nächsten vier Jahre betrieb Lerchenfeld die philosophischen und juristischen Studien an den Universitäten zu Würzburg und Heidelberg. Von den dortigen Professoren war es namentlich Thibaut, welcher auf den Jüngling Einfluß äußerte; er schloß sich in dieser Heidelberger Zeit eng an die Burschenschaft an.

Nach vollendeten Universitätsstudien begab er sich zur Vorbereitungspraxis in die bayerische Pfalz, deren freisinnige Institution und auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beruhendes Gerichtsverfahren ihn mächtig anzogen. Im Jahre 1830 erhielt er sodann seine erste Anstellung als Staatsdiener, indem er zum Ergänzungsrichter in Frankenthal ernannt wurde, der seine Beförderung zum Bezirksrichter in Landau und später seine Versetzung in gleicher Eigenschaft nach Frankenthal folgte. In diese Zeit (1831) fällt auch seine Vermählung mit Louise Rühle von Lilienstern, einer an Geist und Gemüth ihm gleichstehenden Frau, mit welcher er 15 Jahre lang in einer zwar nicht mit Kindern gesegneten, aber übrigens höchst glücklichen Ehe lebte. Der Oktober des Jahres 1841 brachte ihm die Beförderung zum Appellationsgerichtsrath in Bamberg, und von diesem Zeitpunkte an bis zu seinem Hinscheiden wurde Bamberg sein eigentlicher Wohnsitz.

Zwei Jahre später verlor Lerchenfeld durch den Tod seinen verehrten Vater, und gelangte dadurch in den Besitz des Lehenguts Heinersreith. Er verließ nun (im Januar 1844) den Staatsdienst, und benutzte die ihm dadurch gewordene Muße, um sich auf's Sorgfältigste mit geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Bei den Landtagswahlen des Jahres 1845 wurde er zum Erstenmale als Abgeordneter, und zwar, nach dem damals geltenden Wahlgesetz, aus der Klasse der übrigen Grundbesitzer mit Gerichtsbarkeit, gewählt. Seit dieser Zeit gehörte er sämmtlichen bayerischen Landtagen ununterbrochen an, wurde bei jeder neuen Wahl wieder — zu wiederholtenmalen sogar in mehreren Wahlbezirken gleichzeitig — gewählt, und entfaltete hier jene umfassende und segensreiche Wirksamkeit, welche seinen Namen bald auf das Ehrenvollste bekannt machte.

Der Verewigte stellte sich aus voller Ueberzeugung sofort auf Seite der Opposition gegen das Ministerium Abel und begann mit der ganzen Energie seines Wesens den Kampf gegen das herrschende System. Eine Anzahl gleichgesinnter Männer kämpfte mit ihm. Namentlich war es Graf v. Hegnenberg, der später langjährige erste Präsident der Abgeordnetenkammer, mit welchem er zu jener Zeit den innigsten Freundschaftsbund schloß.

Lerchenfeld betheiligte sich schon auf diesem ersten Landtag an allen wichtigeren Fragen; vorzugsweise aber waren es die Finanzangelegenheiten, denen er als Mitglied des zweiten Ausschusses ein besonders eingehendes Studium widmete, und mit denen er sich so gründlich bekannt zu machen wußte, daß er von nun an fortwährend mit dem schwierigen Hauptreferat über die Einnahmen und Ausgaben des Staats betraut blieb, und bald als eine finanzielle Autorität angesehen

Digitized by Google

wurde. Im Frühjahr 1846 erfolgte der Schluß des Landtags. Wenige Wochen nach seiner Heimkehr wurde ihm die geliebte Gattin nach kurzer Krankheit durch den Tod entrissen.

Wir übergehen den Landtag des Jahres 1847, obwohl Lerchenfeld auch bei diesem zu einer entscheidenden Thätigkeit berufen war, und wenden uns zu den Ereignissen des Jahres 1848. Die Märztage jenes Jahres sind in Jedermanns Erinnerung. König Ludwig I. hatte erkannt, daß eine neue Zeit gekommen sei, und hatte die Krone niedergelegt. Die öffentliche Meinung empfahl dem jungen König mit seltener Einstimmigkeit seine Rathgeber, und so wurden Lerchenfeld, Thon-Dittmer und Heintz in das Ministerium berufen (25. März 1848); Lerchenfeld übernahm das Departement der Finanzen. Er erkannte, wie das zum Theil morsch gewordene Gebäude gar mancher Aenderungen bedürfe. Wir erinnern nur an die Gesetze über Ablösung der auf Grund und Boden haftenden Lasten, über Ministerverantwortlichkeit, über Freiheit der Presse, das neue Wahlgesetz, vor Allem aber das sogenannte Grundlagengesetz, durch welches die Einführung der Geschwornengerichte mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit festgestellt.

All diese umfassenden Arbeiten gingen entweder direkt von Lerchenfeld aus, oder er nahm wenigstens einen entscheidenden Antheil an denselben. Im Monat November übernahm er, nach dem Austritt Thon-Dittmers, das Staatsministerium des Innern. Hier jedoch stellten sich seiner reformatorischen Thätigkeit Hindernisse entgegen, welche theils von oben, wo man seine Pläne als zu weit gehend betrachten mochte, theils von jener verknöcherten Bureaukratie ausgingen, die ihm bei jedem Anlaß den hartnäckigsten Widerstand entgegenstellte. Lerchenfeld verlangte deßhalb wiederholt seine Entlassung, welche ihm denn auch am 19. Dez. 1848 mit dem Titel eines Staatsrath im außerordentlichen Dienst gewährt wurde, wobei er auf den Bezug der ihm gebührenden Ministerpension Verzicht leistete.

Unmittelbar nach seinem Austritt aus dem bayerischen Ministerium bot ihm der deutsche Reichsverweser Erzherzog Johann das Reichsministerium des Innern an. Wohl hatte es für den eifrigen Patrioten etwas Lockendes, in dieser Stelle zum Wohl des heißgeliebten deutschen Vaterlandes thätig zu sein; allein Heinrich v. Gagern war Präsident des Reichsministeriums, und sein damaliges Programm in der deutschen Frage widerstrebte den Lerchenfeld'schen Anschauungen, und so lehnte dieser die an ihn ergangene Aufforderung ab. Beim Wiederzusammentritt des Landtags wurde er zu dessen erstem Präsidenten gewählt, welche Würde er jedoch nach kurzer Zeit wieder niederlegte, um sich ganz ungehindert an den Debatten betheiligen zu können.

Wir müssen darauf verzichten, die umfassende Thätigkeit, welche Frhr. v. Lerchenfeld in den Jahren 1849 bis 1866, innerhalb wie außerhalb der Kammer, in speziell bayerischen wie in allgemein deutschen Angelegenheiten entfaltete, im Einzelnen zu verfolgen. Bei jedem Anlaß bewährte er sich als entschiedener Freund der Freiheit und des Fortschritts, der jedoch durch und durch monarchisch gesinnt war und niemals vergaß, daß eine feste Ordnung im Staat walten und die Herrschaft des Gesetzes um jeden Preis aufrecht erhalten werden müsse.

Im Jahre 1851 veranlaßte ihn sein Eifer für die Emanzipation der Juden in einer Kammerrede zu einer Aeußerung, welche zu einem Pistolen-Duell mit dem damaligen Reichsrath Fürsten v. Wrede führte, wobei Lerchenfeld durch einen Schuß in die Seite schwer verwundet wurde. Seine kräftige Natur siegte jedoch bald über die drohende Gefahr, und nach einigen Wochen war er wieder völlig hergestellt.

In den nun folgenden Jahren betheiligte er sich auf das Thätigste an der Lösung der deutschen Frage. Namentlich war die Erhaltung Oesterreichs bei Deutschland ein politischer Glaubensartikel für ihn geworden. Der Föderalismus schien ihm deßhalb das allein mögliche, und in diesem Sinn wirkte er mit Wort und That, im Sitzungssaal der Kammer wie in der Presse, und seine ausgedehnten Verbindungen mit politischen Persönlichkeiten in allen Theilen Deutschlands dienten hauptsächlich zur Förderung dieser Ideen.

Diesem Gedanken entsprang auch im Jahre 1862 die Gründung des großdeutschen Reformvereins, dessen Präsident Lerchenfeld wurde, und es war vielleicht der größte Schmerz seines ganzen Lebens, als im verflossenen Sommer diese Bestrebungen scheiterten und Oesterreich zum Ausscheiden aus Deutschland gezwungen wurde.

Der unerwartete Ausgang des deutschen Krieges schmerzte ihn aufs Tiefste, denn er war überzeugt, daß es nun für lange Zeit nur noch ein Preußen, kein Deutschland mehr gebe. „Finis Germaniae“ war der trostlose Ausruf, mit welchem er einem seiner Freunde beim letzten Abschied die Hand drückte. Und so könnte man denn sagen: er sei zur rechten Zeit geschieden, denn das Werk seines ganzen Lebens war ja zusammengebrochen, und schmerzerfüllt stand er vor den Trümmern, nicht wissend, wie der neue Aufbau sich gestalten werde.

(Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

[Die Luftschifffahrt zum Personentransport.] Man hat die Bemerkung gemacht, daß man bei der Einrichtung des Pariser Ausstellungsgebäudes eine Schwierigkeit unbeachtet gelassen, nämlich die, wo die mindestens 100,000 täglichen Besucher, welche, der weiten Entfernung des Palais vom Mittel-

punkte der Stadt wegen, sich natürlich der Wagen werde bedienen müssen, die betreffenden Fuhrwerke, gering auf ca. 20,000 per Tag veranschlagt, möchten unterbringen können. Man hat nämlich auf dem Marsfelde für diese beträchtliche, allerdings auf wenige Stunden beschränkte Zirkulation nicht einen Meter Raum gelassen, während man vorsichtig beim Baue der großen Oper deren 230 verfügbar ließ. Es soll sich nun, unter den Auspizien des Comptoir d'Escompte, eine Gesellschaft gebildet haben, welche für den Personentransport von gewissen Plätzen aus nach der Stadt sich der Luftschifffahrt zu bedienen gedenkt. Die Idee scheint noch etwas sehr luftig.

[Heiteres Jagdabenteuer.] Aus Davos in Monstein wird dem „Bündner Tagblatt" folgendes heitere Stückchen gemeldet: Ein Jäger von Davos kehrte Abends zwischen 7 und 8 Uhr nach Hause zurück. Etwa 60 Schritte von seiner Wohnung weg erblickte er in geringer Entfernung vom Wege eine Gestalt in hockender Stellung. Er hielt sie in der Dunkelheit für einen spaßhaften Nachbarn und grüßte freundlich: „Guten Abend, Nachbar Hans". Der erwiderte den Gruß mit einem unverständlichen Brummen in tiefem Baßton. „Du erschreckst mich hinicht (heute) Abend noch nicht; ich fürcht di nüd" gab ihm der Jäger zurück. Nachbar Hans machte sich jedoch mit einem verstärkten Brummen auf die Beine und eilte davon. Nun erst erkannte der junge siebenzehnjährige Jäger am Gange seinen Nachbar, den Meister Petz, dem er rasch eine Kugel nachsandte, die ihn zwar verwundete, aber nicht tödtete.

[Alle Kinder.] Unter den Audienzwerbern in Reichenberg (Böhmen) befand sich unter Anderm auch eine Deputation des Veteranen-Vereins. Es handelte sich um die im Gnadenwege zu erhaltende Bewilligung des Gebrauchs der Trommeln bei feierlichen Ausrückungen, der ihm bereits in allen Instanzen verweigert worden war. Der Kaiser nahm die dießfalls gestellte Bitte lächelnd mit den Worten entgegen: „Hat keinen Anstand, ihr könnt heute noch trommeln, wenn ihr wollt."

[Eine Verfassungsurkunde in Musik gesetzt.] Ein amerikanischer Komponist, Namens Greecler, gab unlängst eine musikalische Soirée in Boston, welche in den Annalen der Kunstgeschichte als epochemachend verzeichnet werden muß. Der Rivale Mozarts und Rossinis hat nämlich den Riesenwurf gethan, die Verfassungs-Urkunden der Vereinigten Staaten in Musik zu setzen! Das Opus wurde im Freundeskreise exekutirt und dauerte — 8 Stunden.

[Großartige Betrügerei.] In Marseille versammelten sich vor einigen Tagen wohl an die hundert Steuer- und Polizeibeamte in aller Frühe und theilten sich in 6 Gruppen, von denen jedes einzelne Juwelier geschäft in der Stadt untersucht wurde. Es ward eine ansehnliche Zahl falscher oder von den Bureaux der indirekten Steuern gestohlener Stempel gefunden, welche die betreffenden Herrn benützten, um ihren unächten Fabrikaten das amtliche Zeichen der Aechtheit aufzuprägen. Wie sich herausstellt, dauert diese Betrügerei nun schon an 20 Jahre und es ist leicht erklärlich, in welcher Aufregung sich die ganze Stadt in Folge dieser Entdeckung befindet.

Als eine interessante Naturerscheinung ist es zu bezeichnen, daß der bekannte Wasserfall bei Gollin gegenwärtig gänzlich verschwunden ist. Die Volkssage behauptet, daß sein Wasser aus dem Königssee fließ und ausbleibe, sobald der Seespiegel unter jene Felsenöffnung sich herabsenke, durch welche das Wasser durch das Gollgebirge durchzubrechen und den Gollinger Wasserfall zu bilden pflege. Den Naturforschern ist jetzt Gelegenheit geboten, die Richtigkeit dieser Version zu erheben.

In Salzburg wurde — nach der „A. Z." — am 7. Nov. ein römischer Mosaikboden aufgegraben der 1½ Fuß unter dem Boden lag; eine der ausgegrabenen Flächen stellt die Entführung der Europa dar.

Anagramm.

Mein Wort an sich ist gänzlich ohne Werth,
Ist's nicht die Hülle, die man an mir ehrt.
Als Attribut von Geist und von Verstand
Wird, dem ich beigesellt, alsbald unnütz erkannt.
Kehrst du das Wörtlein um, da will ich viel bedeuten,
Bin hochgeschätzt von allen braven Leuten,
Ob Bürger, ob Soldat, ob Kaufmann, ob Gelehrter,
Wird, wer mich in sich trägt, den Menschen immer
werther.

Auflösung des Räthsels in Nr. 258:

„Schwarz" sich die erste Sylbe nennet,
„Künstler", die andern Beide:
„Schwarzkünstler", wer sie nicht recht kennet,
Hält sie für Hexenleute.

M. B.....n.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 271 Donnerstag, 15. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

Erzählung von Levin Schücking.

I.

Ein junger Mann von etwa sieben oder acht und zwanzig Jahren stand am Fenster einer elegant eingerichteten Wohnung in einer größeren Stadt. Elegant war auch die Morgentoilette, in welcher er sich befand, der Schlafrock von blauem Stoffe, der feine, ächttürkische Fez, die Stiefel von gelbem Maroquin; und elegant konnte man sogar die Züge des jungen Mannes nennen, der sein Profil eben so gegen das Fenster gewandt hielt, daß man den feinen, geraden und regelmäßigen Schnitt desselben sich scharf abzeichnen sah. Das Haar war dunkelbraun und gelockt, ein zierlich gekräuselter Bart zierte den hübschen, gutmüthigen Mund.

Um den hübschen Mund lag aber noch ein anderer Ausdruck als der Gutmüthigkeit — der eines kleinen Verdrusses. Der Brief, den die schlaff herabhängende Linke hielt, während die Rechte die Spitze des Bartes kräuselte, mußte eine nicht erfreuliche Nachricht gebracht haben — eine Nachricht wenigstens, die Ueberlegung und Kopfzerbrechen verlangte, und sich zerbrechen — daran mochte dieser elegante Kopf nicht gerade sehr gewöhnt sein und großes Behagen finden.

„Wenn er mir auch nur vierzehn Tage Zeit gönnte, um ein wenig Vorbereitungen zu machen; in vierzehn Tagen ließe sich viel beschaffen!“ murmelte der junge Mann endlich zwischen den Zähnen, indem er die Arme über der Brust zusammenschlug. — „Aber mich so überfallen zu wollen — nächsten Dienstag Abend — es sind vier Tage; und zum Unglück liegt ein Sonntag dazwischen! Was ist zu thun bis dahin? Nichts, gar nichts! Ich werde fürchterlich blamirt sein — es ist zum Verzweifeln. Wenn doch der liebe Gott nur keine Schwiegerväter erschaffen hätte. — Aber wer kommt denn da schon wieder! — Herein!“

Mit dem letzten Ruf endete unser Elegant sein Selbstgespräch, weil es an seine Thür klopfte.

Die Thür öffnete sich und ein um mehrere Jahre älterer Mann mit dunklem Vollbart, einer Brille und großen dunklen Augen darunter, trat mit raschem Schritte ein, und sagte, indem er dem Andern die Hand entgegenstreckte:

„Grüß Gott, Ferdinand — Du bist wirklich schon auf?“

„Ach, Leopold, Du bist'e — immer der Alte, der seinen eigenen Entschlüssen, stets um einige Kopflängen voraus ist. — Du kommst doch nicht schon, um Abschied zu nehmen?“

„Wozu anders! Ich bin vollständig fertig und gerüstet zu einer weiten Reise, und morgen soll sie angetreten werden. Ich habe nur noch einige Geschäfte hier in der Stadt abzumachen, und auch mit Dir vorher noch etwas zu besprechen. Ich muß Dich um etwas bitten!“

„Und das ist? Du weißt, daß Du über mich verfügen kannst.“

„Nun ja, so viel man über einen Bräutigam verfügen kann, der das Privilegium der gränzenlosesten „Unsicherheit“ in allen Dingen hat, die nicht zur Sache, d. h. nicht zu seiner Herzensangelegenheit gehören. Aber ich will Dir einmal trauen, daß Du einem Freunde zu lieb Dich ein wenig zusammennimmst und mir keine gar zu arge Konfusion machst.“

„Was soll ich denn thun — es scheint ja sehr wichtig?“

„Das ist es auch. — Du sollst mir den Oberinspektor über die Verwaltung meines Gutes machen, während ich im Orient bin.“

„Dein Gut soll ich verwalten — nun weßhalb nicht? Ein in allen Wissenschaften von natürlichen und übernatürlichen Dingen geprüfter Assessor wird doch das können, ein kleines Gut von ein paar hundert Morgen zu verwalten, ohne daß man ihm eine besondere Standrede von Vertrauen u. s. w. dabei hält!“

„Nun, ein wenig Vertrauen ist immer dabei; namentlich, wenn man die geniale Weise ansieht, wie Du Dein eigenes Gut verwaltest: mehr genial als gerade löblich, das Herrenhaus sieht dabei schon so verfallen aus, daß es eine wahre Schmach ist! Weßhalb hast Du keine Freude an einem so viel größeren und werthvolleren Besitz als der meine ist?“

„Ach, großer Gott, Du brauchst auch noch zu kommen und mir eine Rede darüber zu halten! Gerade in diesem Augenblicke — in diesem Augenblick, worin ich ohnehin darüber verzweifeln möchte, daß ich mich so wenig darum gekümmert habe.“

„In diesem Augenblicke?“ fragte Leopold. „Und was macht Dir eine solche wohlverdiente Strafpredigt gerade jetzt doppelt ärgerlich?“

„Das, daß ich eben von meinem künftigen Schwiegervater, dem gestrengen Herrn Präsidenten die Anzeige erhalten habe, er werde mich mit Mathilde und deren Kammerjungfer, und weiß Gott welchem Gefolge noch am Dienstag auf meinem Gute besuchen — auf meinem Gute — und einige Tage bleiben — hast Du je etwas Niederschmetternderes gehört?“

Leopold lachte.

„Das ist die Strafe!“ sagte er. „Ich kann mir Deine ganze Noth denken. Dein Schwiegervater mit seinem Gefolge, das Fräulein Braut mit ihrer Kammerdonna in dem alten verkommenen Haus — das Du ihnen wahrscheinlich als eine kleine Zauberwelt geschildert hast — ich kenne Dich ja — wie käme sonst auch der Schwiegervater auf die Idee?“

„Ja, wie käme er auf die Idee!“ rief Ferdinand aus; „ich muß ihm freilich wohl meine famose Villa ein wenig mehr so geschildert haben, wie ich mir denke, daß sie sein wird, wenn ich einmal Zeit gefunden, mich mit ihrer Einrichtung zu beschäftigen, als wie sie wirklich ist.“

„Mit ihren Spinngeweben und zerbrochenen Fensterscheiben!“ fiel Leopold lächelnd ein; „ich kann es mir denken. Deine Phantasie war immer ein ziemlich tangflügeliges Geschöpf. Aber weßhalb Du Dein Haus draußen so fürchterlich hast verfallen lassen, ist mir immer noch nicht klar geworden, es ist ja förmlich, als hafte für Dich eine dunkle Erinnerung daran!“

„Ach, nichts von dunklen Erinnerungen — aber mein Gott, wie kann man viel an ein altes Haus denken, wenn man von dem Leben in der Stadt absorbirt wird, wenn man hier sich einzurichten hat, und doch auch mit einem gewissen Komfort, einer gewissen Eleganz eingerichtet sein will — es kostet so viel!“

„Und wenn man,“ fiel Leopold mit einem spöttischen Tone ein, „nicht mit dem, womit andere Menschen sich begnügen, zufrieden ist, sondern sich schuldig zu sein glaubt, wenn man einmal beginne, müsse man auch das ganz Absonderliche leisten! Da steckt der Fehler, mein theurer Ferdinand — ich kenne das: wenn Ferdinand Lindenschmidt etwas beginnt, so muß es mit einem besonderen Glanze zu Ende geführt werden, und weil besonderer Glanz auch besondere Thätigkeit und besonderen Aufwand an Geld, Zeit und Gedanken erfordert, so — nun so beginnt Ferdinand Lindenschmidt lieber gar nicht!“

„Wenn ich in der Stimmung wäre, mich mit Dir zu zanken, so würde ich Dir widersprechen, Moralprediger“, versetzte Ferdinand ein wenig geärgert; „so aber habe ich wahrhaftig keine Zeit dazu — da, setze Dich, nimm eine Cigarre, und dann laß uns von dem reden, was Du von mir wünschest — ich muß dann später sehen, wie ich meinen unglücklichen Schwiegervater unterbringe.“

Ferdinand hatte dabei seinem Freunde einen mit rothem Maroquin ausgeschlagenen Armsessel herbeigeschoben und reichte ihm ein silbernes mit ziselirter Arbeit geschmücktes Cigarren-Etui.

„Was ich von Dir wünsche,“ sagte Leopold, nachdem er sich bequem ausgestreckt und die Cigarre angezündet, „ist sehr wenig. Meine Grundstücke, weißt Du, sind sämmtlich verpachtet; über mein Haus wacht der alte Johannes mit seiner zungenfertigen Baucis, die die Beschließerin macht; Johannes ist nebenbei auch Rentmeister. So ist Alles wohl bestellt; ich möchte nur, daß Du die Oberaufsicht übernähmest, in nicht vorauszusehenden Fällen, bei Streitigkeiten mit den Pächtern, Verhandlungen mit den Behörden u. s. w. die obere Instanz bildetest, zu der Johannes seine Zuflucht nehmen kann, und mir von Zeit zu Zeit berichtetest, wie es daheim steht.“

„Wie gesagt, das will ich mit Vergnügen übernehmen und von Zeit zu Zeit Ocular-Inspektion in Stettenheim vornehmen. Besonders hast Du mir dabei nichts aufzutragen?“

„Nein. Nur Eines. Ich habe eine Cousine, ein Fräulein Bärwald in D., ein über die erste Jugendblüthe hinausgereiftes Wesen. Ich habe sie seit unseren Kinderjahren nicht mehr gesehen, auch wenig von ihr gehört, und weiß nur, daß sie ziemlich allein steht und den größten Theil des Jahres bei ihren verschiedenen Freundinnen, die sie mit ihren Besuchen beglückt, zubringt. Ich habe nun der armen Person geschrieben und ihr während der Jahre, die ich fern sein werde, mein Gut zum Aufenthalt angeboten. Sie hat mir nicht darauf geantwortet — wenn nach meiner Abreise noch ein Brief von ihr einläuft, so erbrich ihn nur, und wenn sie von meinem Anerbieten Gebrauch machen und kommen will, so thue etwas, um ihr den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen; sie ist meine nächste und fast einzige Verwandte!“

Während Leopold so sprach, hatte Ferdinand seinen Freund wie zerstreut, und in Gedanken verloren angeblickt.

(Fortsetzung.)

Gustav Freiherr von Lerchenfeld †.

(Schluß.)

In so trüber Stimmung verließ er Mitte Septembers München und die Seinigen, um am Anblick der großartigen Gebirgswelt in den ihm so theuren Alpen sein wundes Herz zu erfrischen und für sein leidendes Gemüth Erholung zu suchen. Am 29. Sept.

unternahm er den an und für sich ganz gefahrlosen Besuch der Kolowratshöhle auf dem Untersberg; beim Hinabsteigen in die Höhle brach jedoch die hölzerne Treppe, und Lerchenfeld stürzte mit seinen beiden Begleitern in die furchtbare Tiefe hinab. Nach beinahe vierstündigem Harren in dem eisig kalten Gefängniß wurde er schwer verletzt heraufgezogen und nach Berchtesgaden gebracht, wo ihn alsbald die liebevollste Pflege umgab. Anfangs schien der Verlauf der Heilung sehr günstig, am zehnten Tag jedoch nahm der Zustand plötzlich eine gefährliche Wendung. Hatte der Kranke schon bis dahin seine gewohnte Festigkeit in lautloser Ertragung der Schmerzen bewiesen, so zeigte sich jetzt neuerdings sein entschlossener Muth. Auf die erste Andeutung über die drohende Gefahr empfing er gläubig die Sakramente der Kirche, und sah dann schweigend dem nahenden Ende entgegen. Bald schwand das Bewußtsein und am 10. Oktober Abends 10 Uhr hauchte er seine edle Seele aus. Seine irdische Hülle wurde nach Pressek in Oberfranken (in der Nähe von Heimersreuth) gebracht, um dort an der Seite seiner vorausgegangenen Gattin zu ruhen.

Es war ein wundervoller Herbstmorgen, an welchem die nächsten Verwandten und Freunde, so wie die Bevölkerung der Umgegend, das offene Grab des edlen Mannes umstanden, an dem alle so unendlich viel verloren hatten. Der katholische und der protestantische Pfarrer sprachen im Geiste jener ächt christlichen Toleranz, welche den Verewigten stets beseelt hatte, wenige aber tiefgefühlte Worte der Anerkennung so wie des Dankes für die reichen Wohlthaten, die er den dortigen Gemeinden jederzeit gespendet hatte.

Wenn wir zum Schlusse noch einen Blick auf das Gesammtbild des Dahingeschiedenen werfen, wie es uns in seinem Leben entgegentritt, so ist es sein makellos reiner Charakter, die Liebe zur Wahrheit, die Unbeugsamkeit seiner Grundsätze, die gänzliche Selbstlosigkeit und sein unwandelbarer Patriotismus, die ihn vorzugsweise auszeichnen.

Die Wahrheit war ihm zur zweiten Natur geworden, nichts verachtete er so tief als Zweideutigkeit oder Lüge, und er war viel zu ehrlich, um nicht solchen, deren Beweggründe er für unlauter hielt, offen seine Verachtung zu zeigen; damit mag er allerdings zuweilen verletzt haben, aber auch der Gegner wird solcher Ueberzeugungstreue seine Achtung nicht versagen können.

All sein Thun und Lassen war von glühender Vaterlandsliebe getragen, dem Vaterlande weihte er all sein Denken und Fühlen, seine beste Kraft und sein ganzes Leben: zum Heil des Vaterlandes hätte er freudig sein Herzblut hingegeben.

So erscheint uns die Persönlichkeit des Dahingeschiedenen als ein wahrhaft antiker Charakter, und das ahnungsvolle Wort jenes Erziehers ist in Erfüllung gegangen, der schon in dem sechzehnjährigen Jüngling „ein Stück von einem alten Römer“ erkannte.

Diejenigen aber, welche ihn nur im öffentlichen Leben beobachteten, haben ihn doch nur halb gekannt. Das Glück, ihn ganz zu kennen, war bloß seinen nächsten Angehörigen und Freunden vorbehalten. Ihnen war er der zärtlichste Bruder, der treueste hingebendste Freund, und in ihrem vertrauten Kreis war der ernste, zuweilen fast schroffe Mann von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit und einer fast kindlichen Weichheit. Aufs Aeußerste einfach in seinem ganzen Wesen und mäßig in seinen Gewohnheiten, war er von einer beinahe fürstlichen Freigebigkeit gegen Bedürftige. Ernst wie sein ganzes Wesen waren auch seine Genüsse; seine liebste Erholung von politischen und historischen Studien war die Lektüre des Nibelungenlieds und verwandter Dichtungen, und das einzige Vergnügen, das er sich alljährlich gestattete, war eine mehrwöchige Wanderung in die Alpen. Da gab es kaum einen Berg, den er nicht kannte, kaum ein Thal, das er nicht besucht hatte, und erfüllt mit den erhabenen Eindrücken jener Gebirgswelt kehrte er dann jedesmal neu gestärkt und gekräftigt zur Erfüllung seiner patriotischen Pflichten zurück.

Aristokrat durch Geburt wie nach seinen Anschauungen, war er tief durchdrungen von den Verpflichtungen seines Standes, und rein und makellos hielt er stets den Schild der Ehre empor. Wohl dürfte man darauf die Worte schreiben: „Ohne Furcht und ohne Tadel.“

Sein ganzes Wesen aber ruhte auf ächt christlicher Grundlage; er war Katholik aus voller Ueberzeugung; er lebte in diesem Glauben und starb darin.

Die Lücke, welche sein Tod gerissen, wird lange schmerzlich gefühlt werden im Kreise der Seinigen wie im Rathe des Volks, und sein Angedenken wird, so hoffen wir, fortleben im Gedächtniß des dankbaren Vaterlands;

denn wer den Besten seiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

(Allg. Ztg.)

Zertritt sie nicht, die Blüthenkränze.

Zertritt sie nicht, die Blüthenkränze,
Womit die Jugend schmückt das Haupt,
Das Leben gibt nur kurze Lenze,
Der Sturm sie früh genug entlaubt.

Entblättre nicht die junge Rose,
Die jubelnd aus der Knospe sprang,
Auch sie verfällt dem tod'schen Loose,
Ein Sonnentag ist ja nicht lang.

Zerdrück sie nicht, die Freudenzähre,
Die schmerzlos klarem Born entquillt,
Der Perle gleich, die sich dem Meere
Entringt, der Reinheit edles Bild.

Und siehst ein Kind du im Gebete,
Das Engelsantlitz fromm verklärt,
In heil'ger Scheu zur Seite trete,
Ein Kindeslallen werd erhört.

Zerbrich es nicht, das Herz, das reine,
Das kindlich liebt — und Alles gibt.
Ihm liegt im ew'gen Sonnenscheine
Die Erde — denn es liebt, es liebt!

Marg. Pilgram-Diehl.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein glückliches Begegnen.] Die Königin Victoria macht von Zeit zu Zeit kleine Ausflüge zu Fuß in der Umgegend von Balmoral. Einige Tage nach ihrer Ankunft daselbst kam die Königin mit einer ihrer Damen einen Feldweg entlang, als sie eine Frau bemerkte, die in einem Kartoffelfeld arbeitete; mehrere Hacken neben ihr zeigten, daß sie Arbeitsgefährten hatte. „Ihr arbeitet ganz allein, gute Frau?" fragte die Königin, indem sie sich auf einen Baumstumpf setzte. „Ich muß wohl, die andern sind fortgegangen. Man sagt, die Königin sei angekommen und nun wollen sie sie sehen." „Warum habt Ihr es nicht auch so gemacht?" Die Frau zuckte mit den Achseln. „Ich? und warum? Meinen Sie, ich sollte mich stören lassen, um die Königin zu sehen? Das würde mir was Rechtes helfen? Die Narren, die nach dem Schloß gelaufen sind, verlieren einen Tag Arbeit, das ist Alles. Ich bin zu arm dazu. Ich habe fünf Kinder zu ernähren und einen kranken Mann." Die Königin nahm die Börse ihrer Dame, leerte sie in die Hand der verblüfften Frau und setzte hinzu: „Ihr könnt jetzt Euren Freunden, die hingegegangen sind, die Königin zu sehen, sagen, daß die Königin gekommen ist, Euch zu sehen."

Ein englisches Journal gibt eine immerhin sehr interessante Mittheilung mit folgenden Worten: Alte Gebeine. Die ältesten Ueberreste hervorragender Menschheit sind das Gerippe eines der ersten Pharaonen (in seine ursprünglichen Todtengewänder eingehüllt und in Berücksichtigung seines überaus hohen Alters wunderbar gut erhalten), welches vor ohngefähr 18 oder 20 Monaten in dem britischen Museum niedergelegt wurde, und mit Recht als der werthvollste von all dessen archäologischen Schätzen angesehen wird. Auf dem Deckel des Sarges, welcher die königliche Mumie enthielt, war der Name seines Inhabers Pharao Mykerinus eingeschrieben, welcher dem Erben des Erbauers der großen Pyramide, ohngefähr 22 Jahrhunderte vor Christus, nachfolgte. Zu welchen merkwürdigen Gedanken gibt Dieß aber Veranlassung. Der Monarch, dessen zerbröckelnde Gebeine und lederartige Haut nun die Neugierde und Bewunderung der schauenden Menschenmassen Londons erregen, regierte in Aegypten, ehe Abraham geboren war, und nur ohngefähr zwei Jahrhunderte, nachdem Mizraim, der Enkel des alten Vater Noah und der erste der Pharaonen, zu seinen Vätern versammelt worden war. Ja, die Zeichen der Wasserhöhe der Sündfluth konnten kaum verwischt, die Krumm-Hölzer der Arche auf dem Berge Ararat kaum verfault sein, als dieser Mann der früheren Welt lebte, sich bewegte und sich seines Daseins freuete. Sein Fleisch und Blut waren Zeitgenossen der Voreltern des großen Patriarchen, seine Gebeine und seine zusammengeschrumpfte Haut sind Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts, und das Datum der Kreuzigung befindet sich zwischen seiner Zeit und der unserigen ohngefähr in der Mitte. Als er in der Blüthe seines Lebens stand, hatte die Zeit des fernen Alterthums eben erst begonnen.

Man schätzt die Zahl der Personen, welche Tabak rauchen oder schnupfen, wenigstens auf 800 Millionen; des Opiums bedienen sich etwa 400 Millionen; des indianischen Hanfs 300 Millionen; des Laubes des Cacaobaums 10 Millionen, und die, welche die Betelnuß, Arsenik und andere Reizmittel und Narcotica gebrauchen, würden die Liste noch um manche Million höher anschwellen, wenn sie gezählt würden. Da die Zahl der Bewohner der Erde sich nicht über 1000 bis 1200 Millionen beläuft, so ist die Zahl der Tabak- und Opiumraucher sicher viel zu hoch angeschlagen.

Charade.

Man fragt wohl immer Tag für Tag,
Woher die Erste kommen mag?
Doch sind die beiden Letzten leer,
So ist die Antwort nicht so schwer,
Besonders bei den lockern Ganzen,
Die lustig durch das Leben tanzen.
Sie stehen nicht in großen Ehren,
D'rum mögen sie sich bald bekehren,
Damit nicht Ach und Wehe schrei'n
Die Frauen und die Mägdelein,
Doch hat das Ganze auch wohl Werth,
Von Leckermäulern wird's verzehrt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wolland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 272 Freitag, 16. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

„Hörst Du mich?“ fragte Leopold deßhalb.

„Ja, ja — ich höre — Fräulein Bärwald, Deine Verwandte — aber sag' mir, wann wirst Du abreisen?“ versetzte Ferdinand, wie aus seinen Gedanken aufjahrend.

„Morgen mit dem frühesten Zuge.“

„Morgen schon?“

„Nun ja — Du weißt, was mich von hinnen treibt.“

„Nun ja, ich weiß es, wir haben es lange genug besprochen, und ich habe meinen Widerspruch fallen lassen, ich habe nur noch die besten Wünsche für Dein großes Unternehmen. Also morgen. Und der Schwiegerpapa kommt Dienstag — höre Leopold, das trifft merkwürdig zusammen, dieß Gehen und Kommen, zu merkwürdig, um mich nicht auf eine Idee zu bringen.“

„Auf welche Idee?“

Auf die, meinen Schwiegervater statt in meinem Castell, das sich besser zu einer kleinen Fête für Fledermäuse paßt, auf Deinem vollständig eingerichteten Landhause zu empfangen!“

„Aber der Schwiegervater will ja eben Dein Haus sehen, das Haus, wohin Du sein einziges Kind führen willst; er hat dabei auch als vorsichtiger Mann, der er sein soll, wohl die Absicht, Deine Verhältnisse ein klein wenig in der Nähe zu betrachten.“

„Ach, das ist es ja gerade — gewiß hat er das! Und wie werden ihm diese Verhältnisse vorkommen, wenn ich ihn in Randberg einführe, wo er schon über den zerbrochenen Treppenstufen stolpern wird, noch bevor er im Hause ist!“

„Und statt dessen wirst Du ihn in Stettenheim einführen und ihn glauben lassen, das sei Dein Gut — das wäre ja der gewagteste Schwindel!“

„Aber gewiß nicht der erste, der Schwiegerpapas vorgemacht wird!“ sagte Ferdinand lachend.

„Leichtsinniger Mensch, der Du bist!“

„Leichtsinnig! Wahrhaftig, ich meine, leichtsinnig wäre nur, wenn ich es auf den Eindruck ankommen ließe, den Randberg ihm und Mathilde machen würde — Mathilde bekäme vielleicht einen solchen Schreck vor ihrer künftigen Residenz, daß sie mir den Handel aufkündigte, und dann wäre ich ein unglücklicher Mensch für ewig!“

Leopold schüttelte den Kopf.

Ferdinand aber fuhr eifrig fort:

„Ich kann wahrhaftig nichts Anderes thun, als die Gunst der Umstände benützen.“

„Es wird aber die Stunde kommen, wo Du Deine Schwindelei gestehen mußt, und dann —“

„Die kommt im Herbst, wenn Mathilde mein ist; dann ist Randberg vollständig hergestellt, mit aller Eleganz eingerichtet, und wenn ich Mathilde dann hinführe, wird es ihr nichts als eine angenehme Ueberraschung sein; ich habe schon alle Pläne für die Dekorirung und Einrichtung von Randberg fertig im Kopfe, es soll bis zum Herbst ganz reizend sein — und indem ich Mathilde da einführe und sie auf's Angenehmste überrascht sehe, ein so viel schöneres und größeres Gut als das ihre zu finden, werde ich mir vorkommen, wie ein Inkognito-Prinz, der plötzlich seinen Stern aufknöpft — wie Egmont, der vor seinem Gretchen spanisch erscheint!“

„Hast Du denn gar keine Furcht, daß Deine Schwindelei gleich jetzt entdeckt wird?“

„In den paar Tagen? Ah bah! Dein Johannes und seine Baucis werden mir doch den Gefallen thun zu schweigen, daß das Gut, welches ich verwalte, nicht mein Eigenthum ist, und wer sollte sonst den Verräther machen? Wenn wir einen Spaziergang machen und am Randberg vorüberkommen,“ werde ich meinem Schwiegerpapa sagen: Sehen Sie, da das verfallene Haus ist Stettenheim, das Gut meines armen Freundes Leopold Quellhorst, der es in dieser spukhaften Burg nicht länger hat aushalten können, sondern richtig auf und davon gegangen ist nach dem Orient, nach dem Land des Aufgangs der Sonne, und wahrscheinlich mit einer kleinen Mumiensammlung von da zurückkehrt, die er dann in diesem Eulennest aufstellen wird, um es sich gemüthlicher zu machen.“

Leopold ging auf diesen Schlag nicht ein, er sagte nur mit einem Seufzer:

„Meinethalb! Thue, was Du willst! Du kannst in Stettenheim schalten und walten nach Deinem Belieben, wenn ich fort bin.“

„Ich danke Dir für die Erlaubniß; aber sei so gut, ein paar Zeilen an Deinen Johannes darüber aufzusetzen."

Ferdinand holte ein Schreibzeug herbei und stellte es vor seinen Freund hin. Dieser schrieb auf ein Blatt:

„Ich habe Herrn Ferdinand Lindenschmidt während meiner Abwesenheit mein Haus und Alles, was es enthält, völlig als ob es das seine wäre, zur Disposition gestellt.

Leopold Quellhorst."

„Nochmals Dank," rief Ferdinand aus, „damit hat alle Noth ein Ende — meinetwegen kann der vorsichtige Schwiegerpapa gleich morgen kommen — er soll seine Freude haben, in weich' geordnete Zustände er hineingerathen, er wird ein wahres Muster von einem Gutsherrn in mir zu bewundern finden!"

Leopold erhob sich.

„Und ich bewundere Deinen Leichtsinn! Und nun auf Wiedersehen. Ich habe noch einige Gänge zu machen. Zu Tisch treffen wir uns wohl in Deinem gewöhnlichen Restaurant?"

„Gewiß, um zwei Uhr!"

„Also bis Zwei! Sei ein wenig pünktlich, ich habe noch manche Gänge zu machen in der Stadt und muß mit der Zeit haushalten!"

„Ich werde pünktlich da sein, ich habe vorher nur noch eine Epistel an meinen Schwiegerpapa aufzusetzen, die ihm meine Freude schildert, ihm die Honneurs meines Hauses machen zu dürfen."

Die Freunde schüttelten sich die Hände und trennten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse eines Arztes in Kissingen.

Dem von einem Kissinger Arzt an einen Freund gerichteten Schreiben, das dessen Erlebnisse während der drangvollen Tage Kissingen's schildert, entnimmt der „Nürnb. Korr." nachstehende, die frühern Berichte in manchen Punkten ergänzende Mittheilungen, welche auch jetzt noch dem Leser des Interessanten Vielerlei bieten dürften. „Gleich Eingangs, schreibt der Verfasser, muß ich bemerken, daß mein Bericht nur Selbsterlebtes umfaßt, indem die allgemeinen Vorgänge in und um Kissingen ja bereits in Broschüren und Zeitschriften genügend geschildert sind. Doch zur Sache! Die widersprechendsten Gerüchte über das Vordringen der Preußen hatten schon mehrere Tage hindurch Ebbe und Fluth der Befürchtungen bei den hiesigen Einwohnern rege erhalten, — allein die Mehrzahl derselben hatte immer noch an der Hoffnung festgehalten, unsere Stadt werde, als Kurort, von den Gräueln des Krieges verschont bleiben — da fingen am 9. Juli, nachdem in den letzten Tagen die Truppendurchmärsche große Dimensionen genommen hatten, die beunruhigenden Nachrichten an, sich bestimmter zu gestalten. In den oberen Räumen meiner Wohnung war eine Anzahl bayerischer Offiziere bei einer Flasche Wein versammelt, welche geheimnißvoll flüsternd in einigen Landkarten studirten, die, wie mir schien, ihnen keine befriedigende Aufschlüsse geben konnten, weßhalb ich es für angezeigt fand, ihnen meine guten topographischen Karten zur Benützung anzubieten. Ich stellte mich den Herren als Arzt vor und beseitigte so das Mißtrauen, womit sie mich wohl Anfangs betrachteten, und auf diese Weise entspann sich zwischen uns eine lebhafte Unterhaltung, bei welcher ich mich bestrebte, ihnen durch Terrainkenntnisse, die ich mir während mehrjähriger Praxis in der Rhöngegend angeeignet, nützlich zu werden. Dagegen erfuhr ich nun auch mit Bestimmtheit, daß die Preußen von Brückenau aus gegen Kissingen im Anmarsch seien. Gegen 4 Uhr Nachmittags wurde Generalmarsch geschlagen, und die Offiziere suchten mich nochmals auf, um — vielleicht auf Nimmerwiedersehen — Abschied von mir zu nehmen. In der Nähe der englischen Kirche war schon seit dem vorigen Tage der gesammte Artilleriepark aufgefahren; ich konnte daher von meinem Fenster aus das rührige Getümmel der Mannschaft beobachten, die sich rüstete, ihre Geschütze in gehörigen Stand zu setzen, und dann nach den verschiedenen ihnen bezeichneten Richtungen abzog. Da war auch auf keinem Gesichte Bangigkeit zu lesen, und aus der kurzen Unterhaltung mit mehreren der Artilleristen erkannte ich, daß Alle vor Begierde brannten, ihren Kanonen bald den Maulkorb abnehmen zu dürfen. Nachdem ich vom platten Dach unseres Hauses aus die Aufstellung der verschiedenen Truppenkörper gemustert, sodann, nach dem Beispiel Vieler Werthes und Werthvolles in Sicherheit gebracht, kam die Stunde, meine Krankenbesuche zu machen. Auffallend war mir dabei die Wirkung, welche die allgemeine Aufregung auf meine Patienten äußerte. Sämmtliche boten ihre möglichste Spannkraft auf, um sich den Anschein des Wohlbefindens zu geben. Allenthalben aber stieß ich unterwegs auf Gruppen Neugieriger, auf deren Gesichtern Angst und Schrecken scharf ausgeprägt waren. Gegen Abend begegnete ich unserem Freunde Wühlhuber, den auch in diesem kritischen Momente sein Hang, im Jägerlatein zu reden, nicht verließ und der mir ein Langes und Breites über militärische Anordnungen vordemonstrirte, die man zum Schutze Kissingen's getroffen habe. Seiner Angabe gemäß sollten der finstere Berg und die Bodenlaube noch weit dichter mit Bajonetten überdeckt sein, als der Igel mit Stacheln, gezogene und ungezogene Kanonen seien dort in Unzahl aufgepflanzt, kurz — als sei eine reine Unmöglichkeit, daß auch nur ein einziger Preuße mit unfriedlichen Absichten das Quellen-Gebiet des Rakoczy betrete. Allmählig brach die Nacht herein, und

ich überließ mich der Ruhe. Gegen halb 6 Uhr Morgens wurde ich durch eine Ordonnanz geweckt, die mich ersuchte, auf den bayerischen Verbandplatz zu kommen, um dem Bataillonsarzt Dr. Gruber zu assistiren. Dieser Verbandplatz war vorerst unter den, dem Adam Hellmann'schen Hause zu sich wendenden Arkaden angeordnet. Auf dem Wege nach demselben besichtigte ich im Vorübergehen die getroffenen Vorkehrungen zum ernsten Kampfe, wobei ich durch den frischen Muth das feste Selbstvertrauen, welches Offiziere und Soldaten beseelte, nicht wenig in der Zuversicht bestärkt wurde, die andringenden Feinde dürften hier einen kräftigen Widerstand finden. Von den patriotischen Bewohnern Kissingen's waren von allen Seiten die ganze Nacht hindurch freiwillige Erfrischungen und Erquickungen für die Truppen herbeigeschleppt worden. Ueber den Kurplatz hatte sich eine unheimliche Ruhe verbreitet, und nur in der Nähe des Verbandplatzes entfaltete sich geschäftige Thätigkeit; doch sah man auch hin und wieder einzelne Kurgäste ihre gewohnten Promenaden machen. Gegen 9 Uhr fielen die ersten Schüsse, worauf schnell alle Straßen verödeten und man in denselben fast nur noch Militär erblickte — dessenungeachtet ließen sich einige Damen, Amerikanerinnen, noch eine geraume Zeit nicht aus dem Kurgarten vertreiben. Bald gesellte sich zu uns auch noch ein angehender Militärarzt, Dr. Hopf, der, weil ihm unter den dermaligen Umständen unmöglich war, sein Regiment aufzufinden, uns freundlich seine Beihülfe anbot. Er wurde der Dritte in unserem Bunde, und wir fanden an ihm einen wackeren Gefährten in Freud und Leid. Allmählich wurde der Donner der Kanonen, das Knattern des Kleingewehrfeuers lebhafter. Schon um halb 10 Uhr brachte man uns den ersten Verwundeten, und das blutige Drama, welches uns so traurige Pflichten auferlegte, entwickelte sich rasch vor unseren Augen. Nun ging es an die Arbeit, ein Theil der Verwundeten ward nach Anlegung eines Nothverbandes an die Hauptverbandplätze nach Winkels und Rödlingen abgeliefert, ein anderer Theil aber fand das Ende seiner Leiden durch den Heldentod. Gegen 11 Uhr erhielten wir, da der Kampf sich immer mehr dem Kurgarten näherte, den Befehl, unseren Verbandplatz nach dem Goldmaier'schen Bierkeller zu, der gegen Winkels zu, nächst dem Kirchhofe liegt, zu verlegen. Wie viele vergnügte Abende hatte ich schon als Student in diesen Lokalen verlebt, die, sonst nur von heiteren Klängen und vom Jubel einer fröhlichen Menge widerhallend, nunmehr auserlesen waren, der Schauplatz des Jammers und der empfindlichsten Leiden zu werden. Von den ergreifenden Scenen, die, obgleich unsere Aufmerksamkeit zu sehr durch die angespannte Thätigkeit gefesselt war, doch häufig uns zu Auge und Ohr drangen, will ich nur einige schildern. Hier rief ein junger Soldat — kaum dem Knabenalter entwachsen, dessen Lebenslampe bereits im Erlöschen begriffen war: O Mutter! Mutter! Dort lallte ein Anderer im Wundstupor unaufhörlich einen Namen — wahrscheinlich den Namen seiner Geliebten oder Braut. Hat wohl ein elektrischer Funke der Sympathie diese letzten Seufzer an den Ort ihrer Bestimmung getragen? — hat im selben Augenblick ein ahnungsvoller Schauer die Herzen Jener erfaßt, an die solche entsendet waren? oder grünt noch in ihnen die Hoffnung auf ein dießseitiges Wiedersehen fort? Aber auch manches Beispiel von stoischem Duldermuthe, von Todesverachtung und Heldensinn hatten wir anzustaunen. So brachte man uns einen Soldaten mit zerschmettertem Beine, der, obschon ein zweiter Schuß in den Unterleib eine Amputation unräthlich erscheinen ließ, fest darauf bestand, daß man ihm das Bein abnehme, und mit stoischem Gleichmuthe erklärte, er fürchte weder Schmerzen noch den Tod — er habe ja seine Schuldigkeit gethan und vier Feinde kalt gemacht. Ohne den geringsten Klagelaut hören zu lassen, gab er schon nach einer Viertelstunde den Geist auf. Ein Offizier, dessen Wunde wir verbunden hatten, war kaum von seinem Vorsatze abzubringen, wieder in das Kampfgewühl zurückzukehren. Hier hatte jeder Unterschied des Standes und der Religion aufgehört. Der Offizier lag auf kärglichem Strohlager neben dem Soldaten und der sterbende Protestant empfing vom hiesigen geistlichen Rathe und dessen Kaplan, die, keine Gefahr scheuend, beim Beginne des Kampfes sich auf unserm Verbandplatze eingefunden hatten, gleichen Trost wie der Katholik. Allmählig nahm unsere Lage eine äußerst gefahrvolle Gestalt an. Die Preußen, welche unterdessen den Uebergang über die Saale erzwungen und die Stadt besetzt hatten, rückten von der dem Stationsberge zugekehrten Seite des Goldmaier'schen Anwesens gegen uns vor, und bald flogen, obschon wir durch mehefaches Ausstecken der Neutralitätsflagge unseren Verbandplatz geschützt glaubten, auch mehrere Kugeln zu uns herüber, so daß die beiden Militärärzte es für nöthig erachteten, Anstalt zur Uebersiedelung nach Winkels zu treffen, ein Vorhaben, das jedoch dadurch vereitelt wurde, daß eines der Pferde des Verbandwagens einen Schuß erhielt, worauf beide, scheu geworden, in wilder Flucht davon jagten. Plötzlich drangen mehrere, aus ganz geringer Entfernung abgeschossene Kugeln durch die auf der Rückseite der Kegelbahn des Goldmaier'schen Kellers angebrachten Fenster zu uns herein, und nicht viel fehlte, so wäre unser Freund Gruber, dem eine derselben dicht am Ohr vorbeisauste, ein Opfer dieses völkerrechtswidrigen Verfahrens geworden. Im höchsten Grade entrüstet darüber, trat ich aus dem Verbandplatze den anstürmenden Preußen entgegen, denselben zurufend: „Schämt Ihr Euch nicht, auf ein Lazareth zu schießen!“ Alsbald war ich aber auch schon von einer Menge Bajonnette umzingelt, und ein Offizier fragte mich, mir den Säbel auf die Brust setzend, barsch, wer ich sei. Nachdem ich ihm kaltblütig bedeutet, meine Stellung müsse er ja bereits aus der Beschäftigung, bei der er mich angetroffen, erkannt ha-

ben, forderte er mir das Ehrenwort ab, daß weder ich noch meine beiden Kollegen Offiziere seien und daß überhaupt kein kampffähiger bayerischer Offizier sich unter uns befinde. In diesem Augenblicke nahte sich uns ein preußischer Landwehroffizier, verwies seinem Kameraden aufs Nachdrücklichste das ungeziemende Benehmen gegen uns, ermahnte die Soldaten, in Zukunft die Neutralitätsfahne besser zu respektiren, und nahm uns aufs Ehrenhafteste gegen jede weitere Zudringlichkeit in Schutz. Zu unserem innigsten Bedauern erhielt derselbe kurze Zeit darauf, als ein verspäteter, im Rückzuge aus Kissingen gegen Winkels begriffener Zug Bayern, von den Preußen bedrängt, sich muthig zur Wehr setzte, einen tödtlichen Schuß in den Hals, in Folge dessen er, obgleich ich, um ihm die sorgfältigste Behandlung widmen zu können, denselben nach meiner Wohnung hatte bringen lassen, schon nach acht Tagen sein Leben in meinen Armen aushauchte. Der Ehrenmann war aus Köln am Rhein, sein Name ist Michaelis.

(Schluß folgt.)

Abschied.

Ich liebe euch, ihr letzten Sonnentage,
Mit eurem letzten, sichtig schönen Glanz,
Durch meine Wälder zaubert die Abschiedslage,
Der Sturm beginnt den wilden Blätterkranz.

Gewaltig rüttelt er die stolzen Eichen
Und reißt den letzten Schmuck von ihrem Haupt,
Die Waldeskönigin, sie muß sich beugen,
Auch ihre Krone wird des Herbstes Raub!

Ihr Waldnachtträume, ihr seid nun entschwunden,
Waldeinsamkeit, des Dichters stille Lust,
Ihr frischen, himmlisch schönen Schöpferstunden,
Ich drück' euch scheidend an die warme Brust! —

O sieh, ein Sommerlächeln taucht die Erde
Noch einmal in 's Lenzes Rosenschein,
Der Mensch, er rettet sich am trauten Herde,
Und schließt sein Glück in seine Hütte ein.

Marg. Pilgram-Diehl.

Mannigfaltigkeiten.

[Prophezeihung.] Die Wiener „Presse" bringt ein Inserat, mit der Ueberschrift: „Prophezeiung", in welchem es heißt: „So gut als ich vorhersage, daß der preußische Staat, welcher dermalen vor den Augen der Welt so groß dasteht, binnen einem Jahre zu Grunde gehen muß, wage ich zu behaupten, daß Oesterreich, welches sich dermalen in einem sehr zerrütteten Zustande befindet, binnen kürzester Zeit so blühend und glücklich, wie es einst dastand, wieder dastehen kann, wenn es allen treuen und wahren Unterthanen Oesterreichs darum zu thun ist, ihr schönes Vaterland zu erhalten. — Die Wege, welche einzuschlagen wären, bin ich bereit, Oesterreich bekannt zu geben, wie auf zuverlässige Weise möglich werden muß, binnen kürzester Frist Oesterreich auf die Stufe zu bringen, deren erwähnt wurde. Emanuel Wendrascheck, k. k. Hauptmann im Alpenjägerkorps."

Im Magazin des Spezereiwaarenhändlers Kupka in Wien entstund am 8. Nov. ein heftiger Brand durch die Explosion eines mit Petroleum gefüllten Fasses. Die Hausbewohner, die sich nicht mehr über die Treppen retten konnten, befanden sich in Todesangst. Die Löschmannschaft kletterte auf den Dachboden und von da wurde die Kommunikation mit den Wohnungen hergestellt. Frauen, Kinder und Kranke wurden mittelst Seilen aus den Fenstern hinabgelassen. Donnerde Hochs lohnten die Retter, sobald die Bedrohten in Sicherheit gebracht waren. Die Wiener Feuerwehr leistete wirklich Außerordentliches. Alles, was sich in dem Spezereigewölbe und in dem anstoßenden Magazine befand, war in anderthalb Stunden in Asche. In den anderen Stockwerken wurden Thüren, Fenster und viele Möbel zu Kohle.

Man schätzt den Betrag des gemünzten Kapitals der Erde auf 31½ Milliarden, von den etwa 22 in Silber- und 9½ in Goldmünzen bestehen. Nach dem Annuaire des Längenbureaus von Paris hat Frankreich seit der ersten Republik, von der Einführung des Dezimalsystems bis zum 31. Dezember 1864 für nicht weniger als 10,995,406,835 Fr. 95 Cent. Geld geprägt

Charade.

Die ersten Zweie kannst du finden
Dort am Himmel, aber auch im Wald,
Und in Städten mit den Flinten;
Die Letzten brauchen oft Gewalt.
Des Ganzen aber Hauptbestreben
Ist nur, ein eing'ges Jahr zu leben.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weitbrecht'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 273 Samstag, 17. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

II.

Leopold Quellhorst war abgereist, nach einer letzten Warnung an seinem sanguinischen Freund. Beide waren Söhne von Patrizierfamilien einer alten Stadt, einer ehemaligen deutschen Reichsstadt. Beide waren in demselben Institute erzogen, und seitdem treue Freunde geblieben, trotz aller Grundverschiedenheit ihrer Charaktere. Leopold, der Aeltere, hatte sich verheirathet, war auf sein Gut gezogen, das etwa anderthalb Stunden von der Stadt entfernt lag, und hatte hier ein paar Jahre glücklich verlebt, bis ein schreckliches Ereigniß ihm seine Gattin geraubt — ein Sturz aus dem Fenster des obern Stockwerks hatte ihren frühen Tod herbeigeführt. Von diesem Augenblicke an in tiefe Schwermuth verfallen, hatte Leopold sich jetzt zu einer großen Reise in den Orient entschlossen, wohin ihn seit je die Richtung seiner geistigen Beschäftigungen, seiner Studien gezogen.

Ferdinand, dem, wie es in diesen reichsstädtischen Familien gewöhnlich und hergebracht, ebenfalls ein Grundbesitz vererbt war, wohnte in der Stadt; er hatte beabsichtigt, im Staatsdienste, dem er sich gewidmet, zu bleiben, und sich um sein Gut sehr wenig gekümmert. Aber seit eben verflossenem Winter hatten seine Zukunftspläne eine andere Richtung genommen — er hatte die Tochter eines höheren Beamten aus dem Nachbarstaat bei einem vorübergehenden Aufenthalt in der Landeshauptstadt kennen lernen, sich ernstlicher als es ihm wohl sonst geschah, in sie verliebt und — frischweg um ihre Hand beworben. Fräulein Mathilde Fruchtleben hatte sich seit je nichts Besseres gewünscht, als einen so eleganten Gatten, einen so tadellosen jungen Mann mit einem verführerischen Wurf der hellbraunen Locken, mit so lebhaften und doch so sanftmüthigen blauen Augen und so vornehmer Toilette. Fräulein Mathilde war nämliche eine große, schlanke und auffallend hübsche Dame, dabei sehr wohl erzogen und unterrichtet — sie konnte also Ansprüche machen. Und einige Ansprüche machte sie denn auch, Vermögend war sie ja obendrein. Und das war es, was in Ferdinand den Gedanken geweckt hatte, nach seiner Verheirathung die Staatsdienstlaufbahn aufzugeben und auf seinem väterlichen Erbe zu leben, um weiter keinen Ehrgeiz zu hegen, als den, Mathilde zur glücklichsten Gattin zu machen.

Es war dieß gewiß sehr edel gedacht. Aber Ferdinand war nicht ganz sicher, ob dieser edelmüthige und schöne Vorsatz die völlige Billigung seines künftigen Schwiegervaters finden werde. Dieser Schwiegervater war ein königlich ***scher Vize-Regierungspräsident und ein etwas kreuzpuriger Herr, dessen Unterhaltung stets sehr lehrsamen Charakters, dessen Ausdrucksweise gewichtig und dessen Bildungsumfang weit genug war, um über alle Dinge ein sehr ausgiebig motivirtes Urtheil zu haben, sie mochten nun in ein ihm naheliegendes oder nicht naheliegendes Fach einschlagen. — Präsident Fruchtleben war immer ein sehr geehrter Mann.

Ferdinand Lindenschmidt, der, wenn die Sachen außerhalb seines Gesichtskreises lagen, durchaus nicht den Ehrgeiz hatte, sich über sie eines Breiteren auslassen zu können, hatte des Präsidenten Gunst durch seine Gabe, hören zu können, gewonnen; er war aber durchaus nicht sicher, ob auch seinem Lieblingsplane die Gunst des gestrengen Herrn gewonnen werden könne, und sagte sich, daß dieß schwerlich der Fall sei, wenn er sich demselben nicht von einer Seite zeige, welche seinen Beruf zum Landwirth, seine Anlage zu einem thätigen, ordnungliebenden und verständigen Verwalter eines Grundbesitzes klar herausstellte.

Und das eben war die wunde Stelle bei der Sache, und daher rührte sein Erschrecken über den schwiegerväterlichen Einfall, ihn auf seinem Gute heimsuchen zu wollen. Er war verloren, wenn der Präsident auf sein zerwirthschaftetes Randberg gerieth, das Ferdinand sich zwar zutraute, in die glänzendsten Zustände umzuschaffen, sobald er einmal die Hand ans Werk lege — und das sollte ja demnächst geschehen — das aber jetzt eben noch ganz miserabel aussah! Also — was war ihm übrig geblieben? Das einzige Auskunftsmittel hatte sich ihm bei der Abreise seines Freundes ja vollständig aufgedrängt — er hatte es begriffen und aller seiner „Energie", wie er seine Neigung zu raschen Ausführungen einmal erfaßter Gedanken nannte, ins Werk gesetzt. Stettenheim, das hübsch und geschmackvoll vor wenig Jahren neu eingerichtete Stettenheim, wo alle Wände noch von den hellen unverbleichten Tapeten

glänzten, die vor Leopolds Vermählung darauf geklebt waren, wo alle Farben noch frisch, alle Möbel und Goldleisten und Teppiche noch so gut wie neu — wo auf dem Pachthofe ein verständiger Oekonom saß, der Wiese und Flur im vortrefflichsten Zustande hielt — Stettenheim hatte weit seine Thore geöffnet und erwartete die Gäste seines Pseudoherrn. Johannes aber, das Haus- und Hoffactotum, hatte frische weiße Handschuhe angezogen, und erwartete sie ebenfalls, etwas von einem spöttischen Lächeln im Gesichte, denn Johannes war schlau und hätte an der Sache fast Vergnügen gehabt, hätte sich seine Baucis nur ein wenig besser mit der Köchin vertragen, die der Herr Lindenschmidt gestern aus der Stadt herübergesandt, und die ein wenig herrisch auftrat, nicht ganz wie es sich bei dem etwas schwankenden Rechtsboden, auf dem sie sich hier befand, geziemte. Im Uebrigen war Alles vorbereitet, Johannes hatte die Sache vollständig begriffen. Die Pächtersleute auf der Meierei waren für den Fall, daß der Herr Präsident herablassend mit ihnen eine Unterhaltung anknüpfen sollte, verständigt, daß ihr Gutsherr Stettenheim Herrn Lindenschmidt überlassen, und daß sie in diesem ihren Grundherrn zu sehen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

(Von Professor L. Nohl.)

(Fortsetzung von Nr. 268 d. Bl.)

Als im Jahre 1785 der jüngste Bruder Kaiser Josephs II. den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestieg, begann in Bonn ein neues, frisches, geistiges Leben; der junge Kurfürst setzte die Bestrebungen seines Bruders, von dem der alte Fritz mit Recht behauptete, daß er immer den zweiten Schuß vor dem ersten that, mit größerem Glück in seinem Territorium fort, als es Joseph in dem durch seine verknöcherten und erstarrten Institutionen halbtodten Oesterreichs thun konnte. Das erste, wozu er Hand anlegte, war die Reformation des Staats- und des Schulwesens. Um die Segnungen der Schule aber dauernder und allgemeiner zu machen, gründete er in Bonn eine Universität, und es entwickelte sich in der Rheinstadt ein reger geistiger Wettkampf in allen Gebieten des Wissens. Diese Beobachtung machte auf den jungen Beethoven einen bedeutenden Eindruck und regte seinen Geist selbst zu frischer Thätigkeit an. Er trieb jetzt Musik mit großem Fleiße, lernte die deutschen Dichter — unter ihnen vorzüglich Klopstock und Göthe — verstehen und lieben und diese zündeten in ihm die glänzenden Funken der eigenen Phantasie wieder an; sein geistiges Leben hatte das Bedürfniß, den Trieb, sich dort zu bereichern. Der Erzbischof gründete bald darauf ein Theater, in welchem Opern und Schauspiele gegeben wurden; und er war stolz darauf, daß dieses mit Leichtigkeit die Konkurrenz der Wiener Hofbühne aushalten konnte. Das Schauspiel führte durch ein gediegenes Personal alle Stücke der neueren Dichter auf und wir wissen, daß „Minna von Barnhelm" und „Nathan der Weise" von Lessing, wie Schiller's „Räuber" und Fiesco's „Verschwörung" und Göthe's „Götz und Clavigo" fortwährend auf dem Repertoire des Bonner Theaters standen. Auch in der Oper wurden möglichst bald und mit tüchtigen Kräften alle besseren Novitäten aufgeführt und Beethoven, der in dem Orchester die Bratsche spielte und die Opern dirigirte, studirte dort „die Entführung aus dem Serail", „Don Juan", „Figaro's Hochzeit" ein.

Für Beethoven war es eigentlich ein Glück, daß er seine Jugendzeit in einem kleinen Orte verlebte, weil dort seine Entwicklung von fremden Einflüssen ungestört vor sich gehen konnte. Früh drangen über den Rhein die Ideen, welche die große Staatsumwälzung in Frankreich hervorriefen, denen wir das verdanken, was wir an sozialer und politischer Freiheit genießen. Der Hauch der Freiheit, welcher an den Rhein lösend kam, drang auch in Beethovens Herz; er war Zeuge der werdenden Revolution und dadurch gewann er das lebhafteste Interesse an dem großen geschichtlichen Leben der Nationen, und daraus nahm er Impulse zu seinem eigenen Schaffen. Dadurch wurde er völlig neu und großartig. Aber bei diesen gewaltigen und massenerregenden Werken muß auch jener größere Athem vorausgesetzt werden, der ihn weit über Haydn, dessen kindlich heitere Unbefangenheit, dessen unschuldige Natur, die uns wie ein frommes Kinderauge anmuthig und zutraulich lächelnd anblickt, allerdings verschlossen blieb, und sogar in manchen Stücken über Mozart erhebt. Aber das Leben in Bonn wurde ihm nachgerade zu eng, zu beschränkt und einförmig. Er wollte hinaus in die Welt, zu ringen und zu schaffen. Durch die Gunst seiner Gönner mit dem Nöthigsten ausgestattet, ging er nach Wien, um dort (das Kind mußte doch einen Namen haben) bei Haydn seine Studien fortzusetzen. Dieser führte ihn zunächst in Händels Werke ein, doch hielt er mehr von Beethovens virtuoser als genialer Begabung. Er schreibt auch von seinem Schüler, das gehe nicht so recht, Beethoven sei zu weit, er komponire, wie man es sonst nicht verstehe. Als Haydn nach London ging, genoß Beethoven noch ein Jahr den Unterricht des trefflichen Kontrapunktisten Albrechtsberger. Doch schon unter dieser Zeit gab er Verschiedenes heraus, was aus früherer Zeit stammte. Schon in diesen Erzeugnissen bewährt er sich als den fertigen Meister, der nichts von Andern, der nur durch sein eigenes Schaffen lernen konnte. In Wien war es, was die Kunst anbelangte, viel besser als was das geistige Leben betraf. Die Musik allein wurde in den geselligen Kreisen der

höheren Gesellschaft getrieben, und Beethoven hatte stets Zutritt in die Salons der Fürsten Esterhazy, Lichnowsky und Lobkowitz. Es ist erstaunlich, wie reich, wie prächtig jetzt der Strom des Schaffens aus seiner Brust hervorbrach, und nur der kann sich dieses plötzliche üppige Geistesleben erklären, der bedenkt, daß den jungen Meister der Brunnen der Phantasie durch die alltägliche Beschäftigung in Bonn verschlossen und der Quell des Geistes zurückgedrängt war, der nun um so mächtiger quoll, als die fesselnden Bande plötzlich gebrochen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse eines Arztes in Kissingen.

(Schluß.)

Unterdessen hatten sich die Bayern in den Gottesacker geworfen und sich hinter den Mauern desselben gut verschanzt und eröffneten nun gegen die in den Gartenlokalitäten Goldmaier's befindlichen Preußen ein mörderisches Gewehrfeuer. Dieser mit schrecklicher Hartnäckigkeit und Erbitterung geführte Kampf brachte uns in neue Lebensgefahr, indem wir nun von den bayerischen Kugeln eben so bedroht wurden, wie vorher von den preußischen. Schuß auf Schuß fielen Ziegelstücke prasselnd von dem Dache der Kegelbahn, denn Flintenkugeln und Granaten flogen massenhaft uns entgegen, so daß wir alle drei bereits die Hoffnung aufgegeben hatten, mit heiler Haut davon zu kommen. Einer unserer Sanitätssoldaten wurde sogar von einem Granatsplitter, jedoch so glücklich gestreift, daß er ihm nur einen Knopf seiner Uniform abriß, ohne ihn im Mindesten zu verletzen. Endlich gelang es den Preußen, das im Kirchhofe befindliche Meßnerhaus zu besetzen, von wo aus die Mehrzahl der nun ihrer Hauptdeckung beraubten Bayern, die dessenungeachtet mit wahrem Löwenmuthe Stand hielten, niedergemacht wurde. Durch dieses Gemetzel nahm die Anzahl der Verwundungen so zu, daß, weil sich auch keine preußischen Aerzte einfanden, um uns zu unterstützen, es fast unmöglich war, die Menge der unsere Hülfe in Anspruch Nehmenden zu bewältigen. Selbst mein Groom, ein junger Bursche von 17 Jahren, mußte zugreifen und mir beim Verbandanlegen an die Hand gehen. Während wir hier auf den Knien von einem Verwundeten zum anderen rutschten, um ihnen die erste Hülfe zu bringen, zogen Regiment auf Regiment der siegestrunkenen Preußen vorüber. Der Generalstab hielt gerade vor unserem Lazarethe, um, mit topographischen Karten wohl versehen, neue Dispositionen zu treffen; und da einige dieser Herren auch unseren Verbandplatz besuchten, hatten wir Gelegenheit, die Führer der Mainarmee persönlich kennen zu lernen. Später wurde ich von einem Feldgeistlichen angegangen, auch in verschiedenen Häusern der nächsten Umgebung, in denen zahlreiche Verwundete Aufnahme gefunden hatten, Verband anzulegen. Auch hier gab es wieder alle Hände voll zu thun, und kaum hatte ich mein Werk vollendet, so kam der in seinem frommen Berufe Unermüdliche schon wieder, mich dringend ersuchend, ihm zu einer Menge von Verwundeten zu folgen, die sammt einem bayerischen Hauptmanne ohne ärztliche Hülfe in Winkels lagen. Wir begaben uns daher in Begleitung meiner beiden Kollegen sofort dahin, mußten jedoch militärische Bedeckung requiriren und uns auf mehrseitiges Anrathen in Ermangelung von Armbinden durch weiße Taschentücher auszeichnen. Der Weg nach Winkels war fast ganz mit preußischen Truppen belagert. Gleich beim Antritt unserer Wanderschaft wurden wir durch eine sonderbare Scene in tiefe Wehmuth versetzt. Hart am Kirchhofe rasteten mehrere Regimenter, und eine Militärmusik spielte, um die durch Strapazen ganz ermattete Mannschaft aufzumuntern, — lustige Weisen. Welch' ein Kontrast! dort zwischen umgestürzten Monumenten lagen sie noch, die wackeren Bayern, entstellte Leichen — die erst kurz zuvor als Racheopfer auf die Grabhügel des Kirchhofes hingestreckt worden waren. Viele hielten die Waffe, mit der sie sich bis zum letzten Augenblicke mannhaft vertheidigt, noch krampfhaft in der Hand — Siegesmärsche der Feinde waren ihr Grablied. Rechts ab von der Chaussee bivouakirten blaue Husaren. Ein Artilleriepark mit schönen gezogenen Kanonen stand in Bereitschaft, um zum neuen Kampfe vorzurücken, während unsere Blicke allenthalben den Spuren eines vorhergegangenen begegneten. Zahlreiche Leichen wurden auf Bahren von Feinden und Freunden vom Platze getragen, große Blutlachen hinterlassend, welche der vom Regen ganz durchnäßte Boden nicht aufsaugen konnte. Die Felder waren durchgehends von den Hufen der Pferde und durch Tausende von Fußtritten zerstampft — die Hoffnung auf eine Ernte war zernichtet — der sauere Schweiß umsonst daran gewendet. Wir mußten uns buchstäblich durch Soldatenhaufen hindurchwinden, wobei ich nicht umhin kann, das rohe Benehmen der Lippe-Detmolder zu rügen, von denen wir im Vorübergehen so manches Schimpfwort auf die Bayern anhören mußten. Dort angekommen, fanden wir den Ort fast nur von Soldaten bevölkert — die Dorfbewohner hatten sich fast alle, in ihrer Angst Hab und Gut im Stiche lassend, geflüchtet. Der verwundete Hauptmann war ein Baron v. Reitzenstein. Ich traf denselben auf ein hartes Strohlager hingestreckt in Mitte einer lärmenden Menge betrunkener Preußen, die ihre Verwundeten mit Champagner und andern feinen Weinen regalirten. Jeder wollte zuerst verbunden sein. Der Arm des Hauptmanns war durch einen Schuß in's Schultergelenke zerschmettert, durch einen anderen war die Leber derartig verletzt, daß keine Hoffnung vorhanden war, sein Leben zu retten. Er fühlte Dieß selbst, und mit Resignation ertheilte er mir seine Aufträge an seine Familie, für die er bis zum letzten Hauche die rührendste Liebe zu

Digitized by Google

den Tag legte. Seinen Wunsch, ihn aus diesem Tumult fort nach der Stadt bringen zu lassen, konnten wir leider nicht sogleich erfüllen, da wir keine Transportmittel aufzutreiben wußten. Erst nachdem es dem rastlosen Eifer des Feldpaters geglückt war, einigen Soldaten, die sich ihrem Regiment nachfahren lassen wollten, einen Leiterwagen abzujagen, konnten wir es bewerkstelligen, den Todtwunden in meine Wohnung zu geleiten, wo wir, trotzdem wir auf dem Wege dahin abermals in's Feuer kamen, ohne Unfall anlangten, wo aber auch der Verwundete bald seinen Geist aufgab; er erhielt, seinem Wunsche gemäß, ein besonderes Grab. Bei meiner Zurückkunft kam mir mein Groom weinend mit der Nachricht entgegen, mein Pferd sei sammt Sattel und Geschirr aus dem Stalle entwendet worden. Ich machte sofort von dem Vorfalle einem in unserem Hause einquartierten preußischen General Anzeige. Dieser, der zufällig mein Wirken auf dem Verbandplatze beachtet hatte, gab unverzüglich seinem Adjutanten Befehl, Sorge zu tragen, daß das abhanden gekommene Pferd ausgemittelt und mir zurückgegeben werde. Zu diesem Behufe erhielt auch mein Groom einen Erlaubnißschein, in allen Stallungen nachzuforschen, was jedoch für diesen Abend ohne Erfolg blieb. Unterdeß hatte man mir auch eine Einquartierung von 16 Mann und einem Unteroffizier zugedacht, die eben sich anschicken, mein Haus zu betreten, aber nicht wenig verblüfft waren, als mein neugewonnener freundlicher Protektor sie mit den Worten: „Wie ihr Bursche — ihr wollt den Herrn Doktor da zum Danke für das, was er für uns thut, noch ausfressen? Macht, daß ihr weiter kommt, und sucht euch ein anderes Quartier!“ kurz verabschiedete. Nachts war ich wieder auf unserem Verbandplatze. Bot derselbe schon Tags über einen Grausen erregenden Anblick, so wurde durch die spärliche Beleuchtung, vermittelst in leere Flaschen gesteckter Talglicher, deren Flämmchen im Luftzug sich flackernd hin- und herbewegten, die Schauerlichkeit des Ortes unbeschreiblich gesteigert. Eine rabenschwarze Nacht warf ihre tiefsten Schatten auf entferntere Punkte, aus denen ein gräßliches Stöhnen und Aechzen zu unseren Ohren scholl. Zuweilen erinnerte uns auch ein Hülfe flehendes „Herr Doktor“ daran, daß ein in Dunkelheit Begrabener noch sehnsüchtig auf unsern Beistand wartet. Hier murmelte ein schwer blessirter Pole, sein Amulet fest an die Brust drückend, in seiner Muttersprache Gebete, dort spendete der unermüdliche geistliche Rath einem Sterbenden die Tröstungen der Religion; da hörte man einen verwundeten Familienvater den heillosen Bruderkrieg verfluchen, der ihn gegen seinen Willen den Seinigen entrissen; dort Versöhnungsworte Zweier, die sich kurz vorher noch als Feinde gegenübergestanden und sich nun, von gleichem Schicksale betroffen, als Freunde die Hände drückten. Einen unvertilgbaren Eindruck aber machte auf mich eine Nachtscene ganz eigenthümlicher Art. Ein herzzerreißendes Weinen und Schluchzen eines an einer Schußverletzung Leidenden übte auf alle Anwesenden einen merkwürdigen Einfluß. Es ist unmöglich, diese Jammertöne zu beschreiben, ich war der Meinung, sie müßten das härteste Gemüth erweichen. Da rief plötzlich ein jetzt noch im hiesigen Lazareth sich Befindender um Hülfe. Ein Elender hatte sich beutesuchend herangeschlichen und versuchte dem armen Schwerverwundeten, den er für besinnungslos hielt, die Stiefel abzuziehen. Leider entkam er unter dem Schutze der Dunkelheit. Als ich endlich erschöpft von der Anstrengung mein Lager aufgesucht hatte, ward ich bald wieder mit der Meldung aufgeschreckt, daß ein Soldat, der von einem vergifteten Brunnen getrunken, schleunigst ärztliche Hülfe bedürfe. Ein Vergiftungsfall ist in der Regel an sich schon ein casus fatalis für den Arzt; allein ich erwog auch noch die Gefahr, welche hier möglicher Weise für Unschuldige, ja für die ganze Stadt erwachsen könnte, wenn die Rachelust einer zügellosen Soldatenhorde dadurch aufgestachelt würde, und beflügelte deßhalb meine Schritte nach dem mir bezeichneten Orte, wobei ich zugleich in meinem Gedächtniß alle erdenklichen Gegengifte Revue passiren ließ. An Ort und Stelle angekommen, fand ich den armen Teufel allerdings in einem üblen Zustande, allein durch gründliche Nachforschung wurde bald ermittelt, daß das vermeintliche Gift nichts anders war als eine etwas exzentrische Wirkung des „Rakoczy“. Der gute Mann hatte seinen ausgehungerten Magen nicht nur mit den verschiedenartigsten Speisen und Getränken vollgepfropft, sondern auch noch ein erkleckliches Quantum Rakoczy darauf gesetzt. War es demnach ein Wunder, daß der durch die Beunruhigung seines Gebietes ergrimmte Quellengeist solche Profanirung seines edlen Trankes rächte? Durch ein bekanntes Mittel erfolgte jedoch sofortige Entgiftung. Am frühen Morgen des andern Tages ward mir eine angenehme Ueberraschung: ein Tumult auf der Straße hatte mich an's Fenster gelockt, und da sah ich meinen ehrlichen Braunen, der in treuer Anhänglichkeit an mich oder an seinen Stall, ohnerachtet man mit der Peitsche jämmerlich auf ihn loshieb, keinen Fuß rühren wollte, um an dem Hause vorüberzukommen. Ich machte sofort mit Erfolg meine Eigenthumsrechte geltend, was mir aus oben erwähnten Gründen wenig Schwierigkeiten verursachte.

Logogryph.

Das erste Zeichen weich,
So möcht' ich es wohl haben;
Das erste Zeichen hart,
So kann's ein Andrer graben.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 274 Montag, 19. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Mit einem abendlichen Zuge am bestimmten Tage kamen die Erwarteten an — Ferdinand empfing sie auf dem Bahnhofe und fuhr mit ihnen in einem bereitstehenden Wagen rasch durch den dunkelnden Abend nach Stettenheim. Es war Nacht, als sie ankamen; aber trotzdem war der erste Eindruck überraschend freundlich. In dem ovalen Gartensalon, dessen Thüre Johannes diensteifrig vor den Gästen aufwarf, flackerte ein Kaminfeuer, das bei der kühlen Abendluft des Maitags sehr wohlthuend war, und ließ seine bewegten Reflexe in den Geschirren aufblitzen, die auf dem runden Tisch in der Mitte zu einer ausgewählten kleinen Abendmahlzeit aufgetragen waren. Mathilde fand den Salon allerliebst und freute sich auf den Morgen, wo sie die Thüre in den bei der Dunkelheit nur in schwachen Umrissen zu erkennenden Garten werde offen stellen, und sich daran etabliren können. Der Präsident sprach von dem besseren Geschmack des vorigen Jahrhunderts, wo man noch so hübsche ovale Räume mit Marmorkaminen geschaffen, welche Letzteren in den Frühlings- und Herbstübergangszeiten so überaus angenehm seien. Ferdinand machte seinen Gästen die Honneurs in einer Weise, welche ihn sehr mit sich selber zufrieden sein ließ, und war so glücklich, seine Braut unter dem zu sehen, was er bereits sein eigenes Dach zu nennen begann, daß er sich endlich, als man sich getrennt, in höchst befriedigter Stimmung zur Ruhe legte, und in den Schlummer des Gerechten verfiel.

Als er erwachte, kehrte ihm freilich einige Beklommenheit über den weiteren Verlauf der Dinge zurück — aber er hatte nicht viel Zeit, ängstlichen Gedanken nachzuhängen. Es war nicht früh mehr. Und in der That, als er in eleganter Morgentoilette herunterkam und in den Salon trat, fand er den Präsidenten bereits unten vor dem Kamin sitzend, und eine mitgebrachte Zeitungsnummer vom vorigen Tage studirend.

Ferdinand entschuldigte sich, daß er seinen Gast allein gelassen, aber der Präsident fiel ihm ins Wort und sagte:

„Entschuldigen Sie sich nicht, lieber Ferdinand, denn im Frühaufstehen würden Sie doch nicht mit mir wetteifern können. Es ist immer meine Gewohnheit gewesen, sehr früh aus den Federn zu sein. Ich gehe dann, so lange Alles im Hause noch ruht, auf meine Entdeckungsreisen aus, und das habe ich auch heute gethan. Ich habe bereits Inspektion gehalten über Ihre sämmtlichen Felder, Wiesen und Weiden. Ich mache Ihnen mein Kompliment darüber. Ich sehe, Sie haben den fruchtbarsten Boden, den man sich denken kann, eine gemischte Ackerkrume, wie sie der Oekonom sich wünscht. Auch scheint mir die Behandlungsart und das System des Fruchtwechsels, über das ich mich mit Ihren Leuten auf dem Pachthofe unterhalten habe, sehr verständig. Nur mit der Berieselungsart Ihrer Wiesen bin ich nicht ganz einverstanden."

Der Präsident verbreitete sich jetzt über die verschiedenen Theorien, die Wiesennarbe zu behandeln und zu befruchten, wobei Ferdinand Anfangs ein wenig ängstlich zu Muthe wurde; er sah aber bald zu seiner Beruhigung, daß der Präsident viel zu sehr beflissen war, seine Kenntnisse zu entwickeln, um zu merken, wie bedauerlich lückenhaft die seines künftigen Schwiegersohnes in diesem Fache waren. Ferdinand hörte ihm geduldig zu und blickte dabei gespannt nach der Thüre hinüber, in der Erwartung, sie aufgehen und Mathilde erscheinen zu sehen.

Mathilde erschien dann endlich auch, gerade in dem Augenblick, als der Präsident begann, eine Theorie Liebigs, als deren entschiedenen Gegner er sich erklärte, in Grund und Boden zu sprechen, und während Ferdinand im Stillen darüber nachdachte, welchen Schlaftrunk er Abends diesem entsetzlichen Frühaufsteher beibringen könne; es war eine schreckliche Idee, ihn so ohne alle Kontrole und Aufsicht ganz seinem Untersuchungseifer überlassen in frühester Frühe umherschweifend zu denken! Mathilde erschien, im weißen Musselingewande, mit einem Morgenhäubchen, das ihr feines rosiges Gesicht hinreißend machte, so frisch und duftig, daß Ferdinand ganz bezaubert stand und sie anblickte und darüber vergaß, ihr die Hand, die sie ihm reichte, an die Lippen zu ziehen.

„Mein Gott, wie sehen Sie reizend aus, Mathilde!" sagte er.

„Ich habe auch vortrefflich geschlafen," antwortete

sie, während sie ging, den Vater zum Morgengruß auf die Wange zu küssen; „ich habe das Erstemal unter Ihrem Dache geruht wie eine Prinzeß, und Ihr Randberg hat nun völlig meine Eroberung gemacht — wie ist der Garten und das Gehölz, das ich von meinem Fenster im Morgenlicht übersehen konnte, so hübsch — gewiß sind auch eine Menge Nachtigallen in dem Gehölz drüben — und der hübsche See mit den Schwänen — wir müssen gleich hinaus an den See und in das Gehölz. Sie müssen mir das Alles zeigen, Ferdinand!"

„Gewiß, Kind," fiel der Präsident ein, „aber zuerst wollen wir frühstücken, der Realismus macht auch seine Forderungen geltend, trotz aller Nachtigallen und aller Schwäne tragenden Seen."

Das Frühstück stand bereits arrangirt und Johannes trug eben den Kaffee herein.

„Apropos," sagte der Präsident, indem er den für ihn bestimmten Fauteuil einnahm, „Du nanntest da eben Randberg, liebe Mathilde, und ich glaube mich auch zu erinnern, daß Sie Ihr Gut Randberg nannten, lieber Ferdinand — aber bei meinem Umherschweifen vorhin fand ich einen Meilenzeiger, dessen einer Arm direkt hierhin wies und dabei die Inschrift trug: „Nach Stettenheim!" — wie ist das — hat denn Ihr Gut zwei Namen: Randberg und Stettenheim?"

Ferdinand wechselte bei dieser unerwarteten Frage leicht die Farbe und blickte dann verwirrt in seine Tasse. Er hatte zu seinem Aerger Johannes ihn mit boshaft spöttischer Miene anblinzeln sehen, aber gerade der Aerger über den boshaften Menschen ließ ihn sofort seine Geistesgegenwart wieder finden, und mit bewundernswürdiger Fassung sagte er:

„Derartiges ist in dieser Gegend nicht ungewöhnlich; man nennt die Güter vielfach nach den Familien, welche sie besaßen und so dieses Stettenheim nach einer Familie von Stetten, später Randberg nach einem andern, jetzt ausgestorbenen Geschlecht, das eine Weile hier seßhaft war. — Stettenheim heißt es im Munde des Volkes," fügte er mit einem triumphirenden Blick auf Johannes hinzu.

„In der That?" fiel der Präsident ein; „das ist mir neu — ganz neu — sehr merkwürdig — der Name herrschaftlicher Güter pflegt sonst wenig Veränderungen unterworfen zu sein. Die Benennungen sind in den alten Lehensurkunden fixirt, in den Aufschwörungen und Landschaftsmatrikeln — nur bei den Bauernhöfen findet sich ein solcher Wechsel in Niederdeutschland, obwohl hier auch öfter der Besitzer den Namen des Hofes annimmt, als umgekehrt der Hof den Namen des Besitzers. Unsere Altvordern nahmen immer den Besitz als die Hauptsache, das Bestimmende — es war die Wehre, von der ja einer unserer Hauptgermanisten alles deutsche Rechtsleben und alle Institute des Familien- und Sachenrechts ableitet."

Der Präsident vertiefte sich in diese Materie jetzt so sehr, daß er zu Ferdinands großer Beruhigung die auffallende Thatsache vergaß, von der man vorausgegangen war.

Mathilde erklärte, daß sie den Namen Stettenheim viel hübscher finde, als Randberg, und bei jenem bleiben wolle. Johannes hörte diese Bemerkung nicht mehr, er war abgegangen, wahrscheinlich um schadenfroh seiner Baucis zu erzählen, wie der neue Gebieter in die Enge gerathen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.*)

IV.

Der Eilzug hielt auf dem Bahnhof in Schweinfurt. Wie war der still und leer im Vergleich zu jenem Tag, an welchem ich da die von den Lagern ins Feld ziehenden Truppen hatte ankommen und ausmarschiren sehen! Kein Mensch war mit mir ausgestiegen, Niemand fragte außer mir nach dem nach Kissingen gehenden Eilwagen, der doch sonst des Tags mehr als einmal fuhr. Aber nun war auch der eingestellt, und mir blieb nichts übrig, als zu Fuß zu den Schlachtfeldern des 10. Juli zu wandern. Wohl war der Weg schön und anmuthig durch das von frischem Oehmduft durchzogene grüne Wiesenthal der Wern, vorbei an stattlichen Orten und baumversteckten Mühlen, bis Poppenhausen, der Station, wo die beiden Hauptstraßen nach Kissingen, die von Werneck und die von Schweinfurt her, sich einen. Aber nicht der vielfach sich krümmenden Staatsstraße folgte ich, sondern der nähern Weg sich suchenden Telegraphenleitung, welche mich bald hinter Ehrlingshausen auf die Höhe führte, von welcher ein überraschender Erstlingsblick auf den ganzen Gebirgskranz der Rhön und vor diesem auf das Saalthal, in dem Kissingen ruht, sich aufthat. Aber noch sah ich letzteres selbst nicht; die Ruine der Bodentaube hielt es verdeckt. Aber ich schaute doch bekanntes, einst gern durchwandertes, in der Erinnerung stets geliebtes Land, und jetzt schon, ehe ich noch an den blutgedüngten Stätten selbst stand, faßte es mich mit tiefer Wehmuth ob dieses Wiedersehens an. In Reiterspies, dem freundlich der Bodentaube zu Füßen gelegenen Dorfe, machte ich noch eine kurze Rast, um mir auch da von den unliebsamen Gästen, welche hier namentlich den Wein- und Biervorräthen des Wirthshauses übel mitgespielt, erzählen zu lassen. Dann, als es schon dämmerte und oben ein starkes Gewitter über die Stadt hinzog, wanderte ich in Kissingen ein.

War es das alte, glänzende, rauschende Kissingen, dessen Straßen ich durchschritt, wo sonst um diese Zeit

*) Wegen Mangel an Raum konnten wir jetzt erst die Fortsetzung dieser Schilderungen, von denen die Fortsetzung III. in Nr. 226 der Erheiterungen enthalten, bringen.

noch der Neuankömmling an zehn, zwölf Häusern vergeblich klopfen durfte, bis er ein bescheidenes Stübchen fand, wo sonst in dieser Abendstunde von den hochgewölbten Bäumen des Kurgartens her die Musik erscholl und unter jenen selbst Alles, was hier von Glanz und Namen sich zusammengefunden hatte, auf und niederwandelte? oder war's eine Stadt der Todten, in deren Häusern das Leben erstorben, weil Niemand aus den fest verschlossenen Fenstern schaut, fast keine Seele uns begegnet? Doch, an den Brunnen dort, scheint doch etwas Bewegung zu sein; es ist wahrhaftig noch Abendkur, es spielt auch die Musik, allein wie matt und gedrückt ist Das alles gegen Das, was man sonst hier zu sehen gewohnt war. Nur Einzelne, meist wirklich Kranke, die unmöglich von den heilbringenden Quellen wegbleiben konnten, lassen sich aus diesen den stärkenden Becher reichen; man hat Platz, läuft nicht Gefahr, minutenlang unter den hohen Säulengängen warten zu müssen, bis der Strom der Auf- und Abwandelnden sich für den freien Durchgang lichtet.

Aber sonst sehe ich überall das Alte, nur die schönen Bäume sind, wo möglich, noch höher und dichter geworden, namentlich die Anlagen hinter dem Konversationssaal haben sich bedeutend verschönt, der alte schöne Rahmen ist da, aber es fehlt das alte lebensfrische, farbenprächtige Bild. Ich setze mich unter die grünen Bäume auf jene Bank, auf der ich einst so oft gesessen, und suche jenes alte Bild wenigstens in der Erinnerung aufzufrischen. Wie da die Gänge sich füllen, wie es da vorüberrauscht in Pracht und Stolz und Schönheit zum Stelldichein, das da die Fürsten wie die Geringsten von Europa sich geben! Dort wandelt ein Fürstenpaar — zweiundzwanzig Jahre führt mich meine Erinnerung zurück — auf und ab, er freundlich nach allen Seiten grüßend, sie in allen Reizen holder Weiblichkeit; der Kronprinz von Bayern mit der jungen Gattin ist's, nun ist seit Jahren schon das treue Herz gebrochen, und die königliche Mutter sucht in demselben Kissingen, das sie einst nur in Tagen der Freude und des Glückes gesehen, die armen Opfer jenes Tages auf, der über dieß Kissingen für lange Zeit einen Trauerflor geworfen hat. Oder ich sehe dort am Brunnen ein zartes, anmuthiges Fürstenkind spielen; die kleine Hand ruht vertraulich auf dem dunklen Kopf des prächtigen Neufundländers, der sie begleitet; neben ihr geht die Schwester, den blinden Gatten am Arm führend. Wer ihm's damals gesagt hätte, wie schnell Reiche stürzen, Kronen fallen können! Wer's an jenem Julimorgen Denen, die fast sorglos noch, wie sie alle Tage gewohnt, zum Brunnen gegangen waren, gesagt hätte, daß in wenigen Stunden unter diesen Bäumen das wildeste Kriegslager aufgeschlagen sei, unter diesen Kolonnaden Reih an Reih die Sterbenden liegen, in jenem Musikpavillon anstatt der heitern Weisen die letzten Seufzer so mancher treuer Soldatenseele gehört werden würden.

Rasch, furchtbar rasch war der Tag des Schreckens über das arme Kissingen gekommen. Man hielt es für unmöglich, daß hier ein Kampf stattfinden könnte. Noch am Montag hat eine Deputation im Hauptquartier zu Münnerstadt den bayerischen Feldherrn, von einem solchen abzustehen. Sie ward abschlägig beschieden. Die Bayern nahmen Aufstellung am linken Saalufer. Wieder auf ungewohnten, ihnen unbekannten und doch prächtig gefundenen Wegen, geheimen Waldpfaden und Bergsteigen kamen die Feinde heran, vorsichtig sich nahend und deckend, nicht eher zum Angriff schreitend, als bis sie die Gewißheit hatten, daß ihnen dieser eben wieder leicht gemacht sei. Für unmöglich hielten es die Preußen, daß der Finsterberg, seine kahle Höhe am linken Saalufer, welche die ganze Thalbreite und alle jenseitigen Höhen beherrscht, von den Bayern unbesetzt sei; allein er war es, und damit trotz des tapfersten Widerstandes im Einzelnen der Sieg der Preußen, der Rückzug der Bayern entschieden.

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

(Von Professor L. Nohl.)

(Fortsetzung.)

Als das erste Werk Beethovens, das von entschiedener, weittragender Bedeutung ist, muß die eroica (1804) angeführt werden. Sie wurde bekanntlich in ihm schon 1798 angeregt, wo er, in jeder Beziehung Demokrat, den General Bonaparte zum Gegenstand seiner Verehrung erkoren hatte, denn in ihm sah er den Sohn der Revolution, den Helden antiker Art. Und als General Bernadotte als Gesandter der Republik nach Wien kam und in seinem Salon der Pariser Esprit, die Feinheit der Umgangsmanieren und der Geistreichthum durch einen unzuüberwältigenden Reiz die ganze Gesellschaft der Kaiserstadt versammelte, da kostete es nur eine kurze Ueberredung dieses Generals, Beethoven zu bestimmen, daß er dem Gegenstand seiner Verehrung, dem General Bonaparte, ein ewiges Monument durch seine Kunst setzte, und er that das in der genannten eroica. Welch' ein großer Geist weht durch dieses Werk! Wie herrlich glorifizirt gleich das erste Motiv den Helden, und muß es nicht ein großer Wohlthäter der Menschheit gewesen sein, um den solche Trauer anhebt, wie dieß der letzte Satz ausspricht? Seine sämmtlichen größeren Werke wurden durch geistige Vorgänge in ihm angeregt, und da und dort heftete er die Fäden seines Geistes an vorragende Punkte der Außenwelt an. Wer ihm ganz nachfühlen und nachdenken gelernt hat, ahnt im tiefsten Grunde manches seiner Werke, die plastische Ideenreihe, die sich bald an eine äußere Zuständlichkeit, bald an bestimmte Anschauungen des menschlichen oder des eigenen Lebens

anlehnt. Daß es ihm bei einer derartigen geistigen Verfassung nicht möglich geworden, dem in Wien beliebten Klingklang der italienischen Oper zu huldigen, liegt auf der Hand: er war in seinem Schaffen zu großartig und originell, um italienisch schreiben zu können. Das erste größere Werk, das er nach der eroica ausarbeitete, war ein Ballet, das von einem damals in Wien hochgefeierten Balletmeister und Tänzer bestellt wurde. Es trug den Titel „Prometheus"; dadurch wurde er zum ersten Male dem ganzen großen Publikum bekannt; denn öffentliche Akademien und Konzerte gab es in jener Zeit noch nicht. Vielleicht aber war gerade der Umstand, daß die Balletmusik ungemein gefallen hatte, die Veranlassung, daß Beethoven einige Zeit nachher eine öffentliche Akademie — eine der ersten, die gegeben wurden — veranstaltete, um dort sein neuestes Werk, das Oratorium „Christus am Oelberg" aufzuführen. Diese Komposition, bei der von einem besonders geistigen Gehalt nicht die Rede ist, datirt aus dem April 1803. Ihre Aufführung veranlaßte den Hofbankier und Intendanten der k. k. Oper bei Beethoven, die „Leonore" (später unter dem Titel „Fidelio") zu bestellen. Diese Oper ist neben den Mozart'schen Meisterwerken die vollendetste dramatische Schöpfung zu nennen, welche je ein menschlicher Genius zu Tage gefördert. Die tiefsten Saiten des inneren Lebens sind hier angeschlagen und der Angstschrei des gewaltigsten Seelenschmerzes klingt harmonisch aus diesen Tönen. Soll das blos Phantasie gewesen sein? Soll das herbe Leid der Menschenbrust blos von dem feinorganisirten Geiste während des Schaffens geahnt und nachempfunden worden sein? Oder kennen wir aus Beethoven's Leben Vorgänge, welche auf seine eigene Bekanntschaft mit diesem gewaltigsten Schmerz, den die Menschenbrust nur mühsam zu tragen vermag, hinweisen? Ihn, der mit einem so feinen musikalischen Gehör begabt war, wie es nur in den seltensten Fällen vorkam, befiel, da er 26 Lebensjahre zählte, eine Taubheit. Einst kam er erhitzt nach Hause, entkleidete sich schnell, trat an's offene Fenster und von dieser plötzlichen Erkältung datirt sein Leiden, die Quelle des gränzenlosen Leides, das ihn oft bis nahe an den Selbstmord brachte. Um so tiefer zog er sich nun in die Zauberblüthenwildniß seiner Einsamkeit zurück. Was ihm, dem von Taubheit Befangenen, die Gemeinschaft der Menschen nicht gewährte, flüsterten, rauschten ihm seine Stimmen zu, fühlte er in seine Instrumente hinein. Und wie Göthe in seinem Prolog zum Faust sagte:

„Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten,
Die fröhlich einst dem trüben Blick gezeigt,"

so haben die überstandenen Seelenkämpfe bei Beethoven die ganz ausgeprägten Motive zur C-moll Sinfonie gegeben. Diese Komposition stammt aus der Zeit (Frühjahr 1801), wo Beethoven die junge braunlockige Gräfin Giulietta Guicciardi liebte. In ihr hatte er ein Herz gefunden, das ihn mit all seiner Lust und seinem Leid verstand, ein Herz, das für ihn geschaffen zu sein schien. Diesem Liebesglück entsprang die Cis-moll Sonate, die wegen ihres duftigen, tiefpoetischen Inhalts unter den Namen „Mondschein-Sonate" bekannt ist, eines der schönsten Gedichte, das je auf die Liebe gemacht wurde. Als Beethoven gestorben war, fand man ihre Briefe in dem geheimsten Fache seines Schreibtisches. In dieser seligen Zeit machte er seinem Freunde Wegeler die Mittheilung: „Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder — — — diese Veränderung hat ein liebes, zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heirath mich glücklich machen könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

[Erblinden der Kinder im Walserthale.] Nicht sehr weit von Lindau, im vorarlbergischen Walserthale erblinden die Kinder seit etwa zwei oder drei Jahren, sobald sie das fünfte oder sechste Lebensjahr erreichen und zwar fast ohne Unterschied, bleiben auch blind, wenn nicht frühzeitig ärztliche Hülfe gesucht wird. Vor etwa acht Tagen brachten sechs Mütter aus jener Gegend ihre Kinder in die Augenheilanstalt des Herrn Professors Rothmund zu München in ärztliche Pflege, und es scheint diese Krankheit bereits endemisch in diesem Thale geworden zu sein. Eine dieser Frauen, um die muthmaßliche Ursache befragt, meint, es könne wohl nach ihrem Dafürhalten keinen andern Grund geben, als den, daß sie ihren Häusern gegenüber so viele große Schneeberge haben, welche bis gegen Juni hin mit ihrem weißen glänzenden Scheine das Auge äußerst lästig blenden. Mag sein, allein in diesem Falle würde sich solcher Einfluß wohl schon früher gezeigt haben.

Charade.

Die Erste führt oft meilenweit,
Freund, Bruder, Liebchen weg.
Die Zweite schafft meist Herzeleid
Auf unserm Lebenssteg.
Das Ganze trug sich kürzlich zu,
Wie ihr noch sicher wißt;
D'rum denkt ein wenig nach mit Ruh,
Und sagt mir, was es ist.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 275 Dienstag, 20. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück reichte Ferdinand Mathilde den Arm, um ihr Hof, Garten und Gehöfz zu zeigen. Mathilde war so heiter, so zufrieden mit Allem, was sie sah, so geneigt mit ihrem Geliebten von hundert andern Dingen als seinen Gutsverhältnissen zu plaudern, daß Ferdinand ganz vergaß, daß er überhaupt eine Rolle spiele — nur am Ende, als Mathilde in gar zu großen Jubel über eine prächtige Gruppe alter Eichen am kleinen See ausbrach, wo Ferdinand ihr eine Mooshütte hinbauen lassen sollte, und wie sie überhaupt für hübsche Seen zu schwärmen begann, fiel ihm schwer auf's Herz, daß Randberg keinen Weiher, auch nicht den kleinsten Teich habe, und daß er anfange, mit seinem Gut zu viel Ehre einzulegen — Mathilde verliebte sich ja förmlich darin, und das war viel mehr als er verlangte!

„Stettenheim hat doch aber auch seine Schattenseiten, liebe Mathilde," sagte er, „es liegt im Winter sehr dem Ostwinde ausgesetzt und dann ist es kalt."

„Im Winter! Wie könnte man an diesem sonnigen Maitage an den Winter denken! Dafür sind die schönen Marmorkamine da!" rief Mathilde aus.

„Und das Haus ist doch eigentlich zum Bewohnen sehr unbequem angelegt," fuhr er fort, „so altväterisch — die Zimmer duech Korridore getrennt, mit so vielen Treppen — und dadurch geht so viel Raum verloren."

„Brauchen wir denn so viel Raum?" fragte Mathilde, die Hand auf Ferdinand's Schulter legend und ihn zärtlich ansehend.

Er sah sie lächelnd glücklich wieder an, und küßte die Hand, die er von seiner Schulter niederzog; dann sagte er:

„Mein Wunsch ist aber, meine kleine Perle in einem viel schöneren Schmuckkästchen unterzubringen, als dieß Stettenheim da — ich träume mir ein ganz anderes, viel besser und sorglicher hergerichtetes Haus, in das ich Dich führen kann, um immer darin zu wohnen."

„Das möchte zu viel Schmuck und Pracht für eine so kleine Perle werden — nein, nein, ich bin mit Deinem hübschen Landsitz so zufrieden, Ferdinand, daß ich es ganz so will, wie es jetzt ist, und Du darfst auch nichts daran verändern; versprich mir das — hörst Du?"

„Doch eine Mooshütte darf ich Dir bauen?" fiel Ferdinand mit einem beklommenen Lächeln ein.

„Eine Mooshütte, ja — das darfst Du!"

„In die wir uns zurückziehen, wenn wir finden, daß Stettenheim zu viel Raum hat! Und — wäre es nicht eigentlich genug, wenn wir überhaupt nur eine Mooshütte hätten?"

Mathilde lachte hell auf.

„Ich glaube, Ferdinand, Du wärest der rechte Mann, es lange in einer Mooshütte auszuhalten — und es ist ein komischer Sprung von dem Feenschloß, das Du Dir eben für mich erträumt hast, zu einer simplen Mooshütte!"

„Doch ein natürlicher an Deiner Seite, meine kleine Braut! Was kommt darauf an, wo man wohnt, wenn man sich lieb hat?"

„Nun, ich meine, doch immer etwas; ich habe mir immer solch' ein solid eingerichtetes, hübsch altväterisches Haus mit weiten Räumen und Korridoren wie Stettenheim gewünscht, und daß Du gerade es hast, wer weiß, wie viel Dich das bei mir höher stellt, als wenn Du bloß der arkadische Inhaber einer Mooshütte wärest — ich rathe Dir, das nicht genau zu untersuchen."

„Kleine Bosheit!" antwortete er lächelnd.

Ich muß schon etwas auffinden, was ihr dieses Stettenheim etwas fatal macht, dachte er dabei im Stillen, während er den Arm seiner Braut in den seinen legte.

Sie schritten dem Hause wieder zu, in dessen Nähe der Präsident zurückgeblieben war. Ferdinand war nicht ohne Unruhe, auf was dort sein Untersuchungseifer gefallen — er sagte sich, daß dieser Schwiegervater doch eigentlich just die Persönlichkeit sei, welche sich am allerwenigsten zu der kleinen Komödie eigne, die er zu spielen begonnen, und er wäre wohl herzlich froh gewesen, wenn der gründliche Herr wenigstens durch ein kleines Regenwetter oder etwas Aehnliches abgehalten worden wäre, sich so viel draußen umherzutreiben.

Ich will ihn in die Bibliothek bringen, dachte Ferdinand, vielleicht verbeißt er sich da in irgend einen Quartanten und wird unschädlich darüber!

Digitized by Google

Als sie dem Hause nahe gekommen, schritt der Präsident ihnen entgegen.

„Sie haben einen merkwürdig groben alten Gärtner, lieber Ferdinand," sagte er ein wenig erhitzt; „ich fand ihn beschäftigt, Obstbäume zu pfropfen, und als ich ihm auseinandersetzte, daß man eine viel praktischere und sichere Art der Veredelung durch Okuliren habe, versetzte er, daß der Herr es so haben wolle, und daß sich fremde Leute nicht hineinzumischen hätten. Meine Bemerkung, daß ich der künftige Schwiegervater des Herrn Lindenschmidt sei, nahm er mit der spöttischen Bemerkung auf, er kümmere sich weder um den Herrn Lindenschmidt, noch dessen Schwiegervater, und werde die Sachen machen, wie er es verstehe und gewohnt sei! Dabei wandte mir das Original den Rücken zu!"

Der Präsident war durch diese Verletzung und Mißachtung seiner Würde offenbar auf's Tiefste beleidigt.

Ferdinand war nicht wenig erschrocken. Erröthend ließ er Mathildens Arm fahren und sagte:

„Erlauben Sie mir dann, daß ich dem groben Menschen sofort einen Verweis ertheile — ich hätte ihn wegen seiner Ungeschiffenheit in der That schon längst fortgejagt, wenn er nicht ein so guter Arbeiter wäre."

Damit eilte Ferdinand davon, um weiterer Erörterung zu entgehen und — nicht zum Gärtner, sondern, um Johannes aufzusuchen.

„Johannes", sagte er lebhaft, als er diesen in der Küche gefunden, und ihm ein Geldstück in die Hand drückend, „ich bitte Sie um Gotteswillen, den Gärtner besser zu bearbeiten; der böse alte Mensch verdirbt uns sonst das ganze Spiel."

Johannes zuckte die Schultern.

„Mit dem ist nicht viel zu beginnen," sagte er; „er ist ein eigensinniger Mann, der hier im Dienste grau geworden, und der mir mit einem Fluche antwortete, als ich ihm vorgestern die Sache klar machen wollte. Aber der Paul ist nicht das Schlimmste bei der Geschichte, Herr Lindenschmidt — das Schlimmste ist, daß der Herr Präsident ein gar so lebhafter Herr sind, und ihre Nase in Alles stecken. Heute am frühen Morgen sind sie schon Gott weiß wo gewesen, und haben die Pächtersleute ausgefragt, als ob sie im Verhöre wären, nach dem Sauerkraut, das sie einmachten, und nach der Milch, die jede Kuh gäbe und wie viel Kälber geschlachtet und wie viel verkauft würden und weiß Gott was Alles. Der Pächter sagte, wenn der Herr Präsident ihn noch einmal so wie ein Brennerei-Kontroleur überfalle, werde er ihm die Thüre weisen."

„Um Gotteswillen," rief Ferdinand aus, „beruhigen Sie die Leute, Johannes — ich bin ein unglücklicher Mensch, wenn Sie mich stecken lassen — ich verstehe es nicht, mit diesen Leuten zu reden — sagen Sie ihnen, daß ich ihnen allen einen freien Tanzabend und dazu vollauf zu trinken geben werde, wenn der Präsident glücklich abgezogen ist — es ist freilich sehr schlimm, daß der Präsident ein so neugieriger unruhiger Mann ist — ich kannte ihn so nicht — aber was ist nun zu machen? Sie müssen den Leuten goldene Berge versprechen, dann wird's ja gehen, vergessen Sie Niemanden dabei, wir sind vor dem letzten Schweinehirt nicht sicher, der Präsident ist im Stande, in herablassender Laune ihm die wichtigen Prinzipien der Eichelmast beizubringen!"

„An mir soll's nicht liegen, Herr Lindenschmidt," versetzte Johannes lächelnd — und Ferdinand eilte davon, zu sehen, was der Präsident unterdeß zu treiben begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.

V.

Wir sind neulich belehrt worden, daß es seit der Schlacht von Königgrätz höhere politisch-diplomatische Absicht gewesen sei, keine entscheidenden Erfolge gegen Preußen zu erringen und darum „so manche schon errungenen Vortheile nicht zu benutzen, so manche Positionen aufzugeben".

Nach diesen freilich schwer zu beurtheilenden Direktiven scheint man denn auch in Kissingen verfahren zu sein: oder war es vielleicht eine richtige Auffassung der dort gegebenen strategischen Kombinationen, welche bei dem offenen, nach allen Seiten hin zugänglichen Terrain eine sehr sorgfältige Wahl der Vertheidigungspunkte und ein viel genaueres Abwägen der eigenen Truppenstärke zu der des Feindes nöthig machten, wenn man nur den Sinnberg, und nicht, wie schon erwähnt, die viel wichtigeren Positionen des Finsterberges und der Bodenlaube mit Geschützen besetzte, deren über 30 eine Stunde weit vom Kampfplatz entfernt ganz unthätig an der Straße nach Schweinfurt standen, oder wenn man nur 4000 Mann gegen ein Armeekorps von 30,000 kämpfen ließ, während man doch in kurzer Zeit eine namhafte Verstärkung herbeiziehen konnte?

Genug, der Kampf mußte unter solchen Verhältnissen, trotz aller gerade hier wahrhaft bewundernswerth bewährten Tapferkeit und Heldenkühnheit der Einzelnen, schon im Anfang zu Gunsten des Feindes entschieden sein. Um 8 Uhr Früh nahm er seinen Anfang; ein furchtbares Kleingewehrfeuer die Saale hinüber und herüber war seine Einleitung; die Häuser auf beiden Seiten tragen seine Spuren. Bald mischte sich der gewichtigere Donner der schweren Geschütze darein. Vom Sinnberg fiel der erste Kanonenschuß von bayerischer Seite, dem rasch ein zweiter und dritter auf die sofort auf der gegenüberliegenden Höhe auftauchende preußische Kanone folgte, der dieser 4 Pferde und 10 Mann

Digitized by Google

kostete. Auch hier scheint die bayerische Artillerie viel sicherer als die preußische geschossen zu haben; von letzterer aber hörten wir allgemein anerkennen, daß sie die Absicht hatte, möglichst die Stadt zu schonen, während die bedeutend größern Zerstörungen an den Häusern des rechten Saaluferś auf Rechnung der bayerischen Kugeln kommen.

Es ist bekannt, daß die Preußen den Brückenübergang über die Saale, welcher von den 12pfündern des jungen Lieutenants Halder musterhaft vertheidigt wurde, nicht so schnell, als sie vermutheten, forciren konnten und darum der preußische General Umgehung der Stadt befahl. Die Brücke oberhalb der großen war abgebrochen; auch mit dem viel weiter unterhalb befindlichen hölzernen Steg an der Lindleinmühle war Das geschehen, aber die Grundbalken desselben hatte man ganz sorglos stehen lassen, so daß natürlich nun die Preußen, welche vom Staffelberg aus den Altenberg überstiegen und so an jenen Steg gelangten, ganz einfach nur Bretter von den in der Nähe befindlichen Wirthstischen abzureißen und jenen zu überbrücken hatten, um beim Hotel Sauer den Bayern in den Rücken zu fallen und dort einen mörderischen Kampf zu entspinnen. Das Rückzugssignal mußte gegeben werden; Schritt für Schritt nur weichend erreichten die Bayern den Kirchhof, um hier noch einmal mit höchster Todesverachtung den blutigen Streit aufzunehmen. Als auch der erstürmt war, zog sich die arg zusammengeschmolzene tapfere Schaar auf der Straße nach Winkels und Rüdlingen zurück, um dort den zweiten Akt des Unglücksdramas dieses Tages auszufechten. Kissingen war in der Gewalt der Sieger. Daß diese der vielgerühmten Mannszucht des preußischen Heeres nicht viel Ehre machten, ist längst konstatirt. Kissingen und Frankfurt sind zwei Rostflecken auf dem Kriegsschild der Mainarmee. Es können allerdings Entschuldigungen vorgebracht werden; ich habe solche von schwer betroffenen Einwohnern selbst gehört, daß beim Einquartieren ziemlich stürmisch verfahren wurde, daß die Hungrigen und Durstigen mit allen Vorräthen rasch aufräumten, daß sie hier und dort Wäsche und ihnen nothwendige Kleidungsstücke fortnahmen, fand man ganz erklärlich; aber zum frivolen Zerstören einzelner Läden, zu förmlichem Plündern und dergleichen Ausbrüchen rohen Soldatenübermuthes war nirgends Recht und Veranlassung gegeben. Wir könnten hier traurige Einzelthaten, eine ganze, namhafte Summen entzifferbe, amtlich erhobene Verlustliste aufführen, aber auch zur Wahrheit und Ehre Einzelner konstatiren, wie der oder jener Offizier, oft sich selbst gefährdend, dem wüsten Treiben der trunkenen Soldatenhorde Einhalt zu thun versucht und auch gethan hat. Von dem Elend und der grausenhaften Unheimlichkeit jener Nacht des 10. auf den 11. Juli soll nach alle Dem, was uns erzählt worden, eine Beschreibung schwer sein.

Der Kurgarten war ein Heerlager. Die Kolonaden und der Konversationssaal war Ein Spital. Großes hat auch hier die barmherzige Liebe geleistet, aber auch hier ist vielleicht über Die, die still und ohne Hervordrängen und Gepränge am meisten gethan haben, das Wenigste gesagt worden. Nicht die Damen der fremden Aristokratie allein, welche allerdings hülfreich herbeieilten, aber in der Requisition ihrer Verband- und Verpflegmittel hier und da etwas nach dem Prinzip des heiligen Krispin verfuhren, sondern auch das schlichte Kissinger Bürgersmädchen, die einfachste Hausfrau haben vollauf ihre Pflicht gethan, wenn sie auch einem auf dem Schauplatz der traurigsten Prosa so poetisch gefärbten Auge, wie das des Berichterstatters im „Daheim“ war, der sich nur ein Paar Stunden aufgehalten haben soll und dann ganz und gar von Einer Sonne geblendet schien, entgangen sind. Gleiche Sorge, wie den noch Lebenden, wandte man den Todten zu, sie an den Stätten, da sie gefallen und oft haufenweis gethürmt lagen, aufsuchend, ihnen das Grab in fremder Erde bereitend. Den ersten Tag begruben die Kissinger Bürger mehr als 400, die folgenden 60—70 u. s. w.; aber wenn man auch mit größtem Eifer nach Verwundeten und Vermißten suchte, so mag doch Mancher langsam hingesiecht sein und jene traurige Scene, da man am 14. Juli noch unter preußischen Leichen im Kornfelde einen in sitzender Stellung an einem Baum lehnenden Verwundeten die heisere Frage thun hörte: „habt ihr Brod?“ war vielleicht kein vereinzelter Vorgang.

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

(Von Professor L. Nohl.)

(Fortsetzung.)

Die Familie seiner Geliebten war Anfangs des 18. Jahrhunderts aus Modena nach Wien gekommen, hatte sich dort im Staatsdienst verdient gemacht und war aus diesem Grunde gegraft worden. Wie es aber bei so jungem Adel gewöhnlich der Fall, hielt die Familie desto eifersüchtiger auf die „Reinhaltung“ des Standes. Beethoven gab in Giuletta's Hause Anleitung in der Musik und da gab es genug Gelegenheit, sich in das sechzehnjährige Mädchen zu verlieben. Sie war aber schon so gut als versprochen mit dem siebenzehnjährigen Grafen Gallenberg, doch liebte sie diesen „Amant“ wenig, während sie dagegen für Beethoven wirklich innige Neigung zu empfinden schien. Und wie er sie liebte, mit ganzem Herzen liebte, das spricht eben jene wunderbare Cis-moll Sonate aus, um welche die Geister des höchsten Glückes zu schweben scheinen. Das ist der schönste Liebesbrief, der je geschrieben wurde, voll Poesie, voll Gefühl, voll stolzen Bewußtseins. In opus 26 Variationen und Trauermarsch finden wir schon die Ahnung, daß das Mädchen

seiner Wahl ihm nicht mehr treu geblieben. Aus jenem Sommer 1801 datirten die anmuthige Pastoralsonate Nr. 28 und das Dreintett op. 29, eben so die Skizzen zu Christus am Oelberg. Im Winter, welcher diesem blüthenreichen Sommer folgte, wurde das Verhältniß auf das Andrängen der Eltern Giulietta's vollständig abgebrochen, und nun finden wir Beethoven in einem Seelenzustand, von dem wir uns nur wundern können, daß er von einer Menschenbrust getragen werden konnte. Er hatte geschrieben: „Leben kann ich entweder nur mit Dir oder gar nicht"; jetzt war die grause Wahl nothwendig geworden, und er versank immer tiefer in stillbrütende Schwermuth. In der Verzweiflung suchte er Trost bei seiner Freundin, der Gräfin Erdödy auf ihrem Gute Jedlersee im Marchfelde. Doch verschwand er aber plötzlich, und die Gräfin hatte geglaubt, er sei nach Wien zurückgekehrt, als ihn ein Bekannter des Hauses am dritten Tage in dem Gebüsche in dem entlegensten Theil des Parkes sitzend fand. Man knüpfte an diesen Vorfall die Vermuthung, er habe sich durch Erhungern den Tod geben wollen. Und als er sich aufraffte zu neuer That, als er seine Kräfte zu höherem Schaffen sammelte, da griff er in die eigene Brust, und in der D-moll Sonate op. 31 Nr. 2 malt er uns den Kampf aus, den er durchgefochten. Dieses Werk ist in der That mit dem Herzblut des Meisters geschrieben, und wenn er uns in den ersten Sätzen das schwere Lied, den titanischen Kampf mit dem Unglück und der Treulosigkeit vorführt, so spricht aus den Gegensätzen, die noch fehlen, himmlischer Friede und stillergebene Resignation.

Im Mai des Jahres 1802 war Beethoven nach Heiligenstadt, einem Dörfchen bei Wien, gezogen; dort fand er die Ruhe wieder in dem verlebten Umgang mit der Natur. Doch wie er noch zuweilen mit seiner Seele rang und wie die alten Wunden trotz alles Kampfes immer wieder aufbrachen, wie er nur mit Mühe die Selbstmordgedanken zurückdrängte, die immer wieder vor seiner leidenden Seele auftauchten, das zeigt das (am 6. Oktober 1802) verfaßte „Heiligenstädter Testament." Im nächsten Jahre vollendete er „Christus am Oelberg", die Aufführung der Kantate veranlaßte, wie schon mitgetheilt, die Bestellung der Oper „Fidelio" durch den Hoftheater-Intendanten Freiherrn von Braun. Im Herbst 1803 begann er mit der Komposition, es war an demselben Tage, an welchem seine „Giulietta" vor den Altar trat, um sich mit Gallenberg trauen zu lassen. Nun begreift man wohl, warum es ihm in so außerordentlicher Weise gelang, die Treue des Weibes zu feiern. Im Sommer 1804 vollendete er die eroica, die er im Winter angefangen hatte. Im nächsten Herbste nach vielen Kabalen Seitens der Italiener kam die Oper zur Aufführung. Sechs Tage vor derselben zogen die Franzosen in Wien ein und es ist darum nicht zu verwundern, daß die Oper nur einen halben Erfolg hatte. Denn wer behält in so aufgeregter Zeit das ruhig klare Verständniß für die Kunst? Beethoven lernte aus der Aufführung, er setzte sich mit dem Dichter zusammen, strich und strich, bis die Oper jene Knappheit erlangte, welche der dramatischen Wirkung unentbehrlich ist. Im Frühjahr 1806 wurde sie in der veränderten Form auf's Neue auf die Bühne gebracht. Nun finden wir den Meister wieder in Berührung mit Menschen, jetzt spielt die Geschichte zwischen Beethoven und Theresa Malvalli (siehe Morgenblatt der „Oester. Ztg." Mitte Okt. 1866).

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als eine seltsame Illustration zu den in Frankreich herrschenden Ansichten über den Kaiser Napoleon theilt die Londoner „P. M. G." mit, daß unter den Arbeitern von Paris die Sage gehe: Louis Napoleon sei bereits seit 14 Tage todt, und seine Rolle bei der Revue am 9. Nov. sei von einem wohlbekannten Zeitmacher gespielt worden. Drei Männer gibt es in Paris, welche Sr. Majestät auf das Haar gleichen — der eine ist der fragliche Zeitmacher, der andere ein Waldaufseher im Bois de Boulogne und der dritte ein Tanzwirth auf Mont Parnasse. Daß der Kaiser der Franzosen so schon bei Lebzeiten der Sage verfallen sollte, gereicht ihm gewiß zur Ehre, denn nur um bedeutende Persönlichkeiten pflegt sich ein Sagenkreis zu bilden; aber die Hartnäckigkeit, womit die Welt beharrt, seine lebendige Rolle als ausgespielt zu betrachten, und ihre Phantasie bereits mit den Einzelheiten der Sündfluth zu beschäftigen, die, dem allgemeinen Uebereinkommen gemäß, seinem Abtreten von der Weltbühne folgen soll, ist immerhin ein bedenkliches Zeichen.

Die Polizeidirektion in Kopenhagen hat unterm 6. Nov. den Verkauf der neuerdings als Damenartikel in den Handel gekommenen, aus Glas nachgemachten, mit Parfümerien angefüllten Weintrauben verboten, weil dieselben mit violet- und grüngefärbter, sehr viel Arsenik enthaltender Gelatine überzogen sind, welche bei leicht vorkommenden Unvorsichtigkeiten, namentlich bei Kindern, Vergiftungen verursachen können.

In Marseille hat Stevens einen neuen Planeten, den 91., entdeckt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 276 Mittwoch, 21. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Lindenschmidt fand den Präsidenten noch im Garten mit Mathilde auf- und abgehend.

„Ich möchte Ihnen jetzt die Bibliothek zeigen," sagte er, als er wieder bei ihm war — „vielleicht wird die Ansicht der kleinen Sammlung Sie bis zur Dinerstunde beschäftigen, die auf dem Lande immer ein wenig früh ist. Sie halten dann nachher wohl eine kleine Siesta —"

„O nein," fiel der Präsident ein, „die Stunden des hellen Tages soll man nicht verträumen; dagegen ruht sich wohl Mathilde von ihrer Morgenstreiferei nach Tische ein wenig aus, und ich denke, wir machen unterdeß einen kleinen Rundgang durch Ihre Gehölze, mein lieber Sohn!"

In den Gehölzen konnte kein Verräther lauern. Ferdinand war sehr einverstanden mit dem Gange und sagte deßhalb:

„Ich werde Sie mit Vergnügen da umherführen, so lange meine Kräfte aushalten — denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich an Elastizität und Spannkraft nicht gegen Sie aufkomme — ich bewundere Sie — wenn ich den Morgen um vier Uhr mich erhoben und bis sieben oder acht umhergestreift wäre, so hätte ich nach Tische das Bedürfniß zu schlafen wie ein Dachs."

Der Präsident lachte geschmeichelt laut auf:

„Ach ja, wir kennen das — wir von der älteren Generation sind eben andere Leute als Ihr Menschen von heute — wir sind nach andern Prinzipien erzogen, und während ihr uns beweist, daß diese Prinzipien unrichtig waren, zeigen wir Euch durch die That, daß wir zähere Naturen geworden als Ihr seid. Ich bin fünfzig Jahre alt, aber ich bin im Stande, in jedem Wetter und in jedem Temperaturgrad meine acht Meilen im Tage zurückzulegen."

Dem Himmel sei's geklagt! dachte Ferdinand.

Mathilde blinzelte ihren Papa ein Bischen schelmisch mit den Augen an, dann sagte sie:

„Väterchen, schneide nicht gar zu arg auf!"

„Was — Du glaubst mir nicht, Du nicht? Erinnerst Du Dich, wie ich im vorigen Herbst im Bade Kreuth —"

„Ach ja, ach ja, ich erinnere mich," fiel sie ihm lachend ins Wort, „schon deßhalb, weil, wenn ich mich nicht erinnerte, Du im Stande wärst, uns eine Probe Deiner unverwüstlichen Rüstigkeit geben zu wollen — und Du weißt, es ist mir doch immer ein wenig ängstlich dabei zu Muthe, wenn Du Dir so viel zutraust."

„Aber ganz unnützer Weise, das kann ich Dich versichern," versetzte der Präsident; „und nun, Ferdinand, führen Sie mich in die Bibliothek!"

„Hierhin," antwortete Ferdinand, indem er seinen Schwiegervater ins Haus führte, und dort durch den Salon ins Treppenhaus ging, wo er hinaufstieg, um dem Präsidenten in einem der oberen Räume die Büchersammlung seines Freundes zu zeigen.

Sie war in einem freundlichen nach der Sonnenseite liegenden Gemache untergebracht, dessen vier Wände sie ganz füllte. In der Mitte stand ein Schreibtisch, auf dem einige Bücher lagen, die noch unaufgeschnitten waren. Der Präsident betrachtete sie zuerst, indem er sagte:

„Wohl Ihre neuesten Ankäufe — lauter sehr gelehrte Sachen — Sanskrit-Forschungen — über die Sprache der Arier — ei, Sie haben mir ja nie verrathen, daß Sie sich mit solchen Dingen beschäftigen — aber das freut mich ja ungemein — nichts kann mehr interessiren als die Resultate unserer neuesten Forschungen über die Stammmutter aller Indo-Germanischen oder besser europäischen Idiome, über die Sprache des Urvolks der Arier — davon müssen wir uns noch ausführlicher unterhalten."

Dieser unglückliche Schwiegervater scheint just Alles zu wissen!" sagte sich Ferdinand erschrocken, er hörte den Namen Arier zum Erstenmal in seinem Leben!

„Aber ich will Sie jetzt nicht mehr aufhalten, fuhr der Präsident fort. Sie wollen zu Mathilden zurückkehren — gehen Sie nur, ich beschäftige mich hier schon allein — bis zum Diner geläutet wird, entbinde ich Sie aller Obliegenheiten des Wirths."

Ferdinand, der inne geworden war, daß er sich auf einem gefährlichen Boden in diesen vier Wänden befinde, ließ sich dieß nicht zwei Mal sagen und verschwand.

III.

Als er in den Garten zurückkam, war Mathilde nicht mehr da — sie war gegangen, ihre Toilette zum Diner zu machen.

Ferdinand hatte also volle Muse, einen Ueberblick über seine Situation zu machen. Er fand, daß sie schwieriger sei, als er sich gedacht hatte, und daß sie sich nicht sehr lange werde durchführen lassen. Seine Gäste waren noch nicht vierundzwanzig Stunden in seinem Hause, und schon zweimal hatte der Präsident nahe an der Entdeckung der Täuschung, die sich Ferdinand mit ihm erlaubte, gestanden — schon zwei Mal war der letzte in blutige Verlegenheit gerathen. Und mit der Beklommenheit, die ihn darüber erfaßte, wuchsen der Vorwurf seines Gewissens über seinen Leichtsinn, seine Unwahrheiten — er warf sich auf eine Gartenbank, indem er sich fragte:

„Soll ich nicht lieber, um mein Gewissen zu erleichtern, Mathilde in das, was ich gethan, einweihen? Sie wird mir verzeihen, wenn ich ihr sage, weßhalb es geschehen — und wenn dieser verzweifelte Schwiegerpapa hinter die Geschichte kommt, dann hätte ich sie auf meiner Seite; sie würde mir beistehen, ihn zu besänftigen. Besser wäre es gewiß — aber da ist ja Johannes, und ich muß ihn doch fragen, was er bei dem alten Paul ausgerichtet hat!"

Ferdinand eilte Johannes, den er über den Hof gehen sah, nach, und vernahm von ihm, daß der alte Paul wenigstens versprochen, dem Präsidenten ausweichen zu wollen. Dadurch beruhigt, wandte er sich den Arrangements der Mittagstafel zu, für die er selbst ein großes Bouquet im Garten pflückte. Wer ihn so emsig mit dem Ordnen der Blumen zu einem prächtigen Strauß beschäftigt gesehen, würde gewiß nicht geglaubt haben, daß er ein so arger Komödiant sei. Er selbst vergaß es darüber, und ging heiter seinen Gästen entgegen, als sie auf den Klang der Eßglocke im Speisezimmer erschienen — Mathilde in einem veilcherblauen Kleide, in dem sie aussah, wie die Königin Alles dessen, was veilchenblau ist!

(Fortsetzung folgt.)

Musikgeschichtliche Vorlesungen.

(Von Professor L. Rohl.)

(Schluß.)

Die Geisteskämpfe, denen er sich zu unterziehen hatte, sprach Beethoven — ähnlich wie es Göthe in seinem „Faust" gethan — in der C-moll-Sinfonie aus. Hier stellte er dar, wie ein gewaltiger Geist aus schwerem, schmerzlichen Ringen, wechselnd mit einem Aufblick nach oben aufgerichtet, in trübe Zweifelgänge zurückgezogen, sich endlich triumphirend in Kraft und Klarheit zum Sieg, zum freudenvollsten sichersten Hochgefühl erhebt. Auf dieses aufregende Geständniß einer im Leiden geübten, im Kampfe siegreichen Künstlerseele folgte die wunderreiche Pastoralsinfonie, das reizendste Bild des Friedens und der inneren Heiterkeit, über das sich ein Hauch stillvertrauender Religiosität lagert. Sie entsprang dem lieblichen Aufenthalt in Heiligenstadt. Wie Beethoven immer bestrebt war, Verbesserungen an seinen Werken vorzunehmen, zeigt ein Brief, den er an die Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig, welche die Partitur der Pastoral-Sinfonie gekauft hatte, schrieb. Dort sagte er: „Ich habe eine Anzahl kleiner Verbesserungen vorgenommen, die sich mir nach der ersten Aufführung aufgedrängt haben: man muß nicht so göttlich sein wollen, nicht hie und da an seinen Schöpfungen etwas verbessern zu können." Die äußere Lage Beethovens war gerade nicht glänzend und der Antrag des Königs Jeromino in Kassel, der ihn als Kapellmeister nach Kassel berufen wollte, wäre von ihm wahrscheinlich angenommen worden, wenn nicht Erzherzog Rudolf, der ihn besonders hochschätzte, sich mit andern Kunstfreunden verbunden hätte, ihn, den letzten Hort deutscher Tonkunst, durch eine lebenslängliche Rente in ihrer Mitte zu fesseln. So blieb Beethoven zeitlebens ohne Amt, in voller, verhängnißreicher Freiheit, sich ganz in sich zurückzuziehen, ganz seinen Ideen zu leben. Allerdings wurde diese Rente aber später durch das Finanzpatent von 4000 fl. auf 800 fl. herabgesetzt. Doch er verdiente sich ziemlich viel durch seine Kompositionen; sein Schaffen hatte eine praktisch vortheilhafte Wendung genommen und Verleger fanden sich in Unmasse. Doch wir kennen keine Note von Beethoven, die er des Gewinnes oder der Verleger wegen geschrieben hätte: was von ihm existirt, kann sein Genius verantworten. Im Jahre 1812 vollendete er die A-dur-Sinfonie, die in ihren Tönen das energischste Leid ausklingt, das aber allmälig durch eine göttliche Glorie verklärt wird und übergeht in brausenden Jubel, in endlose Freude. Diese Sinfonie ist das glänzendste Werk des Beethoven'schen Genius. Es steht aber auch da wie ein Prophet, der den Deutschen die kommenden Tage der Freiheit und des Jubels über die Erlösung von dem Joche der Fremdherrschaft mit begeisternden Worten verkündet. Die Vertreter der europäischen Staaten waren im Jahre 1814 in Wien zu einem Kongreß zusammengetreten, um die durch Napoleon zerrüttete Ordnung wieder herzustellen. Beethoven wurde aufgefordert, eine Siegessinfonie zu schreiben und er komponirte den „glorreichen Augenblick", und als die Musik unter Beethoven's eigener Leitung aufgeführt wurde, da war Alles still und voll Andacht, ein Publikum, etwa 6000 Köpfe zählend, war zugegen, wie noch nie ein Konzert es vor sich hatte, die Blüthe der Intelligenz aus allen Ländern; und wie nun der letzte

brausende Akkord verklang, und sich die Herzen lösten von dem gewaltigen Eindruck, den die Musik hervorgebracht, da erscholl donnernder Beifall und Beethoven wurde oft und oft gerufen. Damals hatte er wohl das lebhafteste Gefühl von der weithintragenden Wirksamkeit seines Geistes auf die Massen und er wurde sich in solchen Augenblicken gewiß seiner hohen Mission vollkommen klar bewußt. Beethoven war nun der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der in Wien versammelten Gäste, bei ihm wurde mehr antichambrirt, als in den Palästen der höchsten Herrschaften, Alles drängte sich zu ihm, Alles wollte mit dem berühmten Meister bekannt sein. Doch rasch ändert sich der Geschmack; es war für diese seine Verehrer ein zu großes Stück Arbeit, bei seinen Kompositionen zu denken und dem Tondichter in seinen Gedanken mit hingebender Aufmerksamkeit zu folgen: das konnte nicht in die Länge dauern; sie wollten Unterhaltung und diese zwar auf eine weniger anstrengende, bequemere Art. Der Rossinismus griff überall ein, er machte sich überall breit und wo die Halbheit und die Kraftlosigkeit geliebt wird, da kann Beethoven nicht bestehen: er wurde verlassen und vergessen und der Meister fällt in die alte traurige Existenz zurück, bis er schließlich in Kummer und Entbehrung elend zu Grunde geht. Zu dieser Zeit ging in seinem ganzen geistigen Wesen eine scharf bezeichnete Wendung, eine totale Aenderung vor, die Wendung zum Ueberirdischen, Transcendalen, jetzt lebte Beethoven ein Doppelleben, er ging und aß (oder auch nicht) unter Menschen, er lebte aber unter den Göttern. Die sehen ihn nun ganz allein stehen bis zu seinem Scheiden und in die lautlose Einsamkeit begleitete ihn nur sein liebedürstiges, von Liebe überfließendes, ächt religiöses Herz. Jetzt lebte er mehr als je in einer Welt voll Idealen, und in jene Zeit fallen alle die Erzählungen von dem „verrückten Musikanten", der ohne Hut mit zerrissenem Rock durch die Straßen Wiens dahin eilt, um vielleicht in einer elenden Kneipe ein Krügchen Bier zu trinken und eine Semmel — sein ganzes Mittagsmahl, das ihm seine Finanzen erlaubten — dazu zu essen. 1816 wurde eine Messe bestellt, sie sollte 1818 fertig sein und zur feierlichen Installation eines Bischofs dienen. Doch er konnte sie nicht beendigen, 1819 und 1820 war sie noch immer nicht fertig, erst im Jahre 22 erklärte er dieses Riesenwerk, die D-Messe, in welcher bodenlos tiefe Sehnsucht nach Auflösung den Grundton bildet, für vollendet. Sie kam auf Subskription heraus und da sich viele europäische Fürsten unter den Subskribenten fanden, wurde Beethovens Lage auf kurze Zeit etwas verbessert. In diesen Augenblicken der Erhebung gewinnt seine Seele die alte Schöpfungskraft und die neunte Sinfonie mit Chor wird geschrieben. Jetzt faßt er im höchsten künstlerischen Selbstverständniß alle Resultate seines Lebens zusammen. Riesengewaltig beschwört er die riesigen Mächte des vollsten bewegtesten Orchesters; sie müssen, dürfen ihn umscherzen und ihr tiefaufbrausender Sturm, wie der leichte Tanz ihres Scherzes trägt nur sein Verlangen, das sich in zarteste Sehnsucht, in den wehmüthigsten, schmelzendentsagenden Abschied auflöst. Und die Töne drängen aufs Neue immer gewaltiger, herausfordernder, bis die Riesenhymne anhebt „Freude, schöner Götterfunken!" und in den Worten „Hier stürzt nieder, Millionen!" die erhabenste Weihe, die kolossalste Kraft erreicht. Von da verläuft sein physisches Leben allmählig ersterbend im Sande, es endete am 26. März 1827. Sein Geist aber blieb bis zum Tode frisch in Thätigkeit, denn Beethoven schrieb noch kurz vor seinem Hingang die letzten fünf Quartette, gewiß beredte Zeugen seiner ungebrochenen Schöpfungskraft. — In dieser Weise führte Dr. Nohl das Bild der erhabensten der deutschen Tondichter vor und eine tiefe Stimmung, das künstlerische Erzeugniß des klaren, wohlgeordneten Vortrags, hatte sich der ganzen Versammlung bemächtigt; uns aber interessirte vorzüglich, zu beobachten, wie wohl es dem Vortrag gelang, die gestellte schwere Aufgabe zu erfüllen, nämlich den vollen Mann, wie er leibte und lebte, scharf und bestimmt zu charakterisiren und zu entwickeln und seine Werke mit dem allgemeinen Geistesleben in Verbindung zu bringen.

Liebesmahnung.

Was Liebes je das Leben
Gelegt an Deine Brust,
Heg' es mit Gegenliebe,
Pfleg' es mit treuer Lust!

Recht wie die Jungfrau wartet
Ihr grünes Myrthenreis,
Wie sie die Ros' am Fenster
Begießt und pflegt mit Fleiß.

Wie Myrthenstrauch und Rose
Welkt Alles, eh' gedacht
Die Knospen und die Blüthen,
Die Herzen über Nacht.

D'rum heg' mit Gegenliebe,
Und pfleg' mit treuer Lust,
Was Liebes je das Leben
Gelegt an Deine Brust . . .

Eh' weinend zu den Todten
Den freudelosen ging,
Woran Dein Herz in rothen
Lenztagen selig hing!

Kunst und Literatur.

Die Novembernummer von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" enthält die Anfänge von zwei größeren novellistischen Beiträgen, welche in den folgenden Nummern fortgesetzt werden sollen: „Die Thalfrau," von B. v. Guseck und „Hänschen Siebenstern," von A. Glaser. Letzteres ist ein dem berühmten holländischen Schriftsteller van Lennep nacherzählter humoristischer Roman. Von den übrigen Beiträgen dürfte namentlich der Aufsatz „Ueber den Spiritualismus und seine Bekenner" von Max Perty Aufmerksamkeit erregen, da er die sämmtlichen mystischen Erscheinungen der neueren Zeit, vom Tischklopfen bis zu den Gebrüdern Davenport, behandelt. Klar und anziehend ist die Biographie Edward Gibbon's, des englischen Historikers, welche W. Heffner gibt. Auch die übrigen Beiträge verdienen Lob. Ganz besonders schön sind die Illustrationen in diesem Hefte, so die Ansichten von der Insel Philae, das Porträt Gibbon's und andere. Der Artikel aus New-York von Udo Brachvogel, welcher sich unter dem „Neuesten aus der Ferne" findet, gibt ein höchst anschauliches Bild des großartigen Lebens der Riesenstadt.

Mannigfaltigkeiten.

[Der atlantische Telegraph.] Die „Times" sagt: „Der Inhalt eines Frauenfingerhuts, sollte man meinen, werde kaum ein sehr mächtiges Instrument darstellen. Und doch, wie der Vorsitzende der Atlantic Telegraph Company uns meldet, war derselbe im Stande, eine der erstaunlichsten wissenschaftlichen Thaten zu vollbringen. Versuchsweise fügte der Ingenieur der Gesellschaft die Extreme der beiden Kabel, die sich jetzt durch das atlantische Meer erstrecken, zusammen, und bildete dadurch eine unermeßliche Schlinglinie von 3700 englischen Meilen. Dann that er einige Säure mit Stückchen von Zink und Kupfer in einen silbernen Fingerhut, und mittelst dieses einfachen Agens gelang es ihm, Signale die ganze Länge hindurch in wenig mehr als einer Sekunde Zeit zu geben. Wie unglaublich würde vor wenigen Jahren eine solche Notiz gelautet haben! In der That scheint die Einfachheit der Thatsache selbst Elektrizisten überrascht zu haben. Als zuerst ein Kabel über die ganze Breite des atlantischen Meeres gelegt wurde, vermuthete man, daß eine ungewöhnliche hohe Kraft erforderlich sein würde, um die elektrische Strömung mit gehörigem Erfolge durch eine solche Kabellänge zu treiben. Anfangs brauchte man daher eine Batterie mit fünfzig Zellen, und dann sogar eine Batterie von fünfhundert Zellen. Aber diese außerordentliche Kraft beschädigte nur das Kabel, und die Kompagnie arbeitet nun zwischen Valentia und Heart's Kontent mit einer Batterie von nur zwanzig Zellen. Die Entfernung und die Ausdehnung der Wasserlage (submersion) verursachen durchaus keine Schwierigkeit. Im Gegentheil, sie scheinen eher günstig einzuwirken. Das neue Kabel ist seit seiner Legung stetig besser geworden, und das alte Kabel ist besser als das neue. Die Guttapercha, und folglich die Isolirung, hat durch die Untertauchung gewonnen. Was die Distanz betrifft, ist es viel leichter, von Heart's Kontent nach Valentia (an der irischen Küste) zu telegraphiren, als von Valentia nach London. Je länger der Draht, desto schneller und sicherer in jedem Betracht die Versendung der Botschaft."

Man schreibt aus Wien, 10. Nov.: Die Herbst- und Winterjupons unserer Damen sind von den Waffen-Röcken der Soldaten gar nicht mehr zu unterscheiden, sie sind förmlich „Doppeltuch", haben farbige Aufschläge und selbst die Metallknöpfe rückwärts fehlen nicht. Zur Vervollständigung könnte noch die Nummer eingravirt sein. Soll diese stark hervortretende Mode die Vorläuferin der allgemeinen Wehrpflicht sein? Kriegslustig sind die Damen, der neue Ehescheidungsausweis konstatirt, daß unter 2100 Ehescheidungsklagen über 1600 von Frauen angeregt wurden, daß also der weibliche Theil der kampflustigere ist. Während die Straßen-Toilette den modernsten Institutionen sich anschmiegt, wird man im Balljaal zum Kostüme des Alterthums zurückgreifen. Im heurigen Fasching soll das von den Römerinnen des Alterthums getragene „Peptum" die Hauptrolle spielen. Die neue Mode nivellirt aufblühende und bereits verblühte Schönheiten, ob jung oder alt, jede Balleserscheinung ist für heuer — antik.

In einer Kirche Klagenfurt's ereignete sich dieser Tage eine eigenthümliche Scene: Es sollte nämlich eine Trauung stattfinden. Zu dieser Feier hatten sich viele Hochzeitsgäste und sonstiges Publikum eingefunden, Braut und Bräutigam, auch der Priester im Ornate waren anwesend. Da fällt dem Bräutigam plötzlich ein, seine Zeit sei noch nicht gekommen, um sich in das Joch der Ehe spannen zu lassen, er entfernte sich einfach und kam nicht wieder. Alles sah verdutzt darein und verlegte sich auf's Warten, bis ein vom Bräutigam geschriebener Zettel des Inhalts: „Heute sei mit der Trauung nichts", die Anwesenden belehrte, daß ihnen wohl nichts Anderes übrig bleibe, als nach Hause zu gehen, was endlich auch geschah.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 277 Donnerstag, 22. November 1866.

An Seine Majestät Ludwig II., König von Bayern.

Bavaria.

Stolz segelt auf dem Weltmeer der Geschichte,
Seit tausend Jahren schon ein festes Schiff,
Und ob es ank're, ob die Anker lichte,
Ob dort, wo dräuend starrt ein Felsenriff,
Wo immer hin die Fahrt es sorgsam richte,
Verhütet stets des Führers Rudergriff,
Daß nicht an einer grausen Klippenschwelle
In Trümmer dieser schöne Bau zerschelle.

Mit wilden Stürmen hat das Schiff gerungen,
Und manchmal jede Rettungshoffnung wich,
Doch aus den Stürmen fuhr es unbezwungen,
Weil nichts der Liebe und der Treue glich,
Womit bis zur Begeisterung durchdrungen,
Das Schiffsvolk kämpfte unerschüttertlich,
Weiteifernd, Hab' und Gut, und Blut und Leben
Für den geliebten Führer hinzugeben.

Urplötzlich bricht ein Sturm los über Alle,
Die sich in Schiffen auf das Meer gewagt,
Das mit der Brandung finsterm Wogenschwalle,
Der Masten höchste Spitzen überragt.
Der Abgrund gähnt gleich einer Leichenhalle,
Worin noch nie ein Sonnenstrahl getagt;
Die Schiffe beben in den tiefsten Fugen,
Und tausend Herzen, die auf ihnen schlugen.

Da schien in neue Richtung fortgetrieben
Mit andern auch das Schiff Bavaria,
Das feste Schiff, das unversehrt geblieben
In allen Stürmen, die es toben sah.
Es sollte niemals rettungslos zerstieben;
Vertrauend, wie's in alter Zeit geschah,
Der Führer läßt des Schiffes schlanke Lenden,
Von Sohnes Hand zum sichern Hafen wenden.

Recht, Wahrheit, Freiheit, vom Gesetz geboren,
Ein Sterngebild am hohen Himmelsdom,
Der edle Argonaut Sich hat erkoren,
Das Schiff zu lenken aus dem Wogenstrom'.
Treu blieben, welche Treue Ihm geschworen,
Bald schwand auch die Gefahr wie ein Phantom;
Vom Bangen Aller, die am Ufer standen,
Ersehnt, begann Bavaria zu landen.

Max hat gekannt das Schiff und die Gefahren,
Die lange meerdurchbrausend es bedroht,
Die Sterne, welche weise Schirmer waren,
Max kannte sie, der König, als Pilot,
Und auch sein treues Schiffsvolk, das in Scharen
Zur Rettung sich gedrängt in Schiffbruchnoth,
Bereit zu Opfern, die an jene mahnen,
Die es gebracht für Seine großen Ahnen.

Max schied von uns! Ihm hat das Herz gebrochen
Die Lage Deutschlands durch verhöhntes Recht;
Was mit dem Sohne sterbend Er gesprochen,
War geistiges Vermächtniß, groß und ächt.
Wenn Stürme an die Pforten Bayerns pochen,
Wird glorreich auch das lebende Geschlecht,
Wie die entschwundenen zu allen Zeiten,
Für den geliebten König Ludwig streiten.

Dem Weltmeer der Geschichte ist es eigen,
Daß oft im Abgrund schon ein Seesturm rauscht,
Von dem sich oben keine Spuren zeigen,
Der heimlich gährend, Unheil brütend lauscht.
Aus Gräbern werden Patrioten steigen,
Wird jemals Krieg für Frieden eingetauscht,
Die sich für Wittelsbach den Ruhm erwarben,
Weil treu sie kämpften, siegten oder starben.

Was Bayern seit Jahrhunderten erlebet,
Was Fürstenliebe für das Volk gethan,
Und für die Fürsten treu das Volk erstrebet,
Verkünd' ich treu auf der gewählten Bahn.*)
Dir, Ludwig, von des Vaters Geist' umschwebet,
Dir, edlem Sohn, von Maximilian,
Den treu wir lieben bis zum Grabesrande,
Dir, Ludwig, Heil, und Heil dem Vaterlande!

Friedrich Wilhelm Brückbräu.

*) Zur Erläuterung sei bemerkt, daß das vorliegende Gedicht einer uns eben zur Recension zugekommenen Broschüre entnommen ist, welche die Lebens- und Regierungsgeschichte bayerischer Fürsten aus dem glorreichen Hause Wittelsbach erzählen soll. Wir werden später auf dieses Werkchen noch zurückkommen.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Die Stirne des Präsidenten war ein wenig umwölkt; er aß schweigend seine Suppe; dann räusperte er sich und sagte:

„Erklären Sie mir lieber Ferdinand, wie kommt es, daß so viele von den Büchern Ihrer Bibliothek auf dem ersten Blatt den Namen Leopold Quellhorst tragen? Wer ist dieser Leopold, und wie kommt sein Name in Ihre Bücher?"

Ferdinand erröthete bis unter die Haarwurzeln.

Daran hatte er nicht gedacht, das nicht vorher untersucht — wie hätte er auch bei Leopold die abscheuliche plebejische Gewohnheit voraussetzen können, seinen Namen in die Bücher zu klecksen!

Erschrocken sah er auf, und sagte sich zugleich, daß der Präsident dieß Erschrecken wahrnehme.

In diesem kritischen Augenblicke kam ihm Mathilde zu Hülfe.

„Leopold Quellhorst — das ist ja Ihr Freund, Ferdinand, von dem Sie mir schon erzählt haben, sagte sie.

„Allerdings," fiel Ferdinand ein, „und da er auf Jahre in den Orient verreist ist, ohne für's Erste an eine Rückkehr zu denken, hat er mir seine Bibliothek zur Ergänzung der meinigen überlassen."

„In der That? sagte der Präsident trocken — „das ist ein großer Edelmuth!"

Ferdinand wollte erklärend hinzufügen: um eine kleine Schuld auszugleichen — aber er schauderte vor der allzugroßen Lüge zurück und schwieg lieber.

„Wie viel Bände haben Sie denn wohl von ihm erhalten?" fragte der Präsident weiter — „es müssen ziemlich viel sein!"

„Allerdings, allerdings," stotterte Ferdinand, „so einige Hundert."

„Wirklich ein vortrefflicher Freund," sagte der Präsident mit einem Tone, aus dem Ferdinand etwas sehr Ironisches herauszuhören glaubte. „Und da sein Name gerade in den Büchern steht, welche der Wissenschaft der Gegenwart angehören," fuhr der Präsident unerbittlich fort, „so deuten diese Werke wohl mehr auf die Richtung, welche die Studien Ihres Freundes genommen haben, als auf die Ihrigen?"

„Das thun sie allerdings, wie ich gern gestehe," rief Ferdinand aus, dem es eine wahre Erleichterung war, etwas ehrlich bekennen zu können — „ich will mich gern für einen völligen Ignoranten bekennen in Allem, was Sie vorhin so gütig waren, als mein Fach zu betrachten — ich verstehe von den indo-europäischen Sprachen so gut wie gar nichts — ich fürchte überhaupt sehr, daß Sie über die Lücken meines Wissens ein wenig erschrecken werden. Ich bin freilich bisher im Umgange und Verkehr mit Freunden, die ungefähr auf demselben Niveau standen wie ich, nicht darauf aufmerksam geworden, wie mangelhaft meine Studien sind; seit ich aber staunend sehe, welchen Umfang von gründlichen Kenntnissen in allen Dingen ein Mann haben kann, beginne ich mich ein wenig zu schämen."

Man sieht, Ferdinand fühlte bei der innern Genugthuung, die ihm ein „Bekennen" gab, so sehr seinen Muth zurückkehren, daß er sich bis zu einer Schmeichelei gegen seinen Schwiegervater verstieg.

Und der Schwiegervater war nicht der Mann, auf den eine kleine Schmeichelei nicht ihre Wirkung geübt hätte. Seine Stirne erhellte sich und er antwortete ermuthigend:

„Sie sind noch ein junger Mann, lieber Ferdinand, und in Ihren Jahren läßt sich viel nachholen; und zu dem wissen Sie, was zunächst nöthig für Sie ist, ganz ausnehmend gut — nämlich ein Gut zu verwalten!"

Ferdinand erheiterte dieß Kompliment nicht in dem Maße, wie seines den Präsidenten erheitert hatte. Das Gespräch stockte ein wenig. Als endlich die Tafel aufgehoben wurde, sagte der Präsident, die Bibliothek interessire ihn so, daß er vorziehe, auf ein Stündchen zu ihr zurückzukehren — und die verabredete Streiferei durch die Holzungen auf den Abend zu verschieben. Und damit wandte er sich, um zu den Büchern oben zurückzukehren.

„Aber wollen Sie nicht erst den Kaffee nehmen," fragte Ferdinand, ein wenig betroffen durch das veränderte Wesen des Präsidenten.

„Ueber ein Stündchen, lieber Ferdinand, über ein Stündchen," erwiderte der Präsident und entfernte sich.

„Was hat Dein Vater?" sagte Ferdinand erschrocken, indem er seiner Braut den Arm reichte, um sie in das Kabinet zur Linken zu führen, wo der Kaffee aufgetragen stand.

„Was er hat?"

„Nun ja, er ist offenbar sehr nachdenklich, seine Heiterkeit und Gesprächigkeit hat ihn völlig verlassen — siehst Du das nicht, daß er etwas hat?"

„Gewiß seh' ich das — er hat einfach Schlaf!"

„Glaubst Du?" rief Ferdinand erleichtert aus.

Ganz sicher. Du magst Dich fest darauf verlassen, daß wenn wir ihm nachgingen, wir ihn oben in seinem Zimmer finden würden, auf dem Sopha ausgestreckt und beschäftigt den Schlummer nachzuholen, den er sich am Morgen abgebrochen hat. Er ist kein solcher Riese, wie er sich stellt, oder besser wie er glaubt!"

Ferdinand athmete tief auf.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.

VI.

Es war ein trüber, regnerischer Morgen; demgemäß sah es auf dem ohnehin so leeren Kurplatz noch melancholischer als Abends zuvor aus. Ich begann meine Einzelwanderung und Besichtigung. Zuerst im Konversationssaal: sonst war er stets voll Menschen, namentlich an solchen Morgen, wenn's draußen unter dem dichten Blätterdach doch zu wenig Schutz gab: auf den ringsumlaufenden Divans saßen plaudernde, heitere Gruppen, vor dem offenen Flügel die oder jene, gute oder schlechte Dilettantin, um die Pause, welche die Musik draußen macht, zu erhaschen und auszufüllen. Jetzt ist es ausgeräumt, eine Barriere wehrt den Eingang, die Fenster sind geöffnet, um die frische, reinigende Luft Tag und Nacht einströmen zu lassen; allein es wird noch lange dauern, bis die dumpfe, miasmatische gebannt sein wird, welche da seit Wochen sich festgesetzt hatte, als da Kranke und Sterbende neben einander gebettet lagen; auf dem Fußboden sieht man viele abgehobelte Stellen, allein „Blut ist ein gar besonderer Saft"; es läßt sich so schnell nicht wegbringen, es dringt immer wieder durch. Im Konversationssaal haben also die Kurgäste für dieses Jahr nichts mehr zu suchen, und auch in den folgenden werden hinter den unfehlbar wieder kommenden und dort einziehenden glänzenden Gebilden die traurigen und todddurchschauerten dieser unglückseligen Tage immer wieder auftauchen: gehen wir zur Saline; dorthin fahren und gehen nach wie vor die Leidenden und Badenden. Aber auch dort haben wir nichts von dem sonstigen Gedränge zu fürchten. Wir halten uns auch nicht bei den verschiedenen, musterhaft eingerichteten Bädern, dem immer interessanten Sooteusprudel, noch in der am 10. Juli ebenfalls geleerten Restauration auf, sondern gehen auch da den Spuren jenes Kampftages nach. Den besten augenzeuglichen Bericht über die Vorgänge an der Saline hat seiner Zeit ein in der „Fränkischen Zeitung" veröffentlicher Brief der Gattin des dortigen Salinenbeamten gegeben; vor ihren Augen spannen sich furchtbare Einzelscenen jenes Dramas ab, wie sie auch unter den schwerst Betroffenen war; ein preußischer Hauptmann half selbst Alles verstecken und verschließen, und doch war nach der Schlacht Alles geleert und geplündert. Der Tapfern viele auf beiden Seiten sind auch dort gefallen. Dort war's, wo zwei bayerische Jäger, durch einen Holzstoß gedeckt, 40 Preußen niederschossen, dort fiel Hauptmann v. Schlagintweit. Am sogenannten Mooskreuz, einem mit Moos ganz überzogenen alten Kreuz in einem Fichtenwäldchen an der Straße nach der obern Saline fand ich sein zwischen zwei preußischen Offizieren gegrabenes, blumengeschmücktes Grab. Wenig Wochen zuvor, an jenem Tag des Ausmarsches aus den unterfränkischen Lagern, hatte ich ihn noch in der Fülle der Kraft auf dem Perron des Schweinfurter Bahnhofs ordnend und leitend gesehen, und nun war in dreifachem Opfer an einer Familie gezeigt worden, wie viel Elend und Jammer dieser Krieg in wenig Tagen über Unzählige gebracht hat. Auch den andern Gräbern auf dem stillen Waldplatz fehlte es nicht an frischen Blumenspenden; an den einfachen Holzkreuzen waren Zettel angeheftet, auf denen die Namen der dort Begrabenen und ein schlichter, frommer Vers darunter standen. Ich kehrte von der Saline zurück, längs des Flusses unter den schönen, schattigen Bäumen hingehend, bis man wieder nach Kissingen, zur großen Brücke kommt. An den Laternenpfählen dort sind immer allerlei Plakate und Anzeigen angeheftet; die meisten waren zerrissen, abgeweht; eine allein noch ganz unversehrt: „Bayerischer Hof, eröffnet im Mai 1866" und nun die Anpreisung alles Dessen, was den Kurgästen in dem glänzenden Hotel zu Gebote stand. Tragische Wandlung: nun ging ich in eben jenes Hotel, um mich von den furchtbaren Verheerungen und vandalischen Verwüstungen zu überzeugen, welche gerade es vor allen zu erleiden hatte. Mobiliar, Spiegel, Kandelaber, Alles war hier zertrümmert und ganz zwecklos und muthwillig zerstört, dem Besitzer und seinem Dienstpersonale die sämmtliche Garderobe geraubt. Auf 42,500 fl. ist amtlich der ihm zugefügte Schaden angeschlagen. Wie zur Sühne hatten die Preußen nun dort ihr Lazareth für ihre schweren Verwundeten eingerichtet. Der Besuch Fremder war laut an der Thüre angeschlagener Verfügung verboten; allein der preußische Oberstabsarzt willfahrte meiner Bitte den Zutritt auf die bereitwilligste, liberalste Weise. In drei Stockwerken, in den schönen, hohen Zimmern, in denen die reichsten Tapeten in Fetzen von den Wänden hingen, die wiederum fast alle auf der den Fenstern gegenüberliegenden Seite von Kugelspuren gezeichnet waren, lagen nun die armen Opfer jenes blutigen Sieges, welche noch nicht hatten weiter gebracht werden können, weil ihre Verwundung eben nur die Aussicht baldigen Todes oder wenigstens sehr später, äußerst langsamer Heilung zuließ. Man darf nur so ein preußisches Lazareth ansehen mit all seinen bis ins Einzelnste gehenden, namentlich in den Vorrichtungen, dem Kranken seine Lage leichter und erträglicher zu machen, erfinderischen und praktischen Ordnung, um wieder Respekt zu bekommen vor der bewundernswerthen Organisation, die dort alle Heereseinrichtungen durchdringt und der der Feind am wenigsten sein Auge verschließen darf. Katholische und evangelische Krankenpflegerinnen versahen den Wartedienst, barmherzige Schwestern aus Düsseldorf und Diakonissinnen aus Troyka; mit großer Freundlichkeit geleiteten sie mich von Krankenbett zu Krankenbett, für jeden Leidenden ein tröstendes Wort bereit habend, mit jedem freundlich plaudernd, wie die Schwester mit dem Bruder redet, oder da und dort die kaum erbetene Hülfeleistung rei-

chend, wie die Mutter dem kranken Kinde dient, und aus mehr als einem Munde hörte ich das Zeugniß: „Wenn der liebe Gott und die Schwester nicht wäre, ich wäre längst vergangen in meinem Elende!“ Gott segne alle die treuen Herzen, die in jenen Tagen in ihren kranken Brüdern so demüthig ihrem Heilande gedient haben!

Mannigfaltigkeiten.

[Vogl †.] Der österreichische Dichter Johann Nepomuk Vogl ist am 16. November in Wien im Alter von 64 Jahren an einer Lungenlähmung gestorben; er war der namhafteste österreichische Balladendichter und auch in lyrischen Dichtungen, die er unter den verschiedensten Namen herausgab, nahezu unerschöpflich.

[Recht amerikanisch.] In der italienischen Oper zu Paris spielte sich am Abend des 15. November ein ächt-amerikanisches Intermezzo ab. Es wurden, während man Crispino de la Comare aufführte, mit Einemmale zwei Herren in den Orchestersitzen immer lauter, bis sie endlich von ihren Sitzen aufsprangen und auf den Couloir hinauseilten. Plötzlich ein Schuß! wie Viele behaupten, mehrere Schüsse! Es hat einer der beiden Streiter einen Revolver herausgezogen und abgefeuert, ohne zum Glück Jemanden zu treffen. Der frevelnde Störer des Opernfriedens wurde sofort ergriffen und in sichern Gewahrsam gebracht, um einstweilen über den Kontrast zwischen der cis- und transatlantischen Zivilisation nachzudenken. Derselbe, hört man, soll ein Mexikaner sein.

[Mittel gegen Schnupfen.] Luc schreibt in der Pharmazeut. Zentralhalle: Man umschließt ein Fläschchen Jodtinktur mit der Hand und hält die Mündung desselben unter die Nase. Durch die Wärme der Hand verflüchtigt sich das Jod, die Dämpfe werden eingeathmet und üben ihre eigentliche Wirkung auf die Schleimhäute aus. Luc erzählt von einer Probe, die er an sich selbst vornahm und wobei er in 3 Stunden, unter von 3 zu 3 Minuten wiederholtem, je 1 Minute dauerndem Einathmen von Jod, den Schnupfen vollständig verlor. Gleiches Ergebniß bei andern Personen.

[Preisgekröntes Trauerspiel.] Der König von Preußen hat unter Bestätigung des Beschlusses der zur Prüfung dramatischer Werke niedergesetzten Kommission dem Verfasser des Trauerspieles „Brutus und Collatinus,“ Dr. Albert Lindner in Rudolstadt, den durch das Patent vom 9. November 1859 gestifteten dramatischen Preis im Betrage von 1000 Thalern Gold nebst einer goldenen Denkmünze im Werth von 1000 Thalern Gold verliehen.

Als ein sehr gutes Desinfektionsmittel zur Reinigung der mit verdorbener Luft verpesteten Zimmer, Ställe, Aborte u. s. w. wird von ärztlicher Seite das Brennen von Kaffee empfohlen, wenn man mit dem bereits gebrannten noch duftenden Kaffee in der Pfanne oder Trommel so lange die betreffenden Lokalitäten ausräuchert, als der Kaffee warm bleibt. Es ist vielseitig die Bemerkung gemacht worden, daß in Kaffeehäusern, Spezerei-Handlungen u. s. w., dort, wo viel Kaffee gebrannt wird, noch keine Choleraerkrankung vorgekommen sind.

Der französische Dichter Marianx war überaus mitleidig. Einst ging ihn ein junger und kräftiger Mensch um ein Almosen an.

„Warum arbeiten Sie nicht, statt zu betteln?“ fragte ihn Marianx.

„Ach“, versetzte der Jüngling weinerlich, „wenn Sie wüßten, welchen Abscheu ich vor dem Arbeiten habe, Sie würden sich meiner gewiß erbarmen!“

Logogryph.

In Leiden spendets der Freund,
Es suchens die Blicke nach Oben gewendet,
Ein Engel vom Himmel gesendet,
Das Ganze so mild uns erscheint.
Mein erstes Zeichen weg, ein Fresser,
Zernagt er Ketten und Schlösser;
Und noch eins hinweg so hast du das Best,
Aus welchem Phöbus entsteigt,
Wenn er Minervens Vogel verscheucht.
Und nochmal nimm weg sein vorderes Zeichen
Du mahnst mit dem Reste, ich weiß',
Manch' dummen Schwätzer zu schweigen.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 278 Freitag, 23. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

„Gott sei gepriesen — Du gibst mir das Leben wieder!“ rief Ferdinand aus.

„Das Leben wieder! Und wie das? bedroht es gleich Dein Leben, wenn der Vater ein wenig verstimmt oder unzufrieden wäre!“

Ferdinand erröthete über den Ausruf, mit dem er sich fast verrathen hätte.

„Ach,“ sagte er, „ich meinte nur —“

„Was meintest Du?“

Er schwieg.

„Was meintest Du, sprich!“ fuhr Mathilde fort, indem sie auf dem Eckdivan, auf welchem sie Platz genommen, ihm näher rückte.

„Ach nichts der Rede werthes!“

„Und doch will ich es hören,“ sagte sie, ihn am kleinen Finger seiner linken Hand, die neben ihr auf dem Divan lag, festhaltend — „was glaubtest Du, Ferdinand, was der Vater haben könne?“

„Ich sage Dir, Mathilde, es ist gar nichts, was der Rede werth!“

„Und eben gab es Dir noch das Leben wieder, als Du hörtest. —“

„Der Ausdruck entfuhr mir so!“

„Nein, nein, er kam Dir vom Herzen mit einem tiefen Stoßseufzer. Weißt Du überhaupt, mein Freund, daß Du die Gewohnheit angenommen hast, solche Seufzer auszustoßen? Ist das hübsch, wenn man seine Braut neben sich hat, zu seufzen?“

„Seufzen? das thue ich wahrhaft nicht! Ich bin so glücklich, daß —“

„Du bist glücklich, Ferdinand? Bist Du es in der That?“

„Nun sicherlich!“

„Ist man glücklich, wenn man so aufgeregt ist, so unruhig, so unstet wie Du? Glaubst Du, ich habe das nicht bemerkt? Das Glück zibt Ruhe.“

„Ach ja gewiß — und nun wirst Du noch mit mir zanken, und mir vorwerfen, ich sei nicht glücklich, ich liebte Dich also nicht, und — und —“

Ferdinand sprang auf und ging hastig im Zimmer auf und ab.

„Ferdinand! rief Mathilde verwundert aus — „wie seltsam bist Du! Du hast wirklich etwas auf dem Herzen und ich will es wissen, was es ist!“

Sie stand auf, erfaßte seinen Arm, und indem sie ihn neben sich niederzog, sagte sie:

„Nun sprich, gestehe!“

Ferdinand zog sein Tuch hervor und wischte sich die Stirn.

„Wahrhaftig,“ sagte er dann trübe lächelnd, „ich verlange ja auch nichts Besseres, ich lechze ordentlich danach, offen mit Dir zu sprechen — Dir eine Beichte abzulegen — aber Du Mathilde, wirst Du mir nicht zürnen, wirst Du mir verzeihen, wenn ich Dir Alles sage, wirst Du anhören, was ich Dir zur Erklärung, zur Entschuldigung hinzufügen muß?“

„Du machst mich wahrhaftig äußerst neugierig!“ fiel Mathilde hoch aufhorchend ein — „eine Beichte hast Du abzulegen?“

„Aber ich werde Dir nichts, gar nichts sagen, bis Du mir versprochen hast, daß Du mir nicht böse werden willst!“

„Dazu muß ich doch erst Dein Verbrechen kennen!“

„Nein, nein, ich beichte Dir nicht eher!“

„Nun wohl denn, wenn es nicht anders ist, will ich Dir vorher die Absolution ertheilen — obwohl Du gestehen mußt —“

„Daß Du der liebenswürdigste Beichtvater bist, den es geben kann,“ fiel Ferdinand ein, ihr die Hand küssend, „und so höre denn —“

„Ich höre!“

„Ich war in hohem Grade erschrocken durch die Ankündigung Deines Vaters, mich auf meinem Gute besuchen zu wollen. Ich habe seit Jahren, wo ich in der Stadt wohne, mein Gut vollkommen vernachlässigt. Ich habe es verfallen und verkommen lassen. Hätte Dein Vater es gesehen, so würde er nimmermehr an meinem Beruf, ein Landwirth zu werden, geglaubt haben — er würde sich lebhaft meinem Entschlusse, den Staatsdienst aufzugeben, und meinen Acker zu bauen, um nur Dir und unserm Glücke zu leben, widersetzt haben. Ich durfte ihm mein vernachlässigtes Gut nicht zeigen, bis ich es, woran ich sofort die Hand legen lasse, im Laufe des Sommers in solchen Stand gebracht,

daß es ein Deiner würdiger Aufenthalt ist, und das Auge eines Schwiegervaters nicht mehr zu scheuen hat. Was sollte ich thun? Ich hatte dieß Gut, auf dem wir uns befinden, in der Nähe des meinen; es gehört meinem Freunde Leopold Quellhorst: Leopold ist verreist und hat mir unterdeß die Verwaltung seines Eigenthums aufgetragen — was lag näher, als daß ich Euch auf das Gut Leopolds führte, wo ich allen Komfort, um Euch zu bewirthen, vorfand, statt auf das meine, das in jedem Raume, in jedem Winkel die Vernachlässigung, die langjährige Abwesenheit des Herrn zeigt!"

Während Ferdinand eifrig so sprach, hörte ihm Mathilde immer ernster werdend zu; eine kleine Falte hatte sich zwischen ihren Brauen zusammengezogen.

„Das ist's, Mathilde," fuhr Ferdinand fort, „was mir auf der Seele brennt, Dir zu beichten — ich kann die Verstellung, die Komödie, die ich spielen muß, und die viel schwerer zu spielen ist, als ich dachte, nicht länger fortführen — es ist schrecklich, so von jedem kommenden Augenblick einen Verrath, und die gränzenloseste Beschämung fürchten zu müssen — und nun verzeih mir, sprich es aus, daß Du mir nicht böse bist, und hilf mir, rathe mir, was zu thun; hältst Du für das Beste — denn ich gestehe Dir, ich ertrage diese Situation nicht lange mehr — für das Beste, Deinem Vater —"

„Ferdinand!" unterbrach ihn hier Mathilde endlich — „das ist ja aber ein ganz abscheulicher Streich, den Du uns spielst — ich falle aus den Wolken; eine solche Verstellungskunst ist unerhört."

„Versprachst Du mir nicht Deine Verzeihung, Mathilde," sagte Ferdinand sich vor ihr auf die Knie niederlassend und sie flehentlich ansehend.

„Windbeutel!" sagte sie — „abscheulicher Windbeutel," — und aus dem Ton hörte er, daß sie bereits auf dem besten Wege zum Verzeihen war; und noch mehr aus dem bekümmerten Tone, womit sie hinzusetzte:

„In welche Lage hast Du uns gebracht!"

„Du hast Recht, mich zu schelten," antwortete er, sich wieder neben sie setzend — „in eine schlimme Lage, am meisten mich selbst; man sollte nie eine Komödie zu spielen unternehmen, von der man vorher nicht Probe gehalten hat!"

„Du bist doch sehr leichtsinnig!" versetzte sie auf diese Worte strenger und ihn prüfend ansehend.

Ach, Mathilde, ich habe Dich sehr lieb, und mein Herz hängt so sehr an dem Traume, mit Dir allein —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel sie ein — „aber Du hast durch nichts mehr diesen Traum auf's Spiel gesetzt als durch das, was Du gethan! Wenn mein Vater dahinter käme, er würde es Dir nie verzeihen."

„Deßhalb," unterbrach Ferdinand sie eifrig, „ist es gewiß das Beste, Einer von uns gesteht ihm, offen heraus oder auf diplomatische Weise vorbereitend —"

„Um Gotteswillen nicht!" rief Mathilde aus — „nur das nicht! Mein Vater würde es Dir nie verzeihen, ihn getäuscht zu haben, niemals — er würde unsere Verbindung abbrechen."

„Mathilde!" rief Ferdinand erschrocken aus.

„Du kennst ihn nicht," fuhr sie besorgt fort — „er ist der beste edelste Mensch, mein Vater, aber sieh, Ferdinand, Ihr Männer seid alle ein wenig eitel, und mein Vater ist es auch, und ihm sagen, man habe ihm hinters Licht geführt, ihn düpirt — er würde es nun und nimmermehr verzeihen, es hieße ihn an der allerempfindlichsten Stelle verletzen.

„Aber mein Gott, was beginne ich dann! Ich fühle, wie nahe die Gefahr der Entdeckung durch den ersten besten Zufall ist — es liegt auf mir wie ein Alp."

(Fortsetzung folgt.)

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.

VII.

Wir haben von Kissingen aus noch einen Weg zu gehen: den nach Winkels und Rödlingen. Dorthin zog sich, nachdem er in der Stadt beendet war, der Kampf. Am Kirchhof vorbei, auf der Hauptstraße, über den Stationsberg hin, überall drangen die verfolgenden Preußen den nur mit Mühe zurückgeschobenen, Schritt für Schritt vertheidigenden Bayern nach. Am Kirchhof kam's noch zum blutigsten, zähesten Streit. Die Bayern hatten an der Kirchhofmauer ein Gerüst von Balken und Steinen aufgeschlagen, um darüber hin die sichere Kugel zu senden, die Preußen standen in nächster Nähe, theilweise durch Hecken gedeckt; später drangen sie in das im Kirchhof liegende Haus des Meßners ein, aus welchem sie dann auf die Bayern schossen. Bis an den Giebel ist die Stirnseite der hohen Kirche mit Kugelspuren bedeckt. Der Kirchhof weiß festzuhalten, was er einmal umschlossen hat. Wenige der in ihm eingeschlossen gewesenen tapfern Kämpfer sind ihm mehr entkommen. Die Mauern wurden mit Kartätschen bestrichen, die Grabmonumente, mit denen die Thüre verrammelt war, endlich durchbrochen; noch fand ich sie so liegen, wie sie da hingeworfen worden waren; der Tod hielt auf seinem Reichsgebiet eine reiche Ernte. Die vielen neuen Grabhügel, über die wir wandern, zeugen davon. Der alte Raum, so groß er ist, hat gar die fremden Gäste nicht alle aufnehmen können; auch auf einem anstoßenden Stück sind sie gebettet. Die Grabsteine längst Geschiedener haben den neuen, welche schon die trauernde Liebe den Gefallenen gesetzt hat, Platz machen müssen; auch in die unstörbar gewohnte Ruhe der Todten hat jener Unglückstag einge-

Digitized by Google

griffen. Auch hier schläft Freund und Feind in stillem Frieden neben einander, oft in Einem Bette. Zahlreich sind die Grabkreuze gefallener Hauptleute und Lieutenants, ein Zeichen, daß die Führer verstanden, den Ihren auch zum Tod voranzugehen. Gegenüber dem Kirchhof auf einem Acker ist noch ein großes Grab; 63 Gefallene, darunter zwei bayerische Lieutenants, ruhen in ihm. Von dort ist's nicht weit mehr zum Stationsberg hinauf, wo jener Jäger sich gegen fünf Preußen erfolgreich wehrte, bis er endlich, aus vielen Wunden blutend, am Kreuzstock gelehnt, zusammenbrach. Wir kommen nach Winkels. Man sieht's auch dem fast idyllisch in einem Seitenthal in seinen Obstbäumen gebetteten Orte nicht an, wie hart der Kampf bei ihm fortgesetzt wurde. Die Preußen hatten sich bis hierher durch Gräben gedeckt; als sie sie aber vor Winkels verlassen mußten, wurden sie von den benachbarten Höhen stark beschossen und verloren viele Mann. 149 liegen dort begraben. Hinter Winkels steigt die Straße, welche nach Münnerstadt führt, den Berg hinan. Oben, am Saum eines Fichtenwäldchens, wo sie wieder abwärts nach Rüdlingen zu sich zu senken beginnt, fiel General v. Zoller, von der tödtlichen Kugel getroffen. Im Pfarrhaus von Rüdlingen, wohin sie ihn noch lebend brachten, that er den letzten Athemzug. Ein großer Verlust mehr war sein Tod an jenem Tag für das geschlagene Heer. Mit furchtbarer Erbitterung wurde der Kampf zum Letztenmal in und um Rüdlingen aufgenommen. Es ist ein großes Dorf in einem tiefen Kessel. Etwa eine Viertelstunde hinter dem Orte, nach Münnerstadt zu, erhebt sich eine steile waldige Höhe, schützen kleinere belaubte Hügel das Terrain. Hier mischte sich das Leibregiment mit frischen Kräften in den Kampf, den bisher die drei Bataillone, welche seit frühestem Morgen von Kissingen her gefochten hatten, allein ausgehalten hatten; hier tobte dieser mit wechselndem Erfolg bis zur späten Abendstunde. Aber als die Nacht vollends eingebrochen war, war, obwohl Rüdlingen in den Händen der Bayern blieb, doch das Geschick des Tages zu Ungunsten der Letztern entschieden, trotzdem, daß gerade die Nacht Alles hätte wieder gut machen können, daß es ein Leichtes gewesen wäre, mit den in nächster Nähe stehenden ungeschwächten Kräften die in Kissingen ihre Bacchanalien feiernden, wein- und siegestrunkenen Preußen zu fassen und hinauszuwerfen. Es geschah aber nicht, sondern die bayerische Armee nahm, wie bekannt ist, konzentrirte Schlachtstellung bei Schweinfurt. Nur bei Oerlenbach hatte die Division Hartmann am Morgen des 11. Juli noch einen Anprall des Feindes auszuhalten; dann wandte dieser plötzlich um, um, anstatt den auf ihn wartenden Feldmarschall bei Schweinfurt aufzusuchen, noch einmal seine ganze Macht auf das arme Kissingen zu werfen und dann, wohl 40—50,000 Mann stark, in zwei Kolonnen, eine über Garitz und Oberthulba, die andere über Euerdorf, nach Hammelburg — Gemünden abzuziehen und jenen kühnen Marsch anzutreten, dessen Siegesziel das unglückliche Frankfurt werden sollte und geworden ist.

Kunst und Literatur.

Ehrenspiegel des glorreichen Hauses Wittelsbach. Ein bayerisches Geschichts- und Volksbuch für alle Stände von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. München, E. A. Fleischmann'sche Buchhandlung.

In einer Zeit, wo manche Elemente bemüht waren, die Liebe des Fürsten zu seinem Volke und die des Volkes zu seinem Fürsten zu erschüttern, dürfte es angemessen erscheinen, dem gesammten bayerischen Volke ein lehrreiches und unterhaltendes Werk zu bieten, welches in schlichter und volksthümlicher Weise die ehrenvolle Geschichte des glorreichen Hauses Wittelsbach klar und Jedem verständlich schildert. Dieses Buch enthält die Lebensbeschreibung und die edlen, hochherzigen Thaten der bayerischen Fürsten, und wie es einerseits die ewig dankenswerthen Segnungen und Wohlthaten, welche dem bayerischen Volke gespendet wurden, hervorhebt, zeichnet es anderseits in einfacher und schöner Sprache die nachahmungswürdigen Thaten unserer Großeltern und die unerschütterliche Treue und Hingebung, welche das bayerische Volk seinem angestammten Fürstenhause stets in froher und trüber Zeit an den Tag gelegt hat. Jedem Bayern wird dieses wahre Volksbuch, welches einen ächt patriotischen Zweck verfolgt, eine willkommene Lektüre und ein wahrer Hausschatz sein.

Es erscheint in 6 Lieferungen (zu je 3—4 Bogen) und wird vor Ablauf dieses Jahres vollständig sein. Preis jeder Lieferung 18 kr. Erwähnen wollen wir noch, daß der Reinertrag für den bayerischen Invalidenfond bestimmt ist.

Mannigfaltigkeiten.

Der Verlust an Menschenleben bei dem Schiffbruch der „Ceres" stellt sich nach Mittheilungen aus Dublin als viel bedeutender heraus, als Anfangs angenommen wurde. Bis Sonntag (11 ds. Mts.) Abends um 10 Uhr sind bei Wexford 35 Leichen an die Küste gespült worden, und es fehlten außerdem noch vier oder fünf. Am Samstag Abend um 7 Uhr lief das Schiff auf die Klippen. Einige Minuten darauf wurde das Hinterthell mit dem Steuermann und den in den hinteren Räumen sich befindlichen Personen, darunter vier Frauen und drei Kinder, hinweggerissen. Dem Steuermann gelang es, die Küste zu erreichen, aber er war durch Stöße und Quetschungen an den Felsen höchst kläglich zugerichtet. Glücklicher Weise war der Salon für die Reisenden auf dem Deck, und die meisten derselben waren auf dem Vordertheil und in der Mitte

des Schiffes, so daß sie dem Tode entrannen, der sie in den untern Räumen unfehlbar ereilt haben würde. Raketen waren nicht an Bord, deßhalb brannte der Kapitän ein blaues Licht ab, um die Küste auf den Nothstand aufmerksam zu machen. Obgleich nun dieser Versuch sich als fruchtlos erwies, führte er doch den Kapitän zu der Entdeckung, daß er sich nicht auf einem Felsenriffe, sondern auf dem Strande befand, was ihn bewog, einen Rettungsversuch zu machen. Man setzte die Boote aus, aber sie wurden bald zerschellt. Darauf wurde ein Tau an den Hauptmast gebunden und man hoffte, bei der schnell eintretenden Ebbe, vermittelst desselben an's Land zu kommen. Einige Matrosen, die es versuchten, kamen glücklich hinüber; die erste Aufwärterin indessen und eine junge Dame, Namens Routledge, die ihnen folgten, ehe das Wasser hinreichend zurückgetreten war, ertranken. Der erste Ingenieur, zwei Heizer, der Koch, zwei Zimmerleute und drei oder vier beurlaubte Soldaten von der Artillerie und dem 43. Regiment hatten dasselbe Schicksal. Der Kapitän, die ersten und zweiten Offiziere, und sämmtliche Matrosen wurden gerettet. Die Bewohner der Küste leisteten den Unglücklichen allen möglichen Beistand. Das Fahrzeug ist in drei Stücke gebrochen und ein vollständiges Wrack. Das ganze Verdeck, Gepäck und Frachtgut liegen an der Küste zerstreut, aber ein großer Theil der Ladung ist in den Stücken des Schiffes zurückgeblieben und wird wahrscheinlich gerettet werden.

In eines der besuchteren Bäder Schiesiens kam die Frau eines höheren Beamten zur Kur. Obgleich Patientin, machte sie doch auf den Badearzt, bei dem sie sich meldete, durch Liebreiz und bezaubernde Schönheit einen so gewaltigen Eindruck, daß dieser sich nicht enthalten konnte, ihr einen Kuß zu rauben. Die junge Dame faßte jedoch den Kuß keineswegs als eine bloße Huldigung, dargebracht ihrer Schönheit, auf, sondern betrachtete die ganze Sache von dem nüchternen Standpunkt einer Ehefrau, welche sich als Patientin ohne den Schutz ihres Mannes sorglos einem Arzte gegenüber befinden zu können glaubte, und in diesem Vertrauen sich getäuscht sah. Sie machte ihrem Ehemann Anzeige, welcher den Vorfall bei der Bezirksregierung meldete. Diese hielt sich für vollständig berechtigt, strafend einzuschreiten. Zwar erschien der Fall nicht dazu angethan, um dem armen Sünder die Konzession zu entziehen, wohl aber ihn durch eine empfindliche Geldbuße an die Pflichten seines ärztlichen Berufes zu mahnen. Die Regierung verurtheilte ihn demgemäß zu einer Geldbuße von hundert Thalern. Höchst interessant erscheint es, die gesetzliche Grundlage zu betrachten, auf welcher die hier ausgeübte Disziplinargewalt ruht. Durch Verordnung vom Jahre 1744 ist den damals existirenden „selbstständigen Medizinalkollegien" offenbar eine solche Befugniß eingeräumt worden; aber selbst wenn man die Frage bejahen wollte, ob die Regierung, weil jetzt mit ihnen Abtheilungen für das Medizinalwesen vereinigt sind, die Rechte der aufgehobenen Medizinalkollegien haben, kommt doch in Betracht, daß durch ein Gesetz vom Jahre 1862 die Kompetenz der Regierungen gegenüber den Aerzten vollständig geordnet ist. Nach diesem Gesetz haben die Regierungen das Recht, auf Entziehung der Konzession oder Ueberweisung der Anklage zu erkennen; auf Geldstrafen nur dann, wenn für besondere Fälle dieß durch „Gesetz" ausdrücklich gestattet ist. Nun existirt zwar ein „Reskript" des Kultusministers, welches die Verhängung von Geldstrafen den Regierungen erlaubt; es dürfte aber zu bezweifeln sein, ob ein solches Reskript als ein Gesetz im Sinne desjenigen vom Jahre 1862 angesehen werden kann. Auf diese rechtlichen Deduktionen stützt sich die an den Minister als die zweite Instanz gerichtete Rekursschrift des in Strafe genommenen Arztes.

Die Pariser „Presse" bringt aus Hiendalaencina in Spanien folgenden Bericht über die Entdeckung eines altphönizischen Bergwerkes: „Bergleute, die in der sogenannten „Weißen Kieselgrube", die seit Langem im Besitz einer Familie Orsila ist, nach Silber gruben, haben jüngst eine Entdeckung gemacht, die für die Archäologie von großem Interesse ist. Während sie in den Schachten arbeiteten, kamen sie plötzlich an Stollen, die aus den ältesten Zeiten herrühren mußten. Sie überzeugten sich, daß man schon damals den Bergbau in sehr sachverständiger Weise und nach wissenschaftlichen Prinzipien betrieben habe. Geräthschaften und Werkzeuge waren trefflich erhalten, und ließen mit Bestimmtheit schließen, daß sie nicht römischen, sondern karthagischen oder phönizischen Ursprungs waren. Schlägel, Erzhiebe, ein Schmelzofen und zwei Amboße erregen die Bewunderung der spanischen Bergingenieure. Alles ist sorgfältig gesammelt worden, und wird einer wissenschaftlichen Prüfung unterworfen. Alle die Kunstgegenstände fanden sich in den Nischen einer Rotunde, im Mittelpunkt der Gruben, die wahrscheinlich den Göttern des Bergbaues gewidmet war. Man fand darin drei Statuen, die eine in halber Lebensgröße und sitzender Stellung, die zwei andern sind drei Fuß hohe Standbilder. Von griechischer oder römischer Kunst ist an ihnen keine Spur zu finden, sie erinnern aber an eine Statue, die man im Jahre 1854 in Spanien gefunden hat, und die sich unter dem Namen: karthagischer Herkules in der Armeria zu Madrid befindet. Auch ein Dreifuß und ein Kasten fand sich an den Wänden der Rotunde. Sämmtliche Geräthe, Werkzeuge und Kunstgegenstände befinden sich im Kabinete des Hrn. Lassary in Valladolid.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 279 Samstag, 24. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

„Freilich — und das ist in der That ganz schrecklich. Aber ich sehe nicht ein, was wir thun können — ich muß nur den Vater bereden, recht bald wieder abzureisen!"

„Das wäre das Beste!" sagte Ferdinand.

„Was erdenk ich nur!" fuhr sie fort, nachsinnend ans Fenster tretend.

„Ja, was?" erwiderte Ferdinand, der nach der Mittheilung Mathildens nur ruthloser geworden war.

„Wir könnten morgen nach der Stadt fahren und den Tag damit zubringen, ihre Merkwürdigkeiten zu besehen — ich könnte dort meine Migräne bekommen und dabei die Sehnsucht nach unserem Hausarzte äußern."

„Das ginge," rief Ferdinand, Hoffnung schöpfend aus — „Du würdest mir dabei erlauben, daß ich Dich heimgeleitete."

„Gewiß," antwortete sie lächelnd, „ich muß Dir schon die Gelegenheit geben, Dich wieder bei mir zu Gnaden zu bringen nach Deinem abscheulichen Streiche — und höre, wenn man beichtet, pflegt man auch eine Buße auferlegt zu erhalten."

„Büße ich nicht genug — bin ich nicht den ganzen Tag in der fürchterlichsten Spannung und Aufregung?"

Nein, nein, das ist Alles nicht Buße genug — ich lege Dir eine andere auf. Dein eigenes Gut ist in der Nähe, sagst Du — ich will, daß Du mich hinführst — gleich jetzt bei unserem Spaziergang mit dem Vater; ich will es sehen!"

„Ach, das ist wirklich ein bittere Buße," sagte Ferdinand mit einem tiefen Stoßseufzer.

„Desto schlimmer für Dich! Aber ich will Randsberg — so heißt Dein Gut ja nun doch wohl? — sehen, und ich rathe Dir, daß Du nicht abermals mich zum Besten hast, und irgend ein benachbartes Prachtschloß mir als das Deine zeigst!"

„Nein, nein, die Prachtschlösser sind nicht so dick gesäet in dieser Gegend — Du sollst es sehen. Aber still — der Vater kommt."

Der Präsident trat raschen Schrittes durch den Salon und in das Kabinet. Er war ganz der Alte; die Siesta schien ihm alle Lebensgeister zurückgegeben zu haben.

„Ihre Bibliothek ist wirklich sehr, sehr reichhaltig, lieber Ferdinand — ich habe höchst interessante Sachen entdeckt, Sachen, die mich auf Monate hinaus hier fesseln könnten — so lange wie mein Urlaub dauert, bringen Sie mich nun nicht mehr von hier fort — aber nun zunächst werde ich Ihnen für eine Tasse Kaffee dankbar sein — Du, Mathilde, kleidest Dich unterdeß wohl für den Nachmittagspaziergang an — wir wollen uns, denk' ich, eine tüchtige Bewegung machen, und ich habe vor, gründlichen Einblick in unseres lieben Ferdinands forstwissenschaftliche Kenntnisse zu gewinnen — machen Sie sich auf ein kleines Examen gefaßt, mein theurer Ferdinand — die Forstwissenschaft ist so meine schwache Seite!"

„Ach, meine auch!" sagte Ferdinand mit einem Seufzer für sich, indem er die Klingel zog, um frischen Kaffee hereinbringen zu lassen!

IV.

Der Spaziergang wurde gemacht und das Examen lief für Ferdinand vortrefflich ab. Der Präsident war so sehr beschäftigt, seine eigenen gediegenen Kenntnisse in Allem, was Holz betraf, zu entwickeln, daß Ferdinand nur zuzuhören brauchte. Er that dieß freilich ziemlich zerstreut, in ängstlicher Spannung, ob Mathilde nicht bald von dem Ausfluge in die Stadt beginnen werde. Aber Mathilde blieb schweigsam und das quälte Ferdinand nun wieder, er machte sich Sorgen über ihre Gedanken, und ob sie nun nachträglich vielleicht über seine Handelsweise nachsinne und Seiten daran auffinde, welche sie ihre erste Milde bereuen ließen. Er beobachtete ängstlich ihre Züge, die sehr ernst und nachdenklich geworden; er suchte ihr Auge, und es schien ihm, sie vermied dem seinigen zu begegnen. Dabei wurde ihm immer unheimlicher zu Muthe, seine lebhafte sanguinische Natur war nicht dazu geschaffen, einen Druck stille zu ertragen, ohne dagegen aufzufahren, zu kämpfen — er hielt es endlich nicht länger aus, und sagte leise, hinter des Präsidenten Rücken zu ihr:

„Mathilde — was sinnst Du?"

„Weiter nichts, als ob Du nun bald Dein Versprechen lösen wirst, oder nicht?“

„Mein Versprechen — ich sag' Dir, wir sind auf dem Wege nach Randberg. Nur noch einen Augenblick Geduld!“

Sie waren durch eine neue Anpflanzung von Birken und Lerchentannen geschritten; am Ende des Gehölzes befand sich ein Schlagbaum und jenseits desselben ein Grasanger; er gränzte an ein zweites Gehölz, aus dem Dächer und Essen eines herrschaftlichen Gebäudes hervorragten.

„Was ist das?“ fragte der Präsident.

„Das ist ein Gut, welches meinem Freunde Leopold Quellhorst gehört,“ versetzte Ferdinand etwas kleinlaut.

„Dem Orientreisenden?“

„Demselben!“

„Das müssen wir sehen,“ rief Mathilde mit einem schadenfrohen Seitenblick auf ihren Verlobten aus — „öffnen Sie den Schlag, Ferdinand!“

Ferdinand öffnete den Schlagbaum und die Gesellschaft schritt über den Anger. Am Ende desselben gelangte man in eine Allee von Ulmen, an deren Beginn ein altes Thor sich erhob, von dem nur noch die Steinpfeiler standen, während die Gitterflügel verschwunden waren. Die Allee führte dann gerades Wegs auf die hohen Portaltreppen eines großen massenhaften Herrenhauses zu, das mit seinen hohen Essen, seinen zwei schönen alten Seitengiebeln imponirend genug, aber auch dunkel, verfallen und melancholisch genug aussah. Auf dem Hofe, der als Oekonomiehof benutzt wurde, herrschte eine gräulich unordentliche Wirthschaft, ein häßliches Durcheinander von allerlei Dingen, die wie Schober, Ackergeräth, Drainröhren, Reisighaufen, Vorräthe von Bauholz, an und für sich sehr respektable Gegenstände sein, und dem Auge eines Landmannes sehr wenig störend erscheinen mögen, die aber der Wirkung eines Landsitzes, vor dessen Façade und Treppenportal sie umherlegen, ganz bedeutend Abbruch thun, namentlich, wenn dazu noch von den Mauern dieses Landsitzes stellenweise der Verputz abgefallen ist, die Jalousien nur noch in einer Angel hängen und wenn Gras aus den Steinfugen der Treppe wächst.

Rechts und links vom Herrenhause erhoben sich Nebengebäude, die noch vernachlässigter aussahen, und dazwischen blickte man in verwilderte Gartenanlagen.

„Wie müst das Alles aussieht!“ rief der Präsident aus, — „Ihr Freund muß ein seltsamer Kauz sein, daß er nicht Freude daran findet, einen ererbten Besitz in Ehren zu halten, daß er Verfall und Unordnung um sich her hat dulden können — offen gestanden, mir gefällt das nicht sehr, mein lieber Ferdinand — der Mann mag so gelehrt sein, wie er will, es mangelt ihm an ästhetischem Gefühl, und Unordnung deutet immer auf weitere schlimme Charakterfehler.“

„Er ist sehr oft — lange von hier entfernt gewesen,“ fiel Ferdinand eifrig ein, und sehr geärgert von den spöttischen Worten, mit denen Mathilde ihn anblickte und ihm den Stachel dieser Rede tiefer trieb — „und zudem ist ihm die Sache jetzt selbst fatal geworden, er hat mir aufgetragen, den Sommer zu benutzen und eine völlige Herstellung bewerkstelligen zu lassen. Sie können sich darauf verlassen, lieber Papa, daß wenn ich Sie im Herbst hierhin führen kann, Alles ganz anders aussehen wird!“

„Nun,“ sagte der Präsident, sich ab und zum Heimweg wendend, „dann wollen wir eine nähere Inspektion bis zum Herbst verschieben — ich fürchte sonst, wenn wir weiter hier eindrängen, würde Ihr Freund sehr um meine Gnade kommen.“

„Es ist freilich gar zu arg!“ setzte Mathilde mit spitzem Ton hinzu, „mich wundert, daß Sie, Ferdinand, ihm nie ein wenig den Kopf dafür gewaschen haben; wenn er noch ein großes Genie wäre, ein wirklicher Gelehrter — dem sieht man die Vernachlässigung äußerer Dinge nach, aber —“

„Müssen Sie mir auch noch meinen armen Freund schlecht machen, kleine Bosheit!“ sagte Ferdinand, geärgert und zur Strafe Mathilden's Arm drückend, „kommen Sie nur rasch hinweg, damit ich nicht noch Schlimmeres hören muß!“

Er zog sie in die Allee zurück und dann athmete er tief auf — er hatte wenigstens die Beruhigung, zu sehen, daß er gut daran gethan, den Präsidenten nicht in dieß Haus als das seinige zu führen!“

„Aber,“ fuhr Mathilde mit ironischer Betonung fort, „wenn Sie übernommen haben, hier Ordnung zu schaffen, so werden Sie desto mehr triumphiren können, wenn wir das alte Kastell wieder sehen — bei ihrem Sinn für Ordnung und Schönheit, wie Sheltenheim ihn so glänzend beweist, werden Sie gewiß Wunder hier thun —“

„Das brauchen Sie gar nicht so spöttisch zu sagen,“ versetzte Ferdinand — „das werde ich auch, schon deshalb, um Sie für diesen Spott zu strafen.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf den bayerischen Schlachtfeldern.

VIII.

Noch ein Abschiedsblick auf Kissingen vom Tempel des Altenbergs, freilich ein anderer, als ich ihn sonst immer gern von diesem Plätzchen aus gethan — dann aufgebrochen zum Weitergang! Ich kann sonst nicht über Mangel an Orientirungssinn klagen, glaubte auch, nach dem Weg, der über Garitz durch den Wald bedeutend näher nach Hammelburg führt, genau mich erkundigt zu haben, und doch fand ich ihn nicht. Die

Preußen aber hatten ihn seiner Zeit trefflich gefunden. Ich kam, nachdem ich allerdings die große Thalbiegung zu Anfang abgeschnitten hatte, bei Euerdorf wieder auf die Straße und blieb nun auch der getreu, wie sie so fortzieht, bald gerade aus durch reiche Fluren, bald sich um schroffe Bergecken krümmend, immer durch das breite, anmuthige Thal der Saale, die sich gar nicht beeilt, dem auf sie wartenden Maine näher zu kommen, sondern sich vielmehr auf allerlei Um- und Schleichwegen dazu gehörige Zeit läßt. So ist's denn auch mehr als ein Dorf, das man durchwandern, mehr als ein Hügelkamm, über den man wegsteigen muß, und die stattliche Ruine der Burg Trimberg bekommt man lange vor- und nachher und von den verschiedensten Seiten zu sehen, ehe man endlich weit vorne des alten Städtleins Hammelburg ansichtig wird und dann noch eine geraume Weile braucht, ehe man die Saalbrücke überschreitet und wirklich vor seinen alten, es noch tapfer umgürtenden Mauern und Thürmen steht. Wirklich schön liegt dieß Hammelburg in dem weiten grünen Thalgrund, den der Fluß durchschlängelt, auf den die Rebenberge niedersehen, von denen der, auf dessen Stirne das Schloß Saaleck thront, wieder den besten Klang hat. Eine Flasche dieses edlen Gewächses stand vor uns im Wirthszimmer des stattlichen Gasthofes zur Post, und wir hörten erzählen, was man da an jenem 10. Juli erfahren und erlebt hatte. Viel Erfreuliches wards wieder nicht, Manches wieder dabei, worüber man ungläubig den Kopf schütteln möchte, wenn's nicht als ganz gewiß verbürgt worden wäre, so von dem Postillon, der die erste Nachricht von dem Anmarsch der Preußen von Brückenau her brachte, von dem Kommandanten der Reservekavallerie aber mit einem wahren Heroismus des Unglaubens angehört wurde; oder von dem Mahl, das derselbe Herr auf den Mittag jenes Dienstages in der Post bestellt hatte, und das dann die armen Bayern im Stiche lassen mußten, während die hungrigen Preußen sich behaglich an die verlassenen Tische setzten. Sie waren eben auch in Hammelburg da, die Preußen, wie hergeschneit, in großer Ueberzahl, während ihnen gegenüber wieder nur 3 Bataillone und 5 Kanonen in Thätigkeit standen. Die Reservekavalerie, obschon sie sowohl auf dem Plateau der Berge, wie unten im Thal ganz gut hätte operiren können, that fast gar nichts, sondern mußte eine Zeit lang ruhig im Kugelregen stille halten, bis auch sie den Kampfplatz verließ und nach Arnstein zu sich wandte. Die Infanterie und Artillerie hat sich auch in Hammelburg, wie uns preußische Offiziere selbst versichert haben, prächtig geschlagen; sie hat keine Schuld daran, „daß sie immer nur in Splittern, wie der Abgeordnete Ruland gesagt hat, dem Feind vorgeführt worden ist." Hammelburg ist mehr als alle die andern Schlachtorte dadurch getroffen worden, daß auch hier wieder das für die arme Stadt fast epidemisch gewordene Feuer ausbrach. Wir haben noch an die 15 grauenhaft aussehenden Brandstätten gesehen. Mit großer Aufopferung haben sich die Preußen beim Löschen betheiligt. Daß das Spital absichtlich von ihnen in Brand geschossen worden sei, ist eine Verleumdung. Doch war's freilich für die in ihm sich geborgen glaubenden Verwundeten eine bange Kunde, als sie, kaum dem einen entgangen, dem andern, dem Flammentode, sich überliefert wähnten. Auch Hammelburg hat lange seine Spitäler und Lazarethe gehabt und wird sie noch haben. Von der Abreise des preußischen, dort verwundeten Generals Schachtmeier haben wir erst neulich gelesen. Ich bin in allen zu Lazarethen eingerichteten Häusern von Bett zu Bett gegangen; überall dieselben, zum Theil gräßlichen Wunden, dasselbe Elend, aber überall auch dieselbe Hülfe, dieselbe sorgfältige Pflege, wie ich es anderwärts gefunden. Militärärzte waren nicht mehr vorhanden; der Bezirksarzt des Städtchens und ein junger Arzt aus Würzburg hatten sich mit großer Treue der Kranken angenommen. Es war schon spät Nachmittags, als ich das letzte Spital verließ und an den Weiterweg nach Gemünden denken mußte. Die Sonne hatte sich hinter düsteren Wolken zurückgezogen, das anmuthige Landschaftsbild sich etwas getrübt. Es blieb ein dunkler Abend, es kam eine dunkle Nacht, in der ich in die näher und näher heantretenden Waldberge hineinfuhr. Der Wind rauschte schon herbstlich durch die hohen Bäume, das Laub fiel in Haufen auf die Straße nieder, mir ging ein Dichterwort durch den Sinn:

Wie ein Herbst durchschauerter Strauch
Ist das zagende Vaterland,
Wie in Blättern sich regt ein Hauch,
Löst es Einem das Lebensband.

Vögel fühlen den Winter vor:
Wie die wandern im Nebelduft,
Senken die sich in Schilf und Rohr,
Die zum Schlafen in Fels und Kluft.

Glücklich sind, die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus:
Die da wachen und bleiben hier,
Klagen in Frost und Wintergraus.

Mannigfaltigkeiten.

[Sternschnuppenfall.] Die „Times", deren Berichterstatter die Totalsumme der in der Nacht vom 13. Nov. beobachteten Sternschnuppen auf 7—8000 schätzt, widmet dem großartigen Naturereigniß einen Leitartikel, worin sie ein ergreifendes Bild des herrlichen Phänomens gibt. „Die Meteore", erzählt sie, „jagten

einander am Himmel, der von diesen ungewohnten Gästen wie belebt war. Manchmal schien es, als hätte ein mächtiger Wind die alten Sterne erfaßt, sie aus ihren Grundfesten losgerissen und über das Firmament dahingefegt. Man mochte sich den Olympier selbst auf seinem Throne denken, seine feurigen Keile gegen eine ruchlose Welt schleudernd. Selbst wenn der Himmel sich theilweise umwölkte, zeigten sich die Meteore durch jede Lücke und leuchteten sogar durch den Wolkenschleier hindurch. Wenige von Denen, welche die Erscheinung sahen, haben je etwas Dergleichen gesehen, oder können hoffen, es je wieder zu sehen . . .“ In der That, bis zum 13. Nov. 1899, wo nach den Berechnungen der Wissenschaft, welch' letztere hier einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert hat, eine Wiederholung dieses Phänomens stattfinden soll, wird wohl eine Generation dahingeschwunden sein.

[Triftiger Grund.] Ein Bauer bei Amiens tödtete den Hund seines Nachbarn. Dieser forderte ihn vor den Friedensrichter. „Warum hast Du den Hund getödtet,“ fragte ihn der Vertreter der Gerechtigkeit. „Er wollte mich beißen, ich habe mich vertheidigt und ihn dabei getödtet.“ „Du bist zu weit gegangen, mein Freund“, erwiderte der Richter, „Du hättest Deine Flinte umkehren und Dich mit dem Kolben wehren sollen.“ „Das hätte ich auch gethan,“ sagte gelassen unser Bauer, „wenn der Hund es ebenso gemacht, und mich mit dem Schwanze, statt mit den Zähnen gebissen hätte.“

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, die je auf den Bänken des britischen Unterhauses gesessen haben, ist wohl ohne Zweifel das aus dem Wahlkampfe in Wexford gegen Pope Henessy eben siegreich hervorgegangene neue Mitglied M'Kavanagh. Wir haben hier einen Mann vor uns, der ohne Arme und Beine geboren — er hat statt derselben nur einige Zoll lange Stumpfen ohne Hände oder Füße, Finger und Zehen —, sich als kühner Reiter, trefflicher Schütze, als Schriftsteller und selbst als Zeichner bewährt hat. Der Kopf zeigt männlich schöne Züge, in denen sich die Intelligenz und ungewöhnlich geistige Energie ausgeprägt findet, die den Sieg über die Unvollkommenheiten des Körpers errungen hat. M'Kavanagh steht jetzt im 43. Lebensjahre, ist verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie von schönen Kindern. Seine geistvolle Unterhaltung wird gerühmt und eine kürzlich von ihm veröffentlichte Beschreibung einer von ihm in seiner Yacht Eva gemachten Reise, mit seinen eigenen Zeichnungen illustrirt, legt sicherlich Zeugniß von nicht gewöhnlicher Begabung ab. Beim Schreiben und Zeichnen nimmt er die Feder in den Mund und leitet sie mit dem Stumpfen seines Armes, wobei er es zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht hat. Zu Pferde sitzt er in einer Art Korbsattel und lenkt das Thier mit überraschender Leichtigkeit. Am größten dürfte er wohl in seiner Fahrgeschicklichkeit mit dem Viergespanne sein. Von fern her hört man schon das Knallen seiner Peitsche, wenn seine Pferde in schärfster Gangart mit ihm daherjagen.

Von Island wird berichtet, daß man dort nach einem kalten Frühjahre einen kühlen und unfruchtbaren Sommer gehabt hat. Bis August-Monat hielt sich das Polar-Eis noch an den nördlichen Küsten des Landes auf. Die Postverbindung zwischen den verschiedenen Theilen des Landes ist langsam und unvollständig. Der Gesundheitszustand war in diesem Sommer anfänglich sehr schlecht, indem sich eine bösartige Influenza über ganz Island mit bedeutender Mortalität verbreitete, jedoch am Ende des August-Monats plötzlich nachließ, so daß der Gesundheitszustand seit diesem Zeitpunkte fast ungewöhnlich gut genannt werden kann. Selbst die gewöhnlichen Herbstkrankheiten sind ausgeblieben. Der Handel ist sehr vortheilhaft gewesen, da die isländischen Produkte sehr hoch bezahlt worden sind. Von den nördlichen Distrikten des Landes wurden in diesem Herbste sehr viele Schafe nach England verschifft und zwar zu sehr hohen Preisen.

In Meran befinden sich nach der „Boz. Ztg.“ gegenwärtig an 500 Familien mit circa 1200 Personen, welche theils die Traubenkur versuchen, theils während des Winters in diesem milden Klima eine Linderung ihrer Leiden finden. Eine neue Einrichtung ist, daß die Damen auf der Promenade keine Schleppkleider tragen dürfen, und da eine Gefälligkeit die andere erfordert, so wird von den Männern auf der Promenade nicht mehr geraucht.

Die Gesellschaft Jesu besteht dermalen aus 7529 Mitgliedern, welche sich in 19 Ordensprovinzen vertheilen. Von ihnen sind 1359 in allen Theilen der Erde als Missionäre, 333 Mitglieder zählt die österreichische Provinz, deren Provinzial der Tyroler Pater Georg Patiß ist. General des gesammten Ordens ist der belgische Pater Peter Beky.

Die Krupp'sche Gußstahlfabrik in Essen beschäftigte in 1865 ca. 8187 Arbeiter, gegen 6600 im vorhergehenden Jahre, welche 100 Mill. Pfd. Gußstahl produzirten; 1864 betrug die Produktion 54 Mill., 1863 25 Mill. 160 Dampfmaschinen, 39 Dampfhämmer, 400 Schmelz-, Glüh- und Cementöfen waren in Betrieb.

Redakteur Ouzes Meisert. — Druck und Verlag der L. Mollandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 280 Montag, 26. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Sie gingen auf demselben Wege nach Stettenheim zurück; als sie in den Gartensalon traten, war es fast Dämmerung geworden. Auf dem Tisch stand eine kleine Kollation aufgetragen und vor dem Kamin kniete Johannes, um das Feuer anzuzünden. Ein wenig ermüdet ließ man sich nieder, und der Präsident begann einen kleinen Vortrag über die Ausbeutung von Torflagern, auf die er während des Spazierganges zu reden gekommen, und die er ebenfalls in den Kreis seiner Studien gezogen. Eine Viertel- oder halbe Stunde mochte so verflossen sein; Mathilde sah dabei zerstreut in die Flammen und schien über die Mittel, den Vater fortzubringen, nachzusinnen — als man plötzlich draußen auf dem Pflaster des Hofes einen Wagen vorfahren hörte.

„Sie bekommen einen Besuch!" sagte Mathilde aufhorchend.

„Einen Besuch? wer könnte das sein!" entgegnete Ferdinand beunruhigt — „Johannes gehen Sie einmal hinaus, um zu sehen, wer kommt, und rufen Sie mich ins vordere Zimmer, wenn es Jemand ist, den ich sprechen muß!"

Johannes ging hinaus — aber keine Minute war vergangen und die Thüre des Salons flog rasch auf, und lebhaften, elastischen Schrittes, von schwarzer Seide umrauscht, kam in den Salon ein Ferdinand völlig fremdes Wesen, eine kleine, graziöse, aufgeregte Dame, die einen Augenblick lang wie unsicher stehen blieb, auf den Präsidenten und dann auf Ferdinand blickte, und dabei ausrief:

„Ach, Du bist's, Vetter — verzeih, daß ich Dich nicht gleich wieder erkannte — theurer lieber Vetter! — Du kennst doch Konstanze, Deine Cousine noch!"

Und dabei umarmte sie Ferdinand, der aufgestanden und ihr einen Schritt entgegengetreten war, auf das Allerherzlichste.

Ferdinand entzog sich ihr mit der höchsten Betroffenheit — er hatte sofort das Gefühl, daß in seiner Situation die höchste Krisis eingetreten — diese neue fremde Erscheinung konnte Niemand anders als eine Angehörige Leopold's sein, die in dem Hausherrn auf Stettenheim ihren Vetter begrüßte, und sie mußte ihn durch ihre Reden auf der Stelle verrathen. Er wagte nicht, die Lippen zu öffnen, um den fürchterlichen Augenblick, der ihm die Maske abriß, nicht zu beschleunigen.

„Du hast mich gewiß nicht erwartet, Vetter," fuhr sie unterdeß eifrig fort — „aber als ich Deinen liebenswürdigen Brief, der mir von D. nach der Lausitz, wo ich zuletzt bei einer Freundin zum Besuche war, nachgesandt wurde, erst vor wenig Tagen erhielt, da kam die Sehnsucht nach meinem lieben Stettenheim so mächtig über mich, daß ich sofort zu Dir zu reisen beschloß und meine Koffer packte — nach meinem lieben Stettenheim, wo wir als Kinder so selige Tage zusammen zubrachten! Ach dieser Salon, woran erinnert er mich nicht Alles! Aber Du hast Gäste — willst Du mich nicht vorstellen und bekannt machen?"

Während die Dame eifrig so sprach, wechselte Ferdinand's Gesichtsfarbe zwischen blaß und dunkelroth — bei ihren letzten Worten wurde sie vollständig bleich. Er hätte sich gern vernichtet in einen Stuhl fallen lassen — aber er durfte nicht, er mußte sich zusammennehmen und er that es mit Allem, was ihm an Selbstbeherrschung zu Gebote stand, und mit einem bewundernswürdigen Heroismus sagte er:

„Fräulein Bärwald aus D., meine Cousine — Herr Präsident Fruchtleben aus Hardtheim, Fräulein Mathilde Fruchtleben."

Gegenseitige Verbeugungen, von Seite Mathildens außerordentlich kalt, und von Seite der Cousine sehr lebhaft und verbindlich. Ferdinand stieß unterdeß einen tiefen Stoßseufzer aus.

„Gottlob und Dank! sagte er sich, daß ich wenigstens den richtigen Namen getroffen. Aber dieß wird fürchterlich!"

Er wischte den kalten Schweiß, der auf seine Stirn getreten, fort, während Fräulein Bärwald sich neben ihm auf den Stuhl niederließ, den Johannes herbeigeschoben. Welches Gesicht Johannes im Stillen machte, sah er nicht, auch nicht, daß Mathilde ihn halb verwundert, halb spöttisch, und auch wieder sehr ängstlich anblickte, während Fräulein Bärwald höchst aufgeregt zu sprechen fortfuhr:

„Ich muß Dir aber wirklich Komplimente über Dein Aussehen machen, lieber Vetter; Du hast Dich

auffallend verändert, aber sehr zu Deinem Vortheil, ich kannte Dich deßhalb auch im ersten Augenblick nicht wieder. Deine Züge waren, so wie ich mich Deiner als Knabe erinnere, viel schärfer, und ich glaubte, Du trügest eine Brille — wer sagte es mir doch? — und wie merkwürdig jung Du aussiehst, ich finde, Du siehst unerlaubt jung aus — wir haben doch zusammen schon so etwas von sechzig Jahren auf dem Rücken."

„Nun, das ist eine merkwürdig aufrichtige Dame," dachte der Präsident, die Cousine verwundert ansehend — „Ferdinand ist etwa sechsundzwanzig und sie bekennt sich also flottweg zur Mitte der Dreißiger — die sie doch kaum haben kann nach ihrem Aussehen."

„Nun, nun," sagte Ferdinand gepreßt, da er fühlte, daß er durchaus etwas erwidern müsse — „ich meine, wir sind Beide noch nicht in dem Alter, wo man vom Kouferotiren spricht!"

„Ach," fiel Fräulein Bärwald ein, „ein Mann, der so ruhig auf dem Lande lebt, wie Du, hat darin wohl Recht; — aber nun erzähle mir vor allen Dingen, was es mit der großen Reise für eine Bewandtniß hat, die Du vor hast und während der Du die große Güte hattest —"

Die Schweißtropfen auf Ferdinands Stirn verdoppelten sich — er fühlte, der kritische Augenblick war da — er durfte dieß schreckliche plaudrhafte Fräulein keine Sylbe weiter sagen lassen, oder er war verloren — er mußte sie, koste was es wolle, zum Zimmer hinausbringen.

„Ach — Reise," fiel er deßhalb ein wenig brüsk und sehr laut ein — „das war solch ein Einfall, wie man ihn wohl hat; ein Freund von mir beabsichtigte die Reise und ich dachte mich anzuschließen — aber seitdem ich einen so mächtigen Beweggrund gefunden, in der Heimath zu bleiben —"

„Wie, mein lieber Herr Sohn, Sie hatten vor, ebenfalls in den Orient zu reisen?" fiel hier der Präsident verwundert ein.

„Sohn?" sagte noch verwunderter die Cousine — „Leopold, Du bist —"

„Ich bin verlobt," fuhr Ferdinand hastig fort, um das „Leopold" zu übertäuben, das er auf der Cousine Lippen hätte ersticken mögen — „der glückliche Verlobte von Fräulein Mathilde, die ich Dir hier als meine Braut vorstelle!"

„Ah!" sagte Fräulein Bärwald und machte ein grünzendes verblüfftes Gesicht, sie sprach das Ah in einem Tone, der ein äußerst unangenehmes Ueberraschtsein verrieth. Sie schien darüber so die Geistesgegenwart verloren zu haben, daß sie kein Wort des Glückwunsches für den geliebten Vetter hervorzubringen im Stande war — sie sah nur Mathilde mit Augen an, als sei diese für sie plötzlich eine ganz eigenthümliche und von Allem je vorher Gesehenen durchaus verschiedene Erscheinung geworden. Mathilde erwiderte ihren Blick mit großer Kälte.

Ferdinand hatte dabei trumpfhaft aufgeregt zu sprechen fortgefahren:

„Aber," sagte er, „jetzt darf ich keinen Augenblick länger aufschieben, für Deine Bequemlichkeit zu sorgen, liebe Cousine — ich höre, Deine Sachen werden in den Hausflur getragen, bitte, laß mich Dich in ein Fremdenzimmer führen, wo Du es Dir bequem machen kannst; ich denke, Du nimmst die blauen Zimmer oben; gib mir Deinen Shawl und Deinen Schirm da — bitte, geh' voran, Du kennst ja die Wege hier."

Während dieser Worte hatte Ferdinand einen Leuchter vom Tisch und die Sachen genommen, und stand damit drängend schon an der Thüre!

Fräulein Bärwald machte keinen Einwurf. Sie sprach keine Sylbe; sie stand auf, machte nur eine kurze Verbeugung gegen den Präsidenten, sie ging.

Ferdinand fiel ein Alp von der Brust, als die Thüre zwischen seinen Gästen und ihr sich geschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pariser Industrie-Ausstellungs-Gebäude.

Der „Constitutionnel" gibt sehr interessante Mittheilungen über das Ausstellungsgebäude im Marsfelde, welches an Großartigkeit der Dimensionen wohl schwerlich irgendwo seines Gleichen findet. Das Gebäude, welches sich gegen die Mitte des dasselbe umgebenden Parks etwas mehr der Militärschule als der Jenabrücke nähert, hat im Grundriß die Form eines Rechtecks von 110 M. Länge und 384 M. Breite, und endigt sich an seinen beiden Extremitäten im Halbkreise von 384 M. Diameter. Die vom Palast eingenommene Oberfläche beläuft sich auf 16 Hektare, was einem Quadrat von 400 M. an jeder Seite entspricht. Es besteht aus einer Reihe konzentrischer Gallerieen, die einen Garten von mehr als ½ Hektare einschließen. Diese Kreisgallerieen werden vom Umkreis gegen den Mittelpunkt von anderen Gallerieen gekreuzt. Der Kreisgallerieen gibt es 13, der vom Mittelpunkt nach dem Umkreis verlaufenden 16. Das nur ein Stockwerk hohe Gebäude ist, mit alleiniger Ausnahme der beiden aus Maurerarbeit gebauten inneren Gallerieen, welche den Zentral-Garten einschließen, aus Eisen erbaut. Das Dach selbst ist fast überall aus Eisenblech; nur ein Theil desselben ist mit Zink gedeckt. Wenn man durch eine der 16 Thüren, die den radialen Gallerieen entsprechen, in den Palast eintritt, so gelangt man zuvörderst in eine Marquise oder einen bedeckten Spaziergang von 7 Metres Breite, der eine Ausdehnung von 1,425 M. hat. Eine Gallerie von 10 M. Breite, die für die Ausstellung von Nahrungsmitteln Zubereitung aller Art

bestimmt ist, ist den Restaurants aller Länder reservirt. — Die darauf folgende Gallerie ist die der Maschinen. Sie ist 35 M. breit und höher als die andern. Gegen außen hin verbirgt sie dem Blick alle folgenden Gallerieen. Ihr Dach wird durch kreisbogenförmige Dachstühle getragen von 35 M. Oeffnung, die ungefähr 14 M. von einander entfernt sind. Die freie Höhe unter'm Dachstuhl ist 26 M. Man kann sich eine ziemlich deutliche Idee von der Ausdehnung machen, wenn man sich den Boulevard de Sebastopol von einem Eisengewölbe überdeckt denkt, welches sich bis zur Höhe der Schornsteine der Häuser erhebt. Das ist der bedeutendste Theil des Ausstellungsgebäudes. Die Aussteller sind bereits bei Aufstellung der Maschinen beschäftigt. Die darauf folgenden Gallerieen haben eine Breite von 23 M. Die beiden den Garten zunächst einschließenden Gallerieen sind aus Mauerarbeit, die erste für die Ausstellung der schönen Künste, die zweite zur Geschichte der Arbeit (Instrumente aus dem Steinalter u. s. w.) bestimmt. Rings um den Garten herum befindet sich wieder eine Marquise oder ein bedeckter Spaziergang von 6 M. Breite. Für Licht ist im Gebäude in Ueberfluß gesorgt. Die Maschinengallerie hat jede Seite etwa 260 kolossale Fenster von 7 M. Höhe und 4 M. Breite. Die inneren Gallerieen werden durch Oberlicht erhellt. Auch für den nöthigen Luftwechsel ist hinreichend gesorgt durch unterirdische Gallerieen unter den konzentrischen und radialen Gallerieen, welche in alle Theile des Gebäudes die frische Luft von außen leiten. Sauger-Maschinen werden die Luft von außen durch Gitter, die im Boden, ähnlich wie bei der Luftheizung, angebracht sind, in's Innere hineinpumpen. Auch für den Abfluß des Wassers auf dieser Oberfläche von 1,600,000 Quadratmetres hat man durch ein eigenes Siebsystem Sorge getragen. Auch für die Vertheilung von Wasser im Innern des Gebäudes war zu sorgen und damit dadurch nicht die Besuche gestört würden, so hat man zu unterirdischen Leitungen seine Zuflucht genommen. Die Kellergewölbe unter der Gallerie der Nahrungsmittel haben 1300 M. Länge und 10 M. Breite. Die unterirdischen Gallerien unter den 16 radialen Wegen, die vom Umkreis nach dem innern Garten führen, haben eine Länge von 2 Kilometern bei 5 M. Breite. Die unterirdischen Kreisgallerien, drei an der Zahl, haben gleichfalls zusammen 2 Kilometer Länge, was zusammen über 5 Kilometer Länge an unterirdischen Gängen bringt. Die unterirdischen Wasserleitungen und Siebe haben etwa 8 Kilometer Länge. Das Eisengerüst des Gebäudes enthält 13 500,000 Kilogr. Guß- und Schmiedeisen, wovon 10,000,000 auf die Maschinengallerie und 3,000,000 auf die andern Gallerieen kommen. Das Dach des Kunst- und Alterthums nehmen 500,000 Kil. in Anspruch. Im Gerüst sind im Ganzen etwa 6 Mill. Nietnägel angewandt, für welche etwa 15 Mill. Löcher zu bohren waren. Die Sparren an den mit Zink bedeckten Theilen des Gebäudes erforderten 1190 Kubikmeter Holz. Die Oberfläche des mit Zink bedeckten Lattenwerks beträgt 53,000 M. Die Fenster der ersten Gallerie haben 45,000 Qu.-M. Fensterglas erfordert und das Oberlicht, welches die anderen Gallerien erhellt, 20,000 M. Wenn man nun bedenkt, daß im August 1865 noch kein Plan fest angenommen worden war zu diesem Gebäude, daß im Oktober s. J. noch auf dem Platze Militärübungen abgehalten wurden, so muß man gestehen, daß der Bau des Ausstellungsgebäudes auch bezüglich der Schnelligkeit seiner Ausführung wohl nirgends seines Gleichen findet.

Festgruß

bei der höchsterfreulichen Ankunft Seiner Majestät des Königs Ludwig II. von Bayern, des Herzogs von Franken am 24. November 1866 zu Würzburg.

O durchwonnend ist es, Thränen stillen,
Heilen Wunden, wie's das Herz begehrt.
Wenn die Mittel gleichen unsern Willen.
Dann ist unser Herz beneidenswerth.
König Ludwig I. von Bayern.

Was hat heut' für ein Festgepräng'
Die alte Frankenstadt? —
Sagt, was das große Volksgedräng'
Doch zu bedeuten hat? —
Von jedem Kirchenthurm herab
Erschallt der Glocken Gruß;
Und tausendstimm'gen Jubelruf
Trägt fort der frohe Fluß.

Es jubelt hoch Franconia,
Es jauchzt die Frankenstadt;
Der längstersehnte Tag ist da,
Der uns mit Lust genaht.
Von Wonne fühlet sich geschwellt
Des Franken treue Brust;
An einem Bild hängt jedes Aug'
In Wiedersehenslust.

Denn Ludwig zieht heut' bei uns ein,
Der hehr auf Bayerns Thron
Jetzt herrschet zu des Volks Gedeihn
Als Maxens großer Sohn.
Er ziehet ein im Jubelschall
Durch's festgeschmückte Thor;
Der Franke schauet hochbeglückt
Zum König heut' empor.

Fleug hin, mein Sang, so traut und treu,
Fleug hin zum Königsthron!
Grüß' Ihn mit Deinem schönsten Laut,
Dann fühl' ich Sangeslohn.
Willkommen, Frankenherzog! uns
Im treuen Frankenland!
O mögest lange weilen Du
Bei uns am Maiusstrand.

Das Frankenvolk, es blickt getreu
Zu Dir, zu Dir empor;
Und Huldigungen bringt auf's Neu'
Dir dar der Lieder Chor.
D'rum fleug, mein Lied, so treu, so traut,
Fleug hin zum Königsthron!
Grüß Ihn mit Deinem schönsten Laut;
Dann fühl' ich Sangeslohn.

Julius Rutter.

Mannigfaltigkeiten.

Dieser Tage starb in St. Gallen ein alter, wunderlicher Kauz, der ein abgesondertes Leben geführt hatte, mit sehr erbärmlichem Anstrich. Nach dessen Tode wurde amtliche Inventur vorgenommen. Man fand zuerst nur Lumpen und altes Gerümpel. Aber der Spürsinn eines Amtmannes begnügte sich damit nicht, und siehe, in dieser Verborgenheit wurde ein nicht unbedeutender Fund gemacht; circa 2500 Franken in baarem Gelde und einige Werthtitel im Betrage von 15,000 Fr., die der gute Mann vergessen hatte, mit in's Jenseits zu nehmen. Da auch das Gütchen desselben vollständig unverschuldet ist, so soll die Hinterlassenschaft circa 50,000 Franken betragen, welche in Empfang zu nehmen einige Erben des vierten Grades bereit sind.

Aus Compiegne liest man in der „Köln. Ztg." wieder die schönsten Dinge über eine Theatervorstellung („das Glas Wasser") im kaiserlichen Schlosse. Die Damen trugen weit ausgeschnittene Kleider und natürliche Haartouren ohne Puder, die Herren einen blauen oder schwarzen Frack mit Metallknöpfen, weiße Kravatten und Kniehosen von schwarzem Kasimir oder ein kurzes Beinkleid mit offenen Schuhen und schwarzen Seidenstrümpfen. Der Kaiser, der sehr wohl aussah, trug Kniehosen, einen blauen Frack mit Metallknöpfen. Die Kaiserin war mit einem Diadem von Blumen und Diamanten geschmückt. Sie hatte eine Robe von weißer, Lyoner Seide angethan, die mit Blumenbouquets besetzt war. Alle Hofdamen erschienen in Stoffen aus Lyoner Fabrikat. Als in dem Stücke Bollingbroke zur Königin sagte: „Wehe dem, der Frankreich angreifen würde", sahen Alle nach der kaiserlichen Loge. Napoleon blieb still und stumm. Bolingbroke kam um seinen Applaus.

Man schreibt aus London: Eine weibliche Berühmtheit ist zur Zeit die amerikanische Med. Doktorin Mary E. Walker. Sie hält unter großem Zulauf Vorlesungen in der St. James'-Hall, und zwar als winziges fast wie ein Kind aussehendes Persönchen in dem sogenannten Bloomer-Kostüme, was sie damit rechtfertigt, daß die lange weibliche Tracht sie beim Operiren hindern würde. Vom letzten amerikanischen Krieg her trägt sie eine Verdienstmedaille. Ihre erste Vorlesung handelte vom Beruf des weiblichen Geschlechts zur ärztlichen Praxis, bekämpfte die entgegenstehenden Vorurtheile, und gab ihren Lebenslauf. Ein musikalisches Intermezzo der Gelehrsamkeit war, daß von Zeit zu Zeit im Hintergrunde des Saals die „Götter (gods) des Paradieses", worunter viele Medizin studirende Jünglinge, heitere Volksweisen anstimmten, und sich auch durch die Polizei und den amerikanischen Impresario, Mr. Nimmo, nicht daran hindern ließen.

Die Zahl der englischen Schiffe ist nach den Registern in den letzten zehn Jahren von 35,000 auf 40,000 angewachsen, mit einem entsprechenden Zuwachs von Tonnengehalt 2,000,000. Das vereinigte Königreich figurirt unter der hinzugekommenen Zahl mit über 2000 Schiffen, die Kolonien mit gegen 3000 und die Kanal-Inseln mit ungefähr 100. Aus den amtlichen Nachweisen geht hervor, daß das britische Reich jetzt 85,000 Seeleute mehr als im Jahre 1855 zur ausreichenden Bemannung seiner Handelsmarine bedarf.

Charade.

Wie die Erste pocht das Herz,
Wenn die Zweite nun erscheint,
Wo vorbei der Trennung Schmerz,
Herrlich strahlt des Glückes Sonne,
Alles ist nur Lieb und Wonne!
Doch wenn nun die Täuschung flieht,
Und die Hand ist nicht mehr frei?
Dann wie meine Letzten zieht
Ein ins trübe Herz die Reu'!
Ach, die Ersten schmieden Ketten,
Wer kann dich daraus erretten?
Meines Ganzen luft'ges Prangen
Siehst du jetzo nur mit Bangen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bellandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 281 Dienstag, 27. November 1866.

Ein gezwungenes Spiel.

(Fortsetzung.)

Als sie gegangen wären, sah der Präsident seine Tochter mit einem Blicke an, welcher fast eben so viel Betroffenheit ausdrückte, wie der, welchen Fräulein Bärwald auf sie geheftet hatte.

„Mathilde," sagte er, „was denkst Du über diese Geschichte?"

„Ueber dieß Fräulein? ich denke, daß sie sehr unangenehm überrascht war, Ferdinand verlobt zu finden — es mag sein, setzte sie ein wenig höhnisch lächelnd hinzu, daß sie selbst mit einigen Absichten, seine Eroberung zu machen, gekommen ist, die nun freilich —"

„Und das ist Alles — weiter fällt Dir nichts auf an diesem Herrn Ferdinand, den seine Cousine Leopold nennt?

„Mein Gott," fiel Mathilde erschrocken ein, „er kann ja mehr Namen als einen haben, in der Jugend vielleicht Leopold genannt worden sein."

„Das stände dann freilich in eigenthümlicher Uebereinstimmung mit seinem Gute, das auch zwei Namen hat," unterbrach sie der Präsident sarkastisch. „Nein, mein Kind, ich muß Dir gestehen, daß in mir ein ganz merkwürdiger Verdacht aufgestiegen ist —"

„Und welcher, Papa," sagte Mathilde erschrocken.

„Wenn ich mir Alles zusammenreime — den doppelten Namen des Guts, den Umstand, daß in den Büchern oben so oft der Name Leopold Quellhorst geschrieben steht, daß diese Cousine da auftaucht, von welcher uns Dein Bräutigam früher nie eine Sylbe sagte, daß diese Cousine von einer Reise spricht, von der er auch früher keine Sylbe verlauten ließ, daß er sie beabsichtigt habe, und wenn ihn nun diese Cousine Leopold nennt — was kann ich da anders vermuthen, als daß hier eine abscheuliche Komödie gespielt wird?"

„Eine Komödie? und welche?" fragte ängstlich Mathilde.

„Nun, die, daß dieser Ferdinand gar nicht der ist, für den er sich ausgibt, sondern ein Anderer, daß er Leopold Quellhorst ist, von dem er als seinem Freunde spricht, und den er nach dem Orient abgereist sein läßt!"

Mathilde schlug ein Gelächter auf, welches etwas sehr Erzwungenes hatte.

„Um Gotteswillen, welche Idee!" rief sie aus; „was in aller Welt sollte ihn bewegen, uns auf diese Weise täuschen zu wollen? Das müßte ja doch sehr bald an den Tag kommen, und endete dann mit der elendesten Entlarvung und Beschämung — er würde mich ja doch nicht unter einem falschen Namen, mit falschen Papieren heirathen können? Väterchen, wie kommst Du auf einen so tollen Gedanken!"

„Ich habe Dir gesagt, wie ich darauf komme. Und was ihn dazu bewegen sollte? Das weiß ich nicht — aber laß mir einen halben Tag Zeit, und ich denke, ich komme schon dahinter, warum —"

„Es ist unmöglich, Du thust ihm bitteres Unrecht, Vater," rief Mathilde erhitzt aus — „es ist ja ganz abscheulich von Dir, so etwas zu denken!"

„Du mußt sehr verliebt sein, nicht einzusehen, daß —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Ferdinand trat wieder ein.

Er warf einen ängstlich prüfenden Blick in das Gesicht des Präsidenten, während Mathilde ihm entgegenrief:

„Aber das ist sehr unrecht, Ferdinand, daß Sie uns gar nicht darauf vorbereitet haben, hier eine so liebenswürdige gesprächige Cousine von ihnen zu treffen — wer ist denn eigentlich diese Dame?"

„Eine Verwandte, die ich seit meinen Kinderjahren nicht gesehen habe, und die jetzt ein wenig mal à propos zwischen uns fällt."

„O durchaus nicht," unterbrach ihn der Präsident; „ich finde sie ganz charmant und bin ganz bereit" — setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu — „für Sie bei ihr einzutreten, da Sie doch verhindert sind, sich viel mit ihr zu beschäftigen und sie zu unterhalten, lieber Ferdinand."

Der Präsident sprach das Wort Ferdinand mit einer ganz besonderen Betonung aus.

„Das wäre sehr liebenswürdig von Ihnen," erwiderte Ferdinand, indem er im Stillen dachte: „das fehlte noch — die zwei nur zehn Minuten lang! in tête à tête und ich wäre verloren!"

Mathilde suchte dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, aber es stockte. Der Abend schlich langsam

vorüber. Die Couſine erſchien nicht wieder. Sie ließ um Thee auf ihrem Zimmer bitten. Man trennte ſich früh, um ſich zur Ruhe zu begeben. Als der Präſident gegangen, blieb Mathilde zurück und ſagte lebhaft erregt:

„Um Gotteswillen, wer iſt dieſe Couſine? Welch' unſelige Geſchichte haben Sie angefangen, Ferdinand! Wie ſoll das enden? Wiſſen Sie, daß mein Vater ſchon einen Verdacht gefaßt hat — einen ganz ſchrecklichen Verdacht? Er glaubt, Sie ſeien gar nicht Ferdinand Lindenſchmidt, ſondern Sie ſeien Leopold Quellhorſt und ſpielten die Rolle Ihres Freundes."

„Was? Ich ſei Leopold? Aber wozu um Gotteswillen ſollte ich—"

„Die Couſine nannte Sie einmal Leopold!"

„Wär' ſie doch, wo der Pfeffer wächſt!"

„Und jetzt," rief Mathilde aus, „muß die Geſchichte ein Ende haben, Ferdinand, das begreifen Sie, oder ich komme um vor Aufregung und Beängſtigung bei allem Dieſem!"

„Und ich erſt! In welch' entſetzliche Situation bin ich gerathen!"

„Durch Ihre eigene Schuld!"

„Freilich, freilich — aber wer leidet auch am meiſten darunter!"

„Haben Sie mit der Couſine geſprochen, ihr raſch den Stand der Dinge anvertraut, und ſie gebeten, Sie nicht zu verrathen?"

„Mein Gott, das wollt' ich ja, ich ging deßhalb mit ihr hinauf — aber ſie war plötzlich ſo einſylbig, ſo kühl geworden — ſie ſtellte nur ein Paar Fragen nach Ihnen, wo ich Sie kennen lernen, mich ſo raſch verlobt, und ſo weiter, und dann gab ſie mir ſo deutlich zu erkennen, daß ſie allein ſein wolle — es war mir ganz unmöglich gegen die mir wildfremde Perſon mit meinem Bekenntniß herauszurücken."

Mathilde ſchüttelte unwillig den Kopf.

„Und doch hätten Sie das müſſen. Sie müſſen ſie jetzt morgen mit dem Früheſten zu ſprechen ſuchen. Sie darf mit meinem Vater nicht zuſammenkommen, bevor Sie nicht offen mit ihr geredet haben!"

„Aber, wenn ſie nun nicht darauf eingehen will, uns beizuſtehen?"

„Uns? Es iſt Ihr Werk, dieſe Situation, Ferdinand, nicht das meine. Mir iſt alle Unwahrheit, alle Verſtellung entſetzlich!"

„Ich weiß es, Mathilde, ich weiß es — aber ſei mir nicht böſe, ſei nicht hart gegen mich — Du ſiehſt ja ſelbſt, wie ich leide."

„Nicht mehr wie Du verdienſt," verſetzte Mathilde ſtreng. Dann aber gab ſie ihm die Hand und ſagte: „Nun, ſieh nur, daß Du mit der Couſine auskommſt, und ich will darüber nachdenken, wie ich den Vater raſch fort bringe, ehe es zu ſpät iſt. Gute Nacht!"

Sie verſchwand raſch und überließ Ferdinand der tödtlichen Angſt und Unruhe, die ihn die ganze Nacht kein Auge ſchließen ließen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Sternſchnuppenfall.

Das Sternſchnuppen-Phänomen der dießjährigen November-Periode hat gewiß das Intereſſe an dieſen kleinen Weltbürgern in dem Maße wach gerufen, daß folgende kurze Notizen willkommen ſein werden. Daß dieſe ſchönen Meteore wirklich kosmiſchen und nicht telluriſchen Urſprungs ſind, hat zuerſt Chladni 1794 nachgewieſen. Brandes und Benzenberg beſtimmten zuerſt 1798 ihre Geſchwindigkeit und ihre Entfernung von der Erde. Daß die Sternſchnuppen zu beſtimmten Zeiten des Jahres beſonders häufig auftreten, wurde mit Beſtimmtheit erſt gefolgert, nachdem Olmſted und Palmer den ungeheuren Sternſchnuppen-Schwarm am 12. und 13. November 1833 in Nord-Amerika beobachtet hatten. Jetzt wurde man aufmerkſam darauf, daß beſonders die Zeit zwiſchen dem 10. und 14. November es ſei, in der in verſchiedenen Jahren zahlreiche Sternſchnuppen gefallen ſeien. So hatten Humboldt und Bonpland am 12. Nov. 1799 Tauſende der Meteore an der mexikaniſchen Küſte beobachtet, ſo waren ſehr viele in Potsdam am 12. Nov. 1822 geſehen, noch mehr aber 1831 am 13. Nov. im ſüdlichen Deutſchland und an der ſpaniſchen Küſte und ebenſo in der Nacht des 12./13. Nov. 1832 an ſehr weit von einander entfernten Orten. Man nahm nun an, daß ein ganzer Ring dieſer winzigen Körperchen im Weltraume vorhanden ſei, den unſere Erde in ihrer Bahn gegen den 12. oder 13. Nov. durchſchnitt. Aus der großen Geſchwindigkeit dieſer Meteore und daraus, daß bei beſonders häufigen Fällen ſämmtliche Sternſchnuppen von dem Punkte des Himmels ausgingen, nach welchem ſich unſere Erde hinbewegte, ſchloß man bald, daß die Sternſchnuppenſchaar dieſes Ringes eine der Erde entgegengeſetzte Bewegung haben müßte. Daß die Erſcheinung der Sternſchnuppen in einigen Jahren ſo viel glänzender war, als in andern, führte zu der Hypotheſe, daß der Ring nicht allenthalben gleich dicht mit Körperchen beſetzt ſei. Olbers und nicht Humboldt, wie häufig angegeben wird, war wohl der erſte, der aus den beiden ſo überaus prachtvollen Erſcheinungen von 1799 und 1833 folgerte, daß eine Stelle des Ringes beſonders dicht mit den kleinen Körpern beſetzt, und daß gerade dieſer Schwarm es geweſen ſei, dem die Erde in den beiden genannten Jahren begegnete. „Im Jahre 1799 und 1833" — dieß ſchrieb Olbers 1837 — „vielleicht auch 1832 ging die Erde durch

einen solchen dichten Schwarm. In anderen Jahren begegnete sie nur einzelnen, wenngleich vielen Sternschnuppen-Asteroiden. Vielleicht gehen mehrere solcher dichteren Schwärme auf dieser Straße einher, vielleicht müssen die Erdbewohner selbst bis 1867 warten, ehe sie dieß merkwürdige Phänomen in seiner ganzen Pracht, die es 1799 und 1833 hatte, sich wieder erneuern sehen." Dieß ist auch die Stelle, auf welche sich Humboldt in seinem Kosmos bezieht. Zu derselben Zeit erkannte man auch das August-Phänomen als ein periodisches, bald wurde man auch auf andere Tage des Jahres aufmerksam, an denen das Erscheinen von Sternschnuppen besonders häufig ist.

Aus einer sorgfältigen Diskussion nicht nur der neueren, sondern auch der in früheren Jahrhunderten beobachteten Erscheinungen schloß der amerikanische Astronom Newton, daß der Schwarm der Novemberperiode eine Bahn um die Sonne beschreibe, welche gegen die Erdbahn um 17 Grad geneigt sei, daß aber die Richtung der Bewegung des Schwarms in seiner Bahn der Richtung der Erdbewegung entgegengesetzt sei. Die Umlaufszeit desselben betrage 354,en Tage, so daß derselbe alle Jahr um etwa elf Tage früher durch die Erdbahn geht, als im vorhergehenden. Alle 34 Jahre macht er hiernach nahe 34 Umläufe und wir würden also alle 33 Jahre das Schauspiel eines reichen Sternschnuppenfalles genießen.

Dieß schließt jedoch nicht aus, daß auch in zwei auf einander folgenden Jahren ein außergewöhnlicher Sternschnuppenreichthum eintreten kann, denn der Schwarm ist wahrscheinlich von einer solchen Ausdehnung, daß die Erde in aufeinander folgenden Jahren Theile von ihm treffen kann. Ein zentraler Durchgang ereignet sich nach Newton erst alle 133 Jahre und zwar sollte der nächste am Morgen des 14. November 1866 stattfinden.

Diese Vorausbestimmung hat sich als richtig bewährt, nur wenige Stunden früher, als Newton angab, stieß die Erde mit dem Schwarm zusammen. Der überaus herrliche Anblick des Phänomens, das sich dem Auge in der Nacht vom 13. zum 14. November d. J. darbot, hat gewiß alle Beobachter mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Zur Zeit der reichsten Entfaltung der glänzenden Erscheinung, welche in Berlin kurz vor 2 Uhr Nachts stattfand, zeigten sich nach sorgfältiger Schätzung aufmerksamer Beobachter gegen 20 Meteore in der Sekunde. Man wird sicher nicht zu viel schätzen, wenn man annimmt, daß von halb zwei bis halb drei Uhr in der Minute durchschnittlich 450 Sternschnuppen fielen, was also für diese Stunde 27,000 machen würde. Alle kamen aus der Gegend des großen Löwen, aus der Gegend, nach welcher sich die Erde gerade hinbewegte. Die Pracht und der Reichthum der Erscheinung mußte sich in derjenigen Gegend der Erde am größten zeigen, welche die Hauptmasse des Schwarmes traf. Hat derselbe eine hinreichende Ausdehnung gehabt, so waren die Bewohner von Hindustan die glücklichen, das Schauspiel in seiner reichhaltigsten Fülle genießen zu können. Denn sie hatten den großen Löwen gerade im Zenith, als der Sternschnuppenfall eintrat, was bei ihnen kurz vor Sonnenaufgang stattfand. Nach frühern Erscheinungen zu schließen, ist es jedoch unwahrscheinlich, daß der Schwarm eine solche Breite gehabt hat. Weiter nach Westen hin mußte aber die Reichhaltigkeit der Erscheinung abnehmen. Dieß scheint auch deutlich aus den Berichten der englischen Astronomen hervorzugehen, welche die Zahl der während der Dauer des Phänomens gesehenen Meteore lange nicht so hoch angeben, als die oben mitgetheilte.

Die „Times", deren Berichterstatter die Totalsumme der in der Nacht vom 13. beobachteten Sternschnuppen auf 7—8000 schätzt, widmet dem großartigen Naturereignisse einen Leitartikel, worin sie ein ergreifendes Bild des herrlichen Phänomens gibt. „Die Meteore, erzählt sie, jagten einander am Himmel, der von diesen ungewohnten Gästen wie belebt war. Manchmal schien es, als hätte ein mächtiger Wind die alten Sterne erfaßt, sie aus ihren Grundfesten losgerissen und über das Firmament dahingefegt. Man mochte sich den Olympier selbst auf seinem Throne denken, seine feurigen Keile gegen eine ruchlose Welt schleudernd. Selbst wenn der Himmel sich theilweise umwölkte, zeigten sich die Meteore durch jede Lücke und leuchteten sogar durch den Wolkenschleier hindurch. Wenige von Denen, welche die Erscheinung sahen, haben je etwas dergleichen gesehen, oder können hoffen, es je wieder zu sehen . . ." In der That, bis zum 13. November 1899, wo nach den Berechnungen der Wissenschaft, welch' letztere hier einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert hat, eine Wiederholung dieses Phänomens stattfinden soll, wird wohl eine Generation dahingeschwunden sein.

Ueber den Sternschnuppenfall vom 13. auf den 14. ds. liegen Berichte aus verschiedenen Orten Schwedens vor, wonach auch dort dieses Schauspiel einen gewaltigen Eindruck gemacht hat. Aus Westerås schreibt man, daß es ausgesehen, als ob es Sterne „schneie." Am herrlichsten wäre das Schauspiel von Mitternacht bis gegen 4 Uhr Morgens gewesen. Die Sternschnuppen fielen von SO. nach NW. in einem schiefen Winkel mit der Erde. In Karlshamn observirte man den stärksten Fall von 2 bis 3 Uhr. Man sah lange Strahlenbündel, andere hinterließen langsam verschwindende Streifen. Aus Norrköping berichtet man, daß der Fall um 3 Uhr Morgens am prächtigsten war. Tausende von Sternen schienen niederzuströmen, und es war beinahe so hell, wie am Tage. Die Bauern, welche zur Stadt fuhren, glaubten, daß die Sterne niederregneten, und die Pferde erschracken. Auf der Sternwarte von Upsala hatte man den Himmel, in sechs Regionen eingetheilt, beobachtet, und zählten die

Beobachter in der Zeit von einer Stunde 16 Minuten 4162 Sternschnuppen, darunter 1600 zwischen 2 Uhr 40 Minuten bis 2 Uhr 55 Minuten Morgens.

Der erste Schnee.

„Schon Schnee," so seufzt der Wittwe Kind,
Schaut durch die Scheiben, trüb und blind,
Besieht sich sein zerlumpt Gewand,
Haucht zitternd in die starre Hand,
Und blickt dann wieder seufzend still
Hinaus in Sturm und Flockenspiel.

„Schnee, Mutter, Schnee! Sieh' doch hinaus,
Schon deckt rings er Straß' und Haus;
Hei, wie die Luft er wirbelnd füllt,
Ein Flockenheer, des Winters Bild!
Zu hundert Freuden, die er bringt,
Gar lustig er ins Freie winkt."

So dringt des Reichen Kinderchoor
Den Gruß dem ersten Schnee wohl vor,
Und in der reichen Mutter Brust
Freut sich das Herz der Kinder Lust.

Die arme Mutter weinet still,
Ihr Herz, so schwer, fast brechen will,
Denn neues Elend — neues Weh'
Bringt ihr — der erstgefall'ne Schnee.

Fr. Brentano.

Mannigfaltigkeiten.

Interessante Entdeckungen hat der römische Geologe Professor Ponzi mit Herrn Michele de Rossi, dem berühmten Gehülfen seines Bruders auf dem Gebiete der Katakombenforschung, hinsichtlich der Urbevölkerung Latiums gemacht. Den sorgfältigen Untersuchungen beider Herren ist es gelungen, in der ferneren Umgegend Roms, namentlich oberhalb Tivoli's, wohlerhaltene Gräber zu finden, welche Steinwaffen, hier und da zugleich mit Bronzegeräth, enthielten. Vor allen Dingen aber dürfte es dem Geologen wie den Alterthumsforscher interessiren, daß Herr de Rossi bei Marino über dem Rande des Albaner See's die Gegend näher erforscht hat, in welcher vor vielen Jahren die bekannten Vasen in Gestalt roher nordischer Bauernhütten gefunden wurden, die sich jetzt im Museum Gregorianum des Vatikans befinden. Bekanntlich sollten dieselben unter dem Peperin gefunden sein, und ein Zeugniß für die Existenz menschlicher Bevölkerung in einer Epoche abgeben, in welcher die gewaltigen Krater des albaner Gebirges noch thätig waren. Später ward dieß geläugnet und angenommen, daß die betreffenden Gräber vielmehr unter den schon vorhandenen vulkanischen Erdschichten ausgehöhlt seien. Herr de Rossi hat jetzt in jener Gegend eine umfassende Nekropole entdeckt, und die sicheren Beweise in Händen, daß dieselbe allerdings vor den letzten Ausbrüchen der Vulkane des jetzigen albaner Gebirges angelegt war.

Am 18. ds. passirte zum Erstenmale eine direkte von New-York kommende und nach Bukarest adressirte Depesche durch das Baseler Telegraphenbüreau. Dieselbe wurde in New-York 1 Uhr 30 Minuten Nachmittags expedirt und kam 8 Uhr 30 Minuten Abends in Bukarest an. Die Zeitdifferenz zwischen Absenden und Eintreffen der Depesche beträgt in diesem Falle 7 Stunden, wovon auf den geographischen Abstand zwischen New-York und Bukarest 6 Stunden 30 Minuten, auf die für Vermittlung der Depesche, Uebertelegraphiren ꝛc. verwendete Zeit 30 Minuten kommen. Die grade Entfernung von New-York bis Bukarest beträgt 1500 geographische Meilen.

Der „Great Eastern" wird zu Anfang des nächsten Jahres einer gründlichen Ausbesserung unterzogen werden, und alsdann, mit neuen Schraubenkesseln versehen und im Innern neu equipirt, zu seiner ursprünglichen Bestimmung, nämlich zur Aufnahme von Passagieren erster Klasse, hergerichtet werden. Die Direktoren haben diese Anzahe gemacht, da das Schiff von einer französischen Gesellschaft als Passagierschiff gemiethet und bestimmt ist, während des nächsten Jahres zwischen New York und Brest zu fahren, um Besucher der Industrieausstellung herüberzufördern. Es wird gegen Anfang März nach New-York abgehen.

„The Great Republic", das erste der neuen, im Bau begriffenen Schiffe der Pacific Mail Company, wurde am 8. in Greenpoint bei New-York vom Stapel gelassen. Das Schiff hat 4400 Tonnen Gehalt, mißt in seiner größten Länge 380 Fuß und wird für das stärkste Schiff gehalten, das gegenwärtig auf dem Ocean schwimmt. Die Flotte der Gesellschaft besteht aus 19, im Verkehr befindlichen Schiffen; 3 weitere, so groß wie „The Great Republic", werden gegenwärtig gebaut und sollen mit der letzteren die Linie zwischen San Franzisko, China und Japan bilden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Matlandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 282 Mittwoch, 28. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

V.

Es war am andern Morgen. Der Präsident hatte sich früh erhoben und war in der Umgegend des Gutes umhergestreift. Aber nicht lässig und ruhig, bald auf dieses, bald auf jenes seine Aufmerksamkeit richtend, sondern offenbar innerlich sehr beschäftigt und bewegt. Er schritt bald sehr rasch daher, bald das Haupt nachdenklich gesenkt und langsam wandelnd, wie ein Mann, der ein großes Gedankenproblem zu lösen hat. Menschen traf er wenig, und die er antraf und anredete, antworteten ihm einsylbig oder verkehrt — sie schienen seine hochdeutschen Anreden nicht zu verstehen — sie lächelten spöttisch dabei. Auf dem Pachthofe war er schon gewesen — da war er auf das offenbar sie Widerstreben, ihm Rede und Antwort zu stehen, gestoßen — der Pächter hatte ihm sehr unhöflich den Rücken gewendet.

„Die Leute sind offenbar gegen mich instruirt," sagte er sich.

Als er sich durch die Gartenlagen dem Hause wieder näherte, und um die Seite herum der hinteren Fronte, wo der Wohnsalon lag, zuschritt, bemerkte er den alten Gärtner neben einem Jasminstrauch stehend; der Mann lehnte sich still und regungslos auf einen Grabscheit und blickte starr zu einem Fenster des obern Stockwerks hinauf.

Der Präsident näherte sich ihm ungesehen und beobachtete ihn eine Weile.

„Lieber Freund," sagte er dann mit seinem herablassenden Tone, „was schaut er denn da so angestrengt hinauf — was ist da oben mit dem Fenster?"

Der alte Mann schrack ein wenig zusammen, weil er sich völlig allein gewähnt haben mochte; er maß den Präsidenten ziemlich ehrfurchtsvoll von oben bis unten und dann sagte er leise und tonlos.

„Was mit dem Fenster ist? Durch das Fenster ist sie herausgestürzt und hat den Tod davon gehabt — da unten, wo ich die Rosen hingepflanzt habe."

„Sie?! Herausgestürzt?! Wer?!" brach der Präsident eifrig aus.

Der Gärtner maß ihn noch einmal mit seinem kalten, menschenfeindlichen Blick.

„Wer? — Nun sie — die junge Frau."

„Die junge Frau — war Euer Herr denn schon verheirathet, und die Frau ist durch jenes Fenster —"

„Nun ja, gewiß!" murmelte der graue Alte in den Bart, und als ob es ihm schon Ueberwindung genug gekostet, so viel zu sagen, wandte er sich und ging.

Der Präsident stand höchst verblüfft da.

Was war, was bedeutet das? Sein zukünftiger Schwiegersohn war schon einmal verheirathet gewesen — die Frau war auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen — war durch's Fenster gestürzt — oder hatte sich hinausgestürzt — sie hatte auf eine Weise geendet, über die der alte Gärtner sich nicht aussprechen wollte — dunkle, seltsame Geschichte das! — Aber so dunkel sie war, sie entzündete ein Licht in seiner Seele. Diese dunkle Geschichte mußte es sein, um deretwillen der Schwiegersohn gegen ihn zum Schwindler geworden, und sich einen andern Namen beigelegt! Vielleicht, wer weiß, haftete auf dem Namen Lepold Quellhorst ein Verdacht, eine Schuld, und um die Hand eines Mädchens, wie Mathilde, zu erreichen, hatte dieser Leopold vor ihm seinen Namen verleugnet und sich Ferdinand Lindenschmidt genannt — er hatte ja nicht vorausgesehen, als er es gethan, daß der Präsident ihn vor der Verheirathung mit Mathilde auf seinem Gute besuchen, ihn inmitten seiner heimathlichen Verhältnisse sehen werde, und so die Täuschung entdecken könne! — So ließ sich Alles deuten! Der Präsident war außer sich — er fragte sich, ob es nicht besser gethan sei, sofort abzureisen und in der nahen Stadt die Forschungen anzustellen, welche ihm hier, wo ihm Niemand Rede stehen wollte, offenbar schwerer wurden.

Rasch schritt er dem Eingang in den Gartensalon zu, er wollte vor allen Dingen mit Mathilde sprechen.

Mathilde stand auf der Schwelle der offenen Glasthüre und blickte nachdenklich vor sich nieder; sie sah in ihrem weißen Morgenanzuge wohl eben so frisch und duftig wie gestern, aber viel ernster aus; sie blickte nachdenklich zu Boden, sie nahm das Kommen ihres Vaters nicht wahr, und als dieser sie anrief, schrack sie ein wenig zusammen.

„Guten Morgen, mein Kind," sagte dieser; „gut, daß ich Dich noch allein treffe, ich habe mit Dir zu

reden, bitte, komm die Stufen herab, wir wollen einen Gang durch den Garten machen.“

„Was hast Du, Vater, Du bist sehr erregt?“ rief Mathilde aus, indem sie zu dem Präsidenten in den Garten hinabeilte und ihren Arm in den seinen legte.

„Ich habe eine ganz wunderliche Entdeckung gemacht,“ versetzte der Präsident flüsternd; „eine Entdeckung, die ich Dir nicht mittheilen kann, ohne Dich vorher auf eine tiefschmerzliche Enttäuschung über den Mann, dem Du Dein Herz dahingegeben hast, und der es nicht verdient hat, vorzubereiten. Ich fühle ganz die Tragweite dessen, was ich Dir mittheilen muß und seine Wirkung auf Dein Gefühl, aber —“

„Um Gotteswillen, lieber Vater,“ rief Mathilde erschrocken, „Du machst ja eine fürchterlich feierliche Einleitung, sprich rasch, was Du sagen willst, oder Du spannst mich auf eine längere Folter, als Alles, was kommen kann.“

Mathilde war bei diesen Worten erbleicht, und die weiße Hand, mit der sie einen im Morgenwind zurückflatternden Zipfel ihres Tuches ergriff, zitterte heftig.

„Ich habe den Grund entdeckt,“ fuhr leise flüsternd und aufgeregt der Präsident fort, „weßhalb der Mann, dem wir so unbedingt vertrauten, uns so ruchlos zu hintergehen, ein solch' abscheuliches Spiel mit uns zu treiben wagte. Dieser Mann, mag er nun Ferdinand oder Leopold heißen, hat ohne Zweifel einen dunklen Flecken auf seiner Vergangenheit liegen — er war schon einmal verheirathet — er hatte eine Frau, und diese Frau ist auf eine schrecklich gewaltsame Weise um's Leben gekommen — sie ist aus einem der Fenster dieses Hauses gestürzt — und Quellhorst —“

Hier blieb Mathilde stehen und sah ihrem Vater mit großen Augen ins Gesicht; Anfangs sehr bleich, sehr erschrocken und dann plötzlich schnell aufflackernd:

„Papa, Papa, welche Räubergeschichte hast Du da aufgefischt!“ rief sie aus.

„Räubergeschichte?“ sagte der Präsident, ein wenig verletzt; „wenn ich Dir aber sage, daß es so ist, daß ich so eben aus dem Munde des alten Gärtners, der wahrhaftig nicht der Mann ist, so etwas zu lügen, gehört habe —“

„Der Gärtner mag erzählt haben, was er will, Papa, ich stehe Dir dafür gut, daß Ferdinand je weder eine Frau hatte, noch eine aus dem Fenster stürzte — ich bürge Dir dafür, daß dieß der lächerlichste Verdacht ist, der —“

„Mathilde,“ fiel der Präsident fast zornig ein,“ „Du mußt sehr verblendet sein, daß Du so zuversichtlich von einem Manne sprichst, der, wie Du doch selbst gestehen mußt, ein unverantwortliches Spiel —“

Mathilde blickte sich scheu um.

„Still, still, Papa — er kommt — ich bitte Dich, sei wie immer gegen ihn, nur eine kurze Weile noch, und nach dem Frühstück werden wir weiter davon reden, Du wirst mir dann glauben, daß ich Recht habe, — so lange laß Dir nichts merken! Ich bitte Dich, mir zu liebe!“

„Nun ja — nach dem Frühstück kommen wir zusammen, um —“

Der Präsident endete nicht, denn Ferdinand zusammt der Cousine kamen rasch den Gartenpfad herunter hinter ihnen drein geschritten.

Mathilde bemerkte augenblicklich, daß Ferdinand sehr ernst und nachdenklich aussah.

Man begrüßte sich, wechselte einige artige Worte, und Ferdinand lud seine Gäste ein, ihm zum Frühstück ins Haus zu folgen. Er reichte Mathilde den Arm und flüsterte ihr dabei zu:

„Alles steht gut — die Cousine ist eingeweiht und wird unser rettender Engel sein.“

„Gott sei gelobt,“ flüsterte Mathilde zurück, „wir standen am Rande des Abgrundes!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine preußische Staatsgefangene.

Ein finsterer Geist ging seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch das Haus der Welfen zu Braunschweig. Herzog Karl, seit 1735 regierend, war ein verschwenderischer Fürst, der, da ihm die Steuern nicht genug eintrugen, nach dem hessischen Beispiel seine Unterthanen an die Engländer verkaufte. Sein Bruder Ulrich heirathete nach Rußland, wurde dort der Vater des unglücklichen Iwan und starb in der Verbannung; sein zweiter Bruder, Ludwig, wurde der Fluch der Holländer; zwei andere, Albrecht und Friedrich, fielen bei Soor und Hochkirch; die Schwester Elisabeth wurde die vernachlässigte Gemahlin Friedrichs des Großen. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Herzog Ferdinand, verlor als Führer des preußischen Heeres bei Auerstädt Thron und Leben; ein anderer, Leopold, ertrank bei einer Ueberschwemmung der Oder, als er beldenmüthig Verunglückten das Leben rettete; die eine Tochter, Karoline, wurde die unglückliche Gemahlin Georgs IV. von England, und die andere, Elisabeth, die gleich unglückliche Gattin des damaligen Prinzen und nachmaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Mit 19 Jahren Braut, mit 23 geschieden und dann 71, fünfundsiebenzig, Jahre Staatsgefangene hinter düstern Festungsmauern. Das war das traurige Loos dieser unglücklichen Fürstin, die Natur und Geburt zu anderm, besserm Geschick bestimmt zu haben schienen. Friedrich der Große selbst schildert sie uns in seinen Memoiren zu jener Zeit, da sie an den Hof von Berlin und damit in das Verhängniß ihres Lebens trat, als in der Blüthe einnehmender Schönheit stehend, lebhaft, geistvoll, von kühnem, offenem Wesen,

anmuthig und selbstbewußt zugleich, also mit Eigenschaften begabt, von denen er hoffte, daß sie dem Throne seines Nachfolgers und Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm, nicht nur zur Zierde gereichen, sondern auch auf diesen Prinzen selbst, in dem kein Funke von dem Genius seines großen Oheims, dagegen aber ein entschiedener Hang für Alles lebte, was die sittenlose Zeit fast an allen Höfen damals zur giftigen Blüthe gebracht hatte, von rettendem, gutem Einfluß sein würden. Er hoffte, den ausschweifenden Kronprinzen, der später als König neben der Königin noch eine zweite Kirchlich ihm zur linken Hand angetraute Gattin, die Gräfin Dönhoff, und dabei eine erklärte, bei Hof zugelassene Maitresse, die berüchtigte Lichtenau, hatte, durch die Verbindung mit einer eben so schönen, als feurigen und geistreichen Gattin von seinem wüsten Leben abzuziehen, allein der Versuch schlug fehl, und die Prinzessin wurde das Opfer. Wohl kann man, und Friedrich der Große that Dieß selbst deutlich genug, ihren Gemahl, der sie auch nicht im Geringsten zu achten und zu würdigen verstand, geradezu als den eigentlichen Verderber der unglücklichen Frau betrachten: nach wie vor seinem sittenlosen, nur in den niedrigsten Vergnügungen sich gefallenden Leben („a une vie crapuleuse") hingegeben, kränkte er seine Gattin durch tägliche Beweise von Untreue. „Die Prinzessin, welche in der Blüthe ihrer Schönheit stand, fand sich beleidigt durch die geringe Beachtung und Rücksicht, welche ihr zu Theil wurde. Ihr lebhaftes Temperament und die gute Meinung, welche sie von sich selbst hatte, trieben sie an, sich für die Kränkungen und Beleidigungen, die man ihr anthat, zu rächen." So erzählt der König. Aber freilich war die Art der Rache, die sie nahm, nicht der Würde des Weibes und der Fürstin und vielleicht auch ihrem besseren Selbst entsprechend. Sie wollte den Gemahl mit gleicher Münze bezahlen, wenn gleich ihre Vergehungen bei Weitem hinter denen des Gatten zurückblieben. Aber sie machte kein Hehl aus der Abneigung, ja ihrem Haß gegen diesen; vergebens bot der König und ihre Brüder Alles auf, sie nur zu irgend einer Annäherung an den Prinzen wieder zu bewegen; sie war, nachdem sie demselben eine Tochter geboren hatte, zu keiner mehr zu bringen. Die Brüder des Prinzen, Heinrich und Ferdinand, verlangten vom Könige Trennung der Ehe, nachdem der Gemahl selbst auf Scheidung wegen Ehebruchs geklagt hatte, da sie sich ihr Erbfolgerecht nicht durch einen Bastard entreißen lassen wollten, und jener konnte, wenn auch nach langem Sträuben und Bedenken, endlich nicht anders, als, nachdem auch der braunschweigische Hof, dem man die traurigen Beweise der „inconduite" der Prinzessin gegeben, eingewilligt hatte, den Befehl zur Scheidung zu geben. Dieß geschah am 21. August 1769. Im Alter von 23 Jahren, wo das Leben noch so lockend und hoffnungsvoll offen steht, ging Elisabeth, die den Titel „Hoheit" ablegte und den „Durchlaucht" wieder annahm, nach der Festung Küstrin, in eine Gefangenschaft, von der sie damals nicht ahnte, daß sie 71 lange Jahre dauern würde. Warum diese nie gelockert oder aufgehoben, sondern später nur mit der in Stettin vertauscht wurde, bleibt ein wohl unergründliches Räthsel. So schwer hatte Elisabeth, besonders wenn man die Schuld des Gatten und sein auch auf dem Königsthron fortgesetztes ärgerliches Leben dagegen abwägt, nicht gesündigt, daß man sie so hart und lang strafen mußte. Es mag mit ihres Gemahls Sohns und Nachfolgers, Friedrich Wilhelm's III., des doch so wohlwollenden und frommen Königs, Eigenthümlichkeiten zusammengehängt haben, daß er, der mit seiner Gemahlin Louise, dieser idealen Frauenerscheinung, die Zucht und Sitte des Familienlebens auf dem Königsthron wieder zu Ehren gebracht hatte, gerade wegen ihrer besondern Schuld gegen die arme gefangene Fürstin doppelt streng und unnachsichtlich gesinnt war. Wenigstens stand er ihr nie freundlich gegenüber, während hingegen sein Sohn, der damalige Kronprinz und nachherige König Friedrich Wilhelm IV., oft und gern zu der armen Gefangenen kam und ihr damit manche trostvolle Stunde brachte. Sein Regierungsantritt konnte ihr nicht mehr die irdische Freiheit bringen, da ihr gerade in dessen Jahr, 1840, der Tod für eine bessere die Kerkerthüren öffnete. Hatte sie kraft ihres Naturells, das selbst solche Leiden nicht beugen konnten, in den ersten Jahren ihrer Gefangenschaft diese leichter getragen, als man unter solchen Verhältnissen annehmen sollte, und erzählt Thibaut von ihr, daß sie sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht habe, zwei Reihen Stühle in den Saal zu stellen, diese für Tänzer und Tänzerinnen gelten lassend, und nun zwischen ihnen hindurch, sich selbst in der Anmuth und Grazie ihrer Bewegungen gefallend, eine Anglaise zu tanzen; so mag doch später, als die Jahre immer länger und länger, die Tage einsamer und einsamer wurden, draußen alte Reiche stürzten, neue erstanden und das alles an ihren Festungsmauern spurlos vorüberging, ihr Gemüth tief gebeugt und ihr Herz gebrochen gewesen sein. Für die Zeit kurzer Verirrung war ihr eine lange der Buße und Reue zugemessen. Von denen, die ihr den kurzen Traum ihres Lebens in der Freiheit vertäumen halfen und ihr dann die Zeugen ihrer Schuld werden mußten, wird man wenig wissen. Vielleicht interessirt es darum, daß mir da eine wohlverbürgte Mittheilung zu machen möglich ist. In den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hielt sich in Erlangen, wo damals die Markgräfin von Bayreuth-Ansbach ihren Hof hielt, ein Theaterdirektor Schmidt auf, dessen Truppe zu den besten der damals Deutschland durchwandernden gehörte. Mein Großvater, damals in Erlangen studirend, war ihm noch befreundet, und von Dem weiß ich, daß der Mann, der, wenn er auf der Bühne stand, durch seine meist derbste Komik zu lautem Beifall hinriß, oft hinter den Koulissen in lautem Weinen zusammenbrach, daß

bei aller Liebenswürdigkeit im Umgang ein tiefer Ernst, eine unerklärliche Schwermuth ihn nie verließ. Auch bei Hof war er oft, und gerne verkehrte die Markgräfin mit ihm im vertrauten Gespräche. Da mag er ihr wohl eine traurige Geschichte erzählt haben aus dem Königsschloß in Berlin und von dem jammervollen Geschick der von der Markgräfin stets geliebten und beklagten so nahe Verwandten; er konnte wohl davon reden: er war, damals einen anderen Namen tragend, der Musiklehrer der Prinzessin Elisabeth gewesen; und war's die Macht der Töne, die das arme unbefriedigte Herz zu dem schönen jungen Lehrer gezogen, war's dessen Persönlichkeit allein, die sie vom Weg der Pflicht hatte abirren lassen, — genug, wir wissen, warum es dem armen Manne so schwer fiel, Komödie zu spielen, wo er einst ganz anders die verhängnißvollen Fäden eines unglückseligen Dramas weben geholfen hatte. (Nürnberger Korrespondent.)

Mannigfaltigkeiten.

[Höherer Gerichtsstyl.] Das amtliche Anzeigeblatt von Mayen, Regierungsbezirk Koblenz, enthält nachstehende Bekanntmachung: „Montag den 19. lfd. Mts., Morgens 11 Uhr, wird in meinem Bureau ein vorzüglicher 4jähriger Hühnerhund öffentlich gegen gleich baare Zahlung versteigert. Derselbe ist insbesondere auf Ergreifen von Haasen im Lager abgerichtet und gerichtlich beschlagen worden, weil er diese Tugend auf sündigem Wege geübt hat. Polch den 12. November 1866. Driesch, Bürgermeister." Der frühere Inhaber des Hundes hat gegen die Form der Bekanntmachung bei der Regierung zu Koblenz Beschwerde geführt.

St. Claire Deville berichtete kürzlich der Akademie über die merkwürdige Heilung eines Cholerafalls im St. Antoinespital von Paris. Der Patient war bereits von den Aerzten völlig aufgegeben und allen Symptomen nach zu urtheilen, dem Tode nahe, als ein der medizinischen Fakultät angehöriger Arzt, Dr. Loracis, sich die Erlaubniß ausbat, einen Versuch mit dem Patienten anzustellen. Er spritzte ihm mit einer eigenen Vorrichtung 400 Gramm Wasser, das eine Temperatur von 40° Wärme hatte, in die Adern ein. Der Körper hatte vor dem Experiment auf dem Leib, so wie in der Achsel- und der Mundhöhle eine Temperatur von 26°, die sofort nach der Einspritzung auf 30° stieg. Zehn Minuten später richtete sich der Kranke auf und verlangte zu trinken; am folgenden Tage war er geheilt. St. Claire Deville beruft sich zur Bestätigung des Falls auf das Zeugniß der HH. Pelouse, Pasteur und Bernard.

In Sheffield ist eine unerklärliche Mordthat begangen worden. Ein Tuchhändler, Namens Draper, hatte mehrere Lehrlinge, von denen zwei, Henry Gabbitas, 16 Jahre alt, und Arthur Allen, zusammen eine Dachstube in seinem Hause bewohnten. Vor einigen Tagen trat Gabbitas Morgens in Draper's Schlafzimmer und machte ihm die Mittheilung, daß er Allen aus Rache mit einem Hammer erschlagen und dann mit einem Messer erstochen habe. Man eilte hinauf und fand Allen in seinem Blute schwimmend; sein Kopf zeigte an mehreren Stellen starke Verletzungen. Die schnell herbeigeholte ärztliche Hülfe war vergebens. Ueber die Ursachen des Verbrechens liegen bis jetzt nur Vermuthungen vor. Gabbitas hatte einen guten Charakter und zeigte nie eine mürrische oder gefährliche Gemüthsanlage.

Amerikanischen Zeitungen zufolge ist ein junger Mann, der unter dem Namen Georg Olson die Stelle eines Lampenputzers an Bord des amerikanischen Kriegsdampfers Madawaska einnahm, plötzlich in den Besitz eines Vermögens von 300,000 Doll. und des Namens und Titels Eduard Ludwig Graf Batthyanyi sammt den dazu gehörigen Familiengütern gelangt. Derselbe verließ, wie es scheint, noch sehr jung Ungarn nach der Hinrichtung seines Vaters im Jahre 1848, in der Meinung, daß die Familiengüter konfiszirt worden. Mangel bewog ihn zum Eintritt in die Kriegsmarine, wo er in der bereits erwähnten Weise beschäftigt wurde. Vor einiger Zeit fand er eine auf ihn bezügliche Zeitungs-Annonce, die ihn zur Angabe seines Aufenthaltes aufforderte. Er bewies seine Identität, erhielt 300,000 Doll. vorläufig, desertirte von der Madawaska und stellte sich unter den Schutz des österreichischen Gesandten in Washington, wo er seine Entlassung aus dem Dienste der Union betreibt.

Auflösung der Charade in Nr. 260:

Als hannöverischer Schulmann
Lehrte „Tellkampf" viel auf Erden:
Legte sich auf's Ohr und starb dann:
Denn er wollt' nicht preußisch werden.

M. M.

Redaktion Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 283 Donnerstag, 29. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück, während dessen die Cousine neben dem Präsidenten saß und diesen auf's Lebhafteste zu unterhalten suchte, trotz der augenscheinlichen Zerstreutheit, womit der Präsident ihr zuhörte — nach dem Frühstück stand der Präsident auf und winkte Mathilde mit den Augen. Aber das tête-à-tête mit der Tochter, welches er suchte, sollte ihm nicht zu Theil werden, und die Cousine schien einen solchen Reiz in der Unterhaltung mit ihm zu finden, daß sie ihn nicht los ließ, und indem sie mit großer Anmuth seinen Arm nahm, sagte sie:

„Wir wollen nun unser junges Paar sich selbst überlassen, und unterdeß vertraue ich mich Ihrer Führung an, verehrtester Präsident — es drängt mich, die alten Spielplätze meiner Jugend wieder zu sehen, wo ich mich vor, ach jetzt so vielen Jahren mit Ferdinand herumtummelte — oder sind Sie zu ermüdet, um einen Gang ins Freie zu machen — ich höre, Sie sind sehr früh auf!"

„O, durchaus nicht," versetzte der Präsident galant, aber mit einer süß-sauren Miene; „es wird mir eine besondere Ehre sein!"

Sie schritten Beide die Treppen in den Garten hinab, während Ferdinand und Mathilde zurückblieben.

„Sie haben Ihre Kinderjahre hier zugebracht und sind mit Ihrem Vetter Leopold", der Präsident betonte diesen Namen, „hier aufgewachsen?" sagte er, als sie draußen waren.

„Aufgewachsen nicht gerade," entgegnete Fräulein Konstanze Bärwald, aber als ich Kind war, brachte meine Mutter oft einige Monate mit mir hier zu, mit mir und meinem Bruder, der nun auch schon lange dahingegangen ist — und der hier so fröhlich und ausgelassen war — darum hänge ich so an Stettenheim, und als mir neulich mein Vetter — aber weßhalb nannten Sie ihn Leopold?"

„Nun, ich meine doch, Sie selbst hätten ihn gestern so genannt!"

„Das ist ja komisch, Sie werden doch den Namen Ihres künftigen Schwiegersohns kennen, Herr Präsident? Er heißt ja Ferdinand, Ferdinand Lindenschmidt —"

„In der That?" sagte der Präsident, sie scharf von der Seite ansehend.

„Ja, zweifeln Sie denn daran?" rief die Cousine verwundert aus.

„Sie nannten ihn doch selbst Leopold," wiederholte der Präsident.

„Nun, mein Gott, ja," entgegnete die Cousine, „das ist wohl möglich, obwohl ich mich dessen nicht erinnere: mein Bruder hieß Leopold, und der Name ist mir dadurch so geläufig, daß ich gestern ihn statt Ferdinand gebraucht haben kann —"

„So, so," unterbrach sie der Präsident, unsicher, was er von dieser Erklärung denken sollte, und dann fügte er hinzu: „Sie waren also nur als Kind hier — Sie haben die Frau Ferdinand's oder Leopolds, wie es nun sein mag, dann wohl nicht gekannt?"

„Die Frau Ferdinands? Welche Frau?"

„Ich hörte," sagte der Präsident, betroffen über diesen verwunderten Ton, womit Fräulein Bärwald das ausrief, „ich hörte, seine erste Frau sei auf eine unglückliche Weise ums Leben gekommen, durch einen Sturz aus dem Fenster!"

„Mein Gott," unterbrach ihn das Fräulein, „welche merkwürdigen Mißverständnisse sind das — Sie, Ferdinand's künftiger Schwiegervater, glauben, er sei schon einmal verheirathet gewesen — aber haben Sie sich denn nicht mit ihm ausgesprochen, hat er Ihnen denn seine Verhältnisse nicht geschildert und —"

„Allerdings, allerdings," fiel der Präsident ein, „aber ich hatte Gründe, zu glauben, daß er nicht ganz aufrichtig gegen mich gewesen, und mir Manches verschwiegen, was mich jetzt meine Anwesenheit auf seinem Gute entdecken ließ."

„Da thun Sie ihm furchtbar Unrecht, Herr Präsident," versetzte Fräulein Bärwald. „Ich kann Sie bei Allem, was heilig ist, versichern, daß Ferdinand nie verheirathet war, nie eine Frau hatte — er ist ja auch so jung noch —"

„Das wälzt mir einen großen Stein von der Seele!" sagte der Präsident, stehen bleibend, und in die Züge seiner Begleiterin blickend, welche mit einem Tone gesprochen, der offenbar den Accent der vollsten Wahrheit trug. „Mir hat aber doch der alte Gärtner

erzählt —", fuhr er dann, sich zum Weitergehen wendend fort.

„Ach," sagte Fräulein Bärwald, ein wenig erblassend, „das ist eine alte Geschichte — die Mutter Ferdinands, glaub' ich, verlor auf unglückliche Weise das Leben — ich kann Ihnen nichts darüber sagen, es ist damals uns Kindern natürlich nicht viel davon mitgetheilt worden — ich glaube, in einem Fieberanfall stürzte sie sich hinaus — so viel ist gewiß, daß Sie Ferdinand furchtbar Unrecht gethan haben."

„Nun, desto besser!" sagte der Präsident beruhigt tief aufathmend, „desto besser!"

„Aber wie war es möglich," fuhr Fräulein Bärwald fort, „daß Ihnen die Verhältnisse Ihres Schwiegersohnes so unbekannt waren, daß Sie so falsche Voraussetzungen darüber haben konnten?"

„Ja, sehen Sie," versetzte der Präsident ein wenig verlegen, „ich hatte eben Allerlei bemerkt, was mir auffiel, und man ist denn doch auch diskret, man mag nicht geradezu fragen."

„Nun ja, ich begreife," sagte das Fräulein, „aber ich denke doch, der Charakter Ferdinands müßte Ihnen eine Bürgschaft sein, daß er in allen Dingen offen und ehrlich gegen Sie sein würde. Ferdinand ist ein so grundguter, ehrlicher Mensch — er mag eine oder die andern Schwächen junger Männer haben — im Ganzen aber ist er ein durchaus nobler Mensch, und ich bin überzeugt, daß er Ihre Tochter sehr glücklich machen wird."

Und darüber begann Fräulein Bärwald Ferdinands Lob in einer Weise zu singen, daß der Präsident ganz beschämt wurde, und von den andern Dingen, welche ihm auffällig gewesen, gar nicht mehr zu reden wagte.

Der Spaziergang Beider verlängerte sich sehr; sie gingen um den ganzen kleinen See herum; als sie endlich heimkehrten, war der Präsident in einer sehr angenehm erregten Stimmung; er fand, Fräulein Bärwald war eine sehr einnehmende Erscheinung, und er drückte sein Vergnügen über diesen Zuwachs des kleinen Kreises auch Mathilden aus, als er die erste Gelegenheit wahrnahm, sie allein zu sprechen und ihr zu sagen, daß Fräulein Bärwald alle seine Zweifel an Ferdinand beseitigt habe, und daß ihm der böse alte Gärtner eine alte, längst verjährte Geschichte aufgetischt habe. Er war sehr ergrimmt auf den tückischen Menschen und entschlossen, ihm nie mehr ein Wort zu gönnen.

Unterdeß hatte Fräulein Bärwald ein kleines tête-à-tête mit Ferdinand im Nebenzimmer des Salons, wo der Präsident mit seiner Tochter in der Fensterbrüstung stehend dieß besprach.

„Ich habe Wunder für Sie gethan, Herr Bildenschmidt," sagte Sie, „Sie können jetzt völlig beruhigt sein, — ich werde fortfahren, Ihren Schutzengel zu machen und den Präsidenten nicht aus den Augen lassen, damit er nicht irgendwo etwas Neues, was ihn stutzig macht, aufgreift. — Aber ich mache auch meine Bedingungen."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kriegführung der hessischen Division

bringt die „N. D. Ztg." folgenden weiteren, aus Darmstadt, 12. Nov., datirten Aufsatz:

Nach dem amtlichen Gefechtsrapport des preußischen Generallieutenants v. Goeben (denn nur dieser Heerestheil Vogel v. Falkensteins, die 13. Division war hier in Aktion) rückte derselbe, nachdem die Brigade von Wrangel (15. und 55. Rat.), 4tes Kürassierregiment, eine 14pfünder und eine 4pfünder Fußbatterie die Hessen am 13. Juli bei Frohnhofen geschlagen hätten, erst am 14. Früh um 9 Uhr weiter vor, weil, wie dieser Rapport sagt, „durch die Wegbringung der vielen verwundeten Hessen und der zahlreichen, umherliegenden Gewehre und Tornister die Mannschaft aufgehalten worden war," und vereinigte sich bei den Weiber öfen (1 Stunde von Frohnhofen) mit der dort von Wardaschaff Weiler her anrückenden Brigade Kummer (13. und 53. Inf.-Reg., 1 Batterie Schaumburg-Lippe, 3 Esk. 8. Hus.-Reg. und eine 4pfünder-Batterie) und griff die hinter Goldbach (1 Stunde von Aschaffenburg) aufgestellten Oesterreicher (Division Neipperg, 3 Natr. Infanterie, v. Wernhard, v. Nodili und Graf Reischach, 1 Jäger-Bat., das kurhessische Husarenregiment und 2 Batterien 6pfünder) an, welche theilweise links die Fasanerie besetzt hatte.

Mit den nun an diesem Tage von Hösbach, 1½ Stunden von Aschaffenburg, aus weiter zurückweichenden Hessendarmstädtischen Division wäre nun eine konzentrirte Aufstellung anzunehmen gewesen, wobei die Oesterreicher den rechten, die Hessen den linken Flügel gebildet und so, die Division Neipperg nur zu 10,500 Mann angenommen, ein Korps von 22,500 Mann der Division v. Goeben von höchstens 14,500 Mann gegenübergestanden und zu erwarten gewesen wäre, daß es hier, vor Aschaffenburg, wo es galt, die beiden Mainübergänge zu vertheidigen, zu einem hartnäckigen Zusammenstoß kommen würde, zumal auch die badische Division auf dem linken Mainufer bei Babenhausen (2 Stunden von Aschaffenburg) angekommen und nunmehr auch der Armeeoberkommandant über Darmstadt eingetroffen war, so wie daß man denselben, wenn er auch nicht, wie der Verfasser aus Offenbach entschuldigend (?) demonstrirt: „beim ersten Schuß (zu Tausch) anwesend zu sein brauchte," doch sicher jetzt nach vielen Schüssen anordnend nach dem Kampffeld vor Aschaffenburg eilen zu sehen. Von dem Allem ist nichts erfolgt. Das Feuer der Oesterreicher auf der Fasanerie war zu entfernt, um die auf den Eisenbahn-damm und der Chaussee vor-

Digitized by Google

dringenden Kolonnen der Preußen mit Erfolg beschießen zu können. Die Mauern des sich um Aschaffenburg ziehenden „schönen Thals“, so wie die übrigen Gartenmauern und Häuser, ja selbst der Eisenbahnhof waren stark besetzt, nicht einmal das massive Stadtthor gesperrt, von nachhaltigem Straßenkampf der auf dem über eine viertel Stunde langen winkeligen Straße nach der Mainbrücke hin keine Rede, selbst jenseits der Brücke keine Vertheidigungsanstalt getroffen, was, wäre es der Fall gewesen, die eindringenden Preußen aufzureiben möglich gemacht haben würde.

Auf dem linken Flügel bei dem Dorfe Damm, in dessen Nähe die Fahrstraße nach der Eisenbahnbrücke bei Stockstadt zieht, war bloß auf einer vortheilhaft gelegenen Abdachung eine Batterie aufgefahren, welche, wie die Preußen selbst angeben, ihnen sehr belästigend war. Seitwärts dieser Position steht eine Kunstmühle mit hohem Thurm und Fensteröffnungen ringsum. Eine hohe Mauer umgibt den ganzen Raum im Quadrat. Diesen Raum sammt Thurm zur Deckung der Batterie mit Infanterie zu besetzen, darauf wäre wohl ein Jeder, der mit Geistesgegenwart begabt, auch wenn er kein „Fachmann“ war, gefallen. Hier fiel es aber keinem der zahlreichen „Fachmänner“ ein, wohl aber den Preußen, die denn auch die Mühle sammt Thurm sogleich besetzten und mit ihren Schüssen die diesseitige Batterie vertrieben.

Von nun an erfahren wir nichts mehr von der Aktion der hessischen Division, und ob von nun an der Divisionär präsent war. Wir treffen die Division erst wieder in sehr alterirtem Zustande beim Hauptquartier Babenhausen lagernd, wo auch bald die versprengte österreichische Division eintrifft, während die Badenser auf der Straße daselbst sich die Sache gemüthlich ansehen, wonächst nun auch endlich die Vereinigung der zweiten, dritten und vierten Division (Neipperg) unter den Augen des Armee-Oberkommandanten vor sich geht!

Die hessische Division hat demnach ihre Aufstellung als linker Flügel der Ordre de Bataille gar nicht behauptet und den rechten Flügel, die österreichische Division Neippeeg, den Kampf allein ausfechten lassen!

Dieselbe scheint nun auch kein weiteres Gefecht bestanden zu haben, außer daß nach der „Augsb. Allg. Ztg.“ bei Unteraltertheim ein hessisches Gewaxlegers-Pferd getödtet wurde, wodurch nun der berühmte „Schimmel von Bronzell“ einen Kameraden von Unteraltertheim gefunden hat.

Die preußischen Berichte behaupten, in und bei Aschaffenbueg blos allein 2000 Gefangene gemacht zu haben; der Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten war jedenfalls bedeutend. Nach den amtlichen Verlustlisten hätte der Verlust der Preußen nur 166 Mann betragen, worunter 6 Offiziere.

Die Division v. Göben, nunmehr aus dem 15., 19., 53., 55. und 59. Infanterie-, 4. Kürassier- und 8. Husaren-Regiment und 3 ganzen Fußbatterien und 4 gezogenen Kanonen bestehend, marschirte bereits am 19. bis 20. Juli durch Darmstadt über Höchst nach dem Odenwald gegen das 8. Armeekorps, zu welchem Tags vorher noch die nassauische Brigade, die sich bisher von den 3 Bataillonen des 29. Landwehr-Regiments, der einzigen disponiblen preußischen Waffenmacht am Mittelrhein, hatte in der Irre herum führen lassen, in derselben Richtung gezogen und dadurch nunmehr sicher auf 60,000 Mann gebracht worden war. Die Division v. Göben stand also demselben bereits im Rücken; v. Göben muß sehr auf fernere, schonende Nachsicht des Bundesheerführers gezählt haben, denn einen solchen Flanken- (Umgehungs-) Marsch gegen einen so starken Feind auszuführen, sich von der Operationsbasis Frankfurt bis Darmstadt auf 8, bis Höchst auf 12 Stunden, ohne direkte Verbindung mit dem Hauptkorps (Korps Manteuffel in Aschaffenburg und Beier in Seligenhausen), absondern und in einem zum Angriff so ungünstigen Terrain, wie der hessische Odenwald ist, eine Umgehung zu unternehmen, dazu gehört eine starke Zuversicht. Das 8. Korps durfte nur mit einem hinlänglich starken Theil links abschwenken und längs der Landstraße von Michelstadt-Darmstadt nun seinerseits v. Göben umgehen, so war derselbe verloren.

Was haben die „Männer von Fach“ unsern Landesständen nicht Alles vordemonstrirt, wenn diese Ersparnisse am Militäretat dieser Kleinstaaten beantragten! — Da war die „Schlagfertigkeit“ stets der terminus technicus, womit sie zum Schweigen gebracht wurden, und — wie hat sich diese Schlagfertigkeit bewährt? Ja, wenn's mit hohen Chargen, vielen Ordensbändern und andern Liebhabereien bei der Uniformirung gethan wäre. — Der Krieg erfordert andere Qualitäten, als solche Friedens-Eleganzen! —

Mannigfaltigkeiten.

[Riesen.] Hat es einmal menschliche Riesengeschlechter gegeben? Gelehrte, ganze Akademien haben ehedem diesen Glauben gehabt, wenigstens, daß in grauer Vorzeit lebende Geschlechter vor den späteren und besonders vor den modernen Menschen sich durch körperliche Höhe und einen dem entsprechenden Gliederbau ausgezeichnet haben. Die Forschungen der neueren Anthropologie haben aber festgestellt, daß die Geschlechter der Vorzeit an körperlicher Größe um nichts von den heutigen verschieden gewesen. „Die Nibelungen im Frack“, das ist gar kein so kühnes Bild, als der Poet gemeint hat, der dieses Wort erfunden. Dem grimmen Hagen würde sehr gut der Ballfrack des bekannten preußischen Abgeordneten Hagen gepaßt haben, wenn dieses Kostüm überhaupt für ihn, d. h. den ersteren passend gewesen wäre. Es gab stets nur vereinzelte

Ausnahme Riesen, die ihre Zeitgenossen um mehrere Kopflängen überragten. Der Schriftsteller Aurelien Scholl hat aus geschichtlichen Quellen eine Reihe solcher Riesen zusammengestellt. — Goliath war, nach biblischer Messung, 6 Ellen und eine Hand breit groß. — Gabarra, ein Zeitgenosse des Plinius, der unter dem Kaiser Claudius lebte, maß 9 Fuß 9 Zoll. — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fand man in England ein menschliches Skelett von 9 Fuß 4 Zoll. — Ein Gardist Königs Wilhelm I. von Preußen hatte 8½ Fuß. — 1735 wurde in Paris ein in Finnland geborener Riese gezeigt, der 6 Fuß 8 Zoll hoch war. — Der Riese Gelli aus Trient hatte 8 Fuß 2 Zoll. — Herr Scholl scheint den seit mehreren Jahren verstorbenen Portier in der Münchener Gyptothek, den sogenannten „Riesen von Dürkheim", der gegen 7 Fuß maß, nicht gekannt zu haben. An der Spitze eines russischen Garderegiments, das 1835 durch Danzig nach dem Lager von Kalisch marschirte, sah man einen Tambourmajor, der diesen Dürkheimer Riesen gewiß noch um einen Kopf überragte. — Die in ägyptischen Katakomben und Sarkophagen gefundenen mumifizirten Skelette waren von mittlerer Statur. Vitruv selbst sagt, daß die gewöhnliche Größe des Menschen nicht 6 Fuß überschreite. Zu Aristoteles Zeit haben, nach dessen eigenen Angaben, die Betten eine gewöhnliche Länge von 6 Fuß gehabt. Möchten unsere Hotelbesitzer, deren Bettstellen oft auf ein Zwerggeschlecht eingerichtet sind, diese aristotelische Bettenlänge sich zum Muster nehmen.

[Interessanter Fund.] In Stamford fand ein Arbeiter beim Graben auf St. Georgs Square einen irdenen Krug mit 2800 Silbermünzen. Es waren zum größten Theile anglogallische groats, in Calais unter Heinrich V. geschlagen, ferner englische groats aus der Londoner Münze aus der Zeit Eduards IV. Eine kleine Zahl halber groats stammte aus der Zeit Eduards III. Sämmtliche Münzen sind so vollkommen gut erhalten, als wenn sie eben erst aus der Münze gekommen wären. Wahrscheinlich gehörte der Fundort früher zum Georgenkirchhofe und das Geld wurde vielleicht dort vergraben, als die Anhänger des Hauses Lancaster in dem Kriege der beiden Rosen Stamford überfielen.

In der letzten Sitzung der Wiener Akademie legte Dr. Ed. Weiß eine genaue Berechnung der beiden Sonnenfinsternisse des Jahres 1867 vor. Die erste der beiden Sonnenfinsternisse fällt auf den 6. März und ist eine ringförmige. Bei dieser ist Madeira das erste bewohnte Land, welches in der Zone der Ringförmigkeit liegt. Diese Zone durchschneidet sodann das nordwestliche Afrika, Süditalien, Dalmatien (wo Ragusa und Cattaro in derselben liegen), Bosnien und den Südosten Siebenbürgens, dann läuft sie über Jassy zwischen Moskau und Kazan hindurch nach Sibirien bis zu den Ufern des Jenisei, wo sie hart an der Gränze des nördlichen Polarkreises ihr Ende erreicht. Diese Finsterniß ist für ganz Mitteleuropa eine so bedeutende, daß ihr, was die Größe derselben betrifft, in diesem Jahrhunderte nur noch die beiden Finsternisse vom 22. Dezember 1870 und 19. August 1886 als ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Die zweite Sonnenfinsterniß am 29. August 1867 ist eine totale; indeß durchschneidet bei derselben der Kernschatten in Südamerika nur Chili und einige Länder der argentinischen Konföderation, und verliert sich dann in den atlantischen Ocean und das antarktische Meer. Von leichter zugänglichen Orten werden daher nur Montevideo und Buenos-Ayres die Sonne, und zwar durch 2′/4 Minute verfinstert sehen.

In Mobile hat ein Schauspieler seinen Kopf dem dortigen Theater vermacht, um bei der Aufführung Hamlets als Schädel Yoriks gebraucht zu werden.

Auflösung der Charade in Nr. 265:

„Hoch" steigen macht schwindeln:
„Zeit" löset aus Windeln:
„Tag" folget stets der Nacht:
Die Lösung ist gemacht.

M. D.....n.

Auflösungen der Charaden, Räthseln ꝛc.:

Nro. 265 (Charade) „Hochzeittag".
„ 268 (Charade) „Siegreif".
„ 269 (Räthsel) „Urlaub".
„ 270 (Anagramm) „leer, reell".
„ 271 (Charade) „Windbeutel".
„ 272 (Charade) „Schützenkönig".
„ 273 (Logogryph) „Dorf, Torf".
„ 274 (Charade) „Schiffbruch".
„ 277 (Logogryph) „Trost, Kost, Ost, St."

Und so wären denn gelöst
Alle Räthsel, neun Stück netto!
Und das zehnte — das behielt ich
Für Dame D.....n — in petto.

M. M.

Redakteur Gustav Wessely. — Druck und Verlag der A. Hollandersche Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 284 Freitag, 30. November 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

„Sprechen Sie, verehrtestes, anbetungswürdigstes Fräulein," sagte Ferdinand, „Sie wissen, daß Sie unbedingt über mich zu befehlen haben — wie könnte ich Ihnen je den Dienst vergelten, den Sie uns geleistet haben!"

„Es freut mich, daß Sie ein so dankbares Gemüth besitzen — meine Bedingung ist, daß Sie den Plan, den Präsidenten baldmöglichst von hier fortzusenden, fallen lassen."

„Aber mein Gott, sehen Sie denn nicht ein, daß es dringend nothwendig, daß ich keine ruhige Stunde habe bis dahin —"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie ruhig sein können, daß ich Alles auf mich nehme, für Alles einstehe."

„Es ist das unendlich gütig von Ihnen — doch muß es ja Ihnen selbst drückend sein, eine solche Situation zu verlängern!"

„Das ist meine Sache!"

„Freilich wohl, aber ich sehe nicht ein, weßhalb?"

„Weßhalb? Könnte es nicht sein, daß ich ein boshaftes Vergnügen an der Verlängerung dieser Situation fände, um Sie, böser Mensch, dafür zu strafen, daß Sie mich getäuscht haben, daß Sie die Ruchlosigkeit hatten, mich Sie als Vetter Leopold begrüßen zu lassen, und alle Herzlichkeiten, womit ich Sie wiedersah, so ohne Weiteres schweigend anzunehmen? Es war abscheulich von Ihnen!"

„Ach, aber so verzeihlich! Ich konnte ja gar nicht anders!" sagte Ferdinand, sie mit einem flehendlichen Blick ansehend.

„Mag sein," versetzte das Fräulein, „aber Strafe muß einmal sein — und so bestehe ich auf meiner Bedingung. Also nehmen Sie sich zusammen und machen Sie dem Präsidenten auf's Liebenswürdigste die Honneurs — bieten Sie Alles auf, ihn zu unterhalten — ich werde Sie schon zu unterstützen suchen — das sag' ich Ihnen — unter vierzehn Tagen darf er nicht von hier gehen!"

„Vierzehn Tage — Sie erschrecken mich zu Tode!"

„Vierzehn Tage, habe ich gesagt," wiederholte das Fräulein unerbittlich; „ich lasse mir keinen Tag abdingen — und," setzte sie freundlich lächelnd, aber sehr bestimmt hinzu, „Sie wissen, was für Sie auf dem Spiele steht, wenn Sie die Gnade Ihres Schutzgeistes verscherzen!"

„Ach, um Gotteswillen, nur das nicht!" rief Ferdinand aus.

„Wohl, so theilen Sie Ihrer Braut meine Bedingung mit, und lassen Sie sie dazu mitwirken, daß sie erfüllt werde. Sagen Sie ihr, ich bestehe darauf, wenigstens noch vierzehn Tage lang die Gesellschaft einer so angenehmen und liebenswürdigen neuen Bekanntschaft zu genießen!"

„Wer kann Ihnen widerstehen!" entgegnete Ferdinand seufzend.

VI.

Wir wissen nicht, wie Mathilde diese Bedingung des Fräuleins aufnahm, aber so viel ist gewiß, um dieselbe zu lösen, brauchten weder Mathilde noch Ferdinand besondere Anstrengungen zu machen. Dem Präsidenten schien es jetzt von Tag zu Tag in Stettenheim mehr zu gefallen; von der Abreise wurde nicht geredet. Ferdinand und Mathilde konnten sich dabei ganz ungestört ihrem Glücke hingeben — über ihrem Horizont schien nicht die geringste Wolke mehr zu drauen. Und es war natürlich, daß unterdeß der Präsident und Fräulein Bärwald sich auf einander angewiesen sahen, daß der Präsident Fräulein Bärwald fühete, wenn man spazieren ging, daß er ihr sehr, sehr viel aus dem Schatze seines Wissens und seiner Lebenserfahrungen mitzutheilen fand, dem sie andächtig lauschte, daß sie ihm Abends, während Mathilde mit Ferdinand im Nebenzimmer plauderte, vorlas, und daß eine Reihe von Beziehungen zwischen ihnen entstand, die gar nicht abriß.

Und der Präsident fand in diesem Verkehr offenbar einen großen Reiz. Er war außerordentlich wohlauf und vergnügt. Er, der um diese Jahreszeit immer ein wenig an Rheumatismus im rechten Oberarm und der Schulter zu leiden pflegte, schien dieses Jahr seinen alten Plaggeist ganz vergessen zu haben. Er hatte sich in der That noch nie so wohl befunden, er fühlte sich um zehn Jahre verjüngt, und sah aus, als ob er

Digitized by Google

kaum vierzig zähle; die Landluft bekam ihm merkwürdig gut.

Fräulein Bärwald begann endlich eine Stickerei für ihn, es sollte ein Oreiller aus bunter Wolle geben, und versprach sehr schön zu werden.

In diesem Stadium der neu erblühten Freundschaft zwischen dem Präsidenten und dem Fräulein begann plötzlich Mathildens Stimmung sich zu verändern. Ihr Ton wurde mit einem Male auffallend kühl und spitz gegen Konstanze Bärwald, und oft, wenn das Fräulein sich unbeachtet glaubte, lagen Mathildens Blicke mit einem Ausdruck feindseliger Strenge auf ihr.

Ferdinand bemerkte dieß, während es Fräulein Bärwald seltsamer Weise nicht zu bemerken schien; er sagte deßhalb eines Tages zu seiner Braut:

„Aber Du bist gar nicht freundlich mehr gegen das gute Fräulein, dem wir so viel zu verdanken haben."

„Das gute Fräulein!" lachte Mathilde spöttisch auf; „siehst Du denn nicht, daß das gute Fräulein eine Intrigantin ist?"

„Eine Intrigantin?!"

„Nun ja, daß sie darauf ausgeht, die Situation für sich sehr geschickt auszubeuten?"

„Du meinst, um Deinen Vater —"

„Das eben!"

„Ah bah!"

„Wie Männer für so etwas blind sein können," sagte Mathilde.

„Glaubst Du in der That?"

„Ich glaube nicht, ich sehe es."

„Aber was wäre dann am Ende so Schlimmes dabei?" lachte Ferdinand hell auf.

„Es amüsirt Dich wohl am Ende, leichtsinniger Mensch!"

„Nun, weßhalb nicht? Und wenn sie es fertig brächte, was verschlüge es uns? Daß Deine Erbschaft geschmälert würde, das würde ich wenig beklagen — ich habe genug für uns Beide. Und wenn Du den Vater um meinetwillen verläßt, so steht er allein im Leben."

„Mag sein," sagte Mathilde mit einem Seufzer; „es mag sein, daß ich Unrecht habe. Aber solch' eine Intrigantin —"

„Nun, weßhalb ihr gleich einen so gehässigen Namen darum geben? Sie ist ein armes, alleinstehendes Wesen, sie folgt dem Zuge ihrer Natur, der sie ein Stück in einem festen, eigenen Herd, einem ruhigen Hafen sehen läßt; sie sieht in Deinem Vater einen Mann, wie er ihr gefällt, sie denkt ihm den Abend seines Lebens zu verschönern, indem sie ihn mit einer Sorge umgibt, welche die Tochter nicht mehr für ihn haben kann — deßhalb lassen wir ihr freies Spiel!"

„Das mag Alles wahr sein," versetzte Mathilde sinnend und mißvergnügt, „aber ich fühle einen instinktartigen Widerwillen — der Gedanke, daß mein Vater wirklich in ihre Schlingen gehen sollte, ist mir ganz unerträglich — und die Gefahr ist groß, sehr groß — die Männer sind so schwach."

„Ich sehe wenigstens nicht, was wir dagegen thun können," sagte Ferdinand.

„Mag sein," entgegnete Mathilde; „ich bin überzeugt, daß sie geschickt genug operirt; und wir sind so zu sagen in ihrer Hand. Aber ruhig dem zusehen, ist mir unmöglich — ich muß, ich muß etwas erdenken, um der Sache ein Ende zu machen — ich würde zu unglücklich dadurch, wenn diese Person sich zwischen mich und meinen Vater stellte."

Ferdinand schüttelte den Kopf. Er begriff seine Mathilde nicht ganz.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Pauli in Tübingen.

Aufsehen hat dieser Tage die Versetzung des Professors Pauli, der mit einem sehr hohen Gehalt an der Universität Tübingen angestellt war, an das niedere Seminar in Schönthal gemacht. Pauli hat indessen diese Stelle nicht angenommen und daher seine Entlassung gefordert, die ihm auch gewährt wurde.

Der Grund zu dieser Versetzung resp. Entlassung ist folgender: Pauli, ein Preuße, hat in den „Preußischen Jahrbüchern" eines wahres Pasquill über Volk und Regierung von Württemberg geschrieben, dem wir folgende Proben entnehmen.

Ueber den württembergischen Hof schreibt Pauli:

„Als vor zwei Jahren König Karl I. seinem Vater succedirte, war viel von dem bestimmenden Einflusse seiner Gemahlin, der Tochter des Kaisers Nikolaus, die Rede, den Niemand mehr als der radikale Württemberger selber bespöttelte. In der Politik wenigstens ist dieser Einfluß weit hinter aller Erwartung oder Befürchtung zurückgeblieben, und auch die neueste krampfhaft ergriffene Hoffnung, daß Königin Olga auf der Rückreise von St. Petersburg in Wien die Hülfe ihres kaiserlichen Bruders für das Schwabenreich angekündigt habe, hat sich bald als eine der vielen von Augsburg betriebenen Schwindeleien enthüllt. Kein Zweifel, der Stuttgarter Hof, an dessen Spitze gegenwärtig ein gutmüthiger, wohlwollender, aber — — — Fürst steht, war und ist in allen seinen Gliedern gut österreichisch gesinnt."

Charakteristik der Minister: „Der Frhr. v. Varnbüler, die Seele des Kabinets, vereinigte mit dem auswärtigen Amt das Departement der Eisenbahnen, zugestandenermaßen um vor Allem sein Gut durch einen Schienenstrang, die vielverhöhnte Milchstraße, mit der Hauptstadt zu verbinden. Nach altwürttembergischer Tradition, die stets von Cliquenherrschaft und Patro-

nage zu berichten wußte, setzte sich eine Familie recht tief in die Wolle, das Haus Geßler, „dessen fähigstes Mitglied, wegen seiner klassischen Grobheit der „Landvogt genannt, das Ministerium des Innern für sich erkor, während er Verwandten und Günstlingen den einen oder andern fetten Bissen zuwarf. Als Dritter im Bunde wurde der Kultusminister Golther thätig, ein eitler, unwissender, mit philosophischen Redensarten spielender Phraseur, der, ohne Respekt für Kirche und Volkserziehung, sich namentlich bei der Königin liebes Kind zu machen wußte, um rastlos mit allen möglichen neuen, aber meistens sehr unüberlegten Schöpfungen vorzugehen, unbekümmert, wie heftig er auch bei den bestehenden Autoritäten in Kirche und Schule anstoßen mochte. Die plebejische, landesübliche Färbung dieses Ministeriums verläugnet sich auch äußerlich nicht, denn mehrere seiner Mitglieder machten auf den unbefangenen Beschauer den Eindruck, daß schwerlich an einem anderen Hofe die Leitung der höchsten Interessen Subjekten übertragen sein könne, denen so wie diesen selbst die Formen der gesellschaftlichen Bildung abgehen."

Das Militär: „Die Mehrzahl der Berufsoffiziere ist selbst gesellschaftlich und militärisch viel zu roh und ohne fachmäßige Ausbildung, um ein tüchtiges Lehrerpersonal für Unteroffiziere und Gemeine abgeben zu können ... Keine andere deutsche Armee erinnert noch so sehr an die Schöppenstädter Bürgergarde wie die württembergische ... Es wäre nur auffallend, wenn einer solchen Armee bei einem feindlichen Zusammenstoße mit den Preußen ein besseres Loos beschieden wäre als ihren Vorfahren, den Genossen der e(i)lenden Reichsarmee bei Roßbach."

Allgemeiner Volkscharakter: „In der südwestlichen Ecke des Vaterlandes, zwischen Rhein und Donau, sind nun einmal die Menschen, namentlich die von allemannischem Schlage, von jeher eben so trotzig individuell geartet, als Haus und Familie sich bei ihnen gegenüber dem Wirthshause, der Straße und einem losen Vereinwesen verflüchtigt und politisch der bis zum winzigsten Kantönligeist wuchernde Partikularismus statt des Zusammenschlusses weit eher das Auseinandergehen fördert. Von zäher und zugleich heißblütiger Anlage hat die schwäbische Geistesart ihre großen Vorzüge, doch fehlt ihm (wem?) in der Regel ein gewisses Etwas: Erziehung, Schliff, die ihm weder Haus noch Schule eingetragen, und damit auch jene höhere Disziplin, die, der Resignation verwandt, zur Erreichung großer nationaler Ziele unerläßlich ist ... Aus solchen Ursachen leiden die Schwaben an einem fabelhaften Dünkel, der, wie sehr auch auf norddeutsch vornehme Steifheit herabgesehen, wie weidlich auch auf preußisches Junkerthum, von dem die Zeitungen und Demagogen so Ungeheuerliches erzählen, geschimpft wird, wenigstens in seiner derben, bäuerischen Aeußerung alles Aehnliche hinter sich läßt. Ein eigenthümlich unästhetischer Zug endlich, der keineswegs dadurch widerlegt wird, daß Schwaben mit Vorliebe über ästhetische Dinge zu schreiben pflegen und sich im Leben doch so häufig linkisch und unfein aufführen, hängt mit dem sehr auffallenden Mangel an Zartgefühl, mit einer gewissen Grobheit des Gemüths zusammen, mit der die alltäglichsten Dinge, wie die ungewöhnlichsten Hergänge betrachtet zu werden pflegen, und die sich, wenn es andere Meinungen intolerant zu verfolgen gilt, im Wirthshausgeschwätz wie im Zeitungsstyl, in der Volksrede wie in der diplomatischen Note ungekämmt und rüpelhaft Bahn bricht."

Im Auftrage der Regierung wurde Pauli vom Universitäts-Senat über den von ihm anonym veröffentlichten Aufsatz eine Erklärung abverlangt, in welcher Pauli bemerkt, daß der inkriminirte Artikel im Juli vor dem Gefecht bei Tauberbischofsheim geschrieben worden ist, und sagt dann weiter: „Ich gebe gern zu, daß der von mir verfaßte Aufsatz in der durch die gewaltigsten Hergänge, welche unsere Generation erlebt hat, erzeugten Leidenschaftlichkeit im Affekt des Augenblicks geschrieben worden ist. Als geborener Preuße, von entschieden monarchischer Ueberzeugung, bin ich hier an Land und Leuten irre geworden, als während des vergangenen Sommers der große Theil der württembergischen Presse, und das Organ der Regierung voran, nicht in einer einzelnen Nummer, sondern Monate lang Alles, was mir und Millionen meiner Landsleute heilig ist, Abstammung und Bildung des Volkes, die Ehre seiner Staatsmänner, das siegreiche Heer, dem in verschiedener Stellung angehört zu haben mir unvergeßlich bleibt — der angefochtenen Prinzipien des Krieges ganz zu geschweigen —, aus einem so maßlosen Tone schmähte, den ich mit meiner Retorsion nicht im Entferntesten erreicht habe. Für die Haltung des „Staats-Anzeigers" schien mir, aller Protestationen unerachtet, im konstitutionellen Staate das Ministerium in erster Linie verantwortlich, um so mehr, als es sich auf dem vorhergehenden Landtage in gleicher Richtung ausgesprochen hatte. Räume ich nicht minder ein, daß in den verletzenden Urtheilen über Personen vielleicht auch Ungerechtes enthalten sein mag. Ich war nicht in der Lage, im Einzelnen zu prüfen, was mir meist von Hörensagen zugekommen war. Ich habe als nicht geborener Württemberger, angeekelt von dem wüsten Lärm der herrschenden Parteien, vielleicht Manches zu hart ausgedrückt. Aus diesen Motiven läugne ich aber entschieden den bewußten Willen, wehe zu thun oder zu beleidigen, wie alle Jene es jetzt läugnen werden, die im Sommer von der Gegenseite geschrieben, gesprochen und bei uns in Tübingen wenigstens wiederholt mit Thätlichkeiten gedroht haben. Bin ich jetzt, wo so manche Animosität der vergangenen Monate in Vergessenheit begraben wird, bei kühlerem Blute mir bewußt, daß eine solche, obwohl anonyme Kundgebung in Betracht meines Verhältnisses als württembergischer Staatsdiener ungehörig gewesen, und bin daher zu jeder Erklärung bereit, so weit sie

sich mit meiner Ehre verträgt und ohne Berücksichtigung meiner, jenem Aufsatze zu Grunde liegenden politischen Ueberzeugung abgegeben werden kann. Sollte dieses Erbieten nicht entsprechend befunden werden, so scheue ich auch die äußersten Konsequenzen meiner Handlungsweise nicht."

Prolog

bei der Festvorstellung zur Anwesenheit Sr. Majestät des Königs im Stadttheater zu Würzburg, gedichtet von Roman, gesprochen von Frau Direktor Hahn.

Es ist vorbei. Der wilde Wettersturm,
Der auf're Fluren schonungslos durchfurchte,
Des Krieges Donner, seine wilde Leuchte
Sie sind verhallt; der dunkle Wolkenschleier,
Der düster Frankens reiche Gau'n beschattet,
Er riß, und heller scheint das Licht des Tags,
Des Tags, den wir als Friedenskünder grüßen. —
Und wie, nach rauher Elemente Kampf,
Rings Flur und Wald, zu neuem Thun sich hebend,
Mit Schmerzensperlen in dem Antlitz dasteht,
Ruht auch auf uns das Weh' vergang'ner Tage.
Da naht das Licht, und golden spiegelt sich
Sein Glanz in all' den tausend Tropfen wieder;
Kein Schmerz hinfort — ein selig Freudenlächeln
Begrüßt den langentbehrten theu'ren Anblick,
Und vor der Sonne warmem Liebesschein
Schmilzt auch die letzte Zähre jedes Leids.
Ein Jubelruf schlingt sich in vollem Reigen
Als sagbafte Zierde hin von Ort zu Ort,
Lawinengleich ehn wie ihn wachsen, steigen,
Und brausend weiter tönen fort und fort,
Um jede Stu'e, jedes Herz sich ranken.
Willkommen Herr bei Deinen treuen Franken!
Zum Erstenmal ziehst Du in uns're Gauen,
Zum Erstenmal in uns're Mauern ein,
Zum Erstenmal nach langem Harren schauen
Wir endlich in das theure Antlitz Dein, —
O, laß dem Tag, den heut' wir festlich segnen,
Uns noch recht oft durch Deine Huld begegnen.
So flicht sich in die alten heil'gen Bande
Ein frisches Reis in ewig jungem Grün,
Und überall durch Deine treuen Lande,
Siehst Du es sprossend und erblühend zieh'n
Und fortgedeih'n in immergleichen Triebe,
Ein neues Band des Dankes und der Liebe,
Des Dankes, der sich heut' auf jeder Wange,
Auf jedem Antlitz goldig schimmernd malt,
Der Liebe die mit lebenswarmen Drange
Aus aller Herz in hellem Lichte strahlt, —
Um Dich in wahrer Freude reinem Prangen
Mit lautem Jubel grüßend zu empfangen:
Hoch unserm König, unserm Herzog hoch!

Mannigfaltigkeiten.

[Preußisches Kirchengebet.] Allmächtiger, allbarmherziger Gott! Wir danken Dir, daß wir nicht sind, wie Diese oder Jene, oder wie die Beust da; denn wir gottesdienstlen Dir nach unsrer Macht, wir vergelten Alles, was man uns thut, dreifach, wir geben Gott, was Gottes ist, und nehmen den Königen und Herzögen, was der Könige und Herzöge ist. Wir danken Dir, o Gott, daß es den Kleinen verborgen blieb, als wir jahrelang rüsteten, und daß sie in dummer Ehrlichkeit verblieben, als wir ihnen das Rüsten vorwarfen. Wir danken Dir für den uns verdienten Sieg in jener großen Schlacht, die wir, Du weißt es ja, o Herr! noch bis Mittags für verloren hielten und dann durch einen Zufall gewannen. Wir danken Dir für unsern weiten Magen und für unsre große Verdauungskraft. Wir danken Dir für unsre Hände, welche wir in Unschuld waschen, für unsre Füße, die mit Gewalt vor dem Rechte einherwandeln, für unsere Augen, die wir in Frömmigkeit verdrehen, für unsere Ohren, die wir allüberall haben! Segne und erhalte uns, o Herr! die Beute, so wir erbeutet und den Theil Deiner Erde, so wir annexirt haben zum Ruhm und Preis von Gesammtdeutschland! Erbarme Dich unser, o Herr! Erbarme Dich Aller, die Deine Barmherzigkeit bedürfen, insbesondere jener 1—2000 Witwen und 2800 Waisen unserer gefallenen Landwehrmänner; denn was sind die wenigen Silber-Groschen, so wir ihnen darreichen in Demut, wenn Du ihnen nicht hilfst, o Herr? Erzürne Dich, o Gott! über unsere Feinde, und lege sie zu Füßen unserer Macht; bewahre sie in ihrer Rathlosigkeit und Verfahrenheit, und verhärte sie in ihrer Verblendung, auf daß sie nicht sehen unsere Pläne in jenen Theilen Deiner Erde, o Herr! so wir annektirt haben zu unsres Hauses größerem Wachsthum! Vor Allem aber, o barmherziger Gott! gib uns, da wir uns vor Deinem Antlitz und vor dem Angesichte der Welt gar sehr in Unruhe befinden, gib uns ein sanftes Ruhekissen für unser Gewissen, denn Dein sei Lob und Preis und unsere sei alle Macht und Kraft und Herrlichkeit in alle deutschen Welt! Amen. (C.)

Zur Auflösung der Charade in Nr. 268:

Der „Steg" wohl über's Bächlein geht;
Der „Reif" um's Faß herum;
Wer sinnig aus dem „Stegreif" spricht,
Den nenne auch nicht dumm.

M. B....n.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 285 Samstag, 1. Dezember 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

„Das käme ja nur auf Dich an," sagte Ferdinand. „Wenn Du mit Fräulein Bärwald in freundschaftlichem Vernehmen bleibst, so wird sie gewiß nicht beabsichtigen, Dir das Herz Deines Vaters zu entfremden!"

Auf Mathilde schienen diese Entwürfe wenig Eindruck zu machen. Aber sie schwieg.

Sie fuhr fort, mit ihren wenig wohlwollenden Blicken Fräulein Konstanze Bärwald zu beobachten. Frauen haben, wenn sie andere Frauen beobachten, schon bei den ihnen gleichgiltigen eine so merkwürdige Kühle in ihrem Blick — eine so gründliche Abwesenheit jedes menschlichen und christlichen Wohlwollens und nun gar, wenn sie mit feindseliger Stimmung gegen sie erfüllt sind!

Und doch war es rührend, mit welcher gutmüthigen Milde und Freundlichkeit Fräulein Konstanze Mathildens verändertes Wesen unbeachtet ließ, und bei einer gewissen Zurückhaltung, die sie ihr gegenüber annahm, doch herzlich und offen gegen sie blieb, sobald sich eine Berührung, eine Mittheilung nicht vermeiden ließ.

„Mathilde hat wahrhaftig Unrecht, so bitter gegen sie zu sein," sagte sich Ferdinand mehr wie einmal; „meine Pseudo-Cousine ist in der That ein charmantes, liebenswürdiges Geschöpf und grundgutmüthig, und wenn der Präsident das auch findet, und von ihr entzückt ist, und ihr aus Leibeskräften den Hof macht — kann sie etwas dafür? Weßhalb soll sie seine Huldigungen nicht annehmen? Und wenn er sie am Ende heirathet — wer kann etwas dawider haben? Sie sind zwar im Alter so einige zwanzig Jährchen auseinander er hat volle fünfzig Jahre, glaub' ich — aber das ist ihre Sache, wenn sie kein Hinderniß darin sehen. Auch ist er ja so frisch und kräftig, wenn man die stattliche Figur so fest daherschreiten sieht, meint man, es ist ein junger Heros. Mir wäre es eigentlich ganz außerordentlich lieb, wenn die Verbindung zu Stande käme — der Präsident würde dann desto weniger geneigt sein, wenn er dahinter käme, welchen Streich ich ihm hier gespielt, den Entrüsteten zu machen, und in der kleinen Komödie einen casus belli zu sehen — wenn er hier eine Frau findet, so muß er mir auch danken, daß ich ihn hierher geführt; nichts kann klarer sein! Wahrhaftig, Mathilden und mir kann die Sache nur ganz willkommen sein deßhalb! Ich muß noch einmal ernstlich darüber mit Mathilde reden!"

Und das that Ferdinand noch an demselben Tage. Da man just kein anderes Ziel als einen Spaziergang gehabt hatte, so hatte der Präsident die Richtung nach Ferdinand's Gut Randberg eingeschlagen, um es Fräulein Bärwald zu zeigen. Fräulein Bärwald fand es trotz aller seiner Vernachlässigung doch recht hübsch — was daran verfallen, meinte sie, ließe sich leicht herstellen, und dann werde es ein schöner und imposanter Bau sein, den sie Stettenheim weit vorziehen würde, um so mehr, als sie von früher her wisse, daß das Gut weit größer und einträglicher sei als Stettenheim und namentlich schöne Wälder dazu gehörten. Solche, ein wenig verfallene, in allen Ecken die Spuren langjährigen Besitzes zeigende Edelhöfe liebe sie weit mehr als modern aufgeputzte, als den albernen Villenstil mit frisch angestrichenen Holzsäulen davor und eben vom Tischler gekommene Acajou-Meubeln drin, die jeder Emporkömmling sich anschaffen könne — und darum bestand sie darauf, auch das Innere zu sehen — ein Wunsch, den Ferdinand natürlich ganz ohne Schwierigkeit Mittel fand, zu erfüllen. Er ging und holte einen seiner Knechte herbei und instruirte ihn rasch, ihn in seinem eigenen Hause wie einen Fremden zu behandeln. Fräulein Bärwald fand, daß auch das Innere — es war sehr nackt, sehr altfränkisch und sehr ungewöhnlich, recht wie der Wohnsitz einer alten soliden Patrizierfamilie aussehe, die in einfachen Sitten am ererbten Hausrath sich begnüge, und zu viel Selbstbewußtsein habe, um es nöthig zu finden, durch modernen Luxus sich Ansehen und Geltung zu verschaffen.

Mathilde sah dabei recht verdrießlich sich in den leeren kalten Zimmern um, und fand das ganze alte Kastell äußerst trübselig; sie konnte nicht anders als Konstanze widersprechen, wenn auch zur Demüthigung Ferdinand's. Der Präsident aber hatte sich schon viel zu sehr angewöhnt, mit den Augen Fräulein Konstanzens zu sehen, als daß er ihr nicht beigestimmt hätte. Auch er fand Randberg heute gar so übel nicht; er sprach ein Langes und Breites darüber, was er ihm würde, wenn es ihm gehöre, was er hier herstellen,

Digitized by Google

dort einrichten, dort anlegen lassen würde, um Randberg zu einem ganz prächtigen Sommeraufenthalt zu machen, und indem er sich so in Pläne vertiefte, wurde ihm das ganze Gut interessant — er sprach so eifrig darüber, daß man erwarten mußte, er sehe sich noch den Abend, sobald man heimgekommen, hin, um schöne Pläne zu Gartenanlagen zu zeichnen, und Façaden von neuen Ställen zu entwerfen!

Ferdinand that Alles dieß unendlich wohl, und er hätte die Pseudo-Cousine für jedes ihrer Worte umarmen mögen — er warf ihr die dankbarsten Blicke zu. Fräulein Konstanze aber machte keine Miene, als verstände sie diese Blicke. Sie sprach wie aus eigener innerster Ueberzeugung.

Als man Randberg verlassen hatte und Stettenheim wieder zuschritt, der Präsident und Fräulein Bärwald voraus, Mathilde und Ferdinand in einiger Entfernung folgend, sagte der Letztere:

„Rührt Dich denn dieses Fräulein mit ihrer Gutmüthigkeit nicht? Konnte man freundlicher sein, wie sie es heute war? Sie hat ja dem Zorn Deines Vaters von vornherein ganz die Spitze abgebrochen für den Fall einer Entdeckung?"

Mathilde schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, was die alte Jungfer dabei hat," sagte sie bitter, „daß sie so gegen ihre Ueberzeugung spricht!"

„Weßhalb sollte es nicht ihre Ueberzeugung sein?" fiel Ferdinand ein. „Und ist es die nicht, nun dann müssen wir ihr desto dankbarer sein —"

„Dankbar!" fiel Mathilde ironisch ein. „Aber streiten wir nicht darüber. Es ist allerdings ganz gut, daß sie den Vater so viel Geschmack an Deinem Gute hat finden lassen — mögen ihre Beweggründe sein, welche es wollen. Ich bin überzeugt, daß der Vater es jetzt in einem viel milderen Lichte sieht, wenn ich ihm sage, daß wir ihn getäuscht haben, daß Du dabei nur beabsichtigt habest, Zeit zu gewinnen, um ihm Dein viel werthvolleres und größeres Gut in seiner vollen Würde zeigen zu können —"

„Willst Du ihm denn das sagen?" unterbrach Ferdinand sie erschrocken.

„Ich will es — ich will offen mit ihm reden und will sagen, daß diese Person ihn belrügt: er soll sehen, wie er von ihr hintergangen wird!"

„Von ihr?" fiel Ferdinand in hohem Grade erstaunt ein; „aber Mathilde, so ist es ja nicht, sondern wir sind es —"

„Einerlei," sagte Mathilde erhitzt; „wir, das ist ganz etwas Anderes, und der Papa wird das sofort begreifen. Wir hatten einen Grund, ihn ein wenig zu mystifiziren, wir mußten es thun, es war eine unschuldige Nothlüge, die er uns rasch verzeihen wird — es wird ihm ein Licht über ihren intriganten Charakter geben, das allem ein Ende macht, er wird sich furchtbar enttäuscht fühlen. Du sollst sehen, wie das auf ihn wirken wird; was wir gethan, wird er dabei vollständig vergessen, vollständig — glaub' mir!"

Ferdinand schüttelte den Kopf. Er fand sich gar nicht mehr in seine kleine Braut, die alles dieß ganz nervös gereizt hervorbrachte. Was er auch sprach, sie von ihrem Plane abzubringen, es machte keinen Eindruck auf sie — sie blieb bei ihrem Vorsatze und sagte nur spöttisch:

„Fräulein Bärwald hat dem Papa ja Dein schönes Randberg heute zu einem vollständigen Elysium gemacht — was ist nun noch für Gefahr dabei, ihm zu sagen, daß es Dein ist! Laß mich machen — ich bürge Dir dafür, daß das Gewitter nicht uns trifft, wenn eins ausbricht!"

Und dabei blieb sie, während Ferdinand nur mit Herzklopfen an die Ausführung ihres Planes denken konnte — Gewitter oder nicht — jedenfalls bedrohte ihn ein Augenblick, wo er vor dem Präsidenten stehen würde wie ein verlegener Schulknabe, wie ein ertappter Verbrecher! Er begriff Mathilde gar nicht. Wie konnte sie so empört wider dieß arme gute Fräulein Konstanze sein! Die Frauen sind so unbegreiflich — für eine harmlose Seele, wie Ferdinand, heißt das!

(Fortsetzung folgt.)

Vor Langensalza.

(Von einem preußischen Landwehrmann.)

Mit einer kleinen Abtheilung von siebenundzwanzig Mann sollte ich in aller Eile zu dem preußischen Korps stoßen, welches den König von Hannover und seine Armee verfolgte. Wir hatten mehrere Meilen weit zu marschiren, bis wir an die Eisenbahn kamen, die uns mit andern weiter befördern sollte. Dieser Weg führte uns hart an der hannöverischen Gränze vorbei und spät Abends gelangten wir matt und müde in einem Dorfe an, das in einer Ausbiegung derselben hart an der preußischen liegt. Mit Umgehung des Dorfes hätten wir mehrere Stunden verloren; so beschlossen wir, uns in demselben für diese Nacht einzuquartieren. Gefahr war nicht dabei, denn wir hätten uns, obwohl isolirt, gegen die Einwohner, wenn sie sich feindlich hätten zeigen wollen, gut bewaffnet wie wir waren, wohl vertheidigen können. Ich vertheilte meine Leute gruppenweise in die ziemlich ärmlichen Häuser und mich selbst legte ich in die Mitte des Dorfes und der Meinigen, in ein kleines, reinliches Häuschen, daß nur von der Besitzerin, einer alten Frau, bewohnt war. Ihr Mann war abwesend, in Braunschweig, wo er in einem größeren Geschäfte ein kleines Amt, wohl als Packer oder Hausknecht, bekleidet. Als ich bei ihr eintrat, schüttelte sie den Kopf auf eigenthümliche Weise und lächelte sehr traurig dazu; doch faßte sie sich bald, ging geschäftig an's Werk und zeigte mir das Bett ihres Mannes, das sie mir herrichten wollte, und in

dem ich, wie sie versicherte, gut schlafen würde. Ich brauchte, sagte sie, nichts mitzubringen, als ein gutes Gewissen und den guten Vorsatz, mich in diesem schrecklichen Kriege, in diesem Bruderkriege, menschlich und barmherzig zu benehmen. Wie sie das sagte, seufzte sie aus tiefem Herzen. Gleich darauf ging sie in die Küche, um mir ein möglichst gutes Nachteſſen zu bereiten, und während es in der Küche prasselte, brachte sie frisches Zeug herbei, um das mir bestimmte Bett zu überziehen. Ich bat sie, sich die Mühe zu ersparen, da ich bei dieser Hitze am liebsten auf dem nackten Strohsacke schlafen würde; sie ließ aber nicht ab und war so thätig und gab sich so viele Mühe, daß ich mir sagte, sie wolle mir offenbar ihren guten Willen auf's Deutlichste beweisen. Bald standen Eierkuchen, Schinken, Rauchfleisch in solcher Fülle auf dem schön und reinlich gedeckten Tische, daß sich die Hälfte meiner Mannschaft bei mir hätte gütlich thun können. Auch eine Flasche Bier fehlte nicht. Während ich aß und trank, saß sie auf einem Schemel am Ofen und sah mich ohne Unterbrechung und mit so prüfenden und grübelnden Augen an, als ob sie alle meine Geheimnisse, mein Wesen und meinen Charakter aus meinem Gesichte herauslesen wollte. Es wurde mir beinahe unheimlich. Ich wollte ein Gespräch anknüpfen, aber sie antwortete mir sichtlich zerstreut, oft ohne mich verstanden zu haben. So gab ich es wieder auf und aß weiter. Nur einmal unterbrach sie ihre Betrachtungen, indem ihr Blick an meinem Gewehre hängen blieb. Sie erhob sich, ergriff es und fragte: Ist das eines von den schrecklichen Zündnadelgewehren?

Nein, antwortete ich der Wahrheit gemäß, es ist ein Gewehr nach alter Art.

Nun, Gott sei Dank! lispelte sie vor sich hin und stellte es wieder in die Ecke, nachdem sie, auf beinahe kindische Weise lange, lange, und mit einem gewissen Grauen in die Dunkelheit des Laufes geblickt hatte.

Als ich mich gehörig gesättigt und meine Cigarre angesteckt, sagte ich: Meine gute Mutter! Ich breche morgen in aller Frühe wieder auf, wenn Ihr noch schlafen werdet. So wollen wir heute unsere Rechnung in Ordnung bringen. Was bin ich schuldig?

Schuldig? fragte sie verblüfft — gar nichts. Ich werde mir doch von einem armen Soldaten nichts bezahlen lassen?

Ich bin kein armer Soldat, ich bin ein wohlhabender Mann, ein Gutsbesitzer, und ich will mich von armen Leuten, die am Kriege unschuldig sind, nicht ernähren lassen.

Das ist sehr brav von Ihnen, rief sie plötzlich erheitert — Sie haben Mitleid mit den armen Leuten. Ach, wenn alle Soldaten Mitleid hätten! Aber bezahlen lasse ich mich doch nicht von Ihnen. Sie sollen mein Gast sein.

Ihr habt wohl schon durch Einquartierungen gelitten? — Ihr habt schon rohes Volk bei Euch gehabt, das Euch plagte?

Nein, das nicht. — Ihr seid die ersten Soldaten im Dorfe.

Was meint Ihr mit Eurem Mitleid?

Ich meine, wenn alle Soldaten so viel Mitleid mit einander hätten und nicht auf einander schießen wollten, dann wärs gut, dann hätten alle Kriege ein Ende.

Gute Frau, sagte ich plötzlich verstehend, Ihr habt wohl einen Sohn in der hannöverischen Armee?

Ja wohl, habe ich — bestätigte sie rasch und dabei fing sie bitterlich zu weinen an.

Wo steht er?

Wer weiß es! Wir haben ja keine Nachrichten von unsern Kindern. Der Himmel weiß, wo sie umherziehen, verfolgt, umstellt, in der Fremde — o Gott! o du mein Gott! Und Ihr, Ihr ziehet ihnen jetzt auch nach, um sie immermehr zu umstellen, einzufangen, niederzumachen! — Laut weinend lief sie nach diesem Wort zur Stube hinaus. Es war ein schöner stiller Abend und ich hörte ihr Schluchzen durch's offene Fenster. Ich gestehe es, es war mir so, als müßte ich mit ihr weinen. Ich dachte an meinen kleinen Paul, auch Poll genannt, wenn der groß sein wird und vielleicht auch als Soldat, irgendwo in der Fremde, irgendwo in einer schrecklichen Mäuſefalle stehen wird, wie jetzt die Hannoveraner — wie mir dann zu Muthe sein wird und meinem guten Weibe und wie wir dann zu Hause sitzen werden, voll Angst und namenloser Sorge! Von jetzt in elf, in zwölf Jahren kann das geschehen, so nahe, so schrecklich nahe. Und ich dachte, wie ich dann, von der Noth belehrt, die ganze höchste Philosophie dieser Frau so recht verstehen werde, daß alle Soldaten mit einander so viel Mitleid haben sollten, daß die Kriege unmöglich würden. Tief bewegt ging ich, meine Cigarre rauchend, in der Stube auf und ab.

Nach einiger Zeit kam die Alte wieder, und zwar äußerlich vollkommen beruhigt. Ich freute mich darüber und setzte mich hin, um mit ihr, die mein Herz gewonnen hatte, zu plaudern und ihr Gelegenheit zu geben, ihr Herz auszuschütten. Bevor ich aber zu sprechen anfing, nahm sie das Wort.

Herr Unteroffizier, sagte sie, nicht wahr, Sie thun mir die Güte und bezahlen mir weder Bett noch Nachteſſen?

Wie Ihr wollt, gute Frau; ich begnüge mich damit, Euch für Eure gute Aufnahme herzlich zu danken.

Das ist gut, sagte sie lächelnd, — jetzt habe ich Euch gefangen. Ihr seyd mein Gast, da könnt Ihr ja nicht auf meinen Sohn schießen.

Gerührt und erstaunt sah ich die arme Frau an. O die fromme, rührende List des Mutterherzens! Ich war keines Wortes fähig und hätte ich gesprochen, ich glaube, meine Stimme würde bedeutend gezittert haben. Ihr aber war mit Schweigen nicht gedient. — Nicht wahr? wiederholte sie dringend. Ihr könnt jetzt auf meinen Sohn nicht schießen?

Was sollte ich antworten? Ich war verlegen und schwieg wieder. Sie ließ nicht ab und die Hand auf

meine Schulter legend und mir bittend ins Auge blickend, wiederholte sie immer wieder und immer dringender: Nicht wahr, Ihr schießet nicht auf meinen Sohn? Ihr versprecht es mir? Euer Wort!

Aber gute Frau, gute Mutter, sagte ich endlich — Ihr stellt Euch das anders vor. Das ist nicht so. Auf Euern Sohn werde ich nicht schießen, wohl aber, wenn es dazu kommt, auf die hannöverische Armee.

Aber in der hannöverischen Armee ist ja mein Sohn, rief sie in Todesangst — Ihr schießet vielleicht gerade auf meinen Sohn. Ihr braucht ja gar nicht zu schießen.

Aber das wissen wir, darum werden wir ja hingeschickt — das ist unsere Pflicht. Die Andern werden auch auf uns schießen. Und was wäre da viel damit geholfen, wenn ich allein nicht schießen wollte, wo zehntausend Andere schießen?

Es wäre doch Eine Kugel weniger! Ein Tod weniger! rief sie, indem sie die Hände wie zu einem brünstigen Gebete aneinander drückte — vielleicht gerade die Kugel, die meinen Sohn treffen würde.

Ich zuckte traurig die Achsel. Was war gegen diese mütterliche Logik einzuwenden? gegen diese mütterliche Hoffnung, die sich an weniger als einen Strohhalm klammerte. Sie fuhr fort, und zwar mit einer Geberde, als ob sie das Leben ihres Kindes von mir, von mir allein zu erbitten hätte: Seht, lieber Mann, er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt und, weiß Gott, nicht gemacht, um so früh zu sterben. Er ist so stark und schön, es ist eine Freude ihn nur zu sehen. Er ist mein einziges Kind; einen andern Jungen habe ich erst vor zwei Jahren verloren — es wäre doch gar zu traurig, wenn er jetzt auch sterben müßte, und in der Fremde, erschossen, auf dem Felde, ohne daß ihm Jemand den Kopf hält. Und es ist ein so guter Junge! — Fragen Sie im Dorfe! Alle Leute haben ihn gern, als er fort mußte, hat das halbe Dorf geweint — fragen Sie nur.

Sie konnte nicht weiter. Sie weinte nicht, wie vorhin, die Stimme war ihr ausgegangen; nur ihre Brust hob sich. Mit halb offenen Lippen saß sie da und sah mich flehentlich an. Und da sah sie nach einiger Zeit, wie mir zwei Thränen herabrollten. Ein glückliches Lächeln beleuchtete plötzlich ihr ganzes, noch eben erst so unendlich trauriges Gesicht. Sie athmete tief auf und rief: Ihr seid ein guter Mann! Ihr werdet nicht schießen! Ihr versprechet es!

Ich zuckte die Achseln und lächelte. — Ich will es erleichtern, fuhr sie rasch fort — ich weiß ja, was Ihr müßt. Versprechet mir nur, daß Ihr nicht auf die Kavallerie schießt, denn er ist bei der Kavallerie. Versprecht mir dieses!

War es anders möglich? Ich legte meine Hand in die ihre und sagte: Mein Wort darauf!

Sie sprang auf, als wäre nun ihr Kind jeder Gefahr entronnen. Doch eine Kugel weniger! Doch eine Kugel weniger! rief sie triumphirend, während sie, immer die Hände ineinanderschlagend, raschen Schrittes in der Stube auf- und ablief — bis sie sich zuletzt in einen dunkeln Winkel hinter den Ofen setzte und still vor sich hinweinte. Es war kein schmerzliches, kein krampfhaftes Weinen, wie jenes erstere; es erleichterte ihr offenbar das Herz; es war bis zu einem gewissen Grade ein glückliches Weinen.

Trotz dem guten Bette konnte ich lange nicht einschlafen; die erlebte Szene hatte mich aufgeregt. Aber endlich wirkte die Müdigkeit, und ich sank in tiefen Schlaf, und träumte nicht einmal, wie ich doch zu thun fürchtete, von der Alten. Als ich bei Anbruch des Tages die Augen aufschlug, stand bereits ein guter Kaffee wartend auf dem Tische. Meine gute Wirthin half mir auch beim Ankleiden, und ruhig reichte sie mir selbst das Gewehr, das sie gestern mit solchem Grauen betrachtet hatte. Ueberhaupt lag eine große, heitere Ruhe über sie ausgegossen. Sie hatte doch etwas für ihr Kind gethan; sie hatte doch die Kugeln eines Laufes von ihm abgewendet, und es mochte ihr so zu Muthe gewesen sein, als hätte die Todeskugel ihres Sohnes gerade aus meinem Gewehre kommen müssen. Wahrscheinlich hätte sie dieses Gefühl beim Anblicke jedes anderen Gewehres der preußischen Armee auch empfunden.

Als ich über die Schwelle des Hauses trat und ihr die Hand zum Abschied reichte, schlug sie kräftig ein und sagte nun: Also ein Wort —

„Ein Mann!“ fügte ich hinzu, und Lächeln und Segenswünsche begleiteten mich, so lange sie meiner ansichtig bleiben konnte.

Wenige Tage darauf standen wir in der Schlacht bei Langensalza und — ich hielt mein Wort. Hannöverische Kavallerie kam oft auf Schußweite, ja sie griff einmal unsere Kompagnie an — die Kugel blieb ruhig in meinem Laufe. So oft ich einen hannöverischen Reiter sah, dachte ich an die gute Mutter und an die Mütter überhaupt.

Nach der Kapitulation der Hannoveraner, sobald der Verkehr zwischen unserer Armee und dem nördlichen Deutschland wieder hergestellt war, schrieb ich an einen Universitätsfreund, der in der Nähe jenes hannöverischen Dorfes als Arzt lebt, um mich durch ihn nach dem Schicksale des Sohnes meiner Gastfreundin zu erkundigen. Er lebt und verweilt zeitweilig, entlassen, bei seiner Mutter, in derselben Stube, in der meine Kugel von ihm abgewendet worden. Der Doktor schreibt mir, die Mutter, die er selbst besucht, habe ihm versichert, sie danke das Glück, ihren Sohn frisch und gesund vor sich zu sehen, einem preußischen Landwehrmanne, der nicht auf ihn geschossen. Der Sohn lächelte zu dieser Behauptung; aber die Mutter bleibt unerschütterlich bei ihrem Glauben. (Frenz.)

Verleger Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wellander'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 286 Montag, 3. Dezember 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Als man wieder daheim war und der Abend gekommen, der die Mitglieder der kleinen Gesellschaft im Wohnsalon zusammenhielt, schlug der Präsident ein kleines Spiel vor; Konstanze ging bereitwillig darauf ein, und die Whistkarten wurden geholt; aber nicht lange hielt die Beschäftigung vor; Mathilde spielte so unaufmerksam, und sprach so viel, statt auf ihre Karten Acht zu geben, daß der Präsident ärgerlich wurde, und die Sache aufgab, um sich an den Kamin zu setzen. Fräulein Bärwald nahm ihre Stickerei vor, und setzte sich ihm gegenüber, Mathilde ging im Zimmer auf und ab und plauderte dabei, in erzwungener Lustigkeit, weit mehr als ihre Gewohnheit war. Sie hatte einen kleinen Streit mit Ferdinand, und da er nicht nachgeben wollte, sagte sie:

„Ach, Sie sehen längst ein, daß Sie Unrecht haben, Ferdinand, aber Sie wollen es nicht eingestehen, weil Sie eigensinnig sind, wie alle Männer!"

„Meinen Sie, Eigensinn sei mein Fehler, Mathilde — gewiß nicht, ich glaube, ich habe viel zu wenig davon, um ein recht solider, charakterfester Mann zu sein!"

„Allerdings, ein wenig Eigensinn schadet dem Manne nicht, und Sie werden es schon nöthig haben, lieber Ferdinand," fiel lächelnd der Präsident ein; „denn sonst wird mein Töchterchen, das gar nicht so taubenhaft und ungefährlich ist, wie es aussieht, Sie einst arg unter den Pantoffel nehmen — das sag' ich Ihnen voraus!"

„Ja, ja," antwortete Ferdinand, „ich fürchte, Sie haben Recht, und ich will von nun an darauf Bedacht nehmen, woher ich mir eine recht tüchtige Portion Eigensinn anschaffe."

„Den Streit, ob Ferdinand zu viel oder zu wenig Eigensinn habe, kann ja am besten Fräulein Bärwald entscheiden," rief Mathilde hier mit einer ganz malitiösen Betonung ihrer Worte aus; „Fräulein Bärwald muß das am besten wissen, sie ist seine Jugendgespielin, und in der Jugend treten solche Eigenschaften am schärfsten hervor —"

„Ich meine," entgegnete Konstanze ruhig, „Ihr Bräutigam hat des Eigensinnes eher zu wenig als zu viel."

„Haben Sie das damals, als Sie mit ihm spielten, beobachtet?" fuhr Mathilde in demselben Tone fort. „Sie sollten uns ein wenig von damals erzählen — Sie haben gewiß allerlei hübsche kleine Erlebnisse mit ihm gehabt, und es ist Unrecht, daß Sie uns ihn nie schildern, wie er damals war, der kleine Ferdinand! Wie sah er aus — trug er langlockiges Haar oder kurzes — zerriß und beschmutzte er seine Kleider oft, oder war er ein Muster von einem wohlgesitteten Knaben — kam er oft mit einem blauen Auge aus einer Rauferei heim — oder pflegte er Reißaus vor andern Buben seines Alters zu nehmen, der sanfte Ferdinand —"

Mathilde zupfte ihren Bräutigam dabei neckend am Haar, während sie boshaft hinzusetzte:

„Das [illegible] kann ja Niemand besser schildern als Sie, seine theure Cousine, seine Jugendgespielin; gewiß hat er Ihnen auch damals seine erste Liebe anvertraut, die er mir nicht eingestehen will, der Bösewicht."

Konstanze Bärwald antwortete nicht, sondern augenscheinlich stutzig gemacht durch den herausfordernden Ton Mathildens begnügte sie sich damit, diese forschend zu fixiren, während Ferdinand einfiel:

„Fräulein Bärwald wird Ihnen von Allem dem nichts verrathen, Mathilde; sie weiß zu gut, daß ein Mann, der liebt, nichts von seiner Vergangenheit hören mag, sondern daß er nur ein Leben hat, von dem Augenblicke an, wo er den Gegenstand seiner Leidenschaft erblickte."

„O, wie galant!" versetzte lächelnd Mathilde. „Und desto besser für Fräulein Bärwald, wenn sie nichts von Ihrer Vergangenheit zu verrathen braucht."

„Weßhalb sagen Sie das, meine Liebe?" fragte Fräulein Bärwald spitz.

„Weil es immer unbequem ist, ein Dichtertalent entwickeln zu sollen, ohne sich ein wenig vorbereiten zu können!"

„Glauben Sie, ich würde nicht die Wahrheit über Ferdinand sagen?"

„Wie könnten Sie das?"

Die Spitzen in diesen Reden entgingen dem Präsidenten natürlich und machten nur Ferdinand ein wenig ängstlich, der fürchtete, Mathilde werde in ihrer zugleich gereizten und übermüthigen Stimmung Alles verrathen. Er begann deßhalb dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem er selbst begann, aus der Zeit seiner Knabenjahre einige kleine Pagenstreiche zu erzählen.

Fräulein Konstanze hörte dabei sehr zerstreut zu; sie war offenbar ganz außerordentlich nachdenklich geworden; nur zuweilen lagen ihre Blicke auf Mathilden, als ob sie in deren Seele lesen wolle.

So verging der Abend. Der Präsident zog sich, da er ermüdet von dem weiten Spaziergang war, früh zurück — mit ihm zu reden wurde Mathilde für heute wenigstens keine Gelegenheit geboten.

Und dieß am andern Morgen vor dem Frühstück zu thun, wie sie sich fest vorgenommen, wurde ihr auch keine Gelegenheit. Denn ach, hatte der Präsident die Gewohnheit, früh aufzustehen — Fräulein Bärwald hatte sie ebenfalls, und schien munter zu sein beim ersten Lerchenschlag, die bewegliche kleine Dame. Als der Präsident, behaglich eine feine Cigarre rauchend in den von der Morgensonne überglänzten Garten hinabschritt, fand er Fräulein Konstanze in ihrem Morgenanzug von feinem, silbergrauen Stoff, in einem einfach mit schwarzem Sammt garnirten Strohhut, schon unten; sie stand an eine Sandsteinfigur gelehnt, die einen den moosbewachsenen Finger auf die Lippen legenden Genius das Schweigens darstellte. Die Wange ihres feinen, intelligenten Gesichts war ein wenig geröthet und sie sah sehr hübsch aus. Sinnend blickte sie vor sich nieder und zeichnete Figuren in den Sand.

Der Präsident nahte sich ihr.

„So gedankenvoll und ernst, meine liebe Freundin!“ sagte er.

Sie blickte ein wenig erschrocken aus ihren Gedanken auffahrend ihn an. Es lag ein Ausdruck von Wehmuth und Rührung in ihren Zügen, als sie die Hand nahm, die er ihr zum Gruß entgegenstreckte; eine Weile blickte sie stumm in seine Züge, dann sagte sie mit einem Seufzer:

„Sie nannten mich Freundin, und ich machte mir eben Vorwürfe, daß ich es so wenig bin!“

„Daß Sie es so wenig sind — wie soll ich das verstehen, Konstanze — ich kann nicht denken, daß sie das im Ernste meinen — denn ich gestehe es Ihnen, daß ich angefangen habe, auf Ihre Freundschaft recht fest zu bauen — recht fest, ja — da Sie selbst mir die Lippen lösen, lassen Sie mich es aussprechen — daß ich kühn genug war, vielleicht zu kühn, schöne Träume darauf zu bauen! Wollen Sie mir mit solchen Worten, wie Sie eben sprachen, den Muth nehmen, je über diese Träume ein Wort weiter fallen zu lassen, die mich doch so beseligt, mir einen solchen festen Blick in das, was noch vom Leben vor mir liegt, gestattet haben? Ich weiß, Konstanze, ich bin fast schon ein alter Mann — aber mein Herz ist jung geblieben, meine Natur ist eine elastische — und — und ich habe auf die Freundschaft — mehr kann ein Mann in meinen Jahren ja nicht verlangen — so lebhaft er selbst auch fühlen mag — ich habe auf die Freundschaft Konstanzens gebaut!“

Fräulein Bärwald hatte bei seinen ersten Worten ihren Arm in den seinen gelegt und ihn fortgezogen, den Gartenpfad hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Hinterladungsgewehre.

Bei dem großen Interesse, das der König und die Herren aus seiner Umgebung bei ihren Aufenthalt in Bamberg an dem von Herrn Büchsenmacher Heinlein selbst erfundenen Hinterladegewehr nahmen, dürfte es nicht unpassend sein, über dessen Konstruktion etwas Näheres mitzutheilen. Der Redakteur der Wochenschrift des Bamberger Gewerbevereins, Hofapotheker Lamprecht, welcher mehrere Monate hindurch den Schießübungen mit demselben beiwohnte, gibt in Nr. 37 seines Blattes folgende Beschreibung: „Heinlein's jetzige Stiftbüchse hat ein Gewicht von 9 Pfund und kann nach des Erfinders Behauptung, ohne an Leistungsfähigkeit zu verlieren, auf 6 Pfund Gewicht zurückgesetzt werden. Das Kaliber und die Bauart ist gleich dem Schweizer Ordonnanzstutzen mit nur halber Windung. 165 vollständige Patronen, dauerhaft gepackt, besitzen das gleiche Gewicht von 70 Patronen der preußischen Zündnadelgewehre, haben also den gleichen Vortheil wie die amerikanischen Patronen, und der Soldat ist, mit gleichem Gewichte belastet, reichlich doppelt mit Munition ausgerüstet. Die Patrone besteht aus Pulver, konischem Stoff, Zündstoff und Papierhülse, letztere ist durchaus dauerhaft auf längerem Transporte und bei großer Anhäufung in Magazinen, sie ist mit einer chemisch präparirten Hülsigkeit durchaus getränkt, das Papier jedoch enthält keinen Geschoß, der auf heißen Eisenplatten sich rasch entzündet, sondern dasselbe verkohlt nur; bei dem stärksten Drucke, bei dem stärksten Stoße entzündet es sich nicht und explodirt nicht, wohl aber hat diese Substanz die Eigenschaft, das Schnellfeuern zu befördern, indem die Patrone vollständig verbrennt und daher das Ausputzen oder Herausziehen von Patronenrückständen aus der Kammer wegfällt. Diese papiernen Patronen noch außerdem wasserdicht zu machen, steht in naher Aussicht. Die Entzündung dieser Patronen geschieht in der Seele, etwa 6 Linien vor dem Ende des Laufes, durch einen aus 8 Linien eindringenden stumpfen Stahlstift, das Rohr des Gewehres ist von Stahl und feststehend, der

Digitized by Google

Systemverschluß ist sicher gegen Abnützung vermöge seiner Konstruktion, indem noch außer Stahl und Eisen ein weiteres Metall zur Anwendung kam, dasich zeigte, daß das Eisen allein nicht genügend dauerhaft war. Einfachheit und Dauerhaftigkeit sind weitere Vorzüge, die besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Sobald Heinlein nach diesem Systeme Scheibenbüchsen, Jagdstutzen oder Jagdgewehre mit Schrotpatronen durch fabrikmäßigen Betrieb einführen würde, hätten gewiß sehr bald die bis jetzt berühmten Le Faucheux-Patronen und Le Faucheux-Jagdgewehre ihr Ende erreicht. Jedes gezogene Gewehr kann leicht in diese Rückladungswaffe umgeändert werden, jeder Soldat ist im Stande, die Handgriffe bei diesem Gewehr leichter zu begreifen, als diejenigen der Vorderlade-Waffen. Die Leistungsfähigkeit dieser Kriegswaffe ist nachstehende, und ich habe mich selbst auf dem sogenannten Kugelfange von derselben seit mehreren Monaten vollkommen und wiederholt überzeugt, sowohl bei trockenem als bei stürmischem Wetter: 1) Die Waffe wurde an den Backen gelegt, und stets zielend abgefeuert, daraus folgt von selbst, daß dieses Hinterladungsgewehr fast gar keinen Rückschlag gibt. 2) In der Minute wurden mit Leichtigkeit 10 Schüsse zielend abgefeuert; ohne zu zielen wurden in der Minute 16 Schüsse gemacht. Es übertrifft das Zündnadelgewehr demnach um das Dreifache. 3) Bei einer Entfernung von 1200 Schritten schlugen die Geschosse durch zwei Zoll dicke Bretter in den hinter der Scheibe aufgeworfenen Erdwall. 4) Da die Geschosse ganz gerade durch die Bretter flogen, zeigten sie eine flache Flugbahn. Indem diese Waffe nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft und der Technik jedenfalls zu den besten zu zählen sein dürfte, so verdient dieselbe auch die vollste Aufmerksamkeit und Anerkennung.

In einem Artikel des „Augsb. Tagblattes", der die Frage der neuen Infanterie-Bewaffnung bespricht, heißt es in Bezug auf die vom Kriegsministerium angeordnete Umänderung der Podewils-Gewehre in Rückladungs-Gewehre: Wir kennen auch dieses vom Hrn. Obersten v. Podewils erfundene System, und sind nur im Stande, zu versichern, daß aus dem alten Podewils-Gewehr so ziemlich gemacht wurde, was sich überhaupt machen ließ. Der Verschluß ist solide, die Ladweise einfach und ziemlich schnell (7 Schüsse per Minute), die Tragweite, Treffsähigkeit und Perkussionskraft unverändert, wie früher, gewiß nicht zu unterschätzende Vorzüge; dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß in dem noch immer nothwendigen Aufsetzen eines Zündhütchens, und der noch nicht genügenden Schnelligkeit des Feuerns eine sehr wesentliche Unvollkommenheit erkannt werden muß. Im alleinigen Gegensatze zu dem preußischen Zündnadelgewehr dürfte dieses abgeänderte Podewils-Gewehr ziemlich genügen; aber gegenüber anderen, und besonders dem Winchester-Gewehr, wird es eben so wenig als das Zündnadelgewehr widerstehen können. Wir vermögen daher in der angeordneten Abänderung der Podewils-Gewehre in Rückladungs-Gewehre nach dem angedeuteten Systeme nur ein vorübergehendes Auskunftsmittel zu erblicken, um die bereits vorhandenen Gewehre zu benützen, und die Infanterie mit den geringsten Kosten und in der kürzesten Zeit mit Hinterladungs-Gewehren zu versehen. Wir würden es aber im höchsten Grade beklagen, wenn die hohe Staatsregierung sich durch selbstgefällige Stimmen noch einmal in eine falsche Sicherheit einreden ließe, und es mit diesen abgeänderten Gewehren auf eine Ernstprobe im Kriege ankommen ließe. Wir sind vielmehr dafür, daß keine Mittel und keine Schwierigkeiten gescheut werden, um die bayer. Infanterie mit Gewehren bester Konstruktion zu bewaffnen.

Mannigfaltigkeiten.

[Neue Mode.] Erst kürzlich wurde eine wichtige Art von Krinolinen in Paris erfunden, die allgemein Furore macht. Die Reife derselben sind von feiner, elastischer Guttapercha und innen hohl, also förmliche Schläuche nach modifizirter Art der bekannten Luftkissen. Sie sind sehr praktisch, da sie nach der Menge der in ihnen enthaltenen Luft sich ausdehnen und zusammenziehen, also ihre Volumen je nach Bedarf vergrößern oder verkleinern lassen. Ein Haupt- oder Leitungsschlauch unterhält die Verbindung mit den einzelnen Reifen und läuft durch die Krinolinen herauf bis zur Taille, wo er durch das Kleid heraustritt und, mit Seide überzogen, einer Kordel gleicht, die am Ende ein durch die Fransen einer Quaste verdecktes zierliches Mundstück von Elfenbein oder Bernstein hat, welches mit einer Klappe versehen ist. Will nun ein Dämchen die fallige Hülle ihres Untergestelles in vergrößertem Maßstab erscheinen lassen, so braucht sie nur das besagte Mundstück an ihre rosigen Lippen zu führen, die Klappe zu öffnen und Luft hinein zu blasen, dann dehnt sich die Krinoline und mit ihr das Kleid, da bauscht sich's und bläht sich's um sie her und aus einem eben noch bescheidenen Faltenwurf wird ein Ballon. Ist jedoch der disponible Raum für die umgestülpte Lilie des Feldes zu beschränkt, z. B. im Sperrsitz eines Theaters, dann öffnet sie einfach die Klappe hinter dem Mundstück und läßt so lange Luft ausströmen, bis das Volumen ihrer reizenden Hülle auf das entsprechende Maß reduzirt ist. Galante Herren sind ja stets bereit, die Mühe des Aufblasens wieder mit dem größten Vergnügen zu übernehmen. So hört man jetzt in den Foyers der Pariser Theater, wenn die Damen aus den Logen und Sperrsitzen kommen, auf allen Seiten wispern, hier: „Ach, lieber Mann, so blas mich doch auf, geschwind!" Dort seufzt ein

Seladon: „Schönes Fräulein, darf ich's wagen, mich als Blasbalg anzutragen?“ Und sanft erröthend reicht sie ihm das Mundstück und der Ueberglückliche bläst mit vollen Backen, bläst und — bläst alle Sehnsucht seines Herzens in — die Krinoline.

[Ein Riesenkäs.] In einer Käsefabrik in Canada wurde im Juni dieses Jahres ein Monstrum von einem Käs verfertigt, der 7000 Pfund wiegt. Derselbe hat 6 Fuß 10 Zoll im Durchmesser, 3 Fuß Dicke und ungefähr 21 Fuß Umfang. Zu seiner Bereitung waren 700 Centner Milch erforderlich. Im September wurde er nach Saratoga-Springs, im Staate New-York, zur Ausstellung gebracht, von dem Aussteller aber selbst um den hohen Preis von 6000 Dollars nicht abgegeben. Nächstes Jahr soll er zur Ausstellung nach Paris gebracht werden. Auf diese Pariser Ausstellung kommen aus Nordamerika auch Riesenbretter von dem häufig 300 Fuß hohen Rothbeerbaum der Terra Nevada.

Die „Italia“ von Neapel liefert einige interessante Notizen über mehrere der berüchtigtesten Briganten und Banditen-Anführer. Der Banden-Chef Pace ist aus Carpoli unfern Mignano in der Tura die Lavore gebürtig. Er ist der jüngste unter den Banditen-Anführern, ein schöner, erst 23 Jahre alter Mann, der neben seinen wilden Trieben sehr viel Angenehmes in seinem Aeußern hat. Er kleidet sich stets mit besonderer Eleganz. Fuoco, Querra und Pace sind die drei Anführer des Brigantenwesens in der Tura di Lavore. Seit 6 Jahren herrschen sie in den Gebirgen zwischen dem Liri, dem Garigliano, dem Volturno und dem Piano di cinque Miglia. Cetrone ist von allen Briganten der am wenigsten grausame. Er ist gebürtig aus San Donato am Fuße der Höhen Mainarde. Seine Frau, die während 2 Jahren immer mit ihm zog, wurde bei einem Zusammenstoß mit französischen Truppen jüngst auf päpstlichem Gebiete getödtet, war 32 Jahre alt, von mittlerer Statur und blondem Haar. Seine sehr hellblauen Augen geben ihm ein eigenthümlich wildes Aussehen, doch ist er es immer, welcher wenn er sich anderen Banden anschließt, die Gefangenen am menschlichsten behandelt. Wenn Domenico Fuoco genöthigt ist, durch die Mainarde zu kommen, so sucht er stets Cetrone auf, welcher die Gegend am genauesten kennt. Cipriano, der auch unter dem Namen „Sizilianischer Gendarme“ bekannt ist, ist unter allen Banditen die bizarrste Persönlichkeit. Sein Zuname bezeichnet seine Zukunft. Er zeichnet sich nicht eben durch großen Muth aus, und meistens schleicht er sich an den Gränzen der päpstlichen Staaten herum, geht dann und wann über den Liri, fängt einige Unglückliche und setzt sie sogleich wieder auf dem Gebiete des Kirchenstaates in Sicherheit. Man kann von ihm sagen, daß er der einzige Bandenanführer ist, der noch nie mit der öffentlichen Gewalt handgemein geworden ist. Er ist von hohem Wuchs, schwarzem Haar und trägt seinen Bart nach eigenthümlichem Schnitte à la Bourbonienne. Er ist nach Art der neapolitanischen Fischer mit einer Mansaniello-Mütze bekleidet. Seine übrige Kleidung besteht in blauem Rock und Weste und olivenfarbigen Sammetbeinkleidern. Er ist mit einer doppelläufigen Flinte, einem Revolver und einem Dolch bewaffnet.

Homonyme.

Nenne mir mit einem Wort,
Was da kommt aus Süd und Nord,
Was als Pflanze lieblich blüht,
Was sich leicht im Kreise dreht,
Was nach Osten, Westen flieht,
Was bewegt und fest doch steht.

Zur Auflösung des Räthsels in Nr. 268:

I.

Der Auerochs, auch „Ur“ genannt,
Lebt häufig nur in Polenland;
Das „Laub“ im Wald ihm sehr gefällt,
Bis ihn des Jägers Kugel fällt.

Wenn des Beamten schwer' Beruf,
Ihm schwere Müh' und Arbeit schuf,
Der „Urlaub“ ihn da sehr erquickt,
Wo ihn die schöne Flur entzückt.

J. W.....l in Klingenberg.

II.

Der Beamte geht auf Reisen,
Wenn ihm „Urlaub“ wird ertheilt.
Wird's Urlaub beim Soldaten heißen,
Schnell dieser nach der Heimath eilt.
Freude kündet stets dieß Wort,
Weil sein Inhalt heißt: Geh' fort!

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 287 Dienstag, 4. Dezember 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

„Reden Sie nicht weiter, mein Freund," sagte Konstanze mit einer Stimme, die eben so bewegt klang, wie die des Präsidenten geklungen; „reden Sie nicht weiter — Worte, die mich mit einem tiefen Glücke erfüllen würden, wenn ich nicht zerknirscht und bitter gedemüthigt mir dabei sagen müßte, daß ich sie nicht verdiene, daß sie an eine völlig Unwürdige verschwendet werden; es läßt mich verzweifeln, aber es ist so; ich habe eine abscheuliche Schuld wider Sie, den besten, edelsten Mann, der mir im Leben je begegnet, auf der Seele — es läßt mich verzweifeln, daß, wenn ich Ihnen diese Schuld gestehe, Ihr gerechter Unwille mir Alles das Gefühl entziehen wird, das mich so glücklich machen konnte, so namenlos glücklich — aber ich will, ich muß reden, ich will keinen Augenblick länger mir vorzuwerfen haben, daß ich das Vertrauen eines Mannes wie Sie täusche!"

„Aber mein Gott," rief der Präsident betroffen aus, „das sind ja ganz seltsame Worte — Sie, Sie, Konstanze, hätten mein Vertrauen getäuscht, Sie hätten eine abscheuliche Schuld gegen mich auf der Seele?"

„Es ist so, und es soll, es muß bekannt werden. Ich habe Sie täuschen helfen, wo Andere Sie täuschten; von diesen Andern war es vielleicht verzeihlich, wenn eine Nothlüge verzeihlich sein kann — von mir aber war es nicht verzeihlich — von mir aber war es unentschuldbar, Sie, Sie hintergehen zu helfen!"

Das Fräulein führte bei diesen Worten das Tuch an die Augen, und sprach mit einer verkennbaren tiefen und aufrichtigen Bewegung.

„Aber sprechen Sie doch aus — was kann es sein, was Sie so tief erschüttert, liebe Konstanze, worin täuscht man mich, was geht denn vor?"

„Wir Alle täuschten Sie — und ich aus dem erbärmlichsten, Grunde, aus miserabler schwacher Gutmüthigkeit — hören Sie es, ich bin gar nicht die Tochter Ferdinands, und Sie befinden sich hier nicht auf dem Gute Ferdinands, sondern dem meines Vetters Leopold Quellhorst, dem dieß Gut gehört, den ich zu besuchen kam, den ich so lange nicht gesehen, daß ich im ersten Augenblick Ferdinand für ihn halten konnte."

„Was?!" rief der Präsident wie aus den Wolken gefallen aus, „und um des Himmels willen, wozu —"

„Lassen Sie sich Alles erklären, ehe Sie mich mit Ihren gerechten Vorwürfen vernichten! Ich kam, um Leopold zu besuchen, weil er mir äußerst freundlich und herzlich geschrieben hatte — weil er von einer großen Reise schrieb und ich ihn vorher noch sehen wollte; und, wie gesagt, ich hielt, wie ich nicht anders konnte, den Herrn, der mich in Stettenheim als Wirth empfing, für Leopold. Aber am andern Morgen in der Frühe kam Ferdinand zu mir und erklärte mir, wie sein Freund Leopold bereits abgereist sei, nachdem er ihm die Verwaltung seines Gutes übertragen. Wie Sie und Ihre Tochter ihm Ihren Besuch angekündigt und wie er sich geschämt habe, Ihnen Randberg als sein Gut zu zeigen, ja, wie es doch unmöglich gewesen, Sie anständig und komfortabel zu bewirthen; wie er den übelsten Einfluß für seine Lieblingswünsche gefürchtet, wenn er Ihnen als schlechter Landwirth erscheine, da er beabsichtige, sich mit Mathilde ganz dem Landleben zu widmen; wie er in dieser Noth zu dem Auskunftsmittel gegriffen, Sie nach Stettenheim zu führen, und dieß als sein Gut gelten zu lassen, bis es ihm gelungen, das seine in einen ganz andern Stand zu bringen. Und dann flehte er mich an, diese Täuschung nicht zu verrathen, ja sie ihm durchführen zu helfen — ich war im Anfang sehr erstaunt und entrüstet über die Eröffnungen, wie Sie denken können, aber er flehte so beredt und eindringlich, er schilderte mir so feurig die Verzweiflung, in die er gerathen würde, wenn er durch eine Entdeckung Ihre Ungnade auf sich ziehe und wohl gar Mathilde darüber verliere — ich ließ mich erweichen — ich habe nun einmal die unselige schwache Gutmüthigkeit — man ist nun einmal gegen Verliebte so leicht nachsichtig — ach, was soll ich noch mehr sagen — es war, als ob mich etwas hier festhielte, wie im Zauber — eine innere Stimme, die mich verführte — mein Gott, wie bitter habe ich es seitdem bereut! Und gewiß, gewiß, ich hätte längst gesprochen, hätte ich nicht Ihren Zorn gegen Ihre Kinder gefürchtet — das war es, was mir die Lippe verschloß — das war es — und jetzt wissen Sie Alles, Alles, nur nicht, wie tief

ich darunter gelitten habe — und jetzt zerschmettern Sie mich mit Ihren gerechten Vorwürfen — aber schonen Sie, schonen Sie Ihre Kinder — versetzen Sie sich in Ferdinands Lage — er liebt ja Mathilde so innig, daß er gewiß zu entschuldigen ist."

„Beruhigen Sie sich, meine theure Freundin," sagte der Präsident sehr ernst und mit untergeschlagenen Armen vor sich hinblickend; „Ihnen einen Vorwurf zu machen, bin ich weit entfernt. Es schmerzt mich bei dieser Geschichte nur, daß meine Tochter es vermochte, ihren Vater zu täuschen."

„Sie haben Recht," fiel Konstanze ein, „sie that nicht wohl daran, aber bedenken Sie den Einfluß, den ein Geliebter über seine Braut übt, die Angst, die sie haben mußte, ihren Bräutigam vor dem Vater zu kompromittiren!"

Der Präsident schüttelte mit düster gerunzelter Stirn den Kopf.

„Ich wollte, ich hätte das nicht erlebt an ihr," sagte er dann; man sah, er war auf's Tiefste verwundet. „Aber Ihnen," fuhr er nach einer Pause fort, „Ihnen danke ich, Konstanze; ich sehe, Sie sind meine Freundin — Sie haben mich in Ihr edles, weiches Herz blicken lassen und —"

„Wie, Sie könnten mir je verzeihen, theurer Freund?" rief, wie dem Leben wieder gegeben, Konstanze aus.

„Was hätte ich Ihnen zu verzeihen — Ihnen habe ich nur zu danken, daß Sie mich nicht länger als Spielzeug einer Intrigue — ich kann es nicht anders nennen — sehen wollten; nur zu danken! Ja, ich danke Ihnen — und jetzt, jetzt — darf ich jetzt nicht eine andere Antwort hoffen auf Alles das, was ich Ihnen sagte, eine gütige Antwort — o, geben Sie sie mir — ich fühle in diesem Augenblicke mehr als je, daß ich allein stehe, daß ich vereinsame und unglücklich sein werde, wenn Sie mir keine gütige Antwort geben! Ja, Konstanze, ich würde sehr, sehr unglücklich sein!"

Sie streckte ihm die Hand hin, indem sie tief erröthend zu Boden blickte.

„Mein Freund," sagte sie, „verlange ich denn ein größeres Glück, als zu dem Ihren beitragen zu können?"

„Konstanze!" rief der Präsident jubelnd aus, „Sie wollten wirklich — Konstanze, wollen Sie die Meine werden?

„Ich will es," sagte sie leise, während er ihre andere Hand nahm und beide stürmisch an seine Lippen drückte, „unter einer Bedingung."

„Sprechen Sie sie aus, sprechen Sie sie aus; welche wäre Ihnen nicht gewährt?!"

„Daß Sie Ihren Kindern verzeihen!"

„O gewiß, gewiß — wie könnte ich in diesem Augenblick einen Groll hegen, wie schwer man sich auch an mir versündigt hätte — da ist ja Mathilde, ich will es ihr selbst sagen, sogleich!"

„Aber bitte, bitte, discret, ohne mich zu verrathen!"

„Seien Sie ganz ruhig!"

(Schluß folgt.)

Ueber die Ursache der Erdbeben.

Die Thätigkeit der Vulkane und Erdbeben ist nach A. v. Humboldt's Ausdrucke „die Reaktion des innern flüssig gebliebenen Theiles der Erde gegen ihre oxydirte und durch Wärmestrahlung erhärtete Oberfläche." In der That ließen die vulkanischen Ausbrüche und die gleichzeitig dabei beobachteten Erschütterungen der Erdoberfläche keine andere Deutung zu, selbst wenn die Wissenschaft nicht eine ganze Reihe anderer Beweise für die feurig flüssige Beschaffenheit des Erdkernes beigebracht hätte. Auch da, wo die Erdbeben ohne vulkanische Ausbrüche auftreten, müssen wir dieselbe auf jene „Reaktion" zurückführen.

Eine sehr wichtige Frage, die die Naturforscher schon früh beschäftigte war nun die nach der Ursache der Erdbeben. Was möge wohl das flüssige Erdinnere veranlassen, von Zeit zu Zeit der festen Rinde solch' gewaltige Stöße zu versetzen?

Zu Humboldt's Zeiten existirten darüber drei verschiedene Ansichten. Die Einen glaubten, daß der Erdkern durch seine enorme Hitze Gase und Dämpfe von sehr hoher Spannung erzeuge, die in Spalten und Risse der Erdrinde eindringen und dieselbe erschüttern. Die zweite Ansicht stellte mehr die chemischen Zersetzungen und Explosionen in den Vordergrund, welche gleichfalls durch den so stark erhitzten Erdkern veranlaßt werden. Eine dritte Erklärung endlich wurde von dem „vielbegabten amerikanischen Reisenden" Boussignault aufgestellt. Dieser meinte, die bei ihrer Abkühlung erstarrende Erde sei nicht regelmäßig hart geworden. Es hätten sich vielmehr dabei große Höhlungen gebildet, die oft nur von sehr dünnen Gesteinssäulen getragen werden. Diese Säulen und Stützen schmelzen aber wieder oder werden auf andere Weise zertrümmert und damit müsse die ganze Höhle unter einer sehr weit merklichen Erderschütterung einstürzen.

Ueber diese Theorieen sagt Humboldt im vierten Bande seines Kosmos „Die Betrachtungen über das, was den Impuls zur Erschütterung gibt, können nach dem jetzigen Zustande unseres Wissens zu keinen allgemein befriedigenden Resultaten führen." Sie entsprechen auch keineswegs den Anforderungen, die die Wissenschaft an eine befriedigende Theorie zu stellen berechtigt ist; sie können nicht alle Erscheinungen, die an den Erdbeben beobachtet wurden, erklären. Namentlich gilt dieß von der durch den Naturforscher Perrey festgestellten Periodizität der Erdbeben, welche in keiner

der angeführten drei Theorieen auch nur annäherungsweise eine Deutung findet.

Perrey stellte nämlich alle Erdbeben, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beobachtet worden, zusammen und fand, daß zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten eine größere Anzahl und stärkere Erdbeben stattfanden, als in den Zwischenzeiten. Diese Perioden heftigerer Erderschütterungen fielen mit ganz bestimmten Stellungen der Sonne und des Mondes zu unserer Erde zusammen, so daß jede Wiederkehr derselben Konstellation auch von einer Wiederkehr bedeutenderer Erdbebrn begleitet war. Perrey kam daher auf die Idee, diese beiden Erscheinungen in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen und begründete hierauf eine neue Theorie von der Ursache der Erdbeben, die wir dem Leser im Folgenden auseinandersetzn wollen.

Der Mond übt, wie Jedermann weiß, eine bestimmte Anziehung auf die Erde aus. Weil aber die Anziehungskraft mit der Entfernung abnimmt, so wird der dem Monde am nächsten stehende Theil stärker angezogen als der Mittelpunkt der Erde und der auf der abgekehrten Seite liegende Theil, der weiter vom Monde entfernt ist, wird schwächer angezogen als der Mittelpunkt. Die Folge davon ist, daß da, wo die Erde mit Wasser bedeckt ist, die stärkere Anziehung des Mondes an der ihm zugekehrten Erdseite sich in einer Erhebung des Wassers zur Fluthwelle darstellen wird. An der entgegengesetzten Seite wird aber das Wasser schwächer angezogen, es bleibt daher gegen den Mittelpunkt der Erde zurück und bildet die Gegenfluth.

Diese Ursache von Fluth und Gegenfluth ist allgemein bekannt. Ebenso leicht begreiflich ist es auch, daß die Fluth zur Zeit, wenn unser Trabant der Erde am nächsten, stärker ist, als wenn der Mond in seiner Bahn von der Erde am weitesten entfernt ist; es folgt dieß von selbst aus den besprochenen Verhältnissen.

Ganz denselben Einfluß auf die Erde hat aber auch die Sonne. Auch die Sonne erzeugt eine Fluth und eine Gegenfluth, nur sind diese viel kleiner als die Mondfluth, weil der Unterschied zwischen der Anziehung der zu- und abgewendeten Erdseite bei der so bedeutenden Entfernung der Sonne fast verschwindet.

Sehr deutlich aber markirt ist dieser Einfluß der Sonne da, wo sie mit dem Monde gemeinschaftlich wirkt und durch Verstärkung der Mondfluth ein größeres Steigen der Fluthwelle, die Springfluth, erzeugt. Dieses Zusammenwirken beider Himmelskörper zum Erzeugen der Springfluth muß nun während eines Umlaufs des Mondes zweimal eintreten. Einmal im Neumond, da steht die Sonne von der Erde aus betrachtet hinter dem Monde und beide erzeugen gleichzeitig ihre Fluthen. Dann zur Zeit des Vollmondes, wo Sonne und Mond einander gegenüberstehen, und die Fluth des einen mit der Gegenfluth des andern Himmelskörpers zusammenfällt. Dieser Einfluß der Sonne erklärt es auch ferner, warum die Fluthen während unseres Herbstes und Winters, wenn die Erde sich in der Sonnennähe befindet, am stärksten sind.

Unter denselben Verhältnissen aber, wie das Wasser der Erdoberfläche befindet sich nun nach der Theorie von Perrey das flüssige Erdinnere. Auch in dieser Flüssigkeit müssen den Mond und die Sonne in ähnlicher Weise Fluthwellen bilden. Diese Fluthwellen erzeugen aber gegen die sie bedeckende Erdrinde Stöße, welche sich unter passenden Bedingungen bis zur Oberfläche fortpflanzen und als mehr oder minder heftige Erdbeben wahrgenommen werden.*)

Eine wesentliche Stütze erhält diese Theorie durch die Resultate der Perrey'schen Berechnungen. Sie ergaben nämlich, daß die stärksten und zahlreichsten Erdbeben immer in denselben Zeiten auftreten, wie die Springfluthen, also im Neu- und Vollmond, in der Erdnähe des Mondes und in der Sonnennähe; und daß gerade die ermittelte Periodizität der Erdbeben mit dem periodischen Stärkerwerden der Fluthen zusammenfällt.

Diese merkwürdige Uebereinstimmung der Erscheinungen so wie der Bedingungen ihrer Entstehung macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Theorie von Perrey über die Ursache der periodischen Erdbeben richtig ist.

Zur Erklärung der unregelmäßig und unperiodisch auftretenden Erdbeben reicht freilich die hier entwickelte Theorie nicht aus. Vielmehr führt Perrey diese auf die schon früher anerkannten und oben angegebenen Ursachen zurück. Da die Existenz der ungemein hohen Temperatur im Erdinnern Gase von sehr gewaltiger Spannung, chemische Prozesse im großartigsten Maßstabe, und ungeheure elektrische Ströme erzeugen muß, da ferner das Entstehen großer Höhlen und ihr Zusammenstürzen nicht geläugnet werden kann; so glaubt Perrey diesen Ursachen die unperiodischen Erdbeben, und die Störungen, welche die periodischen zuweilen erfahren, zuschreiben zu müssen.

Aber welche Ursachen auch für die unregelmäßigen Erdbeben weitere Forschungen ergeben mögen, die Ursache der periodischen Erschütterungen scheint durch die Perrey'sche Theorie klar gelegt zu sein und wird hoffentlich durch fortgesetzte Beobachtungen bald ihre thatsächliche Begründung finden.

---

*) Laplace gibt an, daß die Höhe der Fluthwelle abhängig ist von der Dichtigkeit der Flüssigkeit. Wären unsere Meere anstatt mit Wasser mit Quecksilber gefüllt, so würde die Fluthwelle um eben so viel mal höher sein als das Quecksilber das Wasser an Dichtigkeit übertrifft. Nun besteht aber das flüssige Erdinnere, dessen Fluthen nach Perrey's Theorie die Erdbeben erzeugen, aus geschmolzenen Steinmassen. Ihre Dichtigkeit ist eine sehr bedeutend größere als die des Meerwassers. Wir müssen uns daher auch die im Innern erzeugten Fluthen als bedeutend höher und stärker vorstellen, wie die Meeresfluthen. Daß durch solche Fluthen Erdbeben erzeugt werden, wird demnach erklärlicher.

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmte Violoncellist **Servais** ist am 26. November in seiner Vaterstadt **Hal**, zwei Stunden von Brüssel, nach langer Krankheit gestorben. Geboren am 7. Juni 1807, erhielt er den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater, welcher bei der Kirchenmusik angestellt war, und wurde später durch Verwendung des Marquis de Salve dem Brüsseler Violinisten Van der Planken anvertraut. Seit 1848 bekleidete Servais den Lehrstuhl seines Instrumentes beim Konservatorium in Brüssel und führte außerdem den Ehrentitel eines Violoncello-Solo des Königs, der ihn 1838 zum Ritter und in den letzten Jahren zum Offizier des Leopold-Ordens ernannt hatte.

[**Nothgedrungene Anzeige.**] Als vor kurzer Zeit auch der Besitzer eines der größten Berliner Modewaarenlager der kriegerischen Verhältnisse wegen mehrere seiner Kommis auf halben Sold gesetzt, fühlten sich diese zu folgender nothgedrungenen Anzeige veranlaßt: „Einige zurückgesetzte Kommis sind zu herabgesetzten Preisen zu haben bei H. H."

Ein Herr saß vor einiger Zeit auf einem Dampfboote, das die Themse hinabfuhr, dem Arbeiten der auf dem Verdeck befindlichen Maschine zu. Ein anderer Mann stellte sich neben ihn hin, anscheinend in derselben Absicht; nach einigen Augenblicken ließ sich an der andeten Seite der Maschine ein quiekendes Geräusch hören. Der Maschinist ergriff seine riesige Oelkanne, suchte sich den trockenen Fleck und ließ, um das Quieken zu verhindern, eine gehörige Portion Oel hineinlaufen. Das Geräusch hörte auf, aber nur für einige Zeit, wo es plötzlich, aber diesmal an einem anderen Orte, vernehmlich wurde. Der Einölungsprozeß wurde wiederholt, und die Ruhe wieder hergestellt. Als aber der Maschinist sich dem Orte näherte, wo der Fremde stand und sich das Quieken zum dritten Male hören ließ, entdeckte er die wahre Ursache, der Fremde war ein Bauchredner. Kaum kam er heran, ergriff ihn beim Kragen und goß ihm das übrige Oel in den Nacken. So, sagte er, ich glaube die Maschine wird nicht mehr quieken.

Zwei berühmte englische Aerzte, Mead und Woodward, kamen in Streit über das beste Abführungsmittel. Da Keiner den Andern überzeugen konnte, vielmehr es endlich nur Beleidigungen über Beleidigungen setzte, duellirten sie sich. Woodward stürzte durchbohrt nieder, rief jedoch im Todeskampf noch seinem Gegner zu: „Das war ein schlimmer Stoß und doch ziehe ich ihn Ihrer Medizin vor."

Der Pariser „Figaro" versichert, der Kaiser Napoleon werde eine Hinderladungs-Kanone aus Stahl, die er erfunden, auf dem Marsfelde nächstes Jahr ausstellen. Sie verhält sich, nach dem „Figaro", zu den übrigen Kanonen, wie das Zündnadelgewehr zu den gewöhnlichen Gewehren.

Der Gemeinderath von **Antwerpen** hat aus Gesundheitsrücksichten eine Verordnung vom 18. Oktober 1851 in Erinnerung gebracht, worin alle Hauseigenthümer verpflichtet sind, wenigstens ein Mal im Jahre sowohl das Innere wie Aeußere der Häuser anstreichen zu lassen.

Charade.

Der deutsche Mann, dem in der Horentanze
Das weiteste Erkennen ist geglückt,
Der außerzeitlich mit der Weisheit Kranze
Vor tausend Andern sich geschmückt,
Den jeder Freund des ernsten Denkens kennt,
Der ist's, den Euch die erste Sylbe nennt.
Die Zweite kann bei Männern und bei Frauen
Ein Jeder täglich an den Füßen schauen,
Sie dient auch — leichter führt das zum Errathen,
Zum Trinkgeschirre der Sarmaten.
Das Ganze stammt aus dem fernen Osten,
Doch ist es leider auch bei uns bekannt;
Wer es nur einmal mußte kosten,
Der wünschts gewiß zurück ins Pfefferland.

Zur Auflösung des Anagramms in Nro. 270:

Bes' ich „leer"
Von hintenher,
Ist's ohn' Fehl'
Das Wörtchen „reel".

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 288 Mittwoch, 5. Dezember 1866.

Ein gewagtes Spiel.

(Schluß.)

Mathilde kam eben, ihren Strohhut am seidenen Bande in der Hand, aus dem Salon die Treppe hinab in den Garten geschritten. Sie biß sich sehr unangenehm überrascht auf die Lippen, ob sie ihren Vater und Fräulein Konstanze an seinem Arm auf sich zuschreiten sah.

„Wo ist Ferdinand?“ sagte der Präsident, „es wäre gut, wenn er das, was ich Dir zu sagen habe, Mathilde, ebenfalls hörte!“

„Ich sah ihn noch nicht, lieber Vater,“ versetzte Mathilde, betroffen von dem ernsten Tone, womit der Präsident sprach, und forschend in die eigentlich bewegten Züge Konstanzens sehend.

„Nun, so magst Du es allein hören, daß ich ein sehr strenges Gericht über Euch, über Dich insbesondere, Mathilde halten würde, wenn —“

Der Präsident fühlte einen leisen, warnenden Druck auf seinem Arm.

„Ja, wenn,“ fuhr er sich räuspernd fort, „wenn mich in diesem Augenblick ein Glück, das mir widerfahren ist, nicht drängte, zu verzeihen und zu vergessen, welches Unrecht meine eigenen Kinder an mir begingen. Ich habe das, — der Präsident räusperte sich wieder — ich habe das lange schon klar durchschaut, es ist mir nicht lange verborgen geblieben; aber erst jetzt sage ich Dir das, wo ich es zugleich verzeihen muß, bei der Mittheilung, daß Fräulein Bärwald mir ihre Hand zugesagt hat, unter der Bedingung, daß ich Euch die abscheuliche Komödie vergebe, welche Ihr mit mir spieltet. Sie war abscheulich, Mathilde — wie sehr, das würde ich Dir sagen, wenn ich nicht hoffte, daß Du selbst es fühlst, wie wenig ich um Dich verdient habe, daß mein einziges Kind mich belügt, und wenn ich nicht versprochen hätte, es zu vergeben. So sei es denn vergeben — reiche Fräulein Bärwald die Hand, zum Zeichen, daß Du sie in unserem Familienkreise willkommen heißest, womit sie mit den ersten Schritten Versöhnung und den Frieden zurückbringt, der sonst wohl auf lange, lange Zeit aus ihm entflohen wäre!“

Mathilde blickte bei dieser Strafrede zu ihrem Vater auf, so roth wie mit Blut übergossen. Zitternd reichte sie Fräulein Bärwald die Hand, und sagte zerknirscht:

„Das thu' ich gern, lieber Vater, wenn ich dafür Deiner ganzen Verzeihung sicher bin. Ich weiß es, es war sehr unrecht von uns, und wir hätten es gewiß nicht gewagt, wenn — wenn — aber da sehe ich Ferdinand im Salon, laß mich eilen, ihn herbeizurufen, es wird ihm eine große Last von der Seele wälzen, wenn er hört, wie gut Du bist, und auch ihm verzeihen willst.“

Sie eilte davon, ebenso sehr, um der ihr furchtbar peinlichen Situation zu entgehen, als um Ferdinand die große Nachricht mitzutheilen.

Als sie ihn erreicht hatte — er war im Salon beschäftigt, etwas am Frühstücktisch zu ordnen, rief sie ihm mit sich überstürzenden Worten zu:

„Ferdinand, denk' Dir, der Vater hat sich mit Fräulein Bärwald verlobt, und sie hat ihm dafür Alles, Alles verrathen!“

Ferdinand sah sie erschrocken an.

„Verrathen?! Und was sagt Dein Vater?“

„Er vergibt und verzeiht uns Alles — auf ihren Wunsch, weil sie es zur Bedingung gemacht.“

„Gott sei gelobt!“ rief Ferdinand, aus tiefster Brust aufathmend aus; „Gott sei gelobt und belohne dieses Juwel von einer alten Jungfer dafür!“ Er lachte plötzlich laut auf. „Wahrhaftig, ich möchte Dich für die Nachricht umarmen, Mathilde! — arme Mathilde, die so hübsch mit ihren Verrathplänen überflügelt ist!“

„Du lachst noch!“

„Und soll ich nicht? Kann es ein größeres Glück geben, als daß wir diese abscheuliche, unverantwortliche Lüge von uns abwerfen können, daß uns die Beichte erspart, und doch die Lossprechung schon ertheilt ist! Und das Alles danken wir diesem trefflichen Fräulein. — Mathilde, sei gut,“ setzte Ferdinand plötzlich ernst werdend hinzu, „sag' mir, daß Du ihr den Dank nicht vorenthalten wirst, den sie um uns verdient, indem sie uns zu Liebe schwieg und — zur rechten Stunde sprach; sag' mir, daß Du, die den Vater verläßt, ihm das Glück gönnst, welches er in der Verbindung mit Konstanzen findet — nicht wahr, Mathilde, Du bist gut?!“

Digitized by Google

Mathilde blickte ihn ein wenig scheu an, dann legte sie verlegen ihre Hand auf seine Schulter und ihre Wange auf seine Hand und sagte:

„Du hast Recht, Ferdinand — und ich hatte Unrecht. Wir wollen ihr dankbar sein — auch ich will es. Ich glaube, Ihr Männer seid eigentlich besser als wir Frauen — aber auch ein wenig leichtsinniger! — Nun komm' aber zum Vater!"

Der Präsident trat eben mit Konstanzen in den Salon.

Er streckte Ferdinand die Rechte entgegen und sagte:

„Sprechen wir kein Wort von dem, was vorgefallen ist, lieber Sohn. Ich habe hier in Stettenheim einen Schatz gefunden, daß es von mir sehr ungalant und undankbar wäre, wenn ich mich darüber beklagte, daß Sie mich hierhin führten. Wahrhaftig, es thut nichts, daß wir nicht in Randberg sind."

„Und es thut auch nichts," unterbrach ihn Mathilde, auf Konstanze zugehend und ihr mit offenem und aufrichtigem Blick beide Hände entgegenreichend; „es thut auch nichts, daß Sie nicht Ferdinands Cousine sind, da wir uns jetzt ja durch ein noch näheres und engeres Band angehören!"

Konstanze küßte ihre Stieftochter auf die Stirn und der Präsident umarmte sie, voll Glücks über diese Worte.

* * *

Der Präsident war in der That sehr glücklich. Er war von seiner kleinen anmuthigen Braut nicht allein ganz gränzenlos bezaubert, er hatte nebenbei auch noch das Vergnügen, seine ganze unruhige Thätigkeit der Wiederherstellung von Randberg widmen zu können — eine Aufgabe, zu der er sich zunächst seinen Urlaub verlängern ließ, und in deren Lösung er dann förmlich schwelgte. Sein Schwiegersohn ließ ihn dabei mit Freuden gewähren, und war ganz bereit, einzugestehen, daß es ein nicht zu schätzendes Glück für ihn sei, einen so praktischen Schwiegervater zu besitzen, und daß er ohne ihn gar nicht hätte fertig werden können. — Der Präsident aber wurde fertig, er würde mit einer Welt fertig geworden sein, um sein Wort zu lösen, im Herbst solle Randberg zur Aufnahme des jungen Paares bereit stehen. Erst dann war ja der Augenblick gekommen, daß auch das ältere Paar an seine Einrichtung denken konnte; und so leistete er Staunenswerthes, und als der Herbst da war mit seinen Nebeln und Winterstürmen, da fanden zwei Paare ihren stillen, schützenden heimathlichen Port, und das eine von ihnen behauptete, daß Randberg doch jetzt viel schöner sei als Stettenheim, und daß kein König glücklicher in seinem Schloß, und das andere versicherte sich, daß das jetzt einsam und verlassen stehende Stettenheim die Krone aller Güter, eine Krone, die als Juwelen die schönsten aller Lebenserinnerungen trage. Eigentlich war es nur der Präsident, der dieß so schön ausdrückte; aber nur ihm durfte völlig beigepflichtet und Recht gab, das war seine kleine Frau Konstanze.

Polnische Juden.

Die französischen, englischen, deutschen, holländischen Juden sind heutzutage ächte patriotische Franzosen, Engländer, Deutsche, Holländer; daß sie es sind, genügt für den Staat, aber daß sie auch neben den bestehenden jüdischen Kultusgemeinden in der Gesammtgemeinde zeitgemäß wirken und schaffen, ist durch israelitische Lord-Mayors, Gemeindevorsteher, Stadträthe und Stadtverordnete genügend erwiesen.

Aber wie sieht es in jenen Ländern aus, wo die Juden, in großer Zahl zusammenlebend, noch in Sprache, Sitten, Gebräuchen, Erwerbszweigen, kurz in sozialer und politischer Beziehung von allen Mitbürgern abweichen, wie in Galizien, in Polen und in Rußland?

Zum Verständniß dieser Frage und zur richtigen Erkenntniß ihrer Beantwortung ist es nöthig, daß wir vorher Thatsachen mittheilen, welche wohl den meisten unserer Leser nicht bekannt sein werden.

Es sind jetzt 50 Jahre, seitdem die früher polnische Provinz Posen zu Preußen kam. Wenn auch diese Provinz bereits seit Jahrhunderten theils distriktweise von Deutschen kolonisirt wurde, theils durch engere Berührung mit den schlesischen, pommer'schen und brandenburgischen Gränzbewohnern reichlich germanische Elemente in sich aufnahm, wovon die in jener Provinz lebenden Juden mehr berührt wurden, als die in Polen und Galizien wohnenden, so war dennoch im Jahre 1816 dort Unkultur genug, um Staatsmännern, wie General v. Grolman (Gouverneur der Provinz), Minister v. Altenstein, Streckfuß, Flottwell, Puttkammer, eine schwere kulturhistorische Aufgabe lösen zu lassen.

Die Aufgabe wurde gelöst; sie wäre aber viel früher gelöst worden, hätte man sich bereits vor 50 Jahren entschlossen, den Juden in Preußen dieselben staatsbürgerlichen Rechte zu gewähren, wie sie in Frankreich, England, Holland und in Dänemark gewährt waren. Die rege Theilnahme der Juden in der Provinz Posen am Staats- und Gemeindewesen ist bekannt; man suche in den Listen der norddeutschen Aerzte, Professoren, Lehrer, Sprachforscher, Literaten, Künstler, Fabrikanten und Kaufleute, und man wird staunen über das bedeutende Kontingent, welches die jüdische Bevölkerung der Provinz Posen und die polnischen Theile Preußens geliefert haben.

Jetzt sind die Juden der früher polnischen Provinz Posen „patriotische Preußen" — patriotische Polen

waren sie niemals; — schon jenes schlechte Deutsch, das sie und ihre Voreltern in altpolnischer Zeit gesprochen, hatte sie stets durch ein, wenn auch äußerlich loses Band mit Deutschland verknüpft, und deßhalb war das Aufgehen in der deutschen Nationalität so leicht.

Zwar ist auch im russischen Polen und in Galizien jenes schlechte Deutsch, oder richtiger ein Sprachgemisch von Hebräisch, Polnisch und Deutsch, bei der jüdischen Bevölkerung gebräuchlich, aber hier hatte die deutsche Sprache aus Mangel an Schulpflege und in Folge dessen die deutsche Kultur nur geringen Einfluß. In Galizien wäre es, wenn die österreichische Regierung überhaupt etwas mehr für Bildung und Germanisirung hätte thun wollen, leicht gewesen, die Juden zu patriotischen „Deutsch-Oesterreichern" zu erziehen, denn dort war und ist heute noch ein Zusammenhang mit dem deutschen Leben und Wesen Oesterreichs vorhanden, und die innigere Verbindung war ermöglicht. Dagegen ist im russischen Polen, und dort auch nur in einigen größeren Städten, sehr wenig deutsche Literatur unter den Juden verbreitet — ohne daß deßhalb das national-russische oder polnische Element ebenso feste Wurzel gefaßt hätte, wie das national-preußische, englische, holländische, französische u. s. w. unter den Juden in Preußen, England, Holland und Frankreich. Die polnischen Juden sind noch nicht israelitische Polen oder israelitische Russen geworden; sie sind bis jetzt noch immer „polnische Juden" und nichts weiter.

Das Warum ist leicht erklärlich: zum Patriotismus gehört ein Vaterland, und ein solches gibt es nur dort, wo der Bürger staatsbürgerliche Rechte genießt. Wo aber der Staat ihn als „Fremden" behandelt, fühlt er sich fremd und sucht in der Kultusgemeinde und in der Familie Ersatz für das ihm versagte öffentliche Leben; sein ganzes Streben konzentrirt sich dort, wo er gleiche Genossenschaft findet.

Zur Zeit des Kaisers Nikolaus bestand das nächtliche Rekrutirungssystem in Volhynien, wo Knaben im jugendlichen Alter den Eltern gewaltsam genommen wurden, um diese Kinder in Kadettenhäusern zu russischen Soldaten erziehen zu lassen.

Diese kleinen Knaben waren es, die in Rußland aus der jüdischen Bevölkerung zur Erziehung für den Kriegsdienst ausgehoben wurden. Man wollte sie abhärten und für die Strapazen des Militärlebens zähmen; man wollte aus dem weichen Stoffe eines orientalischen Volkes massive Soldaten schneiden, besonders aber die Kinder der Juden ihrer Religion, ihren Eltern, ihrer Nation entfremden, um sie zu russifiziren. Weit, weit weg von der Heimath, in fernen, fremden Gegenden, unter anderen Völkern, unter eiserner Strenge, unter fortwährenden harten Arbeiten erlagen die Einen dem zehrenden Heimweh, die Anderen den Strapazen, während die Ueberlebenden aus ihren Erinnerungen nichts gerettet und nach und nach vergessen hatten den Ort, wo ihre Wiege stand, den Vater, die Mutter, das Gebet — Alles taucht ja unter im Ocean der Zeit!

Denken wir uns eine solche Rekrutirung. Die Nacht ist vorüber, viele unglückliche Familien, jammernde Mütter und weinende Kinder hinter sich lassend. Es sind zarte Glieder aus manchem Familienkörper gerissen worden, Blut und Thränen stürzten nach. So folgt man den Todten auf ihrem letzten Gange, wie die Kleinen von ihren Angehörigen gefolgt wurden, als sie am Morgen heerdenweis nach der Gouvernementsstadt abgeführt wurden: Jammertöne, Ausbrüche des Schmerzes und der Verzweiflung, Zusammenbrechen unter der Wucht des Unglücks und Rückkehr mit zerzaustem Haar, zerrissenen Kleidern, gewundenen Händen! Was das schwer getroffene Herz einer Mutter aufschreien kann, was der tiefe Schmerz einem verzweifelnden Vater abpressen kann, erfüllten die Luft des heimgesuchten Ortes! Es war ein Jammer, groß und gewaltig, wie der Wille, der ihn heraufbeschwor.

Mannigfaltigkeiten.

In Ofen starb am 28. November die Gemahlin des Fürsten Friedrich von Liechtenstein, Gouverneurs und kommandirenden Generals in Ungarn, einst bekannter als ausgezeichnete Sängerin Sophie Löwe (geb. 24. März 1815), nach achttägiger Krankheit.

[Eine Rechtsfrage.] Der Juwelier Kramer in Paris verkaufte an Eram Bey für 430,000 Frs. Diamanten, die er ihm vermittelst der Messageries Imperiales nach Alexandria zu senden versprach. In Marseille wurde die Kiste mit den Diamanten in den Zollbureaux, wohin die Verwaltung sie hatte schaffen lassen, entwendet. Kramer, welcher den Werth der Kiste nur zu 250,000 Frs. angegeben hatte, verklagte die Messageries Imperiales bei dem Handelsgerichte in Marseille, ihm diese Summe zu ersetzen, während er sich die übrigen 180,000 Frs. vorbehielt. Das Handelsgericht verurtheilte die Gesellschaft zur Zahlung der 250,000 Fr., erklärte aber den weiteren Vorbehalt für ungültig.

Süd-Australien hat jetzt eine Bevölkerung von 166,000 Seelen. Die Einwohnerzahl der Kolonie Victoria beläuft sich gegenwärtig auf 632,988 gegen 604,858 im vorletzten Jahre. Die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales beträgt jetzt 421,000 gegen 400,000 im letzten Jahre. Queensland, erst 1859 als selbstständig von Neu-Süd-Wales getrennt, hat jetzt 95,100 Einwohner.

Digitized by Google

Bis zu sogenannten Augenblicksbildern hat es die Photographie wohl schon gebracht, doch scheint ein Londoner Lichtbildner, Hr. Skaife, dem reinen Begriffe des Augenblicks oder Moments noch näher gekommen zu sein. Derselbe fertigt jetzt Momentporträts nach folgender ihm eignen Weise: Die Sitzungen finden in einem fast dunkeln Lokale statt; sind die Vorbereitungen zur Aufnahme getroffen, so wartet der Künstler einen Moment ab, wo die sitzende Person sich in einer ganz natürlichen, ungezwungenen Position befindet, vielleicht mit einem Nachbar spricht; jetzt erfüllt plötzlich ein magisches Licht die Kammer, das mit der Schnelligkeit des Blitzes vorüber ist, und die Aufnahme ist geschehen. Die Wirkung ist so rasch, daß die Person thatsächlich nicht Zeit hat, während dessen eine Muskelzuckung zu machen, und man rühmt daher auch an dieser Art Bilder, daß sie den natürlichen Ausdruck in einem bisher nicht erreichten Grade wiedergeben. Der Lichteffekt bei der Aufnahme wird erzeugt durch eine Mischung von gepulvertem Magnesium und chlorsaurem Kalk, welche in einer eisernen Kapsel über einer Spirituslampe erhitzt wird.

Der Untergang der Brigg Elisabeth Buckham vor Liverpool, wobei die ganze Mannschaft ihren Tod fand, hat noch ein weiteres Unglück im Gefolge gehabt. Das Schiff hatte eine starke Ladung Rum und eine Menge Fässer wurden an die Küste gespült. Eine Anzahl Männer und Frauen fielen über dieselben her, öffneten sie und tranken gierig das furchtbar starke noch ungemischte Getränk. Die Folgen waren schrecklich; ein Mann starb von dem unmäßigen Genusse, ein anderer, Anstreicher seines Zeichens, gebrauchte in Ermangelung eines Trinkgefäßes seinen Farbtopf dazu, fiel in sinnloseste Trunkenheit mit dem Kopfe in eine kleine Wasserpfütze und würde ertrunken sein, wenn ihn nicht Vorübergehende noch rechtzeitig hervorgezogen hätten. Unglücklicher Weise ist es nicht bei diesen Fällen bei den Nachwehen, an denen noch am nächsten Tage gegen hundert Leute litten, geblieben. Eine ganze Reihe von Dienstmädchen und verheiratheten Frauen, die auch den Rum getrunken hatten, lagen von demselben betäubt an der Küste und wurden in diesem Zustande ein Opfer der brutalsten Gewaltthätigkeiten. Es ist bis jetzt von den Leichen der verunglückten Mannschaft noch keine an's Land geworfen worden.

Die längste Rede, die wohl gehalten worden ist, hatte kürzlich das Parlament von Vancouvers Island anzuhören, in welchem ein Mitglied, die Annahme einer Vorlage vor Schluß eines bestimmten Tages zu verhindern, volle 17 Stunden sprach. Die Majorität machte verzweifelte Anstrengungen, um ihn zu ermüden und zum Aufhören zu nöthigen. Mit erbarmungsloser Einstimmigkeit verweigerten sie ihm die Erlaubniß, sich an den Tisch lehnen zu dürfen oder seine Hand aufzustützen; er mußte ganz gerade und ohne Unterstützung stehen. In der Zwischenzeit lösten sich die Anwesenden gegenseitig ab, um sich zu erfrischen, so daß immer eine gewisse Anzahl im Hause zurückblieb. Als der Redner Mr. M'Clure endlich erschöpft auf einen Stuhl sank, erhob sich Mr. de Cosmos und redete die noch übrigen sieben Stunden.

Dem Schullehrer in Lehlingen ist eine alte Geschichte passirt, ohne daß ihm das Herz dabei gebrochen wäre. Er mußte den König von Preußen, der zur Jagd kam, mit einer Anrede empfangen und machte seine Sache recht gut; als aber der König sich das Konzept ausbat, fuhr er in die Tasche seines nagelneuen Fracks und brachte die Schneiderrechnung im Betrage von 16 Thlr. 15 Sgr. zum Vorschein. Der König las, lachte und sagte: „Soll richtig bezahlt werden!"

Das zur Aufführung der Afrikanerin an dem Hoftheater in München bestimmte riesig: Schiff wurde auf einer improvisirten Schiffswerfte in Dachau gebaut.

Charade.

Man sah in alten Zeiten
Die ersten Beiden
Auf einsamen Höh'n
Zur Zierde steh'n,
Und auch die Dritte
Prangt in der Mitte,
D'ran baumelten frei
Alle die Drei.

Zur Auflösung der Charade in Nr. 272:

Die heut'ge Lösung könnt' fürwahr
Ein „Schützenkönig" sein.
Der residirt bloß nur ein Jahr,
Dann strahl ein And'rer ein.

M. B.....r.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 289 Donnerstag, 6. Dezember 1866.

Der zerquetschte Hut.

(Novellete von Adeline Volckhausen.)

Es ist immer eine mißliche Sache für eine junge Dame, allein zu reisen, aber meine Mutter pflegte zu sagen, es entspreche nicht dem Geiste der Zeit, ein Mädchen unter dem Glaskasten zu halten, eine junge Dame müsse lernen sich in allen Fällen und Situationen richtig zu benehmen, und in sofern sie das verstehe, sei sie allenthalben von genügendem Schutze umgeben.

Dieser ihrer Ansicht zufolge nahm sie auch keinen Anstand, mich meine erste größere Reise allein oder doch zum Theil allein machen zu lassen, und was mich betrifft, so waren ihre guten Lehren auch in so weit nicht verloren gegangen, als ich mich durchaus nicht fürchtete vor etwaigen Abenteuern, sondern im Gegentheil mich recht darauf gefaßt machte, einem zu begegnen. Es ist so hübsch, nachher etwas erzählen zu können, und das viele Geld nicht nur für stumme Reisegesellschaft und langweilige vis-à-vis ausgeben zu müssen.

Freilich begegnen wir auf unseren Reisen keinen wilden Thieren, werden nicht von Räubern angefallen oder in unheimliche Wirthshäuser verlockt, — die Zeit solcher grausig romantischen Abenteuer ist — in unsern zivilisirten, von Eisenbahnen durchzogenen Ländern wenigstens — vorbei, aber interessante Erlebnisse gibt's dennoch, und ich war wirklich so glücklich, eines zu haben.

Ich bin in einer kleinen rheinischen Stadt zu Hause, und da das Ziel meiner Reise Lüttich war, so führte mich mein Weg zunächst nach Köln. Bis dahin wurde ich begleitet. Da aber der Aufenthalt hier, die Besichtigung des Domes, des Museums, des zoologischen Gartens u. s. w. nichts mit dem zu schaffen hat, was ich eigentlich erzählen will, und da über jene Dinge ohnedieß oft genug geschrieben worden ist, so halte ich mich dabei weiter nicht auf.

Das Wetter war schön, das will sagen heiß, wie es im Juni sein muß, und da meine Augen durchaus nicht empfindlich sind gegen das liebe sonnige Licht, und der azurne Himmel mir keineswegs Sehnsucht nach dem Schatten grauer Regenwolken erregt, so fand ich den Wunsch einer alten Dame, daß es bei einer Eisenbahntour immer regnen müsse, höchst sonderbar.

Diese Dame war auf dem Zentralbahnhof in Köln mit mir in denselben Waggon gestiegen; außer ihr befand sich noch ein Ehepaar mit einem Kinde darin. Amüsant war diese Gesellschaft gerade nicht. Das Kind, mit dem ich mich unterhalten wollte — denn ich habe die Kinder sehr lieb und kann nicht gut so lange still sitzen — machte sich obendrein unangenehm. Es war eigensinnig und unzufrieden und trat mir immer auf mein hübsches Reisekleid von schwarzem Barege mit blauseidenem Besatz, so daß ich mich endlich nach dem Fenster hinwandte, meinen weiten Reisemantel über mich breitete und die Gegend studirte. Damit ist man aber auf dieser Strecke nur gar zu bald fertig, denn wenn man sich über den Stand der Feldfrüchte orientirt hat, so weiß man ungefähr Alles, was auf diesem flachen Terrain Bemerkenswerthes zu sehen ist. Meine Mutter hatte mir empfohlen, ein Buch mitzunehmen als Präservativ gegen langweilige oder lästige Gesellschaft, und so zog ich das denn hervor und las. Nur an den Stationen legte ich jedesmal mein Buch hin und betrachtete mir Welt und Menschen, so weit sie sich aus dem Fenster des Waggons eben betrachten ließen.

Aus der drolligen Mundart der Leute entnahm ich, daß wir uns bereits in der Nähe von Aachen befanden, und dort war die Hälfte meiner Reise schon zurückgelegt. Aber ich wußte, daß die Strecke, die übrig blieb, die bei Weitem schönere war, die romantische Gegend von Aachen über Verviers nach Lüttich. Man hatte mir freilich von der Fahrt über Maastricht geschrieben, sie sei billiger und bequemer, aber beide Gründe fielen bei mir nicht in's Gewicht, ich zog die schönere Gegend vor.

In Aachen stiegen meine Reisegefährten aus.

„Allein!“ dachte ich, nahm meinen runden Strohhut ab, warf ihn in die Ecke mir gegenüber und machte mir's so recht bequem, indem ich einen Fuß gegen das Polster stemmte. Die Thüre machte ich zu, denn ich dachte: „wenn du allein bleibst, so kannst du wenigstens ganz ungenirt rechts und links hinausschauen und Mama recht viel davon erzählen, wie schön es in dem Lande ist, wo ihre geliebte Freundin wohnt.“

Der Aufenthalt in Aachen dauerte wohl eine halbe Stunde. Schon war zum Drittenmal geläutet, das Glück schien mir günstig zu sein: ich blieb allein.

Da kommt noch ein Herr auf den Perron gestürzt. Die Lokomotive pfeift, keine Sekunde ist zu verlieren.

„Zweite Klasse!“ keuchte der Eilende. „Lüttich!“

„Hier, hier!“ ruft der Schaffner, der gerade im Begriff war, den Waggon, in dem ich saß, ordentlich zu schließen. Die Thüre wurde hastig aufgerissen und herein stürzte der Fremde. Ich zog schnell meinen Fuß von der andern Bank, und in demselben Moment setzte sich der Zug in Bewegung. Der unerwartete Stoß warf den Fremden in die Ecke mir gegenüber.

„Ach, mein Hut!“ rief ich und fühlte, daß ich über und über roth wurde vor Verdruß, denn der Hut war nagelneu, vom feinsten italienischen Stroh, mit schwarzem Sammet aufgeputzt, ein blauer Schleier darüber.

„Ah pardon! mille foi pardon!“ rief der Fremde und sprang ganz entsetzt auf, den unglücklichen Hut, der platt war wie ein Pfannkuchen, von dem Sitze aufnehmend.

In meinem Leben habe ich kein betroffeneres Gesicht gesehen, als das, womit mein Reisegefährte das Werk seiner Zerstörung betrachtete. Er schien — von der Eile war er ohnedieß noch ganz athemlos — ganz versteinert zu sein.

Indem mein Blick von dem entstellten Hute auf das trostlose Gesicht fiel, mußte ich trotz meines Kummers um den Hut unwillkürlich lachen, und wie ein Gelächter immer ansteckend wirkt, so lachte der Andere endlich auch.

„Ma foi!“ sagte er, „für mich ist's nichts Lächerliches, aber ich bin glücklich, daß Mademoiselle die Sache so leicht nimmt. Versuchen wir, sie wieder in Ordnung zu bringen.“

Und nun setzte er sich wieder hin, duldete es nicht, daß ich den Hut an mich nahm, sondern bog und drehte daran mit einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die es in der That zu Wege brachte, daß der Schutz und Schmuck meines Hauptes erträglich wieder aussah.

„Ich könnt' mir ohrfeigen!“ sagte er, „daß ich solch' ein Tölpel. Was muß Mademoiselle von mir denken!“

Mein Lachen von vorhin hatte mich fast im selben Moment gereut, ich fühlte sehr gut, daß ich damit zwischen mir und einem wildfremden Menschen gleich einen gewissermaßen vertraulichen Ton eingeleitet hatte, den ich selbst nicht für passend hielt, für den ich zu jung war. Ich bemühte mich also, recht ernsthaft auszusehen, und was meine Gesichtsmuskeln betrifft, so glaube ich, behaupten zu dürfen, daß sie sich durchaus nicht zum Lachen verzogen, wohl aber fürchte ich, daß meine Augen ein wenig von meiner innerlichen Heiterkeit verriethen, denn nun kam auch noch das kauderwelsche Deutsch des Franzosen hinzu, was so überaus spaßhaft klang.

„O,“ erwiderte ich auf die obige Bemerkung, „wer kann für ein Unglück! Und eine Reisetoilette ist eigentlich von vorn herein dazu bestimmt, verdorben zu werden,“ fügte ich mit einem Leichtsinn hinzu, der eigentlich nicht ehrlich gemeint war.

„Ja, wenn man dem Ziel der Reise nahe ist,“ antwortete mein vis-à-vis, „aber fast scheint es,“ und dabei überflog sein Auge meinen allerdings noch sehr frischen Anzug, „als ob Mademoiselle ihre Reise erst eben angetreten hätte.“

„Das ist auch ziemlich wahr, aber in Lüttich bin ich schon am Ziel.“

„Ah, ma bella villa! Lüttich ist meine Vaterstadt!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Barofkop.

(Eine wissenschaftliche Erzählung.)

„Immer noch Regen und Wind?“ fragte der Herr Rath, indem er mit prüfendem Blicke den Stand der zitternden Quecksilbersäule an seinem neuen Barometer betrachtete, dessen Inhalt sich schon seit mehreren Tagen unter „Veränderlich“ erhielt und immer tiefer zu sinken schien, während draußen das freundlichste Herbstwetter den Propheten am Fenster grober Unwahrheiten beschuldigen mußte. „Als wir noch auf unserm Landgute wohnten,“ meinte die Frau Räthin, „wußte unser alter Schäfer mit ziemlicher Sicherheit aus dem Fluge der Vögel, aus dem Spiele der Mücken, dem Laufe der Ameisen, zumal aber aus dem Verhalten der Spinnen und Kröten uns jeden Witterungswechsel oft auf mehrere Tage voraus zu bestimmen; seitdem wir in der Stadt leben, ist es mit dem guten Wetterpropheten vorbei!“ — „In der That“, fügte der Herr Rath hinzu, „vermag der Stadtbewohner Angesichts des beschränkten Horizontes seine Naturbetrachtungen höchstens aus dem über den Giebel des Nachbardaches heraufleuchtenden gelben Abendroth, aus dem Hofe um den Mond des Wetters Aenderungen zu vermuthen, da das Barometer, wie schon unser alter Professor in Wittenberg sagte, gewöhnlich ein Vierteljahr vor Aequinoktium und einen gleichen Zeitraum nach Aequinoktium nicht richtig geht!“ —

Während beide Eheleute, welche so eben im Begriff standen, das freundliche Herbstwetter zu einem mehrtägigen Ausfluge in die sächsische Schweiz zu benutzen, in dieser Weise sich unterhielten, trat der Hausarzt, der zugleich ein tüchtiger Meteorolog war, ohne anzuklopfen in das Zimmer, schritt ohne ein Wort zu reden auf das Fenster zu, öffnete dasselbe, und stellte davor ein längliches Gefäß auf, das auf einem mit einer Scala versehenen Brette befestigt war und eine farblose Flüssigkeit enthielt, in welcher kleine, weiße Krystalle herumschwammen. Vorsichtig das Fenster schließend, begrüßte er nun erst seine staunenden Klien-

ten und sagte lächelnd, auf das Glasgefäß vor dem Fenster deutend: „Sie können reisen! wir behalten noch 8 Tage gutes Wetter!“ —

„Woher wissen Sie das?“ frugen beide Eheleute zugleich, während der Doktor Platz nahm, und aus einer bereitstehenden Flasche ein Glas Wein ausgoß, als wolle er mit diesem ein zur Beantwortung der Frage nothwendiges Experiment damit vornehmen, während es doch nur das ihm bei jedesmaligem Besuche im Hause des Herrn Raths zukommende Deputat war, auf welches er, einem mehrjährigen Gebrauche zufolge, die gerechtesten Ansprüche hatte. —

„Sie können ruhig reisen,“ wiederholte der Doktor mit einer gewissen Sicherheit im Tone, während sein Mund hinter dem gefüllten Glase ein triumphirendes Lächeln nicht verbergen konnte. „Das Glas dort vor dem Fenster wird nach wenigen Minuten der Ruhe meinen Ausspruch bekräftigen. Mit diesem Instrument, welches mir mein Freund, der Apotheker Herb in Pulsnitz zugesandt, ist uns ein Leitstern auf den Weg gegeben, mit welchem wir nun ohne Mißtrauen den Veränderungen in der Witterung entgegensehen können, und der auch Ihnen, meine Frau Räthin, den schwer vermißten Schäfer völlig entbehrlich macht. Denn dieses Wetterglas, das mein Freund mit dem Namen Baroskop belegt hat, während es besser Thermoskop getauft sein sollte, arbeitet unter demselben Einfluß derselben Kräfte, welche die Erscheinungen und Veränderungen in dem Leben vieler Thiere vor dem Eintritt anderen Wetters hervorrufen und ist sogar noch empfindlicher, als die Spinnen, welche ein heiterer Sonnenstrahl gegen Abend noch aus ihrem Winkel lockt, in welchem sie, schlechtes Wetter verkündend, während des ganzen Tages geschlummert haben. Denn die meisten, ja fast alle Witterungsveränderungen sind mit Temperaturwechsel der Luft verbunden, welche einem wirklichen Umschlage des Wetters oft mehrere Tage vorausgehen, und dasselbe in den allermeisten Fällen bedingen. Empfindliche Geschöpfe fühlen diese oft nur durch schwache Luftbewegungen angedeutete Aenderungen sofort und regeln diesen zufolge ihre Lebensweise und ihre Beschäftigungen. Ein eben so empfindliches Agenz ist dieses Baroskop, das an einem vor direkten Sonnenstrahlen geschützten Orte, am besten an der Nordseite des Hauses im Freien aufgehängt, bei hellem, warmem Wetter eine völlig klare Flüssigkeit bietet. Doch schon ein herannahendes Gewitter, dem gewöhnlich Bewegungen und Schwankungen in den unteren Luftschichten vorausgehen, bedingt das Auftreten und Abscheiden farbloser Krystallkörperchen an der dem Winde zugekehrten Seite des Glases, welche sich zu großen Flecken vereinigen, und fest auf dem Boden aufsetzen, wenn dem Gewitter ein Landregen folgt, aber wieder verschwinden, sobald sich nach demselben der Horizont wieder aufklärt. Krystallisiren kleine, sternige Schuppen in fadenähnlichen Gruppirungen auf der obern Flüssigkeitschicht an, so deutet dieß auf starke Luftbewegungen in den oberen Atmosphärenschichten, welchen entweder ein Aufthürmen größerer Krystallmassen am Boden des Baroskop folgt und durch welche Erscheinung anhaltender Regen verkündet wird, oder nach welcher sich die ganze Flüssigkeit klärt, was auf anhaltend gutes Wetter deutet. Erheben sich endlich Krystallmassen vom Boden des Glases an die Oberfläche, so ist Schnee im Anzuge, dem bei völliger Klärung der unteren Flüssigkeitsschichten gewöhnlich strenge Kälte folgt. In dieser Weise findet in diesem Gefäße ein steter Wechsel der interessantesten Krystallisationserscheinungen unter dem Einflusse meteorologischer Veränderungen statt, an denen der aufmerksame Beobachter mit großer Sicherheit Witterungsveränderungen vorausbestimmen kann. Ich habe dieses Instrument seit einem Jahre in Gebrauch, um es auf seinen eigentlichen Werth zu prüfen, und freue mich, Ihnen mit Hülfe desselben, das beste Wetter zu Ihrer Reise prophezeien zu können, während das Quecksilber am Barometer schon seit 14 Tagen in fortwährendem schroffem Steigen und Fallen begriffen ist und uns deutlich sagt, daß der dasselbe regulirende Luftdruck allein nicht der Träger der Witterungs-Erscheinungen unserem Planeten ist.“

Während dieser wissenschaftlichen Vorlesung, welche der Hausarzt des Herrn Rath in einem Athemzuge improvisirt hatte, versäumte der Letzte nicht, zeitweilig nach dem in Rede stehenden Wetterpropheten vor dem Fenster zu blicken, und fiel dem Redner plötzlich in das Wort:

„Indeß besinne ich mich, ähnliche Gläser in der Ihnen vielleicht noch bekannten früheren Flaschenform des Kölnischen Wassers schon in meiner Kindheit vor den Fenstern der Einwohner meines Geburtsortes gesehen zu haben. War es nicht Salmiak und Kampher, von denen man eine Lösung in Spiritus machte und mit der man die alten Wettergläser füllte?“

„Ganz recht,“ erwiderte der Doktor, „Salmiak und Kampher wendete man früher dazu an, doch erwiesen sich diese Lösungen nicht in jeder Weise empfindlich genug, und gerade hierdurch ist das neue Baroskop ausgezeichnet, daß es, nachdem mein Freund durch Zusatz zerfließender Salze die Empfindlichkeit des Apparates erhöht hat, nun in allen Gegenden der nördlichen Breitengrade mit gleicher Sicherheit und Genauigkeit die Witterungsänderungen andeutet!“

„Hat man diese Baroskope schon so verbreitet in Anwendung?“ fragte die Frau Räthin, welche während der Unterhaltung schon einige Vorbereitungen zur Reise zu treffen begann.

„Diese Wettergläser haben sich in unzemein schneller Zeit in ganz Europa verbreitet, und werden in den Fällen, wo dem Beobachter die Fähigkeit abgeht, aus den den verschiedenen Gestaltungen der höchst anziehenden Krystallbildungen sich selbst ein sicheres Urtheil über deren Bedeutung zu verschaffen, dazu dienen, die heranreifende Aenderung in der Luft richtig zu beobachten,

zu erziehen, und dadurch sind sie schon als ein Gegenstand der Belehrung und Unterhaltung zugleich, zumal in Anbetracht des sehr geringen Preises, höchst empfehlenswerth. Hier sehen Sie," schloß der Arzt, indem er auf das vor dem Fenster aufgestellte Apparat zeigte, „wieder völlige Klarheit der Flüssigkeit, wie sie schon seit Anfang September bestanden, und welche uns für eine noch mehrtägige Dauer des schönen Herbstwetters bürgt, dessen Umschlagen uns das Instrument schon wenigstens drei Tage vorher durch das Auftreten leichter Trübungen seines empfindlichen Inhaltes andeuten wird. Reisen Sie! Reisen Sie! und kehren Sie zurück, so soll Sie ein Baroskop vor Ihrem Fenster als treuer Berather und Pseudo-Schäfer für immer mit genauen Witterungsberichten versehen!"

Er sagte es und ging, um sich aus Pulsnitz ein Baroskop zu verschreiben, mit welchem er den Herrn Rath bei der Rückkehr von seiner durch das schönste Herbstwetter begünstigten Reise erfreute.

Empfangsgedicht
bei der Ankunft Seiner Majestät des Königs Ludwig II. in Kissingen.

Jubelnd tönt Dir unser Gruß entgegen,
Der Du kommst, den Balsam in der Hand!
Wo vor Kurzem noch im Kugelregen
Nacht und Tod sich um die Tapfern wand,
Wo der feindliche Siegeszug
Dem Bürger tiefe Wunden schlug.

Schlicht und einfach ist die Jubelfeier,
Die die Stadt Dir heut' entgegenträgt.
Doch ein Jeder ist ein treuer Bayer,
Dem ein treues Herz im Innern schlägt.
Ein Herz, im Kampf und im Feuer bewährt
Ist mehr denn eitles Gepränge werth.

Friedlich strahlt des Landes Himmel wieder,
Alle Trauerwolken flüchten schnell
Und es lächelt hold und mild hernieder
Ein Hoffnungsstern, so frisch, so klar und hell.
Dir Vater des Landes, dem Hoffnungsstern,
Weih'n Alle wir Blut und Leben gern.

Huldvoll nimm aus meinem schwachen Munde
Deiner treuen Stadt Gesinnung hin,
Deine Liebe heilt uns jede Wunde,
Jeden Schmerz Dein Edelsinn.
Erhabener König, sei innigst gegrüßt,
Der uns die Stunden der Trauer versüßt! —

Mannigfaltigkeiten.

Dem amerikanischen Gesandten in Paris wurde die goldene Medaille übergeben, welche die französische Demokratie zu Ehren Lincolns schlagen ließ; 44,554 Personen haben je 10 Centimes dazu beigetragen. Besäße Frankreich die Freiheit, heißt es in der Adresse, so würden Millionen unterzeichnet haben.

Dem Professor Van der Weyde vom Girard-Kollege in Amerika ist es gelungen, aus verdichteten Petroleumgasen eine Flüssigkeit zu gewinnen, die bei 40 Grad (Fahrenheit) siedet und beim Verdunsten eine intensive Kälte erzeugt. Er hat sie deßhalb, ihre Wirkung andeutend, Chimogen getauft.

In der „B. Z." sucht das Londoner Haus Will. Walth. Brown u. Komp., das ein Mittel gegen Trunksucht besitzen will, in allen großen Städten zuverlässige Agenten, „welche selbst an diesem Uebel leiden, damit die Welt Beweise habe, sobald sie selbst kurirt seien!"

Räthsel.

Ihr, denen Reichthum Macht verlieh,
Zwei Sylben, die vergesset nie.
Des Armen Dank sei euer Lohn,
Legt auf die Erste ihr den Ton.
Doch gibt's im Leben Noth und Pein,
Dafür ist Menschenmacht zu klein.
Wir nahen uns des Höchsten Thron,
Und auf der Zweiten ruht der Ton.

Zur Auflösung des Logogryphs in Nr. 273:

Es möchte der Autor,
Mit weichem Zeichen vor,
Ein „Dorf" wohl haben!
Dagegen aber doch,
Mit hartem Zeichen noch,
„Torf" lassen graben.

M. B.....r.

Gleich richtig gelöst von J. M.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Maillander'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 290 Freitag, 7. Dezember 1866.

Der zerquetschte Hut.

(Fortsetzung.)

Ich wollte eben etwas erwidern, als wir uns plötzlich im Dunkel eines Tunnels befanden. Auf dem Bahnhof zu Aachen hatte man trotzdem, daß es heller Mittag war, die Laternen in den Waggons angesteckt, zu meiner nicht geringen Verwunderung. Ich wußte zwar, daß der Zug die Nacht durch und nach Paris ging, aber diese Oelverschwendung, deßhalb jetzt schon die Lampen anzuzünden, erschien mir gar zu räthselhaft. Jetzt begriff ich die Sache und fand sie besonders für mich sehr angenehm, denn bei dem röthlichen Schein der Laterne konnte ich wenigstens die Umrisse des Fremden unterscheiden, obschon das zweifelhafte Licht es mir auch erst in diesem Augenblick zum Bewußtsein brachte, in welch' einer eigenthümlichen Situation, so allein und abgeschlossen einem jungen Manne gegenüber ich mich befand.

Daß es ein junger Mann war, habe ich wohl noch nicht gesagt, und ich darf hinzufügen, auch ein schöner Mann. Er hatte nicht den wallonischen Typus seiner Heimath, sondern hätte viel eher für einen Deutschen gelten können.

Also mit einem schönen jungen Mann befand ich mich allein und blieb auch allein mit ihm bis Lüttich. Ich dachte an mein Buch, aber die Rathschläge meiner Mutter paßten nicht hierher, denn ich fand die Gesellschaft weder lästig, noch langweilig. Und wie seltsam, ja beleidigend, würde der Herr es haben finden müssen, wenn ich mich so plötzlich seiner Unterhaltung entzogen hätte, ohne daß er durch sein Benehmen auch nur den mindesten Anlaß dazu gab?

Ich rührte also das Buch gar nicht an und gab mich ganz unbefangen einer Unterhaltung hin, die im Gegensatz zu seinem Aeußern bei dem Fremden vollständig den Franzosen verrieth. Er war, was man dort „causeur" nennt, ein excellenter Causeur, d. h. er verband mit unverkennbarer Bildung jene Anmuth und Gewandtheit des Geistes, die dem an sich Unbedeutenden einen gewissen Reiz verleiht und andererseits es auch versteht, Dinge von ernstem Interesse zu streifen, ohne den Pedanten hervorzukehren. Ja, es war sogar ein Idealismus bemerkbar, der bei einem jungen Gemüthe immer Anklang findet.

Hatte ich mir nach der ersten seltsamen Einleitung unserer Bekanntschaft vorgenommen, etwas zurückhaltend zu sein, so war das bald vergessen, und ich fand mich im Gegentheil rasch in ein so lebhaftes Gespräch verwickelt, daß ich nachträglich selbst darüber erstaunt, ja betroffen war.

Ueber was Alles wir uns unterhalten — ich weiß es selbst nicht mehr. Von der Gegend fingen wir nothwendiger Weise an. Mein Reisegefährte kannte jeden Punkt und schwärmte für die Schönheit seines Landes. Dann kamen wir auf die Kunst, die Landschaftsmalerei insbesondere, zu sprechen. Ich war sehr vertraut mit der Düsseldorfer Schule, er mit der belgischen — so war das Gebiet ein reiches. Dieß führte uns auf die Gegensätze und Verschiedenheiten beider Nationalitäten, ihre Kultur, Sitte und Lebensweise u. s. w.

Dann kam die Rede auf Lüttich, und ich merkte wohl, daß mein Gefährte gerne gewußt hätte, wer ich wäre, oder zum Mindesten, zu wem in Lüttich ich wollte. Aber er hatte viel zu viel gute Lebensart, um geradezu darnach zu fragen. Das sagte ich ihm, daß es eine Freundin meiner Mutter sei, die ich in jener Stadt auf längere Zeit besuchen sollte, um mich in der französischen Sprache zu vervollkommnen.

„Und Sie kennen diese Dame nicht?" frug er.

„Nein," sagte ich, „meine Mutter hat sie selbst seit sechzehn Jahren nicht gesehen, aber in beständiger Korrespondenz mit ihr gestanden."

„Das ist ja merkwürdig! Eine seltene Freundschaft."

„Ja, selten gewiß, und ich bin höchst gespannt, eine Frau kennen zu lernen, von deren Geist und Witz mir eine überaus hohe Meinung beigebracht worden ist."

„Das glaube ich — aber wie wird's Ihnen am Bahnhof ergehen?"

„Wie so?"

„Sagten Sie nicht, daß Sie abgeholt würden?"

„Ja freilich, ich werde dort in Empfang genommen."

„Aber wie wollen Sie unter all' diesen Passagieren erkannt werden?"

„Dafür ist gesorgt," erwiderte ich. „Mein Hut," ich mußte dabei unwillkürlich lächeln, „mit dem blauen Schleier, das Kleid mit dem blauen Besatz, sind die

Digitized by Google

Signale, und dann — Menschen, die sich suchen, finden sich!"

„Ja, Menschen, die sich suchen, finden sich," wiederholte er.

Lag ein Doppelsinn in meinen Worten oder wollte mein Gefährte ihn hineinlegen? Er wiederholte sie mit so eigenthümlicher Betonung, daß mir ganz seltsam zu Muthe wurde und ich seinem sinnend ernsten Blicke auswich.

Es entstand eine Pause.

„Leider," sagte er nach einer Weile, nöthigen mich Geschäfte mit der „vieille montagne" in Chenée (der letzten Station vor Lüttich) auszusteigen. Aber wenn ich nur im Mindesten glauben dürfte, daß mein Schutz oder meine Dienste Ihnen von Nutzen sein könnten, so würde ich mit Ihnen fahren und die halbe Stunde zu Fuß zurückkehren, wenn Sie meiner nicht mehr bedürfen."

„O, ich danke Ihnen sehr," erwiderte ich, „gewiß sehr, aber ich bin ganz sicher, daß man mich erwartet. Und dann — wie könnte ich ein solches Opfer annehmen!"

„Nennen Sie es kein Opfer." — Die Lokomotive pfiff und langsamer ging der Zug. — „Ah, da sind wir schon! Die schöne Fahrt ist zu Ende. Leben Sie wohl, mein Fräulein! Das heißt nicht für immer, ich werde Sie wiedersehen — ich werde Sie finden."

Ich verneigte mich stumm und befangen, indem er die letzten Worte schon außerhalb des Waggons zu mir sprach. Auf dem Perron blieb er stehen, um die Abfahrt des Zuges abzuwarten, und ich fühlte, wie sein Blick unverwandt an mir hing. Ein Mädchen bot ihm Blumensträuße an, hastig griff er in den gefüllten Korb, wählte ein Bouquet und stand im selben Augenblick nochmals am Fenster meines Waggons.

„A la plus belle!" rief er und mechanisch nahm ich die Blumen entgegen.

Noch ein Blick — und der Zug rollte dahin.

Da saß ich nun mit meinem Bouquet, und ich fühlte, daß mir Stirn und Wangen brannten vor Aufregung.

„Ich werde Sie finden," hatte er gesagt; so wollte er mich also suchen, und ich kann es nicht läugnen, daß ein Gefühl der Befriedigung mich bei dem Gedanken überschlich, wenn ich auch nebenher frug, ob meine Mutter wohl mit mir zufrieden sein würde?

Ich hatte aber keine Zeit, mich im Sinnen zu verlieren, denn in wenigen Minuten waren wir in Lüttich, und ich mußte deßhalb meine Gedanken auf andere Dinge richten.

Das Bouquet steckte ich vorsichtig in meine Reisetasche. Es gehört nicht zum Signalement, dachte ich, und dann ging mir's auch durch den Kopf, daß man mich deßhalb befragen könnte, oder daß ich mir gar den Anschein geben müsse, als habe ich es für Madame Martineau mitgebracht. Und das wäre doch eine Lüge gewesen, und ich hätte das schöne Bouquet abgeben müssen, — Beides stand mir nicht an.

Da war ich nun auf dem Perron in Lüttich und schaute mich um, wobei mein blauer Schleier sichtbar genug im Winde hin und her wehte. Ich bemerkte keine Dame, die der Beschreibung nach Madame Martineau sein konnte, auch schien Keiner sonst sich nach mir umzuschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Martin Flad's Mission zur Befreiung der englischen und deutschen Gefangenen in Abessinien.

Briefe aus Aegypten benachrichtigen uns, daß unser Landsmann Martin Flad (aus Undingen bei Reutlingen) am 20. Oktober Kairo passirt hat, um seinen Weg über Aden und Massowa nach Abessinien fortzusetzen, wo er bei König Theodor, im Auftrage der Königin von England, mit glänzenden Geschenken die Befreiung der gefangenen Engländer und Deutschen bewirken soll. In einem eigenhändigen Schreiben macht die Königin Victoria freundlich und ernst, aber nicht drohend, dem König Theodor die Mittheilung, daß sie zwar über die Zurückbehaltung ihres Gesandten, Rassams, und der übrigen Europäer sich sehr betrübe, daß sie aber dessenungeachtet nach Anhörung des abessinischen Gesandten (Flad) sich entschlossen habe, dem König als Zeichen ihrer Freundschaft die gewünschten Artikel und Handwerker durch Flad zu übersenden, nämlich verschiedene kostbare und nützliche Produkte ihres Landes, vorzüglich aber die gewünschten Arbeiter: zwei Ingenieurs, einen Schiffbauer (der auch zugleich Schreiner und Wagner ist), einen Eisengießer, einen Büchsenschmied, einen Mechaniker und Stuard, welcher den andern ihr Hauswesen u. s. w. zu besorgen hat. Da sie jedoch seit Flads Ankunft in England vernommen, daß der König ihren Gesandten, Rassam, gleich den übrigen Europäern gefangen gesetzt habe, so sei sie zu dem Entschluß gekommen, vorerst durch Flad dem König einen Brief zu schreiben und ihn zu veranlassen, daß er die Gefangenen an die Gränze seines Landes sende, wo ihm die Geschenke und Arbeiter übergeben werden sollten. Würde der König sich nicht dazu entschließen können, die Gefangenen an der Gränze frei zu lassen, so sollten auch die Geschenke und Arbeiter nicht übergeben werden, der König aber habe dann auf keine weitere Freundschaft Englands zu rechnen. So weit wäre Alles recht, und Jedermann wird die versöhnliche Gesinnung der Königin von England billigen und werthschätzen müssen. Wenn aber ein englisches Blatt dem englischen Volk und dem übrigen Europa den Bären aufbinden will, als ob im Fall des Mißlingens der Flad'schen Mission alle Kanonen Europas und eine

Million Soldaten die Gefangenen nicht aus Abessinien herausbringen könnten, so wenig als man den Sir John Franklin vom Eismeer zurückzubringen im Stande sei, und daß ein Feldzug in Butan in Indien ein wahres Kinderspiel sei gegen einen Krieg in dem gebirgischen Abessinien, daß daher die Gefangenen ihrem Schicksale überlassen bleiben müßten, im Fall der König nicht freiwillig oder von dem Glanz der Geschenke übertäubt seine Beute herausgeben wolle, wir sagen, wenn man uns diesen Bären aufbinden will, so wissen wir nicht, ob wir mehr die Unwissenheit oder die unpatriotische und ehrlose Gesinnung eines Engländers beklagen sollen. Ist es dahin mit dem ehemals so gewaltigen Albion gekommen, daß es afrikanischen Bettelkönigen Tribut bezahlt, und daß, wenn dieser verschmäht wird, es seine Unterthanen, Gesandte und Konsule den lebenslänglichen Quälereien eines despotischen Fürsten Preis geben will und soll? Ist es dahin gekommen, daß die englische Presse den Geographen, Geologen, Kaufleuten, Missionarien geradezu den Rath geben darf, sie sollen wissen, daß sie von England keinen Schutz zu erwarten haben, wenn sie sich über die Küste des rothen Meeres hinaus westwärts bewegen wollen? Wir wollen hoffen, daß man in Frankreich und Deutschland von diesem politischen Armuths- und Unmachtszeugniß, das die Abgelebtheit der englischen Macht offen darlegt, Notiz nehmen wird.

Der englische Gesandte, Major Harris, hat im Jahr 1841 am Hof in Shoa gesagt, die Macht Englands sei so groß, daß die Sonne nie über ihr untergehe, und jetzt steht diese Macht verzagt, kleinmüthig und fast bettelnd vor einem abessinischen Herrscher, den der kleinste Fürst in Europa überwinden könnte. Wer Abessinien kennt, weiß, daß dieses Land trotz seiner Bergnatur auf 3 Seiten angreifbar ist, und daß seine Heere einer zusammengerafften großen Kesselflickerbande gleichen, welche ein kleines geordnetes europäisches Heer mit einigen Raketen und Granatenbatterien in einer Stunde niedermachen und in alle 4 Winde zerstreuen würde. Der württembergische Offizier, Kielmaier, hat es seiner Zeit dem Fürsten von Tigre offen gesagt, daß er mit 500 Württembergern ihn gänzlich aus dem Feld schlagen würde. Major Harris selbst hat auf einem Feldzug, den er mit dem König von Shoa gegen die Gallastämme mitmachte, gesehen, daß eine Rakete, welche er Abends über dem 30,000 Mann starken shoanischen Heer aufsteigen ließ, das ganze Lager in Verwirrung brachte, daher ihn der König bitten ließ, keine weitere Rakete steigen zu lassen. Mhammed Ali, Pascha von Aegypten, wollte seiner Zeit Abessinien mit 4000 ägyptischen Truppen erobern und hätte ohne Zweifel seinen Zweck erreicht, wenn ihn nicht die Engländer, welche jetzt von demselben Abessinien eine Schmach ohne Gleichen sich gefallen lassen, gehindert hätten. Flad wird übrigens den Löwen Abessiniens kaum noch zu sehen bekommen, wenn es wahr ist, was über Konstantinopel berichtet wurde, daß Theodorus in Tigre große Verluste erlitten habe von den Rebellen, die ihn allenthalben umgeben, und die ihm bloß noch ein paar Provinzen übrig gelassen haben. Am Ende könnte er noch froh um der Freundschaft der Engländer werden. Sollte er aber wiederum über die Rebellen siegen, wie früher, so wird sich sein Hochmuth aufs Höchste steigern, und die Gefangenen sind sicherlich verloren, so weit Menschen urtheilen können. Uebrigens dürfen wir Deutschen die Engländer in dieser abessinischen Affaire nicht zu strenge tadeln, denn wir müssen nicht vergessen, daß auch Deutsche, besonders Preußen, unter den Gefangenen sich befinden, und daß also Preußen ein entschiedenes Wort und eine entschiedene That jenem Tyrannen in Ostafrika entgegenzusetzen nicht nur Gelegenheit, sondern sogar die Pflicht hätte, besonders wenn England die Unglücklichen ganz im Stich lassen sollte.

Zur Königsreise.*)

I.

Den Fluch des Kriegs hast Du mit uns getragen,
Der uns die Reben dieses Jahrs verbittert,
Der wie ein wildes Heer durch's Land gewittert
Und wie ein Hagel Reb' und Halm zerschlagen.

Zum Tode trauernd küßtest Du die Narben
Der Tapfern, die in blut'gen Reihen lagen,
Um die daheim noch Braut und Mutter klagen,
Der heißen Schwerterernte volle Garben.

Doch schreitet noch die Freiheit hoch gemuthet,
Der Schild des Rechts ragt makellos in Ehren,
Die Kraft der Treue dauert unzersplittert.

Wie auch das Land aus tausend Wunden blutet,
Laut ruft das Volk: „Dem Jammer muß Du wehren,
„Der in der Nacht als Stern der Hoffnung zittert."

II.

Als guter Engel durch das Land
Gehst Du heilen und zu stillen
Mit rasch- und ruheloser Hand,
Wo noch des Kummers Thränen quillen.

Gesegnet sei die milde Hand!
Gott schmückt Dich mit der schönsten Krone:
Des Volkes Blick, das ganze Land
Folgt Dir auf Weg und Steg zum Lohne.

---

*) Unter den zahlreichen poetischen Spenden, welche die Rundreise Sr. Majestät des Königs in den betreffenden Orten hervorgerufen hat, dürften wohl verstehende drei Gedichte von Christian Schad (dem bekannten Lyriker und Herausgeber des früheren „Deutschen Musen Almanachs") in Ehingen zu den besten gezählt werden.

III.

Liegt unser Volk auch krank an Wund' und Wehen
Und stöhnt um Hülfe laut nach allen Seiten;
„Will Keiner stählend mir die Hände breiten,
Soll ich als Bettler vor den Thüren stehen?“:

Aus Süden kommt's wie wälderfrisches Wehen.
Haus Wittelsbach, Du leuchtest hell vom Weiten,
Du glühst für Deines Volks glorreiche Zeiten,
Trägst Deutschlands Ehr' vom höchsten Herrn zum Lehen.

Wie auch der Zwietracht hohle Klüfte klaffen,
Schwingt auch Gewalt auf's Neu' die gift'gen Ruthen:
Rüst' Dir zum Wall ein Volk in Geist und Waffen!

Laß frei zu Dir des Landes Stimme flehen!
Am Boden liegt die Schaar der feilen Zeger:
Was deutsch noch blieb, es hofft in Deinem Lager.

Mannigfaltigkeiten.

[Silberne Augengläser.] Die für das Auge nöthige Abschwächung des Sonnenlichtes, wie sie bisher duech farbige Gläser oder auf andere Weise bewirkt wurde, ist mit mehrfachen Schwierigkeiten und Uebelständen verknüpft, denen man entgeht, wenn man nach Foucault's Vorschlag statt gefärbter Gläser versilberte anwendet. Ein versilbertes Glas, das einerseits ein brillanter Spiegel ist, zeigt gleichwohl beim Durchsehen gegen das Licht, in Folge der ungemeinen Dünnheit der Silberschicht, eine Transparenz und Klarheit, wie das schönste farbige Glas. Man sieht durch dasselbe das Bild der Sonne in erwünschter Ruhe und Reinheit und kann ohne alle Schädigung der Augen beobachten. Ein spezieller sehr schätzbarer Vortheil besteht aber darin, daß das Silber fast sämmtliche Wärmestrahlen gegen den Himmel zurückwirft und nur ein blärliches kaltes Licht in das Instrument gehen läßt. Damit ist man der jetzt gewöhnlichen Hitzerzeugung im Rohr und der daraus folgenden Luftströmung ledig geworden. Da die Dicke der Silberschicht gleich Null anzusehen ist, so bedarf man für dieselbe keines besonderen Glases, sondern sie wird gleich auf der Außenseite des Objektivglases durch chemischen Niederschlag angebracht.

In der Schlacht bei Sebastopol hatte auch ein Herr A. aus L. in Bessarabien mitgekämpft. Derselbe war von seinem Bataillon der einzige noch übriggebliebene Offizier, der, trotzdem er schon tüchtig zerschossen, den Franzosen eine schon genommene Schanze wieder entrissen hatte. Diese That hatte der Kaiser erfahren, und eine ziemliche Summe zur Unterstützung für den zum Krüppel geschossenen und gehauenen Mann und einige seiner Kameraden ausgesetzt. Bei der Vertheilung erhielt obiger Herr fünf Silberrubel. Diese Gabe beleidigte ihn, er reiste stracks nach Petersburg und legte die fünf Rubel wieder in die Hände seines Kaisers mit dem Bemerken, daß er sich für seinen Kaiser und sein Vaterland habe zum Krüppel schießen lassen, aber nicht für fünf Rubel. Der Czar war nicht wenig über diese Nachricht erstaunt, und es wurde eine Untersuchung eingeleitet, die ergab, daß die ganze Kommission, welche mit der Vertheilung des Geldes betraut war, ihre eigenen Taschen gefüllt und Denjenigen, für die es bestimmt, per Mann fünf Rubel abgegeben hatte. Die vornehmen Betrüger wanderten nach Sibirien und der Kaiser bildete selbst die neue Kommission, und belohnte seine Tapferen mit Gütern. Auf einem derselben lebt noch heute der Betreffende. — Nicht alle höheren Diebstahlsgeschichten enden so korrekt; denn bekanntlich ist Rußland groß und der Czar ist weit.

Ein in Zengg domizilirender Kaplan hat, wie aus Agram geschrieben wird, nachfolgende Probe unerhörter Emsigkeit und Geduld zu Tage gefördert: Auf einem ganz kleinen Kirschenkern hat er in einem Zeitraum von fünfzehn Tagen das griechische „Vaterunser“, „Ave Maria“ und den „Glauben“ mit einem einfachen Messer, wie solche in der Militärgränze gebräuchlich sind, Wort für Wort gestochen. Diese drei Gebete enthalten 293 Worte, welche der Unermüdliche mit der Cyrilika in zwei Exemplaren vollständig auf den Kern gebracht hat. Das eine der beiden Exemplare befindet sich bei dem greisen Zengger Bischofe und das andere bei einem Major in der Gränze.

Logogryph.

1 2 3 4 5
Du bist's, wenn du dereinst wirst alt,
2 3 4 5
Dieß findest du in jedem Wald,
3 4 5
Und dieß im Winter starr und kalt.

Zur Auflösung des Logogryphs in Nro. 277:

„Trost, Rost, Ost, St.“
Die kurze Lösung ist.

M. B.....n.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Weiland't'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 291 Samstag, 8. Dezember 1866.

Der zerquetschte Hut.

(Fortsetzung.)

Eine Weile verging — es kam Niemand. Ich war genöthigt, mich selbst um das Gepäck zu bekümmern und ging dann, unentschlossen, was ich thun sollte, in das Wartezimmer. Vielleicht hatte man sich verspätet. Ich ließ mir eine Tasse Kaffee geben und heftete meine Blicke auf die Thüre. Sie ging unzählige Male auf und zu, aber Madame Martineau erschien nicht.

Endlich stand ich auf und frug eine Frau, die am Büffet beschäftigt war, ob sie eine Familie Namens Martineau kenne, und fügte mit kurzen Worten hinzu, in welcher Situation ich mich befinde. Sie wiegte verneinend das Haupt, indem sie immer wiederholte: „Non, non, je ne connais pas.“

Sie rief einen Kellner, aber auch der kannte keinen Monsieur Martineau.

Ich sagte, der Herr quelque chos comme „inspecteur des eaux et de forêts,“ denn ich wußte, daß dieß eine Benennung der Forstbeamten in Belgien ist. Genau konnte ich den Titel nicht angeben.

„Madame Salleau wird es wissen,“ meinte der Kellner, und Madame Salleau werde gleich wieder kommen, vertröstete mich die Frau.

Die Ersehnte erschien wirklich bald darauf. Ich hatte sie schon vorhin bemerkt. Der Zug, mit dem ich gekommen, hatte sich nämlich nach einigem Aufenthalte wieder in Bewegung gesetzt, und gerade in dem Momente, als draußen das Signal gegeben wurde, ging die Thüre des Wartesaales auf, und es erschien eine alte blinde Frau, geführt von jener Madame Salleau.

Die Blinde trug das Haupt hoch aufgerichtet, als suche ihr geschlossenes Auge einen Schimmer von Licht. Die große stattliche Gestalt erschien noch größer durch die schwarze, schlicht niederwallende Ordenstracht, in die sie gekleidet war. Die feingefältelte weiße Haube, die ihr Gesicht dicht umrahmte, der große, weiße Kragen sammt der darüber hängenden Kette, verliehen der ganzen Erscheinung etwas Vornehmes, und der Titel: „Superieure,“ der an mein Ohr schlug, bestätigte meine sofortige Vermuthung, daß ich hier eine hohe geistliche Würdenträgerin vor Augen habe. Die Blinde schritt sammt ihrer Führerin mit möglichst hastigem, aber dennoch mit dem eigenthümlich tastenden Schritte, der jenen Unglücklichen eigen ist, quer durch den Saal auf den Perron zu.

„Thörichter Versuch,“ dachte ich, denn in der That war der Zug schon im Abfahren begriffen. Es lag aber in dem zuversichtlichen Schreiten der Beiden Etwas, was mich stutzig machte.

Grade, indem sie hinaustraten, verschwanden die letzten Wagen rechts vor den Fenstern des Wartesaales. Die beiden Frauen schlugen dieselbe Richtung ein, und nach etwa zehn Minuten kam Madame Salleau allein wieder zurück.

Wo war die Blinde geblieben? Mir schien es zweifellos, daß der Zug ihretwegen wieder angehalten hatte, und man schien das auch ganz in der Ordnung und selbstverständlich zu finden, denn der Vorfall erregte offenbar durchaus kein Aufsehen. Ich aber frug mich: „Ist das ein staunenswerther Akt der Humanität, und gilt eine solche Rücksicht der Blinden, oder ist es ein Zeichen von der furchtbaren Macht der Kirche, also daß sie selbst einer Lokomotive, dem Symbol der modernen Zivilisation, Halt zuzurufen vermag?“

Diese Madame Salleau wurde nun gefragt, ob sie einen Inspekteur Martineau kenne, und zu meiner größten Freude antwortete sie: „Oui, certainement!“

Es sei sehr weit, sagte sie, ich müsse einen Wagen nehmen.

Weit könne es nicht sein, erwiderte ich, denn die Familie wohne ganz nahe beim Bahnhof.

„So hat man Sie über Mastricht erwartet, der Mastrichter Bahnhof ist in London“ (ein Stadttheil Lüttichs).

Gibt es denn zwei Bahnhöfe hier?

„Ei freilich, und sehr weit auseinander.“

Nun war mir Alles klar. Man erwartete mich an dem Mastrichter Bahnhof, und in dessen Nähe wohnte die Familie Martineau.

Ich nahm also eine Droschke und fuhr eine ziemliche Strecke die Maas entlang und dann über eine Brücke in das erwähnte Stadtviertel, welches aus fast lauter neuen Häusern bestand, wie sie in der Umgebung eines Bahnhofes rasch zu entstehen pflegen.

Endlich hielt die Droschke vor dem Thore eines sch

stattlichen Hauses still, und ich las über dem Glockenzug den Namen Martineau.

Froh und mit vor Erwartung pochendem Herzen stieg ich aus, denn ich sollte hier mehrere Monate, vielleicht noch länger, bleiben, und meine Phantasie hatte sich den Eintritt in dieses Haus unendlich oft ausgemalt.

Ich trat zuerst in eine Art Halle. Rechts waren zwei Bureaus, deren Thüren beide offen standen.

Ein Herr trat mir entgegen, ich frug, ob Madame Martineau zu Hause sei.

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort, „ich werde dem Bedienten schellen," und damit zog er eine Glocke an dem Eingang links, der in den eigentlichen Wohnraum zu führen schien.

Es kam mir sehr großartig vor, mehr, als ich mir's vorgestellt hatte, jedoch über das Vorhandensein eines Dieners konnte ich mich grade nicht wundern, da Forstbeamte in der Regel ein Pferd halten müssen. Indessen erschien ein Livree-Bedienter **comme il faut**, und auf meine Frage nach Madame Martineau erwiderte er: „**Madame est à Mastricht.**"

„**Et Monsieur?**"

„**Monsieur est aussi à Mastricht.**"

Wie fatal! Gewiß hatte man mit mir zurückkehren wollen, und nun langte ich hier vor meinen Wirthen an.

Ich frug, ob die Herrschaft heute zurückerwartet werde, ferner, um mich zu vergewissern, daß ich nicht etwa dennoch im verkehrten Hause, ob Madame eine Deutsche sei, und da mir Beides bejaht wurde, so erklärte ich dem Bedienten die Lage der Dinge, worauf er Sorge für meine Effekten trug und mich in einen sehr eleganten Salon führte.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Ueberland-Postlinie.

Den ersten Gedanken zur großen Ueberland-Postlinie, über welche wir jetzt reisen, hatte Hr. William H. Russel, ein New-Yorker, gefaßt und sie mit einigen Theilhabern unter dem Namen Russel, Majors und Waddell, ein oder zwei Jahre lang geleitet. Diese Herren fallirten indeß, und vor etwa drei Jahren ging die Linie in die Hände ihres Hauptgläubigers, des Hrn. Ben Holladay, eines thatkräftigen Missouriers, über, welcher erfolgreiche Arbeiten für die Regierung und für große Körperschaften auf den Prairien und am stillen Ozean übernommen hatte. Er hat seitdem die Linie fortgesetzt, indem er sie verbesserte, ausdehnte und erweiterte, bis sie das geworden, was sie jetzt ist — das vielleicht größte Unternehmen im Lande, wo nicht in der Welt — ein Unternehmen das sich im Besitz eines einzigen Mannes befindet und von ihm geleitet wird. Seine Postlinie beginnt in Atchison, am Missouri-Fluß; ihre erste Abtheilung erstreckt sich über die großen Ebenen von Denver, 650 engl. Meilen; von hier geht sie 600 engl. Meilen weiter nach der Salzsee-Stadt, dem Fuße der Felsengebirge entlang und durch dieselben in Bridger's Paß. Von dort nach Nevada und Kalifornien, ungefähr 750 englische Meilen weiter, gehört die Postlinie einer östlichen Kompagnie, und steht unter der Leitung der Herren Wells, Fargo und Komp. All dieß ist eine tägliche Linie, und die gebranchten Postwagen sind ausgezeichnet, die in New-England als die **Concord Coaches** allgemein bekannten. Vom Salzsee hat Hr. Holladay eine dreiwöchentliche Wagenlinie nach Norden und Westen eingeführt, 950 engl. Meilen, durch Idaho nach den Dalles am Kolumbia-Fluß, im nördlichen Oregon, und abzweigend in Fort Hall ebenfalls eine dreiwöchentliche Linie nach Virginia-City, in Montana, 400 weitere engl. Meilen. Ferner unterhält er eine Nebenlinie in die Gebirgszentren von Zentral-City und Nevada, ungefähr 40 engl. Meilen. Ueber alle diese Straßen führt er die Post, und erhält für diesen Dienst 650,000 Dollars jährlich von der Regierung. Die ganze Ausdehnung seiner Fahr- und Briefpost-Linie — ungerechnet natürlich die unter Wells, Fargo und Komp., vom Salzsee westlich — beträgt 2760 engl. Meilen, zu deren Leitung er etwa 6000 Pferde und Maulthiere und ungefähr 260 Wagen besitzt. Den sämmtlichen Routen entlang hat er Stationen in Entfernungen von 10 bis 15 englischen Meilen gebaut; er hat all sein Getreide vom Missouri-Fluß zu beziehen, und muß auch sein Heu Hunderte von engl. Meilen transportiren; Brennmaterial für seine Stationen kommt häufig 50 und 100 engl. Meilen weit her; die Indianer zerstörten oder stahlen im verflossenen Jahr von seinem Eigenthum — Scheunen, Häuser, Thiere, Futter u. s. w. — einen Werth von einer vollen halben Million Dollars; er bezahlt einem General-Inspektor 10,000 Dollars jährlich; Abtheitungs-Inspektoren den vierten Theil hievon; Kutscher und Stallknechte bekommen 75 Dollars monatlich und freie Verköstigung; er hat seine eigenen Straßen auszubessern, und in einigen Fällen ganz neu herzustellen, so daß, wie groß auch die von der Regierung bezahlte Summe ist, und wie hoch die Preise für Passagiere sein mögen, die Leistung des Unternehmens eine unermeßliche Ausgabe erheischt und mit großem Wagniß verbunden ist. Während des letzten Jahrs ungewöhnlich hoher Preise für Alles, und ausgedehnter und wiederholter indianischer Einfälle, hat Holladay durch seine Posten wahrscheinlich Geld verloren. Das vorangegangene Jahr war ein gedeihliches, und das nächste wird es wahrscheinlich ebenfalls sein. Allein bei einer so ungeheuren Maschine, die so vielen Wechselfällen und Ungewißheiten ausgesetzt ist, müssen die Erträgnisse stets zweifelhaft sein. Die Passagier-Gelder auf seinen Postlinien betragen jetzt: von Atchi-

son nach Denver 175 Dollars, nach dem Salzsee 350 Dollars, nach Nevada 500 Dollars, nach Kalifornien 500 Dollars, nach Idaho 500 Dollars, nach Montana 500 Dollars. Diese Preise sind viel höher als sie vor zwei Jahren waren, und sie werden jetzt, da man keine Einfälle Seitens der Indianer mehr zu befürchten braucht und die Preise für Nahrungsmittel und Korn billiger sind, wahrscheinlich um 33 bis 50 Prozent herabgesetzt werden. Hr. Holladay wohnt jetzt in New York City, und soll unermeßlich reich sein; man schätzt sein Vermögen auf fünf Millionen Dollars. Er besitzt und befährt auch Dampferlinien im stillen Ozean von San-Francisco aus, nördlich nach Oregon und Britisch-Kolumbia, und südlich nach Mazatlan in Mexiko, mit Kontrakten für die Briefposten Seitens unserer Regierung und Seitens des Kaisers Maximilian von Mexiko. Er leitet dieses ganze gewaltige Geschäft erfolgreich durch die Auswahl fähiger und zuverlässiger Männer, denen er große Gehalte zahlt. Hr. Holladay besucht seine Ueberland-Linie etwa zweimal im Jahr, und wenn er's thut, befährt er sie mit einer Raschheit und einer Mißachtung von Kosten und Vorschriften, die ein Charakterzug seiner thatkräftigen Natur sind. Vor einem oder zwei Jahren, nach dem Unglück des Dampfers Golden Gate an der Küste des Stillen Meeres, bei welchem der einzige Theilhaber, den er je hatte, Hr. Edward Rust Flint, Sohn des alten Dr. Flint in Springfield, sein Leben verlor, und er selbst beinahe sein Grab im Wasser gefunden hätte, machte er die schnellste Uebertandfahrt, die überhaupt Jemand machen kann, solange die Entfernung nicht durch eine Eisenbahn abgekürzt ist. Er ließ sich vom Salzsee nach Atchison, 1220 engl. Meilen in sechs und einem halben Tag führen, und brauchte nur zwölf Tage und zwei Stunden von San Francisco nach Atchison. Die Fahrt kostete ihm wahrscheinlich 20,000 Dollars in Abnützung der Kutschen und in Beschädigung und Verlust von Pferden durch das übermäßig rasche Fahren. Der einzige Ritt über die Ebenen, der sich überhaupt mit dieser Fahrt vergleichen läßt, war derjenige, welchen Hr. Aubrey, auf eine Wette hin, von Santa Fe nach Independence machte, 700 engl. Meilen in sechs und einem halben Tag. Allein diese Reise wurde zu Pferd gemacht, und als der Reiter den Ort seiner Bestimmung erreichte, war er so erschöpft, daß er vom Pferde gehoben werden mußte. Wie aufregend ist der Gedanke solcher Ritte, wie die über diese offenen Felder und durch diese Gebirgspässe, welche die Hälfte unsers Kontinents ausmachen!

(Aus Samuel Bowles' Across the Continent.)

Ueber das Feuerlöschwesen

hielt Präzeptor A. Fischer, Redakteur der „Feuerwehrzeitung" in Stuttgart, am 29. November v. Js. im dortigen Gewerbeverein einen populären Vortrag, dessen Skizzirung wir, einem Bericht des „Sch. M." folgend, im Nachstehenden wiedergeben:

Die erste Feuerspritze baute Thesibius schon um 200 v. Chr.; sie wurde von Heron von Alexandrien beschrieben, und hatte bereits ein bewegliches Wenderohr; indessen wurden die Spritzen im Alterthum nicht weiter verbessert, ja sie verloren sich im Mittelalter wieder ganz, und erst um 1518 baute der Goldschmied Anton Gladier aus Friedberg für die Reichsstadt Augsburg wieder das erste auf Räder stehende Löschwerkzeug, das bald allgemeinere Verbreitung fand, als Hausch in Nürnberg auch das bewegliche Wenderohr wieder an demselben angebracht hatte. Bald kamen auch Schläuche aus Segeltuch in Gebrauch, die nicht lange darauf ledernen Platz machten. Die ersten Feuerlöschordnungen wurden in Paris (1371), Augsburg (1447), Nürnberg und Frankfurt a. M. (1460) erlassen: als die erste regelmäßige Löschmannschaft ist das 1716 in Paris gegründete Pompierkorps zu betrachten. Zwar wurden von Mitte des vorigen Jahrhunderts an in fast allen Städten Deutschlands, Frankreichs und Englands Feuerlöschordnungen und regelmäßige Löschmannschaften eingeführt, indessen gab erst der große Brand in Hamburg (Mai 1842) Veranlassung, dem Feuerlöschwesen eine größere Sorgfalt zuzuwenden und dasselbe möglichst zu vervollkommnen. In London wurde 1843 die k. Gesellschaft zur Rettung von Menschenleben aus Feuersgefahr gebildet, die nunmehr 84 Stationen in der Weltstadt errichtet hat und die ausgezeichnetsten Geräthe besitzt; in Berlin rief Hinkeldey das dortige aus 600 Mann bestehende bezahlte Feuerwehrkorps ins Leben, das als ein Muster von geübter Mannschaft aufgestellt werden kann. In anderen Städten, wie Leipzig, Breslau, Magdeburg ꝛc. wurden bezahlte und freiwillige Feuerwehren mit einander verbunden. Letztere haben ihren Ursprung in Amerika, das auch das Vaterland der Dampffeuerspritzen ist, dessen erste Erikson erbaute; in Deutschland wurden sie namentlich von Baden und Württemberg aus verbreitet, und fanden ihren Hauptstützpunkt in den Turnern, deren man 1865 unter den freiwilligen Feuerwehren 29,000 zählte. Sehr kräftig wurde das freiwillige Feuerlöschwesen durch die Feuerwehrversammlungen unterstützt, deren erste 1853 in Plochingen gehalten wurde; an sie reihten sich die Versammlungen in Ulm (1854), Stuttgart (1855), Karlsruhe (1857), Mainz (1860), Augsburg (1862) und Leipzig (1865). Besondere Verdienste erwarben sich in Deutschland um das Feuerlöschwesen theils durch Bildung von Feuerwehren, theils durch Beschaffung guter Geräthschaften: Metz in Heidelberg, Weisser in Mainz, der sein Leben in seinem Berufe lassen mußte, Magirus in Ulm und der verstorbene Oberstudienrath Kapff in Stuttgart, der Gründer der allgemeinen „Feuerwehrzeitung."

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten

[Ein Neger als Rechtsanwalt.] Der „Independent Republicem" (Montrose, Vereinigte Staaten) meldet die Zulassung eines „Vollblut-Negers", Jonathan Wright, zur gerichtlichen Praxis. Herr Wright hatte vor einigen Jahren seine juridischen Studien in Montrose, in der Office eines Rechtsanwaltes begonnen und sich mit allem Eifer für die vorgeschriebene Examination vorbereitet. Das seiner Hautfarbe entgegenstehende Vorurtheil war jedoch so groß, daß er stets ohne weitere Gründe zurückgewiesen wurde. Nicht entmuthigt durch diese Erfahrungen, begab er sich nach Süd-Carolina, wo er an mehreren der dortigen provisorischen Gerichtshöfen seine juridische Praxis begann und bald als gewandter Jurist bekannt und beliebt wurde. Nach diesem praktischen Beweise seiner Fähigkeit begab er sich nach Pennsylvanien zurück, wo er endlich seine Zulassung vor einer Prüfungskommission durchsetzte. Er bestand die Prüfung so ausgezeichnet, daß die Opposition gegen seine Hautfarbe zum Schweigen gebracht und ihm die Bewilligung zur Praxis vor den Gerichtsschranken ertheilt wurde.

[Gedämpfte Cholera.] In der großen Fabrik der Gebrüder Dilles in Roubaix (Belgien) trat die Cholera vorigen Monat mit solcher Heftigkeit auf, daß in zehn Tagen 65 Arbeiter erkrankten. Man ließ sie in den Raum bringen, wo die Dampferzeuger stehen, entkleidete sie, umwickelte sie mit Schafwolle und dämpfte sie förmlich, so daß sie in Schweiß gebadet erschienen, wobei oben eine Oeffnung zum Entweichen des Dampfes angebracht wurde. Alle 65 wurden gerettet, obgleich bei Mehreren Erbrechen und Durchfall den höchsten Grad erreicht hatten. In der Fabrik von Holden und Comp. in Croix wandte man dieses Mittel mit gleichem Erfolg an, und seitdem noch in zwei anderen in Lille. Das hier überall mit größtem Glück erprobte Verfahren liefert ein neues Beweismittel für die in Theorie und Praxis schon seit 1849 bewährte Heilmethode Dr. Steinbachers in München, welche derselbe erschöpfend in seiner „Selbsthülfe bei Cholera", einer 1865 geschriebenen Broschüre, dargestellt hat.

[Die Panzerschiffe] sollen keine durchaus neue Erfindung sein. Giacomo Bosio, Geschichtsschreiber der Johanniterritter, berichtet in seiner „Istoria della religione di San Giovanni Gerosolimitano," Roma 1594, von einem 1530 in Nizza gebauten Fahrzeuge, „Sant' Anna" getauft, das man mit Blei bedeckte, um es kugelfest zu haben. Es war bei der Flotte, die Andreas Doria auf Kaiser Karls V. Befehl gegen Tunis führte. Die „Sant' Anna" hatte 300 Seesoldaten an Bord, 6 Decke, eine zahlreiche Artillerie, eine Kapelle, ein großes Empfangszimmer, eine Bäckerei. Sie nahm lebhaften Antheil an verschiedenen Seetreffen, ohne von Kugeln beschädigt zu werden. Man sieht ein Freskobild dieses großen Schiffes aus jenen Zeiten noch heute im Palast der Malteser-Ritter in Rom.

Wolverhampton, die Metropole des schwarzen Landes, wie man die Kohlendistrikte von Straffordshire in England nennt, hatte den Besuch der Königin, welche, begleitet von einigen Mitgliedern ihrer Familie und dem Earl v. Derby, zur Enthüllung einer dem Prinzen Albert errichteten Bildsäule hingekommen war. Schon seit Wochen hatte die Stadt umfassende Vorbereitungen getroffen. Worin Wolverhampton sich vor anderen Orten unterschied, war ein aus Kohle erbauter Triumphbogen, mit Stützpfeilern von Roheisen und daran gelehnten Schaufeln, Aexten, Hacken und anderen bergmännischen Werkzeugen, welcher sich beim Ausgange aus der Station über den zum Markte führenden Weg wölbte. Etwas weiter zur Seite erhob sich eine kolossale schwarze Trophäe, 30 Fuß hoch, aus ungeheuren Kohlenblöcken zusammengesetzt, mehr als 2000 Zentner im Gewicht. Die Statue auf dem Markte stellt den verstorbenen Prinzen-Gemahl zu Pferde als Feldmarschall dar; sie ist das Werk Thorneycroft's. Die Königin verhielt sich während der Enthüllung und bei der ganzen Ceremonie schweigend; die genauesten Beobachter scheinen höchstens das Eine gehört zu haben, daß sie ihre Zufriedenheit aussprach und den Bürgermeister der Stadt, der den Ritterschlag empfing, der Bevölkerung für die warme Aufnahme zu danken bat. Ferner sind noch registrirt die Worte, welche sie bei der Entgegennahme einer Adresse in Banbury sprach: „Ich bin für diese Adresse sehr verbunden." Ihrem äußeren Auftreten nach zu urtheilen, scheint sie sehr apathisch geworden zu sein. Sie kehrte noch selbigen Tag nach Windsor zurück.

Homonyme.

Wo fleißige Mägde das Spinnrad dreh'n,
Und freundliche Kätzchen im Wohlbehagen
Sich strecken, vernimmt man, was lustig gar schön,
Langweilige Stunden uns kann verjagen.

Auflösung der Charade in Nr. 280:
Hochzeitbitter.

Redakteur Gustav Kessert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 292 Montag, 10. Dezember 1866.

Der zerquetschte Hut.

(Fortsetzung.)

Bald darauf erschien ein deutsches Mädchen, welches mir seine Dienste anbot und sich sehr zuvorkommend erwies. Sie sagte mir auch, daß Madame einen Gast erwarte, aber erst in nächster Woche, — es müsse da irgend ein Mißverständniß, ein Irrthum obwalten, aber das mache gar nichts, sie wolle schon für Alles sorgen, und ohne Zweifel würde die Ueberraschung für ihre Herrschaft eine höchst angenehme sein. Dann verließ sie mich und kehrte nach einer halben Stunde zurück, um mir zu melden, daß mein Zimmer in Ordnung sei.

Welch' ein reizendes Zimmer hatte ich da! So schön hatte ich zu Hause wahrlich keins, und unter einem Himmelbett hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht geschlafen. Eine Thüre führte auf den Balkon, und von da blickte ich in den reizendsten Garten von der Welt, — nicht sehr groß, aber in so vollendeter Ordnung, daß ich dachte: das ganze Stückchen Land könne man auf eine Blumenausstellung schicken.

Ich erinnerte mich dabei gleich der Blumen in meiner Reisetasche, nicht, daß sie mir zum Erstenmale wieder einfielen, aber jetzt erst holte ich sie hervor und stellte sie in ein Glas mit Wasser vor den riesigen Toilettenspiegel. Wie war das Zimmer nun mit einem Male noch viel schöner und strahlender!

Dann packte ich meine Sachen aus und fand es eigentlich nicht unangenehm, die ersten Stunden mir selbst überlassen zu sein. Ich arrangirte all' mein Zeug in Schrank und Schubladen, und fand mich bald, trotz meines sonderbaren Entrées, so einheimisch, daß ich überzeugt war, es vortrefflich hier aushalten zu können. Hatte ich überdieß doch bereits ein kleines persönliches Interesse an Lüttich, und unzählige Male warf ich die Frage auf: „ob mich der Fremde hier wohl finden wird?" Ganz leicht gewiß nicht, dachte ich, und bedauerte es ein wenig, daß der Balkon nicht nach der Straße hinaus lag. Nun, auf meinem Zimmer würde ich aber doch nur die wenigste Zeit sein.

Das aufmerksame Dienstmädchen frug, ob ich auch zu Mittag gespeist habe, und ich sagte „Ja," obschon es nicht der Fall war, aber ich wollte nicht, daß für mich extra servirt werden sollte, und verspürte auch nicht den mindesten Hunger.

Um 9 Uhr wurde die Herrschaft zurück erwartet. Unterdeß blieb ich oben, frischte meine Toilette ein wenig auf, setzte mich auf den Balkon und las. Gegen halb 9 Uhr ging ich hinunter, um Madame Martineau zu empfangen, die ohne Zweifel sich freuen würde, mich hier bereits so häuslich eingerichtet zu finden, denn sie hatte versprochen, mich lieb zu haben, wie eine Tochter, die sie selbst nicht besaß.

Der Tisch war mit allerlei trefflichen kalten Speisen besetzt, und das Geschirr meist von schwerem Silber, so daß ich mich wunderte, denn Madame Martineau hatte immer so viel von ihrem einfachen Leben und ihrer einfachen Einrichtung gesprochen, daß ich dachte, was mag die Frau denn elegant nennen, wenn nicht dieses ihr eigenes Haus?

Unruhig und gespannt ging ich im Zimmer auf und ab, und trat bei jedem herabrollenden Wagen an's Fenster, um zu sehen, ob er vor dem Hause hielte, — aber vergeblich.

Punkt neun Uhr trat das Mädchen ein.

„Sie müssen nun auf der Stelle kommen," meinte sie, und zündete die Gaskrone an, „ich habe die Lokomotive pfeifen gehört.

Minute auf Minute verging, Rosette brachte die dampfende Theemaschine, stellte einige Sessel um den Tisch und Schemel vor zwei derselben, — kurz, sie that Alles, um einem jeden etwaigen Wunsch heimkehrender Reisender zuvorzukommen.

„Mon dieu, am Ende kommen sie nicht, sie könnten längst hier sein," sagte sie.

„Sie werden zu Fuß kommen," entgegnete ich.

„Und wenn auch, es ist fast schon zu spät."

Meine Uhr zeigte Neun ein Viertel. Ich wartete noch bis halb Zehn, aber als auch bis dahin Niemand erschienen, da war es eine feststehende Thatsache, daß ich ferner Niemanden zu erwarten brauchte.

Das Empfangen meiner Wirthe würde mir Spaß gemacht haben, und trotz meiner Spannung war ich heiter gestimmt gewesen. Dieß Fehlschlagen aber brachte mich ein wenig außer Fassung, ich fühlte mich mit einem Male so einsam und verlassen in der fremden großen Stadt, ein tiefes Heimweh kam über mich, und ich gedachte mit nicht zu leugnender Sehnsucht, des ein-

Digitized by Google

zigen Beschützers, den ich etwa hier hatte. Die harmlose Theemaschine schien mich ordentlich auszulachen, mir ward ganz traurig zu Muthe, ich hatte Mühe, die Thränen zurückzudrängen, und wollte mich ohne Weiteres zu Bette begeben.

Da trat aber Rosette in energischer und doch herzlicher Weise dazwischen, ich müsse durchaus Etwas genießen, es sei gewiß traurig, daß ich von Niemandem sei empfangen worden, als von ihr, aber die Speisen seien alle so vortrefflich, die Köchin ganz ausgezeichnet, die Hühnchen solle ich nur einmal kosten, eine Tasse guten Thee trinken u. s. w., und damit hatte sie mir schon eingeschenkt, und ich mußte ihr zu Gefallen schon Etwas nehmen.

So aß ich denn und trank, und, sonderbar, es war, als ob es mir immer besser schmeckte, je mehr ich genoß. Ich merkte nun wohl, daß ich ungeheuer hungrig gewesen war, und daß nur die Spannung und Aufregung des Tages mich verhindert hatten, etwas davon wahrzunehmen.

Ich machte eine Pause und lehnte mich in den riesigen, schön geschnitzten Sessel zurück, in dem ich saß. — War es nicht wie ein Märchen, daß ich mich hier nun befand wie eine Prinzessin in dem brillant erleuchteten Zimmer, vor den köstlichsten Speisen und funkelnden Geschirren? An den Wänden hingen herrliche Kupferstiche, tropische Blattpflanzen waren an den Fenstern gruppirt, und durch die geöffneten Scheiben fiel Mond- und Sternenlicht. Ich fand es mit einem Male wieder überaus trautlich hier.

„Ach, was Heimweh!“ dachte ich. Du bist ja nur zum Besuch hier, und kannst zu jeder Zeit zu Mutter und Schwester zurückkehren. Was fehlt dir hier? Nichts, gar nichts. Sogar meine Lieblingsspeise steht dort, ein köstliches blanc-manger, und wer hält mich ab, davon zu nehmen? Gewiß Niemand; es wäre nur schade, es unberührt zu lassen, und so schob ich denn meine Theetasse zur Seite und bediente mich.

In der angenehmen Stimmung eines gesättigten Menschen stand ich endlich auf und schellte Rosetten. Fast schämte ich mich, denn ich hatte wahrhaftig nicht gegessen, wie ein enthaltsames, gebildetes junges Fräulein, sondern wie eine derbe Bauerndirne, die schwere Arbeit verrichtet. So fand ich mich denn auch nothgedrungen, Rosetten nachträglich zu erklären, daß ich nicht zu Mittag gespeist hätte, damit sie sich nicht zu sehr verwundern und nicht glauben möge, daß die Köchin die Portionen künftig immer auf doppeltes Maß einrichten müsse.

„Sie armes Fräulein!“ rief sie aus, „nicht zu Mittag gespeist! Madame wird mit mir schelten, wenn sie das hört; o, bitte, sagen Sie nichts davon.“

Ich versprach ihr das lachend, und ging nun, mit Gott und aller Welt zufrieden, zu Bett.

In dem Himmelbett schlief sich's ganz vorzüglich, und trotz des hellen Sonnenscheins erwachte ich so spät am andern Morgen, daß ich erschreckt aufsprang. „Aber im Frühstück ja allein,“ dachte ich, „denn vor zehn Uhr konnten Monsieur und Madame Martineau heute nun nicht hier sein.“

Ich wählte mein allerniedlichstes Negligée, denn es lag mir daran, einen möglichst guten Eindruck zu machen. Natürlich mußte mir der große Toilettenspiegel dabei behilflich sein, und sich so von oben bis unten betrachten zu können, fand ich außerordentlich angenehm.

Da es sich nicht schickt, von sich selbst zu sagen, daß man hübsch sei, so will ich nur bemerken, daß ich meiner Mutter sprechend ähnlich sah, und daß ich meinen Vater hundert- und hundertmal habe sagen hören, sie sei eine bildschöne Frau. Offenbar stand mir auch der einfache Oberrock von hellem Perkal mit dem kleinen umgeschlagenen weißen Kragen sehr gut, und als ich mein liebes Bouquet betrachtete, da wählte ich mir ein paar dunkelrothe Nelken aus, und steckte sie als Schmuck in meinen Gürtel. — Nun ging ich hinunter. Rosette begegnete mir an der Thüre des Wohnzimmers, sie hatte mich kommen hören, und gleich den Kaffee gebracht. Indem ich meinen Sitz in dem großen Sessel wieder einnahm, bemerkte ich, daß für zwei Personen gedeckt war. „Sonderbar,“ dachte ich, „für zwei — wenn's noch drei wären.“ Aber ich reflektirte eben nicht darüber, ich hielt es für eine bedeutungslose Unachtsamkeit, bediente mich ruhig mit Kaffee, und nahm eines der großen, leckern Brode, *pistolets* genannt, die man dort zum Frühstück zu genießen pflegt.

Da ging die Thüre auf, und — wer stand vor mir?

Der Fremde von gestern.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Eindrücke in Ostindien.

Der Korrespondent der „Times“ schreibt aus Dhurmsala (in den Vorbergen des Himalaja) 20. Oktober: „Oktober ist der Feiertag-Monat in Indien. Die Regen haben aufgehört, der erste Hauch des Kühlwetter-Monsun macht sich fühlbar, man sieht einer fünfmonatlichen reizenden Jahreszeit entgegen, und alle Kreatur lebt auf. In den Ebenen, in dem feucht-heißen Bengalen, gibt das Fest der Durga oder bösen Kali, dieses scheußlichsten aller indischen Idole, allen Einwohnerklassen, christlichen und nichtchristlichen, eine vierzehntägige Fest- und Feierzeit. Gegenwärtig ist Kalkutta (Kalikotta, die Wohnung der Kali) leer, die Gerichtshöfe sind geschlossen, Amts- und sogar Handelsgeschäfte liegen still, und selbst die Ueberlandposten sind für eine Weile vergessen. Die Eisenbahnen haben Ober-Indien mit Touristen bedeckt, die seine berühmtesten Ruinen besuchen, seine dickummauerten

alten Städte und Burgen durchwandern. Aber auch da ist die Hitze noch so beträchtlich, daß sie die Bewegung im Freien sehr erschwert. Nicht so in den Bergen. Hier bringt der Oktober jährlich einmal ein Klima, das den Vergleich mit jedem in der Welt herausfordert, und von dem man sagen kann, daß es der Oktober-Temperatur von Florenz und Rom gleicht, aber sie übertrifft. Der Regenfall hat dann die weiten Schluchten und Thäler des Himalaja mit Grün bekleidet, worein die Herbstsonne bunte Tinten mischt, und die Bergströme und Wasserfälle sind gefüllt. Die Luft, anstatt wie die italienische zu erschlaffen, stählt jeden Nerv, und läßt ein rühriges Leben im offenen Sonnenschein als Glück empfinden.

Hochgethürmt über Alles, aus der erhabenen Höhe von 20—25,000 Fuß, blickt die „Schneewohnung", d. h. Himalaja, herunter, klar wie Krystall und überfrostet wie durch Zauberkunst. Der Reisende, der den Himalaja oder die Himalajas, gesehen hat, ist für alle sonstige Gebirgsscenerie verwöhnt oder verdorben. Mit der Gesammtmacht und Detailschönheit dieses asiatischen Gebirgszugs verglichen, sind die Alpen nur ein Hügelrücken und der Montblanc ein namenloser Pick. Rechnet man zu solchem landschaftlichen Reiz das eigenthümliche Waidwerk und das Studium eines merkwürdigen Volkes mit fremdartigen Sitten, so ist es zu verwundern, daß bei der jetzigen Leichtigkeit und Schnelligkeit des Reisens, Männer, welche ganz Europa erschöpft haben, anstatt ihre Kraft an die vergleichsweise unfruchtbaren Gefahren der Schweizer- oder Tyroler-Alpen zu vergeuden, nicht in den Himalajas sich ein würdiges Feld suchen, welches bei weitem Alles übertrifft, wovon sie in den zahmeren Landschaften Europa's geträumt haben.

Ich habe eben mit einem Gefährten drei Wochen auf eine Streiferei verwendet über die 230 englische Meilen des Gebirgs, die sich von Simla nordwärts bis Dhurmsala, wo der frühere Generalstatthalter Lord Elgin begraben liegt, ausdehnen. Wir fanden da mehr Genuß und Belehrung als in der Schweiz und in Schottland. Indem wir von Simla mit einem kleinen Lager von 20 Dienern und Trägern, drei Mäulern und einem Pferdchen (pony) aufbrachen, kamen wir in leichten Tagmärschen von 12—15 engl. Meilen täglich so bequem vorwärts, als befänden wir uns noch in Simla. Zelt und Gepäcke wird von Maulthieren getragen, und die Lebensmittel und sonstigen Vorräthe auf dem Rücken von Kulis, welche je 6 Pence (18 kr.) für einen Tagmarsch erhalten, und auf jedem Lagerplatz leicht zu miethen sind. Die Reise ist so angenehm, und der Weg so gut, daß wir fast stets zu Fuß gingen. Die Straße ist eine Strecke weit die nämliche, welche Lord Dalhousie bis an die Gränzen von China gebaut hat, womit er u. A. den Zweck verband, Rußland von den mittelasiatischen Märkten zu verdrängen. Es ist eine ebenso bequem als kühn, oft an schwindelnden Abhängen hin, geführte Straße, bei welcher aber leider die Bedürfnisse des Handelszugs nicht gehörig zu Rathe gezogen wurden. Wäre man, anstatt so weit ostwärts zu gehen und das obstruktive Thibet zu berühren, der Richtung gefolgt, in welcher wir eine Strecke weit auf den alten Lokalwegen wanderten, über Kulla und Lahul hinein, so würden wir den Handel Zentralasiens beherrschen."

In der Umgegend von Dhurmsala gedeiht der Theebau trefflich, und zwar mit bessern Sorten als in Assam. Das Gebirgsvolk lebt theilweise, wie manche südindische Stämme, in Polyandrie, indem mehrere Brüder, aus Sparsamkeit wie sie sagen, nur eine Frau haben. Der Verdacht, daß sie weibliche Kinder gleich nach der Geburt aus der Welt schaffen, ist unbegründet.

Mannigfaltigkeiten.

In Eßlingen starb am 6. Dezember im Alter von 71 Jahren Konrektor Karl Pfaff, Präsident des schwäbischen Sängerbundes, durch historische Schriften, hauptsächlich aber durch seine vieljährige Thätigkeit für das Sängerwesen bekannt.

Ein Hafenarbeiter zu Antwerpen, dem von einem vor 18 Jahren nach Amerika ausgewanderten Bruder eine Erbschaft von 60,000 Dollar zugefallen war, gab seinen Kameraden im Hafen zu Antwerpen eine Festlichkeit, die in einer reichlichen Bewirthung derselben bestand. Das Fest erlangte durch den Umstand eine schöne Weihe, da der glückliche Erbe einem armen, alten Kollegen, einem Familienvater von 8 Kindern, ein Kapital von 13,000 Fr. feststellte.

Eine interessante Beobachtung wird einem Berliner Blatte bezüglich der Cholera konstatirt. Es heißt daselbst: Wenn die Herren Griesinger, Pettenkofer und Wunderlich in dem von ihnen herausgegebenen „Cholera-Regulativ" den Satz aufstellen: „Hat ein Truppentheil die Cholera überstanden, so erlangt er dadurch auf längere Zeit eine gewisse Unempfänglichkeit oder Immunität dafür," so hat sich dieser Satz, abgesehen von dem auf „längere Zeit," hier in Berlin bewährt. Auch vereinzelte Mittheilungen aus dem Feldzuge sprechen dafür. Ein durch Böhmen nach Hause marschirendes Bataillon, das in wenig inficirter Gegend Mannschaften durch die Seuche verlor, blieb bei späterem Marsche durch einen inficirten Distrikt verschont. Seine Empfänglichkeit für die Seuche war erloschen. Das „Cholera-Regulativ" knüpft an diesen Erfahrungssatz den Rath: „Wenn daher eine epidemisch ergriffene Gegend zu besetzen oder zu rekognosziren ist und Truppe

pen vorhanden sind, welche der Krankheit ausgesetzt waren, so sollen wo möglich solche verwendet werden."

Der Präsident des Komites der Pariser Industrieausstellung hat das Berliner Zentralkomite des Vereins für die Pflege verwundeter Krieger zu der Sendung aller auf die Wirksamkeit des Vereins bezüglichen Gegenstände: Zelte, Lazarethobjekte, künstliche Gliedmassen u. s. w. eingeladen. Ein besonderer Raum soll zu diesem Zwecke sämmtlichen Staaten des Genfer internationalen Vereins zugewiesen werden. Der hiesige Zentralverein hat beschlossen, der Einladung zu willfahren und zu der Organisation der Angelegenheit in Paris eine hiesige wissenschaftliche Notabilität, wahrscheinlich Langenbeck, nach Paris zu senden. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß der Zentralverein während des Krieges an wohlthätigen Gaben aus Preußen Eine Million Thaler in Geld und über 1½ Million an Naturalgegenständen erhalten hatte.

Bei der Hochzeit des russischen Thronfolgers mit der Prinzessin Dagmar in Petersburg soll der Metropolitan in der Trauungsrede gesagt haben: „Gott der Herr hat die Erde so schön geschaffen, um unserm großen Czaren eine Freude zu machen. Die Früchte reifen nur deßhalb in schwellender Pracht, um seine Tafel zu zieren, die Blumen duften nur deßhalb so schön, um durch diesen Duft ihn zu erquicken, denn er ist der Gesegnete des Herrn, und Alles, was erschaffen, ist zum Segen da für ihn. Gelobt sei der Czar!"

Aus dem berühmten optischen Institut des Herrn Sigm. Merz in München ging dieser Tage ein 10½ zölliges Objekt mit 15' Brennweite für die Sternwarte in Lima ab, welches von dem deutschen Mechanikus Eugens in Paris montirt wird. Dieses Instrument erhält die nämliche 1000fache Vergrößerung, wie der große Frauenhofer'sche Refraktor auf der Sternwarte zu München.

In Augsburg wurde am 7. ds. Abends von 5¼ bis 5¾ Uhr am westlichen Himmel in einer Höhe von 26 bis 20 Grad ein auffallendes Lichtphänomen (nämlich eine sehr helle Scheibe von ungefähr 9 Zoll Durchmesser mit einer schwächeren Lichtumgebung und mit weit reichender Beleuchtung) wahrgenommen, welche, rasch der Sonne folgend, unter dem trüben Horizont verschwand.

§Nach dem „Taschenbuch für Gabelsberger Stenographen 1867" bestehen im Ganzen 244 Vereine dieser Schule und zwar in Oesterreich 47, in Preußen 45, in Bayern 45, in Sachsen 58, in Württemberg 1, in Hessen 12, in Baden 1, in Sachsen-Weimar 5, in Oldenburg 2, in Mecklenburg 1, in Sachsen-Koburg-Gotha 6, in Sachsen-Altenburg 7, in Sachsen-Meiningen 2, Braunschweig 2, in Reuß 2, in den freien Städten 4, in der Schweiz 1, in England 2, in Amerika 1. Diese 244 Vereine zählen zusammen 8339 Mitglieder, und kommen hievon auf Oesterreich 2901, auf Preußen 1068, auf Bayern 1640, auf Sachsen 1370, auf Württemberg 64, auf Hessen 320, auf Baden 11, auf Sachsen-Weimar 93, auf Oldenburg 79, auf Mecklenburg 13, auf Sachsen-Koburg-Gotha 405, auf Sachsen-Altenburg 115, auf Sachsen-Meiningen, 12, auf Braunschweig 71, auf Reuß 102, auf die freien Städte 46, auf die Schweiz 16, auf England 20 und auf Amerika 3. Im Verhältniß zur Bevölkerung zählt in Deutschland Sachsen-Koburg-Gotha die meisten Stenographen; hier kommt nämlich auf 406 Köpfe Einer. Am schwächsten ist Baden vertreten, wo erst auf 129,927 Einwohner ein Stenograph (es ist hier nur von Vereins-Stenographen die Rede), trifft. In Bayern kommt Einer auf 2949 Köpfe.

Auch in der Statistik hat die Wahrscheinlichkeits-Rechnung festen Boden gefaßt. Eines ihrer neuesten Produkte ist eine Schätzung der Besucher, welche die große Industrie-Ausstellung nach Paris ziehen wird. England und die Vereinigten Staaten sollen je eine Million, Deutschland 300,000, Italien und Spanien 100,000, der Orient 50,000, Rußland und der übrige Norden Europas 50,000, die übrigen Weltgegenden 100,000 und die französischen Provinzen eine Million Menschen hinschicken.

[Anekdote von Uhland.] Im September des Jahres 1853 tagte die Versammlung deutscher Naturforscher in Tübingen; von Uhlands näheren Freunden fanden sich Justinus Kerner aus Weinsberg, Staatsrath Rosen aus Stuttgart, Dr. Mappes aus Frankfurt ein. In dem Bade Niedernau wurde den Versammelten ein Fest gegeben; ein Fremder, der zufällig mit Uhland an einem Tische saß, ohne ihn persönlich zu kennen, schlug vor, dem Dichter ein Lebehoch auszubringen. Uhland bemerkte ablehnend, das Fest gelte den Naturforschern, nicht den Dichtern. Da rief ein anderer Fremder voll Entrüstung: „werft den Kerl zur Thür hinaus," zu großer Aufheiterung der Bekannten des Dichters; er selbst lachte, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Dieß Geschichtchen ist keine Erfindung, sondern durch urkundliche Mittheilung der Gemahlin Uhland's beglaubigt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 293 Dienstag, 11. Dezember 1866.

Der zerquetschte Hut.

(Fortsetzung.)

Es ist unmöglich, bestürzter, erschrockener, verwunderter zu sein, als ich es in dem Augenblick war, und was die Ueberraschung betrifft, so schien der Ausdruck in der Miene des Herrn vollkommen dem meinen zu entsprechen. Er stand da ein paar Sekunden und hielt die weit offene Thüre wie versteinert in seiner Hand, ich war aufgesprungen und hielt mich krampfhaft an dem Sessel fest.

„Ah, Mademoiselle, quel bonheur!“ rief er zuerst, und ein glückliches Lächeln überflog seine Züge.

Aber meine nächste Regung war eine Regung des Unwillens, und obschon ich natürlich keine Zeit hatte, nachzudenken, fand ich ein so schnelles Finden meiner Person und ein so zeitiges Sicheindrängen höchst taktlos und blitzschnell ging es mir durch den Kopf, in welch' eine mehr als sonderbare, ja zweideutige Lage ich dadurch meinen Wirthen gegenüber gebracht würde, daß ich ihr um jeden Preis ein Ende machen müsse.

„Was führt Sie hieher, mein Herr?“ frug ich kalt und schneidend.

„Je veux prendre, mon café,“ antwortete er mit dem Tone eines Menschen, der offenbar nicht weiß, woran er ist.“

„Mais je ne prenderai pas le mien,“ sagte ich darauf, und wandte mich der Thüre zu.

„Aber, mein Gott, Fräulein, warum wollen Sie mich allein hier lassen?“ erwiderte er, und vertrat mir den Weg. „Erklären Sie mir lieber, was mir ein so unverhofftes Glück verschafft, Sie hier zu finden, daß ich im ersten Augenblick meinte, ein Traumbild habe sich verwirklicht.“

„Mich dünkt,“ sagte ich, immer noch strenge, „das Erklären ist an Ihnen. Wie können Sie sich hier eindrängen, und wie kommt es überhaupt, daß Sie mich so bald aufgefunden?“

„Ah, je commence à comprendre!“ erwiderte er, mich mit schalkhaftem Lächeln anschauend, „Ich vergaß, mich Ihnen als den Sohn des Hauses vorzustellen.“

„Sohn des Hauses?“ sagte ich, und griff an meine Stirne, „aber es gibt ja keinen Sohn des Hauses.“

Nun lachte er hell auf. „Me voilà, — Louis Martineau, fils de Henry Martineau.“

„Gott, sagte ich beschämt und verwirrt, „Mama muß es gar nicht gewußt haben, daß ein Sohn des Hauses existire, denn sie hat nie davon gesprochen.“

Es mochte recht albern klingen, was ich sagte, denn Herr Martineau lächelte, aber so gutmüthig und wohlwollend, daß ich es ihm gar nicht übel nehmen konnte.

„Also in unser Haus sollten Sie kommen?“ frug er, „bei uns ein paar Monate bleiben?“

„Wissen Sie denn das nicht?“

„Wie sollte ich? Hätte ich sonst nicht gestern errathen, wer Sie wären, würde ich es mir haben nehmen lassen, die Honneurs des Hauses zu machen? Freilich hörte ich, als ich spät gestern zu Fuß nach Hause kam, von einem Gast, aber ich dachte, es sei eine alte Cousine, die nächste Woche erwartet wird, — begreifen Sie also meine Ueberraschung, als ich hereintrete, und sehe Sie, Sie, mein Fräulein.“

Der Ton, mit dem er das Letzte sagte, schlug freilich an mein Ohr, aber es war mir doch in der ganzen Geschichte etwas so sondervar Dunkles und Unerklärtes, daß der Eindruck verloren ging.

„Eine alte Cousine ist es, die Sie erwarteten?“

„Ja wohl, eine alte Cousine.“

„So wußten Sie nichts von meiner Ankunft? Nichts von der Freundin Ihrer Mutter?

„Um Ihnen das beantworten zu können, Mademoiselle, muß ich vorab bemerken, da, ich noch nicht die Ehre habe, Ihren Namen zu wissen.“

„Helene Wudenfeld.“

„Ich höre den Namen zum Erstenmale, antwortete Herr Martineau, und es entging mir nicht, daß auch seine Züge einen Ausdruck von Betroffenheit zeigten.

Eine ungeheure Angst erfaßte mich.

„Aber bin ich denn hier nicht im Hause des Herrn Martineau?“

„Ganz recht, — Martineau, Inspecteur Martineau.“

„Inspecteur des eaux et des forêts.“

„Des eaux et des forêts, nein, das nicht, inspecteur des chemins de fer.“

„Dann bin ich im falschen Hause!“ schrie ich fast entsetzt, denn so unschuldig, so vollkommen unschuldig

ich an dem Irrthum war, und obschon nach dem Gestrigen das kaum Jemand besser wissen konnte, als mein Gefährte, so schmetterte mich doch der Gedanke nieder, wie stehst du diesen Menschen gegenüber? Ein Gemisch von Scham, Angst und Zorn überwältigte mich, ich sank in den Sessel zurück und brach in einen Strom von Thränen aus.

Im Nu war Herr Martineau an meiner Seite. Er setzte sich auf einen kleinen Stuhl neben mich, und suchte mich zu trösten, mich zum Reden zu bringen, um erst einmal festzustellen, ob die Sache sich denn auch wirklich so verhalte. Aber daran war kein Zweifel, ich erzählte ihm Alles mit fliegender Hast, der Gedanke, daß er Zweifel hegen könnte, war mir furchtbar, und ich wurde erst ruhiger, als ich mich überzeugt hatte, daß davon auch nicht die leiseste Spur in ihm aufstieg.

Er war die Ehrerbietung selbst, nicht die mindeste Vertraulichkeit erlaubte er sich, er begriff offenbar, was in meinem Innern vorging.

„Gewinnen wir der Sache eine heitere Seite ab," sagte er zuletzt, „und dießmal wenigstens vergönnen Sie mir, daß ich Sie an die richtige Adresse begleite."

„Ich will sofort einpacken!" rief ich aufspringend, „der Boden brennt mir unter den Füßen."

„Gewiß, mein Fräulein, thun Sie das, das heißt, packen Sie, aber ich sehe nicht ein — wie die Dinge nun einmal liegen — daß wir nicht vorher mit einander frühstücken sollten. Und dann, möchten Sie nicht die Rückkehr meiner Eltern abwarten, damit dieselben auch ihren Gast kennen lernen?"

Er hatte vollkommen Recht, ich erröthete ob meiner Taktlosigkeit, daß ich mich so hatte davon machen wollen, und setzte mich sofort wieder nieder.

„Und nun," sprach er, einen leichteren Ton anschlagend, „möchte ich gerne Kaffee trinken, wollen Sie nicht das Amt meiner Mutter übernehmen und mich bedienen?"

„Sehr gerne," antwortete ich und füllte sein Tasse. Dabei sah ich, wie er mir zuschaute, und wie sein Blick auf die Nelken fiel. Ich erröthete und wagte nicht, ihn anzublicken, indem ich die Tasse hinreichte. Er sagte aber nicht das leiseste Wort, um mich verlegen oder beschämt zu machen, im Gegentheil, mit der größten Gewandtheit brachte er die Unterhaltung auf ganz allgemeine Dinge, und erreichte es in der That, daß ich allmälig wieder ziemlich unbefangen wurde, und schließlich auch mein Abenteuer von der heitern Seite, wie er gesagte hatte, betrachten konnte.

Mir fiel ein, wie peinlich es sein könnte, wenn seine Eltern uns etwa hier in einem tête-à-tête fänden, und ich fürchtete mich überhaupt vor Erörterungen diesen wildfremden Menschen gegenüber. Was für eine Art von Leuten waren sie? Mißtrauisch? Pedantisch? Vielleicht geizig und ungastlich? Hast allein davon hing es ab, wie sie meine Anwesenheit in ihrem Hause aufnahmen. Wußte ich, ob sie mir Glauben schenken würden, ob sie nicht auf Gott weiß was für Gedanken auch nur im Entferntesten kommen könnten, und ob ich nicht einer überaus beschämenden Scene entgegen ging?

So begab ich mich denn gegen 10 Uhr auf mein Zimmer, und fing wirklich an, einzupacken, es dem jungen Martineau überlassend, seine Eltern zu empfangen, und sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Statt zu packen, richtete ich aber eine heillose Konfusion an, ich war in unbeschreiblicher Aufregung und horchte auf jeden Ton im Hause.

(Schluß folgt.)

Ueber Erziehung von Gewerbemeistern.

D. K. In den jüngsten Tagen wurde der Jahresbericht des „Fürther Gewerbevereines" veröffentlicht und damit von Fürth aus ein mustergültiges Beispiel für ein reges, den Bedürfnissen der Jetztzeit entsprechendes Gewerbe-Vereinsleben gegeben.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, auf den angezogenen Jahresbericht selbst einzugehen; den sich dafür Interessirenden wird er mühelos zur Einsicht zu beschaffen sein. Wir wollen hier nur ein beherzigenswerthes Wort über die Erziehung und Ausbildung von Gewerbemeistern sprechen.

Das Aufblühen einer Stadt, die Wohlhabenheit ihrer Bürger hängt zunächst von Industrie und Gewerbe ab. Wo die Bürger der Ruhe pflegen und das Gewerbsleben sich gewonnen, da mindert sich der Wohlstand und die Verarmung geht proportional mit dem allmähligen Dahinschwinden der Gewerbsthätigkeit.

Aber es wäre eine unrichtige Auffassung, ein völliges Verkennen der Thatsachen, wenn man glauben würde: zu einer regen, nach allen Richtungen hin ersprießlichen Gewerbsthätigkeit genüge eine lebhafte Arbeitskraft, ein rühriger und dauernder Fleiß. Das mag in Zeiten Geltung gehabt haben, die längst nicht mehr sind; heute sind die Verhältnisse, die Bewegungen des Einzelnen und die Strömungen des Ganzen andere geworden, ein neuer geistiger Hauch ist durch die Welt gegangen, und wer sich erkühnt, gegen den Strom zu schwimmen, wird bald erlahmen und in den Fluthen untersinken.

Heute handelt es sich vor Allem um die geistige Erziehung des Gewerbsmannes. Ein Gewerbsmann ohne zweckentsprechende geistige Durchbildung ist ein Automat, welcher mechanisch mit Schablonen arbeitet, der nicht die Kraft kennt, womit er schafft, den Stoff nicht kennt, welchen er verarbeitet, und das Produkt, sein eigenes Machwerk, nicht prüfen, beurtheilen und vorherbestimmen kann. Ein solcher Mann steht mit

aller Kraft am Alten und Veralteten, denn dieß ist noch das einzige Bindemittel, das ihn mit dem Gewerbe vereint und ist die einzige und letzte Stütze seiner Thätigkeit. Er fühlt seinen Mangel an Kenntnissen und schmäht der neuen Zeit mit ihren schlechten Fortschritten und ihren Errungenschaften und wünscht nichts sehnlicher, als daß sie wieder zurückkehre die gute, alte Zeit, wo man so wenig zu denken nöthig hatte, ja wo das Denken ein Verbrechen war.

Seit Langem, und in letzteren Decennien rastlos, arbeiten die Naturwissenschaften für das Gewerbe. Was in den Laboratorien nach vielen Mühen als sicheres Resultat gewonnen wird, wandert in die Werkstätte und soll von dort aus seinen Weg dahin antreten, wohin es ursprünglich bestimmt war, — in's Leben. Die Resultate der Wissenschaften sollen nicht das Eigenthum Einzelner bleiben; sie sollen und müssen Gemeingut werden. Wer aber die Sprache der Wissenschaft verstehen will, muß andere Kenntnisse mitbringen, als sie ein nothdürftiger elementarer Unterricht gewähren kann.

Zu richtiger Würdigung dieser Thatsachen haben die Staatsregierungen aller Länder ihr Augenmerk besonders in neuerer Zeit den technischen Unterrichts-Anstalten zugewendet und sie so hergerichtet, daß dem angehenden Gewerbsmanne darin eine Summe von theoretischen und praktischen Kenntnissen gewährt wird, welche ihn bei seinem Austritte aus der Schule und seinem Uebertritte in die ausschließend praktische Thätigkeit befähigt, alle jetzt ihm entgegentretenden Erscheinungen zu erklären, zu prüfen und zu beobachten, und die Sprache der Wissenschaft verstehend, die neuen Errungenschaften derselben für seine Zwecke zu verwerthen.

Wie wenige würdigen den wahren Werth der technischen Schulen und wie viele wollen die Augen offen behalten, um an jenen Meistern, welche einst solche Anstalten mit Erfolg besucht hatten, die Früchte dieses Unterrichtes zu erkennen?

Ein Gewerbsmann, welcher durch eine technische Schule gegangen und seine praktische Lehrzeit überstanden hat, darf nicht mehr außer Verbindung mit der Wissenschaft stehen.

Die Verbindung mit der Wissenschaft wird aber wohl am wenigsten durch die jetzt allwärts üblichen populären Vorträge unterhalten; wie viel, oder besser: wie wenig ist auch da zu leisten! Werden ja doch zumeist solche Abendvorträge als gutes Zeitvertilgungsmittel angesehen, und muß nicht der Vortragende selbst, soll er anders nicht den Vorwurf der Langweiligkeit über sich ergehen lassen, nur interessante Kapitel herausgreifen und eine Masse Kunststückchen machen, nur um das — Gähnen zu vertreiben.

Herausgerissenes, loses, zerbröckeltes Wissen!

Nein, der in Wahrheit Strebende wird sich nicht bloß die Zeit verkürzen lassen wollen, sondern er wird vielmehr mit wahrer Lust die Zeit der Schule wieder herbeisehnen, um — zu lernen.

Wie leicht könnte dieß durch einen intimen Verkehr des Gewerbemannes mit den Lehrern der technischen Schulen geschehen. Hierher sollen sie kommen, wenn sie eines Rathes bedürfen, hierher sollen sie kommen, wenn sie in Zweifeln die Natur eines Körpers nicht zu enträthseln vermögen. Und das ist auch der Wille einer einsichtsvollen Staatsregierung, weil durch den Verkehr des Lehrers mit dem Gewerbemeister Wissenschaft und Gewerbe gewinnen müssen.

An ein paar Beispielen wollen wir versuchen, den Werth einer wissenschaftlichen Vorbildung für den angehenden Gewerbsmann, und die Bedeutung eines späteren regen Verkehres mit den technischen Anstalten zu beleuchten.

Das Eisen besitzt die sehr wichtige Fähigkeit, sich „schweißen" zu lassen. Man versteht darunter die Erscheinung, daß sich zwei zum Weißglühen erhitzte Eisenstäbe durch den Schlag des Hammers in ein Stück so vereinigen lassen, daß sich die Verbindungsstelle der beiden Metallstücke nicht wieder erkennen läßt. Bei diesem Zusammenschweißen des Eisens streut der Schmied etwas Sand auf die Flächen des Eisens, und wenn man einen solchen Empyriker frägt, warum dieß geschähe, so erhält man die stereotype Antwort: „Das müsse man thun; das habe man ihm in der Lehre gesagt; sonst halte das Eisen nicht". Frägt man dann etwa gar weiter und läßt die Vermuthung laut werden, daß vielleicht außer dem Sande auch andere Körper eine solche Eigenschaft hätten; so replizirt er schnell, „daß der Sand schon lange zu diesem Zwecke angewendet worden sei", und freut sich der schönen Melodie vom: „Wir lassen's beim Alten."

Wenn er aber nicht die Wirkung des Sandes beim Zusammenschweißen des Eisens kennt, warum bedient er sich dennoch dieses Körpers? Nur weil man es ihm so sagte? Es könnte ja auch unrichtig sein. Weil er den Nutzen desselben erkennt? Dann ist er ein hülfloses Kind, das man immer am Gängelbande führen muß; dann hat er freiwillig Verzicht geleistet auf des Menschen höchstes Gut, auf das Denken. Und wenn ihm sein Lehrmeister die für das Eisen nachtheiligste Behandlung mitgetheilt hätte, so würde er sie doch gewissenhaft befolgen, weil er nur nach einem alten, geheimnißvollen Rezepte arbeitet. Dieß Rezept sagt hier: Nimm Sand, streue es auf Dein weißglühendes Eisen und schlage dann die beiden Eisenstücke mit dem Hammer zusammen. Warum? Das ist Dir nicht nöthig zu wissen; das kennen Andere....

Oder: das Eisen rostet an der Luft. Es befindet sich hier unter dem gleichzeitigen Einflusse von Kohlensäure, Sauerstoff und Wasser, und unter diesen Einwirkungen verwandelt sich das Eisen in kohlensaures Eisenoxydul, das aber weiterhin noch mehr Sauerstoff aufnimmt und in Eisenoxydhydrat übergeht, wobei die hierbei freiwerdende Kohlensäure die Oxydation einer neuen Menge von metallischen Eisen begünstigt. Wenn

man nun der Luft preisgegebenes Eisen mit einer sehr dünnen Schichte von metallischem Zink überzieht, so rostet ein solches Eisen nicht mehr und man nennt es dann galvanisirtes Eisen. Warum rostet es jetzt nicht mehr? Und doch wird das Zink hierbei an seiner Oberfläche außerordentlich rasch oxydirt! Warum?... Das mögen Andere wissen!

Wie vermag aber ein solcher Mann Verbesserungen in seinem Geschäfte, an den Theilen desselben anzubringen? Wie rathlos wird er vielen Erscheinungen gegenüber stehen, und wie wird er in seiner Branche überflügelt werden von anderen tüchtigen Meistern! Und am Ende dann sinkt er herab zum Stümper oder zum Händler, welcher Alles aus der Ferne bezieht und mit bescheidenstem Gewinne sich begnügen muß.

Mögen diese wohlgemeinten Worte auch in den Werkstätten Eingang finden. Mögen durch einen erfolgreichen Besuch der technischen Schulen der künftigen Zeit tüchtige und gebildete Gewerbsmänner übergeben werden, und mögen die, welche es einst versäumt oder deren Lebensschicksale Dem zuwider waren, durch Befragen Jener lernen, welche als die Hüter und Beförderer des Gewerbefleißes und der Industrie leben und wirken.

Kunst und Literatur.

Bei Eduard Kummer in Leipzig erscheint und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Chemisches Koch- und Wirthschaftsbuch, oder die Naturwissenschaft im weiblichen Berufe. Ein Lehrbuch für denkende Frauen und zum Gebrauche in weiblichen Erziehungsanstalten. Von Dr. med. Hermann Klencke. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Vollständig in 30 Druckbogen in Oktav-Format, welche in 5 Lieferungen zu 7½ Ngr. oder 27 kr. rhn. ausgegeben werden. Das vollständige Werk wird somit 1 Thlr. 7½ Ngr. oder 2 fl. 15 kr. kosten.

Besonders ist es an den Männern und Vätern, deren Wohlfahrt so wesentlich von einer gut geführten Küchenordnung abhängt, für dieses wirklich treffliche Buch Propaganda zu machen, und es insbesondere dem heranwachsenden Geschlechte in die Hand zu geben; gerade im soliden und wohlgeordneten Bürgerhause, wo man noch an der alten guten Einfachheit und Häuslichkeit hängt, verdient dieses Werk eingebürgert zu werden, und die vertraute Bekanntschaft mit seinem Inhalt wird dem Haushalt nur Vortheil bringen. Die verschiedenen Kapitel des Buches umfassen sämmtliche physikalischen Vorgänge und sämmtliche chemischen Bezüge der Kochkunst in sehr eingehender, leicht verständlicher und erschöpfender Weise; der Verfasser behandelt darin die Bedeutung der Küche, das Kochen, das Wasser der Küche, das Kochsalz, die Gährung, den Herd und die Feuerung, das Küchengeschirr, die Ernährung und die Nahrungsmittel, das Kochen und Braten des Fleisches, die Konservirung des Fleisches und der Bouillon, das Kochen und die Konservirung der Gemüse, die Mehlspeisen und das Brod, das Einmachen in Zucker, den Kaffee, den Thee und die Chokolade, die Milch in der Küche und der Wirthschaft, das Kochen der Pilze, die Eier, die Aufbewahrung der verschiedenen Vorräthe ꝛc. Einige Abschnitte, wie z. B. über Gährung, Feuerung physiologische Ansprüche an die Kochkunst und Aufbewahrung der rohen Nährstoffe, sind wahre Musterstücke von populärer Darstellung. Der Anhang über die Krankenküche ist eine ganz ausgezeichnete Abhandlung und macht das Buch doppelt empfehlenswerth. Möchte es doch kein Gatte oder Vater verschmähen, dieses Werk mit seiner Gattin oder Tochter zu lesen und ihr den gehaltreichen Inhalt möglichst verständlich zu machen; er wird damit seinem materiellen, physischen und geistigen Wohlsein den größten Dienst erweisen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Bäuerlein hatte Heu nach Hanau zu fahren in den dortigen Schloßhof. Vor den Wagen hatte es eine abgetriebte, todtmüde Mähre gespannt, die, als sie mit Mühe und Noth den Schloßhof erreicht hatte, in Folge der Uebermüdung nicht mehr im Stande war, zu fressen. Der Kurfürst sieht's und läßt sich sofort nach dem Pferde und den Verhältnissen des Bäuerleins erkundigen. Als ihm Bericht erstattet war, befahl er, dem Bäuerlein ein Pferd aus dem kurfürstlichen Marstall zu geben, damit die alte Mähre von ihrem schweren Dienste erlöst werden könne. Dem Bauer wurden, noch ehe er die Stadt verlassen, für das geschenkte Pferd 300 fl. geboten; natürlich hütete er sich wohl, die unerwartete Gabe sofort wieder loszuschlagen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 286:

„Winde" — wehende,
„Winde" — grünende,
„Winde" — stehende,
Als Hebel dienende.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 294 Mittwoch, 12. Dezember 1866.

Der zerquetschte Hut.

(Schluß.)

Jetzt fuhr ein Wagen vor, die Hausthüre öffnete sich, und fremde Stimmen erreichten mein lauschendes Ohr. Ich vernahm sogar einzelne Worte und verstand, daß man gestern Abend sich verspätet, telegraphiren für unnöthig gehalten habe u. s. w. Dann wurde es mit einem Male stille, die Zimmerthür hatte sich hinter den Eintretenden geschlossen. Aber mit fieberhafter Clairvoyance nahm ich an der jetzt unten stattfindenden Unterhaltung Theil und mit der Virtuosität eines Dramatikers schuf ich mir allerlei ungeheuerliche Scenen.

Wie entsetzlich lange schien mir diese Unterredung zu dauern, wie ersehnte ich das Ende derselben, und wie erschrack ich nun doch wieder, als ich nun ganz deutlich vernahm, daß die Stubenthüre aufging, und Jemand die Treppe heraufkam. Ich sah mich allen Ernstes nach einem Versteck im Zimmer um, und mußte mir alle Gewalt anthun, um nicht die Albernheit zu begehen, mich hinter dem Bettvorhang zu verkriechen.

Es klopfte an meine Thüre.

Das „Herein" blieb mir im Halse stecken, aber es wurde auch nicht abgewartet, und hereintrat mit lachendem Gesicht eine hübsche blonde Dame, zweifellos die Mutter Louis Martineau's.

Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich das liebe, freundliche Gesicht sah, aber ich war doch immer noch so wunderlich erregt, daß ich abermals anfing zu weinen.

„Ei, mein liebes Fräulein, das ist ja eine ganz spaßhafte Geschichte, die sich da zugetragen hat," sprach die Dame, indem sie meine Hand nahm, „was ist da zu weinen? Ich hoffe, es ist Ihnen nicht so schlecht gegangen in unserm Hause."

„O Madame," sagte ich, „was werden Sie von mir denken?"

„Einstweilen denke ich nur," erwiderte sie, „daß mein Sohn Recht hat, und Sie ein recht hübsches Kind sind, besonders wenn Sie erst Ihre Thränen abgetrocknet haben werden."

Ich that lächelnd, wie sie andeutete, dankte ihr dann mit aufrichtigster Inbrunst für ihr wohlwollendes Entgegenkommen, und fing an, ihr abermals den Zufall auseinanderzusetzen, der mich in ihr Haus geführt. Sie hörte auch aufmerksam zu, frug mich das Eine und das Andere, und faßte die Sache einzig und allein von ihrer scherzhaften Seite auf, wodurch sie mich viel mehr beruhigte, als durch alle etwa tröstenden Worte.

„Wie gut," sagte sie, „daß wir nicht gestern Abend kamen, sonst wäre die Sache nicht halb so hübsch gewesen, und Sie hätten nicht ruhig schlafen können. Aber das Erstaunen hätte ich sehen mögen, als Sie und mein Sohn sich heute Früh gegenüber standen. Es muß zum Malen gewesen sein!" Und dabei lachte sie hell auf, und ich mußte mitlachen, indem ich mich erinnerte, wie ich dem Eindringling gegenüber mich auf's hohe Pferd hatte setzen wollen.

„Und das ist der Hut," fuhr sie, auf denselben hindeutend, fort, „dem wir im Grunde das ganze Vergnügen zu verdanken haben?"

„Ja, Ihr Herr Sohn —"

„Weiß schon, weiß schon! **Pauvre garçon!** Er ist sonst nicht so tölpelhaft. Nun ich hoffe, Sie lernen ihn noch von einer andern Seite kennen."

„O, das habe ich schon," antwortete ich ein wenig verlegen, und ganz unwillkürlich warf ich einen schnellen Blick auf den Blumenstrauß vor der Toilette.

Ich glaube, die Dame unterdrückte ein Lächeln.

„Und was meinen Sie nun, liebes Fräulein," sagte sie schließlich, „wollen Sie noch bis nach Tisch unser Gast sein, oder halten Sie es für richtiger, jetzt bald die Freundin Ihrer Mutter aufzusuchen?"

„O, ich danke Ihnen sehr, aber Madame Martineau wird sich beunruhigen; ich war schon eben im Begriff, meine Effekten wieder zu packen."

„Sie scheinen damit noch nicht weit gekommen zu sein," bemerkte sie lächelnd. „So will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Lassen Sie das Alles ruhig hier liegen, und kleiden Sie sich an. In einer Stunde bin ich bereit, Sie zu Ihrer Freundin zu begleiten. Sie nehmen nur Ihre Reisetasche sammt dem Nöthigsten mit, und kommen morgen wieder. Dann haben Sie mehr Ruhe und Muse, das Geschäft zu vollenden, und ich bin obendrein gewiß, daß Sie unser Haus wieder besuchen."

„O, Madame", sagte ich, und faßte ihre Hand, „glauben Sie mir, daß ich auch ohnedieß um die Erlaubniß gebeten haben würde, wieder zu kommen. Sie

sind so gut gegen mich, und ich habe mich so vor Ihnen gefürchtet."

„Na, nun wissen Sie, daß ich so schlimm nicht bin," antwortete sie lachend. „Freilich, freilich, kann mir's schon denken, daß Ihnen das Herz ein wenig pochte, aber mich freut es, daß wir eine so liebenswürdige Bekanntschaft gemacht haben."

Damit ließ sie mich allein.

Ich trällerte ein Liedchen und zog mich an. Als ich nach einer Stunde hinunter kam, fand ich nur Madame Martineau im Zimmer.

„Die Herren mußten ihren Geschäften nachgehen," sagte sie, „mein Mann hofft aber morgen das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zu haben. Meinen Sohn habe ich eigentlich durch einen Machtspruch weggeschickt, er wollte Sie durchaus nach der rue Trokay begleiten. Ich erklärte ihm aber, daß ich mir das nicht nehmen ließe, und hoffe, Sie sind zufrieden damit."

Und ich war es in der That, denn ich sah wohl ein, wie viel passender für mich die Begleitung der Frau, als die des Sohnes vom Hause war.

Ein Wagen stand vor der Thüre, wir stiegen ein und fuhren denselben Weg wieder zurück, den ich gestern gekommen. Vor einem hübschen, kleinen Hause hielten wir still. Ich eilte meiner Begleiterin voran in den Hausflur. Aus einer Zimmerthüre trat die schlanke Gestalt einer brünetten Dame, die meiner kaum ansichtig wurde, als sie mich mit dem Ausruf: „Helene!" in ihre Arme schloß. Ich war ja das Ebenbild meiner Mutter.

Nun gab es abermals ein Fragen und Erklären, Bedauern und Verwundern, schließlich aber nur einstimmige Heiterkeit, da Alles so wohl abgelaufen war. Man hatte mich wirklich am Mastrichler Bahnhof erwartet und sich mein Ausbleiben nicht erklären können.

„Wärest Du heute nicht gekommen," sagte Madame Martineau (rue Trokay), „so hätte ich an Deine Mama geschrieben. Gut, daß es noch nicht geschehen ist!"

Die beiden Häuser Martineau wurden in Folge dieser zufälligen Bekanntschaft sehr befreundet, und jetzt gibt es sogar noch ein drittes Haus Martineau:

Louis Martineau, **fils de Henry Martineau**, und
Hélène Martineau, geborne Wildenfeld.

Der große Generalstab der preußischen Armee.

(Aus der Köln. Zeitung.)

Es mag zwar wie eine etwas überstolze Behauptung klingen, wenn wir offen hier aussprechen, daß augenblicklich in ganz Europa kein Generalstab besteht, dessen Offiziere in ihrer Gesammtheit so viel zu leisten vermögen, als dieß beim Generalstabe der preußischen Armee der Fall ist, und dennoch müssen wir solche hier aufstellen. Wir glauben den Generalstab der französischen Armee ziemlich genau zu kennen, haben mit mehreren von dessen Offizieren längere Zeit in näheren geschäftlichen Beziehungen gestanden und lassen ihm unbedingt die größte Gerechtigkeit widerfahren. In allen mathematischen Disziplinen, dann in der Uebung, sehr leicht und gewandt zu arbeiten und im Augenblick schnell geeignete Kombinationen zu ersinnen, können die besseren französischen Generalstabs-Offiziere es zwar unbedingt mit den besten preußischen aufnehmen, ja, übertreffen sie vielleicht sogar mitunter hierin; in Allem aber, was geographische und historische Kenntnisse anbelangt, und in der Fähigkeit, einen gegebenen Plan sorgsam bis in seine kleinsten Details auszuarbeiten, stehen sie gewöhnlich weit hinter letzteren zurück. Schon die übergroße nationale Eitelkeit der Franzosen, die ihnen nur in den allerseltensten Ausnahmsfällen gestattet, sich gründlich über die Verhältnisse fremder Länder zu unterrichten, bewirkt diese vielfache geographische Unwissenheit, die ein ungeheurer Mangel der meisten französischen Generalstabs-Offiziere ist.

Die meisten französischen Generalstabs-Offiziere sind über alle geographischen, national ökonomischen, kulturhistorischen und militärischen Verhältnisse in Deutschland und Preußen ungemein viel schlechter unterrichtet, als dieß umgekehrt von Seiten der preußischen Generalstabs-Offiziere über Alles, was in Frankreich geschieht, der Fall sein wird. Ebenso erschwert die nationale Eitelkeit der Franzosen ihnen ungemein sowohl das Schreiben, wie auch nur das Studiren von guten militär-historischen Werken. Alles, was die Franzosen gethan haben, wird stets übertrieben günstig beurtheilt, was Fremde aber thaten, verringert oder hat kein Interesse für sie, und so gewinnen sie stets eine falsche Vorstellung und lernen aus dem Studium der Kriegsgeschichte wenig Richtiges.

In England hat die Generalstabs-Wissenschaft stets auf einer ziemlich niedrigen Stufe gestanden, wenn man sonst auch den englischen Generalstabs-Offizieren eine gewisse Gründlichkeit nicht absprechen kann und sie selten mit diesem großen Leichtsinne, den die Franzosen nur zu oft entfalten, zu Werke gehen werden. Rußland hatte längere Zeit einen geistig gut geschulten und gewandten Generalstab. Der Kaiser Nikolaus, dem jedes freie geistige Denken und jede höhere wissenschaftliche Ausbildung seiner Offiziere höchst unangenehm war und der wo möglich sein ganzes Heer zu einer einzigen großen Marionettenpuppe umgestalten wollte, that sein Möglichstes, diesen guten Generalstab wieder zu vernichten. Seit dem Regierungsantritte des jetzigen Kaisers, dieses großen Reformators seines Volkes, wird auch auf die Hebung des russischen Generalstabes die möglichste Sorgfalt verwendet, und wo es irgend etwas zu lernen gibt, da pflegen russische Generalstabs-Offiziere selten zu fehlen. So wird wahrscheinlich der

Generalstab Rußlands bald auf einer befriedigenden Stufe stehen, wie wir denn überhaupt überzeugt sind, daß in fünfzig Jahren die russische Armee nicht bloß zur Defensive, sondern auch zur Offensive das weitaus größte und kriegstüchtigste Heer sein wird, welches ganz Europa nur besitzt.

Der österreichische Generalstab, mit vereinzelten Ausnahmen, steht lange nicht auf gleicher Höhe als der preußische. Gerade dieser Protektionsunfug und der bis auf die höchste Spitze getriebene Nepotismus, verbunden mit einem geistlosen Schlendrian und einer veralteten Pedanterie, die allen Zweigen der österreichischen Staatsverwaltung ankleben, machen sich auch bei dem Generalstabe der Armee nur zu sehr geltend. Es dienen gar viele Offiziere in derselben, welche diese bevorzugte Stellung, verbunden mit der steten angenehmen Garrison in Wien, ungleich mehr ihren Konnexionen und sonstigen vornehmen oder galanten Protektionen, als irgendwie ihren militärischen Fähigkeiten oder wissenschaftlichen Kenntnissen verdanken. So lange Männer, wie Radetzky, Heß, Schönhals im Heere Einfluß hatten, konnten sie solchem verderblichen Treiben wenigstens einigermaßen Einhalt thun; seitdem sie jedoch beseitigt sind, wuchert solches ungehinderter als je wieder auf, wie denn überhaupt die k. k. Armee seit der Regierung des jetzigen Kaisers in vieler Hinsicht eher Rückschritte als Fortschritte gemacht hat. Der Feldzug 1849 in Ungarn, dann 1859 in Italien, und nun gar dieser letzte Feldzug in Böhmen und Mähren zeigen alles Andere eher als eine große geistige Befähigung des österreichischen Generalstabs im Allgemeinen. Und doch wurden alle diese Kriege auf eigenem Grund und Boden, den doch die österreichischen Generalstabs-Offiziere hätten genau kennen sollen, unternommen. Im Allgemeinen wußten jedoch manche preußische Generalstabs-Offiziere in Böhmen, Mähren und Ungarn besser Bescheid und kannten alle geographischen Eigenthümlichkeiten genauer, als dieß bei vielen österreichischen der Fall war.

Daß die vormaligen deutschen Bundeskontingente tüchtige Generalstabe bilden konnten, ward durch ihre Kleinheit entschieden verhindert. Es dienen aber eine Menge höchst wissenschaftlich gebildeter und in der Theorie vortrefflicher Generalstabs-Offiziere in ihnen, allein die großartige Anschauung, die höhere praktische Ausbildung muß diesen Männern in Folge der Kleinlichkeit der Verhältnisse, in denen sie sich bewegen, sehr bald verloren gehen. Wer immer nur ein Kontingent von einigen Tausend Mann vor sich hat, der verliert sehr bald den Blick für größere Verhältnisse.

In gar manchen deutschen Staaten pflegt der gewöhnlich sehr zahlreich besetzte Generalstab nur zu häufig als Sinecure für vornehme Offiziere angesehen zu werden. Die Leistungen, welche alle diese mittelstaatlichen Generalstäbe und nun gar die der bayerischen und der Reichs-Armee in dem dießjährigen Kriege zeigten, waren doch im Allgemeinen mehr als mittelmäßig.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[General v. Pfuel †.] Der am 3. Dez. in Berlin verstorbene General der Infanterie Ernst v. Pfuel war 1780 in Berlin geboren, besuchte von 1793 bis 1797 die Berliner Militärschule, trat dann in das Heer und wurde 1806 zum großen Generalstabe versetzt und Blücher beigegeben. Er machte die Schlacht bei Auerstädt mit und wurde durch die Ratkauer Kapitulation kriegsgefangen. Auf seinen Wunsch aus dem preußischen Dienste entlassen, trat er 1809 in die österreichische Armee. 1812 bis 1814 diente er in Rußland unter General Tettenborn, 1815 kehrte er zum preußischen Heere zurück, und erwarb in Blücher's Armee das eiserne Kreuz. Nach der Einnahme von Paris stand er gemeinschaftlich mit Müffling an der Spitze der Kommandantur in der französischen Hauptstadt. Im Herbst des Jahres 1847 übernahm er den Posten des Gouverneurs von Berlin. Nach den Märzereignissen von 1848 wurde ihm eine Mission nach Paris übertragen. Am 17. September 1848 wurde er zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister ernannt, doch trat schon im Oktober Graf Brandenburg an die Spitze der Regierung; General v. Pfuel nahm seine Entlassung und lebte seitdem in Berlin.

[Leopold Ranke.] Im Februar 1867 wird es fünfzig Jahre, daß Ranke, der berühmte Geschichtschreiber, die philosophische Doktorwürde erlangt hat. Er ist einer der wenigen deutschen Gelehrten unserer Zeit, deren Arbeit einer nachwachsenden Generation zum Muster diente und die im eigentlichsten Sinne des Wortes Schule machten. Schon 1824 gab er in der Schrift „zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ die ächte Methode der Quellenbenutzung an, die er seitdem festhielt und durch die er der Begründer einer neuen Forschungsweise geworden ist. Zudem hat er als akademischer Lehrer großentheils durch seine historischen Uebungen gewirkt, so daß er nicht blos Zuhörer, sondern wirkliche Schüler hatte. Von diesen haben sich einige der ausgezeichnetsten zu einer Ehrenbezeugung für ihn vereinigt, die, wie es scheint, wesentlich darin bestehen soll, daß sich an dem benannten Tage möglichst viele seiner Zöglinge um ihn versammeln. Die Aufforderung dazu lesen wir im Londoner „Athenäum“, früher als in deutschen Zeitungen; vielleicht weil man gerade die auswärtigen Verehrer, deren Ranke in England eine große Anzahl hat, zuerst auf die bevorstehende Feier

Digitized by Google

aufmerksam machen will. Unterzeichnet sind E. Dümmler in Halle, W. v. Giesebrecht in München, R. Köpke in Berlin, H. v. Sybel in Bonn, G. Waitz in Göttingen; Adressen werden erbeten an Dr. Theod. Toege, Berlin, Kochstraße Nr. 69.

[Die Kosten der Volkszählungen.] Die Kosten des Census, der am 31. Dezember d. J. in Belgien stattfinden wird, sind auf 550,000 Fr. veranschlagt worden, so daß sie etwa 11 Centimes (4½ kr.) auf jeden Bewohner betragen. Da in Belgien die Erhebungen sehr detaillirter und umfassender Art sind, so erscheint diese Summe gegenüber den Censuskosten in anderen Ländern gering. Der österreichische Census von 1857 kostete etwa 2 Millionen Gulden oder 5½ kr. per Kopf, der englische von 1861 250,000 Pfd. St. oder 8 kr. per Kopf, der 1860 in den Vereinigten Staaten abgehaltene sogar 1,850,000 Dollars oder 12½ kr. per Kopf.

[Ein interessantes Schriftstück.] Als Stylprobe theilen wir den Eingang eines von einem ländlichen Ortsgerichtsvorsteher aufgenommenen Testaments wörtlich mit. Das interessante Schriftstück beginnt mit den Worten: „Man fand Georg Roß im Bette sitzend mit der Beschäftigung seiner Tabakspfeife überhaupt in einem solchen Zustand, daß hinsichtlich über dessen Letzten Willensverfügung, welche derselbe beantragte resp. wünschte, von dem Gr. Ortsgericht in keiner Beziehung hinsichtlich dessen Verstand in Folge hohem Alter für unzulässig etwas zu erachten sein."

[Eine Windfahne.] In den Räumlichkeiten der Berliner Produktenbörse ist seit Anfang dieser Woche, daß ein mit der Windfahne in Verbindung stehender Zeiger die jedesmalige Richtung der herrschenden Luftströmung an einer zifferartigen Scheibe anzeigt. Man kann dort also nicht mehr im Zeifel sein, woher der Wind weht, und es wird nicht lange anstehen, bis gewiegte Börsenmänner sich durch einen einzigen Blick über die herrschende Tendenz orientiren können.

[Ein gutes Geschäft.] Ein Mitglied jener weitverbreiteten Spezies, deren Geistesarmuth nur durch die unglaublichste Verkennung des Göthe'schen Spruchs: „Nur die Lumpen sind bescheiden" übertroffen wird, gab jüngst einem spekulativen Börsenagent Anlaß zu folgendem Wunsche: „Könnte man doch den Kerl zu seinem wirklichen Werthe kaufen, und um seinen eingebildeten Werth wieder losschlagen — welch' herrliches Wetter würde an der Börse sein!"

Fünflinge brachte, wie der „Przeglad" meldet, am 20. November eine 42jährige Frau in dem Dorf Sjetnitz in Galizien zur Welt, drei Knaben und zwei Mädchen, die jedoch in wenigen Stunden starben.

Räthsel.

Der Nußkoloß.

Ihr, die Ihr schon aus harter Schale
Die Kerne mancher Nüsse bißt,
Ob physische, ob ideale,
Hier ist die Nuß, die Keiner ißt.

Die größte Nuß von allen Nüssen,
Am weit'sten her, die hat so leicht
Kein Zahn der Weisen aufgebissen,
Kein „langer Finger" noch erreicht.

Sie hängt im großen weiten Raume
Der ungemess'nen fernen Flur,
Am letzten Zweig vom Schöpfungsbaume,
Im großen Treibhaus der Natur.

Sie wiegt sich frei in off'ner Halle,
Und am Magnet hängt sie allein,
Die Schwerkraft schützt sie vor dem Falle,
Der Lichtstrahl färbt den gold'nen Schein.

Aus Nichts bestand zuvor der Same,
Ist nicht geschaffen zum Genuß,
Nicht zart und weiblich ist der Name,
Nur männlich ist die Riesennuß.

Und Hasel-, Wall- und Kokusfrüchte,
Sind all' zusammen nicht so groß.
Nun knackt die Nuß im Sinngedichte,
Und sprecht, wie heißt der Nußkoloß.

F. G.

Zur Auflösung der Homonyme in Nro. 286:

Die „Winde" kommen aus Nord und Süd,
Und fliehen nach Ost und nach West.
Die „Winde" als Blume lieblich blüht,
In Feld und Garten sie sproßt.
Die „Winde" stets im Kreis sich dreht,
Obwohl beweglich, sie fest doch steht,
Das ist des Fuhrmanns Trost.

M. D.....n.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 295 Donnerstag, 13. Dezember 1866.

Die Fliege.

(Eine Erzählung von Thekla Guenffon.)

In einem öden Stadtviertel lag ein kleines Haus. Das hatte nur eine Etage mit vier Fenstern, sorgsam mit Läden verschlossen, eine Hausthüre, ebenso verschlossen, und einen kleinen bunten Garten, dessen Bäume und Büsche so in einander verwachsen waren, daß kein Weg zu finden war, denn keine freundliche Hand waltete weder hier, noch im Hause.

Einst war dirß Haus belebt. Die Fensterläden standen auf, damit die Sonne durch die hellen, polirten Scheiben leuchten konnte. Die Hausthür war nicht verschlossen, man kam und ging, man sang und lachte darin.

Der Garten war gut gehalten, die Gänge gehackt. Sie waren nicht sehr breit oder lang, aber erschienen doch riesenhaft für zwei kleine Füße, die darin umherstreiften, um Blumen zu pflücken und Schmetterlinge zu fangen.

Drinnen im Hause war es ärmlich, aber so nett, so rein. Keine Bequemlichkeit, kein Putz, einfach, beinahe nothdürftig, aber beinahe schimmernd und glänzend durch Reinlichkeit und Ordnung.

Die Decken waren niedrig und im Sommer wurde es zu warm, aber dann öffnete man alle Fenster, auch die Thüren, und die Sonne spielte ringsum darin. Die Mücken summten, die Fliegen brummten, und ab und zu flog eine große Brumme hinein, schnurrte ein paar Mal rund, und verließ die Stube wieder mit vielem Wind.

Die Bewohner dieses Hauses waren ein junges Paar. Die hatten nicht viel, nicht mehr, als der Mann verdiente. Er saß von Morgen bis Abend auf einem Comptoir, kam nur einen Augenblick zur Mahlzeit heim, küßte die Frau liebevoll auf die Stirn, schloß das Kind in seine Arme, und eilte wieder fort.

Dieses Kind das war der Augenstern Beider. Aber lieblich war sie auch, wie ein kleiner Engel; tief und gedankenvoll, kindlich und naiv zugleich, war sie ein Segen für die Eltern, besonders für den Vater.

Es war, als legte sich ein erfrischender Thau auf die von Arbeit und Stillsitzen verdorrten Blumen seines Herzens; sie sproßten, sie blühten wieder jung und frisch, wenn er auf seinen kleinen Liebling sah, wenn er ihn auf seine Knie setzte, und träumend in die klaren Kindesaugen schaute.

Die Mutter war auch strebsam und fleißig; da war nichts zu sagen über sie. Sie glich wohl nicht ihrem Manne, aber bemühte sich darum, und solche Bestrebungen sind der Achtung werth; gut zu sein ist sehr leicht, wenn es in unsere Herzen gelegt ist; aber es ist schwer, wider seine Natur zu kämpfen. — Es war das größte Vergnügen der kleinen Ulrike, auf die Fliegenjagd zu gehen; die Fliegen plagten den Vater, wenn er müde und von der Arbeit ermattet heim kam, um auszuruhen, und sich im Schooß seiner Familie zu erquicken; sie setzten sich auf seine Stirn, summten vor seinen Ohren, und waren sehr zudringlich. Deßhalb war manche blutige Schlacht in der kleinen Stube, denn Ulrike tödtete Alle, die sie erreichen konnte.

Aber wenn die Sonnenstrahlen matter wurden, verschwanden die Fliegen von selbst, und als sie fast alle fort waren, schien Ulrike ganz wehmüthig zu sein. Sie wagte nicht, die Zurückgebliebenen anzurühren, ja, sie streute ihnen Zucker auf das Fensterbrett, und freute sich recht kindlich, wenn noch einzelne herbeisummten und davon naschten.

So kam der Winter, und die letzten Nachzügler verschwanden. Der Schnee legte sich über den Garten. Die Thüren wurden geschlossen. Ulrike mußte sich nun in der Stube aufhalten, und sich damit begnügen, die wirbelnden Schneeflocken durch die Fensterscheiben zu betrachten.

Oefter noch dachte sie an ihre Fliegen und wünschte, es wäre Sommer; dann wollte sie aber keine tödten — sie sollten Erlaubniß bekommen, zu leben, alle sollten leben, denn dann blieben sie auch noch den Winter bei ihr.

So saß sie am Fenster und dachte; da klang es plötzlich „Sum! sum!“ — Das war eine kleine Fliege, eine einzige, die vom Winter nicht den Starrkrampf bekommen hatte, aber sie war doch recht matt und konnte nicht fliegen; nur noch etwas summen. Ulrike stieß einen Freudenschrei aus, der den Vater, welcher gerade heimgekommen, herbeirief. Auch die Mutter eilte herzu.

„Was ist das?“ fragten Beide ängstlich; sie wußten nicht, ob das Kind aus Angst oder Freude schrie.

Stumm zeigte das kleine Mädchen auf die Fliege. Es durfte nicht sprechen, sich nicht rühren, denn als es schrie, hatte die Fliege noch einmal aus Angst ihre zerzausten Flügel geregt.

Die Eltern näherten sich, und als die Mutter das unbedeutende Thierchen sah, zuckte sie die Achseln: „Eine Fliege! Das ist auch Etwas, um darüber Lärm zu machen,“ sagte sie, und verließ wieder das Zimmer. Der Vater lächelte stumm, nickte seinem kleinen Liebling zu, und schlich sich auf den Zehen fort, um die Fliege nicht durch Geräusch zu erschrecken.

Nun war für Ulrike eine neue Freude aufgegangen. Sie lebte nur für ihre Fliege. In der Nacht träumte sie von ihr, am Tage erwärmte sie dieselbe mit ihrem Hauch, wenn sie matt und mit zusammengeklemmten Flügeln am Fenster saß. Dann breitete das kleine Thier sie wieder aus, dann wurden sie wieder elastisch und sie flog summend zu ihrer kleinen Freundin.

Was das für eine Freunde war! Sie vergaß ihre Puppen, selbst die, welche schreien konnte; aber die Fliege — die war ja auch etwas Wirkliches, etwas Lebendiges: die war nicht nachgemacht.

So gingen Tage und Wochen vorüber. Die Liebe des Kindes zu der Fliege nahm zu. Aber eines Abends, als sie allein in der Stube und ganz still an ihrem Tische saß, hörte sie plötzlich: „Sum! sum!“

Das ganze kleine Gesicht klärte sich auf: der Schlaf verließ die bereits halb geschlossenen Augen. Sie öffnete sie, und sah nach dem Lichte; der Ton kam von der Lampe, die auf dem Tische stand und brannte.

„Sum! sum!“ tönte es schwächer und schwächer.

Das war die Fliege, die, von dem Glanze verlockt, sich in der verrätherischen Schlinge verirrt, und nun nicht wieder herausfinden konnte. Die Lampe war weder groß noch prächtig, aber sie hatte doch eine schöne weiße Kuppel. Auf diese starrte Ulrike mit unverwandtem Blick, denn das Summen der Fliege kam von daher. Plötzlich sah sie drinnen einen kleinen schwarzen Punkt, der bewegte sich bald auf, bald nieder.

„Sum! sum!“ klang es ersterbend — ja, das war die Fliege! Sie sah sie, wie sie noch vergebens eine Anstrengung machte, mit den Flügeln schlug und dann todt auf den Tisch herabfiel.

Da stieß Ulrike einen Schmerzensschrei aus und legte schluchzend den Kopf auf ihre Arme.

Die Mutter stürzte von der einen, der Vater von der andern Thür herein.

„Was ist geschehen?“ fragten Beide.

Ulrike erhob ihren Kopf, aber zeigte nur im stummen Schmerz nach der todten Fliege.

Die Mutter beugte sich nieder, sah die Fliege, die mit ausgebreiteten Flügeln dalag, und rief halb zornig, halb lachend aus: „Eine Fliege! Sie nahm sie bei den Flügeln, und warf sie in den Ofen. Aber der Vater näherte sich dem Kinde, erhob liebevoll den kleinen gebeugten Kopf, und ließ sie stillschweigend ausweinen. Dann trocknete er ihre Thränen, küßte ihre Augen und sagte sanft:

„Wenn Du einmal groß werden, und in die Welt hinaus kommen wirst — wenn Dich dann ihr verlockender Glanz mit gaukelnder Macht zu sich hinüberziehen will, dann, Ulrike, dann denke an die kleine Fliege!“

Und es rührte sich etwas Ernstes in dem Herzen des Kindes.

War das der Klang von der freundlichen Stimme des Vaters? War das sein durchdringender Blick? — Sie sah ihn mit ihren großen, gedankenvollen Augen an, und er las darin, daß er in des Kindes Brust ein Samkorn gepflanzt, das wachsen würde und blühen und Frucht tragen.

Ulrike vergaß niemals die Fliege.

(Fortsetzung folgt.)

Der große Generalstab der preußischen Armee.

(Aus der Köln. Zeitung.)

(Schluß.)

Wenn irgend etwas bei der zukünftigen Militäreinheit Norddeutschen Bundes unbedingt durchgesetzt werden muß, so ist es ein gemeinsamer Generalstab für alle Kontingente, in welchen fortan kein Offizier eintreten kann, der nicht einen bestimmten Kursus auf einer großen, gemeinsamen Generalstabsschule durchgemacht, ein strenges Examen gut bestanden und praktischen Dienst bei verschiedenen Truppentheilen gethan hat. Wer früher deutsche Bundes-Armeekorps mit etwa einem halben Dutzend verschiedener Generalstäbe und der heillosen Konfusion, die sie hervorbringen, gekannt hat, der weiß, wie vollkommen unlänglich derartige Truppen zu einem Kriege gegen irgend eine größere konzentrirte Armee, wie es z. B. die preußische, französische oder russische ist, gewesen sein würden. Die Thaten der Reichs-Armee haben dieß auch zur Genüge gezeigt.

Wir sprachen vorhin die Ueberzeugung aus, daß der preußische Generalstab in der Gesammt-Ausbildung seiner Offiziere jetzt den höchsten Rang in Europa einnehme, und glauben, daß seine Leistungen während dieses letzten Feldzuges dieses Lob gerechtfertigt haben. Es ist viel, sehr viel in den verschiedenen Abtheilungen des großen Generalstabes in Berlin vor dem Kriege und während desselben gearbeitet worden. Vom frühen Morgen bis oft in den späten Abend waren die einzelnen Bureaux mit emsigen Offizieren angefüllt, die entweder über große Landkarten gebeugt, genau alle geographischen Verhältnisse der weiten Länder vom

Digitized by Google

Rhein bis zu den Karpathen, auf denen der Krieg stattfinden sollte, studirten oder Pläne zeichneten, die besten geographischen, statistischen und militärischen Werke über alle feindlichen Länder lasen und exzerpirten; oder lange Bogen mit endlosen Zifferreihen durchrechneten, um danach die einzelnen Märsche zu bestimmen und wie viele Tausend Mann in der kürzesten Zeit und in der kürzesten Frist nach diesem oder jenem Orte hinbefördert werden könnten, ohne daß diese Märsche sich kreuzten oder es an Fourage und Munition fehle; oder aus hohen Bergen von Zeitungen aller Nationen die Nachrichten, welche etwa von Nutzen sein konnten, mühsam hervorsuchten und durch Vergleichungen ihre Wahrheit erprobten. Nur die strenge Arbeitsgewöhnung und die feste Anspannung aller Kräfte, die als unschätzbares Erbtheil Friedrich's des Großen im preußischen Volke und gar im preußischen Heere eingebürgert sind, und die zweckmäßige Arbeitseintheilung konnte es bewirken, daß diese Offiziere des Generalstabes die oft fast zu schwer erscheinenden Aufgaben, die ihnen besonders vor dem eigentlichen Feldzuge zu Theil wurden, so exakt lösten. In Oesterreich wie in Süddeutschland scheint man es sich in dieser Hinsicht weit bequemer gemacht zu haben, aber freilich waren auch die Resultate danach. Man hat in Oesterreich und besonders auch in Bayern zuletzt eine fast komische Furcht vor Spionen gehabt, überall solche oft auf die unverständigste Weise gewittert und Hunderte von gänzlich unschuldigen Personen auf die unnützeste Weise verhaftet (!). Diese übertriebene Furcht vor Spionen entstand sehr häufig aus der eigenen Unwissenheit. Weil man selbst zu indolent oder geistesbeschränkt gewesen war, um Alles, was bei der Führung des Krieges von Einfluß sein könnte, vorher genau zu studiren, konnte man nicht begreifen, daß die preußischen Offiziere dieß stets sorgsam gethan hatten, und schrieb nun häufig ihre Kenntniß aller Verhältnisse, die sie aus den Landkarten, Städteplänen, geographischen, statistischen und militärischen Werken und daraus geschöpften Kombinationen gewonnen hatten, den Mittheilungen besonderer Spione zu. Es war wirklich oft komisch, wenn man sich in Böhmen über die genaue Terrainkenntniß der preußischen Offiziere, und daß diese sich in großen Städten sogleich orientiren konnten, ohne vorher diese betreten zu haben, wunderte, als ob man dergleichen nicht aus dem Studium guter Landkarten und genauer Städtepläne hätte lernen können!

Das Generalstabsgebäude in Berlin ist von Außen ziemlich unscheinbar, kein aufgeputzter Portier empfängt den Eintretenden und auch die verschiedenen oft etwas engen Bureaux sind mit jener Einfachheit eingerichtet, welche fast alle öffentlichen Anstalten des sparsamen Staates Preußen so sehr charakterisirt. (Wie viel äußerlich großartiger und eleganter ist es in dieser Hinsicht in den Generalstabs-Bureaux zu Paris.) Aber ein reger militärisch-wissenschaftlicher Geist wohnt in allen diesen Räumen und gearbeitet wird fortwährend darin sehr viel. Es wird kein irgendwie bedeutendes militärisches, geographisches, historisches und statistisches Werk, das nur irgendwie von Nutzen für die Kriegskunst sein könnte, erscheinen, was hier nicht eifrig studirt würde, wie auch die hier aufbewahrte und häufig benutzte Sammlung von Landkarten, Festungs- und Stadtplänen eine sehr bedeutende ist. Und wenn heute der Chef des großen Generalstabes seinen Offizieren beföhle, eine militärisch-geographische Arbeit über die Krim oder Mexiko oder Algerien binnen wenigen Wochen einzureichen, so würde dieß auf eine bessere und genauere Weise geschehen, als die französischen Generalstabs-Offiziere dieß je vermocht haben, obgleich diese Länder als ihr Kriegstheater stets ein besonderes Interesse für sie hätten besitzen müssen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Offiziere des preußischen Generalstabes sämmtlich einen dreijährigen Kursus auf der Berliner Kriegs-Akademie haben durchmachen müssen, wo ein Mann wie Ritter Geographie vortrug und die bedeutendsten Professoren der Universität theilweise als Lehrer mitwirkten.

Die hohe wissenschaftliche Ausbildung des preußischen Generalstabes schreibt sich wesentlich mit aus Preußens niedrigster und doch in einiger Hinsicht wieder glänzendsten Periode von 1807—1813 her. Noch im vorigen Jahrhundert war die eigentliche Generalstabs-Wissenschaft in ihrer Kindheit, und bei den verhältnißmäßig kleinen Heeren und der Einfachheit und der Langsamkeit der damaligen Kriegsführung bedurfte man ihrer auch lange nicht in dem Maße, als dieß jetzt der Fall ist. Friedrich der Große vereinigte in seinem Kopfe allein einen ganzen Generalstab und benutzte seine Adjutanten, die er mit sorgsamer Erwägung ihrer geistigen Fähigkeiten sich auswählte, als seine Gehülfen. Seine erstaunliche Kenntniß aller Verhältnisse, verbunden mit seinen unübertrefflich genialen strategischen Plänen, trug wesentlich eben so viel, wie die todesmuthige Tapferkeit seiner Truppen dazu mit bei, daß Preußen aus diesem siebenjährigen Riesenkampfe gegen die zehnfache Uebermacht als Sieger hervorging.

Wie nach dem Tode des großen Königs, dessen Persönlichkeit die Alles belebende Sonne für Preußen gewesen war, der ganze Organismus des preußischen Staates und Heeres wieder sehr ins Stocken gerieth, so blieb auch die Generalstabs-Wissenschaft bald sehr weit hinter dem von Napoleon, diesem Regenerator der neueren Kriegskunst, geschaffenen französischen Generalstabe, der so überaus Tüchtiges leistete, zurück. So sind die Leistungen des preußischen Generalstabes in den Feldzügen von 1792—1793 in Frankreich und am Rhein, und mehr noch in dem Kriege von 1806 nur höchst mittelmäßig zu nennen. Der Friede von Tilsit, der Preußen zwar dem äußeren Umfange nach zu einem Kleinstaate herabdrückte, im Innern des Volkes aber zuerst eine Kraft entwickelte, die 1813—1815 so unermeßliche Früchte trug, schuf eine neue Periode für

den Staat und dessen Heer. Wie Stein und seine edlen Gehülfen die inneren Verhältnisse des Landes mit so großer Meisterschaft reformirten, so Scharnhorst, Gneisenau und ihre Jünger das Heer. Daß diese Männer auch besonders auf Bildung eines geistig tüchtigen, vollständig unterrichteten, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Generalstabes ihre Hauptaufmerksamkeit richteten, war selbstverständlich, und ein glücklicher Erfolg belohnte ihre Bestrebungen.

So trat denn 1813—1815 der preußische Generalstab schon ganz anders als 1806—1807 auf und darf an dem Verdienste des siegreichen Endes aller dieser Feldzüge seinen vollgültigen Antheil nehmen. Von nun an, wo ein guter Grund zu dem wissenschaftlichen Geiste im Generalstabe einmal gelegt war und hohe Offiziere, wie Wotzogen, Clausewitz, Pfuel, Grolman, Gneisenau, Boyen, Valentini, Rühle v. Lilienstern, Witzleben, Willisen und andere mehr, dem preußischen Heere zur Zierde gereichten, blieb man in Allem, was die Kriegswissenschaft anbetraf, in Berlin stets auf der Höhe der Zeit, und selbst ein fünfzigjähriger Friede, der sonst für ein Heer so leicht etwas Erschlaffendes hat, konnte hierin keine Aenderung herbeiführen.

Die reichen Früchte dieses Strebens und besonders auch die hohen Verdienste des Generals v. Moltke, des Chefs des großen Generalstabes der Armee, haben sich in den Feldzügen von 1864 und 1866 sehr vortheilhaft gezeigt.

Durch die jetzt vollzogene Einverleibung Hannovers, Kurhessens, Nassaus, Frankfurts und Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat ist dessen Generalstabe jetzt ein ungleich weiteres Feld für seine Thätigkeit als früher geschaffen worden.

Vermischtes.

In Wien ist am 8. ds. der Ordens-Provinzial der Barmherzigen Brüder, Med. und Chir. Dr. Cölestin Opitz nach längeren Leiden, 56 Jahre alt, im Konvente dieses Ordens in der Leopoldstadt gestorben. Er that sich als Oberarzt besonders 1848 hervor, namentlich auch in der Ausübung seiner humanitären Pflichten an den Verwundeten vom 28. Oktober.

[Erdstöße.] In Fiume wurden am 3. Dezember Abends gleich nach 9 Uhr zwei rasch nach einander folgende Erdbebenstöße verspürt, von denen der zweite besonders sehr stark war. Vorher wurden ebenfalls des Nachts mehrere ähnliche Stöße wahrgenommen, so daß man schon unwillkürlich auf den Gedanken verfällt, daß diese Erdschwankungen mit den in der letzten Zeit bei Santorin in der Levante stattgehabten vulkanischen Erscheinungen im engen Zusammenhange stehen dürften. Man erinnert sich nur, während der 1830er Jahre einen ähnlichen starken Stoß verspürt zu haben.

[Der vorsichtige Tischler.] Herzog Bernhard von Weimar, welcher mehrere Jahre Gouverneur von Java gewesen, mußte wegen körperlicher Leiden seinen Posten aufgeben und nach Europa zurückzukehren. Bei seiner Abreise ereignete sich, wie seine Biographie von Starklof erzählt, ein tragikomisches Intermezzo. Als der Herzog sich an Bord des Dampfschiffes „Java" begab, nahte sich plötzlich ein Tischlermeister Batavia's mit dem zudringlichen und unverschämten Antrage, ihn für einen Sarg zu entschädigen, den er bereits für den Herzog angefertigt habe. Bei der zunehmenden Krankheit des Herzogs nämlich habe er im Voraus schon einen für die Größe desselben passenden Sarg gemacht — der Herzog war, muß man wissen, einer der größten und stärksten Männer — damit dieser doch ja zur rechten Zeit fertig sei, indem sein Magazin keine Särge von solcher Größe enthalte. Nun sei aber der Herzog nicht gestorben, und einen solchen langen Sarg könne sonst kein Mensch brauchen: man möge ihm doch den Sarg abnehmen oder wenigstens eine Vergütung zufließen lassen, damit er nicht in so großen Schaden käme.

Da sich in der preußischen Armee die den Amerikanern entlehnte Einrichtung der Feld-Eisenbahnabtheilungen in dem jüngsten Kriege so ausgezeichnet bewährt hat, so soll, wie man hört, diese Einrichtung auch schon im Frieden, und zwar bei jedem Armeekorps eine solche Abtheilung ins Leben treten. Die Organisation würde sich der im Kriege bereits erprobten anschließen und noch weiter verbessert werden.

[Puderverbrauch.] Ein englisches Blatt hat berechnet, daß im Jahre 1795 allein in Großbritannien 50,000 Friseure ihre Kunst übten, welche durchschnittlich jährlich 18,250,000 Pfund Mehl als Puder verbrauchten. Aus diesem Mehl hätte man 5,300,000 Laibe Brod backen können.

Auflösung der Charade in Nr. 287:

Wer Eintracht, Ruh' und Frieden stört,
Der ist fürwahr den „Kantschuh" werth.

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von M. M.

Redakteur Gustav Kessert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 296 Freitag, 14. Dezember 1866.

Die Fliege.

(Fortsetzung.)

Später kam Ulrike in die Schule. Da sah sie Viel, was sie nie daheim gesehen — viel Gutes, aber auch Viel, was ihr leid that.

Ihre Nachbarin war ein Mädchen von ihrem Alter. Die hatte so viele schöne Sachen in ihrem Nähkästchen, das war so recht eine Freude für Ulrike, wenn ihr erlaubt wurde, das Alles zu besehen. Zuweilen durfte sie es auch in die Hand nehmen, aber das war nur selten, und diese Freude mußte sie dann noch mit dem Verlust ihres Frühstücks bezahlen, worauf die kleine Nachbarin, als Vergeltung der erwiesenen Gunst, unbarmherzig Beschlag belegte.

Was Ulrike in diesem Nähkästchen ganz besonders interessirte, war ein Schmetterling, der bald ihr Liebling wurde. Wie oft hatte ihr Auge nicht mit Sehnsucht auf diesem Kunstwerk von Perlen und Seide geweilt! Ja, sie hatte es endlich so lieb gewonnen, daß die Erinnerung an die Fliege in Betrachtung des schönen Schmetterlings gleichsam in den Hintergrund ihrer Seele getreten war.

Eines Morgens war sie ein wenig früher als gewöhnlich in die Schule gekommen. In Folge dessen war sie die Erste; aber kurz nach ihr trat ihre Nachbarin ein.

Nun begannen diese Zwei mit einander zu spielen — erst in aller Stille, aber nach und nach, ohne es selbst zu merken, ein wenig lauter; Anfangs blieben sie auf dem Fußboden, später avancirten sie auf die Bänke und schlossen mit einem Spaziergang auf den Tischen.

Plötzlich fiel etwas; das war die goldene Uhr der Vorsteherin, die immer am Ende des Tisches an der Wand hing; die Nachbarin hatte sie herabgerissen, als sie im Begriff war, einen Raben vorzustellen, der fliegend durch die Luft kommt; der eine Flügel hatte das Unglück veranlaßt.

Nun hatte sich die Freude in Thränen und Klagen verwandelt. Was sollte sie thun? Wie durfte sie sich wieder zeigen, nachdem sie solchen Schaden angerichtet?

„Komm, komm!“ rief sie, und zog Ulrike mit sich. „Wir nehmen unsere Sachen, und gehen wieder fort. Niemand hat uns gesehen. Komm, komm!“

Aber Ulrike riß sich los; sie kannte keine Falschheit. „Dann könnte ja ein Unschuldiger gestraft werden,“ meinte sie.

„Ja, gerade das ist es,“ sagte fröhlich die Nachbarin.

„Das will ich nicht,“ erwiderte Ulrike bestimmt. Da half kein Bitten und kein Drohen. Die Nachbarin mußte mit ihren letzten Waffen herausrücken: verzweifelt stürzte sie nach ihrem Nähkästchen, ergriff den Schmetterling und hielt ihn vor Ulrikens strahlenden Augen.

„Da, der ist Dein, wenn Du mitgehst!“

Das war eine große Versuchung. Die Sonnenstrahlen fielen verlockend auf die Flügel des Schmetterlings; sie glänzten und funkelnden so reizend!

Ihr Herz schlug, die Wangen glühten, die Augen strahlten, die Hand streckte sich begehrlich aus, die Finger umfaßten schon das langersehnte Kleinod, — da erschlafften sie plötzlich und lösten sich von den Flügeln des Schmetterlings; die Augen senkten sich schüchtern, und aus den langen schwarzen Wimpern perlten die Thränen.

„Sum, sum!“ tönte es in ihrem kleinen Herzen, und sie ließ die Arme sinken.

„Nimm ihn!“ rief die Nachbarin. „Nimm ihn!“

Aber Ulrike wandte ihr den Rücken, setzte sich auf einen Stuhl, und verbarg ihr Angesicht in ihre Hände. Das war ein kleiner Kampf, mit des Erwachsenen Blick betrachtet; aber er war in einem Kinderherzen, und da war er groß.

„Komm!“ wiederholte die Nachbarin. „Komm, er ist Dein!“

Doch der Schmetterling hatte seine Anziehungskraft für Ulrike verloren, sie bekannte die Wahrheit, und von diesem Tage blickte sie nie mehr nach dem Nähkästchen ihrer Nachbarin.

* * *

Später ging es mit den Eltern mehr und mehr bergab. Der Vater mußte mehrere Monate das Bett hüten; die Mutter verlor den Muth — sie gehörte nicht zu den Starken in der Stunde der Prüfung, und Alles vor ihnen sah dunkel aus.

Ein Anderer hatte den Platz des Vaters auf dem Comptoir bekommen, und er fand nirgends eine neue

Aufstellung; schwach war er auch noch, gelb und eingefallen; kraftlos wankte er umher, und streckt Ulrike in der tödtlichsten Angst die kleinen Arme aus, um ihn zu halten.

Eines Abends — das war ein schreckliches Wetter, das stürmte und regnete, die Fensterläden klapperten jammernd, und in den Birnbäumen des Gartens schrien die Eulen.

Die Mutter war verzweifelter als je; sie saß in der Dunkle, hielt ihre Hände vor die Augen und schluchzte leise.

Ulrike hatte in einem Buche gelesen. Nun erhob sie den Kopf, und sah nach der Mutter. Lautlos schlich sie zu ihr hin, legte die Arme um ihren Hals und küßte ihre Thränen fort.

Da trat der Vater herein. „Guten Abend!“ sagte er.

Verwundert sahen Beide auf; es war lange, seit er „Guten Abend“ gesagt, wenn er heim gekommen. Er blieb einen Augenblick stumm an der Thüre stehen, sie sahen ihn an, und er sah sie an. Ihre Augen standen voll Thränen und seine Augen strahlten von unterdrückter Freude. Nun sahen sie das erst, nun, da er seine Arme öffnete. Beide stürzten hinein, und er flüsterte: „Kinder, wir sind gerettet.“

* * *

Am nächsten Morgen war Leben und Bewegung in dem kleinen Hause.

Die Mutter schlug Triller wie eine junge Lerche.

Der Vater war schweigsam; er stand am Fenster und sah zum Himmel hinauf. Ulrike stand an seiner Seite und sah ihn an; unwillkürlich faltete sie ihre Hände; es war, als ob sie ein Gebet, ein Dankgebet in dem Blicke des Vaters las.

Er war seit gestern so viel verändert. Der arme Schreiber war nun einer der reichsten Männer der Stadt: der alte Kaufmann, der Onkel, der ihm nie die Hand im Leben gereicht, war nun plötzlich todt, und hatte ihm, dem einzigen Erben, sein ganzes Vermögen, sein prachtvoll eingerichtetes Haus und sein großes Geschäft hinterlassen.

Dieß war ein Sprung, ein gefährlicher Sprung — von arm zu reich! Es gehört ein fester Charakter, eine unendliche Gottesfurcht dazu, einen so unerwarteten Wechsel zu Gottes Wohlgefallen und seinem eigenen Segen zu tragen.

War es vielleicht etwas Aehnliches, was der Vater in diesem Augenblicke fühlte, als sein Blick so fröhlich und doch so ängstlich, so dankbar und doch so flehend zum Himmel aufsah? — War es das Gefühl, das einen Wiederklang in Ulrikens junger Seele fand — das sie auf einmal Freude und Wehmuth fühlen ließ und sie fast zu Thränen brachte?

Aber die Mutter war froh. Sie sang, sie jubelte und kam Ulrikend herein.

„Nun, kleine Ulrike, nun sollst Du singen, tanzen und spielen lernen. Du sollst in Sammt und Seide gehen, Du sollst die vornehmsten Freundinnen haben. In einer Woche ziehen wir in unsere neue Heimath. Dann soll das Alte vergessen sein, und wir werden nur leben, um das neue Leben zu genießen.“

Der Vater schwieg und sah mit bekümmerter Miene nach dem Kinde. Es kam Ulrike vor, als verlösche ein Stern in seinem Blicke. War es der Stern der Freude?

„Sum! sum!“ sagte es in ihrem Herzen, und sie dachte an die Fliege.

* * *

Die Woche ging vorüber. Der Tag kam, wo man in die neue Heimath ziehen sollte.

Der Vater war ernst, die Mutter trillerte und Ulrike weinte.

Da nahm der Vater das Kind bei der Hand; sie gingen in den kleinen Garten hinab, und nahmen Abschied von jedem Busch, von jedem Baum, von jeder Pflanze. Und der Vater sagte: „Denke an unsere frühere Armuth und an unser früheres Glück!“

Aber in der Stube stand die Mutter. Sie betrachtete die dürftigen Möbel, die sie einmal so schön gefunden hatte; ein höhnisches Lächeln umspielte ihre Lippen, und als der Vater und das Kind wieder hereintraten sagte sie: „Es ist das Beste, daß Du, wenn wir erst aus dem Hause sind, den ganzen alten Trödel hier zu verkaufen suchst; der würde für unsere neue Heimath schlecht passen.“

Der Mann sah sie an — es war ein langer ernster Blick, dann nahm er seinen Hut und verließ die Stube. — Einige Stunden später stand das kleine Haus öde und verlassen. Jahre zogen an ihm vorüber und rüttelten an seinem Dache.

(Schluß folgt.)

Ein Journalisten-Jubiläum.

Wien, 4. Dezember.

Das von den Journalisten und Schriftstellern Wiens zu Ehren des Journalisten und Landtagsabgeordneten Kuranda an dessen fünfundzwanzigjährigem Journalisten-Jubiläum veranstaltete Festmahl fand gestern Abends in dem festlich geschmückten Salon des Hotels zum „goldenen Lamm“ statt. Die Feier war, wie vorauszusehen, eine allgemeine und herzliche, aber auch bedeutungsvolle. Es hatten sich weit über 100 Journalisten und Schriftsteller eingefunden; nie war eine Generalversammlung der „Konkordia“ so vollzählig, als jene aus Anlaß des gestrigen Festes. Man feierte Kuranda mit dem Besten, was man bieten, ihm reichen konnte; mit dem Gedanken, dem Worte,

Der Präsident der „Konkordia", Dr. Wittelshäfer, brachte den ersten Toast auf Ignaz Kuranda. Er schilderte in seiner Rede Kuranda's Laufbahn, seine Kämpfe und Erfolge, seine Leiden und Freuden, wurde oft von der Zustimmung der Anwesenden unterbrochen, und schloß unter lautem Beifall.

Kuranda wurde, als er sich hierauf zum Sprechen erhob, mit einem nicht enden wollenden Sturm von Applaus begrüßt. Er war so gerührt, daß er, Thränen im Auge, die ersten Worte nur mit zitternder Stimme hervorbrachte. Er sagte:

„Erlauben Sie mir, vor Allem den innigsten Dank auszusprechen für die ehrenvolle Auszeichnung, für das freudige Fest, welches Sie mir heute bereiten. Verzeihen Sie mir! Ich bin derlei freudige Bewegung nicht gewohnt. Ich habe einen mühevollen, dornenvollen Kampf auf meiner schriftstellerischen Bahn sehr oft gegen Parteien und Parteistellungen durchzumachen gehabt, und ich bin der Dornen viel mehr gewohnt als der Rosen. Daher verzeihen Sie mir, wenn mein Haupt sich beugt unter den Kränzen, die Sie mir bieten. Gönnen Sie mir ferner, um mich zu erholen, daß ich die Ehren des heutigen Tages von mir ablenke, und auf ihren wahren Werth zurückführe; gönnen Sie mir, daß ich die Personen aus dem Spiele lasse, und von uns, von unseren Bedürfnissen, von unserer Thätigkeit, von unseren Zielen, von unseren Hoffnungen spreche. (Beifall.)

Eine Versammlung, die sich um den Tisch eines Verwandten vereinigt, um seine silberne oder goldene Hochzeit zu feiern, feiert im Grunde nur das Fest ihrer Zusammengehörigkeit, feiert das Seelenfest ihres Wachsthums, ihrer Größe, ihrer Liebe, ihrer Freundschaft. Und so, meine Herren, ist auch unser heutiges Fest. Das muß und soll seine wahre Grundlage sein. Die Zusammengehörigkeit der Mitglieder jener großen und mächtigen Familie, welche die öffentliche Presse bildet, sie wird heute hier gefeiert. Zu diesem Feste gibt die vor fünfundzwanzig Jahren erfolgte Gründung eines damals noch obskuren Journals nur die äußere Veranlassung. Darin, meine Herren, liegt die Bedeutung dieses Festes, wie ich sie mir denke und wie ich sie fühle. (Beifall.)

Wenn wir die Geschichte der Presse in Oesterreich seit den letzten 25 Jahren betrachten, wenn wir die kümmerlichen Anfänge, die zahllosen Mühseligkeiten, die unendlichen Kämpfe, die sie zu bestehen hatte, vergleichen mit dem Bilde von Kraft, Fülle und Macht, welches sie heute darbietet, so glauben wir wahrhaftig vor einem Wunder zu stehen, und wir sehen vor uns — eine seltene Entwickelung der geistigen Kultur in unserem Vaterlande — ein Wunder, welches das zurückgebliebene Mitglied der europäischen Kultur vollkommen verwandelt hat.

Meine Herren! Wir haben Alle aus unseren geschichtlichen Studien die Thätigkeit jener berühmten niederländischen Wassergeusen in Erinnerung, welche es wagten, mit ihren hölzernen Schiffen untergeordneter Art der großen mächtigen Flotte Spaniens, der Macht und dem finsteren Geiste Widerstand zu leisten. Und der Herr, der die Freiheit liebt, krönte dieses Werk, und diese gebrechlichen Fahrzeuge wurden zu einer der größten Flotten der Welt, welche auf den Mastbäumen ihrer Fahrzeuge den Besen aufpflanzte, zum Zeichen, daß sie mit einem Besen das Meer, ihr Vaterland, befreien wolle von allen seinen Feinden. Meine Herren, das ist das Bild der österreichischen Presse! (Lebhafter Beifall.) Auch sie, Anfangs nur ein gebrechliches Fahrzeug, auch sie hat ihre Schiffe langsam und mühselig gezimmert, unter Stürmen zusammengefügt und ist endlich zu einem Geschwader geworden. Auch wir haben den Besen auf unseren Fockmast gebunden und fegen damit die festive „freie Bahn" frei, damit sie zur wirklichen Bahn der Freiheit werde! (Stürmischer Beifall.)

Meine Herren! Wir haben noch nicht zu triumphiren, noch nicht zu jubeln. Wir stehen am Beginne einer neuen Epoche voller Prüfungen, voll neuer Kämpfe, voll unsicherer Zustände. Unsere Verbindung mit Deutschland ist äußerlich wenigstens unterbrochen, und wie schwach sie auch war, immer war sie doch ein Gegengewicht gegen die Bestrebungen jener mächtigen Parteien, die uns noch immer zurückführen wollen in die Gedanken und Traditionen jener Zeit, wo Oesterreich mit Spanien verbunden war. (Beifall.) Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich auch heute wieder von dieser mich stets bewegenden deutschen Sache spreche. Sie ist der rothe Faden meines ganzen Lebens, meiner ganzen schriftstellerischen Arbeit. Wenn ich diesen rothen Faden verliere, dann bin ich ein Nichts, ein Schemen! Als ich vor 25 Jahren als ein unbekannter junger Mann die Wochenschrift gründete, von der heute wiederholt die Rede war, da gab ich sogleich meinen Wunsch und meine Tendenz in den Titel. Die „Gränzboten" sollten als Boten vermittelnd zwischen den Gränzen Deutschlands und Oesterreichs wirken. Und als es mir wieder gestattet wurde, in die Heimath zurückzukehren, da ergriff mich wieder der nämliche Gedanke und ich gründete eine Zeitung, wo ich wieder den deutschen Gedanken gleichsam als die Flagge in den Titel verlegte. (Beifall.) Nun, meine Herren, im Herbste meines Lebens, wo ich als Veteran am Abend meiner schriftstellerischen Thätigkeit bin, muß ich mir heute mit Trauer sagen, daß in dem Webestuhle, an dem ich 25 Jahre gearbeitet habe, die Fäden sich verwirrt haben, ja manche zerrissen wurden.

Man kann über die praktische Bedeutung der Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland verschiedener Ansicht sein, aber darüber kann kein Zweifel walten, darüber muß man einig sein, daß die Gemeinsamkeit der gesammten Arbeit: die Gemeinsamkeit des Geistes, die Gemeinsamkeit des Volkes mit Deutschland nimmer

und nimmer unterbrochen, unterbunden werden darf. (Beifall.)

Erlauben Sie mir, zum Schlusse zu kommen. Erlauben Sie mir, daß ich mein Glas ... mit dem Weine fülle, der deutsch ist ... daß ich Ihnen meinen Toast mit jenem Rebensaft zutrinke, der auf den Bergen und auf den Hügeln wächst, wo die Besten des deutschen Stromes sich erheben, der eine unzerstörbare Verbindungslinie mit unserem deutschen Mutterlande bildet.

Ich bringe einen Toast auf die Gemeinsamkeit des deutschen Geistes, auf den ununterbrochenen Zusammenhang der deutschen Schriftstellerwelt mit der österreichischen; ich trinke auf die Befestigung dieses Bandes und auch, meine Herren, auf die Befestigung des Bandes unter uns, den Schriftstellern Oesterreichs. Mögen wir die häuslichen Wirren eine zeitlang beiseite lassen oder wenigstens in den Hintergrund stellen. Es gibt höhere Ziele, höhere Errungenschaften, höhere Kämpfe. Meine Herren, betrachten Sie diesen schönen und seltenen Abend als das Symbol einer größeren Einigkeit. Rufen wir wieder: „Concordia soll unsere Losung sein, und dreimal Hoch die „Concordia!" Hoch! Hoch! und Hoch!"

Donnernde Beifallsrufe antworteten diesem Toaste.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstzustände.

[Belohnte Geradheit.] In der Schlacht von Sodowa zeichnete sich ganz besonders eine sächsische Batterie durch die mörderische Wirkung ihres Feuers aus. Der sächsische Kronprinz, welcher die Arbeit dieser Batterie aus der Ferne beobachtet hat und davon ganz entzückt ist, sendet seinen Adjutanten dahin, um nach dem Namen des Kommandanten dieser Batterie zu fragen. Dieser äußert sich: „Sagen Sie Sr. k. Hoheit, das sei der Hering, welcher bereits fünfmal im Avancement übergangen worden." Kurze Zeit darauf erscheint der Kronprinz bei der Batterie, nimmt seinen Orden ab, heftet denselben dem Hauptmanne Hering an und ernennt denselben auf der Stelle zum Major.

Eine merkwürdige Verwendung der Elektrizität hat man in Paris, im Theater der Porte-St.-Martin, in dem berühmten Stück: „Die Pariser zu London" gemacht. In einer der Scenen tritt eine Anzahl Mädchen auf mit Lichtkronen auf dem Haupte, die aus einem Metallbande bestehen, welches in gewissen Momenten mit einer galvanischen Batterie in Verbindung gebracht wird. Mittelst mehrerer für den Zuschauer unsichtbarer Drähte wird im Laufe des elektrischen Stromes eine Reihe von Brechungen herbeigeführt, so daß, wenn Berührung mit der Batterie hergestellt ist, eine Anzahl von Lichtpunkten an der Krone zum Vorschein kommt, welche ihr das Ansehen geben, als ob sie mit Sternen besetzt sei. Dem „Droit" zufolge fand am anderen Tage während der Darstellung dieser Scene in Folge einer Unordnung in den Drähten, ein Unfall statt, indem eine der unglücklichen Tänzerinnen den elektrischen Strom durch ihren Kopf erhielt, mit einem heftigen Schlage, daß sie zu Boden fiel.

Als neulich im Theater zu Frankfurt bei der Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" Shylock sagte: „Ich muß ein Pfund Fleisch haben!" rief ein biederer Sachsenhäuser von der Gallerie herunter: „Un 8 Stück Cigarren!"

Signora Ristori spielt jetzt in Amerika mit bei spielloser Erfolg. In New-York trat sie 26mal auf und die Einnahmen betrugen 70,000 Dollars. Ei weitere Vorstellungen in Boston und eine in Providenc ergaben 30,000 Dollars, so daß in wenig mehr al sieben Wochen 100,000 Dollars ausgegeben wurde um eine Künstlerin in fremder Sprache deklamiren z hören.

Auflösung der Charade in Nr. 288:

I.

Vor Zeiten stand das Hochgericht,
Der „Galgen" auf den Höhen,
Daran am „Strick" der Delinquent,
Man stets konnt' baumeln sehen.

Doch würden alle „Galgenstrick"
Zu jetz'ger Zeit gehangen,
So würde man auf jedem Berg,
'nen Galgen sehen prangen.

M. B.....n.

II.

Die „Galgen"-Zeit ist zwar vorbei
Mit ihren düst'ren Henkersbildern,
Doch gibt's noch Sagen vielerlei,
Die uns die harte Vorzeit schildern.

Auch manches Schlagwort blieb zurück,
Aus jenen strengen alten Tagen,
So auch das Wörtchen „Galgenstrick"
Muß hier des Räthsels Lösung tragen.

J. W.....l in Klingenberg.

Redakteur Gustav Meissel. — Druck und Verlag der L. Mallander'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 297 Samstag, 15 Dezember 1866.

Die Fliege.

(Schluß)

In dem vornehmen Stadtviertel lag ein großes graues Haus, das sah aus, als gehöre es sehr wohlhabenden Leuten. Hier wohnte der frühere Komptoirist, der jetzige Kaufmann.

Das Innere des Hauses übertraf noch das Aeußere. Damastwände mit Vergoldung, Kronleuchter, Vasen, Lampen, Lehnstühle, Teppiche und Gypsfiguren waren dort.

Es war fast zu viel und erzählte von mehr Reichthum als Geschmack.

Die Frau hätte gern noch mehr angeschafft, sie konnte nicht genug bekommen, aber der Kaufmann widersetzte sich dem, er wollte nicht die glänzende Trödels-Kammer noch reicher machen.

Ulrike war nun konfirmirt worden. Sie war eben so hübsch als gut, eben so unschuldig als anmuthig. Sie kam viel aus, in Gesellschaften, auf Bälle und in das Theater, aber sie wußte sich von Allem das Gute herauszunehmen, so daß sie immer gewann und niemals verlor.

Die Mutter hatte sich sehr, wenn auch nicht zu ihrem Vortheil, verändert. Die Nase, welche allezeit aufstrebend gewesen, erhob sich zu den Wolken. Das Seidenkleid rauschte, wenn sie durch die großen, prachtvollen Säle ging, und Hochmuth war in ihr — der saß und leuchtete in ihren Augenwinkeln.

Der Vater war still, wie immer. Mitunter, wenn er in sein mit Schreibern wohlbesetztes Komptoir trat, wenn auf seinem Pult eine Geldsumme nach der andern aufgehäuft lag, konnte ihm wohl der Versucher durch das Herz fahren, das Blut konnte ihm zu Kopf steigen, der Nacken sich zurückbeugen und ein Lächeln, nicht ganz frei von Hochmuth, um seine Lippen spielen; aber dann ließ er die Hand beruhigend über die Stirn gleiten, ergriff seinen Hut und eilte hinaus. Er blieb lange fort, aber wenn er sich wieder zeigte, war der Versucher verschwunden, und das demüthige, dankbare Herz von alten Tagen spiegelte sich wieder in seinen Zügen.

Gut, schön und reich, wie Ulrike war, hatte sie Freier in Menge, junge und alte, reiche und arme — ja Freier aus den höchsten Ständen, denn Geld ist das Zauberwort, das alle Herzen öffnet und auf allen Lippen wohnt.

Aber Ulrike liebte Keinen.

Da machte sie eine neue Bekanntschaft — einen jungen, liebenswürdigen, schönen Grafen; sie traf ihn auf einem Balle, später auf einem andern, und endlich ließ er sich bei ihren Eltern einführen. — Das war versuchend: Schönheit, Liebenswürdigkeit und Aussichten, eine Gräfin zu werden!

Die Mutter war nahe daran, vor Stolz zu bersten. Da hieß es der Graf hier und der Graf da. Aber noch hatte er nicht geworben.

Der Vater schwieg. Das Blut stieg ihm zu Kopf, der Nacken ward zurückgeworfen, das Lächeln spielte um die Lippen; aber schnell glitt die Hand über die Stirn. Der Hut wurde ergriffen, und hinaus zur Thür war er.

„Liebst Du den Grafen?“ fragte die Frau.

Ulrike erröthete; es war ja so schön, so liebenswürdig.

„Du liebst ihn!“ sagte die Mutter triumphirend.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Ulrike zögernd.

„Du liebst ihn“, wiederholte die Mutter bestimmt, „und selbst wenn es nicht geschähe — er ist ein Graf; Du wirst Gräfin werden und ich — Deine Mutter!“ Sie preßte die Hände gegen ihre Brust; sie konnte all' den Triumph nicht bergen.

Später kam der Vater. Ulrike war allein. Er setzte sich an ihre Seite, nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen mit seinem alten Blick. „Liebst Du den Grafen“, fragte er eindringlich.

Ulrike erröthete.

„Sage es Kind, liebst Du ihn?“

„Ja“, flüsterte Ulrike.

Er sah sie mit einem schmerzlichen Blicke an. „Glaubst Du, er liebt Dich?“

Ulrike sah verwundert, ja bestürzt, auf ihren Vater.

„Du bist reich“, flüsterte er mit Anstrengung, „und daß Graf B. etwas darauf gibt, diese Eigenschaft bei seiner Braut zu finden, das hat er gezeigt. — Ulrike, mein Kind, mein liebes Kind, wenn ich Deine Augen öffne, wenn ich Dich klar sehen lasse, was Dir Schmerz,

Digitized by Google

viel Schmerz verursachen wird, so geschieht es nur, weil ich weiß, daß dieser Schmerz nichts im Vergleich mit dem ist, welchen Du in Zukunft fühlen würdest, wenn ich jetzt auch Schwachheit, aus Furcht, Dir Kummer zu machen, schwiege. — Ulrike, Graf B. war vor wenigen Jahren mit einer jungen Dame verlobt, die sich im Hause einer alten, sehr reichen Tante aufhielt, die sie, wie das Gerücht behauptete, beerben sollte. Aber als die Tante starb, und das Testament geöffnet wurde, zeigte es sich, daß das ganze Vermögen der Kirche zugefallen war. Ihrer Nichte hatte sie nur eine jährliche Leibrente gesichert, die für die früher so warme Liebe des Grafen nicht ausreichend war; er kam zu der Erkenntniß, daß er sich in Bezug der Gefühle zu seiner Braut geirrt, daß es nicht Liebe, sondern nur Freundschaft war, die er für sie empfunden, und in Folge dessen ward die Verlobung aufgehoben. — Ulrike, Du bist reich, mein Kind!" er schloß sie zärtlich in seine Arme; sie war leichenblaß geworden und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Reich!" — Sie faltete die Hände und sah bittend nach dem Vater.

Er kämpfte, küßte ihre Stirn und verließ still das Zimmer.

Am nächsten Tage kam der Graf.

Ulrike war allein. Bleich und ernst saß sie am Fenster, als er eintrat.

„Ulrike," sagte er, und setzte sich an ihre Seite, „ich habe mit Sehnsucht diesen Augenblick erwartet, wo ich ohne Zeugen Ihnen mein Herz eröffnen, Ihnen sagen kann, daß Sie das Ziel aller meiner Wünsche, meiner schönsten Träume, meiner besten Gedanken sind, daß Sie Alles sind, was mein Herz begehrt, daß ich Ihnen sagen kann, wie ich nicht das Leben, nicht die Hoffnung, nicht die Freude gekannt, ehe ich Sie gesehen, Ihnen sagen kann, wie hoch, wie inniglich ich Sie liebe. — Ulrike, meine Zukunft, mein Glück, mein Leben liegt in Deinen Händen; kannst Du meine warme, meine treue Liebe erwidern? Kannst Du mir Dein Herz schenken, wie Dir das meine für Zeit und Ewigkeit gehört? Liebst Du mich, Ulrike?"

Sie lauschte; die Stimme war so weich, so bittend; sie konnte nicht anders — sie mußte lauschen.

„Liebst Du mich? Willst Du mein sein?"

Wie eine geknickte Blume beugte sie das Haupt; sie war nicht mehr sie selbst. „Ja", sagte es in ihrem Herzen. „Ja, ja! — Es stieg höher und höher; es berührte schon die Lippen; da tönte es: „Sum, sum!"

Ulrike zitterte, sie erhob wieder das Haupt.

„Die Fliege! Die Fliege!"

Sie wand sich hastig aus den Armen des Versuchers und rief mit verzweifeltem Muthe: „Nein, nein! Ich liebe Sie nicht!"

* * *

Monate gingen vorüber. Ulrike war blaß und still. Der Vater war es auch. Die Mutter schalt, war hart und bitter; sie konnte es nicht vergeben, daß der Graf nicht ihr Schwiegersohn geworden war. Ihre böse Stimmung nahm mit jedem Tage zu, und drohte, über alle Gränzen zu gehen. Da sagte der Vater:

„Komm', wir wollen einen Gang machen." Das ward so ernst gesagt, daß sie stillschweigend folgte. Arm in Arm gingen sie die Straße hinauf, eine andere hinab und wieder eine dritte hinauf. Sie standen vor dem kleinen Hause, das sie ganz vergessen, und in ihrem Herzen ausgelöscht hatte.

Stumm nahm er einen Schlüssel und öffnete die Thür. Beide traten ein.

Eine Stunde später knarrte die Thür wieder in ihren rostigen Angeln. Beide traten heraus. Die Mutter war bleich und verweint; der Vater sah unendlich mild und zufrieden aus. Er nahm den Schlüssel, reichte ihr ihn und sagte: „Da, nimm ihn, und brauche ihn, wenn der Versucher kommt; das ist ein sicheres Heilmittel gegen das Böse."

Sie ergriff ihn mit krampfhafter Heftigkeit.

Und nun gingen sie wieder Arm in Arm die Straße hinauf.

* * *

Einige Monate nachher saßen alle Drei in der Wohnstube. Die Mutter war so sanft geworden, so freundlich, seit dem Besuche in dem verschlossenen Hause, daß sie nicht wieder zu erkennen war. Das Antlitz des Vaters strahlte von Zufriedenheit und Ruhe. Ulrike war bleich, aber fromm und freundlich, wie immer.

Der Vater las in einer Zeitung. Plötzlich fiel ihm das Blatt aus der Hand; mit einem unbeschreiblichen Ausdruck erhob er den Blick zum Himmel und faltete seine Hände zu einem stillen, innerlichen Gebet.

Die Mutter ergriff hastig das Blatt und las — aber ließ es dann mit einem Ausdruck gemischter Freude, Kummer und Scham aus den Händen fallen.

Auch Ulrike ergriff es, las, erblaßte, las wieder und sah auf zum Himmel.

„Sum, sum!" sagte das. „Sum, sum!"

Sie nickte stumm, trocknete ihre hervorquellenden Thränen, und wandte dankbar den Blick zu dem Vater. Die Mutter that nun auch dasselbe.

Er sah sie Beide an, sah sie mit einem unbeschreiblichen Blicke an, sagte nichts, aber öffnete seine Arme.

Im Blatte stand:

„In diesen Tagen ist Graf B. wegen falscher Wechsel gefangen gesetzt worden."

Nun ist die Geschichte des kleinen Hauses aus, und der Erzähler wünscht, daß jeder Leser an die Fliege denke, wenn es glänzt und lockt in der falschen Welt draußen, daß Jeder sich ein kleines Haus bauen möchte, einen Tempel der Demuth im eigenen Herzen, wo er sich einschließen kann, wenn der Versucher klopft.

Digitized by Google

Ein Journalisten-Jubiläum.

(Fortsetzung.)

Kaum waren diese Beifallsrufe verhallt, als eine Studenten-Deputation im Saale erschien, um den Jubilar Namens der Wiener Studentenschaft zu beglückwünschen.

Der Sprecher der Studenten, Dᵃᵈ. Jur. M. Höfliuger, Altbursch der „Silesia", richtete an Kuranda beiläufig folgende Worte:

„Hochverehrter Herr! Wir sind gekommen, um im Auftrage der beim Festabende des akademischen Lesevereins fast vollzählig versammelten Studentenschaft Wiens Ihnen unseren Glückwunsch zu überbringen, den innigen Wunsch, daß Sie noch lange, wie bisher, treu und offen für Deutschthum und Bildung, für der Völker unverlorenes Recht wirken mögen, den Wunsch, daß bald der Tag kommen möge, wo Ihre Worte nicht bloß im Volke, nicht bloß in der Jugend begeistertes Echo finden, sondern auch die irdischen Götter nimmer taube Ohren haben. Zunächst aber haben wir die frohe Mission, Ihnen, Herr Doktor, zu sagen, daß die dort versammelte Studentenschaft so eben jener Männer gedacht hat, die mit scharfem Worte und mit scharfem Geiste das Vaterland aus dem Schlamme der ererbten Uebelstände erretten wollten; Ihnen zu sagen, daß die Jugend mit der Begeisterung, die ihr schönstes Prärogativ ist, jener Männer gedacht hat, die für Licht und Freiheit, für Wahrheit und Recht so mannhaft einstanden. Wir wollen Ihnen sagen, daß die Studentenschaft Wiens ihrer Tradition nicht untreu werden wird, jener Tradition, die sie seit dem Augenblicke, als der erste Strahl der Reformation in die österreichische Nacht hereinstel, zu treuen Vorkämpfern werden ließ gegen die Verdummung, gegen die Lüge. Wir wollen Ihnen, meine Herren, sagen, daß, wenn im Landtage die Universität gegen Sie stimmte, die universitas disantium einmüthig auf Ihrer Seite steht, daß Sie für das freie Wort, dem ja einst, wie der Dichter singt, vorkämpfend die Universität die Spangen sprenzte, noch einen treuen Widerhall in ihren Herzen hat, daß sie eine treue, junge Garde sein will dem vormärzlichen Jung-Oesterreich. Darum, meine Kommilitonen, bringen wir unser Hoch den Männern des freien Wortes, ein Hoch der freien, kühnen That!"

Die Versammlung jubelte und trank den Studirenden zu.

Kuranda antwortete ihnen:

„Das wären schlechte Männer des Gedankens, das wären schlechte Volksvertreter, die nur der Vergangenheit ihr Auge zuwenden, und die nicht als Feld für ihre Arbeit die Jugend betrachten würden. Die Jugend, meine Herren, und ihr Wohl, ihr die Zukunft zu gründen, das ist, meine Herren, der wahre Beruf der Volksvertreter. Wir Alten haben ein hartes Leben und ein zum Theil in der Unfreiheit verwelktes Leben hinter uns. Der Jugend gehört der Frühling, und Heil uns, wenn wir diesen Frühling vorbereiten können. (Beifall.) Unsere Sympathieen sind für Sie. Bringen Sie diese Worte ihren Auftraggebern". Der Beifall, welcher von allen Seiten des Saales ertönte, gab diesen Worten lebhafte Bestätigung.

Hierauf sprach ein zweiter Student:

„Die Worte, die Sie uns so eben zugerufen haben, sie finden in unseren Herzen ihren Widerhall. Nicht maßen wir uns an, uns mit Ihnen auf eine gleiche Stufe zu stellen. Aber da es ein Vorrecht der Jugend ist, sich ein Ideal zu suchen, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß wir für Sie stets begeistert sind, und daß in den späteren Tagen, wenn wir selbst in den Kampf des Lebens hinaustreten werden, wir uns stets erinnern, daß Sie im Kampfe für Freiheit und Recht, das Deutschthum und deutsche Gesittung unserer Vorbilder waren, und daß wir nichts sind, als die Erben Ihrer Thätigkeit. Wenn wir auch politisch von Deutschland getrennt sind, so sind doch die Gedanken stets zollfrei. Stets werden wir uns an dem Gedanken erheben, daß das Land deutsch sein will und deutsch sein soll." Lebhafte Zurufe ertönten von allen Seiten. Hundert Hände und hundert Gläser streckten sich den Abgeordneten der Studenten entgegen. Als sie den Saal verließen, tönten ihnen laute Rufe nach.

Der Vorsitzende, Wittetshöfer, erhob sich hierauf zu dem folgenden Toaste: „Meine Herren! Wir sind so glücklich, hier nicht blos wirkliche Mitglieder, sondern auch Ehrenmitglieder der „Concordia" versammelt zu sehen. Zu den hervorragendsten der Ehrenmitglieder nicht nur der „Concordia", sondern der Stadt Wien, zu dem ersten Bürger unter den ersten zählt Herr Dr. Zelinka. Unser hochgeehrter Bürgermeister Dr. Zelinka hoch!" (Lebhafter Beifall.)

Dr. Zelinka antwortete: „Zur Einleitung muß ich vorausschicken: ich bin kein Redner und werde mich in wenig schlichte Worte fassen. Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Entgegenkommen und habe nur eine Bitte daran zu knüpfen. Wenn Sie meine Stellung befestigen wollen, so muß ich Sie um Ihren Beistand bitten, und ich hoffe, wenn Sie meinen guten Willen berücksichtigen, werden Sie mir Ihren Beistand nicht versagen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lebensversicherungen.

(Ein Wort an die Herren Vertreter der Kommunen.)

Wenig Menschen dürfte es geben, denen es nicht schon begegnet, daß sie noch gestern einen Freund oder

doch Bekannten wohl und munter gesehen und Tags darauf gehört, der gesunde und rüstige Mann sei plötzlich gestorben. Unwillkürlich drängt sich beim Eintritt eines derartigen Ereignisses auch dem Nichtphilosophen die Betrachtung auf, wie so leicht geschürzt der Knoten ist, an welchem das menschliche Leben hängt, wenn gleich der Eindruck meist ein vorübergehender, der bald durch dieses oder jenes Andere verdrängt wird.

So ist es wenigstens in einzelnen Fällen, tritt indessen die Sterblichkeit aus ihren normalen Verhältnissen heraus, tritt wie in diesem Jahre eine Seuche auf, welche Tausende von gesunden Menschen ohne Unterschied des Alters hinwegrafft, dann tritt auch die Mahnung ernster an die Menschheit heran, jeden Augenblick bereit zu sein, das Diesseits mit dem Jenseits zu vertauschen. Dann bemächtigt sich eine gewisse Aufregung des Menschen, und wer vermöchte auch kalt zu bleiben, wenn ihm in den von der Seuche heimgesuchten Orten auf jedem Schritt die Zeichen ihrer Verheerung entgegentreten, wer vermöchte kalt zu bleiben, wenn er den endlosen Jammer der Hinterbleibenden sieht; und doch denkt der größte Theil in diesen Stunden nur an die Möglichkeit des eigenen Todes und wenige an das oft so traurige Schicksal derer, welche sie in Noth und Sorgen zurücklassen würden. Greift der Tod nach dem Haupt der Familie, dann werden die Thränen zunächst um den Verlust des theuren Dahingeschiedenen fließen, doch kaum versiegt, wird sich in den meisten Fällen zu ihnen der herbe Schmerz um den Verlust des Ernährers gesellen, denn wie gering ist verhältnißmäßig die Zahl derer, welche nach dem Tode ihre Familie versorgt zurücklassen. Die Zeit, die alle Wunden heilt, sie mildert auch den Schmerz, die Trennung, selten aber ist sie im Stande, die Noth zu mildern, welche durch den Tod des Ernährers in die Familie eingezogen, und je mehr das Bild des Dahingeschiedenen erblaßt, werden Gefühle verschiedener Art in die Brust der Zurückgebliebenen einziehen, entweder die dankbare Erinnerung für die Fürsorge über das Grab hinaus oder ein trauriges Gefühl des Verlassenseins, an welches sich in vielen Fällen die Frage reihen wird, „war es ihm nicht möglich, diese Noth von uns abzuwenden?

Wohl wäre es in den meisten Fällen möglich gewesen, aber der Verstorbene hat das Mittel dazu verschmäht oder aus Unkenntniß liegen lassen, das einzige Mittel zu der von der Lebensdauer unabhängigen Versorgung der Familie, die Lebensversicherung. Es ist über die Vortheile der Lebensversicherung für die einzelnen Stände schon so unendlich viel, auch schon in diesem Blatte geschrieben worden, daß wir nach dieser Richtung von einer Wiederholung absehen können, das beste Zeugniß für den unschätzbaren Werth der Lebensversicherung liegt in den von deutschen Gesellschaften in verhältnißmäßig kurzer Zeit erzielten ungeheuren Resultaten. Die Zahl der in Deutschland am Ende des Jahres 1865 versicherten L. V. Kapitalien betrug circa 290,000,000 Thaler.

(Schluß folgt.)

Kuriosa.

In Oesterreich bestehen 728 Männerklöster und 298 Frauenklöster, die ersteren mit 59 Aebten, 45 Provinzialen, 6754 Priestern, 645 Klerikern, 240 Novizen und 1917 Laienbrüdern, die letzteren mit 5198 Nonnen. Die meisten Klöster besitzen: die reformirten Franziskaner 165, die barmherzigen Schwestern 85, die Observanten-Franziskaner 72, die Piaristen 60, die Cisterzienser 48, die Konventual-Franziskaner 45, die Dominikaner 41, die Benediktiner 37, die barmherzigen Brüder 31, die Basilianer (vom griechischen Ritus) 26, die Ursulinerinnen 25, die Jesuiten 17 und die Prämonstratenser 15 Klöster.

Aus London wird gemeldet, daß die vom Herzog de Blacas hinterlassene Sammlung von Cameen, Medaillen, Bronzen und antiken Vasen von dem „British Museum“ für 1,200,000 Franks angekauft worden ist.

Auflösung des Räthsels in Nr. 289:

I.

Ihr Reichen, die euch Gottes Rath,
Der Güter viel verliehen hat,
Dem Armen „gebet“ in der Noth,
Auch er begehrt sein täglich Brod.
Werdet ihr dieß freudig thun,
Kann sanfter das Gewissen ruh'n,
Und des Armen frommen „Gebet“
Euch neuen Segen mehr erfleht.

Str. P. Sch.....r, L.

II.

Ihr, denen Reichthum Macht verlieh,
Vergeßt das Wörtchen „gebet“ nie,
Beweist es mit der That!
Gar Mancher denkt nicht ans „Gebet“,
Bis daß es ihm ans Leben geht,
Dann, dann ist es oft zu spät.

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Julius Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallander'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 298 Montag, 17. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Novelle von Bernd v. Guseck.)

I.

„Marburg!“

Schon ehe der Bahnhof erreicht war und die Station verkündigt wurde, hatte manches Auge aus den Fenstern der Waggons im Schnellzuge das herrliche Landschaftsbild betrachtet, das sich hier in schimmernder Morgenbeleuchtung bot. Das anmuthige Lahnthal, das bei Marburg von imposanten Bergmassen abgeschlossen, aber nicht eingeengt ist, die malerische Lage der Stadt, welche sich vom Thal hinaufgebaut hat, der mächtige und doch nicht schwerfällige Doppelthurm der grauen Elisabethkirche, eines Meisterwerks altdeutscher Baukunst, und Alles überragend das Felsenschloß mit seinen Gebäuden, einst der Sitz der Landgrafen von Hessen und Thüringen, ehe beide Lande getheilt wurden. — Dieß Gesammtbild war wohl geeignet, bei empfänglichen Gemüthern laute Bewunderung hervorzurufen.

Als der Kondukteur die Thüre des einen Coupé's öffnete, in welchem zwei schöne Frauen dieser Bewunderung lebhaften Ausdruck gegeben hatten, erhob sich ein junger Mann, der mit ihnen gereist war, rasch vom Sitze; die Ankündigung von Marburg schien ihn wie ein elektrischer Schlag berührt zu haben. Seine Züge, welche bisher den Ausdruck einer düstern Verschlossenheit bewahrt hatten, belebten und verschönten sich plötzlich, sein Auge, das auf der ganzen Fahrt für keine der jungen Frauen einen Blick gehabt, nahm einen höhern Glanz an, er verneigte sich flüchtig und stumm vor ihnen und verließ das Coupé.

„Hast Du Worte für diesen Unmenschen, Jenny?“ fragte die kleinste der beiden Damen, eine schlanke, blonde Frau mit zartem Teint und muntern blauen Augen.

„Die Sprache ist zu arm, mein Urtheil über ihn auszudrücken!“ erwiderte die Andere, welche etwas älter schien und brünett war, doch aber im Gesicht und Wesen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit jener hatte. „Von Kassel bis Marburg, über zwei volle Stunden mit uns, Lidoy, und keine Sylbe, keinen Blick für uns, als ob wir Ungeheuer von Häßlichkeit und blödsinnige Geschöpfe wären.“

„Er bleibt uns gleichwohl ein interessantes Räthsel,“ sagte die Blondine, welche unterdessen auch ausgestiegen war und mit ihrer Begleiterin in die Durchgangshalle trat, da eine Viertelstunde Aufenthalt angekündigt war.

„Sieh! Dort steigt er ein!“ machte sie die Aeltere aufmerksam.

Aus dem entgegengesetzten Fenster, das die Aussicht auf die Stadt bot, sahen sie den jungen Mann, der ihr Interesse erregt hatte, in einen eleganten Wagen steigen, der in goldenen Buchstaben den Namen „Hotel Pfeiffer“ trug.

„Er ist also kein Eingeborner von Marburg,“ sagte die Blondine, denn er steigt im Gasthof ab. — Jenny, ich mache Dir einen Vorschlag — fassen wir einen schnellen Entschluß. Dieß Räthsel, wenn es ganz ungelöst bliebe, würde uns ewig beunruhigen, auch Dich, Frau Schwester, gestehe es mir. Wir haben Billets auf fünf Tage Gültigkeit, benutzen wir diese bequeme Einrichtung zum Erstenmale und bleiben wir hier bis zum Abendzuge — wir haben dann zwölf volle Stunden Zeit. Marburg ist wohl des Aufenthalts werth, und wenn wir auch im Hotel Pfeiffer absteigen, müssen wir wenigstens aus dem Fremdenbuch, in das er sich einschreiben wird, den Namen unseres stummen Ritters erfahren, hoffentlich aber noch mehr.“

„Schäme Dich, Lidoy!“ erwiderte die Aeltere.

„Gewiß will ich das thun, wenn es nöthig wird! Entschließe Dich, Jenny!“

„Du bist Deine freie Herrin, hast Dich gegen Niemand zu verantworten — aber bedenke, mein Mann erwartet mich. Er muß ja durch unser Ausbleiben erschreckt und geängstigt werden.“

„Schwerfälliges Gemüth, gibt es keine Telegraphen?“ versetzte die Blondine. „Ein Telegramm überholt den Zug, und verkündigt Deinem Gatten eine Stunde früher, als wir jetzt eintreffen könnten, daß wir von der Schönheit Marburgs gefesselt, beschlossen haben, uns die reizende Gegend und die Kirche der heiligen Elisabeth in ihrer Restauration anzusehen. Dein Gemahl wird des Ganges auf den Bahnhof zu unserm Empfang überhoben, und als guter Kaufmann zufrieden sein, daß ihm der Vormittag für seine Comptoirgeschäfte nicht zerrissen wird.“

„Aber, Jenny, was kann es uns helfen, den Namen zu erfahren? Oder hat er Dich so sehr interessirt, daß Dein Herz unglaublicherweise vom bloßen Anblick im Spiel ist?“

Die Schwester warf ihr einen stolzen Blick zu. „Mein Herz oder mein Geist, gleichviel! Ich bin eine freie Willis, und habe mich, wie Du richtig sagst, gegen Niemand zu verantworten. Wenn Frau van Straeton ihren Tyrannen nicht in Angst und Schrecken setzen will, glückliche Reise auf Wiedersehen! Ich bleibe.“

„Nun, Jenny, wenn ich unter einer Tyrannei seufze, so ist es die Deinige. Einem verzogenen Kinde muß man den Willen thun.“ „Mit diesen, jeder gesunden Erziehung widersprechenden Worten ging sie, da schon zum Einsteigen geläutet wurde, den Kondukteur zu benachrichtigen, daß sie erst mit dem Abendschnellzuge weiter reisen würden, während ihre Schwester die leichten Handtaschen, und was sie sonst unmittelbar bei sich hatten, aus dem Coupé nahm.

„Touristinnen von Profession!“ sagte Lydia dann heiter, als Beide zu Fuß den Weg nach der Stadt einschlagen mußten, weil die Wagen, während sie das Telegramm besorgte, schon abgefahren waren. Die Allee, welche in gerader Richtung über die Bahnbrücke zur Stadt führt, ist zum Glück nicht sehr lang und das Hotel Pfeiffer liegt gleich hinter der Brücke am Eingange von Marburg. Der Oberkellner sah die beiden eleganten Damen kommen, welche offenbar die Equipage versäumt hatten, und ging ihnen entgegen: der Fremdenfang wird selbst in großen Städten betrieben, warum sollte der Oberkellner des Hotel Pfeiffer nicht eine bescheidene Anfrage thun? Die beiden Damen richteten ihren Schritt aber schon determinirt nach dem stattlichen Hause, dem er angehörte, und er brachte daher nur ihre Befehle zu erfüllen: ein gutes Zimmer für den Tag, Dejeuner sogleich, dann einen Führer — Diner um zwei Uhr, das Weitere werde sich finden. Die Jüngere von Beiden hatte mit seltener Bestimmtheit diese Anordnungen getroffen, nach ihrem gebietenden Wesen mußte sie eine sehr vornehme Frau sein.

Als Beide die Treppe hinaufgeführt wurden, um ihr Zimmer mit dem Balkon zu betreten, kam ihnen der junge Mann, welcher Liddy's Entschluß veranlaßt hatte, von Oben entgegen. Er schien überrascht, sie hier wieder zu sehen, ein halbes Lächeln zuckte über seine ernsten Züge, verschwand aber sogleich wieder und er ging, den Hut ziehend, mit niedergeschlagenen Augen an den Frauen vorüber. — „Nun sage mir offen Deine Meinung, Jenny“, sagte die jüngere Schwester, als Beide im Zimmer allein waren, „wofür hältst Du den Mann?“

„Für einen Missionär,“ erwiderte Frau van Straeton. „Er hat ganz die Miene und das Benehmen eines Heidenbekehrers und sieht jede Versuchung, die seine Seele mit irdischen Gedanken füllen könnte. Habe ich Recht Lydia?“

„Ich halte ihn im Gegentheil für einen argen Sünder, mit schlechtem Gewissen, der über Unthaten brütet,“ versetzte Liddy. „Eingeschrieben wird er seinen Namen noch nicht haben, wir müssen uns bis Mittag gedulden — vielleicht begegnen wir ihm auf dem Schloßberge oder in der Kirche, denn er schien ja auch gerüstet, die Merkwürdigkeiten Marburgs zu besichtigen.“

Daß Lydia den Kellner, als er das Frühstück auftrug, nach dem Herrn fragte, dem sie auf der Treppe begegnet, erschien sehr natürlich, der Kellner wußte aber nur, daß er ein Fremder sei, und wie er geäußert, mehrere Tage hier bleiben werde, nach des Kellners Meinung war er ein Architekt, welcher die Elisabethkirche in Augenschein nehmen wollte, wie deren in neuerer Zeit aus allen Ländern in Marburg einträfen! Jedenfalls würde das Anmeldebuch, das ihm sogleich nach seiner Rückkehr vom ersten Ausgange vorgelegt werden solle, Auskunft über ihn geben.

„Er scheint noch weite Reisen zu beabsichtigen“, setzte der Kellner hinzu, „denn er hat Herrn Pfeiffer eine bedeutende Summe in Gold zur Verwahrung übergeben.“

Der junge Mann, welcher so eingehend besprochen wurde, hatte keine Ahnung davon, bis zu welchem Grade er die Aufmerksamkeit seiner Mitreisenden erregt hatte, es würde ihn sonst beunruhigt haben, denn er wünschte alle Beobachtung seiner Schritte zu vermeiden. Seine Persönlichkeit war indessen wohl geeignet, Interesse zu wecken. Er war hoch und schlank gewachsen, sein Gesicht von regelmäßigen Zügen, durch einen kurz gehaltenen dunkeln Vollbart beschattet, und von großen schwarzen Augen belebt, deren Ausdruck etwas Düsteres hatte, wie auch um den streng geschlossenen Mund in unbewachten Augenblicken ein schmerzliches Zucken verrieth, daß ein geheimes Leiden den Jüngling drücke, mochte es nun geistig oder körperlich sein. Der letztern Annahme widersprach seine feste Haltung, sein kräftiger Gang. Wenn es aber ein Seelenleiden war, wie durfte die Frau, welche seinetwegen einer Caprice des Augenblicks fötzte, jemals hoffen, dieß dunkle Räthsel zu ergründen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Hinterladungsgewehr und die Metallverschluß-Patrone mit Zentrumshinterzündung.

Das ganze Bestreben war früher darauf gerichtet, ein gutes Vorderladungsgewehr zu besitzen. Man vertauschte die glatten Gewehrläufe mit den gezogenen, mit geraden und spiralförmigen Zügen von verschiedenen Windungen, und die runde Kugel mit der Spitzkugel.

Die Windungen der Züge haben den Zweck, der Kugel eine drehende Bewegung um die Achse zu geben.

Man suchte die Kugel möglichst fest vermittelst Pflaster und Papierstopfen in die Pulverkammer einzukeilen. Auf die Patrone selbst und auf die Herstellung der Kugel wurde wenig Sorgfalt verwendet. Wie man die runde Kugel durch das Gießen des Bleies in Formen herstellte, ebenso wurde die Spitzkugel hergestellt.

Es ist aber mit dem bloßen Auge schon sichtbar, daß durch Gießen weder die runde Kugel noch die Spitzkugel mathematisch und geometrisch genau herzustellen ist. Mit dem bewaffneten Auge tritt solches noch bedeutender in Vorschein.

Beim Laden wurde die Pulvermenge in den Lauf geschüttet. In den seltensten Fällen lag das Pulver, genau einen geometrischen Cylinder bildend, in der Pulverkammer, sondern es hatte an der Seelenwand eine Erhöhung, je nachdem das Rohr schief beim Einfüllen des Pulvers gehalten wurde.

Dieses Uebel wurde durch den Papierpfropfen beim Einbringen der Kugel noch vergrößert, und durch die Elastizität des unregelmäßig zusammengepreßten Papiers oft ein leerer Raum gebildet. Die Kugelspitze bildete schon meistens einen Winkel mit der Seelenachse. Die Kugel kam beim Abschießen in dieser Richtung aus der Mündung des Rohres, hatte den Kampf, sich des Papieres zu entledigen, womit sie umhüllt war, und den Widerstand der Luft gleichzeitig zu bestehen. Dieser Mißstand wurde auch oft durch den Papierpfropfen, welcher nicht mitverbrannte, und das leicht mögliche Steigen der Kugelspitze hervorgerufen.

Die Kugel empfing ihre Triebkraft indirekt, und beim besten Zielen wurde das Ziel verfehlt.

Das Visir war durch den Hahnen nicht frei. Der Visirschuß wurde durch mehrere Schüsse, indem die Scheibe von 100 zu 100′ fortgerückt wurde, vermittelt, und war daher in den seltensten Fällen richtig.

Die Lafaucheur-Patrone hatte außer den angeführten Mißständen auch das Uebel, daß oft die Papierhülse von dem Metallverschluß losgerissen wurde und im Laufe stecken blieb. Der Schuß konnte beim Umfallen des Gewehres losgehen, sie ließ Gas entweichen und der Zündstift wurde oft herausgeschleudert. Es mußte jedesmal der Zündstift eingesetzt werden, und blieb deßhalb ohne Beachtung.

Bei dem preußischen Zündnadelgewehr treten die nämlichen Uebel zum Vorschein, aber im vergrößerten Maß. Die Patrone ist bauchigt durch den Zündpillen- und Kugelhalter, damit sie in der Pulverkammer festgehalten werden kann, um den Stoß der Zündnadel zu empfangen. Die Vorderzündung verursacht einen bedeutenden Rückstoß. Das Pulver ist nicht fest genug zusammengepreßt. Die indirekte Triebkraft zum Fortschleudern ist durch den aus Papiermaché hergestellten Zündpillen- und Kugelhalter, so wie durch das Patronenpapier vergrößert. Die fischartige Kugel mit ihrer hinteren Spitze verursacht die nämlichen Uebel, wie die Spitzkugel mit ihrer vorderen Spitze. Die Seelenwand und die Zündnadel erhält durch die Zündpille Ansatz und bleibt nicht rein.

Die Wahrscheinlichkeit des Treffens und die Distanz, auf welche die Kugel fortgeschleudert wird, ist deßhalb bedeutend geringer, als bei den gezogenen Vorderladungsgewehren.

Die neuen Hinterladungsgewehre von Schmied, Jung, Henrie, Stevens, Chassepot sind alle nach dem Schnieder'schen System mehr oder minder beim Schluß der Pulverkammer und der Stoßmechanik jedoch unbedeutend verändert. Die Stoßmechanik ist dem Auge nicht sichtbar, und der Abzugsbügel ist nur um etwas breiter als der Abdrücker. Nach dem Gebrauch wird der Abzugsbügel sammt Drücker durch einen Metallverschluß, welcher in einem Verschluß am Kolben aufbewahrt wird, verschlossen, und der willkürliche Schuß, beim Laden und Schußausziehen, beim Tragen durch Gesträuche und Gebüsch, so wie beim Gewehrumfallen beseitigt. Das Gesicht wird nicht durch Gas oder Metallsplitter des zerschlagenen Zündhütchens belästigt.

Der Rückstoß ist geringer und der Seitenstoß besteht gar nicht. Das Gewehr ist leicht, 6 — 8 Zollpfund schwer mit 10, 12 und 14 Millimeter-Kaliber. Die Seele des gezogenen Laufes ist mit Zügen von halber Windung versehen.

Für diese Art Hinterladungs-Handfeuerwaffen ist die Metallverschluß-Patrone mit Zentrumshinterzündung konstruirt.

Diese Patrone gestattet den Gebrauch von Schießpulver und Schießbaumwolle entweder theilweise oder ganz. Der Pfropfen wird mitverbrannt, und die Kugel wird direkt geschleudert. Die Kugel ist geometrisch und mathematisch genau gefertigt. Solche wird entweder von gezogenem Eisendraht auf einer Drehbank mit Wasser oder Dampfkraft getrieben, abgedreht, oder solche wird von Blei, nachdem das Blei in Stangen von entsprechender Dicke gegossen wurde, ebenso gefertigt.

Die Fabrikation ist billiger, als die der gegossenen Kugel.

Die Vertikallinie durch das Zentrum der Scheibe wird beim guten Zielen sicher getroffen, und beim Visirschuß das Zentrum.

Der Seiten- und Gegenwind hat geringeren Einfluß, weil die Kugel schneller, daher weiter geschleudert wird.

Der Rückstoß ist geringer durch die Zentrumshinterzündung, weil das Fluidum des entzündeten Pulvers gegen das Geschoß getrieben wird. Alle die Fehler bei den vorerwähnten Ladungsarten sind vermieden.

Ueber Lebensversicherungen.

(Ein Wort an die Herren Vertreter der Kommunen.)

(Schluß.)

Wie viel Thränen der bittersten Noth werden mit dieser Summe gestillt werden, wie so manche Familie wird vor gänzlicher Verarmung bewahrt bleiben. Wie viel Söhnen wird sie die einzige Möglichkeit bieten, auch nach des Vaters Tode dem gewählten Berufe weiter zu folgen, wie viel Töchter wird sie auch nach dem Tode der Angehörigen einer anständigen Versorgung entgegenführen. Und doch bleibt noch unendlich viel zu thun übrig, noch ist die Lebensversicherung in Deutschland nicht Gemeingut des Volkes geworden, noch ist eine ganze Anzahl grundloser Vorurtheile zu besiegen, welche einen nicht unbeträchtlichen Theil der deutschen Bevölkerung in Bezug auf die Lebensversicherung befangen hält, und namentlich ist es ein unendlich schwer zu besiegendes Mißtrauen, welches vorzugsweise einem großen Theil der unteren Klassen die Segnungen der Lebensversicherung verschließt. Haben gleich einzelne Gesellschaften durch im Anschluß an die Lebensversicherung gegründete Sterbekassen der Lebensversicherung so unter anderem Namen in den genannten Kreisen Eingang verschafft, und damit zum Theil nicht unerhebliche Resultate erzielt, so sind die Letzteren gegenüber der vorhandenen ärmeren Bevölkerung noch immerhin verschwindend klein, und doch ist die Lebensversicherung der einzige Weg, auf dem es dem Familienvater, der aus der Hand in den Mund arbeitet, möglich wird, seine Familie für den Fall seines Todes vor gänzlichem Mangel zu bewahren. Wir haben zwar oft schon in Erfahrung bringen müssen, wie ein großer Theil des Publikums in dem Agenten nur den Mann sieht, der Geld verdienen will und sich dadurch abhalten läßt, das Empfohlene eingehend zu prüfen. So lächerlich dies jedem denkenden Menschen vorkommen muß, weil nach diesem Grundsatz z. B. Niemand ein Glas Bier trinken dürfte, weil der Restaurateur Geld dabei verdient, so werden uns doch erfahrene Lebensversicherungs-Agenten diesen Umstand gewiß bestätigen. So wie wir deßhalb zum Zweck der Aufklärung eines großen Theiles der deutschen Bevölkerung die Hülfe der gesammten Presse hiermit anrufen, so wenden wir uns zugleich und vorzugsweise an die Herren Vertreter der Kommunen, die ja eine gewisse Verpflichtung haben, das Wohl der ihnen anvertrauten Bürger zu wahren und zu pflegen. Wer je Gelegenheit gehabt hat, die Summen kennen zu lernen, welche den einzelnen Gemeinden die Armenpflege kostet, wer sich die Mühe nimmt, nur in seinem Ort nachzurechnen, wie viel Familien derselbe enthält, bei denen mit dem Tode des Vaters Frau und Kind sofort der Stadt zur Last fallen, dem muß auch der Wunsch erweckt werden, diese Z stände zu verbessern.

Die Herren Vertreter der Kommunen haben z Theil das Mittel in der Hand, der Verarmung e gegen zu arbeiten, es liegt in der Lebens versicherung. Wenn sich die Herren angelegen s lassen, die ärmeren Einwohner ihres Ortes über d Segen der Lebensversicherung zu belehren, wenn sie Gunsten derselben ihre Autorität dauernd in die W schale legen, dann wird ein großer Theil der ärmer Klasse die Vorurtheile ablegen, die er gegen das Institut Lebensversicherung hegt. Die Lebensversicherung ist entsch den der wirksamste Damm gegen das Proletariat, denn d durch eine Lebensversicherung verbürgte Erbtheil schü nach dem Tode des Ernährers seine Angehörigen ni nur vor augenblicklicher Noth, es wird in den meis Fällen auch das Mittel sein, durch welches sie in d Stand gesetzt werden, ihrer weiteren Existenz eine Ba zu geben. Wenn demnach die Mehrzahl der Bewohn eines Ortes durch deren Vertreter dahin gebracht wi seiner Familie durch Lebensversicherung ein Erbtheil schaffen, so liegt es auf der Hand, daß damit auch Wohlstand des betreffenden Ortes gefördert wird, daß auf diese Weise das Proletariat an Boden verlie muß. Leider wird dieser Umstand in den betreffend Kreisen noch immer nicht genügend gewürdigt, und wie die Vertreter von Gemeinden in dieser Richtu segensreich wirken könnten, so würde dieß auch bei ein großen Theil der Geistlichkeit der Fall sein.

Logogryph.

1 2 3 4 5, die hast du im Gesicht,
3 4 5 2 1, eine Stadt in Süd-Europa.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 290:

Der Knabe wächst und reist zum Mann,
Doch wird er alt, ist er ein „Greis".
Nicht wohl ein Baum im Walde kann,
Bestehen ohne Ast und „Reis".
Und kommt der rauhe Winter, dann
Gefriert das Wasser gleich zu „Eis".

M. B.....n.

Gleich richtig gelöst von P. Sch.....r, L. in Str.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 299 Dienstag, 18. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Der Fremde hatte sich gleich an der Kirche, die noch im Thalgrunde erbaut ist, rechts in die aufsteigenden Stadttheile gewandt, wo eine ziemlich steile Steaße zum Schlosse emporführt. Man rieth ihm, als er daenach fragte, einen bequemern und schönern Weg außerhalb, mit herrlichem Fern- und Tiefblick auf die Berge und in die Thälee, welche ihre Massen trennend zum Flusse hinabziehen, er zog aber den nächsten Aufgang vor, der ihn nach kurzer Zeit zum Schloßthor brachte. Der Vorsprung eines langgestreckten und breiten Bergrückens nach dee Stadt ist es, welcher mit den getrennten, in verschiedenen Zeiten entstandenen Gebäude Gruppen des Schlosses gekrönt ist, rings von starken Mauern umschlossen. Als der Fremde den innern gepflasterten Burgweg von dem später erbauten Gebäude, in welchem jetzt die Regierungsbehörde ihren Sitz hat, nach der eigentlichen alten Veste emporstieg, holte er ein junges Mädchen ein, das mit einem bis an den Rand gefüllten Waassergefäß auf dem Kopf die Steile mühsam emporstrebte. Es war ein Kind dieser Gegend, das zeigte die dunkle, landesübliche Tracht, und der rothe Haubenfleck übee dem stielrecht zum Wirbel aufgekämmten Haarknoten, auf welchem das Mädchen ihren vollen Wasserzuber nur mit einer Hand leicht gehalten trug. Als der Fremde sie erreichte, stand sie still, um einen Moment Athem zu schöpfen, und sah ihm, als er sie grüßte, freundlich dankend in das Gesicht. Er blieb stehen. „Das ist wohl sehe schwee?“ fragte er sie mitleidig.

„Wir sind's gewohnt,“ erwiderte sie, indem sie sich aber doch die hellen Tropfen von der Stien wischte.

„Muß denn alles Wasser hinaufgeschafft werden?“ fragte er, und als sie ihm Bescheid gegeben, wollte ee noch wissen, ob sie aus dem Schloß sei, was sie bejahte.

„Es ist auch eine Besatzung von Militär oben?“ fragte er dann.

„Sechzig Mann“, antwortete sie.

„Du weißt das ja genau! Hast einen Verwandten dabei?“

„Einen Verwandten nicht!“ erwiderte sie, und das verschämte Lächeln, das sie nicht unterdrücken konnte, gab ihrer Antwort die rechte Auslegung. Der Fremde zögerte noch einen Augenblick, ehe er weiter ging. — Das Mädchen konnte ihn unmöglich fesseln, denn wenn sie auch ein rundes, frisches Gesicht hatte, so war dasselbe doch ebenso wenig schön wie ihre kleine untersetzte Gestalt in der unkleidsamen Tracht. Dennoch schien der Reisende noch etwas auf dem Herzen zu haben, eine Frage vielleicht, auf welche ee von ihr, daß sie aus dem Schloß war, eine unbefangene Antwort erhalten konnte, aber er gab es auf und schied von ihr mit einem kurzen: „Adieu!“ das gegen die bisherige Freundlichkeit abstach. Sie machte sich aber keine Gedanken darüber: die demüthige Magd war daran gewöhnt, daß sie von vornehmen Leuten geringschätzig behandelt wurde.

Der Fremde hatte die Höhe erreicht. Er warf einen Blick auf die Gebäudegruppe mit ihren Winkeln und Giebeln, ließ seine Augen über den ganzen Raum des Burgfriedens zu dem unebenen Platze, wo die Gewehrständer, die auf- und abwandelnde Schildwache und umherstreifenden Soldaten ihm die Besatzung bekundeten, bis zu dem äußern Thor schweifen, das nach dem langen Plateau des Schloßberges führte. Dann trat er zu einer Brüstung, die ee seitswärts bemerkte, und die ihm einen Punkt schöner Aussicht verhieß. Auch hier fand er eine Schildwache, und als er den Soldaten mit einem raschen prüfenden Blick betrachtet hatte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein. Es war ein junger hübscher Mensch, der ihm über seine Heimath und persönlichen Verhältnisse höchst unmilitärisch mit aller Offenheit eines kaum als Rekrut eingestellten Bauernburschen Rede stand. „Guten Morgen, Lieschen!“ rief er auf einmal, und sein Gesicht strahlte vor Freude. Es galt dem Mädchen, welches der Fremde auf dem Burgwege getroffen hatte, sie war nun auch heraufgekommen, nickte dem Soldaten lachend zu und ging vorüber.

„Ihre Braut?“ fragte der Reisende lächelnd.

„Doch nicht!“ erwiderte der Soldat. „Wir sind Beide arm, ihre Muttee will's nicht zugeben, und meine Dienstzeit ist noch lang.“

Der Fremde hörte ihn scheinbar theilnehmend an. Ihn konnte diese Willfährigkeit, einem Unbekannten auf

Posten Rede zu stehen, wohl verwundern, da er aus einem Lande kam, wo die strengste militärische Disziplin herrscht, und die politischen Zustände allmählig eine gewisse Zurückhaltung des Wehrstandes von den Uebrigen erzeugt haben; keinenfalls aber eine Schildwache sich mit einem Fremden in ein längeres Gespräch einlassen würde. Möglich, daß der hessische Soldat sich auch nur auf diesem verlornen Posten, wo er den Augen des gestrengen wachhabenden Unteroffiziers entzogen war, dieß erlaubte. Der Fremde, anknüpfend an die ihm mitgetheilte Dienstzeit des jungen Menschen, ließ sich noch Einiges über die Dienstverhältnisse im Allgemeinen erzählen, kam dann auf den hiesigen Dienst und dessen Anstrengungen, die Wachen, deren Stärke und Posten, und fragte, ob zuweilen Unruhen vorfielen, wohl gar von den Waffen Gebrauch gemacht werden müßte.

„O nein!“ erwiderte der Hesse. „Die Posten haben zwar alle scharf geladen, aber zum Schießen kommt's nit! Da sehen Sie! Die sind alle schon zahm gemacht, wenn sie herauf kommen!“

Er zeigte in der Richtung des Hauptgebäudes, — der Fremde wandte sich um und erblaßte.

II.

Auf dem Platze vor der Wache sah er, Paarweise sich ordnend, eine Anzahl von Menschen in der schimpflichen Tracht der Sträflinge; ein Aufseher sprach zu ihnen, zwei Soldaten in voller Bewaffnung hatten sich zu ihrer Bewachung aufgestellt; sie sollten augenscheinlich zur Arbeit geführt werden.

„Sind schwere Verbrecher unter ihnen?“ fragte der Fremde mit beklommenem Tone.

„Lauter Eisensträflinge,“ antwortete der Soldat. „Räuber und Mörder dabei!“

Der Reisende dankte ihm für die Auskunft, die er ihm über das merkwürdige Schloß und seine jetzigen Verhältnisse gegeben hatte, und ging dann dem entgegengesetzten Thore zu, durch welches die Sträflinge bereits marschirten. Draußen sah er eine Allee vor sich, die auf der Höhe fortführte, zur Linken auf einem tiefern Absatze schien ein öffentlicher Lustort zu sein, dort wehte eine große roth-weiße Fahne, rechts erhoben sich die Terrassen des Schloßgartens; er schenkte der nächsten Umgebung kaum einen Blick, sondern eilte, die Abtheilung der Sträflinge einzuholen, die im gemessenen Tritt schweigend mit ihren Wächtern die breite Straße verfolgte. Rasch ging er an ihren Reihen vorüber; mehrere starrten ihn frech, Andere gleichgültig und gegen ihre Schande abgestumpft an, Einige vermieden es, sich ins Gesicht schauen zu lassen: wie hätte aber ein Mann von Gefühl eine verletzende Musterung über die Unglücklichen halten können? Der Fremde eilte ihnen schon voraus, sein Gang wurde immer stürmischer; wo die Straße endlich sich theilt und senkt, schlug er den Weg ein, der rechts sich zurückbog am andern Rande des Höhenzuges nach der Stadt zu und schritt rasch weiter. Als er aber eine Strecke gegangen war, mußte er doch stehen bleiben, und sich nochmals umschauen — da sah er die Paare der Gefangenen, jeder mit klirrendem Eisen am Fuße, auf der abfallenden Straße ziehen, Einer blickte zu ihm hinüber... jetzt waren sie hinter der Höhe verschwunden, und der Fremde warf sich auf seinem einsamen Wege in das Gras und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen; bittere Thränen entstürzten seinen Augen.

So saß er lange Zeit; die Sonne stieg höher und brannte heiß an den Bergen, sie weckte ihn aus dem Starrkrampfe, der ihn befallen zu haben schien. Er blickte umher wie aus einem Traum erwacht, er sammelte seine Gedanken und raffte sich auf. Der Weg, auf dem er sich befand, führte zur Stadt zurück, den Schloßberg auf der andern Seite umgehend: er mochte derjenige sein, den man ihm angerathen hatte, denn er konnte sich selbst in seiner trüben Stimmung nicht ganz gegen die Schönheiten der Natur verschließen, die sich vor seinen Augen entfalteten. Jetzt nahmen ihn die wohlthuenden Schatten eines Haines auf, und er fühlte Lust, hier den Morgen zu verbringen und die formlosen Pläne, die in seiner Seele nach Gestaltung rangen, zu einem wohl überlegten Ganzen zu fügen. Unter einer mächtigen Buche setzte er sich nieder, und suchte seine Gedanken zu ordnen. Aber es gelang ihm schlecht. Der Anblick, den er unlängst gehabt, drängte sich immer von Neuem, immer greller vor seiner Seele und raubte ihm alle Standhaftigkeit; er konnte nicht helfen, sein männlicher Sinn brach, und er mußte sein Antlitz wieder verhüllen, um die Zeugen seiner Schwächen selbst den Vögeln zu verbergen, die über ihm in den Zweigen flatterten und riefen.

Da vernahm er einen raschen Schritt, und als er aufblickte, sah er dicht vor sich das junge Mädchen wieder, das er auf dem Burgwege getroffen hatte. Sie trug jetzt einen leeren Korb auf dem Rücken und eine Sichel in der Hand, und stand bei seinem Anblick betroffen still. — „Lieber Herr, warum weinen Sie?“ fragte sie mitleidig.

„Du bist wohl nicht gescheut?“ fuhr er heftig auf, so daß sie erschreckt ihre Augen zu Boden schlug, und in demüthiger Scheu an ihm vorüber ging.

Er besann sich aber schnell und rief sie begütigend bei ihrem Namen. Sie wandte sich nach ihm um. „Ich war ja nicht bös auf Dich, Lieschen,“ sagte er. „Ich meine es gut mit Dir, ich wünsche, daß Du Deinen Franz bald heirathen kannst.“

Bei diesem Namen — der Soldat hatte auf Befragen dem Fremden gesagt, daß er Franz Keller heiße, ging es hell in dem Gesicht des Mädchens auf, sie wunderte sich, wie der Herr etwas davon wissen könne, und warf ihm einen hurtigen und verschämten Blick zu, aber sie schüttelte den Kopf.

Digitized by Google

„Komm her, ich muß mit Dir reden," sagte er. „Deine Kuh wird sich mit dem Futter etwas gedulden. Wohnt Deine Mutter auf dem Schloß?"

„Nein, ich diene oben beim Herrn Gefängniß-inspektor," erwiderte sie, indem sie ihm doch näher trat.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wenzel Kalliwoda †.

An der kaum geschlossenen Gruft des zu Karlsruhe den 3. d. Mts, einem Schlaganfalle erlegenen F. F. Hofkapellmeisters a. D. Johann Wenzel Kalliwoda ist wohl der Wunsch gerecht fertigt, des trefflichen Meisters, liebenswürdigen Tondichters und frohmüthigen Menschenkindes Lebenslauf, wenn auch nur in skizzirtem Bilde, zu überblicken. Wir wollen versuchen, diesem Wunsche, so viel wir vermögen, entgegenzukommen. Der Verblichene, den 21. März 1800 zu Prag geboren, zeigte früh die eine der nationalen Eigenschaften seines Vaterlandes, Liebe und Geschick für Musik; die Durchbildung im Prager Konservatorium befähigte ihn, schon im 16. Lebensjahre als Mitglied in das Theater-Orchester einzutreten. Schon im 21. Lebensjahre machte sein seelenvolles Violinspiel auf kleinen Kunstreisen Aufsehen; auf einer derselben lernte der durch seine Liebenswürdigkeit und seinen Kunstsinn gleich ausgezeichnete Fürst von Fürstenberg 1822 den jungen Künstler kennen und ernannte ihn zum Vorstand seiner zum Theil aus einem alten Stamme fürstlicher Diener, dann aus Mitgliedern selbst der ehemaligen westphälischen Kapelle zu Kassel, der hohenzollern-hechingen'schen, der Baron Münch'schen rekrutirten Hofkapelle. Es war dieses ein schönes, von dem Verblichenen mit wahrer Liebe gepflegtes und bis zum Tode seines fürstlichen Gönners und Herrn, dessen freundschaftlichster Gesinnung er sich rühmen konnte, fortgeführtes Amt, welches, so oft ihm Gelegenheit zu einem anderen, selbst größeren Wirkungskreise geboten wurde, Pietät und treue Anhänglichkeit an seinen Fürsten zu verlassen verbot. War doch auch seine Stellung dort die angenehmste von der Welt: hochgeschätzt von einem kunstsinnigen Fürsten, umgeben von einem ihm treu ergebenen und zu solcher harmonischer Einheit herangebildeten Orchester, daß ein Mann desselben für zwei gelten konnte, geehrt von Freunden, deren Zahl er fast nach der Zahl derer bestimmen konnte, die ihn kennen gelernt hatten, durch frühe Vermählung mit einer liebenswürdigen Landsmännin, seiner jetzigen Wittwe, im Besitze eines eigenen Herdes und umschlossen von einem lebenden Familienkreise, was mochte das Ausland ihm Besseres bieten? So blieb er fast ein halbes Jahrhundert in dem liebgewonnenen Wirkungskreis, obwohl erst die Revolutionsjahre 1848 und 49 mit der Entfernung der fürstlichen Familie, dann der Tod seines fürstlichen Gönners, bei dessen Bestattung in der Gruft zu Neidingen er bald die Trauergesänge dirigiren mußte, die Entlassung eines Theiles der Kapelle schmerzliche Lücken riß, die er indessen für gelegentliche Musikaufführungen am Hofe des jetzt regierenden Fürsten meisterhaft auszufüllen wußte. Nachdem eine todtdrohende Krankheit ihn im Herbst 1865 auf ein langes Krankenlager geworfen, erhielt er seine gänzliche Zurücksetzung mit der völligen Auflösung der fürstlichen Hofkapelle im letzten Herbste. Nun hoffte er im Kreise der Seinigen (vier seiner Kinder sind in und um Karlsruhe in behaglicher Lebensstellung) noch einen recht gemüthlich behaglichen Genuß seines Lebensrestes in der musikalisch gebildeten badischen Residenz zu haben, da entriß ihn, nach wenigen Wochen des Aufenthalts in der neuen Heimath, der Tod den Seinigen zum Schmerz seiner zahlreichen Freunde, die ihm bis an die fernsten Marken des Vaterlandes seine Kunst und sein liebenswürdiges Wesen erworben hat. Seine Wirksamkeit äußerte sich außer seiner ausgezeichneten Thätigkeit in seinem Lebensberufe als Virtuos durch ein sicheres, leichtes, allen Schwierigkeiten gewachsenes und doch seelenvolles Spiel auf der Violine, welches selbst in den Tagen eines Paganini, Pazzini, Ernst und Milanollo ihm die Anerkennung der Musikstädte Deutschlands und der Niederlande verschaffte, in seinen Kompositionen, die ganz den freundlichen Charakter des Tondichters tragen und nicht nur als kleine Konzertstücke für Violine und Piano nebst Gesang, sondern in südlich warmen Ouverturen und bei aller Regelrichtigkeit und Strenge Mozart'schen Geist hauchenden Sinfonien sich der glänzendsten Anerkennung der Kritik erfreuten. Nie ließ er das Hauptziel der Musik, den Menschen zum Genusse der Kunst des Schönen zu erziehen, aus dem Auge, und in dieser Beziehung hat er zu Donaueschingen wirklich Großes geleistet. Mit Dilettantenkräften, gestützt durch ein vortreffliches Männerquartett, dessen Stützen der fürstl. Kabinetsrath Suiger und Sekretär Vollmar waren, setzte er wenigstens jährlich einmal, am Geburtstage der Fürstin Amalie, eine Oper in Scene, die von weither Gäste anzog. Er gründete einen Gesangverein, der im Salon und auf Sängerfesten sich manches Lob, manchen Preis erwarb. Für diesen setzte er manches hübsche Lied, von denen „das deutsche" den Rundgang durch das ganze Vaterland gemacht hat und ihm auch über das Grab hinaus ein freundliches Andenken erhalten wird. So ist ihm das beneidenswerthe Loos geworden, noch vor Abnahme seiner schaffenden Kraft seine Laufbahn zu schließen und, was ein Trost für die Zurückgelassenen ist, die ihm näher standen, den Rückblick nur auf Schönes hinterlassend, was ihm seinen Ursprung verdankt.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Verbotener Bismarck] Ein Kleidermacher auf dem Neuenwall in Hamburg hatte in seinem Schaufenster eine lebensgroße Figur mit dem porträtähnlichen Haupte des Hrn. v. Bismarck stehen, begleitet mit einem eleganten Schlafrock, an dessen Brust ein Zettel mit den Worten angeheftet war: Schlafröcke von 8—40 Mark. Vorgestern wurde der Kleiderhändler aufgefordert, auf dem Stadthause zu erscheinen, nachdem einer der Beamten ihn Abends vorher persönlich, jedoch vergeblich aufgefordert, die Figur zu entfernen. Der Kleiderhändler folgte aber erst einer zweiten Zitation, die ihn bei 15 Mark Strafe aufforderte, zu erscheinen. Der Polizeichef erkannte, daß die Figur bei 100 Thaler Strafe bis Nachmittags 2 Uhr zu entfernen sei, andernfalls werde die Prozedur absetzen der Behörde vorgenommen werden, die Strafe vorbehältlich. Der Kleiderhändler hatte nämlich die Erklärung abgegeben, daß er gegen das polizeiliche Erkenntniß an das Obergericht appelliren werde und sich zu dem Zwecke Abschrift des Erkenntnisses ausfertigen lassen. Später entfernte er den Kopf von der Figur, drehte den Rumpf mit dem Rücken zum Fenster, legte den erwähnten Aushänge-Zettel davor und das genannte Erkenntniß in's Schaufenster. Es währte indeß nicht lange, so wurde das Erkenntniß und der Zettel von der Polizei entfernt und mitgenommen und der Kleiderhändler vor die Polizei zitirt. Die Figur war Abends zuvor nicht mehr am Fenster. Jedenfalls hatte aber der Einfall des Schneiders für ihn einen sehr guten Erfolg, denn Jung und Alt läuft hin, um „bei Bismarck", wie er jetzt heißt, Kleider zu kaufen.

[Lauf der Welt.] Die „Dresdener Seifenblasen" berühren in ernster Form eine scherzende Sache, wenn sie schreiben:

Dem General, der mit dem Blut der Krieger
Den Sieg errang, winkt jetzt die „Dotation",
Ein reiches Rittergut erhält der Sieger,
Ein üppig Prachtpalais wird ihm zum Lohn.

Doch der Soldat, der freudig Blut und Leben
Für's Vaterland dahingegeben,
Erhält — die Dankbarkeit ist nicht erloschen! —
Man zuzulegt 'nen halben Silbergroschen.

Am nächsten Samstag Mittags wird in Paris in der Sorbonne eine Feierlichkeit ganz eigenthümlicher Art stattfinden. Wie die „C. H." berichtet, wird nämlich der Kopf des Kardinals Richelieu, welcher sich bisher in verschiedenen Privatsammlungen befand, nachdem er vom letzten Besitzer zurückgegeben worden ist, auf Veranlassung der Regierung bei dem übrigen Körper beigesetzt werden. Der Unterrichtsminister Hr. Duruy wird diese Feierlichkeit leiten, zu welcher der gesammte Unterrichtsrath, die Professoren der Fakultät und die Herren Senatoren eingeladen sind. Wie man vernimmt, ist es bloß der Vorderkopf, welcher von seinem Besitzer, Hrn. Armez, einem ehemaligen Deputirten, zurückgegeben ist; über den derzeitigen Aufenthalt des übrigen Theils des Kopfes Richelieus weiß man nichts.

In Köln kam ein fein gekleideter fremder Herr zu einem Geldwechsler und präsentirte unter dem Vorwande, er befinde sich in momentaner Geldnoth, einen kostbaren Schmuck zum Verkaufe. Die Forderung war 7000 Thlr. Der Geldwechsler war nicht abgeneigt, auf das Geschäft einzugehen, begab sich aber zunächst zu einem Goldschmied, um von diesem Gewißheit über die Aechtheit und den Werth des Schmuckes zu erlangen. Der betreffende Goldschmied taxirt den Schmuck auf 10,000 Thlr. Der Geldwechsler eilte darauf nach Hause und bot dem Fremden, der ihn erwartete, 6500 Thaler. Dieser aber bestand auf seiner ursprünglichen Forderung und entfernte sich mit dem Bemerken, er werde schon einen Käufer finden. Der Geldwechsler wollte sich aber den fetten Bissen nicht entgehen lassen; er holte den Schmuckbesitzer wieder ein und erbot sich, die verlangten 7000 Thlr. zu zahlen. So geschah es. Als aber der Fremde längst über alle Berge war, fand es sich, daß der Schmuck doch unächt war, d. h. derjenige, welchen der Geldwechsler zuletzt erhielt, und die Sache erklärte sich nun so, daß der Fremde einen ächten und einen unächten bei sich führte; den erstern präsentirte er Anfangs und den letztern händigte er beim Geschäftsabschluß aus.

Die Arbeiten zur Ergänzung der Prater-Allee bei Wien in der Kriegau wurden am 10. Dez. in Angriff genommen. Die Haupt-Allee hat vom Praterstern bis zum Rondeau eine Länge von 1260 Klaftern, die neue Strecke durch die Kriegau ist 729 Klafter lang, die Lusthaus-Allee 421 Klafter, folglich erhält die Haupt-Allee in ihrer Ergänzung eine Länge von 2410 Klaftern, also von mehr als einer halben deutschen Meile. Gewiß eine herrliche Arena für die nächsten Wiener Corso's! Die Fahrstraße hat eine Breite von sechs Klaftern, der Gehweg und der Reitsteig haben je eine Breite von vier Klaftern. Der ausgeschiedene Grund aus der Kriegau zum Zwecke der Allee beträgt 40 [illegible].

Zur Auflösung der Homonyme in Nro. 291:
Schnurren.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bath'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 300 Mittwoch, 19. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Diese Nachricht gab seinen Gedanken eine bestimmtere Richtung. Er schwieg einen Moment und blickte sinnend vor sich nieder. — „Nicht wahr, ihr seid Beide arm und könnt euch darum nicht heirathen?“ sagte er dann. „Deine Mutter will's nicht zugeben, und vielleicht hat auch der Franz einen harten Vater, der nichts davon wissen will, daß sein Sohn ein armes Mädchen heirathet.“

„Der Franz ist eine Waise und hat keinen Menschen zu fragen,“ entgegnete das Mädchen, das sich von dem ihr bewiesenen Antheil, der ihr von einer fremden Seele zum Erstenmale in ihrem Leben bewiesen wurde, zu vertrauensvoller Offenheit hinreißen ließ. „Meine Mutter sagt aber, sie hätte mich lieb, und wollte nicht, daß ich ins Elend käme, wie ihr's auch gegangen wäre. Ich soll mir's aus dem Kopf schlagen.“ Sie sprach das in einem traurigen Tone und sah dabei den fremden Herrn mit unschuldigen Augen an: er meinte es ja gut mit ihr, vielleicht konnte er helfen.

„Wenn's nur das Geld ist, was euch fehlt,“ sagte dieser, „so könnte wohl Rath für euch werden.“

„Ach, lieber Herr!“ rief sie ganz glücklich, die Hand zu ihm aufhebend.

„Ja, Lieschen!“ bestätigte er. „Aber freilich müßtet ihr — Du oder Dein Franz, wie sich's gerade träfe — mir dafür auch etwas zu Gefallen thun, was ich Dir einmal sagen will, wenn's an der Zeit ist.“

„Ach Du großer Gott!“ rief sie. „Wir wollten ja Alles thun und für Sie beten!“

Die letzte Aeußerung weckte ein leichtes Zucken um seinen Mund, das der frommen Rede des armen Kindes keinen Werth für ihn beizumessen schien. Was er im Sinne trug, hatte vielleicht keinen Anspruch auf eine dankbare Fürbitte.

„Kannst Du morgen um diese Zeit wieder hier sein?“ fragte er.

„Ich geh' alle Tag nach Klee,“ erwiderte sie freudig zustimmend.

„Wie heißt dieß Wäldchen, daß ich es erfragen kann, wenn ich den Pfad nicht wieder finde?“

„Das ist der Götzenhain, lieber Herr, und zu verfehlen ist der Pfad nicht, der geht unterm Schloß zwischen den Hecken vorbei —“, sie gab dem Fremden unbedenklich ihre von der Arbeit harte gebräunte Hand, als er ihr die Seinige reichte und versprach ihm, morgen hier auf ihn zu warten, um seine Befehle zu hören. Er verbot ihr noch, bis er sie gesprochen habe, ihrem Franz etwas von seinem Anerbieten zu sagen, dann entließ er sie und sah ihr nach, wie sie leichten Schritts, und gewiß noch leichtern Herzens ihren Weg verfolgte.

Wollte er das arme schuldlose Kind, in dessen Seele nicht ein Schatten von Verdacht gegen die Lauterkeit seiner Absichten kam, in Versuchung führen? Er stand jetzt auf und ging auf dem eingeschlagenen Pfade zur Stadt zurück, zu verfehlen war derselbe allerdings nicht. Ihn beschäftigte nun seine nächste Einrichtung, sein längeres Bleiben. Die Spannung seiner ganzen Reise, seit ihn deren Anlaß, die verhängnißvolle Kunde, getroffen, hatte nun andern Regungen, auch der Hoffnung, Platz gemacht: er dachte an Manches, das er erlebt hatte, zuletzt an die beiden Frauen, mit denen er zuletzt gereist war, und die gleich ihm hier in Marburg verweilten. Sie hatten unterwegs vielfach, wenn auch nicht auf geradem Wege, versucht, ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen, er war sich einiger Unhöflichkeit gegen sie bewußt. Aber bei dem Gedanken, der seine Seele in jeder Beziehung fesselte, wie hätte er Rücksichten der Höflichkeit gegen Fremde nehmen, sich in eine gleichgiltige Unterhaltung einlassen können?

Die beiden Frauen hatten unterdessen auch einen Ausgang unternommen, zuerst nach der nahen Elisabethkirche, worauf ihr Führer bestanden hatte: es war ja die bedeutendste Merkwürdigkeit der Stadt, seit dem Schaden, welchen ein furchtbares Ungewitter vor beinahe 20 Jahren angerichtet hatte, in ihrer alten Herrlichkeit genau wiederhergestellt, mit derselben Farbenpracht und Vergoldung der meisterhaften Ornamentik ihrer beiden Hochaltäre hinter einander, und das Schiff in seiner großartigen Wölbung und seinen Säulen in dem lichten Rosenroth, wie es im Mittelalter geprangt; Rigoristen wollten freilich behaupten, für eine protestantische Kirche zu bunt, aber nicht alle Protestanten wün-

schen ihre Gotteshäuser jedes Schmuckes der Kunst und Schönheit entkleidet zu sehen.

„Ist das nicht werth, einen Tag in Marburg zu bleiben?“ hatte die junge, blonde Frau, deren empfängliches Gemüth ganz in Entzücken gerathen war, ihre ältere Schwester gefragt.

Zu einer Wanderung auf den Schloßberg war es ihnen jetzt zu heiß geworden, sie verschoben denselben auf den Abend, da ihr Bahnzug erst spät abging. Vielleicht war auch der Fremde, welcher den Entschluß ihres Hierbleibens veranlaßt hatte, unterdessen zurückgekehrt. Sie fanden ihn jedoch noch nicht, und Lidby bewog ihre Schwester, sich mit ihr in das Fremdenbuch zu schreiben, dadurch ihre kurze Anwesenheit das überflüssig machte. „Er kann dann wenigstens lesen, wer wir sind!“ sagte sie.

Jenny schalt sich schwach, daß sie der Caprice, die sie halb im Ernst unweiblich nannte, nachgegeben habe. Nicht lange währte es, so kehrte der Gegenstand dieser Caprice wirklich von der Stadt her zurück, sie sahen es vom Fenster. Der Oberkellner, welcher den Antheil der Damen an dem jungen, schönen Manne nicht unbemerkt gelassen hatte, beeilte sich denn auch, ihm gleich das Buch zum Einschreiben vorzulegen. Der Fremde ergriff die Feder, besann sich einen Moment, als ob er unschlüssig sei, und schrieb dann: Sigismund Montsilvain — es war die erste Lüge seines Lebens und ein leichter Schein auf seinen Wangen gab Kunde davon, daß ihm das bewußt war. Die Rubrik für den Stand und Beruf ließ er offen, als Grund seines Aufenthalts schrieb er „Forschungen“. Er hatte damit der Wahrheit die Ehre gegeben.

Der Kellner trug das Buch sogleich zu den beiden Damen, und ließ es auf deren Verlangen dort. „Sigismund Montsilvain!“ las die blonde Frau ihrer Schwester vor. „Ein schönklingender, romantischer Name! Forschungen — auch wir hätten dasselbe als Zweck unsers Aufenthalts einschreiben können. Die Seinigen werden aber wahrscheinlich bessere Resultate geben, als die Unsrigen. Ich fange an einzusehen, Jenny, daß ich recht kindisch gewesen bin, denn welche Auskunft kann ich mir versprechen? Und wenn ich wirklich noch ein wenig mehr erfahre, als hier im Buche steht, was soll es mir?“ Sie sagte dieß mit einer plötzlichen Wandlung ihres Geistes, und blickte ernst vor sich hin.

„Laß uns denn den Abendzug nicht abwarten, sondern mit dem nächsten fahren,“ bat Jenny. „Wir haben mit dem interessanten Stummen gewissermaßen [illegible] im Buche unsere Karten gewechselt, er hat gelesen, wer wir sind, und umgekehrt — ob er wissenschaftliche oder künstlerische Forschungen hier anstellen will, kann uns ganz gleichgiltig sein: auf Lebendiges sind sie gewiß nicht gerichtet.“

„Montsilvain!“ wiederholte Lidby noch einmal, die Schriftzüge betrachtend. Auf einmal durchzuckte es sie, wie ein Schreck, sie hob das Buch näher zum Auge, als wolle sie die Schrift schärfer prüfen, sie wurde leichenblaß und ihre Hand zitterte. Mit verdunkeltem Blick richtete sich ihr Auge auf die Schwester, welche sie besorgte fragte, was ihr sei: „Sieh die Handschrift, Jenny — ich bitte Dich, um Gotteswillen!“ rief sie mit bebender Stimme. — „Ist es nicht seine Schrift, wie nachgestochen?“

„Wen meinst Du?“ entgegnete Jenny, nun auch betroffen, und als sie die Handschrift betrachtet hatte, sahen sich die Schwestern einen Moment zweifelhaft an. „Das ist ein Zufall!“ sagte die Aeltere. „Bedenke doch selbst, Lidby! Der Name hat doch unleugbar der Fremde geschrieben, und seine Schriftzüge haben zufällig nur eine gewisse Aehnlichkeit, die Dich wieder aus Deiner so glücklich gewonnenen Ruhe aufstört.“

„Nein, Nein!“ rief Lydia leidenschaftlich. „Montsilvain! Es ist ja auch sein Name in anderer Form. Jenny! es ist sein Bruder! Das Interesse, das er mir einflößte, war die unbewußte Ahnung meiner Seele!“

„Fasse Dich, armes Kind!“ bat die Schwester, sie zärtlich umarmend und küssend. „Rufe diese schrecklichen Erinnerungen nicht von Neuem wach! Ich war so glücklich, Dich wieder froh und heiter zu sehen, ich gab darum Deinen Wünschen nach, wo es nur möglich war — konnte ich ahnen, wozu sie heut führen würden! Laß uns abreisen, Lidby! Du irrst auf jeden Fall, und wäre es auch, daß uns der Zufall mit dem Bruder des Unglücklichen zusammengeführt hätte —“

„Nennst Du das Zufall?“ unterbrach sie Lydia heftig. „Ist es nicht eine Fügung des Schicksals? Muß ich die Gelegenheit nicht ergreifen, wo ich etwas über ihn hören kann? Und habe ich mich nicht zu rechtfertigen in den Augen des Mannes, dem ich einen Bruder geraubt habe, und der mir wohl seinen Fluch geweiht?“

„Unmöglich kannst Du Dich gegen ihn erklären wollen?“ rief Jenny erschrocken.

In diesem Augenblicke wurden sie durch ein Klopfen an der Thüre gestört, es war wiederum der Oberkellner, welcher von Außen um Erlaubniß bat, einen Auftrag bestellen zu dürfen. Mit wunderbarer Kraft hatte die Frau, die von einer so mächtigen Aufregung überwältigt war, sich schnell gefaßt, sie widerstrebte der Schwester, welche sie bewegen wollte, sich in das Kabinet zurückzuziehen, um ihre Stimmung nicht fremden Blicken zu verrathen, und rief selbst: „Herein!“ Sie war jetzt fähiger als Jenny, mit dem Eintretenden zu sprechen, und während die Schwester sich abwandte, fragte sie mit klarer Stimme, von wem er einen Auftrag an sie habe.

„Von dem fremden Herrn, der sich nach Ihnen eingeschrieben hat,“ sagte der Kellner. „Er läßt Frau von Dilmar bitten, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen.“

Jenny wandte sich bestürzt von dieser unerwarteten Botschaft ihrer Schwester zu, welche die Farbe wechselte.

„Mir?“ fragte diese mit sicherer Stimme.

„Er habe die Ehre gehabt, mit Ihnen zu reisen und nun Ihren Namen gelesen, der ihm nicht fremd sei“ — berichtete der Kellner weiter. „Er habe mit Ihnen eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit zu besprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Journalisten-Jubiläum.

(Fortsetzung.)

Nun erhob sich, von lauten Zurufen begrüßt, Eduard Bauernfeld und sprach:

„Ich muß wie der Herr Bürgermeister vorausschicken: ich bin kein Redner. Ich bin nie im Landtag, nie im Reichsrath gesessen, wie unser verehrter Freund, den wir heute feiern. Ich habe mir daher auch erlaubt, meinen Toast zu Papier zu bringen und in ein paar Reimlein einzukleiden. Bevor ich jedoch diese geschriebene Schlußfront abbrenne, erlauben Sie mir ein paar mündliche Raketen vorauszuschicken. Ich bin, wie Sie vermuthlich Alle wissen, ein Wiener. Ich bin mein ganzes Leben in Oesterreich verblieben. Ich war nicht so gescheit, wie mein Freund Kuranda, der zur Zeit des schlimmsten Zensurzwanges nach Deutschland abging und in der — anscheinend besseren zurückkehrte. (Beifall.)

„Meine Herren, ich getraue mich fast nicht zu sagen, daß mein heutiger Toast Deutschland gelten soll, weil bereits so viel von Deutschland die Rede war. Ich bin ein Wiener, gehöre nach Oesterreich und nach Wien und gehöre, glaube ich auch — nach Deutschland. (Heiterkeit.) Wir gehören nach unserem ganzen Wissen und Bestreben, dem Besten nach: dem Geist und Herzen, nach Deutschland. (Beifall.)

„Ich habe mir darüber stets eigene Gedanken gemacht. Niemand kann aus seiner Haut heraus (allgemeine Heiterkeit), ich meine aus der Volkshaut, und ich meinestheils möchte weder in eine magyarische, noch in eine slavische Haut fahren; ebensowenig in eine feine italienische oder französische Epidermis. Ich will meine Haut behalten. Ich bin deutsch geboren, ich will deutsch denken, deutsch schreiben und deutsch sterben. Und wenn einmal deutsch, d. h. wirklich deutsch, nicht bloß preußisch, gehandelt wird, möchte ich auch dabei sein. Es soll mich übrigens wahrhaftig freuen, wenn auch Oesterreich auf dem Wege der Vernunft und Freiheit sich regeneriren sollte (Beifall), obwohl es einer thätigen (Heiterkeit), allerdings sehr großen Anstrengung bedarf. Wir haben in sieben Tagen acht Schlachten verloren. Sonst haben wir leider nichts als eine sistirte Verfassung. (Heiterkeit.) Italien haben wir eigentlich nicht freigegeben, wie die Parole im Jahre 1843 gelautet hat — Kuranda wird sich erinnern — sondern wir haben es mit Gewalt verloren. (Allgemeine Heiterkeit, Beifall.) Aus Deutschland sind wir hinausekamotirt, dafür lassen wir deutsche Kinder an der sächsischen Gränze Böhmisch lernen (Bravo!) Es ist wahr, wir haben doch etwas gewonnen seit 1848 — eine Art Preßfreiheit. Die chinesische Mauer von vor 1848 ist gefallen, allein man stellt sich an, als stünde sie noch aufrecht, man habe eine Art Strick gezogen und sagt uns: Ueber diese heilige Rebschnur dürft ihr nicht hinaus. (Stürmischer Beifall.) So gut die politischen Schranken im Jahre 1848 gefallen sind, so scheint es nöthig, daß auch die Gedanken sich lichten. Erlauben Sie, daß ich, um nicht zu lang zu werden, an einen Ausspruch Börne's erinnere. Er sagt: „Jedes Herz, auch das des besten Menschen, hat einen Fleck, der ist gut österreichisch gesinnt. Der ist das böse Prinzip!“ Ich bitte, es klingt allerdings sehr scharf. Er meint nicht bloß das österreichische Volk, sondern das sogenannte österreichische System, nämlich das gefallene österreische System (Heiterkeit), welches noch immer hie und da auftaucht. Wer ist denn aber dieses gefallene österreichische System? Es ist etwas Negatives, nichts Anderes, als die Furcht vor dem Geiste. (Beifallssturm.) Dieses System hat uns, bis zum Jahre 1848, durch manche Unglücksphasen zum Bündniß mit Preußen gegen Schleswig-Holstein und endlich zum Kriege mit Preußen und endlich bis zum heutigen Tage geführt.

„Man hat uns allerdings, ich weiß nicht zum wievielteumale, versprochen, ein neues Oesterreich zu schaffen. Ich kenne die Männer nicht, welche jetzt das Werk unternehmen. Die früheren politischen Größen von 1848 waren mir wohlbekannt. Viele darunter waren meine Freunde und Duzbrüder. Was ist aus ihnen geworden? Die besten von ihnen sind in den damaligen Zeit ihren Kämpfen, ihren Arbeiten und eigenen Empfindungen erlegen. Ich erinnere nur an den genialen Löhner und Feuchtersleben. (Beifall.)

„Viele sind exilirt, dieser oder jener meiner guten Freunde ist erschossen, und etliche sind — Minister geworden. (Heiterkeit, Beifall.) Nicht jeder dieser Männer hat seinen Posten in vollen Ehren ausgefüllt, und keinem von diesen Emporkömmlingen ist es gelungen, das vielbesprochene neue Oesterreich zu schaffen. War es Mangel an Talent, gutem Willen, Charakter, Kraft und Festigkeit, oder waren es andere Hindernisse? (Beifall.)

„Ich erinnere mich an den Ausspruch des Narren Kaiser Max' I., Kunz v. d. Rosen, der sagte: „Theurer Gevatter! Wenn sie aber einmal alle miteinander nicht mehr wollen?!“ (Stürmischer Beifall.) Ich behaupte nicht, daß es so weit gekommen ist, aber es kann so weit kommen. Wenn man der Geschichte

glauben darf, so wollen die Ungarn, die Czechen nicht, die Slovenen scheinen in neuester Zeit auch nicht zu wollen (Heiterkeit); es bleiben also nur die Deutschen übrig, die gern wollten, aber nicht können. (Beifall, Rufe: Sehr gut!) Ich kenne die Männer nicht, die jetzt am Ruder stehen. Ich traue ihnen die besten Absichten zu. Sie hatten vielleicht bis jetzt den besten Willen, aber gar kein Glück (Sehr gut!), und etwas Succeß muß der Mensch haben, wenn er nicht selbst allen Muth verlieren soll. (Lebhaftester Beifall.) An Muth scheint es den Herren allerdings nicht zu fehlen. (Beifall.) Meine Herren! Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ein neues, starkes Oesterreich zu Stande komme. Ich bin aber überzeugt, daß ein Deutschland zu Stande kommen wird und muß! (Beifall.) Und nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Schlußverse vortrage:

Getoastet wird in Deutschland viel, gesungen,
Vom Turnverein zu deutscher Ehr' gesprungen,
Der deutsche Bruder an das Herz geschlossen,
Bis — bis die Brüder auf einander schossen!
So brach der Krieg denn aus, der beispiellose —
Querelle allemande nennt es der Franzose.
Stamm gegen Stamm rauft sich in diesen Tagen,
Und — pour le roi de Prusse hat's ausgeschlagen.
Die Farben wechseln so im deutschen Land,
Stets schwarz-roth-gold — schwarz-weiß — so vorderhand!
Man nimmt's wie's kommt und wie's das Glück beschieden. —
Der diplomat'sche Krieg, der diplomat'sche Frieden.
Man lächelte sein: „Wir müssen Ordnung machen!" —
Die unterhöhlten Torfchen wankten, krachen —
Die vielen Vaterländchen, kleinen Kronen,
Man drauchte sie eben länger nicht zu schonen,
So sind jetzt weniger — wir nähern uns dem Ziele —
So sind jetzt weniger — doch immer noch zu viele!
D'rum, Ihr polit'schen Herren, betreibt nur die Geschäfte,
Im Stillen harrt das Volk und sammelt seine Kräfte —
Das Volk, in dem der Freiheit Geist gefahren
In Hutten's, Luther's Zeit, so vor dreihundert Jahren!
Da gab's noch hundert Herren, so große, kleine,
Die sind jetzt weggefegt — so bleibt Euch noch der Eine —
Ihr aber bleibt Euch selbst und keinen Euch erkennen,
Des Einen Uebermacht soll Euch nicht fürder trennen!
Was Nord und Süd! Das ist kein Theilungsgrund!
Das deutsche Volk — das ist der deutsche Bund!
So geht's von Hand zu Hand, von Mund zu Munde:
Dem deutschen Vaterland, dem neuen deutschen Bunde!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im „Wochenblatt des landw. Vereins im Großherzogthum Baden" (Nr. 44) wird aus dem Wochenblatt „Biene und ihre Zucht" eine Mittheilung aus dem „Amerik. Agrikulturist" reproduzirt, in welcher die Gebrüder Bidwell in Minnesota die günstigen Resultate ihrer Versuche bei Vergraben der Bienenstöcke behufs Ueberwinterung mittheilen. Das Klima von Minnesota gehört zu den gemäßigten, mit vorkommenden strengen Wintern und heißen Sommern. Als Beendigung guter Erfolge vom Eingraben werden bezeichnet: Vollkommene Trockenheit, vollkommene Dunkelheit und viele Luft, aber kein Zug. Wie dieß Eingraben bewerkstelligt ward, müssen wir im Original einzusehen dem Leser überlassen: es erfolgt, „wenn die Blumen abgeblüht haben, und man läßt die Stöcke im Boden, bis die Blumen wieder blühen."

Eduard Bauernfeld in Wien hat ein neues dreiaktiges Lustspiel geschrieben, das sich „Die Taktiker des Friedens" betitelt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 294:

I.

Eine wahre Riesennuß
Beut uns unser Räthselmann,
Wie Keiner vor ihm noch gethan,
In dem Planeten „Uranus".

Doch ist sie taub und kann uns nicht
Erquicken durch den süßen Kern,
Den man sucht in jeder Nuß doch gern,
Daher mit Recht ihm unser Dank gebricht.

Str. P. Sch.....r, L.

II.

Ei! wie schonend und wie milde,
Gibt der Herr Autor im Räthselbilde
Uns eine kolossale Nuß;
Zwar, wie er sagt, nicht zum Genuß.

Soll sein die größeste von allen Nüssen,
In die noch nie ein Zahn gebissen,
Kein langer Finger soll sie je erreichen,
Mit was soll ich sie aber dann vergleichen?

Doch halt, laßt sehen mich hinauf geschwinde,
Was man im Schöpfungsraume finde;
Ja dort schwebt frei an keinem Zweig
Der Nußkoloß und Stern zugleich.

Th. K—r in Eisenbach.

III.

Und weil den Nußkoloß beschrieb
Man oben schon, mit viel Verstand:
Für mich nichts weiter übrig blieb
Als ihn zu malen an die Wand: ♂.

M. M.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 301 Donnerstag, 20. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Frau von Dilmar blickte ihre Schwester an, welche ihr Auge flehentlich abmahnend auf sie richtete, aber sie ließ sich dadurch nicht von ihrem schon gefaßten Entschluß abhalten. „Herr Montsilvain, obgleich ich ihn nicht kenne, wird mir, wenn er wirklich etwas mit mir zu besprechen hat, willkommen sein," sagte sie, und bemühte sich, ihrem Tone möglichste Festigkeit zu geben, was ihr jedoch nicht gelang. Der Kellner konnte sich eigenthümliche Gedanken dabei machen, das ließ sich aber nicht ändern. — „Jenny, bat die Schwester, als diese nach der Entfernung des Boten erstere beschwor, ihre Erlaubniß zu widerrufen — „quäle mich nicht! Es muß sein! Ich bin stark genug — das siehst Du. Laß mich mit ihm allein. Du glaubst doch nun selbst, daß er Ottokars Bruder ist?"

„Laß mich wenigstens bei Dir bleiben! Dir zum Trost und Rath!" beschwor sie Jenny. „Wenn es wirklich der Bruder des Unglücklichen ist, so kann meine Gegenwart ihm nicht auffällig sein — und den erschütternden Eindruck des Augenblickes für Dich nur mildern. Unbegreiflich, wie er Deine Nähe suchen kann!"

„Ich werde es ja hören!" sagte Liddy mit zuckenden Lippen. „Er kommt! Ich muß ihn allein sprechen!" Auf diese mit großer Energie ausgesprochene Erklärung wagte die Schwester keinen Einwurf mehr, sondern zog sich mit schwerem Herzen in das Kabinet zurück, während der Fremde schon an der Thüre klopfte, sich anzumelden.

Er trat ein, bleicher noch, als die junge Frau ihn während der Reise gesehen hatte. Auch von ihren blühenden Wangen war die Farbe gewichen, doch hatte ihr der Moment und die eigenthümliche Lage Geisteskraft genug gegeben, um ihn mit den gewohnten Formen einer Dame von Welt zu empfangen.

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten," begann er mit mühsam behaupteter Haltung, „daß ich mich Ihnen vorstelle, nachdem ich mehrere Stunden in Ihrer Gesellschaft die einfachsten Rücksichten verletzt habe; wenn Sie mich anhören, werden Sie vielleicht für mein Benehmen einige Nachsicht finden ..."

„Einer Fremden waren Sie wohl keine Rücksichten schuldig —" erwiderte sie.

„Ich habe mich bei Ihnen unter einem Namen eingeführt, der Ihnen unbekannt sein muß. Der Ihrige, den ich zufällig las, veranlaßte mich dazu — doch muß ich mir zuvor eine Frage erlauben, deren Verneinung den Grund meines auffallenden Schrittes allerdings aufheben würde. Habe ich die Ehre, Frau Lydia von Ditmar zu sehen, die Tochter des russischen Staatsraths Warnstedt?"

„Die bin ich," erwiderte sie. „Und Ihr Name — Montsilvain —" die Kraft versagte ihr, eine unaussprechliche Bangigkeit füllte ihr Herz und sprach sich in dem Blick ihres Auges aus, den sie, wie von magnetischer Gewalt angezogen, auf ihn richtete.

„Gnädige Frau, ich heiße Waldenberg — Siegmund Waldenberg" — sagte er, sie erbebte und rang vergebens nach einer Antwort: ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, es war sein Bruder, er kam, Rechenschaft von ihr zu fordern. Eine tiefe Pause trat ein, Beide standen sich einen Moment schweigend gegenüber. Aber sie, die Frau, gewann zuerst wieder Selbstbeherrschung, und ob auch mit zuckenden Lippen, konnte sie doch der sinnverwirrenden Situation ein Ende machen. — „Ich habe es geahnt," sagte sie leise. „Ein plötzlicher Gedanke erfaßte in diesem Moment ihre leicht bewegliche Seele, und bewirkte einen jener plötzlichen Uebergänge, denen ihr Naturell nur zu sehr unterworfen war. „Sie bringen mir eine gute Nachricht!" rief sie hell aufblickend.

In seinen Zügen sprach sich Erstaunen und Bitterkeit aus. — „Welche können Sie erwarten?" fragte er.

Ihre rasch aufgelebte Hoffnung war eben so schnell gesunken. — „Ich bin eine Thörin!" sagte sie schmerzlich. „Mein Unglück ist so groß, daß ich nichts mehr zu erwarten habe. — Was aber führt Sie zu mir?"

„Gnädige Frau, von Ihrem Ausspruch hängt viel für mich ab!" rief er, seinerseits hingerissen von der Gewalt des Augenblickes. „Von Ihnen allein kann ich Wahrheit hören, die meiner Brust die schrecklichsten Zweifel nehmen kann, und wenn ich Wunden berühre, die wohl nie verharschen können, so nennen Sie mich nicht grausam: es gilt das Andenken meines unglück-

Digitized by Google

lichen Bruders wenigstens von einer, von der schwärzesten Anschuldigung zu reinigen. Ich beschwöre Sie, mir die Wahrheit zu sagen! Ist das furchtbare Ereigniß plötzlich, unvorbedacht, von der Leidenschaft und den bösen Geistern der Unglücksstunde herbeigeführt worden? — Oder muß ich glauben, was mich schon mit bitterem Schmerze erfüllt hat? — Ich fühle es, daß ich Sie martere, aber ich kann ja nur von Ihnen die Wahrheit hören, nach der meine Seele so lange schon sich gesehnt hat! Grade jetzt, im Angesicht möglicher Dinge ist es mir von der höchsten Wichtigkeit!" Er hatte, von seinen Gefühlen überwältigt, seiner Bitte so viele Worte gegeben, daß sie, Anfangs davon ihrer kaum wieder gewonnenen Standhaftigkeit beraubt, Zeit hatte sich zu fassen. Ottokar's Bruder hatte ein Recht, so mit ihr zu sprechen, zu verhehlen war hier nichts, und das Herz mußte ihr ja selbst leicht werden, wenn sie zu ihm, den Ottokar so schwärmerisch geliebt hatte, sich aussprach. Ein Strom von Thränen entstürzte bei diesen Gedanken ihren Augen, und raubte ihr die Sprache, doch war es nur für einen Moment.

„Konnten Sie an Ihrem Bruder zweifeln?" sagte sie dann mit zitternder Stimme. „Hielten Sie ihn einer solchen Gesinnung fähig? Er hat nichts gethan, als wozu er gezwungen worden ist — es galt sein eigenes Leben — und das meinige!" setzte sie schaudernd hinzu.

„O, wenn Sie dem Andenken des Unglücklichen, der Ihren Frieden gestört hat, ein Mitleid und Verzeihung weihen," sprach er, der ihren Worten in athemloser Spannung gelauscht hatte, „so lassen Sie mich Alles wissen! Es ist eine Bitte, die fast Uebermenschliches von Ihnen fordert, aber Sie haben mir schon einen Stern in dunkler Nacht gezeigt — und es wäre ja möglich, daß Alles noch gut endigte!"

„Lebt Ottokar?" fragte sie rasch, indem eine Gluth über ihr Antlitz floß. „Haben Sie Nachrichten von ihm?"

Er war betroffen über diese Frage. Wußte sie nichts, ahnte sie nichts von seinem Schicksale? — Zögernd erwiederte er: „Das wollte ich von Ihnen hören —"

Ehe sie darauf etwas erwidern konnte, wurde die Thüre des anstoßenden Kabinets mit Geräusch geöffnet und Waldenberg sah die andere Dame, die Reisegefährtin der Frau von Dilmar eintreten; sie hatte kaum für ihn eine leichte Verneigung und ließ ihn auch keinen Moment in Ungewißheit, daß sie mit Absicht das Gespräch unterbrochen.

„Wozu soll das führen, Schwester?" sagte sie ernst und sich an den Mann wendend, der mit seinen stürmischen Fragen alle Schranken umgeworfen hatte, sprach sie: „Wenn Sie das Unglück, das meine Schwester betroffen hat, ehren, so geben Sie diese grausame Verfolgung auf! Der Zufall hat Sie mit uns zusammengeführt — ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie sich überzeugen wollten, ob meine Schwester es auch sei, deren Schicksal Ihr unglücklicher Bruder veranlaßt, die Frage, die Sie gethan, begreife ich vollkommen — aber lassen Sie sich an der Antwort genügen. Ihr weiteres Verlangen fordert, wie Sie selbst gesagt haben, Uebermenschliches — ich bitte Sie, geben Sie es auf, meine Schwester noch weiter zu quälen!"

Waldenberg verbeugte sich tief und stumm; er mußte sich bezwingen, um ihre Rede, welche ihn herausforderte, nicht zu unterbrechen — galt denn das Unglück seines Bruders nichts? War sie, die er schonen sollte, denn ganz ohne Schuld? Und fühlte sie sich denn wirklich so elend, wie ihr jetziges Benehmen, seit er als Ottokars Bruder vor sie getreten, und die Rede ihrer Schwester zu bezeugen schien, hatte er sie nicht auf der ganzen Reise heiter, bis zum Uebermuthe, bei geringem Anlaß oft spendend von Witz und fröhlicher Laune gesehen? Sie war auch jetzt beim Eintritt ihrer Schwester schon eine ganz Andere geworden, als sie ihm bei der ersten Entdeckung, wer er sei, erschienen war — mußte er aus Allem nicht einen Schluß auf ihren Charakter ziehen, welcher das dunkle Geschick seines Bruders nur zu wohl erklärte?

„Wenn Sie — mir noch etwas mitzutheilen haben," sagte sie mit einem bittenden Blicke, „so findet mich ein Brief in Frankfurt, bei meiner Schwester, Frau van Straeten. Jetzt fühle ich mich außer Stande — zu plötzlich, zu schrecklich ist mir Alles wieder..." sie konnte nicht vollenden, ihre Stimme versagte von Neuem.

Er nahm einen raschen Abschied, diese Situation, die er selbst herbeigeführt, lag so ganz außerhalb alles Gewohnten, daß sie jeden Verstoß gegen herkömmliche Formen rechtfertigte. Als er das Zimmer verlassen hatte, sank Lydia an die Brust ihrer Schwester, und weinte sich aus. Wer sie jetzt gesehen hätte, würde sie für ein anderes Wesen gehalten haben, als die junge Frau, die noch vor wenig Stunden das Bild heiteren Lebensmuthes gewesen! War es denn möglich, daß solche Widersprüche binnen einer so kurzen Spanne Zeit in einem Gemüth sich erzeugen konnten? Die Schwester suchte sie zu trösten und aufzurichten; sie tadelte Waldenberg strenge über sein Benehmen, und ließ es nicht gelten, daß die Liebe zu seinem Bruder ihn zu einem solchen veranlaßt habe, sie bat Lydia dringend, nun das Räthsel, das sie beschäftigt habe, auf eine so traurige Weise gelöst sei, sobald als möglich mit ihr abzureisen, und Lydia gab ihr nach. Es war noch möglich, den nächsten Bahnzug zu benutzen, Frau van Straeten traf schnell die nöthigen Anstalten im Hotel und Beide fuhren nach kurzer Frist aus Maeburg, das sie mit ganz andern Gefühlen betreten hatten. Den Mann, der für Lydia eine so furchtbare Bedeutung gewonnen, sahen sie nicht wieder. Ihre Schwester machte sich jetzt Vorwürfe, daß sie dem plötzlichen Einfall, den sie selbst streng getadelt, dennoch nachgegeben habe; wenn Beide, nachdem der Fremde sie verlassen, ihre

Reise unbekümmert um ihn fortgesetzt hätten, so wäre Lydia von dieser schrecklichen Mahnung an ihre Vergangenheit verschont geblieben: Jenny war so glücklich gewesen, daß die Arme so bald vergessen gelernt hatte, wenn es ihr selbst auch räthselhaft war, wie das im Lauf dreier kurzer Jahre möglich geworden. Aber Lydia war noch so jung, zählte erst 22 Jahre und die gütige Natur hatte sie mit einem so leichten Sinn begabt!

(Fortsetzung folgt.)

General August v. Stockhausen †.

Großes Aufsehen hat der am 9. Dez. ds. Js. erfolgte freiwillige Tod des großh. hessischen Generalmajors August v. Stockhausen zu Darmstadt erregt. Es ist keines der geringsten Opfer, die der unselige deutsche Bruderkrieg in seinem Gefolge gehabt hat, denn auf diesen ist die Ursache seines Todes zurückzuführen.

Im Jahre 1810 geboren, trat er, seiner Neigung folgend, schon im 16. Lebensalter in den Militärdienst, in welchem er bald zum Offiziere avanzirte. Er war mit glücklichen natürlichen Anlagen, namentlich mit einem klaren Verstand und einem raschen praktischen Blick begabt, und besaß alle Eigenschaften eines tüchtigen Offiziers, wie er auch in seltenem Grade verstand, sich die Liebe und Anhänglichkeit seiner Soldaten zu erwerben. Deßhalb konnte er in den bewegten Jahren 1848 und 1849, in welchen so viele Soldaten den Pflichten ihres Berufes uneingedenk wurden, mit Sicherheit auf die Leute seiner Kompagnie zählen und wurde aus diesem Grund zu manchen Missionen verwendet, die ein großes Vertrauen in die Tüchtigkeit des Führers und in die Zuverlässigkeit seiner Untergebenen voraussetzen.

Im Jahre 1857 wurde er zum Flügeladjutanten des Großherzogs ernannt und 2 Jahre später versah er in Abwesenheit des damaligen Kriegsministers, während der Mobilisirung im Sommer 1859, eine Zeitlang dessen Stelle.

Im Jahre 1860 übertrug man ihm das Kommando eines Infanterieregiments und zu Anfang dieses Jahres das Kommando der 2. großherzoglichen Infanteriebrigade.

Einer angesehenen Familie entstammt, in glücklichen Familien- und günstigen Vermögensverhältnissen lebend, erschien sein Loos um so mehr beneidenswerth, als ihm eine der höchsten militärischen Würden in nahe Aussicht gestellt war.

Bei weitem der größte Theil des hessischen Offizierkorps wünschte ihn bei Beginn der Rüstungen zum Kriege an die Spitze der Armeedivision gestellt zu sehen. Die Führung des Kriegs, die Leiden und Mühsale denen seine Truppen ausgesetzt waren, und die schweren Verluste, die sie erlitten, erweckten in ihm die bittersten Gefühle, die er denn auch in mannigfacher Weise kundgab.

Während des ganzen Feldzuges wurde kein Tadel über sein Verhalten erhoben; der Höchstkommandirende des 8. Armeekorps, der ja genaue Kenntniß von seiner Handlungsweise hatte, würdigte ihn seines besonderen Vertrauens, und, sicherem Vernehmen nach, soll er noch nach eingetretener Waffenruhe seinem Landesherrn zum Kriegsminister vorgeschlagen worden sein.

Da auf einmal wurden Anklagen gegen ihn erhoben, die seine militärische Ehre aufs Tiefste verletzten, und derselbe Mann, den man noch kurz vorher zum Chef der ganzen Militärverwaltung erheben wollte, wurde nun angegangen, seine Pensionirung zu erbitten, und da er solches ablehnte, kurz darauf um seinen Abschied nachzusuchen. Er wies auch dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurück, und verlangte im Gefühle, pflichtmäßig und ehrenhaft gehandelt zu haben, noch an demselben Tage (14. Okt.) die Einleitung einer Untersuchung wegen der Führung seiner Brigade vom 13. bis 26. Juli d. J.

Indessen der Wechsel der Verhältnisse war zu grell und unerwartet an ihn herangetreten, als daß er nicht von den nachtheiligsten Folgen für ihn hätte begleitet sein müssen. Er verfiel hierdurch und durch vielfach erfahrene weitere Kränkungen bald in eine tiefe Schwermuth, die sich von Tag zu Tag steigerte, und aus der ihn weder die Kunst seiner Aerzte, noch die liebende Pflege seiner Angehörigen, noch die Bemühungen seiner Freunde auch nur für einen Augenblick zu entreißen vermochten.

Seine physischen und geistigen Kräfte nahmen, da er auch wochenlang des Schlafes entbehrte, sichtbarlich ab. Er selbst war sich dessen bewußt, und so sehr er anfänglich seine gerichtliche Vernehmung herbeigesehnt hatte, so mehrte sich später mit dem Bewußtsein des Schwindens seiner Kräfte die Besorgniß, in der erst nach Verlauf einiger Wochen angeordneten gerichtlichen Untersuchung seine Vertheidigung nicht führen zu können.

Wer ihn in der letzten Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, dem drängte sich die Befürchtung auf, daß dieser Zustand mit einer völligen Zerrüttung des Geistes endigen würde. Deßhalb war die Kunde von seiner Selbstentleibung, so erschütternd sie auch auf Alle wirkte, für diejenigen nicht befremdend, welche ihm in den Tagen seines Leidens näher gestanden haben.

Er hat nun freilich durch seinen Tod das Urtheil über sich herausgefordert, und Manche werden nur zu sehr geneigt sein, diesen aus dem Gefühl seiner Schuld zu erklären. Aber wer sich zum Richter über ihn aufwerfen will, der möge vor allen Dingen seine Vergangenheit und sein ganzes früheres Verhalten in's Auge fassen und ferner berücksichtigen, daß er, trotz der

Digitized by Google

strengsten Prüfung, der er unter Zuziehung kompetenter Berather seine Handlungen unterwarf, bis an sein Ende von der Ueberzeugung durchdrungen war, die Pflichten seines Berufes getreulich erfüllt zu haben, und daß er wenige Augenblicke vor dem Momente, in dem er sich vor seinen höchsten Richter stellte, die Worte niedergeschrieben hat: „Frohnhofen nehme ich nicht auf mich!“

Mannigfaltigkeiten.

In Philadelphia starb kürzlich William Snider, ein wegen seiner Intelligenz und durch seine Erfindungen im Maschinenfache weit und breit geachteter Mann. Er war längere Zeit Aufseher des Maschinen- und Präg-Apparats in der Vereinigten Staaten-Münze. Sein Bruder Jakob Snider starb kürzlich in Europa, wo er seine Ansprüche wegen einer von der englischen Regierung approbirten verbesserten Feuerwaffe geltend machen wollte.

Unter den Papieren des Staatsarchivs in Washington ist vor Kurzem ein Brief Napoleons I. aufgefunden worden, welcher den ehemaligen Staatssekretär der Union, Mr. Joh. Armstrong, 1810 Gesandter in Paris, zum Gegenstande hat und als ein Typus der genialen Derbheit gelten kann, deren sich Napoleon in seinen Urtheilen über Personen und Sachen oft genug bediente. Der Brief lautet in möglichst wortgetreuer Uebersetzung: „Paris, 19. Juni 1810. Herr Herzog von Cadore, Sie müssen sich alsbald zum amerikanischen Gesandten begeben. Es ist im höchsten Grade lächerlich, daß er es unternimmt, von Dingen zu schreiben, die man nicht verstehen kann. Es wäre mir lieber, er drückte sich englisch aus, und zwar ausführlicher, damit man ihn doch verstehen kann. Wie ist es nur möglich, daß er solche wichtige Dinge in einem Briefe von 4 Zeilen abmachen zu können glaubt? Sprechen Sie mit dem Sekretär, der hier ist, und auch mit dem, der jeden Augenblick aus Amerika ankommen muß. Schicken Sie durch einen außerordentlichen Kurier eine chiffrirte Depesche nach Amerika, um den Leuten verständlich zu machen, daß die dortige Regierung nicht hier vertreten ist, daß ihr Gesandter kein Französisch versteht, daß er ein sauerlöpfiger Mensch ist, mit dem man nicht verhandeln kann, und daß alle Hindernisse beseitigt sein würden, wenn wir einen Menschen hier hätten, mit dem sich sprechen läßt. Schreiben Sie sofort über den Gegenstand. Lassen Sie mich auch wissen, welche Wirkung der Brief Allenburg's an die Vereinigten Staaten hatte, was gethan ist und was geschehen soll. Schreiben Sie nach Amerika so, daß der Präsident weiß, welchen Einfaltspinsel er hieher gesendet hat. Napoleon.“

Ueber die Waffenthat, wegen welcher Hauptmann Slevogt den Max-Joseph-Orden erhielt, berichtet der „Landb.“: Bei Rüdlingen mußte eines unserer Geschütze zurückgelassen werden, da dasselbe mehrere Pferde verloren hatte und in einem tiefen Graben stecken geblieben war. Das Dorf wurde von den Preußen mit Plänklern besetzt, und die feindlichen Tirailleurs waren im Orte bis zum Geschütz vorgedrungen, indem sie bei demselben, so wie an den umliegenden Häusern Posto faßten. Außerhalb Rüdlingen hörte Slevogt von dem verlassenen Geschütz; er rief seine Jäger an, sammelte Freiwillige und stürzte mit seiner Truppe auf den überlegenen Gegner los. Derselbe wurde über den Haufen geworfen, und mit 8 Pferden, die Slevogt bei dem Prinzen Karl requirirt hatte, gelang es, die Kanone aus dem Graben zu bringen und davonzufahren. Die Preußen, die heftig nachdrängten, wurden durch wohlgezielte Schüsse in Respekt gehalten.

Der große Tunnel, der unter dem Michigann-See gegraben worden ist, um Chicago mit Wasser zu versehen, ist vollendet. Derselbe ist fast zwei englische Meilen lang und zieht sich 80 Fuß unter dem Bett des Sees, zunächst unter einer Thonschichte, hin. Die Arbeiten begannen am 17. März 1864 und wurden ohne einen einzigen Unfall zu Ende geführt. Der Tunnel faßt 57 Millionen Gallonen Wasser, und wird im Frühjahr, zugleich mit den zur Vertheilnng des Wassers durch die Stadt aufgestellten Maschinen, der Benutzung übergeben werden.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 298:

So mancher Blick aus schönen „Augen“,
Ward Ursprung schwerer Liebespein;
Drum willst du für das Leben taugen,
Schau nicht zu tief in sie hinein.

„Genua“ war in alten Tagen,
Der Sitz von Macht und Herrlichkeit,
Und seine Herrschaft mußten tragen,
Viel and're Städte lange Zeit.

J. W.....l in Klingenberg.

Gleich richtig gelöst von K. F.....

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 302 Freitag, 21. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Der Zug verspätete sich etwas, Frau van Straelen blickte immer wieder voll Besorgniß nach der Stadt, aber sie konnte sich beruhigen: Waldenberg war vor der Hand an Marburg gefesselt, wie die Unglücklichen, denen er droben auf dem Felsenschlosse begegnet war. Als endlich der Zug eingetroffen, nahmen die beiden Frauen in dem Coupé erster Klasse Platz, das Frau van Straelen, um allein zu bleiben, gewählt hatte: vielleicht wäre es besser gewesen, ihre Schwester unter andere Menschen zu bringen, sie wäre dadurch zerstreut und von den traurigen Erinnerungen, welche sie, an die Fahrt dieses Morgens denkend, mit verstärkter Heftigkeit überfielen, abgezogen worden. Jetzt aber gab sie sich denselben widerstandslos hin, und die Bemühungen Jenny's sie zu beruhigen, blieben fruchtlos.

„Ob er noch leben, wo er sein mag?" fragte sie. „Der Bruder wußte nichts davon, er wollte es von mir hören. Wie sollte ich, die weit in der Fremde ihr Unglück getragen hat, etwas wissen! Mich trieb es ja gleich hinweg. Konnte ich mich den Folgen aussetzen? Der Anklage, der Gefangennehmung, vielleicht gar der Verurtheilung, unschuldig, wie ich war? Es war schon gräßlich genug, daß ich meine Aussage geben mußte! Ach, Jenny, wie entsetzlich das Alles wieder vor meine Seele tritt! Der Augenblick, als der Alte mit zornrothem Gesicht plötzlich vor uns stand, als er mich bedrohte und gegen Ottokar die Waffe hob, um ihn niederzuschießen — das kurze Ringen um die Waffe, welche Ottokar ihm zu entreißen suchte, der Schuß — und nun der Alte in seinem Blute zu meinen Füßen! Wie hab' ich das Alles nur mit ansehen, die schreckliche Minute im vollem Bewußtsein mit durchleben können, ohne den Verstand zu verlieren!"

Jenny bat sie unter Thränen, sich von diesen Bildern loszureißen, aber Lydia vermochte es nicht; wenn auch äußere Eindrücke und Erscheinungen auf den vielen Haltpunkten der langsamen Fahrt sie zuweilen zerstreuten, so kam sie doch immer wieder darauf zurück, und die Schwester tröstete sie nur damit, daß gerade die Heftigkeit der Empfindungen bei dem Temperament Lydia's deren kurze Dauer verbürgte.

III.

Der Tag neigte sich zu Ende. An der Gasttafel war der Fremde, welcher auch im Hotel Aufmerksamkeit erregt hatte, nicht erschienen, er hatte auf seinem Zimmer gespeist, die trefflichen Gerichte aber wenig berührt, und die Flasche Rheinwein, die er gefordert, kaum angebrochen. Zwischen ihm und den beiden schönen Damen, welche so viel Interesse für ihn gezeigt hatten, mußte etwas vorgefallen sein; der Oberkellner hatte gesehen, daß er ganz aufgeregt aus deren Zimmer gekommen war. Die Frauen, welche erst erklärt hatten, den Abendschnellzug um 8 Uhr benutzen zu wollen, waren dann plötzlich mit dem „Bummelzuge" weiter gereist, der sie auf der Strecke bis Frankfurt drei volle Stunden länger als jener spazieren fuhr. Welche „Forschungen" mochten denn Herrn Monstlvain nach Marburg geführt haben? Er war nicht einmal in der Elisabethenkirche gewesen, wie die vorübergehende Küsterin auf Befragen des in der Hausthüre stehenden Kellners berichtet, und den ganzen Nachmittag blieb er auf seinem Zimmer eingesperrt. Erst gegen Abend sah man ihn in entgegengesetzter Richtung von der Stadt am Ufer der Bahn stromauf wandern — vielleicht nach dem Felsenkeller, wohin zu gewohnter Stunde viele rothmützige Studenten lärmend ihren Zug nahmen? Als er nach Sonnenuntergang erst zurückkehrte, wies er die Fragen nach weitern Befehlen kurz zurück, und schloß sich in seinem Zimmer vernehmlich ein. Ein ungemüthlicher Mensch!

Am frühen Morgen schon, als kaum das Leben in der Stadt erwacht war, schellte er nach Frühstück und war sehr unzufrieden mit dessen durch die Nothwendigkeit gebotenen Verzögerung. Kaum hatte er dasselbe genossen, so verließ er das Haus und verschwand den Nachschauenden um die nächste Straßenecke. Er richtete seinen Schritt wiederum nach dem Schloßberge, dießmal wählte er aber nicht die gepflasterte, steile Straße, sondern schlug den Weg ein, der ihn gestern hinabgeführt hatte. Auf seinem Gange verweilte er mehrfach, scheinbar in die Betrachtung der schönen Berge mit ihren kühnen und großartigen Formen vertieft, in Wahrheit aber mit seinen Gedanken der Gegenwart und

seiner Umgebung weit entfremdet. Als er den Hain erreichte, in welchem er gestern das Mädchen vom Schlosse zum Zweitenmale gesehen und gesprochen hatte, warf er sich wiederum in den Schatten der alten Buche und versenkte sich ganz in seine Erinnerungen aus der Vergangenheit und Pläne für die nächste Zukunft. Er hatte nun die Frau gesehen, welche das Leben seines Bruders gebrochen hatte! Sie war schön und verführerisch, in ihrem Schmerze noch mehr, als in dem fröhlichen kokketirenden Uebermuthe, wie er sie zuerst, ohne zu ahnen, wer sie sei, auf der Reise gesehen hatte, eine Laune, die ihm jetzt nach Allem, was sie erlebt, völlig unbegreiflich war. Daß sie aber gerade in diesem Wesen, das ihr Grundcharakter zu sein schien, auf seinen Bruder einen fesselnden Eindruck gemacht hatte, war ihm nur zu erklärlich, dieser Eindruck hatte sich bei Ottokar zu einer wahnsinnigen Leidenschaft steigern müssen, die ihn endlich zu der furchtbaren That, gleichviel durch welche Umstände, hingerissen hatte. Sigismund war von den Zweifeln, die ihn schon jahrelang gequält, heut durch die Erklärung, welche den Stempel der Wahrheit trug, befreit worden: „er hat nichts gethan, als wozu er gezwungen worden ist, es galt sein eigenes Leben und das meinige!“ so hatten die Worte geklungen, die ihm unvergeßlich blieben. Ottokar war also nicht vorher mit dem Gedanken umgegangen, durch eine blutige That sich den Weg zu dem Ziele zu bahnen, das er sein Glück nannte, sein eigenes Leben war bedroht worden — Nothwehr gegen einen Angriff schien ihn zu dem Aeußersten geführt zu haben: was hätte Sigismund darum gegeben, wenn ihm die Frau, wie er sie beschworen, den ganzen Zusammenhang enthüllt hätte! Mochte es ihr auch noch so schwer gefallen sein, ihr Herz mit marternden Erinnerungen zerrissen zu haben, sie hatte das um Ottokar verdient, und war es seinem Gedächtniß schuldig! Ottokar war das Opfer ihrer Eitelkeit und ihres Leichtsinns — selbst wenn sie nicht ein herzloses Spiel mit dem Jünglinge, der nicht viel älter war, als sie, getrieben, wenn sie, die der Wille eines harten Vaters an einen alten widerwärtigen Gatten gefesselt hatte, in wahrer Liebe dem schönen, blühenden Ottokar sich zugeneigt, so hätte Pflicht und Gewissen, die beschworene Treue und ihre eigene Frauenwürde sie stählen sollen, um ihn von sich zu entfernen, statt ihn anzuziehen und immer gefährlicher zu verstricken! — Strenger Richter! Du kennst das Frauenherz, kennst leichten Frauensinn nicht, ja die Stürme der Leidenschaft auch in einer Mannesbrunst sind Dir in Deinem ganzen Lande fremd geblieben — sonst würdest Du in dieser einsamen Stunde ein milderes Urtheil gefällt haben!

(Fortsetzung folgt.)

Der restaurirte Stifts-Kreuzgang zu Aschaffenburg.

Bei der lang beabsichtigten, endlich ins Werk gesetzten Restauration des alten romanischen, in der Kunstgeschichte bekannten Stifts Kreuzganges zu Aschaffenburg fand sich des Interessanten für den Kunstfreund mehr, als zu vermuthen war. Bei der Herstellung selbst handelte es sich in erster Linie um die Stabilität und Solidität. Der alte, aus 3 Abschnitten der romanischen Zeit stammende Kreuzgang war im westlichen Flügel aus dem Loth gewichen; hier mußte, ohne das Alte zu verfehren, erhaltend verfahren werden; es gelang, die Arkaden durch Hebegeschirre und Unterfangung des Fundamentes, neuer Wasserableitung ꝛc. dauernd zu befestigen. Eine zweite, nicht minder nothwendige Sache war die Herstellung einer stylgemäßen Riemendecke, da die alte, aus späterer Zeit stammende, verfault und morsch war. Die ganze Decke mußte sofort neu werden, und in Folge dessen war es nöthig, daß mehrere Gurten eingezogen wurden, so wie, daß für den Portaleingang und die Stiftsbasilika eine andere im Rundbogen laufende Vorhalle geschaffen werden mußte. Beides ist in vollständiger, stylgemäßer Weise zu Stande gebracht. Konsolen nach altem Motiv tragen die verzierten Riemen, Friese im romanischen Ornament zieren die Felder. Es blieb nur noch die passende Herstellung der Umfassungswände übrig, welche als Campo santo bis in die Zeit des vorigen Jahrhunderts dienten; ringsum stehen Epitaphien und Monumente aus gothischer und der späteren Zeitperiode; die Zwischenwände trugen einen ockergelben Anstrich; schon dachte man an eine passende Steinfarbe, als Professor Ebertein, dem die Restauration übertragen ist, den Versuch nicht unbenützt lassen wollte, nachzuspüren, ob sich nicht Spuren alter Wandbilder vorfänden. Schon der erste Versuch stellte die Vermuthung als Gewißheit heraus: an der Ostwand am Eingang zur alten St. Martinskapelle fanden sich einzelne in gothischen Bogen stehende Heiligenfiguren; weiter stellten sich noch mehrere Gemälde, mit theils gut herausgeschälten Figuren an das Licht, besonders den Figuren von St. Peter und St. Alexander, den Patronen des Stiftes. An der Südseite, da, wo der Querarm der Vierung der Basilika heraustritt, war eine Bogennische. In derselben und über derselben fand sich ein vollständiges Bild, obwohl nur in verschleierten Konturen auf einem gemusterten blauen Damastgrund. Es stellt das Bild die Kreuzigung dar, mit Johannes und Maria. Rechts steht ein Ecce homo zwischen Leidensemblemen, und links knien die beiden Kirchenpatrone. Die Bogenleibung trägt ein Ornament mit Rosen. Ueber diesen Bogen ist die Anbetung, welche ehedem in vollständiger Weise angebracht war, jetzt aber theils durch die spätern Epitaphien theils durch die nothwendige Einziehung der Decke unvollständig geworden ist. Diese Bilder sind

von Prof. Eberlein wieder restaurirt und geben einen schätzenswerthen Beitrag zur vaterländischen Kunstgeschichte. Noch bleibt viel zu enträthseln übrig; leider ist Einiges unvorsichtig wieder beseitigt worden, so daß namentlich an der Westseite ein Verlust zu beklagen ist, woselbst sich eine Figur, eine Dame zu Pferd mit einem Stoßfalken vorstellend, befand. Die Malereien sind aus der gothischen Kunstperiode, und zwar aus dem Ende des 13. und aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Möchte bei vorkommenden Restaurationen immer mit der gleichen Sorgfalt verfahren werden. Ganz vollständig fanden sich die Fenster eines Kreuzgewölbes aus dem 15. Jahrhundert, mit dem Symbole der 4 Evangelisten auf weißem Grund mit rothen Sternchen, vor; dieselben sind vollständig restaurirt und geben dem ohnehin architektonisch merkwürdigen Kreuzgang noch mehr Kunstinteresse.

Ein Journalisten-Jubiläum.

(Fortsetzung.)

Den geistvollen Worten Bauernfeld's folgte die Verkündigung einer schönen That. Der Vorsitzende las:

„Ich widme tausend Gulden in Grundentlastungs-Obligationen, damit die Zinsen derselben jährlich am 3. Dezember an einen unterstützungsbedürftigen Journalisten verliehen werden. Die Stiftung soll Kuranda-Stiftung heißen. Die Verleihung des Stipendiums erfolgt durch den Vorstand der „Concordia" und, falls die „Concordia" nicht mehr bestehen sollte, durch den jeweiligen Bürgermeister von Wien. Winterstein." (Beifall.)

Kuranda eilte auf den Reichsraths-Abgeordneten und Handelskammer-Präsidenten Winterstein zu und drückte ihm dankend die Hand.

Anton Ascher sprach hierauf:

„Meine Herren! Als ich der ehrenvollen Aufforderung unseres Herrn Präsidenten nachzukommen versprach, in der heutigen Versammlung das Wort zu ergreifen, um den Gefühlen der Verehrung für unseren gefeierten Jubilar auch meinerseits Ausdruck zu geben, da war ich mir, ich gestehe es, der Schwere meiner Aufgabe nicht in dem Grade bewußt, wie sie mir in diesem Augenblicke entgegentritt. Ein verstorbener Kollege, ein gewisser — Talma, ein Mann, dem die Kritiker seiner Zeit einiges Talent zuerkannten — ich weiß nicht, wie die heutigen Kritiker über ihn urtheilen würden — Talma spielte bekanntlich einst in Erfurt vor einem Parterre von Königen. Erst in diesem Augenblicke kann ich mir lebhaft denken, wie ihm damals zu Muthe war, in diesem Augenblicke, wo ich, der ich — mit aller dem Künstler eigenthümlichen Bescheidenheit sei es gesagt — der ich kein Talma bin, vor Ihnen sprechen soll, vor einem Parterre — — von Kritikern! Das ist wahrlich für Jemanden, der auf dem Gebiete des Heruntergerissenwerdens nicht ganz ohne schmerzliche Erfahrungen ist, keine leichte Aufgabe. Wohin ich blicke, lauter kritisch' Federn — man bekommt eine förmliche Gänsehaut vor lauter Federn! Warum ich es dennoch wage? Ich glaube dazu nicht ganz ohne Berechtigung zu sein. Wie ich das zweifelhafte Glück habe, der jüngste Theater-Direktor zu sein, so bin ich auch eines der jüngsten Mitglieder unserer „Concordia". Nun, nach dem Gebrauche einer gewissen religiösen Genossenschaft — ich meine jenes auserwählte Volk, dessen Sitten und Gebräuche wohl Einem oder dem Andern dieser Gesellschaft nicht ganz unbekannt sind, ja dem vielleicht gar Einer oder der Andere durch Geburt und andere hier nicht näher zu erörternde Förmlichkeiten angehört — mit Einem Worte, wenn die — — Juden ihr Passahfest feiern, so verlangt es die Sitte, daß das jüngste Glied der Familie die Frage stellt: Was gibt es heute? Was geht vor? Was unterscheidet diese Nacht von allen andern Nächten? Und als Antwort wird ihm die Leidensgeschichte der Vorfahren in Aegypten und ihre endliche Erlösung erzählt. Nun, mit der Schilderung der Leiden, der traurigen Zustände in Aegypten, kann man uns heute nicht mehr schrecken, denn Aegypten hat eine Verfassung, und wir — die Antwort auf meine Frage ist freilich schon heute hier gegeben; in glänzenderen, beredteren Worten, als ich es vermag, sind die Verdienste unseres gefeierten Jubilars geschildert worden, und wenn je eine Huldigung berechtigt war, so ist es die, die wir heute Janaz Kuranda darbringen. Und dennoch — noch ein Wort an den Minister — Pardon — an den Jubilar! Minister pflegen wenigstens als solche bei uns keine Jubiläen zu feiern, und dann — zu Ministern versteht er wirklich besser zu sprechen, als ich, eindringlicher. Ich hörte ihn, es sind jetzt wohl drei Jahre, zum Letztenmale zu einem verflossenen Minister sprechen, er nannte ihn damals den „guten Grafen" — gut, fürchte ich, in dem Sinne, wie man sagt, die „braven Landleute" — zu jenem Manne, dessen Namen ich in diesem Saale nicht nennen will — schlägst du meinen, schlage ich deinen —!—

„Meine Herren von der Politik, meine Herren von der Literatur! Kuranda gehört Ihnen nicht allein, auch wir, wir Künstler, haben ein kleines Anrecht auf ihn. Als dieser wahre Ritter des Geistes, dessen Vorfahren einst Jericho gestürmt, dessen Wappen und Thaten nicht nur auf Druckpapier, sondern auch im Herzen des Volkes verewigt, dessen Lanze die Feder, der nie ein Visir getragen, das seinen Mund schloß — als dieser Ritter des Geistes zum Erstenmale zum Turnier zog, da schmückte er seine Brust mit einer „weißen Rose" — und leider — es ist das der einzige Vorwurf, der ihn

treffen darf — es war auch seine letzte weiße Rose. Auf anderem Gebiete suchte und fand er seine Lorbeern, aber bewahrt hat er sich den empfänglichen Sinn, das feine Verständniß, das warme Herz für die Kunst, für Alles, was in ihr gut und schön und für die Künstler. Und deßhalb, meine Herren, nachdem Sie den Politiker, den Schriftsteller, den Genossen, den Freund des Vaterlandes, den Verfechter der Freiheit gefeiert, gestatten Sie mir im Namen meiner Kunstgenossen, dem Beförderer und Freund der Kunst ein Hoch auszubringen; dem Manne, welcher, wo ihm Gelegenheit gegeben war, mit Freundlichkeit, Gerechtigkeit, mit Unparteilichkeit und liebevoller Wärme die Interessen der Kunst und ihrer Männer besprach; erheben Sie nochmals das Glas und rufen Sie mit mir: Kuranda hoch!"

Ascher's Rede, deren Pointen er mit jener Schärfe und Laune brachte, welche den Künstler charakterisiren, wurde von Zeichen permanenter Heiterkeit begleitet und am Schlusse derselben erscholl ein Beifallssturm.

Nun wurde eine Reihe von Depeschen und Zuschriften verlesen, welche im Laufe des Abends eingelangt waren.

Dr. Wilhelm Schlesinger, der bekannte Humorist der medizinischen Welt, ein Jugendfreund Kuranda's, las nun ein Scherzgedicht: „Eine kleine Reminiszenz", das große Heiterkeit erweckte. Er sagte darin:

„Es war im Jahre achtzehnhundertsechsunddreißig,
Da schriebst du für Lembert's „Telegraph" recht fleißig;
Nicht der Zentralismus, der Dualismus war deiner Feder Ziel,
Sondern, ob der Erfolg der Komödie warm oder kühl,
Nicht auf Rechberg, auf Bismarck war dein Pfeil gerichtet,
Sondern, ob Halm, ob die Birch gut oder schlecht gedichtet!
Der Birch klassischer Tragödie „Otto der Feldmacht"
Wurdest du kritischer Wüthrich niemals gerecht,
Und in Told's „Wasti oder die böhmische Amazone"
Suchtest du schon Rieger, den Wasti der böhmischen Krone! —"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Curiosum.] Nachstehende Geschichte ist Wort für Wort wahr: In einer Garnisonsstadt (Preußisch-) Schlesiens genügte der Pharmazeut Bauer seiner Dienstpflicht als einjährig freiwilliger Apotheker in dem Garnisons-Lazareth. Da nun diese Klasse der Militär-Beamten zur Anlegung einer Dienstuniform im Frieden nicht verpflichtet ist, auch sonst strikte Vorschriften über das äußere Verhalten derselben zu Militärs nicht existiren, so war und ist noch heute die Verpflichtung zum Grüßen der Offiziere von Seiten der Lazareth-Apotheker zweifelhaft. Gedachter Bauer inkommodirte sich daher nie, auch wenn er solchen Offizieren begegnete, von denen er voraussehen mußte, daß sie ihn kannten. Dieß gab Anlaß zu Beschwerden, und die Kommandantur, nächste zuständige Behörde, entschied, „daß fortan Pharmaceut Bauer die Offiziere zu grüßen hat". Der entsprechende Befehl wurde wie üblich auf Parole diktirt und ging so in die Befehlsbücher der respektiven Truppentheile über. Das besagte Diktiren mußte wohl aber etwas flüchtig von statten gegangen, einem schreibenden Unteroffiziere auch wohl der Begriff einer Pharmazeuten nicht hinlänglich geläufig gewesen sein genug, das Parolebuch der ersten Kompagnie . . Regiments brachte den Befehl in der gewiß unerwarteten Form: „Kommandantur-Befehl. Fortan haben bei warmer Zeit Bauern die Herrn Offiziere zu grüßen".

Aus Paris, 10. Dez., erzählt die „Köln. Z.": Gestern Abends herrschte auf dem Boulevard Montmartre, wo sich seit drei Wochen ein Monstre-Aquarium befindet, eine furchtbare Aufregung. Eine der gläsernen Behälter zersprang mit einem donnerähnlichen Getöse. Unglücklicher Weise war es gerade der Behälter, in welchem sich die Haifische befanden. Die 20,000 Litres Seewasser, welche der Behälter enthielt, ermöglichten es diesen Seeungeheuern, sich auf die zahlreichen Besucher hinzustürzen, die in wilder Flucht und mit Zetergeschrei davoneilten. Eine Frau stürzte zu Boden, und eine der Haifische erfaßte sie, aber nur an ihrer Krinotine, die er theilweise verschlang. Das Wasser verlief schnell und der Haifisch verlor seine Kraft, so daß die Frau glücklich gerettet werden konnte und mit dem Verlust eines Stückes ihrer Wade davon kam. Ein Herr wurde durch die Stücke des gläsernen Behälters stark verletzt.

Die Maier'sche Kunstanstalt in München, die einen großartigen Handel mit Heiligenfiguren nach Frankreich, England und Amerika betreibt, begeht am 22 ds. ein kleines Fest — es gilt der zehntausendsten Kiste, die bis dahin verpackt wird!

Charade.

Eins-Zwei nennt die ein fruchtbar herrlich Land,
Natur düngt's selbst mit eig'ner milder Hand;
Ein Fluß umschlingt es mit unzähl'gen Armen,
In dem manch' Unthier wüthet ohn' Erbarmen.

Zwei-Eins erfuhr der Mann, der seinen Sohn
Erst reiten ließ, und selber ging, zum Lohn;
Dann ritt er selbst! Nichts half — sie reiten Beide —
Doch stets nur hören sie Zwei-Eins zur Seite.

Das Logogryph in Nr. 298 (Augen, Genua) wurde noch nachträglich gelöst von M. D..... und Th. K—r in Eisenbach.

Redakteur Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 303 Samstag, 22. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Vorübergehende Menschen störten ihn in seinem Sinnen und Grübeln, er erwiderte mechanisch ihren Gruß, ohne dessen recht zum Bewußtsein zu kommen; auf einmal richtete er sich empor und sah nach seiner Uhr, er wunderte sich, wie lange er schon hier verweilt hatte. Doch mußte immer noch eine geraume Zeit vergehen, ehe er das Mädchen, das er hierher beschieden hatte, erwarten durfte. Er stand auf und schritt weiter, bis dahin, wo die Wege sich kreuzten, und er, vom Schlosse kommend, die Sträflinge hatte thalwärts hinabsteigen sehen. Ihm lag daran, deren Arbeitsplatz zu ermitteln, er sah nochmals nach der Uhr, um die Stunde, zu welcher Liebeth nach dem Hain zu kommen versprochen hatte, nicht zu versäumen, dann stieg er den Weg, der vor ihm lag, hernieder. Es gelang ihm aber nicht, seinen Zweck zu erreichen, vielleicht waren die Menschen gestern zu einem andern Zweck geführt worden, oder sie arbeiteten heute anderswo; er entdeckte keine Spur von ihnen, und kehrte endlich um. Wie gestern war ein wolkenleerer Tag, der Himmel strahlte über ihm, die Landschaft um ihn her lag im goldenen Sonnenschein, in den Thälern wechselte Licht und Schatten, Alles hatte das friedlichste Ansehen: mußte der Friede nur seiner Brust fehlen? Kirchenglocken in der Stadt! Er hatte ganz vergessen, daß heut Sonntag war, und ihm fiel ein Gedicht ein, das er vor Jahren irgendwo gelesen hatte:

„Mir hallen keine Glocken, mir ertönt
Nicht jener Orgel feierliches Brausen,
Und wenn die Menschheit drinnen sich versöhnet,
Steh' ich allein und ausgestoßen draußen!"

War es denn also? Glich er dem Gebannten in diesem Gedicht, den der Fluch der Kirche getroffen hatte? Aus tiefster Brust aufathmend, konnte er sich das Auge zum Himmel erheben — keine Schuld, die so strenge Sühne verdient hätte, belastete seine Seele, er durfte sich nur allgemein menschlicher Schwächen und Makel zeihen, deren jeder Sterbliche besitzt. Aber war denn der Vorsatz, der ihn hieher geführt hatte, und den er nun ins Werk setzen wollte, ein guter? Der Klang der Kirchenglocken hatte ihn mahnend getroffen, und einen Zwiespalt in ihm erregt, der ihn lange beunruhigte, als er den Hain wiederum erreicht, und seinen Sitz eingenommen hatte, um in Geduld das Mädchen, das er mit in seine Anschläge ziehen wollte, zu erwarten. Sie hatte wohl, überrascht durch die verlockende Aussicht, die er ihr eröffnet, auch nicht an den Gottesdienst gedacht, sonst würde sie ihm nicht ihre Gegenwart während desselben zugesagt haben.

Unerträglich wurde ihm jetzt das Warten und er blickte mit Unmuth dem Soldaten entgegen, den er mit raschen Schritten unter den Bäumen daher kommen sah. Als derselbe näher gelangt war, erkannte er ihn, es war derselbe, den er auf der Bastei als Schildwache getroffen, und über den Wachtdienst auf dem Schlosse ausgefragt hatte, Liesbeth's Franz. Sie hatte ihm vielleicht von den Hoffnungen, die ihr gemacht worden, und der verabredeten Zusammenkunft erzählt, obgleich es ihr verboten wurde, und er kam jetzt, da er den Absichten des Fremden doch nicht recht traute, um der Unterredung als Zeuge und Beistand seines arglosen Mädchens beizuwohnen.

Schon von Weitem legte er grüßend die Hand an seine Feldmütze, und sein gutmüthiges Gesicht lachte den fremden Herrn an, bei dessen Anblick sein Mißtrauen verstummte: er sah doch ganz ernsthaft und ehrbar aus. Die Studenten unten in der Stadt waren weit schlimmer. — „Ich komme für die Liesbeth, lieber Herr," sagte er, als er sich dem Fremden bis auf wenige Schritte genähert hatte, und dieser runzelte die Stirn. — „Ja, lieber Herr, sie konnte nicht, sie mußte in die Kirche gehen."

Sigismund's Vermuthung war richtig gewesen: sie hatte gestern in der Verwirrung nicht an die Kirche gedacht. Vielleicht war es aber für ihn zum Vortheil, daß er ihren Liebhaber sprechen konnte, nur mußte er hier mit größerer Vorsicht verfahren. Seine eigenen Skrupel, die ihn noch vor Kurzem beschäftigt hatten, waren beschwichtigt: erglaubte, wenn auch nicht gesetzlich, doch nach rein menschlichen Beweggründen recht zu handeln.

„Sie kommen, um mir das zu sagen?" fragte er. „Lieschen hat Sie zu mir geschickt?"

„Ja, lieber Herr. Sie kann erst nach der Kirche kommen, wenn der gnädige Herr so lange warten wol-

len. Sie hat mir Alles erzählt, und ich soll Sie fragen, ob Sie's auch ehrlich gemeint haben, denn wie kommen Sie dazu, daß Sie uns armen Menschen helfen wollen?" Er sagte das in einem so offenen und natürlichen Ton, daß Waldenberg beschämt war. — Freilich hatte der Bursche Recht, reine Menschenliebe war nicht die Triebfeder der wohlwollenden Absicht, wenn ihr auch nicht ein so niedriges Motiv zum Grunde lag, wie es wohl beargwohnt werden konnte, so war es doch immer ein eigennütziger Zweck.

„Setzen Sie sich, Herr Keller," sagte Sigismund. „Wir wollen vernünftig mit einander reden. Sie haben doch Urlaub, daß Sie nicht an die Minute gebunden sind? Oder nehmen Sie's nicht so ängstlich mit dem Dienst?"

„Dienst hab' ich heute nicht; darum brauch' ich keinen Urlaub, sondern kann ausgehen, so lange ich will, wenn ich nur zum Appell wieder oben bin, und nicht weiter weggehe, als daß ich die Trommel hören kann, wenn etwa einmal Generalmarsch geschlagen werden sollte."

„Generalmarsch für eure sechzig Mann — wozu denn? Denkt ihr, die Preußen werden euer Kurfürstenthum und eure feste Burg überfallen, und Alles in die Tasche stecken, wie ihnen das Gelüst Schuld gegeben wird?"

„Die Preußen?" versetzte der Soldat, der ihn nicht verstand. „Die kommen schon nicht, aber unsere Einquartierung im Eisengeschmeide, die könnte schon einmal rebelliren!"

„Sie meinen die Gefangenen?" erwiderte Waldenberg, der nun das Gespräch auf ganz natürliche Weise zu dem rechten Punkt geführt sah. „Ist das schon einmal vorgekommen?"

„Weiß nit," antwortete der Hesse. „Aber es könnte doch sein, und wir haben den Befehl so."

„Hat während Ihres Dienstes hier oben gar kein Fluchtversuch, ich meine von Einzelnen, stattgefunden?" fragte Waldenberg. „Ich sollte meinen, wenn es klug angefangen würde, müßte es nicht so schwer sein, zu entkommen, eigentlich ist das Schloß doch ganz offen — in finsterer Nacht..."

Der Hesse lachte. „Alle Nacht wird zugesperrt, die Posten haben scharf geladen, die Wache ist da, Patrouillen gehen, und die Gefangenen sind eingeschlossen; ich wollt's keinem rathen!"

„Scharf geladen, freilich! Sie haben mir das schon gestern erzählt — geschossen müßte freilich werden, wenn dergleichen vorfiele, aber würden Sie recht zielen, einen armen unglücklichen Menschen, der sich retten wollte, recht scharf auf's Korn nehmen, wenn er Ihnen auf Ihrem Posten etwa in den Schuß käme?"

„Denken Sie, ich werd' meine Schuldigkeit nicht thun?" entgegnete der Soldat ernsthaft.

„Gewiß werden Sie schießen — aber scharf zielen mein' ich? Wer kann's Ihnen nachweisen, daß Sie den Armen geschont haben?"

„Nachweisen oder nicht, ich wär' doch ein Hundsfott!" sagte der Hesse barsch. — Hier war die in Fleisch und Blut übergegangene Soldatendisziplin, die sich selbst im Gespräch bei diesem einfachen und gutmüthigen Menschen kund gab.

„Es käme wohl auf die Probe an," erwiderte Waldenberg. „Das menschliche Gefühl, das Mitleid würde sich schon melden."

„Und wär's mein eigener Bruder, ich thäte meine Schuldigkeit!" rief der Soldat, gereizt durch diesen Zweifel an seiner Pflichttreue. „Werd' ich einem Räuber und Mörder durchhelfen?"

Waldenberg schwieg. Ein finsterer Schatten legte sich auf seine Stirne, er sah düster eine Weile vor sich hin und der junge Mensch, der bei ihm saß, war auch mit seinen Gedanken beschäftigt, die ihm einen solchen Fall, wie der fremde Herr ihn erwähnt, lebendig vormalten. Aber er blieb nicht lange dabei, sondern kam auf die Frage zurück, die ihn herzeführt hatte.

„Wollen Sie warten, lieber Herr, bis die Liesbeth kommt?" begann er von Neuem. „Oder wollen Sie mir's gleich sagen?"

„Was denn, mein guter Franz?" entgegnete der Fremde, und setzte den ehrlichen Menschen dadurch in Verlegenheit, denn durfte er seinen argen Verdacht dem Herrn ins Gesicht aussprechen, wie er ihn gestern gegen Liesbeth geäußert hatte, und dafür von ihr gescholten worden war?

„Sie sagten doch, daß Rath geschafft werden könnte für uns, wenn es bloß an Geld fehle —" fing er stockend an.

„Das sagt' ich, und es ist mein Ernst," erwiderte der Fremde.

„Aber die Liesbeth oder ich — sollten Ihnen dafür auch etwas zu Gefallen thun —"

„Hat sie Ihnen das erzählt?" Sie sollte es ja nicht, bis ich mit ihr darüber gesprochen hätte, weil es noch nicht an der Zeit war! Ja, mein guter Franz, das wird sich finden." Er stand plötzlich auf. „Heut kann ich nicht auf Ihr Mädchen warten, sagen Sie ihr, daß ich mein Wort halten werde: freilich müßte ich noch mit ihr sprechen, und weil die Menschen sich leicht schlechte Gedanken machen könnten, hatte ich gedacht, hier würde es am besten sein, wo ich ja gestern auch mit ihr geredet habe. Da sie aber um diese Stunde, wie sie gesagt, alle Tage nach Klee geht, so werde ich sie schon einmal hier treffen."

Er rückte ein wenig den Hut, und wollte sich entfernen. Der junge Mensch schien jedoch mit der Erklärung, wie absichtlich sie Waldenberg auch in viele Worte gekleidet hatte, noch nicht zufrieden zu sein.

„Können Sie mir's nicht gleich sagen, lieber Herr?" fragte er, die Hand militärisch an die Mütze legend.

Digitized by Google

„Es ist noch nicht an der Zeit, erwiderte der Fremde. „Damit Sie aber sehen, daß ich nicht bloß leere Worte gemacht habe, so nehmen Sie im Voraus hier einen Beweis meiner ernstlichen Absicht.“ Er hatte bei diesen Worten seine Brieftasche hervorgezogen, und geöffnet, und reichte dem Hessen einige Stücke Papiergeld, es mochte eine ganz hübsche Summe für einen armen Menschen sein. Franz wurde dunkelroth, nahm die Kassenscheine aber nicht an.

„Sie haben gesagt — erst müßten wir Ihnen einen Dienst erweisen —“

„Das wird sich finden! Auf Abschlag, guter Franz! Davon freilich könntet Ihr euren eigenen Herd noch nicht bauen.“

„Ich muß doch erst wissen, gnädiger Herr — hab' ich einmal Handgeld genommen, so gilt's! Ich kann's nimmer vorher nehmen.“

Er sagte das so entschieden, daß Waldenberg, zum Zweitenmale beschämt, sein Geld wieder einsteckte.

„Gut denn! Ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen — obgleich es immer in Ihrem Belieben stände, mir, wenn Sie meine Wünsche später nicht erfüllen wollten, das offen zu sagen. Als ein Handgeld, das Sie wie auf Kontrakt binden sollte, hätte ich es nicht angesehen. Indessen, wie Sie denken! Sagen Sie Ihrer Braut, was ich Ihnen aufgetragen habe.“ Er ließ den armen Keller, der nun eine Art von Entschuldigung vorbrachte, stehen, und ging nach der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Tagesgeschichte.

[Die Fahne des dritten Bataillons Deutschmeister.] Seit dem Treffen bei Nachod, am 27. Juni ds. Js., das den jüngsten Feldzug so verhängnißvoll für Oesterreich einleitete, bis auf den heutigen Tag sind preußische und außerpreußische Blätter nicht müde geworden, Jubelhymnen über die angebliche Eroberung der Fahne des dritten Bataillons Deutschmeister, welche durch den Musketier Gabler des dritten niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 50 bald im Treffen bei Nachod, bald in der Schlacht von Königgrätz bewirkt worden sein sollte, anzustimmen. In fast allen preußischen Blättern — so noch in der „Breslauer Zeitung vom 7. September — las man Aufforderungen zu einer Nationalbelohnung für den Tapfern von dem Herrn Landrath Heydebrand unterzeichnet; in Berliner Blättern gar die Nachricht von seiner Vorstellung am Hofe und reichlichen Beschenkung durch die Königin! Und doch ist an der ganzen Geschichte von dieser eroberten Fahne nicht Ein wahres Wort, wenngleich der preußische Kronprinz selber in seinem aus Reinerz 27. Juni 1866, datirten ersten Armee-Bulletin über das Gefecht bei Nachod wörtlich sagt: „Die Fahne des dritten Bataillons Deutschmeister fiel dabei in unsere Hände.“ — Von österreichischer Seite schwieg man bisher — und wie wir glauben, entschieden mit Unrecht — in dieser Angelegenheit. Erst jetzt, im November-Hefte der durch ihre trefflichen militärischen Mittheilungen und sachwissenschaftlichen Aufsätze vortheilhaft bekannten Oesterreichischen militärischen Zeitschrift von Streffleur, begegnen wir einer vom Regiments-Kommando von Hoch- und Deutschmeister-Infanterie ausgehenden authentischen Darlegung des ganzen Sachverhaltes, die, wiewohl ernst und würdig gehalten, dennoch durch den Kern ihrer Mittheilung dem unbefangenen Leser ein Lächeln abnöthigen und das Triumphgeschrei der preußischen Blätter gerade über diese Trophäe — die Fahne eines der ältesten und lorbeerreichsten Regimenter der österreichischen Armee — endlich für immer zum Schweigen bringen wird. Dieser amtlichen Darstellung entnehmen wir Folgendes: Das Regiment Deutschmeister kam am 27. Juni bei Nachod unvermuthet in's Gefecht. In der Hast des Aufmarsches und der sogleich erfolgten raschen Vorwärts-Bewegung blieb die Fahne unentrollt. Da traf die eingehüllte Fahne ein Musketen-Geschoß, und zwar so unglücklich, daß die Fahne mitten entzwei brach. Der Fahnenführer war dadurch genöthigt, den Ueberzug aus Wachsleinwand, auf welchem in großer weißer Schrift die Worte: „Hoch- und Deutschmeister Linien-Infanterie-Regiment Nr. (?) 3. Feldbataillon“ zu lesen waren, herabzunehmen, beizeite zu legen und die gebrochene Stange soweit zu repariren, daß sie wenigstens getragen werden konnte. In diesem Zustande verblieb sie bis nach der Schlacht von Königgrätz. Der Ueberzug blieb auf dem Felde am Wenzelsberge liegen, die Fahne selbst aber in den Händen ihrer Truppe. Im Gefechte bei Skalitz am 28. Juni war die Fahne in keiner Gefahr; desto mehr aber in der Schlacht bei Königgrätz, wo das Regiment die schwierige Aufgabe hatte, das schon von preußischen Gardetruppen okkupirte Dorf Rosberitz zu nehmen und den Raum zwischen diesem und dem bereits verlorenen Chlum zu behaupten. Das Regiment nahm das Dorf und es entspann sich am westlichen Ende desselben ein hartnäckiger Handkampf, der zum Vortheile dieses Regimentes endete. Hier war es, wo ein Geschoß den Fahnenführer schwer verwundete. Die sinkende Fahne ward hierauf alsogleich dem Zimmermann der 16. Kompagnie übergeben, und dieser tapfere Soldat bewahrte treulich das ihm anvertraute Kleinod auch während des ferneren Verlaufes der Schlacht und brachte es nach Beendigung derselben trotz aller Gefahren des Rückzuges glücklich nach Königgrätz. In Wien wurden später die Stangentheile der Fahne mittelst eines Metall-Cylinders verbunden und an der Bruchstelle eine silberne Platte befestigt, worauf zu lesen ist: „Durchschossen im Ge-

Digitized by Google

fechte bei Nachod, beim Sturme auf Waclawice am 27. Juni 1866.“ Die Identität aller Fahnen des Regiments ist noch dadurch sichergestellt, daß auf jedem Nagel derselben der Name desjenigen eingravirt ist, der denselben bei der Fahnenweihe eingeschlagen. Das Regiments-Kommando erklärt ferner ausdrücklich, daß auch weder das erste, zweite oder vierte, überhaupt kein Bataillon des Regimentes seine Fahne verlor. Damit ist hoffentlich diese ganze Angelegenheit zu Gunsten der Waffenehre dieses Wiener Regimentes endgiltig erledigt.

In einem Gasthause zu Amorbach saßen während der preußischen Okkupation im Jahre 1866 mehrere Zivilpersonen und preußische Offiziere in der Weise an einem Tische beisammen, daß jene die eine, diese die andere Hälfte der Tafel einnahmen. Beiderseits unterhielt man sich, um die leidige Politik fernzuhalten, mit Kartenspiel, mit Ausnahme eines, so eben erst Lieutenant gewordenen jungen Offiziers und eines Zivilisten, welche beide zufällig in der Mitte des Tisches einander gegenüber zu sitzen kamen, jedoch am Spiele rechts und links kein Interesse hatten, weßhalb ein Gespräch zwischen Beiden unvermeidlich war. Obgleich nun fast sämmtliche Offiziere während der Okkupation bestrebt waren, die — wenn auch keineswegs verletzende — Steifheit, mit welcher sie in Gesellschaft behandelt wurden, zu beseitigen, und hierwegen auch ihr Bedauern aussprachen, so konnte doch dieser jugendliche Krieger aus dem Lande der Intelligenz nicht umhin, die preußische Armee und sonstigen Einrichtungen als die besten in der ganzen Welt über den Schellenkönig herauszustreichen, zu versichern, daß in der Schlacht von Königgrätz nur 8 Preußen geblieben seien, auch zu erzählen, wie bei Würzburg 40,000 Preußen die 150,000 Mann Bundestruppen geschlagen hätten, wie Letztere vor ihnen davongesprungen seien u. s. w., natürlich auch seiner Heldenthaten, welche im entsprechenden Maßstabe vergrößert wurden, nicht zu vergessen. Herr Lieutenant wurde übrigens von einem anderen Offizier öfters ersucht, doch nicht gar zu sehr zu übertreiben, denn das Alles sei ja nicht einmal halb so arg gewesen und Manches verhalte sich ganz anders. Der Zivilist hörte geduldig und mit scheinbar gläubigem Gesichte aufmerksam zu, gab nur einzelne Laute des Staunens und der Verwunderung von sich, schmauchte wieder still seine Cigarre weiter und brachte durch einige dumme Fragen den jungen Preußen dahin, daß dieser schließlich über den Gipfel preußischen Ruhms sich noch erheben zu dürfen glaubte. Endlich trat eine Pause ein, und der Zivilist erholte sich von seinem Staunen durch einen tiefen Athemzug mit den Worten: „Ja, es ist unglaublich, was für Dinge heutzutage in der Welt passiren, — und doch ist Alles schon dagewesen.“ „Wie können Sie so etwas sagen? wie soll ich das verstehen, mein Herr? wie?“ fragte Herr Lieutenant. „Nun“, erwiderte der Zivilmann, „haben Sie denn die neuesten Berichte über die Ausgrabungen von Pompeji nicht gelesen? hiernach ist es gewiß, daß die Alten der grauen Vorzeit noch viel mehr los hatten, als die Professoren unserer Zeit; denn selbst die Räthsel vom perpetuum mobile und vom viereckigen Kreise waren von ihnen längst gelöst.“ „Ich habe längere Zeit kein öffentliches Blatt zu Gesicht bekommen“, unterbrach der Pfiffikus, dessen Neugierde nun geweckt war; „was hat wohl da gestanden, wie?“ „In einer noch nicht ganz ausgegrabenen Straße zu Pompeji“, fuhr der Gefragte fort, „hörte man neulich das Knacken eines Uhrwerks; nachdem man einen Thurm vollständig ausgegraben hatte, schlug es auf demselben 3/4 über achtzehn Jahrhundert, und auf der Linse des Perpendikels, welche sich auf einer viereckigen Metallplatte hin und her bewegte, war die Quadratur des Kreises zur Evidenz bewiesen; und als man nach dem Meister dieses Werkes forschte, fand man in solchem die Worte: „Fecit Dr. Fritz Junker aus Berlin, anno 1866.“ Der Zivilist hatte bald nach Beginn der Prahlerei von einem preußischen Unteroffiziere den vollständigen Namen und Wohnort des Hrn. Lieutenants unbemerkt erfragt, dem Schreiber Dieses aber ist er nicht mehr recht erinnerlich, weßhalb vorstehend ein gleichbedeutender Name gebraucht wurde. Von diesem Augenblicke an, der mit allgemeinem hörbaren Lächeln ausgefüllt wurde, nahmen die Prahlereien dermaßen ab, daß sie alsbald gänzlich verstummten.

[Ein Veteran.] Bei Batcherville im Staate New-York lebte der letzte amerikanische Soldat aus dem ersten Befreiungskriege, Samuel Downing. Er ist in Newhampshire am 30. November 1761 geboren, trat mit 16 Jahren in Kriegsdienst und machte den Feldzug mit, der mit der Gefangennahme des Generals Burgoyne endete. Nach vierjährigem Dienste nahm er seinen Abschied. Er ist der letzte Ueberlebende von den Soldaten des Revolutionskrieges, welchen 1818 eine Pension bewilligt wurde. Drei seiner Enkel haben im letzten Kriege als Volontärs gedient.

[Das Erträgniß der Monstre-Konzerte der Wiener Männergesang-Vereine.] Das Zentral-Komite der Männergesang-Vereine von Wien und Umgebung hat, wie das österreichische Kriegsministerium zur Kenntniß bringt, von dem Erträgnisse der beiden im Monate Oktober 1866 in der k. k. Hofreitschule abgehaltenen Konzerte vierperzentige Metalliques-Obligationen im Nennwerthe von 15,000 fl. CM. angekauft und dieses Kapital zur Errichtung einer Stiftung für Wittwen und Waisen der vor dem Feinde Gefallenen gewidmet.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Buchdruck.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 304 Montag, 24. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Unzufrieden war er mit sich selbst, er hatte zuviel auf die Macht gerechnet, welche in der Gegenwart leider die Welt und die Menschen durch deren Gewissen beherrscht. Fast bereute er nun, den glücklichen Zufall, der ihn mit einem Soldaten der Schloßbesatzung und der Macht des Gefängnißinspektors in Berührung gebracht, und ihm in ihrem Verhältniß einen willkommenen Stützpunkt für die Hebel, die er ansetzen mußte, gezeigt hatte, in dieser Weise benutzt zu haben. Doch konnte er den Vortheil, der ihm geboten worden war, nicht aufgeben. Von Franz Keller versprach er sich wenig. Wenn er auch seinen Aeußerungen nicht buchstäblichen Ernst beimaß, so lag in ihnen doch so viel feste Ueberzeugung, daß er nicht klug zu handeln glaubte, gegen ihn offen mit seinem Ziel und Zweck vorzugehen. Ueberdieß widerstrebte es ihm, den armen Menschen, wenn er der Versuchung unterliege, bei einem etwaigen Mißlingen in schwere Verantwortung und Strafe zu stürzen! Mit dem Mädchen hoffte er leichter Spiel zu haben. Hier stand ihm keine beschworene Dienstpflicht im Wege, vielmehr konnte weibliches Mitleid mit dem Loose unglücklicher Menschen, diese schöne Frauentugend, ihm zu Hilfe kommen; ihr war es leichter und weniger gefährlich, seinen Wünschen zu entsprechen: er wollte ja auch nichts von ihr verlangen, wozu eine übergroße Verwegenheit gehört hätte. Nur mußte er sich ihrer Verschwiegenheit, auch gegen ihren Geliebten, besser versichern, als gestern, wo er doch zu unbedacht zu Werke gegangen war: er hätte sich wohl sagen können, daß sie die glücklichen Hoffnungen, die ihr gemacht worden waren, mit Allem, was sie begründete, nicht gegen ihren Franz auf dem Herzen behalten würde. Bei nächstem Wiedersehen, wenn er ihr wirklich seinen Auftrag gab, konnte er eher darauf rechnen.

Zwei Tage wartete er damit; der hessische Soldat hatte ihm nicht umsonst erzählt, daß er immer den vierten Tag auf Wache komme. Wenn Franz auf Wache war, konnte er seine Liesbeth nicht auf ihrem Gange nach Klee durch den Hain begleiten, um bei möglicher Begegnung des fremden Herrn ein Zeuge ihrer Unterredung zu sein. Waldenberg lächelte bitter, wenn er sich dachte, daß der Liebende wohl gar eifersüchtig sei! Die beiden Tage, welche er auf den zweiten Schritt zu seinem Ziele warten mußte, wurden ihm zur Ewigkeit, aber sie vergingen nicht unbenutzt; er machte sich mit der Lage und nächsten Umgebung von Marburg für alle möglichen Fälle vertraut. Seine „Forschungen", über welche die Gäste beim Pfeiffer sich schon den Kopf zerbrachen, schienen weniger auf die Merkwürdigkeiten und Alterthümer der Stadt, oder die wissenschaftlichen Schätze ihrer Bibliotheken, als auf Naturkunde gerichtet zu sein: vielleicht forschte er nach verborgenen mineralischen Schätzen, oder war er ein verkappter Quellenfinder. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts, wie ein alter Herr an der Gasttafel erzählte, trieben sich in Deutschland unbekannte und geheimnißvolle Menschen, meist Italiener herum, welche mit kaiserlichen Erlaubnißscheinen versehen, nach kostbaren Steinen suchten, und diese auch im ungeschliffenen Zustande, von den Einwohnern nicht gekannt und beachtet, zu finden wußten. Der Montsilvain, der in der Rubrik, woher er gekommen, Italien im Allgemeinen angegeben hatte, war vielleicht ein Spätling dieser längst verschwundenen Zugvögel, denen der Aberglaube des Volks noch viele unheimliche Künste zugeschrieben hatte.

Die Kunst, eine arglos vertrauende Seele zu verblenden und für seine Zwecke zu gewinnen, hatte der Fremde schon geübt. Liesbeth war an den beiden Tagen, nachdem ihr auf dem Wege von der Kirche zum Schloß Franz sein Gespräch mit dem freundlichen Herrn erzählt hatte, mit der Hoffnung ausgegangen, denselben im Hain zu finden, und war ganz traurig geworden, als das nicht geschah. Sie glaubte schon, daß Alles vorbei sei, weil der fremde Herr es übel genommen, daß sie sein Verbot, dessen sie sich in ihrer Herzensfreude zu spät erinnert, nicht geachtet hatte; sie beschuldigte Franz, gegen ihn gewiß unschicklich gewesen zu sein, und schalt ihn, daß er das gebotene Geld nicht angenommen. Es hatte einen kleinen Zank zwischen den Liebenden gegeben, und Franz war ganz trotzig mit der Versicherung fortgegangen, daß er gar kein Geld von ihm nehmen werde, weil er doch nur Böses im Schilde führe, sonst würde er damit nicht so lange hinter dem Berge halten. Am dritten Tage, als sie

mit Korb und Sichel wieder durch den Hain ging, erblickte sie endlich den Herrn, welcher wie damals unter der Buche saß; ihr Herz schlug in freudiger und zugleich banger Erwartung, während sie heiß erröthend ihren Gang etwas verzögerte. Siglsmund sah sie kommen und war überrascht, wie verschönert sie schien; es war das Gefühl der Hoffnung, das ihre Züge verklärte. Langsam erhob sich Waldenberg und ging ihr einige Schritte entgegen. Sie grüßte ihn und hatte nicht den Muth, ihre niedergeschlagenen Augen zu ihm zu erheben, besonders als er ihr gleich vorhielt, daß sie doch dem Franz von seinem Vorhaben erzählt, obgleich er es ihr verboten habe.

„Es thut aber nichts, Lieschen," setzte er mit gütigem Tone hinzu. „Brautleute brauchen unter einander keine Geheimnisse zu haben, und ich denke, Dein Franz wird gegen fremde Menschen nicht davon reden. Es bleibt dabei, ich werde für Euch sorgen, und Dir oder Deiner Mutter, wenn es so weit ist, ein Heirathsgut geben, daß Ihr Euch einrichten könnt. Nun werdet Ihr alle aber wissen wollen, wie ich dazu komme, Euch auszustatten, da ich Euch gar nicht kenne. Es gibt doch noch mehr arme Mädchen, und ich fände doch gewiß, wo ich zu Hause bin, auch Gelegenheit zu helfen. Nicht wahr, Lieschen, Du möchtest wissen, weßhalb ich eigentlich so an Dir handeln will?"

„Ja, gnädiger Herr, das möcht' ich schon wissen," erwiderte sie, da seine Freundlichkeit sie ein Herz fassen ließ.

„Ich will mich nicht besser machen, Kind, und Dir etwa vorreden, daß ich bloß ein gutes Werk an Euch thun möchte. Ihr gefallt mir Beide, Dein Franz ist brav und Du auch, das sieht man Euch schon an, aber ich habe Dir schon gesagt, daß ich dafür auch einen Gefallen verlange. Du dienst bei dem Gefängniß-Inspektor, nicht wahr? Siehst Du die Gefangenen? Hast vielleicht bei ihnen zu thun, mit Essen bringen oder andern Geschäften?"

„Nein!" antwortete sie, von seiner Frage verwundert. „Ich hab' dort nichts zu thun, aber ich sehe sie wohl draußen, die armen Menschen!"

„Nicht wahr, sie thun Dir leid? Denn wenn die Meisten auch ihre Strafe verdient haben mögen, so ist es doch immer schrecklich, die Freiheit und lange Jahre seines Lebens zu verlieren. Viele mag's unter ihnen geben, die Deines Mitleids nicht würdig sind, aber gewiß auch manches junge Blut, dessen hartes Schicksal Dein Herz rühren muß."

„Ja, ja!" sagte sie. „Ich kenne Einen, der sieht aus, als könnt' er keinem Kinde weh thun, ich hab' keinen schmuckern Burschen mein Lebtag gesehen — hat blonde Locken, so kurz er auch geschoren ist; er soll Einen todtgeschossen haben, ich glaub's aber nicht."

„Den kennst Du?" fragte Waldenberg möglichst gleichmüthig, obgleich ihm die Stimme bebte. „Hast Du mit ihm gesprochen?"

„Gott bewahre! Sprechen darf man mit Keinem!" entgegnete Lieschen.

„Mit Niemand dürfen die Armen sprechen, von Allen getrennt, die sie auf der Welt lieb haben, müssen sie hier bei harter Behandlung ihr Leben vertrauern. Würdest Du nicht ein freundliches Wort zu Einem reden, wenn Du es könntest?"

„Ach ja, wenn's ihm was hälfe!" erwiderte sie. „Aber wie sollt' ich Einen anreden, es wär' ja eine Schande!"

„Ich habe den jungen Mann mit den blonden Locken neulich auch gesehen," sprach er darauf, „und wenn Du mir versprechen willst, für Dich zu behalten, was ich Dir jetzt sagen werde, und Dein Versprechen dießmal besser hältst, als neulich — so möcht' ich Dir schon etwas anvertrauen."

Sie stotterte, von Neuem bestürzt, eine Entschuldigung, da der fremde Herr jetzt ernsthafter sie an ihre Plauderhaftigkeit mahnte, er unterbrach sie aber mit dem Troste, daß sie Alles wieder gut machen könne. „Weißt Du, wer der Gefangene ist, von dem Du vorhin sprachst?" fragte er dann. Sie verneinte es. „Darauf kommt es auch gar nicht an," fuhr er fort. „Es fragt sich nur, ob wir denselben meinen, damit keine Verwechslung vorfällt. Beschreibe mir ihn etwas näher."

Aus ihrer Schilderung, wie verworren sie auch klang, gewann er wenigstens die Ueberzeugung, daß sie keinen Andern im Sinn hatte: das Hauptmerkmal, die schönen dunkelblauen Augen, und die hohe Stirn waren ihr nicht entgangen, und sie hob besonders die großen schönen Augen hervor, sie mußte ihm daher ziemlich nahe gekommen sein.

„Nun, Lieschen, wir meinen denselben!" sagte Waldenberg. „Es ist sehr unglücklich und verdient sein hartes Schicksal nicht. Ich habe einen Brief bei mir, von seinem nächsten Anverwandten —"

„Die müssen alle abgeliefert werden!" warf Liesbeth rasch ein.

„Das weiß ich, darum frage ich Dich, ob es nicht möglich wäre, diesen Brief, ohne daß Irmand es erführe, in seine Hand gelangen zu lassen. Und daß ich Dich nicht länger hinhalte: Kannst Du ihm diesen Brief zustellen? Sieh, das ist der Dienst, den Du mir erweisen sollst, und je mehr Du für den armen Gefangenen thust, der mich sehr nahe angeht, desto größer wird das Heirathsgut werden, das ich Dir schenken will. — Ich verlange nicht, daß Du Dich in Gefahr begibst," fuhr er fort, als er bemerkte, wie erschrocken das Mädchen von dieser Zumuthung war. „Aber Du bist im Dienst des Gefängniß-Inspektors, Niemand wird die Gelegenheit besser kennen, als Du; ich sollte meinen, Dir müßte es ein Leichtes sein, ohne alle Gefahr für Dich selbst, meinen Wunsch zu erfüllen! Du würdest dem unglücklichen jungen Manne, der nicht zu

verdammen, sondern nur zu beklagen ist, eine unendliche Wohlthat erzeigen."

Liesbeth war in Angst und Unruhe, sie blickte rathlos umher und wünschte sich in diesem Momente weit hinweg. „Ich will Dich nicht drängen," sagte Waldenberg sanft. „Du mußt Dir erst überlegen, ob Du es thun willst, und ob Du es, ohne entdeckt und bestraft zu werden, thun kannst. Das aber verspreche ich Dir, daß ich Dich, mag die Sache auch ablaufen wie sie will, nimmer verlassen werde und Dir Alles, was Du thust, im reichsten Maße einst vergelten will. Nun überlege es bei Dir selbst oder frage höchstens Deine Mutter, was Du thun sollst — dem Franz aber sage nichts, der ist Soldat und dürfte es gar nicht dulden."

„Nein! Der zeigte mich selber an, ehe er's zugäbe!" versetzte Liesbeth. „Der ist gar so eifrig im Dienst!"

„Siehst Du! Also sprich mit ihm nicht davon — Deine Mutter, wenn Du willst, wird Dir schon den besten Rath geben." Wie richtig hatte der Mann auf die Armuth und weibliche Schwäche gegen Versuchung gerechnet!

(Fortsetzung folgt).

Ein Journalisten-Jubiläum.

(Schluß.)

Dr. v. Mühlfeld sagte: „Der Volksvertreter hat eine schöne und große Aufgabe. Er hat den Willen des Volkes auszusprechen, den Willen des Volkes, welcher, in was für einer Form immer, herrschend sein soll. (Beifall.) Das ist eine schwierige, aber herrliche Aufgabe. Aber eine andere gleich schöne Aufgabe ist die, das Volk zu lehren, den Geist des Volkes zu leiten — die des Schriftstellers. Der Mann nun, der die Aufgabe des Volksvertreters und Schriftstellers in sich vereinigt und sie zu erfüllen vermag, der muß der beste und herrlichste Mann sein, darum hoch Kuranda!"

Wilhelm Wiener erzählte eine kleine Ghetto-Geschichte aus Prag, aus dem Hause, in dem Kuranda und er geboren worden sind.

Anton Langer las mit großer Wirkung, oft von Heiterkeit unterbrochen, folgendes Scherz-Gedicht:

Du hast jetzt nacheinander g'hört
So viele g'scheite Herr'n,
Vielleicht hörst jetzt zur Abwechslung
Ein' dummen Bauern gern.

Dumme Bauern heißt man uns,
'S ist Brauch aus alter Zeit,
Doch wer'n die Bauern nach und nach
Grad wie die Stadtherr'n g'scheit.

Die Herren d'rin hab'n gar net noth,
Daß's machen so a G'schrai'
In sieben Tag acht Schlacht'n verlier'n,
Die trifft a Bauer a.

Wir wissen jetzt a Menge schon
Und Sachen von Bedeutung,
Wir frag'n net blos 'n Herrle mehr,
Wir lesen a die Zeitung.

Und aus der Zeitung haben wir
Von dir auch Viel's erfahr'n,
Daß du für's Recht eing'standen bist
Seit fünfundzwanzig Jahr'n.

Ausg'halten hast die fünfundzwanz'g
In Schmerz'n, doch in Ehr'n,
Der Herrgott soll dir noch a mal
So fünfundzwanz's bescheer'n.

Es hat das alte Oesterreich
Aus Oestreich dich vertrieb'n,
Neu-Oesterreich hast g'seh'n im Geist
Und „Gränzboten" hast g'schrieb'n.

Bleib' jetzt in Wean, richt' d' Feder her,
Denn wenn's es ganz so treib'n,
Kannst „neue freie Gränzboten"
Von der russischen Grantz schreiben.

Inzwischen wirk' für Stadt und Staat,
Gibst a heraus ka Zeitung,
So wirk' halt als Gemeinderath
Für Pflasterung, Wasserleitung.

Ah! unser Raul, den versteht's,
Und lost's eng a ein' Lacher,
Er hat sie ordntlich z'sammabiss'n
Die großen Wassermacher.

Daß's Pflaster er versteht, d'rin hat
Sein' Red' uns neu bestirkt,
'S hat Einer, der 's schon lang verdeant,
Von ihm sein Pflaster kriegt.

Oho! ich merk's, i red' schon z'lang,
D'rum laß' mich jetzund schließen,
Im Nam' von alle Bauern soll
I herzlich dich noch grüßen.

Und finden's a am Ring, im Park,
Für dich kein Denkmal-Platzl,
In unsern Herzen hast es schon:
Hoch der Kuranda-Raul!

Hans Jörgel von Gumboldskirchen.

Dr. Schindler brachte in kurzer Rede der liberalen Presse ein Hoch. Immer wenn man im großen Kreise friedlich beisammen sitze und, was immer ein männliches Unternehmen sei — ein gutes Glas trinke, sondern man sich heiter werdend in Gruppen, wie sie die Anlage oder Verhältnisse veranlassen. Auch er, welcher wie Wenige in der ersten Zeit seines Auftretens zu Dank verpflichtet war und ist, wende sich daher an die Gruppe der liberalen Journalistik und bringe ihr ein Hoch aus. (Beifall.)

Dr. Ludwig August Frankl knüpft an die Thatsache an, daß Kuranda, als er vor 25 Jahren Oesterreich den Rücken kehrte, einen „Säbel" mitnahm, um in launiger Weise nachzuweisen, wie im ganzen Leben Kuranda's der „Säbel" eine Rolle gespielt. Auch heute habe sich der „alte Säbel" bewährt.

Einem sinnigen Gedichte, das Graf Albrecht Wickenburg hierauf las, entnehmen wir folgende Stellen:

„Es lebt im deutschen Osten ein alter Postillon —
Wer kennt nicht seinen Namen und seines Hornes Ton?
Wer kennt nicht seine Farben, die schwarz-roth-golden sind
Und immer frisch geblieben, trotz Wetter und trotz Wind?

So lenkt er sein Gefährte wohl fünfundzwanzig Jahr,
Bis einst von Ungewitter der Weg verdorben war,
Man wies ihm neue Bahnen und neue Straßen an
Nur immer ostwärts, Schwager! — dort liegt die „freie Bahn"

Da schüttelt er bedenklich das sorgenschwere Haupt —
„Die Bahn ist frei und eben, doch schiefer als ihr glaubt,
Sie führt durch öde Strecken, durch dürres Haideland,
Wohin sie endlich führet — ist Keinem noch bekannt."

Dr. Hoffer verglich in schwunghaftem Style die Journalistik mit einer Armee, mit ihren schweren Leitartikel-Truppen, leichten Fähnlein der Feuilletons u. s. w. Diese bunt zusammengesetzte Armee, ohne einen geheimen Kriegsplan, ohne Hofkriegsrath, ohne Minister, ohne Distinktionszeichen, schlägt Schlachten — und siegt! Kuranda ist ein herrlicher Veteran dieser Armee! Und so wie er einst mit seiner schönen grünen Fahne („Gränzboten") an des Reiches Gränzen Wacht gehalten, so möge er wieder seine Fahne, welche immer das Schwarz-Roth-Gold umschlungen, hochhalten und entfalten. Diesem Veteran und der Armee, welcher er angehöre, bringe er sein Hoch!

Den letzten Toast auf Kuranda brachte der Stenograph Direktor Conn. Er habe oft genug bei den gesund gebornen Reden Kuranda's Hebammendienste verrichtet. Er, als alter Praktiker, wisse den Schlag, von welchem diese oratorischen Kinder des Jubilars seien, zu schätzen.

Am Weihnachtsabend.

Willst du — wenn sich die Schatten senken
Zum Weihnachtsabend allerwärts —
Willst du zur Heimath dann nicht lenken
Das wanderlust'ge, flücht'ge Herz?

Wie fühlst du dich zu dieser Stunde,
Da ganz allein im Schnee und Sturm,
Wenn rings ertönt die Feierkunde
Aus Stadt und Land, von jedem Thurm.

O kehr' zurück von fernen Pfaden,
Die du noch wandelst, weit da draus —
O kehr', wenn heut' die Glocken laden
Zum Fest, zurück ins Vaterhaus!

Vielleicht sind's nasse, thränenvollen,
Geliebte Mutteraugen, Freund!
Die dich noch einmal sehen wollen,
Eh' sie gebrochen, ausgeweint!

Vielleicht sind's welke Vaterhände,
Die dich am Tag der Weihnachtslust
Noch einmal gern, vor nahem Ende,
Still drücken möchten an die Brust!

Vielleicht — wer weiß, was du verbrochen!
Vielleicht ist's auch ein junges Herz,
Dem du einst Lieb' und Treu' versprochen,
Das heut' bewegt der Sehnsucht Schmerz!

O komm, eh' dich die Nacht umfangen
Mit düstern Schatten nah und fern —
Eh' über dir ist aufgegangen
Der erste gold'ne Weihnachtsstern!

O komm, eh' dieser Abend scheidet,
Zum Ort, wie klein, wie schlicht sein Raum —
Zur Stätte, wo man dich geleitet
Als Kind zum ersten Weihnachtsbaum!

Mannheim. Heinr. Anger.

Kunst und Literatur.

Die Dezembernummer von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" bringt die Fortsetzungen der novellistischen Beiträge „Die Thalfrau", von Bernd von Guseck und „Hänschen Siebenstern", von Adolf Glaser, so wie den Schluß der Abhandlung „Ueber den Spiritualismus und seine Bekenner", von Max. Perty. Letzterer läßt allerdings die ewig ungelösten Fragen nach dem Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige ebenfalls offen, gibt aber doch eine sehr reichhaltige und unparteiische Mittheilung über die neuesten Vorgänge auf diesem unheimlichen Gebiete. Eine sehr anziehende Biographie „Wilhelm Heinse's" hat Hermann Hettner beigesteuert. Besonders lesenswerth ist die Schilderung, welche Karl Schröder von Madrid gibt, ebenso wie die Fortsetzung der amerikanischen Mittheilungen von Udo Brachvogel, welche dießmal vorzugsweise das innere Leben New-Yorks schildern. Kleinere Beiträge von Roeggerath und August Vogel, eine archäologische Mittheilung von W. Waldbrühl, mit Illustrationen, literarische Besprechungen, Notizen u. s. w. schließen sich an.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 305 Mittwoch, 26. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Der Fremde zog jetzt aus seiner Brieftasche ein feines, in die kleinste Form gefaltetes Billet, das leicht zu verbergen oder im Nothfall zu vernichten, ja zu verschlucken war. Es war unversiegelt; hätte das arme unwissende Mädchen aber auch lesen können, es würde nicht einmal die Schriftzüge der unbekannten Sprache entziffern haben können, denn das Billet war russisch geschrieben. Er legte es Liesbeth in die Hand, welche es zitternd nahm.

„Uebereile Dich nicht damit," sagte er. „Bedenke Dir erst Alles, bespricht Dich, wenn Du nach Hause kommen kannst, mit Deiner Mutter, und wenn Du nicht thun kannst, was ich wünsche, so wirf' das Billet in das Feuer und sage mir's, ich werde nicht böse sein, denn ich will Dein Glück und nicht Dein Unglück. Wenn Du aber Deine Gelegenheit ersehen und es dem Armen, dem es einen Trost bringt, zugesteckt hast, dann lege mir einen Stein zwischen die Wurzeln auf der andern Seite dieses Stammes, damit ich ihn zu jeder Stunde finden kann."

Mit diesen Worten überließ er das zagende Mädchen dem Sturm widerstreitender Gefühle, den er in ihrer bisher so friedlichen Brust erweckt hatte. Sie wurde jetzt erst inne, wie lange sie sich bei dem fremden Herrn aufgehalten, und eilte nun ihrem Geschäft nach, aber das Billet, das sie unter ihr Brusthemdchen gesteckt hatte, brannte sie wie höllisches Feuer, und sie wollte es schon mehrmals von sich werfen. Die Hoffnung jedoch, die sie daran knüpfte, die heimliche Freude selbst an dem Werk, zu dem sie ausersehen war, der Gedanke, daß sie dem armen Gefangenen, der vor allen andern ihr Mitleid erweckt hatte, einen Trost bringen sollte — wie hätte sie da widerstehen können!

IV.

„Ich habe heute eine höchst interessante Entdeckung gemacht," erzählte an der Gastafel ein lebhafter junger Mann, der kürzlich hierher an das Obergericht versetzt worden war. „Sie erinnern sich vielleicht des Mordes, der vor einigen Jahren an einem reichen Russen verübt wurde, der sich bei Fulda eine Villa gekauft hatte?"

„War es ein Russe?" entgegnete der alte Herr, welcher neulich Montsilvain für einen heimlichen Edelsteinsucher gehalten. „Ich dächte er hätte einen deutschen Namen gehabt."

„Gewiß, er hieß Dilmar, ein Esth- oder Kurländer, aber Russe durch und durch bis auf den Kantschu, den er fleißig handhabte, und nicht bloß seine Dienerschaft. Diese Ostseeländer, welche unter russischer Herrschaft stehen, haben wohl einen deutschen Adel und deutsche Städte, aber sie sind russisch mit Leib und Seele, wie die Elsasser französisch sind. Traurig für Deutschland, aber wahr!"

„Beide Abtrennungen wären zu vermeiden gewesen!" bemerkte der alte Herr. „Wenn damals der Hochmeister in Preußen, der 1525 seinen Ordensstaat in ein weltliches Herzogthum verwandelte, gleich auch seine Hand auf die Lande des Schwertordens gelegt, und den Heermeister pensionirt hätte, welch' ein herrlicher, starker Staat an der Ostsee wäre das geworden, der hätte sich schon behaupten können! Und der Elsaß, wenn damals nicht der unglückselige dreißigjährige Krieg gewesen wäre!"

„Wie war's aber mit dem Morde in Fulda?" wurde der alte Herr, der mit seinen historischen Erörterungen fürchterlich werden konnte, unterbrochen. „Und welche Entdeckung haben Sie gemacht? Den Mörder etwa?"

„Ja wohl. Er ist hier, Mitglied der geschlossenen Gesellschaft oben!" erwiderte der junge Assessor, indem er gemüthlich sein Glas leerte. Der Nachbar schenkte ihm wieder ein, und die Tischgenossen baten ihn eifrig, zu erzählen. Sie waren schon beim Nachtisch und dieser und jener winkte nach einer neuen Halben, um sich zu längerem Bleiben einzurichten.

„Ich habe von der traurigen Geschichte auch gehört," sagte der Fremde, welcher dem Assessor gegenüber saß. „So viel ich mich erinnere, war es aber kein Mord, sondern nur ein unglücklicher Zufall, der den Tod des Herrn von Dilmar herbeigeführt hat."

„Verzeihen Sie!" entgegnete der Assessor. „Ich war damals bei dem Kriminalgericht und habe selbst in der Untersuchung gearbeitet. Ein qualifizirter Mord freilich nicht, wegen Mangels an Beweisen, aber doch immer ein Todtschlag nach eigenem Eingeständniß: das Urtheil fiel etwas streng aus, weil viele Indizien vor-

Digitized by Google

lagen, welche doch auf ein schweres Verbrechen deuteten, und der Spruch hat durch alle Instanzen Rechtskraft erlangt."

„Und der Mörder sitzt hier? Erzählen Sie uns doch die ganze interessante Geschichte!" baten Mehrere.

„Oberkellner!" rief der Assessor plötzlich. Der Gerufene kam. — „In Ihrem Meldebuch habe ich beim Durchblättern den Namen einer Frau von Dilmar gefunden, aus Berlin kommend; aber es könnte immer eine Verwandte, wenn nicht gar dieselbe sein. War es eine junge Frau, nicht groß, hübsch?"

„Sehr schön! Blond! versicherte der Kellner.

„Ha!" rief der Assessor. „Nun, es gehört eine russische Natur dazu, sich in Kurhessen nach solchen Antecedentien unter seinem Namen zu geriren."

„Vielleicht auch das Bewußtsein, daß man keine Ursache hat, denselben zu verbergen!" entgegnete der Fremde.

„Nein, Herr Montstivain! Hier muß ich Protest einlegen! Ich kenne die Thatsachen ganz genau," sagte der Assessor, „denn ich muß eingestehen, daß ich selbst zu den Verehrern der schönen Russin gehört und an ihrem reichbespannten Triumphwagen mitgezogen habe. — Von der Katastrophe kann ich jetzt sprechen, da sie bereits der Geschichte angehört, nachdem der Urtheilsspruch publizirt und vollstreckt ist. Es war also einmal ein reicher Russe, Namens Dilmar, der kam nach Fulda, hatte eine schöne blonde Frau bei sich und mehrere Diener mit rundgeschnittenen Haaren, wahrscheinlich Leibeigene. Ihm gefiel es bei uns, und er sagte: lasset uns Hütten bauen. Er war ein alter, häßlicher Mann von wenigstens 60 Jahren, widerwärtig von Manieren, aber steinreich, die Frau, als sie zu uns kam, wohl kaum 16 Jahre alt und schön zum Rasendwerden: es rasten auch wirklich viele Jünglinge vor Liebe zu der schönen Russin."

„War sie eine Nationalrussin?" fragte der alte Herr, ein Freund der Gründlichkeit.

„Das weiß ich nicht: wer kümmerte sich darum, ob sie eine geborne — „off" oder — „me" sei, uns genügte es, daß sie überhaupt zu unserem Entzücken geboren war, sie sprach übrigens ein wundervolles Deutsch, mit jenem angenehmen kurländischen Accent, den man so leicht nicht wieder vergißt. Ihr Alter machte ein großes Haus, die Notabilitäten von Fuld', die ganze Nachbarschaft bis in den Spessart hinein verkehrte mit ihm, und es war so schön, daß er gar nicht eifersüchtig war. Auf einmal tauchte aber ein Landsmann auf, der seine verwundbare Stelle getroffen haben mochte, denn er wurde von dem Tage an, wo dieser zuerst in seinem Hause erschien, — ich war zufällig auch in der Gesellschaft — ein wahrer Wütherich. Dieser Landsmann und Jugendfreund seiner Frau war aber auch dazu angethan, einen alten Eheherrn, ja eine ganze Welt von Verehrern der Dame zur wildesten Eifersucht zu entflammen, denn er war bildschön, feurig, interessant, mit Augen versehen, die wie ein Paar Sonnen leuchteten und geistreich — Sie sehen, ich lasse ihm alle Gerechtigkeit widerfahren, obgleich er mich, wie Alle, die sich um die schöne Lydia als Trabanten oder Planeten bewegten, kläglich in den Schatten stellte. Die Jungfer der Frau verrieth bald, daß ihre Herrin noch als halbes Kind mit dem jungen Adonis verlobt gewesen war, daß aber ihr Vater diese Verlobung aufgehoben, als sich der Millionär um ihre Hand beworben hatte. Nun war der abgesetzte Bräutigam ihr in das Ausland gefolgt, er war eine nicht mehr zu läugnende Realität in Fulda. Die Liebe, meine Herren, wenn sie den Siedepunkt erreicht hat, zersprengt alle Schranken — und führte hier denn den erwähnten Kriminalfall herbei. Thatsache ist, daß der alte Dilmar in seinem Gartenpavillon von dem ehemaligen Verlobten seiner Frau in deren Gegenwart erschossen worden ist: er hat es eingestanden, behauptet aber, von Dilmar mit der Pistole in der Hand angegriffen worden zu sein und ihm die Waffe zu entringen gestrebt zu haben, wobei letztere losgegangen und Dilmar tödlich getroffen worden sei. Dasselbe sagte die Frau aus, als sie vernommen wurde. Allerdings hatten sie Zeit gehabt, sich zu besprechen, ehe Leute durch den Schuß herbeigerufen wurden. Der Thäter hatte sich entfernt, stellte sich aber — um die Ehre der Dame zu retten, wie er angab — noch an demselben Tage dem Gerichte, eine Romantik, die eher spanisch ritterlich, als russisch zu sein scheint."

„Ein Grund für die Wahrheit seiner Aussage!" warf Montstivain ein, und Mehrere nickten ihm Beifall.

„Psychologisch für ein Geschwornengericht, kriminell nicht ganz stichhaltig, denn es ließen sich viele andere Motive finden, warum er die Flucht verschmäht hatte. Zeugen der That, außer der Frau, welche betheiligt war, gab es nicht, das corpus delicti, die Schußwaffe, war allerdings vorhanden, und es wäre wichtig, ja für das Urtheil bestimmend gewesen, wem sie gehört hatte, ob dem Herrn von Dilmar oder dem Herrn Waldenberg — so hieß der Thäter — im welch' letzterm Falle derselbe noch mehr gravirt gewesen wäre. Seine Behauptung, wie auch die Bekundung der Dame, konnten nicht als Beweise angenommen werden, und von der gesammten Dienerschaft, welche über die Pistole befragt wurde, fand sich auch nicht Einer, der es hätte bezeugen und beschwören wollen, daß er die Waffe früher im Besitz ihres getödteten Herrn gesehen habe. Vielleicht hatte er sie stets verschlossen gehalten, aber das blieb doch nur eine wohlgemeinte Vermuthung Seitens unsers Präsidenten, der dem Paare gern durchhelfen wollte. Schließlich denn, um Sie nicht zu ermüden, die Dame wurde natürlich freigesprochen, der Thäter aber zur längern Freiheitsstrafe in Eisen verurtheilt. Heute, als ich auf dem Schlosse die Merkwürdigkeiten, den Rittersaal und so weiter besehen hatte, traf ich eine Abtheilung der Gefangenen auf dem Hofe, und Sie können sich meine

Ueberraschung denken, als ich unter ihnen auf den ersten Blick den schönen Ottokar erkannte. Bei diesem Namen wurde er in ganz Fulda genannt, und seine Augen haben manches Herz in Brand gesetzt, das nun die Russin, welche ihren Mann doch hatte, bitter haßte. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Nur seine Augen hatten noch das alte Feuer — wenigstens warf er mir einen Blick zu, der mich wie ein Brandgeschoß traf."

„Das ist ja eine wahrhafte neue Illustration unsers altberühmten Marburg! — Man muß sich diesen russischen Adonis ansehen! — Eine Variation von Isidor und Olga! — Eine russische Tragödie!" So hörte man die Tischgenossen sich äußern. Nur der alte Herr sagte: „Ein russisches Element kann ich in der ganzen traurigen Geschichte nicht finden: lauter deutsche Namen, deutsche Herkunft, deutscher Schauplatz!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche an die Preußen.

Von eu'ren Farben hört' ich jüngst eins singen:
„Den Tod bedeuten sollen sie, den einst
Für Freiheit eure Väter starben." Freiheit?!
Die Väter schlugen wohl den Franzen, weil
Für eu're Freiheit sie zu sterben glaubten,
Die ihnen feierlichst versprochen ward;
Doch sollten sie, wie ihr, noch darauf warten,
Ihr Söhne, sagt doch an: habt ihr geglaubt
Die Freiheit zu erringen, als ihr heute
Von eu'rem frechen Junkerthum gehetzt
Den Bruudermord vollzogen? O, gesteht's doch!
Zu bloßen Schergen habt ihr nur gedient,
Um auch den freien deutschen Mann zu knechten.
Zu eu'ren Trauerfarben paßt jetzt noch
Der schwarze Flor! Das Blut des deutschen Bruders
Floß nicht allein; der Mord ward schwer gebüßt.
Landwehrmanns Wittwe und verwaiste Kinder,
Die fragt, ob Siegesjubel sie erquickt.
Nur „Preußen wollt ihr sein", so singt ihr weiter,
Und maßt euch an, den Deutschen vorzugeh'n?
Von eu'ren Farben schweigt und eu'rem Preußen!
Auf's deutsche Banner blickt! Erwägt: daß euch
Kein Heil erblüht, bis wuthentbrannt der Volksgeist
Das Ideal, das eu'rem Junkerthum
Im Sinne schwebt, sammt ihm dereinst vernichtet.
Von Freiheit, deutschen Farben, singt alsdann!

G. S.

Kunst und Literatur.

Das goldene Familienbuch oder der köstlichste Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft und für Jedermann. Fünfte Auflage. 3. Abdruck. Plauen, 1866. Verlag von Aug. Schröter. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. rhein. Fein in engl. Leinwand geb. 1¼ Thlr. oder 2 fl. 12 kr. rhn. Es war ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, dieses bereits in 35,000 Exemplaren verbreitete, überaus nützliche und für Jedermann, insbesondere für jede Haus- und Landwirthschaft nahezu unentbehrliche Werk in einer neuen, dem Zeitbedürfnisse entsprechenden Auflage dem Publikum zu übergeben. Für die Hunderte und Tausende von Fällen und Lagen, in denen Jedermann augenblicklich Rath und Hülfe bedarf, ohne erst bei einem Sachverständigen, einem Arzte oder Chemiker zeitraubende oder kostspielige Belehrung einholen zu können, bietet das goldene Familienbuch sich als sofortiger, sachkundiger Hausfreund und sicherer Rathgeber in allen Verlegenheiten dar, die in irgend welchem Theile des Hauswesens und der Wirthschaft in Stadt und Land nur immer vorkommen mögen. In alphabetischer Ordnung, die selbst ohne das beigefügte Register den gesuchten Artikel leicht finden läßt, gibt es weit über 400 erprobte Mittel für die Hauswirthschaft, über 300 für die Land- und Gartenwirtschaft, während es in seinem dritten Theile als vollständiger Hausarzt mehrere Hundert einfache gediegene Rezepte gegen Unfälle des täglichen Lebens, die den Einzelnen, wie die Familie heimsuchen, enthält. Von hohem, moralischem Werthe wird sich, wie bisher, auch in Zukunft der theoretische Theil des Werkes erweisen und des Segens viel in den Familien wirken. Goldene Worte und Lehren sind es, die das Buch über die Familie, die Gründung des Familienlebens und Glückes, über die Erziehung, das Selbststillen ꝛc., für das Alter der Jünglinge und Jungfrauen in ihren besonderen Lebensverhältnissen, wie endlich für Familienväter und Mütter in ihrer Stellung als solche, wie den Dienenden gegenüber und für diese selbst, an das Herz legt. Der ungemein reiche Inhalt des Buches auf 35 enggedruckten Bogen zwingt uns, unsere Leser auf das Buch selbst zu verweisen, und wir können dasselbe aus bester Ueberzeugung als das geeignetste Weihnachts-, Neujahrs-, Hochzeits- und Geburtstagsgeschenk angelegentlichst empfehlen. Der Preis ist mit Rücksicht auf die Menge und Gediegenheit des Inhalts beispiellos billig und wird die Anschaffung durch die Ausgabe, welche nach und nach in 6 Lieferungen, à 5 Ngr. oder 18 kr. rhein. zu beziehen ist, Jedermann möglich. Somit wünschen wir, daß dieser wirklich köstliche Hausschatz von recht vielen Familien nach seinem Werthe gewürdigt werden möge. Er wird, dessen sind wir gewiß, in jedem Hause Gutes stiften.

Die in Freising erscheinende nunmehr im dritten Jahrgange laufende, bei ihrem Entstehen schnell beliebt gewordene und seitdem weitverbreitete Bauernzeitung wird dem Wunsche vieler Leser entgegenkommend, von Neujahr ab einige wesentliche Abänderungen vornehmen, um dem Zwecke einer allgemeinen verständlichen, den Bedürfnissen des praktischen Betriebes und Lebens sich unmittelbar anschließenden Wochenzeitung fortan in noch erhöhtem Grade zu entsprechen. Unter dem Titel: **Der Landwirth**, Wochenblatt für süddeutsche Landwirthschaft, wird sie noch mehr als bisher durch Gediegenheit und Klarheit ihrer jederzeit kurzen Artikel, — durch reichste Mannigfaltigkeit ihres Stoffes, welcher für jede Art von Lesern in jeder Nummer vielerlei Förderliches und Gelegenes bringt, — durch die Rechtzeitigkeit ihrer Mittheilungen, welche jederzeit dem Wechsel der Jahreszeiten und der damit verlaufenden Arbeiten und Vornahmen angemessen gewählt sind, — so wie durch zahlreiche bildliche Darstellungen der besten Art — sich unfehlbar einen noch weit größeren Leserkreis in verdientester Weise erwerben, als sie schon bisher gehabt. Der Preis von 1 fl. halbjährlich oder 2 fl. jährlich bei vortrefflicher Ausstattung machte schon die Bauernzeitung zum wohlfeilsten Hausfreunde des schlichteren, wie des gebildeteren Landwirthes. Wir freuen uns, mittheilen zu können, daß trotz der in Aussicht gestellten reicheren Ausstattung der Landwirth bei derselben Geringfügigkeit des Preises beharren wird.

Mannigfaltigkeiten.

[Der französische Kaiser in der Loge.] In der „Eid. Zeitung" erzählt ein Reisender: Adelina Patti nachtwandelte. Ich saß links in erster Reihe der Sperrsitze des Parterres. In linker Prosceniumsloge — somit keine halbe Klafter neben mir, nur etwas höher — saßen der Kaiser und die Kaiserin, und im Hintergrunde einige andere Personen. Die Patti sang Lerchen und Nachtigallen bunt vermischt, und selbst Rossini — nur einige Fauteuils höher hinauf placirt — knurrte einigemale sehr laut „Bravo!" Indeß der Kaiser saß wieder wie träumend, aber steif aufrecht, in der Loge, lächelte stereotyp und schaute unverwandt nach der Patti. Doch, wenn die es „gar gut machte", dann blickte er fragend die Kaiserin an, und wenn diese ihm mit den Augen gutheißend zwinkerte, applaudirte er höchst lebhaft, einigemale sogar erst nachträglich. Was aber noch mehr zu bewundern war, das ist, daß ein Mensch, offenbar ein Kammerdiener, einigemal hinter den kaiserlichen Stuhl trat, den allerhöchsten kaiserlichen Schnurrbart, von hinten vorgreifend, durch seine Finger zog, die wahrscheinlich voll Pomade waren, und daß bei dieser Prozedur weder Se. Majestät eine Miene verzogen, noch sich umkehrten, noch aber, daß das gesammte Publikum, welches doch die ganze Manipulation sah, dieselbe besonders zu bemerken schien. — **Se non è vero . . .**

Das russische Gouvernement Podolien scheint ein sehr gesundes Klima zu besitzen. Innerhalb 5 Jahren sind daselbst 354 Personen gestorben, die ein Alter von 95—110 Jahren erreicht hatten, und zwar 320 Personen ein Alter von 95—100, 27 ein Alter von 100 bis 105 und 7 ein Alter von 105 — 110 Jahren. Darunter befanden sich 141 Frauen. Gegenwärtig lebt auf einem dortigen Gute ein Mann von 118 Jahren; derselbe war 90 Jahre verheirathet und hat 4 Söhne, so wie 70 Enkel und Urenkel.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe kehre um, verdopple den Vokal,
Dann hast du eine Pflanz', die wächst im Lande überall.
Der Zweiten mach' es ebenso, doch kehre um sie nicht,
Dann kannst ihr Ende du nicht seh'n, so scharf auch dein Gesicht.
Das Ganze bringt der Erde Schmuck; zu bald nur ist's vorbei,
Was gut am Ende, denn es haßt der Mensch das Einerlei.

Auflösung der Charade in Nr. 302:

I.

„Delta", ein Theil vom Aegyptenland,
Auch unter dem Namen Garbig bekannt.
Setz' ich die vordere Sylbe nach hint',
Aendert Gestalt sich und Name geschwind.

M. M.

II.

„Delta" ist ein schönes Thal;
Ohne Mühe, ohne Qual
Bringts Frucht hervor in Ueberfluß
Den Bewohnern zum Genuß;
Natur düngts selbst mit milder Hand;
Es liegt ja an des Niles Strand,
Der, wie Jedem wohl bekannt,
Segnend überschwemmt das Land.
Doch auch den „Tadel" darf man nicht vergessen:
Es ist mit zu kleinem Maß gemessen.

Str. P. Sch. . . . . r, L.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 306 Donnerstag, 27. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Montsilvain stand auf und empfohl sich. — „Wollen Sie wirklich heute noch Ihre Wanderung antreten?“ fragte der Assessor. „Verschieben Sie es doch auf morgen Früh — wir sitzen so fröhlich beisammen!“

„Ich habe meine Dispositionen einmal getroffen,“ erwiderte Montsilvain. „Auf Wiedersehen in einigen Tagen!“

Er hatte sich zu einer weitern Fußwanderung entschlossen und eingerichtet; sein Zimmer gab er nicht auf, denn er ließ den größten Theil seiner Sachen zurück, und trug nur etwas Kleider und Wäsche in einem Tornister bei sich, den er zu diesem Zweck erst gekauft hatte, auch mußte der Hotelbesitzer von dem Gelde, das ihm der Fremde in Verwahrung gegeben, eine namhafte Summe behalten. „Ohne Führer?“ hatte dieser gefragt, war aber beschieden worden, daß man dessen niemals bedürfe.

Als Montsilvain die Gasttafel, an welcher er seit mehreren Tagen Theil genommen, verlassen hatte, wurden verschiedene Urtheile über ihn laut. Der Assessor, der sehr schnell mit Fremden bekannt wurde, glaubte auch mit diesem ganz vertraut zu sein und erzählte Vieles über seine Verhältnisse, das nur auf eigenen Kombinationen beruhte. „Ein charmanter Kerl, Sie können mir's glauben!“ versicherte er. „Gegen Jedermann ist er nicht ausgiebig, aber man muß nur zu bohren verstehen: ein artesischer Brunnen von Geist und Tiefe, sage ich Ihnen!“

Der alte Herr rühmte sein Interesse für historische Dinge, er hatte seinen Auseinandersetzungen mit großer Geduld aufmerksam zugehört. Daß seine „Forschungen“ nicht bloß geognostische Zwecke verfolgten, wußte man; er hatte in letzter Zeit die Baudenkmäler von Marburg, vorzüglich der Kirche der heiligen Elisabeth mit ihren Grabmonumenten, auch die berühmte Universitäts-Bibliothek mehrfach besucht und in letzterer, wie der Custos erzählte, stundenlang ernsten Studien obgelegen. Was war er aber? Diese wichtige Frage blieb noch immer ungelöst und die Polizei mußte ausnahmsweise sehr nachsichtig sein, daß sie sich die unausgefüllte Rubrik in dem Meldebuche ruhig gefallen ließ.

„Was soll er aber hineinschreiben, wenn er nun kein Amt, keinen Beruf hat?“ rief der Assessor. „Ich hörte in Preußen einmal eine hübsche Landwehrgeschichte. Vater Wrangel ließ eine Landwehrschwadron zu Einem bei sich vorbeireiten, jeder Reiter mußte vor ihm einen Hieb ausführen und dabei seine bürgerliche Stellung laut angeben. — Sie wissen, daß in Preußen alle Stände im Heere dienen. Da hieß es denn: Rittergutsbesitzer! Referendar! Taglöhner! Kaufmann! Bauer! und so fort. Auf einmal kam Einer, that seinen Hieb und rief: Nichts! Er war wirklich nichts! Der alte General und sein General und sein Gefolge lachten, als aber der Ruf Nachahmung fand, brach er die Sache ab. Verlangen Sie nun auch von unserm Montsilvain, daß er sich als Nichts bekennt?“

Durch das Fenster konnte man ihn sehen, wie er mit Stock und Ränzel eben das Haus verließ. Wohin er eigentlich wollte, hatte er nicht gesagt, er hatte gar keine lokalen Erkundigungen eingezogen: wahrscheinlich ging er auf gut Glück ins Blaue, um Land und Leute in Oberhessen kennen zu lernen.

„Hoffentlich hat er seine Paßkarte nicht vergessen,“ sagte der Assessor. „Unsere hessischen Sbirren spassen nicht.“

Der Wanderer stieg rüstig seines Weges; er hatte die Höhe erreicht, und blickte bedenklich in die Ferne, wo über der Ruine von Frauenberg jenseits der Bahn dunkle Wolken sich zusammenzogen. Je dunkler, desto besser! Dann ging er weiter und verschwand in der Senkung, welche in das entgegengesetzte Thal hinabführte.

Der lange Sommertag verging; die Wolkenwand über Frauenberg stand unbeweglich. Schon war die Sonne untergegangen, aber die Dämmerung wird in dieser Jahreszeit nie zur vollen Dunkelheit und die Sterne am Himmel flimmerten nur schwach, obgleich der Neumond ihrem Lichte keinen Eintrag that. Auf dem Schlosse war es still, die Fenster standen hier und da, wo es bewohnt war, noch offen, auch blickte in manchem noch ein matter Schein.

„Bist Du's, Franz?“

Vor der Wache, da es in der Stube so heiß war, standen noch einige Soldaten zusammen, einer wan-

Digitized by Google

delte von den Kameraden getrennt, weiter nach den Gebäuden hin, für sich allein auf und ab, an diesen war die Frage der Vorübergehenden im Halbdunkel gerichtet.

„Was hast Du noch draußen zu schaffen?“ entgegnete Franz, nicht in dem alten herzlichen Tone, der zwischen den Liebesleuten sonst geherrscht: in den letzten Tagen war mit ihnen nicht Alles richtig gewesen, wie streng auch Liesbeth das Verbot des fremden Herrn, das von ihrer Mutter noch verschärft worden war, gehalten hatte.

„Bist Du bös auf mich?“ sagte sie. „Du wirst mir noch Alles abbitten.“ Er brummte etwas, das sie nicht verstand. — „Kommst in der Nacht wieder auf Posten?“ fragte sie.

„Natürlich! — Zwischen Elf und Eins. Denkst, der Wachtdienst ist zum Ausschlafen?“

„Stehst wieder hinten, nicht wahr? Da würd' ich mich fürchten!“

„Dummes Mädel!“ lachte er.

„Und wenn Dir ein Spuck kommt, wirst Du schießen?“ Er hieß sie gehen, da ihn der Unteroffizier eben rief, und Liesbeth eilte hinweg. Die Wachtinstruktion war in letzter Zeit wieder einmal eingeschärft worden, weil sich Zeichen von Renitenz unter den Gefangenen bemerkbar gemacht hatten. Der Unteroffizier der Wache hielt es daher für nöthig, beim Eintritt der Dunkelheit seiner gesammten Mannschaft ihre Pflichten eindrücklich zu wiederholen. Um elf Uhr wurde Franz Keller in seiner Nummerreihe wieder auf Posten aufgeführt, und wandelte dort auf dem beschränkten Raume, das Gewehr im Arm, auf und ab. Die Wolken, welche schon den ganzen Tag drohend über dem Frauenberge gestanden, hatten sich nach Sonnenuntergang allmählig gehoben, den Himmel überspannt und das schwache Licht der Sterne ausgelöscht. Doch war es immerhin nicht so finster, daß man nicht hätte die Umrisse der Gegenstände unterscheiden können, auch regte sich kein Wind und das leiseste Geräusch war hörbar.

Von den Thürmen schlug die Mitternachtstunde. Franz mußte an Liesbeth's Frage denken und darüber lächeln, er war kein feiger Hase. Dennoch schlug ihm das Herz rascher, als er ein Rauschen, das er sich nicht erklären konnte, gegen die Gebäude der nächsten Ecke hin, vernahm. Er stand still und lauschte — aber es war Alles wieder vorbei und er beruhigte sich mit dem Gedanken, daß vielleicht eine Nachteule vom Thurme heruntergeflogen sei: er wußte nicht, wie leise, fast unhörbar deren Flügelschlag ist.

Nach einiger Zeit wurde es drüben laut, er hörte Stimmen: bald darauf kamen Tritte näher — „Halt! Werda!“ Die Antwort: „Patrouille!“ beschwichtigte ihn, er hatte sich schon schußfertig gemacht. Der Gefreite ließ sich diesmal nicht auf die vorgeschriebenen Formalitäten des Patrouillenganges ein, sondern rief mit gedämpfter Stimme: „Es ist Einer ausgebrochen! Er muß aber noch im Schloß stecken — paß' gut auf; wenn etwas kommt, dreimal anrufen, und wenn's keine Antwort gibt oder weglaufen will, nicht lange fackeln, sondern Feuer geben!“

In demselben Augenblicke rief Keller schon an. Eine dunkle Gestalt, an der Brüstung gegen den Nachthimmel erkennbar, huschte dort entlang. „Schieß!“ rief der Gefreite, Schieß auf meine Verantwortung! Krampfhaft zuckte der Finger der Schildwache am Abzug — der Feuerstrahl blitzte auf, der Knall folgte: ein durchdringender Schrei an der Mauer — die Kugel hatte getroffen.

Rasch stürzten die Soldaten hinzu, Franz bückte sich hernieder, wo ein schmerzliches Wimmern ihm verrieth, daß ein Mensch verwundet am Boden lag: „Herr Gott im Himmel!“ rief er plötzlich erschrocken, es war ein Weib, dessen Kleider seine Hand berührte — und eine schreckliche Ahnung durchzuckte sein Herz.

Im Laufschritt kam eine Abtheilung von der Wache, durch den Schuß alarmirt, mit dem Unteroffizier selbst herbei, sie brachte eine Laterne mit — Rufe, Fragen und Antwort! Franz Keller, seiner Sinne kaum mächtig, kniete neben der Verwundeten, die seine Kugel niedergestreckt hatte; der Schein der Laterne fiel auf ihr todtbleiches Gesicht: von Blut überwallt, mit geschlossenen Augen lag seine Liesbeth vor ihm.

V.

„Ich bin's, Ottokar! Dein Bruder Sigismund! Du bist befreit und gerettet!“

Sprachlos stürzte der Flüchtling an die Brust des Mannes, der ihm in der Dunkelheit an der bezeichneten Stelle entgegentrat. Beide hielten sich lange, von ihren Gefühlen übermannt, umschlungen und Sigismund glaubte den Bruder weinen zu hören. Er faßte sich mit Gewalt und drängte ihn, keine Zeit zu versäumen. Kleider hatte er ihm mitgebracht, er half ihm, schnell die schmachvolle Tracht, die er nur zu lange getragen hatte, abzuwerfen, er gab ihm seine Reisebedürfnisse, den vollgiltigen russischen Paß, zum Reisen im Auslande visirt, von mehreren kaiserlichen Gesandtschaften, er händigte ihm eine Summe Geld ein. — „In Hamburg sehen wir uns wieder!“ sagte er ihm. „Wie ich Dir geschrieben habe.“

„Bleibe noch, Sigismund! Hier sucht mich Niemand! Eine Frage nur noch: was ist aus Lydia geworden?“

„Kannst Du noch an sie denken, die Dein Unglück verschuldet!“ rief Sigismund unwillig.

„So lang' ein Pulsschlag meines Herzens lebt, schlägt er für sie!“ entgegnete Ottokar leidenschaftlich. „In Noth und Elend, vom Beile des Henkers bedroht, in meinen Fesseln, hab' ich nur immer an sie gedacht, die so unglücklich ist als ich! Wie kannst Du ihr die Schuld geben, die ein ganz anderes Haupt trifft? Es ruht nun im Grabe und ich will nicht im Haß seiner

Digitized by Google

gedenken — aber Lydia sprich frei, das Opfer, das er dem Moloch hingeworfen hat! Weißt Du etwas von ihr? Ich beschwöre Dich, Sigismund, wenn Du etwas weißt, gieb meinem Herzen die Ruhe wieder!"

„Sie ist wohl geborgen — vom weltlichen Gericht nicht weiter verfolgt, sie hat auch, so viel ich weiß, den Frieden wieder gefunden, Du darfst nicht mit Sorgen an sie denken."

„Du weißt mehr von ihr!" rief Ottokar stürmisch. „Vor mir kannst Du keine Regung Deiner Seele, kein Geheimniß verbergen, ich kenne jeden Ton Deiner Stimme! Wo ist Lydia? Was hast Du von ihr erfahren?"

„Ich habe sie gesehen und gesprochen," antwortete Sigismund. Ein freudiger Ausruf Ottokar's unterbrach ihn.

„Mein Bruder, Liebling meiner Seele, Licht meiner Augen! Du gibst mir die Freiheit, das Leben, das Glück wieder! Denkt sie mein? Wo finde ich sie?"

„Ottokar!" sagte Sigismund jetzt streng, fast hart. Zwischen Dir und Dilmar's Wittwe steht eine blutige Schranke!"

Ottokar that einen kurzen, heftigen Athemzug und verstummte.

„Ich habe Dich nicht befreit, um Dich von Neuem in das Unglück stürzen zu lassen", fuhr Sigismund fort. „Lydia darfst Du nicht wiedersehen, die Hoffnungen, die ich in Deinen Worten erkenne, sind strafbar. Und wenn auch Deine That, wie ich fest überzeugt bin, nur vom unglücklichen Zufall herbeigeführt ist, nie kann Lydia ihre Hand in die Deinige legen, welche ihres Gatten Blut vergossen hat!"

„Und wenn sie dennoch —? Wenn ihre Liebe stark genug wäre? Das Unglück, Sigismund, ja, die Schuld schmiedet liebende Herzen mit stärkern Fesseln zusammen, als jene, welche Dein Beistand mir abgestreift hat!"

„Es ist unmöglich, Ottokar! Gieb diesen Gedanken auf! Ich sage Dir, Lydia hat den Frieden wieder gefunden, ich habe sie heiter und fröhlich gesehen — störe ihr Glück nicht durch Deine Leidenschaft!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Braut-Wettrennen in Zentral-Asien.

Dasselbe findet unter folgenden Bedingungen statt: Dem Mädchen, um deren Hand es sich handelt, wird ein gewisser Vorsprung gestattet, dessen sie sich bedient, um in eine gewisse Entfernung von ihren Bewerbern zu gelangen, wo sie sich mit ihrem Zelter frei bewegen kann, um die Anstrengungen desjenigen unter ihnen, dem sie den Vorzug gibt, unterstützen zu können. Auf ein von dem Vater des Mädchens gegebenes Zeichen setzen die sämmtlichen Bewerber ihre Pferde in Galopp und derjenige, welchem es gelingt, mit seinem Arm zuerst die Taille der Reiterin zu umspannen, ist berechtigt, sie zu seiner Gattin zu verlangen, ganz einerlei, ob ihr die Wahl angenehm oder unangenehm ist. Nach der üblichen Zögerung, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, verläßt das Mädchen den Kreis ihrer Verwandten und fliegt in Galopp nach einer offenen Ebene. Wenn sie mit ihrer Stellung zufrieden ist, kehrt sie sich um nach den ungeduldigen jungen Männern und streckt ihre Arme nach ihnen aus, als wenn sie dieselben bitten wollte, sich zu nähern. Das ist der Augenblick, wo das Signal gegeben wird, die Jagd nach dem schönen Wilde zu beginnen, und jener der ungeduldigen Jünglinge läßt sofort seinem Renner die scharfen Sporen fühlen und schießt gleich dem Falken, dem die Kappe genommen worden ist, hinter der sich flüchtenden Taube her. Die Savannah, wo das Wettrennen stattfand, war ziemlich ausgedehnt, zwölf englische Meilen lang und drei breit, und als die Reiter über die Ebene dahin flogen, konnte man bald erkennen, wer unter denselben der begünstigte Liebhaber war, und zwar aus den Anstrengungen, welche das Mädchen machte, um alle Andern zu vermeiden, die sich ihr nähern wollten. Zuletzt, als das Wettrennen bereits zwei Stunden gedauert hatte, war die Zahl derer, welche sie verfolgten, auf vier zusammengeschmolzen, aber diese waren ihr gleich nahe und gewannen ihr immer mehr Grund ab. Unter ihnen befand sich der Begünstigte; aber unglücklicher Weise läßt sein Roß plötzlich in seiner Eile nach, und als sie ängstlich ihren Kopf umdreht, bemerkt sie mit Bangigkeit die unglückliche Stellung ihres Günstlings. Jeder der glücklichen Bewerber, der seinen Triumph bereits für gesichert hält, beugt sein Haupt auf die Mähne seines Rosses herab und ruft mit lauter Stimme: „Ich komme, meine Peri, ich bin Ihr Liebhaber." Sie aber macht eine plötzliche Wendung, und ihren Renner durch Peitschenhiebe fast zur Wuth treibend, fliegt sie über ihren Pfad, um nach der Stelle der Ebene zu gelangen, wo ihr Geliebter sich vergebens anstrengt, sein ermüdetes Roß wieder in Galopp zu setzen. Die drei Andern suchen augenblicklich ihre Absicht zu vereiteln, aber bei der Eile, mit der sie ihre Rosse umdrehten, stießen zwei derselben wüthend gegen einander, so daß die beiden Renner und deren Reiter zum Falle kamen und über die Ebene dahin rollten. Das Mädchen lachte — denn sie wußte, daß sie dem noch übrigen einzigen Verfolger zu entgehen im Stande war — und eilte dem Punkte entgegen, wo ihr Geliebter war. Ihr einziger Verfolger aber hatte ein ausgezeichnetes Roß und hatte keineswegs Lust, seine Beute aufzugeben. Er machte eine letzte und verzweifelte Anstrengung, gelangte an die Seite des Mädchens und, indem er den Arm ausstreckte, hätte er beinahe

den ersehnten Preis gewonnen, aber das Mädchen neigte den Kopf auf den Hals ihres Zelters, entging in dieser Art seiner Umarmung und flog davon. Ehe der überwundene Reiter sich ihr wieder nähern konnte, hatte der Arm ihres Liebhabers ihre Taille schon umfaßt und unter den Freuden- und Beifallsrufen der Zuschauer kehrte sie in das Fort zurück.

Der tapf're Bayer bei Kissingen.

Wild tobt der Kampf um Kissingen,
Der quellenreichen Stadt,
Die schon die größten Fürsten,
Zur Kur gesehen hat.

Nicht hört man heut die Musik,
Die sonst so fröhlich schallt;
Bei deren Klange Alles
Zur Kolonade wallt.

Die Preußen sind gekommen
Mit großer Uebermacht,
Dir Bayern zu bekämpfen
In wilder, blut'ger Schlacht.

Doch Bayern kämpfen tapfer
Mit ächtem Löwenmuth
Für's Vaterland, das theu're,
Vergießen sie ihr Blut.

Und Thaten da geschehen,
Die würdig sind der Ehr,
Daß man sie laut verkünde
Der Bayern brave Wehr.

Beim Rückzug hin nach Winkels
Vor großer Uebrzahl
Wird Einer abgeschnitten,
Dem blieb nicht viele Wahl.

Sollt er sich da ergeben?
Nein, das gefiel ihm nicht,
Für's Vaterland zu kämpfen,
Das ist Soldatenpflicht.

Und fünf der Feinde denken:
Das ist ein leichter Fang,
Flugs ging es an's Verfolgen,
Ihm wurd's nicht einmal bang.

Vier Preußen, die erlegt er
Mit sich'rem Aug' und Hand,
Zuletzt den Tod der Fünfte
Durch's Bayonnette fand.

Da erst denkt er an's Fliehen,
Lud nochmal sein Gewehr,
Kam glücklich, bloß verwundet,
Zum bayerischen Heer.

Es sprach ein alter Dichter
Gar viel vom Schwabenstreich,
Doch dieß sind Bayernstreiche
Und 's Heer ist daran reich.

Jakob Weichel in Klingenberg.

Mannigfaltigkeiten.

[Brigham Young.] Das Haupt der Mormonen in Amerika hat jetzt seine vierundzwanzigste Frau begraben und fast unmittelbar darauf seine fünfundvierzigste geheirathet. Man sagt scherzhaft von ihm, er schwebe stets zwischen schwarzem Flor und weißen Handschuhen.

Von den Soldaten, welche noch den amerikan'schen Unabhängigkeitskrieg von 1775 bis 1783 mitgekämpft haben, lebt nur noch einer, Samuel Downing, in New-York. Außer ihm beziehen 931 Wittwen von Soldaten, die an demselben Kriege Theil nahmen, Pensionen. Auf den Armee- und Flotten-Pensionlisten in Washing'on standen um die Mitte dieses Jahres 126,722 Namen, die, mit Ausnahme von 3000, ihre Ansprüche sämmtlich auf den letzten Bürgerkrieg gründen. Der Schatzsekretär der Vereinigten Staaten fordert für die Zahlung der Pensionen 33 Mill. Dollars.

Schüler russischer Gymnasien zu Moskau, St. Petersburg, Kiew und Kasan haben, wie die „Kreuzzeitung" mittheilt, unterm 5. d. an den Ministerpräsidenten Grafen v. Bismarck einen Brief gerichtet, in welchem sie demselben in jugendlichem Frohsinn „aus ganzer Seele" für die bedeutende Erleichterung danken, die er ihnen „in dem schwierigsten Theil der Geographie Europa's", den die Gymnasiasten in der politischen Geographie Deutschlands erblicken, verschafft habe.

Räthsel.

Ich trag' die Last der Atmosphäre,
Mit Allem, was sie mit sich führt.
Ich steige leicht bei ihrer Schwere,
Und falle, wenn sie leichter wird.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 307 Freitag, 28. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

„Heiter und fröhlich!“ rief Ottokar. „Während ich entehrt, in Eisen schmachtete! — Sie hat einem Andern ihr Herz, ihre Hand geschenkt?“ fuhr er wild auf. Verschweige mir nichts!“

„Du irrst! Sie führt noch den Namen des Verstorbenen, sie gedenkt Deiner mit dem Schmerz, der so natürlich ist. Mein Anblick bewegte sie tief.“ Er wog die Worte sorgsam ab, um der Leidenschaft, deren Gluth ihn erschreckte, nicht neue Nahrung zu geben. — „Sie wußte nichts von Deinem Schicksal, sie hat, nachdem sie über sich bestimmen konnte, die Gegend, wahrscheinlich Deutschland auf längere Zeit verlassen —“

„Du hast sie zu Hause gesehen? In Riga?“

„Ich — habe sie mit ihrer Schwester getroffen — auf der Reise, Ottokar! Frage mich weiter nicht! Fasse Dich männlich, mein Bruder, mache Dich frei von diesem entnervenden Gefühl —

„Das kann ich — wenn Du mir die Waffe gegen das eigene Leben in die Hand drücken willst!“ rief Ottokar. „Nur wenn ich das Leben abwerfe, das ohne meine Liebe keinen Werth mehr hat, kann ich von diesem Gefühl Abschied nehmen. Entnervend, sagst Du? Es ist mein einziger Halt, es stählt und stärkt mich! — Wo reisten die Schwestern hin? sag' es mir! Ist Jenny verheirathet, hat sich Lydia ihr bleibend angeschlossen?“

„Ich gebe keine Antwort auf Deine Fragen!“ erwiderte Sigismund mit strengem Tone. „Du forderst das Schicksal von Neuem heraus! Kannst Du wähnen, auf diesem wahnsinnigen Streben könne jemals des Himmels Segen ruhen?“ Der ernsten Mahnung schien ein murrender Donner, der sich fernher vernehmen ließ, Nachdruck zu geben, auf Ottokar blieb das unheilverkündende Zeichen jedoch ohne Einfluß.

„Wir fühlen uns Beide frei von Schuld!“ sprach er mit gehobener Stimme. „Des Vaters Einwilligung, des Vaters Segen hatte unsern Bund gekrönt — wir wurden getrennt, und sahen uns wieder — unsere Liebe war dieselbe geblieben, denn sie reicht über Trennung und Tod hinaus, aber unser Verhältniß war rein von jedem Vorwurf, und das Unglück, das letzte, wie schwer es mich auch getroffen hat, kann uns nicht auf ewig trennen, denn mein Gewissen spricht mich frei, ich trage keine Schuld daran! So schwöre ich —“ ein flammender Blitz, der die Wolkennacht zerriß, und die beiden Männer mit bläulichem Licht umkleidete, ließ ihn geblendet einen Moment verstummen, aber er fuhr sogleich mit erhöhter Energie fort: „Ich schwöre bei dem Gotte, der droben die Blitze lenkt, welche die Häupter der Schuldigen treffen, daß ich nimmer von Lydia lassen werde, mag das Urtheil der Menschen lauten, wie es will.“ Der Donner, welcher über den ganzen Himmel rollte, verhinderte Sigismund's Antwort eine lange Weile, und er konnte sich sagen, daß es vergeblich sein würde, Ottokars Leidenschaft zu bekämpfen. Dennoch blieb auch er fest bei dem Entschlusse, den er bereits ausgesprochen hatte.

„Ich gebe es auf, Dich zu bestimmen,“ sagte er, als der Donner verhallte, „aber hoffe von mir keine Hülfe zu Deinem Thun. Leb' wohl — halte Dich nicht auf, in Hamburg bist Du sicher, dort erwarte mich, in wenigen Tagen werde ich Dir folgen. Das Wetter bricht los — wir können ihm nicht entgehen, Du findest aber wenige Schritte von hier eine Zuflucht.“ Diese beschrieb er ihm schnell, und trennte sich dann von ihm, um auch für sich wenigstens einigen Schutz unter Bäumen zu suchen, unbekümmert, ob sie im Gewitter gefährlich seien.

Am andern Morgen wurde bald in der Stadt bekannt, was sich in der Nacht auf dem Schlosse zugetragen hatte. Einer der Sträflinge war auf unbegreifliche Weise mittels einer Strickleiter entkommen; er konnte nur durch Hülfe von Außen her, mittels einer bestochenen Hand im Schlosse dazu gelangt sein; die Dunkelheit der Gewitternacht war ihm günstig gewesen, sonst würde ihn der Schuß der Schildwache, welche ihre Schuldigkeit gethan, wohl getroffen haben. Daß die Kugel ein anderes Opfer niedergestreckt hatte, ein armes Mädchen, das im Schlosse diente, erregte zwar Mitleiden, aber auf dieß Mädchen fiel nun doch der Verdacht, die Flucht des Gefangenen möglich gemacht zu haben. Was hatte sie nach Mitternacht noch draußen zu thun? Eine umfassende Untersuchung bedrohte das ganze Gefängnißpersonal, aber es war sehr zweifelhaft,

ob die am „evidentesten Gravirte," wie der Assessor sich ausdrückte, noch eine Aussage würde geben können.

In Marbach, dem nahegelegenen Dorfe, wo Liesbeth zu Hause war, klopfte beim frühen Morgen ein fremder Mann an dee Thüre der Hütte, welche ihre Mutter bewohnte. Ihr Eigenthum war dieselbe nicht, sie hatte nur hier eine Aufnahme gefunden, und arbeitete auf Tagelohn. Der Fremde war ein Reisender, das zeigte sein Ränzel, sein beschmutztes Schuhwerk, offenbar war er in das Gewitter gekommen, dessen Regen erst gegen Morgen aufgehört hatte. Ein altes Weib steckte den Kopf aus dem verdunkelten Schiebenfenster und sagte: „Hier wird nichts gegeben!"

„Ich verlange auch nichts," erwiderte der Fremde. „Wo ist Frau Kolbe?"

„Was will Er mit der?" entgegnete die Alte. „Die ist schon vor einer Stunde hinauf nach der Stadt — ihre Tochter ist geschossen worden und wohl schon todt! — Ja," fuhr sie fort, als der Fremde einen Ausruf des Schreckens hören ließ, „ihr eigener Liebster hat auf sie geschossen, Gott weiß, wie es zugegangen ist! Es kam ein Mann aus der Stadt, der kannte die Kolben, und schrie schon hier draußen, daß ihre Tochter im Sterben läge — da lief sie gleich hinauf."

Der Fremde sprach kein Wort, aber ein Anderee, als die Bäuerin würde bemerkt haben, daß er in großer Bewegung war. Er grüßte nur stumm mit der Hand und entfernte sich. Nachdem Alles so wohl gelungen war, hatte er Liesbeth's Muttee einen Beweis geben wollen, daß er sein Versprechen halten werde, und nun traf ihn die Nachricht des schweren Unglücks, das er herbeigeführt hatte. Wie streng war er vor wenigen Stunden mit seinem Bruder ins Gericht gegangen — und welcher Vorwurf lastete nun auf ihm selbst! Er hatte ein armes harmloses Mädchen durch den Dämon der Menschheit, das schnöde Geld, in Versuchung geführt, sie zu einem strafbaren Unternehmen verleitet, und ihr Blut fiel auf seine Seele. Was galt nun seine Verheißung, daß er sie, wenn die That übel abliefe, nicht verlassen, sondern ihren Dienst im reichsten Maße belohnen werde? Konnte er das noch, konnte er ihr Leben, wenn es im Verrinnen war, noch retten? Sein Wort, das er im Stolz des vermessenen Reichthums gethan hatte, wog so leicht, wie Spreu im Winde! Es trieb ihn jetzt nach der Stadt zurück, er mußte Gewißheit haben. Seine Absicht war gewesen, noch einige Tage fern zu bleiben, und dann erst unbefangen in Marburg wieder einzuziehen, seine Angelegenheiten zu ordnen, sich für den Paß, den er als verloren angeben wollte, eine neue Legitimation durch den russischen Bevollmächtigten in Frankfurt zu verschaffen, und dann nach Hamburg zur Vereinigung mit seinem Bruder zu reisen, für dessen Zukunft er schon einen reiflich überlegten Plan gefaßt hatte. Jetzt mußte er für seine schleunige Rückkehr, und seine äußere Erscheinung, welche Kunde gab, daß er dem nächtlichen Gewitter sich ausgesetzt hatte, eine Erklärung finden — sie lag nicht fern: der verlorene Paß mußte sie geben. Sein Weg führte ihn zuerst nach dem Schloßberge. Leute, die ihm begegneten und die er fragte, waren nicht im Stande, ihm die gewünschte Auskunft zu ertheilen, sie wußten wohl von dem Vorfalle, aber wie es zugegangen, und ob das Mädchen, das aus Versehen getroffen war, noch am Leben sei, konnten sie nicht sagen.

„Es wäre wohl am besten für sie, wenn sie nicht wieder aufstäme!" meinte Einer. „Sie hat's doch mit dem Mörder gehalten, denn er war ein bildschöner Mensch, und wenn sie nicht stirbt, wird's ihr schlimm ergehen."

Mit diesem Ausspruch, der dem Urheber des Unglücks das Herz noch schwerer machte, kam er in das Schloß, wo er den Unteroffizier, der vor dem Wachtgebäude stand, anredete, von diesem aber barsch zurückgewiesen wurde. Die eigentliche Festung wae zwae nicht gesperrt, aber es schienen doch nach dem Ereigniß außerordentliche Maßregeln getroffen zu sein. Waldenberg sah Niemand, den er hätte fragen können, und wenn er nicht Aufsehen erregen wollte, blieb ihm nichts übrig, als an dem Regierungsgebäude, das tiefer liegt, ohne Aufenthalt der Stadt hinabzugehen. Auf dem Markte, wohin er gerieth, fiel ihm ein, daß der Assessor, mit welchem er im Hotel Pfeiffer bekannt geworden wae, dort wohne. Von diesem, der mit Ottokae's Unglück vertraut war, hoffte er die Auskunft zu erhalten, er suchte ihn daher auf, und fand ihn glücklich zu Hause. Mit einiger Verwunderung sah der junge Beamte, der noch im Schlafrock seine Cigarre nach kaum genossenem Kaffee rauchte, den Mann, welcher gestern auf eine weite Entdeckungsreise in Oberhessens Bergen ausgezogen war, bei sich eintreten; aber dieser kam seiner Frage schnell zuvor. „Ich habe den Verdruß gehabt, meinen Paß zu verlieren," erklärte ee, nachdem er um Entschuldigung wegen seines Ueberfalls gebeten hatte. „Das veranlaßte mich, gleich umzukehren, ich gerieth noch in den Gewitterregen, der mich stark mitgenommen hat. Nun erzählt man mir auf der Straße von einem unglaublichen Vorfalle, der mit dem Kriminalfall, welchen Sie gestern bei Tisch erzählten, in Verbindung steht — ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, als ich an Ihrem Hause vorüberging, Sie gleich darnach zu fragen, da ich von Ihnen wohl die Wahrheit am besten hören werde, und nun schäme ich mich erst, daß ich so vor Ihnen erscheine."

„Charmant von Ihnen! Zwischen Bekannten keine Umstände! Ja, Here Monsilvain, Sie nahmen gestern gewissermaßen die Partbie dieses Russen — nun haben Sie die Geschichte. Gewaltsam ausgebrochen, ohne Rücksicht auf seine arme Mitschuldige, die nun für ihn bluten muß, physisch und moralisch. Und das Alles in dem Augenblick, wo ein kurfürstliches Reskript die Revision des ganzen Prozesses gegen den Mann angeordnet hat."

„Was sagen Sie?!“ rief Waldenberg mächtig ergriffen von dieser Nachricht, welche eine völlig veränderte Lage vor ihm zu eröffnen schien.

„Vor allen Dingen setzen Sie sich, wenn Sie in den durchnäßten Kleidern keine Erkältung fürchten,“ sagte der Assessor. „Bei einer Cigarre bespricht sich Alles am besten.“ Diese lehnte Waldenberg ab, doch nahm er Platz und hörte mit sichtbarer Spannung, was der Assessor ihm über das Ereigniß, so viel bis jetzt davon ermittelt war, erzählte. Der Gefangene, welchem in letzter Zeit etwas mehr Freiheit vergönnt gewesen zu sein schien, war aus seiner Zelle, welche jedenfalls durch eine hilfreiche Hand geöffnet war, entkommen. Es mußte aber im Hause von dem Wächter bald bemerkt worden sein; der wachthabende Unteroffizier hatte Lärm gemacht, die Posten benachrichtigt, davon hatte einer im Dunkeln etwas Verdächtiges an der Mauer bemerkt, angerufen und hingeschossen — er hatte aber nicht den Flüchtling, sondern eine Magd getroffen, welche im Schlosse diente, und offenbar zu der Entweichung hilfreiche Hand geboten. Wahrhaftig tragisch, daß der Soldat, der sie niedergeschossen, mit ihr selbst, wie oben ziemlich bekannt war, ein Liebesverhältniß gehabt hatte. Er sollte ganz in Verzweiflung sein. Die Dirne lag nun wohl bewacht an ihrer schweren Wunde darnieder, und es schien wenig Hoffnung zu sein, sie am Leben zu erhalten. Alles das hatte der Gerichtsbote, welcher sich genau erkundigt, dem Assessor erzählt, und dieser trug es mit seinen eigenen Bemerkungen dem Fremden vor, der so großes Interesse daran nahm.

„Sie sprachen von einer Revision des Prozesses,“ sagte dieser hierauf. „Wie hängt das zusammen?“

„Ja, lieber Herr Montsilvain, unter uns gesprochen, einen logischen Zusammenhang der Begebenheiten darf man hier zu Lande nicht immer erwarten: wir bewegen uns oft in wunderlichen Sprüngen. Nach meiner Ansicht, die aber auch nur auf Vermuthungen beruht, hat ein gewichtiger Anstoß von unbekannter Hand diese längst abgethane Sache wieder auf die Tagesordnung gebracht. Der Kurfürst hat davon Kenntniß genommen, den Urtheilsspruch nicht motivirt gefunden, und Revision befohlen; möglich, daß auch nachträglich Entlastungsindizien, vielleicht durch die schöne Lydia selbst, wenn sie nach der gestrigen Annahme zurückgekehrt ist, aufgefunden, und allerhöchsten Orts vorgebracht worden sind. Nun aber eine strafbare Selbsthilfe stattgefunden hat, ist Alles verdorben. Der Telegraph wird gewiß schon den Steckbrief in alle Richtungen verbreitet haben.“

Waldenberg dankte ihm für seine Mittheilung, entschuldigte sich nochmals, und brach dann auf. — „Bei Tisch hoffe ich Ihnen mehr sagen zu können!“ rief ihm der Assessor nach.

Das war jedoch nicht der Fall. Er hatte sich noch keine weitere Aufklärung, als die aus den Thatsachen hervorging, ergeben, und der Assessor durfte von dem Untersuchungsverfahren, das eingeleitet worden war, nicht reden. Natürlich blieb aber das Ereigniß, das so nahe lag, selbst vor den politischen Nachrichten von Wichtigkeit, welche die heutigen Zeitungen brachten, im Vordergrund, und wurde vielfach besprochen. Der Fremde, welchen der Verlust seines Passes die vorgehabte Fußwanderung hatte aufgeben lassen, war heut an der Tafel weniger schweigsam, als sonst; ein Seelenkenner würde aber gefunden haben, daß seine Gesprächigkeit etwas Erzwungenes hatte. Auch er sprach seine Meinung über Schuld oder Nichtschuld des verwundeten Mädchens aus, das mehr Interesse erregte, als der entsprungene Sträfling; und wie er schon früher für diesen gewissermaßen Partei genommen, und die über ihn verhängte Strafe als ungerecht erklärt hatte, so blieb er in seiner augenscheinlichen Neigung zum Plaidiren für Angeschuldigte konsequent, indem er das Mädchen, über welches mit Ausnahme des alten Archäologen Alle den Stab brachen, in Schutz nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Genealogie im Dienst der Zeitgeschichte. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch auf 1867.

Welche Fülle der wichtigen staatlichen und dynastischen Veränderungen das vergangene Jahr und zwar ganz vorzugsweis unserm deutschen Vaterland gebracht, wird Demjenigen, der sich die Ereignisse desselben am Schluß rekapitulirt, nicht deutlicher anschaulich, als bei der Durchgehung des beliebten „Gothaischen genealogischen Hofkalenders nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1867, 104. Jahrgang, Gotha, bei Justus Perthes“, der, in seiner deutschen, so wie in seiner, ungleich stärker verbreiteten, französischen Ausgabe, nebst dem „Genealogischen Taschenbuch der gräflichen Häuser, 40. Jahrgang“ und demjenigen „der freiherrlichen Häuser, 17. Jahrgang“ am 17. ds. zur Ausgabe an's Publikum gelangte. Auch äußerlich macht sich die Ueberhandnahme des zuwachsenden Stoffes wiederum bemerkbar. — Der „Hofkalender“ hat, in seiner deutschen Ausgabe, im Jahrgang 1867 71 Bogen und 1138 Seiten (einschließlich des astronomischen Kalenders) Jahrgang 1866 hatte er 70 Bogen und 1074 Seiten, 1856 874, 1834 514, 1816 296 Druckzeilen, 1771 gar nur 173. Was das späte Erscheinen des Taschenbuchs anlangte, so liegen dafür die Gründe wohl klar vor. Zum Ueberfluß entschuldigte die Redaktion in der Vorrede die Verzögerung in der Publikation mit „den Ereignissen der letzten fünf Monate, die auf die Tafeln der Geschichte Europa's und besonders Deutschlands mit Blut und Eisen eingezeichnet worden sind, und den dadurch auch im In-

halte des Hofkalenders nöthig gewordenen Umänderungen." — In der That, sehen wir uns den Inhalt des Kalenders gegen seinen Vorgänger etwas genauer an, so werden wir nicht in Zweifel sein, daß seit 1814|15 kein neuer Jahrgang des Abweichenden vom unmittelbar vorhergehenden solchen Reichthum zu bieten hatte, als der eben erschienene. Zuerst treten bereits in der Abtheilung „Genealogie der europäischen Regenten" die gewaltigen Veränderungen des Jahrs 1866 recht deutlich vor das Auge. — Die Häuser „Hannover" und „Nassau" finden sich nicht mehr, wie im vorigen Jahrgang, an den ihnen im Alphabet bestimmten Stellen unter den regierenden Häusern. Ersteres ist, mit seinem Georg Rex oder vielmehr „Exrex" an der Spitze, unter „Großbritannien und Irland" im Nachhang untergebracht, als „nicht regierende Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg, jüngere Linie, königliche Linie von Hannover". Nassau findet man unter „Niederlande, Haus Nassau" angefügt als „nichtregierende Linie des Hauses Nassau, ältere, jetzt herzogliche Linie Nassau". — Das „Kurhaus Hessen" folgt jetzt unter der Rubrik „Hessen" dem Haus „Hessen-Darmstadt, der jüngeren Hauptlinie", bisher ging es, als die ältere Hauptlinie, dieser voraus. Aus dem diesmal bedeutenden Nekrolog, einschließlich der einschlägigen Notizen, in den Nachträgen möchte hervorgehoben sein: das Ableben des Königs Leopold I. der Belgier, der greisen, hartgeprüften Exkönigin Maria Amalia der Franzosen, des einst vielgenannten Prätendenten von Portugal **Don Miguel**, endlich das des 84jährigen Landgrafen Ferdinand von Hessen-Homburg. In ihm ging der Rest der sämmtlichen Regenten zu Grabe, mit ihm erlosch sein Haus in der Mannslinie. — In dem an den „Nekrolog" sich anschließenden „Verzeichniß regierender Fürsten" tritt hervor als ältester Regent „nach der Zeit des Regierungsantritts" der Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt (nämlich seit 1807), nach „dem Lebensalter" aber Fürst Heinrich 67 von Reuß jüngerer Linie (geb. 1789). Beide hatten im Jahrgang 1866 noch einen Vormann.) Der jüngste Regent ist nunmehr: nach dem Regierungsantritt, Leopold II. König der Belgier, nach dem Lebensalter: Heinrich 22, Fürst von Reuß, ältere Linie. (Von diesen beiden ist Leopold II. zum Erstenmale auf diesem Platze.) Nicht geringer als in der Abtheilung „Genealogie der europäischen Häuser" sind die Veränderungen in „Diplomatisches Jahrbuch und statistische Nachrichten." Hier sind mit Ausnahme von „Oesterreich" die sämmtlichen Staaten, welche bisher den deutschen Bund bilden, aus der alphabetischen Reihenfolge, in der sie unter den übrigen Staaten aufgeführt waren, auszuscheiden. Bei einem jeden vormaligen Glied des deutschen Bundes ist auf die Zusammenstellung „deutscher Staaten" am Schluß des diplomatischen Jahrgangs verwiesen. Nach diesem Schluß, den Venezuela bildet, kommt das Kapitel „Deutsche Staaten", eingeleitet durch eine kurze Uebersicht der Ereignisse, welche die Auflösung des „Bundes" herbeiführten. Die einzelnen deutschen Staaten präsentiren sich alphabetisch, — wie oben bemerkt fällt da „Oesterreich" aus. Hingegen begegnet dem Leser zwischen „Mecklenburg-Strelitz" und „Oldenburg" „Norddeutscher Bund." — Am Ende nach „Württemberg" kommt noch der „deutsche Zoll- und Handelsverein" an die Reihe. Lediglich der Vollständigkeit halber mögen zum Schluß noch die Namen derjenigen Personen folgen, deren Bildnisse die genealogischen Taschenbücher zieren. Der „Hofkalender" bringt die Kronprinzessin Karolina von Sachsen (Karola Wasa) als Titelkupfer, dann Großfürst Konstantin von Rußland, Isabella von Orleans, Gräfin von Paris, August, Prinz von Koburg und Gotha, Herzog zu Sachsen, endlich der Tradition folgend, auch einen Nichtsouverän, D. Mariano Ignacio Prado, Diktator der Republik Peru. Das „Taschenbuch der gräflichen Häuser" hat das Bildniß des Grafen Otto von Bismarck-Schönhausen (1866 prangte der Graf Alexander Mensdorff-Pouilly, der k. k. österreichische Feldmarschallieutenant und bisheriger Minister des kaiserl. Hauses und des Auswärtigen, als Titelkupfer.) Im „Taschenbuch der freiherrlichen Häuser" stellt das Bildniß den Freiherrn Eligius von Münch-Bellinghausen (als Dichter unter dem Namen „Friedrich Halm" bekannt) dar.

Vermischtes.

Die vulkanischen Erscheinungen am Monte Baldo (Lombardei) dauern fort. Am 2., 3., 4. und 5. Dezember waren die Erderschütterungen besonders stark, und erstreckten sich jetzt sehr fühlbar auch bis Castelletto, welches Dorf früher kaum etwas spürte. Es wird übereinstimmend bestätigt, daß sich bei Nacht leuchtende Phänomene besonders in der halben Höhe des Baldo zeigen, doch hat sich der angebliche vulkanische Ausbruch bei Cassone nicht bestätigt, und die Einwohner gewöhnen sich allmählich an die fortwährenden Erdstöße, unbekümmert um deren möglichen Ausgang.

Die Krupp'sche Gußstahlfabrik in Essen beschäftigte im Jahre 1865 circa 8187 Arbeiter, gegen 6600 im vorhergehenden Jahre, welche 100 Millionen Pfund Gußstahl produzirten; 1864 betrug die Produktion 5 Millionen, 1863 25 Millionen. 160 Dampfmaschinen, 39 Dampfhämmer, 400 Schmelz-, Glüh- und Cementöfen waren im Betrieb.

Redakteur Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 308 Samstag, 29. Dezember 1866.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage fehlte er an der Gasttafel: er war abgereist, wie er gesagt hatte, um sich einen neuen Paß bei der Bundestagsgesandtschaft seines Souveräns zu verschaffen, und hatte seine baldige Rückkehr in Aussicht gestellt. Wer war sein Souverän, welcher Nationalität gehörte er an? Sein Name war französisch, er selbst hatte angegeben, daß er aus Italien kam, aber er sprach so vortrefflich deutsch, daß man ihn kaum für einen Ausländer halten konnte. Die hingeworfene Idee, daß sein Souverän Viktor Emanuel sein könne, wurde gleich widerlegt: das Königreich Neu-Italien war nur von einzelnen deutschen Mächten, aber nicht von Oesterreich und Bayern, folglich auch nicht vom deutschen Bunde anerkannt, auch würde ein Neu-Italiener das Wort Souverän nicht gebraucht haben.

Der alte Herr hatte lächelnd die Erörterung angehört. „Aber, meine Herren", sagte er endlich, „haben Sie denn gar nicht herausgehört, daß der Kaiser von Rußland sein Landesherr ist? Wie sprach er sich über Polen aus! Trotz seines französischen Namens kann er ein russischer Unterthan sein, da bei vielen historischen Anlässen französische Familien und Individuen dort eingewandert sind, wie die Langeron, St. Priest, Lambert — lachen Sie nicht, ich meine ja keineswegs die heutige unfindbare Persönlichkeit, sondern den General von 1812!"

„Sehr richtig!" rief der Assessor. „Sie können Recht haben! Montsilvain ist ein Russe, vielleicht ein Landsmann des ermordeten Herrn von Dilmar und des schönen jungen Paares, das dabei kompromittirt ist, daraus erklärt sich auch seine Sympathie für den Gefangenen, mit dessen Verurtheilung ich übrigens auch, wie Sie sich entsinnen werden, nicht einverstanden war. Er versäumte oder verschmähte es, alle Rechtsmittel, die ihm noch geboten waren, zu benutzen — nun hat er aber zu seinem eigenen größten Schaden seiner Rehabilitirung vorgegriffen. — Dem sei, wie ihm wolle, so soll mir Montsilvain, wenn er von Frankfurt wiederkommt, beichten. Ich bin so bekannt mit ihm, daß daran gar kein Zweifel ist. — Kennt einer der Herren vielleicht zufällig das Mädchen, das ein Opfer seiner Gutmüthigkeit geworden ist? Ob sie hübsch gewesen sein mag?"

VI.

Frau von Straeten besaß in der nächsten Umgebung von Frankfurt, reizend am Maine gelegen, eine Villa, die ihr Gemahl, der reiche Bankier, mit allem Luxus in bestem Geschmack ausgestattet hatte. Hier weilte sie jetzt mit ihrer Schwester, der sie auf die Anmeldung ihrer Rückkehr von weiten Reisen bis Hannover entgegengeeilt war. Sie hatten nach dem ergreifenden Wiedersehen noch zu Lydia's Zerstreuung einen Umweg nach Berlin eingeschlagen und hier einige Tage, trotz der todten Jahreszeit, sich aufgehalten, wo denn Jenny zu ihrer Verwunderung bald inne geworden, daß selbst das furchtbare Erlebniß ihrer Schwester deren angeborne Sinnesart nicht zu ändern vermocht hatte. Konnte sie das aber verwundern? Hatte sie, die ältere Schwester, nicht dieses Temperament sich von frühester Kindheit entwickeln sehen? Hatte sie nicht erlebt, als Lydia durch des Vaters Machtgebot von Ottokar, den sie mit aller Gluth der ersten Neigung liebte, getrennt worden war, daß sie zuerst in Verzweiflung nahe daran gewesen, in Geisteszerrüttung zu verfallen, daß sie aber, nachdem sie sich in ihr Schicksal gefügt, bald die Ruhe und dann auch die volle Heiterkeit wieder gefunden hatte? Dann war sie von ihrem Manne in das Ausland geführt worden, der Vater gestorben, und Jenny später auch einem Gatten gefolgt, den sie im Hause einer Verwandten, wo sie Aufnahme gefunden, kennen gelernt hatte. Ehe sie diesem jedoch in seine deutsche Heimath gefolgt war, hatte sich das Unglück zugetragen, von welchem sie erst Kenntniß erhalten hatte, als sie nach Frankfurt kam. Lydia war schon fern, und wenn sie auch bald von ihr selbst Nachricht bekam und mit ihr einen Briefwechsel unterhielt, so war sie doch über ihren Gemüthszustand nicht eher in's Klare gekommen, als bis sie mit ihr wieder vereinigt war. Jetzt wußte sie, daß Lydia noch immer ein Kind war, und daß sie ewig ein Kind bleiben werde, dessen Empfindungen mit den Eindrücken des Moments von einem Extrem zum andern schwanken. Die Begegnung mit Ottokar's Bruder, welchen beide Schwestern früher nie gesehen, da er auf den

Digitized by Google

Gütern seiner Familie im innern Rußland lebte, hatte neue Stürme in Lydia geweckt, und dießmal schien es, als wollten sie sich nicht so leicht legen: die Schwester suchte daher ihren Blick von der Gegenwart in die Zukunft zu richten; sie hatte schon für Lydia einen Lebensplan entworfen, den sie viel mit ihr besprach.

„Dir gefällt es nicht in Frankfurt!“ sagte sie. „Dir gefällt es auch bei uns nicht. Widersprich nicht, ich weiß wohl, daß ich an Deiner Liebe zu mir nicht zweifeln darf, aber mit meinem Manne kannst Du Dich nicht befreunden.“

„Ich achte ihn hoch!“ rief Lydia.

„Das glaube ich und das verdient er auch“, erwiderte Jenny. „Aber Du kannst für ihn keine Sympathie gewinnen, sein ruhiges und besonnenes Wesen wird von Dir verkannt. Die Zeit wird aber kommen, Lidy, wo Du ihm Gerechtigkeit widerfahren lässest! — Einen festen Wohnsitz mußt Du haben, und allein wohnen kannst Du nicht, dazu bist Du noch zu jung. Schon diese Reisen ohne eine andere Begleitung als Deine Jungfer. —“

„Du hast mir das schon öfter gesagt, Jenny!“ unterbrach sie Lydia unmuthig.

Der Eintritt des Hausherrn ließ das Gespräch abbrechen, das vor der Hand doch zu keinem Resultat geführt hätte. Lydia konnte sich nicht mit der Idee befreunden, sich wieder irgend einem Zwange zu unterwerfen, nachdem sie einige Jahre unbeschränkter Freiheit genossen hatte. Das Glück, das sie wohl an jeden Ort gefesselt hätte, war ihr geraubt, warum sollte sie sich nun an irgend eine Stätte binden und gar irgend ein altes grämliches Wesen als Ehrendame und Hüterin ihres sogenannten Rufes um sich dulden? Dieser Gedanke war wohl unter der faltenreichen Stirn des herzlosen Geschäftsmannes entsprungen, von dem sie nicht begriff, wie er die Liebe ihrer gemüthvollen Jenny habe gewinnen können. Schon der Tonfall seiner Stimme, der sich nie zu Affekten steigerte, war geeignet, Lydia, wenn sie mit ihm sprach, zu reizen, um so mehr, als sie die Ueberlegenheit seines klaren Geistes anerkennen mußte. Sie überließ jetzt das Ehepaar sich selbst und zog sich in den Gartensalon zurück, wo sie vorzugsweise gern verweilte. Hier gab sie sich auf der Ottomane ruhend, ihren Gedanken hin und blickte träumerisch in die grünenden und blühenden Anlagen hinaus. Durch die offene Thüre drang süßer Blumenduft herein, ein leichtes Wehen kühlte ihr die Stirn und sie war nahe daran, dem einlullenden Zauber nachzugeben, als sie durch ihre Jungfer aufgeschreckt wurde, deren Antlitz ihr beim eiligen Eintritt schon ein wichtiges, ja wie es schien gefährliches Ereigniß verkündigte. Aber noch ehe sie sprechen konnte, trat ein Mann, der dem Mädchen auf dem Fuße gefolgt war, ungestüm ihr voran und ein Laut des tiefsten Wehs von Lydia's Lippen verrieth, daß sie ihn auf den ersten Blick erkannte. Sie erhob sich von ihrem Sitz, das Mädchen verschwand und zu den Füßen ihrer Herrin sank sprachlos der Mann, den sie hatte anmelden wollen und der nun Lydia's Hand mit Küssen bedeckte, während die fassungslose Frau, nur des einen Gedankens fähig, daß sie wieder mit ihm vereint sei, in Thränen ausbrach.

„Lydia! Habe ich Dich endlich gefunden!“ rief er jetzt, indem er aufsprang und sie mit leidenschaftlichen Blicken betrachtete.

„Keine Macht der Welt soll uns mehr trennen, wenn Dein Herz mir treu geblieben ist!“

„Ottokar!“ stammelte sie.

„Du hast mich daran zweifeln lassen!“ fuhr er fort. „Die kalte Pflicht hat Dich lange mir entfremdet, Du warst oft hart gegen mich, Lydia! Du wehrtest jedem Worte, das aus meinem Herzen kam! Freundschaft für Liebe wähntest Du, könne mir genügen! Das ist vorüber, Geliebte! Zwischen uns steht nichts mehr, das uns trennen könnte, und so wahr wir vor Gott schuldlos sind an dem Blute, das geflossen ist, so wahr schwöre ich Dir, daß ich nimmer von Dir lasse!“

Sie war tief erschüttert, aber ihr Auge, das mit unaussprechlicher Innigkeit dem seinigen begegnete, gab ihm Kunde, daß ihr Herz ihm noch immer gehörte. Er zog sie an seine Seite nieder, er fing an, von den Plänen für ihre Zukunft zu reden. Weit hinweg, wo Niemand sie kannte, wollten sie ziehen, wenn Lydia die Seinige werden wollte, dort sollte ihnen endlich das Glück erblühen, das ihnen so lange grausam verweigert worden war. Welche schimmernde Ferne im Rosenlichte der Liebe eröffnete sich vor Lydia — wie grau und farblos dagegen die Zukunft, welche ihr die Schwester gemalt hatte! Sie fragte nun nach Ottokars Schicksal, das sie als unabwendbar angesehen, und darum in der Ferne gezagt hatte, durch einen Schritt zu ergründen. Unnatürlich! hatte ihr die Schwester gesagt, als sie kürzlich erst im vollen Vertrauen über jene schauerliche Zeit mit ihr gesprochen hatte. Wohl mochte sie Recht haben, unnatürlich war es wohl, daß sie entflohen war, und sich auch später von dem Loose, das ihn betroffen, keine Gewißheit zu verschaffen gesucht hatte — aber konnte sie denn durch diese Gewißheit sich den Funken von Hoffnung rauben lassen, daß es ihm vielleicht doch gelungen sei, dem schrecklichen Loose zu entrinnen, und daß sie ihn einst noch hienieden wiedersehen werde? Diese Hoffnung hatte sie nicht getäuscht: sie sah ihn lebend vor sich, sie sollte sich nicht mehr von ihm trennen! Jetzt konnte sie ihn fragen, wie er das möglich gemacht, was er erduldet, wo er bis jetzt verweilt habe.

Da verfinsterte sich sein Antlitz, ein bitterer, feindseliger Zug umspannte seinen Mund. „In Eisen, Lydia!“ antwortete er. „In Eisen bin ich geschlagen worden, wie der gemeinste Verbrecher, und fragst Du mich, wo ich geweilt habe bis jetzt, so sage ich Dir: unter den Sträflingen!“

Digitized by Google

Sie erblaßte. — „Das iſt unmöglich!“ rief ſie mit heftigem Tone.

„Ich komme von dort! Ich habe die Eiſen, die Sträflingsjacke getragen, bis jetzt!“ erwiderte er in bitterm Grimme, nicht beachtend, welche Veränderung durch dieß Wort plötzlich in ihr vorging. Ihre Augen blitzten.

„Und Du haſt das erduldet?“ rief ſie. „Du haſt nicht lieber das Leben abgeworfen, als dieſe Schande zu tragen?“

Sie ſtand auf, ſie trat einige Schritte von ihm zurück. Ihr Benehmen, das ihn erſt betroffen machte, dann aber in ſeiner Seele ein brennendes Gefühl weckte, kam ihr wohl ſelbſt nicht recht zum Bewußtſein, aber ſie wandte ſich unwillkürlich von ihm ab.

Auch er ſtand auf. Beide ſchwiegen einen Moment.

„Das ändert Alles, nicht wahr?“ fragte er dann mit bebender Stimme. — Sie antwortete nicht. — „Dem Entehrten, der die Schande getragen hat, kann Dein Herz nicht länger gehören!“ fuhr er fort. „Hätte er ſein Leben abgeworfen, um der Schmach zu entgehen, würde es ihm noch ein Andenken weihen? Vielleicht!“ ſetzte er bitter hinzu.

Sie wandte ſich nun ganz von ihm ab, und machte eine ſchwache Bewegung mit der Hand, die er im Sinne ſeiner aufgeregten Leidenſchaft deutete. „Leben Sie wohl, Frau von Dilmar!“ ſagte er. „Ich habe mich ſchwer getäuſcht — aber ich will Ihre Ruhe nicht länger ſtören. Hab' ich die Schande getragen, das Leben nicht abgeworfen um der einen Hoffnung willen, ſo muß ich es auch tragen wie ich kann, daß dieſe Hoffnung mich getäuſcht hat.“ Er wollte ſich ſchnell entfernen.

„Ottokar!“ rief ſie, und wandte ihm nun ihr in Thränen gebadetes Angeſicht zu.

Von ihrem Tone den bitteren Gefühlen entriſſen, welche ihm allen Werth der wiedergewonnenen Freiheit, ja des Lebens geraubt, kehrte er um, und faßte ihre Hand.

„Darf ich dieſem Rufe trauen? Kam er von Herzen?“

„Ottokar! Ich bin Dein im Leben und im Tode!“ klang es von ihren bebenden Lippen. „Glück und Unglück, Ehre und Schmach trage ich mit Dir!“

Er zog ſie an ſeine Bruſt und ſie wehrte ihm nicht. „Meine Braut! Meine Geliebte!“ rief er. Ein Kuß, der erſte, ſeit ihr früheres Bündniß gelöſt worden war, vereinigte ſie auf's Neue. Beide fühlten, daß kein Schickſal, als der Tod, ſie mehr trennen könne. Sie konnten endlich ruhiger Alles beſprechen. Ottokar erzählte, wie er von ſeinem Bruder befreit worden war. Sigismund, auf weiten Reiſen begriffen, die ihn über die Gränzen des ruſſiſchen Reichs nach dem Orient geführt, hatte erſt auf der Heimkehr in Korfu durch einen Brief aus Kurland, der ihn dort getroffen, von dem Schickſal ſeines Bruders Kunde erhalten. Er war nach Deutſchland geeilt, um Alles für ſeine Rettung zu thun. So viel hatte er mit kurzen Worten in dem Billet angedeutet, das ihm durch eine mitleidige Hand, die er zur Vermittlung gewonnen, zugeſtellt worden war. Ottokar konnte ſein Gefühl nicht ſchrecklich genug ſchildern, als er zuerſt, noch vor dieſem Schritte, der in ihm eine glückliche Hoffnung weckte, auf dem Platze vor dem Schloß ſeinen Bruder erkannt, der ihn — in Eiſen wiederfinden mußte! Dann aber waren Schlag auf Schlag die Feſſeln gebrochen worden, durch dieſelbe Hilfe, welche Sigismund für ihn bewirkt. Das im Einzelnen zu erzählen, wer ihm die Strickleiter gegeben und durch entwendete Schlüſſel das Pförtlein geöffnet hatte, und wie er dann den gefährlichen Weg, der ihm gezeigt, in die Freiheit angetreten, Alles das blieb künftiger Mittheilung vorbehalten. Er ſelbſt kannte ja den ganzen Zuſammenhang in ſeines Bruders Thun noch nicht, er hatte ihn nur eine kurze Minute in der Nacht, unter drohenden Zeichen vom Himmel geſprochen — und wie er das erwähnte, fiel ihm wieder ein, was Sigismund bekämpft hatte, und er ſtockte in ſeiner Rede.

(Schluß folgt.)

Braſilianiſche Sklaverei.

Der bekannte Reiſende J. J. von Tſchudi gibt in ſeinen Reiſen durch Südamerika, deren zweiter Theil ſo eben erſchienen iſt, belehrende Mittheilungen über das Inſtitut der Sklaverei, wie es ſich in Braſilien geſtaltet hat. Tſchudi ſagt darüber: „Sklaverei iſt ein Fluch für jedes Land, in dem ſie noch beſteht. Abgeſehen von all ihren ſchrecklichen Rückwirkungen auf Moral und ihrem traurigen Einfluſſe auf die organiſche Entwicklung der Nation bedingt ſie einen ununterbrochenen Racenkampf, indem bald der Sklave, bald ſein Herr aggreſſiv vorgeht; bald der andere unterliegt. Mit großartigen Erfolgen für die Sklaven hat er nun einmal: in St. Domingo, geendet. Partielle Aufſtände, ſowohl in den Südſtaaten Nordamerikas und in Weſtindien, als auch in Braſilien, ſind jedesmal zum Nachtheil und mit großen Verluſten an Menſchenleben für die ſchwarze Race ausgefallen. Als traurige Folge ſolcher Befreiungsverſuche iſt immer eine härtere Behandlung der Sklaven eingetreten, die weit mehr Opfer forderte, als der offene Aufſtand. Am häufigſten nimmt der Vernichtungskrieg den Charakter des Einzelkampfes an. Es iſt nicht die ganze Sklavenbevölkerung eines Staates, es ſind nicht die ſämmtlichen Neger eines Diſtriktes oder einer Plantage, die auf den Kampfplatz treten, es iſt der einzelne Sklave gegen ſeinen Herrn. Gift oder eine Kugel aus dem Hinterhalte geſchoſſen, ſind ſeine Waffen. Gegen dieſe Angriffe iſt der harte

Sklavenhalter nie gesichert, sein Mißtrauen aber macht ihn immer härter.

Der Rachetrieb des Sklaven bleibt aber selten in der enggezogenen Gränze des Hasses gegen den Unterdrücker, er erstreckt sich weiter auf unschuldige Opfer und wird erst dann zum wahren Racenkampfe. Ich führe folgendes Beispiel von vielen anderen an, weil ich die betreffende Familie genauer kannte. Herr S., ein Deutscher in Rio de Janeiro, hatte eine etwa 16jährige Negerin als Köchin gemiethet und sie, vortrefflich gehalten, erst einige Wochen in seinem Hause, als eines Tages eines seiner Kinder, ein Mädchen von wenigen Jahren, an Erbrechen heftig erkrankte, man glaubte in Folge einer Indigestion. Am folgenden Tage überraschte die Frau des Hauses die Negerin in dem Augenblicke, als sie eine Hand voll Grünspan in die zum Mittagessen bestimmten schwarzen Bohnen warf. Sie wurde sogleich verhaftet und gestand auch unverhoh'en, sie sei zwar in dem Hause zufrieden und gut gehalten, aber ihre alte Muhme habe ihr gesagt, alle Weißen müßten sterben; sie solle die Familie vergiften; sie habe Tags zuvor an dem „kleinen weißen Schnabel" versucht, ob das Gift wirke.

Es ist bekannt, daß die Zahl der durch Neger vergifteten Weißen alljährlich eine sehr hohe ist: aber noch ungleich viel höher beläuft sich die Zahl der von ihren Herren getödteten Sklaven. Der Vernichtungskampf nimmt endlich noch einen höchst eigenthümlichen Charakter an, indem häufig die Sklaven durch ihren eigenen freiwilligen Untergang ihren Herrn pekuniär zu Grunde zu richten suchen. Der Sklave weiß, daß er einen sehr hohen Geldwerth repräsentirt, daß ohne seine Arbeit der Fazendeiro nicht bestehen kann und durch den Verlust der Arbeitskräfte ruinirt ist. Es fassen daher zuweilen die Sklaven einer Fazenda den Entschluß, sich selbst zu vergiften und führen ihn mit dem größten Stoizismus aus. Sie benutzen dazu die Abkochung oder das Pulver der Wurzel einer Liane, **Timbo arvore** oder **T. boticario**. Man hat behauptet, daß diese Pflanze von den Negern aus Afrika mitgebracht und in die brasilianischen Wälder versetzt worden sei, und daß dieser **Timbo** immer nur in der Nähe der Plantagen, nicht in den entfernteren Urwäldern gefunden werde, doch kann ich die Wahrheit dieser Angaben nicht verbürgen. Selten wählen die Neger den Tod durch Erhängen oder Ertränken; von Selbstentleibung durch das Schießgewehr sind mir keine Beispiele bekannt geworden.

Im Juni 1861 erfuhr ich folgende Nachrichten von einem Fazendeiro in der Provinz Sant Paulo, den ich im Jahre zuvor auf seiner schönen Besitzung besucht hatte. Der arme Mann war wahnsinnig geworden, und zwar in Folge nachstehender Thatsache. Mehrere Tage nacheinander kam während der Messe vor die Kirche der Pfarre, zu der die Fazenda gehörte, ein mit Ochsen bespannter, von einigen Sklaven begleiteter Wagen, auf dem drei bis vier Negerleichen lagen, die beerdigt werden sollten. Der Geistliche, erschrocken über die stets wachsende Zahl der Todten, erkundigte sich bei den Negern, ob auf der Fazenda eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei? O nein, Herr, erwiderte einer der Sklaven, wir sind alle gesund, aber, fügte er mit einem verschmitzten Lächeln bei, heute bringen wir die da (auf die Todten zeigend), morgen werden andere uns bringen. Und so geschah es. Am nächstfolgenden Tage war der Ochsenkarren mit den Leichen der Sklaven beladen, die ihre todten Kameraden hergebracht hatten, und so ging es fort, bis fast alle Neger der Fazenda, über 80, neben einander auf dem Gottesacker ruhten. Sie hatten sich selbst vergiftet. Noch ehe die letzten auf den verhängnißvollen Wagen geworfen wurden, war ihr Herr, der sein Verderben immer näher rücken sah, dem Wahnsinn verfallen. Er hatte seine Sklaven durchaus milde behandelt. Man erklärt solche dunkle Thaten auf zweierlei Weisen. Entweder durch Ueberredung von Seiten eines unter den Sklaven befindlichen Zauberers oder Priesters (Quimbo), welche einen großen Einfluß auf die Neger ausüben, oder in Folge des Ablebens eines Sklaven aus königlichem Geblüt, worauf alle demselben Stamme angehörigen Neger ihm im Tode nachzufolgen sich verpflichtet halten."

Auflösung der Charade in Nr. 305:

I.

Die Au, den Garten und das Feld,
Mit Fleiß von Menschenhand bestellt,
Die höchste Palme, das kleinste Moos,
Das große Meer, die murmelnde Quelle,
Die fröhlich entsprudelt der Erde Schooß,
Und immer neu entsendet die Welle,
Alle belebt der „Sommer" stets neu,
Und macht von der Kälte Banden sie frei.

Str. P. Sch.....r, L.

II.

Fürwahr recht klug war deine Wahl,
Mein lieber Herr Autor!
Mit Sylben dreh'n, Vokalenzahl
Rückwärts, so wie auch vor.
Jedoch gedenk' des Ganzen ich,
Wo sich die Erde schmückt;
So ist's der „Sommer" sicherlich,
Wo man die Blumen pflückt.

J. W.....l in Klingenberg.

Redakteur Gustav Meissner. — Druck und Verlag der A. Hartleben'schen Druckerei.

Digitized by Google